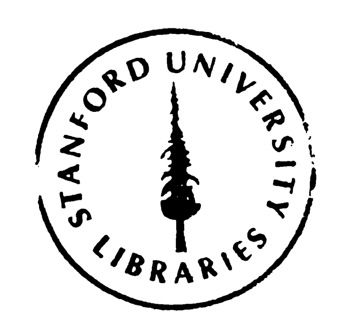


Braunschweigisches Magazin

Paul Zimmermann, Geschichtsverein für das herzogtum Braunschweig


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig

herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Januar.





Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1905.



Braunschweigisches Magazin.

Elfter Band. Jahrgang 1905.





Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig

herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Elfter Band.
Jahrgang 1905.



Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
Druck von Robert Angermann.
1905.

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Geschichtl. Hülfswissenschaften (Wappenkunde).

2. Geschichte.

3. Topographie, Architektur, Denkmalpflege.

4. Volkskunde und -sprüche, Kulturgeschichte.

5. Kirche, Schule und Wissenschaft.

6. Biographie, Briefe 2c.

7. Geschichtsverein.

II. Besprechung von Büchern und Aufsätzen, Inhaltsangabe von Büchern und Zeitschriften.

III. Abbildungen.

IV. Verfasser.



Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1905. Januar. **Nr. 1.**

Friedrich Knapp †.

Von Richard Meyer.

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit.

Am 8. Juni des verflossenen Jahres starb hier in Braunschweig hochbetagt Friedrich Knapp, „der Altmeister der chemischen Technologie", wie er oft genannt wurde. Er war schon 1889 von seinem Lehramte als Professor an der technischen Hochschule zurückgetreten; aber sein lebhafter Geist war noch nicht zur Ruhe gegangen. Eine Reihe von Veröffentlichungen gaben auch der Außenwelt Kunde, daß der Alte noch da war, — endlich mußte er der Natur ihr Recht lassen: die Kräfte sanken allmählich, und kurz nach Vollendung des neunzigsten Lebensjahres ist er friedlich eingeschlafen.



Wenn ich es unternehme, das Lebensbild einer so eigenartigen Persönlichkeit zu entwerfen, so bin ich mir der großen Schwierigkeiten dieser Aufgabe wohl bewußt. Eine gewisse Berechtigung dazu schöpfe ich aus der Tatsache, daß ich, als Knapp's unmittelbarer Nachfolger im Lehramte, eine lange Reihe von Jahren im nahen Verkehre mit ihm stand. Während dieser Zeit empfing ich von ihm zahlreiche Mitteilungen über Erlebnisse, die er, trotzdem sie viele Jahre zurücklagen, treu im Gedächtnisse aufbewahrt hatte und in seiner lebhaften Weise äußerst anschaulich wiederzugeben verstand. Ich habe mir stets unmittelbar darauf Aufzeichnungen davon gemacht, sodaß ich auch nach längerer Zeit dafür einstehen kann, sie wirklich so und nicht anders von ihm erhalten zu haben. Diese Aufzeichnungen sind im folgenden in umfassender Weise benutzt. Sie wurden ergänzt durch Mitteilungen, die mir der Sohn des Verstorbenen, Professor G. F. Knapp in Straßburg, gemacht hat, ferner durch eine Reihe von Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, welche Friedrich Knapp selbst im Erbacher Kreisblatte veröffentlicht hat. Daß im übrigen seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen und was er sonst Gedrucktes hinterlassen hat, als Quellen dienten, bedarf keiner besonderen Erläuterung.

I.

Friedrich Ludwig Knapp wurde am 22. Februar 1814 zu Michelstadt im Odenwald geboren, als Sohn des damaligen gräflich Erbach'schen Regierungsrates Johann Friedrich Knapp (später in großherzoglich-hessischen Diensten, gestorben im Mai 1848 als Geheimer Staatsrat in Darmstadt). — Auch seine beiden Großväter, Kammerrat Knapp und Forstmeister Louis, standen in Erbach'schen Diensten.

Die Wiege Friedrich Knapp's stand auf geschichtlichem Boden: über den Hochrücken des Odenwaldes zieht sich eine alte römische Befestigungslinie, deren Bloßlegung und nähere Erforschung von dem Grafen Franz v. Erbach eifrigst betrieben wurde. Diese Arbeiten, an welchen die beiden Großväter Knapp's lebhaften und sehr tätigen Anteil nahmen, bildeten den Ausgangspunkt für die später vom Reiche veranlaßte Limesforschung. Sie trugen dem Regierungsrate Knapp bald nach Beendigung der Freiheitskriege den Besuch des Professors Jahn ein (des späteren „Turnvaters"), der unerwartet in der Uniform eines Hauptmannes der Lützow'schen freiwilligen Jäger erschien und die Bewohner des Knapp'schen Hauses durch sein urdeutsches Wesen — er redete z. B. gleich bei seinem Eintritte die nichtsahnende Hausfrau mit „Du" an — nicht wenig überraschte. Dieses Ereignis ist von Knapp fast 80 Jahre später im Erbacher Kreisblatte höchst ergötzlich und anschaulich geschildert worden. — Der so in frühester Jugend angeregte historische Sinn ist für immer ein charakteristischer Zug in Knapp's Wesen geblieben.

Von nicht geringem Einflusse auf seinen Charakter waren aber ohne Zweifel auch die Zeiten, die er auf der Eulbacher Höhe im Odenwalde verbringen durfte; hier stand neben einem gräflichen Jagdschlosse das Forsthaus, die Amtswohnung des Großvaters Louis. Dieser, „ein fährtengerechter Jäger von echtem Schrot und Korn aus den Tagen, wo man noch nicht Forstwissenschaft studierte, sondern die Jägerei lernte, weit und breit bekannt durch seine muntere, joviale Laune und lustigen Streiche, keinem zu Leid, jedem zur Freud, der liebenswürdigste Wirt und erheiterndste Gesellschafter". Die Forstmeisterei war nämlich zugleich Wirtschaft, in der auch einige Betten zur Aufnahme von Fremden bereit standen. Es kamen viele Touristen, besonders Heidelberger Studenten, und der alte Louis war wegen seines guten Weins und seines trefflichen Humors bei der Universität allgemein bekannt und beliebt. Knapp erzählte noch im hohen Alter mit Entzücken von den herrlichen Ferien, die er dort verlebte, und in denen der Wald nach allen Richtungen durchstreift wurde. Für seine Entwickelung war dies um so wichtiger, als er von Natur zart, ja schwächlich war und dadurch seiner Mutter manche sorgenvolle Stunde bereitete. Er blieb denn auch klein und zierlich, und in seinen letzten Lebensjahren hat er oft mit Behagen hervorgehoben, daß man ihm niemals die Erreichung eines hohen Alters zugetraut hätte.

Die Schule besuchte er in Darmstadt, wo er das vortrefflich geleitete Gymnasium durchmachte, dasselbe, welches auch Liebig besucht hatte. Hier nahm er die Liebe zum klassischen Altertume in sich auf, die er bis in die spätesten Lebensjahre treu bewahrt hat.

Da er Lust zur Chemie zeigte, wurde er auf Liebigs Rat zu einem Apotheker in die Lehre getan. 1832 meldete er sich zur Gehülfenprüfung, die er auch glänzend bestand. Er wollte seine Familie überraschen und hatte vorher nichts davon gesagt. Aber da kam er bei dem gestrengen Vater übel an. Der war außer sich über diese „Eigenmächtigkeit" seines Sohnes; er verweigerte seine Zustimmung und setzte es durch, daß das hinter seinem Rücken gemachte Examen annulliert wurde. „Aber", so erzählte Knapp, „ich hatte nun auch meinen Kopf, ich habe das Examen nicht noch einmal gemacht — ich wollte ja nicht Apotheker werden, sondern Chemiker." Seinen Kopf hat er denn auch Zeit seines Lebens behalten. Er hat es aber nie bereut, daß er seine Laufbahn in der Apotheke begonnen hatte: „Man lernte allerlei aus eigener Anschauung kennen, und das hatte auch sein Gutes." Die eigentlichen chemischen Studien machte er dann bei Liebig in Gießen. Aber sei es, daß er dem Jurare in verba magistri aus dem Wege gehen wollte, oder daß ihn der Wandertrieb erfaßt hatte: im Jahre 1837 zog er, mit Liebig's Rat, nach Paris und setzte dort seine Studien bei Pelouze bis 1838 fort. In dessen Laboratorium arbeiteten etwa 8—12 Leute; zu zahlen hatten sie nichts, es war alles unentgeltlich. — Das Pariser Jahr war sicherlich eines der interessantesten seines Lebens. Damals waren Gay-Lussac, Dumas, Regnault und der alte Thenard noch in Tätigkeit; ein neuer Stern war Gerhardt, der schon umfangreiche Manuskripte zu seinem Lehrbuche der organischen Chemie fertig hatte, daneben aber sich mit Liebschaften und allerlei sonstigen Fährlichkeiten herumschlug. In der Akademie gab es zuweilen lebhafte, ja selbst dramatische Szenen. Denn es war eine bewegte Zeit, in der das Neue mit dem Alten im Kampfe lag; und gelegentlich platzten nicht nur die Geister, sondern auch die persönlichen Interessen aufeinander — wobei es dann nicht immer parlamentarisch zuging. Bei einem solchen Anlasse geschah es, daß „der alte Thenard père sein Jupiterhaupt schüttelte und auf die Büsten aller der Größen hinwies, welche den Saal zierten, wie Laplace, Lavoisier u. a., in deren Gegenwart die Herren sich nicht benehmen sollten wie Gassenjungen!"

Als ich ihn gelegentlich nach der Persönlichkeit Gay-Lussac's fragte, sagte Knapp: „Das war damals das Größte, was es in der Chemie gab, und dementsprechend war er auch für jüngere Leute, wie ich, ganz unnahbar. Da war es etwas anderes mit Pelouze, der war nicht so berühmt und mit dem konnte man gut persönlich verkehren. Den Leuten nicht allerersten Ranges, die in diesem Kreise verkehrten, ging es aber doch ganz gut; sie kamen schließlich wie von selbst in die Akademie und erhielten da ihren Stempel." Schließlich ging die Zeit in Paris zu Ende. Er legte noch die Prüfung als Essayeur de la Monnaie ab, kam zurück und habilitierte sich in Gießen, wo er 1841 zum außerordentlichen Professor für Technologie ernannt wurde.

Im gleichen Jahre heiratete er Liebigs jüngste Schwester Elise, eine ausgezeichnete Frau, die ihrem berühmten Bruder in der äußeren Erscheinung, wie in dem lebhaften Temperament recht ähnlich war — in der Wärme ihres goldenen Herzens aber war sie nur sie selbst. Nach seiner Erzählung waren sie nie verlobt: „wir wußten einfach, daß wir zusammengehörten, und da haben wir uns den ganzen offiziellen Krimskrams gespart". — Der überaus glücklichen Ehe, die nach fast fünfzigjährigem Bestehen durch den Tod der Frau gelöst wurde, entsprossen drei Söhne und zwei Töchter, von denen die eine als Kind starb. Der älteste Sohn, Georg Friedrich, ist der Straßburger Professor der Nationalökonomie; ein anderer, Karl, wurde Chemiker, ist aber schon in jungen Jahren zu Braunschweig am 29. März 1872 gestorben. Der jüngste, Ludwig, ist Ingenieur in Rußland; die ältere Tochter aber wurde die Gattin des Apothekers Dr Geiger in Basel, Sohn Phil. Lor. Geiger's, des Mitherausgebers von Liebig's Annalen.

1847 wurde Knapp Ordinarius in Gießen; er blieb dort bis zum Schlusse des Jahres 1853. Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, was die 15 Gießener Jahre für ihn bedeuteten. Liebig stand damals auf der Höhe seines Ruhmes; in seinem Laboratorium, von dem ein neuer Geist der Forschung und des Unterrichts ausging, sammelten sich junge Talente aus allen Ländern; — es kann selbstverständlich nicht die Aufgabe dieser Lebensskizze sein, diese für die Chemie so bedeutungsvolle Zeit zu schildern. Für Knapp brachte sie Anregung und Förderung der mannigfachsten Art; in besonders naher Beziehung stand er zu Heinrich Will und A. W. Hofmann. Die Anwesenheit von J. Sh. Muspratt im Gießener Laboratorium hatte für ihn die Folge, daß er mehrmals längeren Aufenthalt in England nahm, um in den Muspratt'schen Werken die Fabrikation künstlicher Dünger einzurichten, — ein Erlebnis, welches ebenso sehr seinen Gesichtskreis und seine technische Erfahrung erweiterte, wie es seiner Kenntnis der englischen Sprache zu Gute kam.

Übrigens hatte Knapp in Gießen sein eigenes Laboratorium, und zwar auf dem „Schloß", wo er auch seine Vorlesungen über technische Chemie gegen Abend hielt. Dort hatte er auch eine Hobelbank und schreinerte zuweilen, um sich Bewegung der Arme zu verschaffen. G. F. Knapp berichtet, daß der Vater bei der Arbeit im Laboratorium oft fröhliche Lieder sang oder pfiff, z. B. „Aus Feuer ward der Geist erschaffen" oder „Wie eine Tanne schlank" u. a. m. „Obgleich er ganz bescheiden sang, war es doch angenehm zu hören, und er scheint in jenen Räumen gern gewirkt zu haben." — Damals verfaßte er sein Lehrbuch der chemischen Technologie, zwei starke Bände, welche 1847 bei Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig erschienen. Es hat später eine zweite und schließlich noch eine dritte (unvollendet gebliebene) Auflage erfahren und ist auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden. — Ein Jahr darauf erschien im gleichen Verlage ein kleines Werk von ihm: „Die Nahrungsmittel in ihren chemischen und technischen Beziehungen."

Neben der speziellen Tätigkeit des Fachmannes gab es allerlei anderes. So hielt er während eines Winters einen Kursus über Chemie für Damen, indem er ihnen die chemischen Dinge in der Küche zu erklären versuchte. „Es ist schwer, so populär zu sprechen", versicherte er, „aber es war ein dankbares Publikum. Allerdings hatte ich mir ausbedungen, daß nur Damen teilnähmen, da ich die spöttischen Blicke der Kollegen nicht zu sehen wünschte."

Jeden Samstag war „Sonderbund", eine von Karl Vogt gegründete und nach dem Sonderbund der Schweizer Kantone so genannte Vereinigung jüngerer Dozenten. Man hielt sich gegenseitig belehrende Vorträge und hatte einen anregenden Verkehr mit einander. „Dort führte Karl Vogt das Wort als Geschichtenerzähler und Kritikus, der keine Schonung kannte; nur über Liebig hat er nie etwas Böses gesagt." — Auch mit Ludwig Büchner, dem Verfasser von „Kraft und Stoff" und besonders mit dessen Bruder Georg hatte Knapp damals Verkehr. „Letzterer war ein starker, revolutionärer Charakter, der u. a. ein Drama „Danton's Tod" verfaßt hatte. — Mit den deutschen Zuständen war er schon als junger Mann so unzufrieden, daß es ihm ganz unmöglich erschien, in Deutschland zu studieren, weshalb er damals nach Straßburg gegangen war."

Einen lebhaften Verkehr unterhielten die jüngeren Gießener Chemiker mit Marburg: sie fuhren, so oft es anging, hinüber, um den von ihnen hochverehrten Bunsen zu besuchen. „Freilich — so berichtete Knapp — Liebig und Bunsen haben sich nicht be-

onders verstanden, obwohl sie natürlich alle Anerkennung für einander hatten. Aber sie gingen sein jeder seinen Weg, und Bunsen war eine so durchaus originelle Natur, er war der Schüler von keinem, und deswegen mochte er Liebig nicht angezogen haben. Aber wir Jüngeren hatten eine ungeheuere Verehrung für Bunsen, und ich kann wohl sagen, er war für mich eine höchst anziehende Persönlichkeit, vielleicht die liebenswürdigste Erscheinung, die ich kannte. Er hatte auch ein sehr schönes Organ, sodaß seine Stimme zu hören schon ein Genuß für mich war. Mitteilsam war er von vornherein nicht, eher zurückhaltend; aber wenn man bekannter war, dann wurde er zutraulich."

1852 war Liebig nach München übergesiedelt; im nächsten Jahre erhielt Knapp einen Ruf, er sollte die technische Leitung der Nymphenburger Porzellanfabrik übernehmen und zugleich ein Ordinariat für technische Chemie in der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München. Eigentlich waren beide Ämter kaum vereinbar, und Knapp wäre gern in Gießen geblieben, wenn man seine Stellung verbessert hätte. „Aber", so erzählte er später, „da gab es eine schwarze Liste von solchen, denen die Regierung nicht allzu hold war, und zu denen zu gehören hatte auch ich die Ehre" — wohl wegen seiner Beziehungen zu Vogt und den beiden Büchner —; „als ich nun anfragte, ob man mich nicht in Gießen halten wollte, sagten die Herren: die Tür steht offen — da ging ich denn natürlich nach München."

Die Stellung in Nymphenburg war in materieller Hinsicht angenehm: Dienstwohnung in der Fabrik mit Garten, Holzbezügen ꝛc., alles in Hülle und Fülle. „Hingegen war — wie G. F. Knapp schreibt — bei näherem Zusehen die Fabrik ganz verkommen. Achtzig Arbeiter, zwei Brennöfen, zwei Mühlwerke für Masse und Schamott. Zwei Arme des Würmflusses vereinigten sich im Hofe und trieben die Mühlräder, die wahrhaft erbärmlich gingen. Man hätte nun die Direktion als eine bloße Versorgung behandeln und die Professur und die gelehrte Arbeit zur Hauptsache machen können. Das aber tat mein Vater nicht, da es ihm gegen die Ehre ging, an der Spitze einer ganz veralteten Anstalt zu stehen. Es wurden neue Oefen gebaut und vor allem zwei Turbinen aufgestellt, die sich sehen lassen konnten."

Nicht besser als mit den Einrichtungen stand es mit dem Betrieb. Der künstlerische Direktor war der Maler Eugen Neureuther, der zwar gut und geschmackvoll zeichnete, aber — wie Knapp selbst oft hervorhob — von der Technik der Porzellanerzeugung keinen Begriff hatte. Die anderen Künstler, welche die Fabrik, zuweilen von König Ludwig inspiriert, mit Modellen versahen, verstanden es nicht besser. „Da war z. B. eine schöne Gruppe modelliert, ein Jäger mit seinem Dirndel, der hatte den Arm auf ihre Schulter gelegt" — bei diesen Worten kam der kleine, bewegliche Mann auf mich zu, legte seinen Arm auf meine Schulter und sagte: „wie wenn jetzt ich der Jäger und Sie das Dirndel wären. Aber natürlich, an die Schwindung hatte man nicht gedacht, und die ist doch da, trotz König Ludwig und trotz Neureuther! Und da schwindet nun der Jäger hierhin und das Dirndel dahin, und natürlich muß der Arm in der Mitte reißen! Die alten Meister, wie Peter Vischer, das waren andere Leute, die waren handgemein geworden mit ihrem Material, sie wußten, daß sie von ihm abhängen, und scheuten sich nicht, sich mit seinen Eigenschaften vertraut zu machen."

Nicht weniger als mit den Künstlern hatte sich der „Betriebsbeamte der K. Porzellanmanufaktur" mit den „alten Praktikern" herumzuschlagen, die er zwar wegen ihrer Erfahrung hochschätzte, die aber doch meinten, sie wüßten alles und der junge Professor nichts. Sie hatten wohl Routine, aber es fehlte ihnen die Gabe, bei einem schlechten Resultate der Ursache des Mißlingens nachzuspüren, weil sie nicht gelernt hatten, zu beobachten. „Wenn das Feuer zu schwach war", so berichtete er gelegentlich, „so konnte dies verschiedene Ursachen haben", entweder fehlte es an Holz oder an Zug. Sie hatten immer nur das eine Heilmittel: mehr Holz auflegen, und machten die Sache dadurch oft nur schlimmer. Ich habe sehr bald die Ursache dieser oder anderer Betriebsfehler erkannt und sie dann abgestellt. Dafür haßten mich aber auch die Brenner, die gar kein Interesse hatten, den wirklichen Fehler aufzufinden, sondern nur daran, ihn von sich auf andere, z. B. die Dreher, abzuschieben. Oft genug haben mir dann die Leute aus reiner Bosheit absichtlich etwas verkehrt gemacht."

Bei der Fabrikation der Porzellanteller traten zuweilen kleine schwarze Punkte auf, die viel Verdruß bereiteten. Ganze Partien mißrieten, dann verschwanden sie wieder, man atmete auf, „der liebe Gott hatte ein Einsehen" — aber dann waren sie plötzlich wieder da. Durch eine systematische Untersuchung, deren nähere Beschreibung hier zu weit führen würde, stellte Knapp fest, daß die Flecken aus Eisenoxydoxydul bestanden, und daß das Eisen von den eisernen Schuhen der Stempel herrührte, mit welchen die Glasurmasse gepocht wurde. Er ersetzte sie durch Quarzschuhe — und die schwarzen Punkte blieben aus. Auch das Rätsel des periodischen Auftretens der Punkte gelang ihm zu lösen. „Bei derartigen Fragen kam uns die im Laboratorium an ganz anderen Dingen erlernte Kunst des Beobachtens zu statten; durch sie kam man unter Umständen zum Ziele, wo die reine Empirie versagte. Das war aber auch nötig. Als ich nach Nymphenburg kam, waren die schwarzen Punkte

eine große Kalamität. Hätte ich sie nicht beseitigt, so hätten die Leute gesagt: der gelehrte Professor versteht nichts, und meine Stellung wäre unhaltbar geworden."

Auch die Büreaukratie und der bairische Partikularismus machten Knapp nicht wenig zu schaffen. Sie hatten in Nymphenburg eine höchst primitive Buchführung, bei welcher nur alle Einnahmen und Ausgaben eingeschrieben wurden, und „wenn ich nur wissen wollte, was mich der Thon kostete, so war eine umständliche Rechnung nötig". Sein Verlangen, daß verschiedene Konti eingeführt wurden, setzte er gegen die stille Opposition der Beamten zwar durch; aber den Nutzen dieser Einrichtung sahen sie nicht ein — oder sie wollten ihn nicht einsehen.

„Einmal mußte in der Fabrik ein Kamin repariert werden; aber bauen und Porzellan machen geht nicht zusammen. Was nun tun, um das Werk nicht still zu stellen und den Leuten einen Tag Verdienst zu rauben? Und ich denke, ich tue ein christliches Werk, wenn ich den Kamin am Sonntag machen lasse. — Was geschieht aber? Schon am nächsten Tage steht im „Vaterlande" ein langer Artikel: in Nymphenburg treibt man die Freimauerei so weit, daß man sich nicht entblödet, am hellen lichten Sonntag einen Kamin zu mauern! — Ich bin mein Lebtag nicht Freimaurer gewesen und dachte: laß den Sigl schimpfen! — Aber schon den Tag darauf kam ein großes Schreiben mit mächtigem Amtssiegel, worin es hieß: „Es steht in der Zeitung zu lesen, daß in der Porzellanfabrik am Sonntag gemauert worden ist. Es ist sich binnen 14 Tagen grundhaltig darüber zu verantworten, warum dies am Sonntag geschehen ist." — Ich mache einen langen Bericht, und der wird einfach in den Akten vergraben, ohne daß je etwas danach kam. Die Leute da oben hatten Angst vor dem Sigl, sie mußten sich nur den Rücken decken und das so schnell wie möglich, damit, wenn jemand kam und Skandal machte, sie gleich antworten konnten: das Schreiben ist schon fort, der Mann ist zur Verantwortung gezogen."

Aehnliches empfand er auch in seiner Stellung in München. „Der Baier" — so äußerte er sich einmal — „sah damals jeden anderen Deutschen als Fremden an, das änderte sich auch nach langer Zeit nicht, man blieb immer der Eindringling. Auch guckte überall der Ultramontanismus heraus. Der alte König Max, der war so ein Stück liberal; dem hat man wie als Spielzeug die Universität überlassen, da durfte er sogar preußische Professoren anstellen; aber an die Volksschule, da ließ man ihn nicht rühren." — Als wir fragten, ob denn Liebig nicht populär und beliebt war, lächelte er sarkastisch: „Ja Liebig, an den getrauten sie sich nicht heran; so ein armer Teufel wie ich aber, der mußte es doppelt empfinden, daß er ein Fremder war -- und dann noch dazu Liebig's Schwager! Es war niemals recht, wie man es auch machte, ein Entrinnen gab es da nicht". — Und ein anderes Mal: „Ich war in einer schiefen Lage. Einmal hatten ja damals die Baiern ein großes Mißtrauen gegen alle Fremden — und so auch gegen mich, obwohl mein Geburtsort kaum einen Büchsenschuß von der bairischen Grenze entfernt liegt, — dann aber war meine Stellung neben Liebig auch schwierig. Alle, die etwas gegen Liebig hatten — und solche gab es oft — und die nicht den Mut fanden, es ihm in's Gesicht zu sagen, luden ihre Beschwerden bei mir ab. Wenn sie den Liebig meinten, prügelten sie mich".

Auch in anderer Hinsicht war die Stellung neben Liebig nicht leicht. Dieser gewaltige Geist zwang unbewußt allen, die in seinem Kreise lebten, seinen Willen auf, und der viel jüngere Schwager konnte sich einer gewissen Beeinträchtigung seiner Selbständigkeit noch weniger entziehen, als die ferner Stehenden. Wir verstehen es, wenn Knapp sich manchmal so zu sagen wie „ein Anhängsel von Liebig" vorkam. So sehr er seinen Meister verehrte — denn das tat er bis zuletzt —, so fühlte er doch mitunter ein wenig Zwang, zumal es ganz außerhalb seiner Natur lag, sich äußerlich geltend zu machen. „Aber tut nichts", meinte er, „wir sind doch gern in München gewesen. Es war eine interessante Zeit, wir hatten einen famosen Verkehr, einen sehr hervorragenden Kreis. Damals wurden auch Vorträge im Liebig'schen Hörsaale gehalten, durch welche wir den Gebildeten die Naturwissenschaften zu popularisieren suchten — das fing mit dem großen Liebig an und ging herunter bis zum kleinen Knapp".

Auch sonst brachte die Stellung in München und Nymphenburg manche Freuden. Dahin gehörten die jährlichen Reisen in den Bairischen Wald, wo er in den Gruben bei Passau regelmäßig die für den Fabrikbetrieb nötige Porzellanerde selbst auswählte. Man kann sich denken, mit welcher Freude der Sohn des Odenwaldes die weiten Gründe dieses ursprünglichen Waldgebirges durchstreifte, in denen sein scharfer Blick mancherlei Eigentümliches entdeckte. Dort sollte es auch noch Strecken wahren „Urwaldes" geben, und natürlich beeilte er sich, diese Reliquie aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Nach einem ersten verfehlten Versuche wies ihm der Bergmeister von Bodenmais, „ein sehr unterrichteter Hüttenbeamter des dortigen Vitriolwerkes", den rechten Weg. An den bairischen Abhängen des Gebirges, die sich vom Arber, vom Rachel und Dreisesselberg herabstrecken, fand er zwar nicht den Urwald im genauesten Sinne, wohl aber ein Revier, in welchem „der Eingriff der Forstbehörde sozusagen noch ein zaghafter, noch in den allerersten Anfangsstadien zu einer wirtschaftlichen Verfassung derart begriffen war, daß die ausgedehnten Bestände das Bild des Urwaldes in seinem Wesen unversehrt über-

lieferten". — Die hier gemachten Beobachtungen hat Knapp in einem später verfaßten Aufsatze höchst anziehend beschrieben.

Und noch einen anderen Überrest vergangener Zeiten fand er auf diesen jährlichen Dienstreisen: die Wünschelrute, welche in den Graphit- und Porzellanerdegruben von Obernzell bei Passau damals noch allgemein im Gebrauche war. Sein kulturgeschichtliches und ethnographisches Interesse wurde dadurch lebhaft angeregt und seine hervorragende Fähigkeit, mit dem Volke in seiner Mundart zu verkehren, erleichterte es ihm, genauere Nachforschungen anzustellen. Auch hierüber hat er in der ihm eigenen, anschaulichen Weise berichtet. Am Schlusse einer darauf bezüglichen Darstellung sagt er: „In der Zeit, von der hier die Rede, stand der Glaube an die Kraft der Wünschelrute durchaus fest, ja einzelne wissenschaftlich gebildete Bergbeamte nahmen nicht Anstand, ihn zu bekennen. Bei der Tatsache, daß die Anzeigen dieses Instrumentes in einer großen Anzahl von Fällen sich zutreffend erwiesen, daß die Auffindung und Ausbeutung von vielen Gruben unbestreitbar der Wünschelrute zu verdanken war, ist jener Glaube unschwer zu begreifen. Auf der anderen Seite ist jedoch die große Verbreitung und Häufigkeit des Vorkommens von Graphit sowohl als von Porzellanerde, die dem Zufall einen erklecklichen Spielraum einräumt, in Betracht zu ziehen; zumal wenn man hinzunimmt, daß die Anzeige der Wünschelrute keinen Unterschied in der Qualität macht, daß sie bei einer lehmigen, eisenschüssigen Porzellanerde z. B. ebenso gut als bei der allein verwertbaren lehmfreien schlägt; alles Begebenheiten, die natürlich die Zahl der Fehlschläge der Rute in hohem Grade beschränken müssen". — Man sieht, wie Knapp sich auch durch seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen, für welche der Gebrauch der Wünschelrute ein Aberglaube war, nicht davon zurückhalten ließ, den psychologischen Ursachen dieses Aberglaubens nachzugehen.

Etwa 1861 legte Knapp die Leitung der Porzellanfabrik nieder und wohnte von da ab in München, wo er aber nur noch zwei Jahre blieb.

Von Knapp's Arbeiten aus der Münchener Zeit sei hier vorläufig erwähnt, daß er gegen Ende der fünfziger Jahren eine Untersuchung über das Wesen der Gerberei und des Leders begann. Er betrat hiermit einen nahezu jungfräulichen Boden, den er Zeit seines Lebens nicht verlassen hat: seine letzte Abhandlung aus dem Jahre 1897 betrifft denselben Gegenstand. Wir werden später darauf zurückkommen. — Daneben beschäftigte ihn die Herausgabe eines groß angelegten Unterrichtswerkes: einer Sammlung technologischer Wandtafeln, welche in den Jahren 1856—1863 von der Literarisch-Artistischen Anstalt zu München hergestellt wurden.

Im Herbst 1863 wurde Knapp die neu errichtete Professur für technische Chemie am Collegium Carolinum in Braunschweig, der späteren technischen Hochschule, übertragen, in welcher Stellung er bis zu seinem 1889 erfolgten Rücktritte, also 26 Jahre, gewirkt hat. Bis zu seinem Eintritte in den Lehrkörper lag der Unterricht in der Chemie am Collegium Carolinum allein in den Händen Julius Otto's, eines ausgezeichneten Lehrers, dessen Vorlesungen noch heute bei seinen früheren Schülern in dankbarer Erinnerung stehen. Aber „bei der Umwandlung des Herzoglichen Collegii Carolini in eine polytechnische Schule — so heißt es in dem Berufungsschreiben — war das Bedürfnis entstanden, die chemischen Lehrfächer zu trennen, uud für die technische Chemie, nebst der Leitung des technisch-chemischen Laboratoriums einen selbständigen Lehrer einzustellen". — Zu den Lehrverpflichtungen des neuen Professors gehörte, außer den allgemeinen Vorlesungen über technische Chemie, noch ein kleineres Colleg über Metallurgie, wozu später noch ein weiteres über landwirtschaftliche Chemie kam.

Unter den Mitgliedern des Lehrkörpers, mit denen Knapp nun in ein kollegiales Verhältnis trat, seien außer dem schon erwähnten Julius Otto, hier genannt: der Mathematiker Richard Dedekind, der Pflanzenphysiologe Theoder Hartig und der Zoologe J. H. Blasius. Gleichzeitig mit Knapp wurde Gustav Wiedemann auf den Lehrstuhl der Physik berufen, welcher aber schon zwei Jahre darauf einem Rufe nach Karlsruhe folgte. Von ihnen ist heute nur Richard Dedekind übrig geblieben. Trotz wiederholten, glänzenden Berufungen blieb er der heimatlichen Hochschule treu und lebt nun zurückgezogen in seiner Vaterstadt Braunschweig, verehrt von seinen Mitbürgern und Fachgenossen, die er noch immer mit den Gaben seines Geistes erfreut.

Es gab am Collegium Carolinum damals zwei Laboratorien: das chemisch-pharmaceutische unter der Leitung von Julius Otto und das chemisch-technische Laboratorium unter derjenigen Knapp's. In letzterem erhielten die Studierenden der Chemie ihre praktische Ausbildung von der qualitativen Analyse bis zur Beschäftigung mit speziellen Fragen. In dem Zeitraume eines Vierteljahrhunderts, während dessen Knapp an der Spitze dieses Laboratoriums stand, ist daraus eine große Reihe von Arbeiten hervorgegangen, die er teils allein, teils gemeinsam mit seinen Schülern ausführte, oder zu denen er die Anregung gegeben hatte.

Unter den zahlreichen Gegenständen, welche diese Arbeiten betreffen, stehen vier Richtungen im Vordergrunde: 1. die schon in München begonnenen Arbeiten über Gerberei; 2. Untersuchungen über Luft- und Wasser-Mörtel, wobei das Augenmerk besonders auf die Erforschung des Erhärtungsvorganges gerichtet war; 3. Untersuchungen über die Natur des Ultramarins; 4. Arbeiten über Glas und Porzellan;

dazu kamen Untersuchungen, die meist durch äußere Umstände veranlaßt wurden und sich auf die verschiedensten Gebiete der angewandten Chemie erstreckten. — Unter seinen Schülern sind besonders zu nennen: Fr. Schott, P. Ebell und Max Müller, letzterer später selbst Professor an der Braunschweiger Hochschule († 3. Jan. 1899; vergl. Br. Mag. 1899 S. 25 f.).

Neben seiner Tätigkeit als Lehrer und Forscher wurde Knapp vielfach als Gutachter und Berater der Behörden in Anspruch genommen, und zwar nicht nur im Braunschweiger Lande. So wurde er im September 1877 in das Kaiserliche Gesundheitsamt berufen, als Mitglied einer Kommission für die Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes gegen die Verfälschung von Nahrungs- und Genuß-Mitteln. — Der Mai des folgenden Jahres führte ihn wieder nach Berlin zur Teilnahme an einer Konferenz, durch welche eine Reorganisation der Königlichen Porzellanmanufaktur in die Wege geleitet werden sollte. Zum Danke für seine offenbar wertvolle Mitwirkung, die sich auch später wiederholte, wurde ihm zu seinem 70. Geburtstage von dem preußischen Kultusminister v. Goßler ein kostbares Porzellanservice aus der Königlichen Porzellanmanufaktur übersandt. — Einer im Oktober 1887 an ihn ergangenen Aufforderung, in eine Kommission zur Beratung über eine Kaiserliche Verordnung, betreffend den Verkehr mit Arzneimitteln, einzutreten, konnte er wegen seines vorgerückten Alters nicht mehr Folge leisten.

In den ersten Jahren seines Lehramtes in Braunschweig (1868) wurde ihm die chemisch-technische Professur am Münchner Polytechnikum angetragen. „Da wollte ich aber nicht mehr hingehen. Damals, als ich in München war, hätte ich sie gern genommen, aber da bekam ich sie nicht. Jetzt aber lagen die Dinge anders. Ich bin immer sehr stabil gewesen, und der Gedanke, in meinen Jahren die früheren Verhältnisse wieder anzuknüpfen, hielt mich zurück. Auch wollte man mich hier nicht gern gehen lassen, uud so blieb ich in Braunschweig."

Noch müssen hier die nahen Beziehungen erwähnt werden, in welche Knapp während der Braunschweiger Periode zu dem Hause Friedrich Vieweg & Sohn und dessen Inhabern getreten ist. Zunächst war es die machtvolle Persönlichkeit Eduard Vieweg's, die ihn kräftig anzog — vielleicht umsomehr, je verschiedener die beiden Naturen waren. Bald nach seiner Übersiedelung bezog er in dem gewaltigen Geschäftshause der Firma eine Wohnung, die er bis zu seinem Lebensende, also etwa 40 Jahre, inne hatte. Die freundschaftlichen Beziehungen zur Familie waren von gleicher Dauer. Im Verkehr mit ihr und einer kleineren Zahl näherer Freunde verlebte er stille und arbeitsreiche Jahre, meist von einer gleichmäßigen und heiteren Gemütsstimmung beseelt.

Als im Jahre 1900 der technischen Hochschule in Braunschweig das Recht der Doktorpromotion verliehen wurde, wußte sie die neu erworbene Vollmacht nicht besser zu inaugurieren, als indem sie Friedrich Knapp am 23. November d. J. zu ihrem ersten Dr.-Ing. ehrenhalber ernannte — eine Huldigung, an welcher der fast 87jährige seine bescheidene Freude hatte.

Ein harter Schlag traf ihn im Jahre 1890: der Tod der geliebten Frau, der am 26. September 1890 im 71. Lebensjahre — sie war am 16. Dez. 1819 geboren — erfolgte. Fast ein halbes Jahrhundert hatte sie an seiner Seite gelebt, mit ihrem lebhaften und impulsiven Naturell so recht eine Ergänzung seines zurückhaltenden Wesens. Nun mußte er sie entbehren — und er trug den Verlust um so schwerer, als er ohne sie ein einsamer Mann war. So war denn auch in den letzten Lebensjahren seine stete Klage, daß die Seinen weit entfernt waren: ein Sohn in Straßburg, der andere in Petersburg, die einzige, zärtlich geliebte Tochter in Basel. Ein Glück für ihn war es da, daß er in seinem bald hülfsbedürftigen Zustande in Fräulein Fritze Dupré eine treue unermüdliche Pflegerin fand, die auf alle Gewohnheiten und Eigenheiten des alten Herrn trefflich einzugehen verstand.

Endlich war seine Zeit gekommen. Als sein Tag sich zu Ende neigte, wurde ihm noch zuteil, wonach er so lange sehnsüchtig die Arme ausgestreckt hatte: Tochter und Enkelin waren zu ihm geeilt, und für die Zärtlichkeit, mit der sie ihn umgaben, hatte er Zeichen rührendster Dankbarkeit. Der Geist versank allmählich in Nacht, aber sein liebevolles Herz blieb das alte, bis es den letzten Schlag getan hatte.

Friedrich Knapp war eine sehr eigenartige Persönlichkeit. In seinem zarten Körper wohnte ein starker Geist, aber in diesem Geiste fanden sich dicht bei einander merkwürdige Gegensätze. Zaghaft in äußeren Dingen, und von einem Zartsinne, der gelegentlich in Mißtrauen übergehen konnte, ließ er sich in seinen Überzeugungen von niemandem beeinflussen; ja er konnte seine Ansichten mit einem gewissen Starrsinn verfechten und sie unter Umständen selbst in schroffer Form zum Ausdrucke bringen. So war er denn auch keineswegs leicht zu behandeln, da er eben meist seinen Kopf für sich hatte, Gründen schwer zugänglich und dazu sehr empfindlich war. In Geldsachen war er von übermäßiger Feinfühligkeit und beispielsweise kaum zu bewegen, für Dienstreisen die ihm gesetzlich zustehenden und sogar vorgeschriebenen Tagegelder zu berechnen. — Ehrgeizig war er nicht — oder jedenfalls in ungewöhnlich geringem Maße. Vielmehr besaß er ein sozusagen phlegmatisches Selbstgefühl, das ihm erlaubte, fremdes Verdienst anzuerkennen, ohne sich selber vorzudrängen, aber auch ohne sich unterzuordnen.

Knapp war ein scharfer Beobachter nicht nur der

Dinge, sondern auch der Menschen: seine reiche Fantasie und sein untrügliches Gedächtnis, verbunden mit einem feinen Humor, machten ihn zum unvergleichlichen Erzähler. Von dieser Erzählergabe hat er gelegentlich auch mit der Feder Gebrauch gemacht, sei es daß er seine Jugenderinnerungen aus der Zeit des Grafen v. Erbach und des Großvaters Louis in dem Odenwälder Lokalblättchen schilderte, oder daß er von dem Darmstädter Uhrmacher Illig berichtete, der unter widrigen Verhältnissen gedrückt und verschüchtert dahinlebte, dabei aber die Leimung des Papiers in der Masse erfunden hatte.

Ganz besonders ausgesprochen war sein Sprachsinn. Das Englische und Französische war ihm geläufig, und vom Homer zitirte er noch im höchsten Alter ganze Reihen von Versen im Zusammenhange. Nicht minder teuer war ihm die Muttersprache, deren Kenntnis er durch Benutzung des Grimmschen Wörterbuches fort und fort zu vertiefen suchte. So besaß er denn auch eine intime Kenntnis der Dialekte; die heimatliche Mundart hat er niemals verleugnet, und das Oberbaierische mit seiner so charakteristischen Ausdrucksweise beherrschte er wie ein Kind des Landes. Dabei wußte er gelegentlich auch hervorzuheben, worin dieses Charakteristische bestand. So setzte er mir einmal auseinander, daß der Baier in einem Satze nicht das Subjekt voranstellt, sondern das Ding, auf das es ihm am meisten ankommt; z. B. wenn zwei miteinander handeln, so wird der Bietende nicht sagen: „sind Sie mit 200 fl zufrieden:“ sondern: „200 wann ich Ihnen gäb?“

Die Vielseitigkeit seiner Interessen spiegelte sich auch in seiner großen Bibliothek, in welcher neben naturwissenschaftlichen und technischen Werken die schöne Literatur aller Völker und Zeiten vertreten war, sowie eine große Reihe von Schriften religiösen, philosophischen, geschichtlichen, biographischen und sprachwissenschaftlichen Inhaltes. Er war ein Vertreter des Humanismus im besten Sinne des Wortes!

Eigenartig war sein Interesse und sein Verständnis für technische Fragen. Sie zogen ihn an als wissenschaftliche Probleme und als Objekte, an denen er seine Beobachtungsgabe und seinen Scharfsinn betätigen konnte; für die kommerzielle Seite der Dinge dagegen hatte er durchaus keinen Sinn. Ein besonders feines Verständnis dagegen, man möchte sagen, ein instinktives Gefühl, hatte er für die Eigenart des Materials. Wir sahen, wie ihn der Mangel dieses Gefühls bei den Künstlern der Nymphenburger Porzellanfabrik zur Verzweiflung brachte. Was ihnen fehlte, besaß er in außergewöhnlichem Grade. Wie G. F. Knapp mir erzählte, hatte der Vater in der Zeit, als ihn die Gerberei besonders lebhaft beschäftigte, immer ein Stück Leder in der Tasche, das er von Zeit zu Zeit hervorholte und hin- und herzog, um die Dehnbarkeit in verschiedenen Richtungen zu prüfen.

So trat er denn auch den technischen Problemen ohne Vorurteil entgegen. Das Dogma, daß Leder eine chemische Verbindung der Haut mit dem Gerbstoffe sei, verwarf er und setzte eine mehr mechanische Erklärung an seine Stelle; ähnlich stellte er sich zu der Frage nach der Erhärtung der Mörtelmaterialien. Dazu stimmt vortrefflich, wenn G. F. Knapp über den Vater schreibt: „Was mich stets, und nicht nur in der Knabenzeit, mächtig anzog, war seine Art der Gelehrsamkeit in der Chemie; er wußte viel, aber was mehr sagen will: er wußte alles auf eine beneidenswerte Art, nämlich nicht als toten Besitz, nicht als etwas Angelerntes, sondern in der Weise des eigenen Anschauens. Wenn er technische Dinge erklärte, so geschah es ohne alle Lehrhaftigkeit, ganz aus der Sache heraus, ungemein kurz und anschaulich. Alle Mühlen, Schmieden, Eisenhämmer und Hochöfen, an denen wir vorüberkamen, hat er uns erklärt, und wir freuten uns auf jede neue Gelegenheit.“

Nach all' dem mußte er ein ausgezeichneter Lehrer sein — und er war es. Sein Vortrag besaß eine Lebendigkeit, die sich gelegentlich zu drastischer Anschaulichkeit steigern konnte. So erläuterte er die Enthaarung tierischer Felle durch einen Versuch, bei dem er eine Schweinsborste in Schwefelkalciumlösung tauchte, und in dem Augenblicke, wo er dies tat, ahmte er unwillkürlich die Veränderung nach, welche mit der Borste dabei vorging: sein Körper sank, indem er eine spiralige Abwärtsbewegung ausführte, förmlich in sich selbst zusammen.

Von den verschiedenen Problemen, mit denen er sich beschäftigte, hat keines sein Interesse so andauernd gefesselt, wie die Frage nach dem Wesen des Gerbeprozesses. Hier hat er auch am meisten praktisch verwertbare Früchte geerntet. Freilich, bei dem völligen Mangel an geschäftlichem Sinne zog er für sich selbst keinen Nutzen daraus. Aber die Ergebnisse seiner Untersuchungen kamen der Allgemeinheit zu gute. Seine theoretischen Anschauungen führten ihn zu dem Schlusse, daß Leder nicht nur mittels der Gerbstoffe des Pflanzenreiches herzustellen sei, sondern ebensogut mit Hülfe viel billigerer Metallsalze. Er glaubte besonders in den Eisenverbindungen ein passendes Mittel für diesen Zweck gefunden zu haben. Seine Hoffnungen in dieser Richtung haben sich freilich nicht erfüllt; dagegen ist in dem Chromleder unserer Tage der Industrie ein Produkt gegeben, dessen Herstellung vollkommen auf dem Boden der Knapp'schen Forschungen erwachsen ist. Und die Industrie ist sich auch klar bewußt, daß sie ihm diese wertvolle Gabe verdankt. Ich selbst habe davon gelegentlich eine unerwartete Probe erhalten. Bei einem Aufenthalte am Starnberger See im Jahre 1896 stieß ich mitten im Walde auf eine kleine Gerberei, in der ich auch die Herstellung von Chromleder sah. Als ich dem schlichten Inhaber der bescheidenen Anlage sagte, daß ich einen Mann kenne,

dessen Forschungen diese neue Errungenschaft zu danken ist, nannte er mir sofort den Namen Knapp und zeigte das größte Interesse, zu hören, wer der Mann sei, ob er noch lebe, und wo die Stätte seines Wirkens sei. Und er trug mir Grüße für ihn auf, die den Alten gewiß ebenso erfreuten, wie die Ehrungen wissenschaftlicher und technischer Vereine.

Braunschweigische Chronik f. d. J. 1904.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig).

Januar.

1. Oberst Hilmar Dedekind, Kommandeur des Gendarmeriekorps, tritt in den Ruhestand; Major Lieberkühn wird Nachfolger.
1. Adolf Nickol, Geh. Hofrat Prof., tritt in den Ruhestand.
2. Oskar v. d. Mülbe, Hofmarschall a. D., Oberstleutnant z. D. und Kammerherr, †.
13. Eröffnung des 27. ordentlichen Landtages.
13. Wilhelm Pockels, Oberbürgmeister Dr jur., †.
14. Reise des Regenten nach Hannover u. Berlin.
15. Der Landtag wird bis zum 25. Februar vertagt.
16. Adelbert Langenstraßen, Oberamtmann, † in Lichtenberg.
26. Versammlung des Zentralausschusses des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
28. Hugo Retemeyer zum Oberbürgermeister gewählt.
30. Franz Stegemann, Generalsekretär der Handelskammer, †.
30. Ferdinand Jung, Zahnarzt, †.
30. Wilhelm Kamlah, Amtsrat, † in Wickensen.

Februar.

1. Otto Hesse, Geh. Regierungsrat, † in Blankenburg a./Harz.
2. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
8. Oberlehrer Albert Mirsalis feiert seinen 80. Geburtstag in Wolfenbüttel.
25. Wiederbeginn des Landtages.

März.

1. Generalversammlung des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.
4. Reise des Regenten nach Hannover und Rückkehr.
4. Ludwig Hänselmann, Stadtarchivar Prof. Dr, feiert seinen 70. Geburtstag.
7. Otto v. Heinemann, Oberbibliothekar, Geh. Hofrat Prof. Dr, feiert seinen 80. Geburtstag in Wolfenbüttel.
10. Adolf Nickol, Geh. Hofrat, Prof., feiert seinen 80. Geburtstag.
12. Grundsteinlegung des neuen Rathauses in Helmstedt.
16. Reise des Regenten nach Hannover u. Rückkehr.
18. Wilhelm Winkelvos, Forstmeister, † in Hasselfelde.
21. V. Vollversammlung der Handwerkskammer.
21. Reise des Regenten nach England zur Beisetzung des Herzogs von Cambridge.
22. Ludwig Hänselmann, Stadtarchivar Prof. Dr jur., †.
23. Der Landtag wird bis zum 29. April vertagt.
24. 53. Plenarsitzung der Handelskammer für das Herzogtum Braunschweig.
24. Rückkehr des Regenten aus England.
31. Eduard Hustedt, Oberlandesgerichtsrat, †.

April.

1. August Winnecke, Seminar- und Schuldirektor, tritt in den Ruhestand; desgleichen Schulinspektor Heinrich Töpke.
1. Seminarlehrer Henry Beck zu Wolfenbüttel und Bürgerschullehrer Wilhelm Grupe werden Schulinspektoren.
2. Generalmajor z. D. Ferdinand Haberland feiert seinen 70. Geburtstag.
5. Gustav Müller, Prof. Oberlehrer, †.
5. Reise des Regenten nach Baden-Baden.
5. Kurt v. Walbeck, Major a. D., wird zum Landstallmeister ernannt.
8. Edmund Öhlmann, Landesökonomiekondukteur a. D., †
10. Graf Heinrich v. d. Schulenburg-Wolfsburg, Major a. D., Königl. Kammerherr und Hofmarschall S. K. H. des Prinzen Albrecht, †.
14. Friedrich Seebaß, Pastor emer., †.
14. Fritz Rautenberg, Pastor emer., †.
25. III. Schmiedebezirkstag der Provinz Sachsen, der Herzogtümer Anhalt und Braunschweig in Helmstedt.
25. Otto Krug, Oberamtmann, †.
29. Wiederbeginn des Landtages.
29. Eröffnung der neuerbauten Reichsbank.
30. Albert Schönhoff, Rechnungsrat a. D., †.

Mai.

1. Seminarlehrer Robert Everlien wird Direktor des Lehrer-Seminars zu Braunschweig.
2. Robert Wagner, Rechtsanwalt, wird Stadtrat.
6. Rückkehr des Regenten.
6. Der Landtag wird bis zum 31. Mai vertagt.
7. Enthüllungsfeier d. Herzog-Wilhelm-Denkmals.
8. Geburtstag des Regenten.
8. Reise des Regenten nach Blankenburg.
15. III. Verbandstag des Grundbesitzervereins des Herzogtums in Harzburg.
21. Max Flohr, Oberlehrer Dr phil., †.
23. Gustav Lange, Prof. Dr, Direktor des städt. Humboldtgymnasiums, † in Berlin, geb. Blankenburger.

24. Albert Faber, Superintendent emer. Dr phil., †.
28. Wilhelm Nabert, Landschaftsmaler in Düsseldorf †, geb. Braunschweiger.
31. Wiederbeginn des Landtages.

Juni.

1. Wilhelm Kulemann, Landgerichtsrat, tritt in den Ruhestand.
4. Wilhelm Götte, Stadtrat und Kommerzienrat, †.
5.—6. 500-jähriges Bestehen der Fleischerinnung und Fahnenweihe.
5. XVI. Braunschw. Landesfeuerwehrtag.
7. Hochzeitsfeier der Herzogin Alexandra zu Braunschweig und Lüneburg mit dem Großherzoge Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin in Gmunden.
7. Otto v. Heinemann, Oberbibliothekar, Geh. Hofrat Prof. Dr, † in Wolfenbüttel.
8. Ludwig Friedrich Knapp, Geh. Hofrat Prof., †.
9. Die Landesversammlung bewilligt zum Theaterbau in Wolfenbüttel einen Zuschuß von 75000 ℳ.
9. Schluß des 27. ordentlichen Landtages.
11.—13. XII. Kreisturnfest des VI. Turnkreises Braunschweig-Hannover in Wolfenbüttel.
12. Delegiertenversammlung des Braunschw. Landwehrverbandes in Harzburg.
15. XII. Jahresversammlung d. Braunschw. Landes-Prediger-Vereins.
17.—18. 21. Braunschw. Städtetag in Schöppenstedt.
26.—29. 21. Sächsisches Provinzialbundesschießen in Wolfenbüttel.
27. Albert Jeep, 1866—69 Pastor zu St. Michaelis, dann Botschaftsprediger in Rom ꝛc., † als Pastor emer. in Hasserode.
28. Generalversammlung d. Evang. Lutherischen Vereinigung im Herzogtum Braunschweig.
30. Die Stadtverordnetenversammlung genehmigt die Warenhaussteuer.

Juli.

3.—4. General-Versammlung des Allgemeinen deutschen Arbeitgeber-Verbandes für das Schneidergewerbe.
4.—6. 37. Hauptversammlung des Harzvereins f. Gesch. u. Altertumsk. in Hettstedt.
5. Direktionssitzung d. Innungsverbandes deutscher Baugewerksmeister.
9. Karl Schultes, Hoftheaterdirektor a. D., † in Hannover (früher Oberregisseur i. Braunschweig).
10., 12., 14., 16., 17. Jubiläumsrennen in Harzburg.
15. Hermann Strümpell, Bildhauer, †.
19. 50-jähriges Bestehen des Braunschw. Missionsvereins.
24.—25. 3. Verbandstag Mitteldeutscher Konsumvereine in Wolfenbüttel.
24. Divisionspfarrer Fischer wird in sein Amt eingeführt.
27. Richard Frh. v. Hilgers, General d. Infanterie z. D., † in Baden-Baden (1884 Kommandeur der 46. Infanterie-Brigade in Braunschweig).

August.

31. Juli bis 3. Aug. 21. deutscher Tischlertag.
2. Eduard Hohnstein, Pastor emer, †.
2. Einweihung der V. mittl. Knaben-Bürgerschule an der Comeniusstraße.
7. 34. Volksweturnen auf dem Elm.
10. 200-jähriges Bestehen der reformierten Gemeinde.
14. Johann Anton André, Großherzogl. Mecklenb. Hofopernsänger a. D., †.
16. Richard Ahrens, Dr med., †.
20.—21. III. Wanderversammlung des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig in Gandersheim.
21. V. Harzer Volksweturnen in Blankenburg.
24. Ludwig Heinemann, Schulinspektor, † in Wolfenbüttel.
28. V. Sanitätskolonnentag d. Braunsch. Landwehrverbandes in Helmstedt.
29. Braunschw. Missionskonferenz in Gandersheim.
31. Adolf Menadier, Königl. Eisenbahndirektor a. D., †.

September.

11. X. Parteitag d. Landes-Rechtspartei in Harzburg.
12. Adolf Schucht, Pastor emer., †.
14. Enthüllung des Herzog August-Brunnens in Wolfenbüttel.
19. Hermann Witting, Justizrat Dr jur., †.
19. Albert Natalis, Rentner, †.
25. V. Braunschw. Handwerkertag in Helmstedt.
25. Jahresversammlung der braunschweigisch-welfischen Partei.
29. Robert Heine, Landrentmeister, †.
29. Alfred Nehring, Prof. d. Zoologie an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, † dort (geb. in Gandersheim, 1871—81 Oberlehrer in Wolfenbüttel).

Oktober.

1. Wiedereröffnung des Herzogl. Hoftheaters.
1. Gustav Milchsack, Prof. Dr, wird Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
3.—5. 76. Braunschweig. Lehrer-Versammlung.
5. Einweihung des neuen Kinderheims.
7. VII. Verbandstag Braunschweiger Tierschutz-Vereine.
8.—9. 3. Bundestag des deutschen Bismarckbundes.
10. Fritz König, Rentner, wird Ehrenbürger in Harzburg.
14. Friedrich Bosse, Seminar-Oberlehrer a. D., †.
16. Robert Sommer, Oberlandesgerichtspräsident, †.

27. 11. Jahresversammlung des freien Kirchlichen Vereins.
29. Vollversammlung der Handwerkskammer.
31. Generalversammlung des evangelischen Vereins.

November.

1. Karl Gerloff, Pastor in Atzum, tritt in den Ruhestand.
1. Gustav Eißfeldt, Kirchenrat in Querum, tritt in den Ruhestand.
1. Karl Palmer, Probst, Vorsteher der Idiotenanstalt in Neu-Erkerode, tritt in den Ruhestand.
14. 54. Plenarversammlung der Handelskammer.
15. Wilhelm Raabe feiert sein 50-jähriges Schriftstellerjubiläum.
19.—21. 9. Verbandsausstellung des Braunschweig. Verbandes für Geflügelzucht.
22. Herbstversammlung des Zentralausschusses des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.
30. Otto Pini, Pastor zu St. Martini, Dr phil., †.

Dezember.

7. 29. Verbandstag des Provinzial-Baugewerken-Innungsverbandes.
8. 150-jähriges Bestehen der Landes-Brand-Versicherungsanstalt.
9. Mathilde Wegener, Herzogl. Hofschauspielerin a. D., †.
10. Versammlung deutscher Konservenfabrikanten.
11. Ankunft des Regenten.
14. Eröffnung der 9. ordentlichen Landessynode.
15. Die Landessynode wird bis zum 21. Febr. 1905 vertagt.
16. Pastor coll. Dr Wilh. Meyer wird zum 2. Seelsorger zu St. Michaelis gewählt.
17. Einweihung der neuerbauten Garnisonkirche.
21.—22. Reise des Regenten nach Berlin und Rückkehr.
24. F. H. C. Müller, Forstmeister, † in Seesen a. Harz.
25. Guido Bodlaender, ord. Professor an der Technischen Hochschule, Dr phil., †.

W. S.

Bücherschau.

Martin Bücking, Rektor Siebrand. Eine Erzählung von der Elbmündung. Bremen, Niedersachsen-Verlag, Karl Schünemann [1904]. 231 S. 8°. 3 M.

Dies Buch eines Braunschweiger Stadtgeistlichen hat eben um deswillen viel Staub aufgewirbelt und von sich reden gemacht. Ich habe es an dieser Stelle ohne Rücksicht auf solche Nebenumstände rein als literarische Leistung zu werten, darf aber dabei wohl um so unbefangener und unbedenklicher meine Überzeugung aussprechen, als der materielle Erfolg schon für das Buch entschieden hat — die erste Auflage ist in wenigen Wochen vergriffen und eine zweite nötig geworden — und in dem Chorus der überwiegend günstigen Preßstimmen eine einzelne abweichende Meinung ohne Nachteil für Autor und Verleger verklingen wird.

Mit dem Stoff zu beginnen, enthält das Buch die persönlichen Erfahrungen eines jungen Theologen, der als Schulrektor eines Marktfleckens im Lande Hadeln unter allerhand kleinen Freuden und Leiden, wie sie eine solche Stellung mit sich bringt, ein Jahr verlebt, darin schließlich eine ebenso schöne als reiche Braut gewinnt und zugleich mit sich darüber ins Reine kommt, daß er auch ferner bei der Theologie bleiben will. Zwei Lebensrettungen, durch die der Held sich als Mann von Mut und Herz zu erweisen Gelegenheit hat, helfen jene beiden Ergebnisse herbeiführen. Zu der vorübergehenden Spannung, in die uns die beiden Hauptaktionen versetzen, und der allgemeinen großen Frage, ob „er sie kriegt", kommt als drittes erregendes Moment ebenfalls gegen Schluß eine fromme Denunziation und eine infolge derselben drohende Disziplinaruntersuchung, die sich aber auch rasch in Wohlgefallen auflöst und den Helden nur mehr zu Glück und Ehren gedeihen läßt. Als Sieger auf der ganzen Linie scheidet der Rektor Siebrand von der ersten Stätte seines öffentlichen Wirkens. Was das Buch sonst bringt, ist eine auf den Faden des Zeitverlaufs aufgezogene Reihe von episodischem Kleinkram, zum Teil ganz ergötzlich zu lesen, der namentlich die beiden ersten Drittel des Bandes füllt. Hier vor allem zeigt der Verfasser in zahlreichen Porträts „ad naturam delineavit" und einigen „guten Geschichten", wie z. B. der von Gerd Krömmelbeens Aufnahme in den Klub zum dritten Rinnstein, ein scharfes Auge für die Gestalten und Zustände der kleinen Welt, die den Helden umgibt, und zugleich eine bei einer Erstlingsdichtung doppelt respektable Technik, seine Beobachtungen schriftstellerisch wiederzugeben; dieselben Vorzüge sind den eingestreuten Landschaftsbildern von der Waterkant nachzurühmen, die farbig und echt anmuten und auch eines feineren Stimmungsgehaltes nicht entbehren. Im Übrigen liegt über der ganzen Abschilderung von Land und Menschen, ähnlich wie bei dem Meister dieses Genres, dem Verfasser des „Dr Duttmüller" und der „Skizzen aus dem heutigen Volksleben", ein merklicher ironischer Hauch, und die Linien der Charaktere und Vorgänge haben durchgehends einen Zug zur Karrikatur. So sehr dies den ersten, augenblicklichen Reiz der Lektüre erhöhen mag — denn nichts gefällt uns mehr als eine solche Beleuchtung unserer Umwelt, bei der die scheinbare Überlegenheit des Autors sich auch dem Leser wohltuend mitteilt —, so wenig hält gerade dieser Reiz auf die Dauer vor; vielmehr weckt die Schärfe des Urteils beim Autor den Widerspruch beim Leser und läßt

zugleich je länger je mehr die Schwächen und Mängel des Werkes nur um so empfindlicher hervortreten.

Zunächst die Armut der eigentlichen Erfindung, die sich sowohl in der locker anreihenden Komposition und dem Fehlen einer ernstlichen Verwickelung, als in der überraschenden Dublette der Lebensrettungen offenbart, dieses ohnehin recht abgebrauchten Mittels, einem Helden Sympathie und Bewunderung zu erzwingen, die er aus sich nicht fordern und erlangen kann. Eine episodische Figur nach der anderen faßt man ins Auge in der gerechten Hoffnung, sie werde eine wesentliche Bedeutung für das Ganze gewinnen, und jedesmal wird man in dieser Erwartung getäuscht – sie bleiben alle Beiwerk, auch die ziemlich farblose und typische Jungfer Braut. Mit derselben vergeblichen Hoffnung wartet der Leser, der mehr als eine vorübergehende Unterhaltung sucht, auf ein Motiv, einen Gedanken, einen Konflikt, ein Problem, mit dem er sich selber innerlich und ernstlich abzufinden hätte. Unsere zahlreichen modernen Pastorenromane, ich meine solche, die Geistliche zu Helden haben, wie Hegelers „Daniel Klinghammer", Heilborns „Zwei Kanzeln" oder der Freiin von Bülow „Und ich will", zeigen uns das ernste Ringen eigenartiger Persönlichkeiten mit den widerstrebenden Mächten im eigenen Innern oder den fremden Mächten der heutigen Welt, ein Ringen nach Übereinstimmung mit sich selber, nach innerer Freiheit, Reinheit, Erkenntnis. Von alledem rührt den Rektor Siebrand wenig an: er ist, der er ist, und bleibt, der er war; von irgend einer fortschreitenden innern Entwickelung, die uns ergreifen oder auch nur interessieren könnte, ist nichts zu spüren. So bequem und — man verzeihe den Ausdruck — jökelig, wie seine Art zu sprechen und sich zu geben, ist seine ganze jugendlich unreife Persönlichkeit. Und diese Persönlichkeit sollen wir ernst nehmen, denn der Autor nimmt sie ernst und sie fast allein. Hier steckt die erste große Ungerechtigkeit jener sonst durchgehenden Ironie, insofern als gerade das Leben und Streben oder Nichtstreben dieses frischen, aber herzlich unbedeutenden Menschen, der sich dabei noch aus besserem Stoffe dünkt als die andern, eine solche Beleuchtung herausfordert. Bemißt man den Wert eines Buches richtig nach dem, was es einem Eigenes und für den inwendigen Menschen Förderliches und Nachdenkliches zu sagen hat, so muß der „Rektor Siebrand" leider ein leeres Buch heißen.

Aber vielleicht ist es unrecht, einen solchen Maßstab daran zu legen, und wir sollten vielmehr dankbar sein, wenn uns einer ein Stück Leben der Heimat in den Zügen und Farben der Wirklichkeit einfach hinstellt, wie er es gesehen. Meinetwegen! Aber dann muß ich einen andern Anspruch erheben: ich will mir die schlichtesten Bilder der Heimatkunst gefallen lassen, Sohnreys Hannoversche Bauerngeschichten und die „Entenrike" der Oertzen und was dergleichen sonst uns heute in Menge geboten wird, nur müssen sie — und tun es durchweg*) — in dem goldenen Schimmer der Liebe stehen. Ich meine nicht die christliche Liebe, die mich hier gar nichts angeht, sondern die schriftstellerische: zur Heimatdichtung vor allem gehört eine herzliche Wärme des Mitempfindens, die auch anders geartete Kostgänger Gottes zu verstehen sucht und uns verstehen lehrt. Diese Wärme fehlt unserem Buche, zum wenigsten den beiden ersten Dritteln, so gut wie ganz und mit ihr der eigentliche Humor, dessen Surrogat, eine Mischung von Spaß und Ernst, für den Mangel nicht entschädigen kann. Überhaupt herrscht eine kalte Satire vor, und nicht als eine menschliche, wohl aber als eine ästhetische Schwäche, als eine Geschmacklosigkeit, ist es zu rügen, daß sich diese Satire insbesondere gegen diejenigen richtet, die dem sehr unklaren theologischen und religiösen Standpunkte des Helden als Andersmeinende gegenüberstehen. Soviele Vertreter einer andern Denkart durch die Bank zu Heuchlern oder Schwächlingen zu stempeln, war — abgesehen davon, daß das denn doch der Wirklichkeit nicht entsprechen kann — auch künstlerisch nicht wohlgetan. Allerdings hätte eine starke und ehrliche Persönlichkeit auf dieser Seite den Rektor in seiner Inferiorität enthüllt; statt dessen kommt die Liebe, mit der der einzige wirklich liebenswerte und tüchtige Mann, den uns das Buch in ganzer Figur gibt, der alte Lehrer Detlev Kron, an Siebrand hängt, ihm ebenso zu Gute, wie des inspizierenden Schulrats Urteil über seinen Religionsunterricht, an das wir ja wohl glauben müssen.

So stehen meines Erachtens gewissen äußern Vorzügen des Buches eine Reihe innerer Mängel gegenüber, und will man beide ehrlich gegeneinander abwägen, so muß ich fürchten, daß die letzteren die Schale niederziehen. W. Br.

Braunschw. Sonntagsblatt. Nr. 46. Joh. Beste, Lebensbilder. Braunschw. Stadtgeistlicher: 36. Hartw. Joh. Chr. Schulz. — 48. Besprechung des Theodie Jesus, des Bühnenspiels von Pastor Brackebusch. — 49. Pastor Dr Pini †. — 50. Pinis letzte Predigt und Pastor Hartungs Trauerrede auf ihn. — 51. Fischer, die neue Garnisonkirche.

Monatsblatt f. öffentliche Gesundheitspflege. Nr 11. Toyokichi Kita, Zusammensetzung und Preis von Fleischsorten und Wurstwaren. — 12. Ludw. du Roi, Hygienische und soziale Beteiligung deutscher Städte auf dem Gebiete des Gartenbaues.

*) Wie ein Werdender, auch wenn er nicht gleich Wilhelm Raabe heißt, doch mit der Liebe des Künstlers und der Weitherzigkeit eines innerlich freien Menschen alle seine Gestalten umfassen kann, das zeigt ein anspruchsloses und dabei ganz prächtiges Heimatbuch desselben Niedersachsen-Verlages, „Heidjers Heimkehr" von Diedrich Speckmann, das hiermit nicht bloß den Freunden der Heide empfohlen sein mag.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig

herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Februar.





Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1905.



Braunschweigisches Magazin

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1905. Februar. Nr. 2.

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte eines Schulhausbaues auf dem Lande.

Von H. Pfeifer.

In den letzten Jahrzehnten ist auf dem Gebiete des ländlichen Schulhausbaues in unserem Herzogtum außerordentlich viel geschehen, und ein größerer Gegensatz als der, der zwischen dem heutigen Volksschulhause und dem vor 80 und mehr Jahren besteht, ist kaum zu denken. Heute unterrichtet der Lehrer auf dem Lande in einer besonderen geräumigen Klasse, wird Bedacht genommen auf eine gesunde Lage des Schulgehöfts, auf die Zuführung von Licht und Luft, auch hat er für sich und seine Familie eine aus mindestens 5 Wohnräumen bestehende Wohnung im Besitz; und wenn wir heute eine Lehrerwohnung auf dem Lande betreten, so finden wir in ihr eine vollständig städtische Einrichtung, vom Fußbodenteppich, Plüschmöbeln und Vertiko bis zum Pianino. Wenn heute ein altes Schulhaus als abgängig bezeichnet ist, dann vergehen wenige Jahre, und ein neues, den heutigen Anforderungen entsprechendes Gebäude steht an der Stelle des alten oder auf einem anderen geeigneten Platze des Dorfes.

Wie ganz anders war das früher! Es ist außerordentlich lehrreich und gerade unter den heutigen Verhältnissen, wo die Volksschullehrer auf eine Stufe getreten sind, daß sie zum Teil schon glauben, die Universitätsbildung für sich in Anspruch nehmen zu müssen, besonders interessant, ein Bild aus einer Zeit vorzuführen, die gar so lange nicht hinter uns liegt, und einen Einblick in Verhältnisse gibt, die uns heute unglaublich erscheinen.

Im nordwestlichen Teile des Kreises Holzminden, hart an der hannoverschen Grenze, liegt das Dorf B., dessen Schule zu Ende des 18. Jahrhunderts dem Gräflichen Gerichte zu Bisperode bezw. dem Amte Wickensen unterstand. Unterm 2. November 1798 wandte sich der Schulmeister, Opfermann, Schneider und Landschafts-Aufseher Johann Friedr. Joachim daselbst an das fürstliche Konsistorium mit einer Eingabe, in der er anführte, daß in seinem Schulhause nur eine kleine Stube vorhanden sei, und daß er bislang bei der Gemeinde vergeblich darum eingekommen sei, eine Schulstube zu bauen. In dieser einen vorhandenen Stube müsse er mit seiner Familie, aus Frau und einem kleinen Kinde, das zu Zeiten „unzufrieden“ sei, bestehend, wohnen und gleichzeitig die Schulkinder unterrichten. Das habe zu vielen Unzuträglichkeiten geführt, weshalb er sich veranlaßt gesehen habe, den Schulunterricht in die Kirche zu verlegen. Jetzt aber ginge es auf den Winter, und könne der Unterricht in der Kirche nicht mehr abgehalten werden. Da seine bei dem Gräflichen Gerichte zu Bisperode in der Sache vorgebrachte Beschwerde keinen Erfolg gehabt habe, müsse er sich jetzt auf den Rat des Superintendenten zu Eschershausen an das Konsistorium mit der Bitte wenden, hochoberlich zu verfügen, daß die Gemeinde eine Schulstube bauen möchte. Die teilweise sehr unorthographisch geschriebene Eingabe schließt mit den Worten:

„In ehrfurchtsvoller erwartung um Gnädiger Hörung meiner Demüthigsten und fuhsfälligsten Bitte bin ich Eur Hochwohlgebohren Hoch Würdige und Wohlgeboren Unterthänigster Knecht Joh. Fr. Joachim, Opfermann“.

Darauf verfügt das Konsistorium an die Schul-Visitatoren, das Gericht zu Bisperode und an den Superintendenten zu Eschershausen, unterm 11. Januar 1800, die Gemeinde B. darüber zu vernehmen, „auf was Weise diesem Mangel eines besonderen Schulzimmers abzuhelfen sei“, und einen Anschlag mit tunlichen Vorschlägen vorzulegen.

Da bis zum 9. September 1801 der erforderte Bericht nicht eingegangen war, wurden die Visitatoren an die Einsendung desselben erinnert. Dann scheint die Angelegenheit auch beim fürstl. Konsistorium in Vergessenheit geraten zu sein, bis man im Februar 1804 bemerkt, daß der unterm 11. Ja-

nuar 1800 verlangte Bericht über das Schulhaus in B. noch nicht eingegangen ist; nun werden die Visitatoren an die Erledigung des Auftrages nochmals gemahnt und zu 2 Taler Strafe condemnirt, auch wird die Berichterstattung binnen 4 Wochen verlangt, widrigenfalls die Strafe auf 4 Taler erhöht werde. Die Herren Visitatoren haben es aber nicht so eilig und müssen unterm 3. Oktober 1804 nochmals erinnert werden, den Bericht bei Vermeidung der angedrohten Strafe binnen „endlichen 4 Wochen" zu erstatten. Es vergehen wiederum $1^1/_2$ Jahre, ehe in der Sache etwas geschieht; der Bericht ist trotz den wiederholten Strafandrohungen nicht eingegangen, und so sieht sich denn das fürstliche Konsistorium unterm 25. Januar 1806 nochmals genötigt, die Visitatoren an die Einsendung des Berichts energisch zu erinnern und die Strafe auf 8 Taler, neben den bereits verwirkten 6 Talern, zu erhöhen; auch wird die Eintreibung des Strafgeldes angedroht. Diese Verfügung hatte den Erfolg, daß zunächst der geistliche Visitator sich unterm 18. Februar 1806 rührt und fürstl. Konsistorium bittet, die verwirkten Strafen, soweit seine Person in Frage komme, niederzuschlagen, da er an der Verzögerung keine Schuld trage; er sei in einer anderen Sache bestimmt angewiesen, nur in Gemeinschaft mit dem weltlichen Visitator zu berichten, dieser sei aber „durch kein Bitten und Flehen zur Vollstreckung gemeinschaftlicher Arbeiten" zu bewegen gewesen. Es hätte auch keinen Zweck gehabt, wenn er, der geistliche Herr, den Bericht abgefaßt und dem weltlichen Visitator zur Unterschrift zugeschickt hätte, denn dieser würde auch den Bericht einfach haben liegen lassen, gleichwie er seine bisherigen Schreiben nicht beantwortet habe.

Endlich erfolgt unterm 1. März 1806 der so energisch verlangte Bericht des weltlichen Visitators aus Bisperode. In dem Berichte heißt es: der Schulmeister Joachim zu B. sei immer auf Neuerungen bedacht; er, der Visitator, habe es daher für nötig befunden, sich an Ort und Stelle zu informieren. Der Bericht fährt dann wörtlich fort:

„Nachdem ich aber die Schulstube in Augenschein genommen, fand ich, daß sich solche nicht nur in dem besten Stande befand, sondern auch geräumig genug war, die Anzahl der dortigen Schulkinder zu fassen, folglich der Antrag des Schulmeisters auf nichts anderes abzweckte, als die Gemeinde in Kosten zu stürzen, und sich noch mehreren Raum zur Aufnahme fremder vagirender Leute, welche gegenwärtig oftmahlen ihren Aufenthalt bei ihm nehmen sollen, zu verschaffen".

„Die Gemeinde B. will sich daher auf keinen neuen Anbau am Schulhause einlassen, zumahlen sie erst vor Kurzem mit nicht geringem Kosten-Aufwande einen neuen Ofen in die Schulstube setzen, auch alles so aptiren lassen, daß die Beschwerde des Schulmeisters sich als ganz ungegründet dargelegt hat".

„Sollte also der Schulmeister, woran ich noch zweifle, mahl die Kinder in der Kirche informiret haben, so ist dieses gewiß nicht wegen Mangel des Raumes in der Schulstube, sondern blos zur Chicane geschehen, um dadurch seine unbillige Forderung desto besser colorieren zu können, vielmehr halte ich mich auf das lebhafteste überzeugt, daß für die Kinder der kleinen Gemeinde B. in der jetzigen Schulstube überflüssiger Raum vorhanden, mithin für den Schulmeister Jochim keine besondere Stube, die nur Holz, woran es doch allda sehr mangelt, erfordert, nöthig sey. Ew. Hochwohlgeboren Hochwürden u. Wohlgeboren muß ich also unterthänigst bitten, den Schulmeister Jochim mit seinen unnützen Gesuche ein für allemahl, um so mehr, abzuweisen, als die Zeiten onehin zum Bauen zu schlecht, und die Unterthanen zu arm sind".

Das Gericht Bisperode, als weltlicher Visitator, erhält hierauf den Bescheid, daß es der Ordnung zuwider ohne Zuziehung des geistlichen Visitators berichtet und das Konsistorium daher diesen zunächst auch noch zum Bericht aufgefordert habe. Dieser Bericht beruht ebenfalls auf Augenscheinnahme und bemerkt zunächst, daß bereits in dem Schulvisitations-Berichte von 1802 auf den Mangel des Raumes als Unterrichtslokal hingewiesen sei. Es heißt dann über den Schulraum:

„Die jetzige Schule und Wohnstube hält in der Länge $12^1/_2$ Fuß im Lichten und 14 Fuß 3 Zoll in in der Breite (d. h. in Metermaß: 3,57 m/4,14 m = 14,78 qm). 44 Schulkinder — der Ofen, Tisch, Wiege und Bewegungsraum für des Schulmeisters 4 kleine Kinder, machen hier ein Compresse, welche augenscheinlich ist, so augenscheinlich, daß bei der letzten Schulvisitation der Pastor Altenberg aus Bisperode, welcher gegenwärtig zu seyn wünschte, nicht den gehörigen Platz haben konnte".

Nehmen wir die in der Schulstube gleichzeitig anwesenden Personen — Schulkinder und Lehrerfamilie — zu 50 an, so entfällt auf eine Person eine Grundfläche von rund $3^1/_2$ □′ = 0,29 qm; dementsprechend wird natürlich auch der Luftraum für eine Person — die Höhe der Schulstube ist in dem Berichte nicht angegeben — gewesen sein. Vergleichen wir mit den vorstehenden Angaben die heutigen Anforderungen an ein Klassenzimmer der Volksschule, so sehen wir, daß jetzt im Durchschnitt 0,80 qm = rd. 10 □′ für ein Schulkind verlangt werden.

Der Bericht des Superintendenten fährt dann fort:

„Was weltlicher Visitator in seinem einseitigen Berichte von vagirenden Leuten u. s. w. sagt, hat sich nach genauer Erkundigung nicht bestätigt; übrigens ist es wohl nicht zu verhindern, daß, da der Schulmeister ein Schneider und beeidigter Land-

schaftlicher Auffseher ist, sich bey ihm Leute einfinden, welche in Bestellungs- oder Zahlungsangelegenheiten in seine Stube kommen. Da diese Nebenverdienste, gerade bei seinen geringen anderweitigen Einkünften, seine Subsistenz befördern, so würde dieser Umstand ehender für, als wider die Anlegung einer besonderen Schulstube sprechen".

„Eben die Bewandnis hat es mit der Angabe, daß der Schulmeister Jochim auf Neuerungen bedacht sey und nur die Gemeine in Kosten setze wolle. Es ist ja nur der Wunsch, daß auch in B. den Befehlen eines hohen Consistorii in Rücksicht der Anlegung der nöthigen Schulstuben im ganzen Lande pflichtmäßig nachgelebet werden mögte; auch ist nicht aus Chicane der Schulunterricht in der Kirche ertheilt, sondern Theils aus Noth, Theils aus Vorsicht. Es ist nemlich zu der Zeit, als Schulunterricht in der Kirche ertheilt ist, ein neuer Fußboden in der Schulstube gelegt und solche geweißet. Bey dem ersten Geschäfte war es nicht wohl möglich, den Unterricht in der Schulstube fortzusetzen, und bey dem anderen erforderte es die Vorsicht — um die Kinder nicht den nachtheiligen Folgen des Kalkdunstes auszusetzen".

Der Bericht gibt dann noch an, in welcher Weise am zweckmäßigsten ein neues Schulzimmer an das Haus angebaut werden könne, und daß die Gemeinde, entgegen dem Berichte des weltlichen Visitators, durchaus nicht abgeneigt sei, Abhülfe zu schaffen, wie denn auch die Gemeinde selbst in den bedenklichsten politischen Zeiten des vorigen Jahres (1805) den befohlenen Bau eines Witwenhauses zur Ausführung übernommen habe, und schließt mit der Zuversicht, daß auch das Gräflich Metternich'sche Gericht (zu Bisperode) der guten Sache kein Hindernis in den Weg legen werde.

Der Bericht ist vom 24. Juni 1806 datiert, und bereits unterm 12. Juli 1806 verfügt das Konsistorium an die Visitatoren die Anfertigung eines Baurisses zu dem Anbau an das Schulgebäude bezw. den Riß eines neuen Schulgebäudes, falls die Gemeinde einen solchen Bau für ratsamer halten sollte.

Der Respekt des weltlichen Visitators vor dem fürstlichen Konsistorium scheint jedoch kein allzu großer gewesen zu sein, denn, nachdem über ein Jahr verstrichen ist, müssen die Visitatoren unterm 20. November 1807 an die „schleunige" Einreichung des Berichts und des Baurisses wiederum erinnert werden.

Was in den nächsten Jahren in der Angelegenheit geschehen ist, läßt sich aktenmäßig nicht mehr feststellen. So viel ist aber sicher, daß der Urheber dieses Bauantrages, der Schneider und Schulmeister Johann Friedr. Joachim, den Neubau des Unterrichtszimmers nicht mehr erlebt hat. Die Akten beginnen erst wieder mit dem Jahre 1821; der Nachfolger Joachim's, der Schullehrer Reuß, bittet unterm 2. März dieses Jahres in einer Eingabe an das fürstliche Konsistorium um den gnädigen Befehl an die Gemeinde B. zur Erbauung eines neuen Schulhauses. Wir erfahren auch aus dieser Eingabe, wie weit der 1798 angeregte Bau gediehen ist.

Reuß schreibt:

„Schon seit 5 Jahren (d. h. 1816) ist von den Herren Kirchenvisitatoren als höchstnöthig anerkannt worden, daß ein neues Schulhaus in B. gebaut würde; indem das jetzt vorhandene fast ganz unbewohnbar und in der Beschaffenheit ist, daß es durch keine Reparatur länger hingehalten werden kann. Vorzüglich aber ist der Mangel einer separaten Schulstube mir und jedem Schullehrer hier hinderlich beym Unterrichte. Es ist ganz natürlich, daß wenn in einem Stübchen, daß kaum für eine kleine Familie zum Aufenthalte Raum genug enthält, neben dieser noch 40 bis 50 Kinder sich aufhalten und darin unterrichtet werden sollen, manche Unbequemlichkeiten für die Schüler stattfinden müssen, und daß zugleich dabey, eben durch den Aufenthalt der eigenen Familie, kleiner Kinder, vorfallenden Krankheiten, Geschäften der Frau und dergleichen ganz unvermeidlich viele Störungen im Unterrichte entstehen müssen. Wenn ich auch nicht einmal gedenke, welchen nachteiligen Einfluß es auf meine eigene und die Gesundheit meiner Familie haben muß, tagtäglich in einem solchen kleinen Stübchen sich aufzuhalten, aus welchem der Dunst von so vielen Kindern und den Feuchtigkeiten, die sie mit in die Stube treten, einzubringen, so würde es doch gewiß wegen des Unterrichts der Schuljugend schon nöthig genug seyn, ein neues Schulhaus mit einer guten Schul- und Wohnstube zu erbauen. Der bessere Theil unter den Mitgliedern der hiesigen Gemeine hat dieses auch schon länger selbst eingesehen, und es ist deshalb schon vor 5 Jahren ein Anhängsel vor hiesiges Schulhaus gerichtet, voraus eine Schulstube werden sollte. Da dies aber geschehen ist, ohne den Rath der vorgesetzten Behörden und ohne Zuziehung von sachverständigen Männern, so ist ein verfuschtes Ding daraus geworden, weshalb es denn noch bis diesen Augenblick ohne Dach und Fach zum Gespött der Welt hier aufgerichtet steht. Es könnte indeß das hieran befindliche Holz zu einem neuen Schulhause noch größtentheils wieder benutzt werden. Auch ist auf Befehl des hochfürstl. Kreis-Gerichts Eschershausen bereits ein Riß zu einem neuen Schulhause von hiesiger Gemeine an dasselbe eingesandt, indeß bis diesen Augenblick von dorther noch keine Resolution darüber erfolgt".

„Nach dem Urtheile mehrerer erfahrener Männer, und nach meinem eigenen geringen Dafürhalten würde indes, wenn nach dem eingereichten Risse gebaut würde, wiederum ein unbrauchbares Gebäude errichtet werden; denn der Bauer sieht gewöhnlich

mehr darauf, daß er mit wenigen Kosten abkommen kann, als darauf, daß etwas Gutes errichtet werde". Der Lehrer Reuß bittet dann noch zum Schluß, es möchte Verfügung erlassen werden, daß der Riß der Hohen Behörde zur Genehmigung vorgelegt werde.

Bereits 5 Tage später, am 7. März 1821, verfügt das Konsistorium an die Visitatoren die Anfertigung eines Risses durch einen Bausachverständigen, die Angelegenheit auch so zu beschleunigen, daß noch in diesem Jahre der Bau bewerkstelligt werden könne.

Nachdem die Visitatoren am 10. Oktober 1821 an die Erledigung des Auftrages erinnert worden, erfolgt 11 Tage später der Bericht, daß der Amtszimmermeister W. in Stadtoldendorf, welcher mit der Anfertigung des Baurisses beauftragt gewesen sei, die Erledigung der Angelegenheit bislang verzögert, jetzt aber endlich Plan und Anschlag eingereicht habe. Der Amtsvogt sei beauftragt, den Lehrer Reuß und die Gemeinde B. über den Bauplan zu vernehmen.

Endlich gelangt unterm 23. Januar 1822 der verlangte Bericht der Visitatoren (vom 14. Januar), sowie der Bauplan und Kostenanschlag an das fürstliche Konsistorium. Die Gemeinde hat diesem Plane nicht zugestimmt, weil sie, nach einem früheren Gutachten des Zimmermeisters, der Ansicht ist, es könne der im Holzwerk bereits ausgeführte Anbau beibehalten und als Schulzimmer eingerichtet werden. Inzwischen ist aber der Zimmermeister anderer Ansicht geworden und rät jetzt entschieden von der Beibehaltung des Anbaues ab und empfiehlt dringend den Bau eines ganz neuen Schulhauses, auch hat derselbe für passender gehalten, die erforderlichen Stallungen nicht in dem Hause selbst einzurichten, sondern an das Schulhaus anzuhängen. Gern hätten die Visitatoren den Kammerbaumeister H. in Holzminden zur Abgabe eines Gutachtens über den vorhabenden Schulbau und zur Anfertigung eines Baurisses aufgefordert, derselbe sei aber zu sehr mit Kammerbauten in Anspruch genommen, um solcher Requisition entsprechen zu können; auch sei man wegen der Beaufsichtigung des Baues durch einen Sachverständigen in Verlegenheit, da die Ortsbaubevollmächtigten einer besonderen Aufsicht bedürften; man wolle sich jedoch bemühen, ein passendes Subjekt dazu auszuerwählen.

Der Bauplan wird dann aber vom Konsistorium in einer Verfügung vom 6. Februar 1822, weil der Bau zu beschränkt und mangelhaft ist, nicht genehmigt. Der Haupteingang des Hauses, die Türen zu den Stuben, zur Küche und Kammer, auch die Treppe zum Obergeschoß dürften nicht von der Dreschdähle zugänglich sein; die Schulstube sei für die Zahl von 60 Kindern zu klein, und es müßten volle 240 Quadratfuß ($19^1/_2$ qm) gefordert werden. Schulstube und Wohnstube dürften nicht durch einen gemeinschaftlichen Ofen in der Wand, sondern müßten jede für sich geheizt werden. Die Stuben müßten Dielenboden erhalten, die Fenster nicht viereckig (!), sondern länglich sein, auch nicht zum Schieben, sondern zum Öffnen nach außen, mit Hespen und Haken eingerichtet werden. Die Höhe jeden Stockwerks müsse mindestens 9 Fuß (2,66 m) betragen und unter dem Hause sei wenigstens ein Balkenkeller vorzusehen. Endlich sei noch Stallung für 2 Kühe, einige Schweine, für Federvieh und Brennholz erforderlich, und nahe dem Schulhause ein vor dem Wetter geschütztes Abortsgebäude mit der erforderlichen Anzahl von Aborten anzubringen.

Mit diesem Bauprogramm sei ein neuer Riß und Kostenanschlag anzufertigen und der Gemeinde zur Erklärung darüber und über die Aufbringung der Baukosten vorzulegen; falls aber die Gemeinde sich weigern sollte, ein den Bedürfnissen des Unterrichts und des Lehrers angemessenes Schulhaus zu bauen, sei auf Kosten der Gemeinde vom Kammerbaumeister H. in Holzminden ein Gutachten über die notwendige Größe und Einrichtung des neuen Schulhauses einzuholen und unter Vorlegung desselben weiter zu berichten, auch ein „taugliches Subjekt" zur Überwachung des Baues in Vorschlag zu bringen, dessen Ausführung keinesfalls dem Gutdünken der Gemeinde allein überlassen werden dürfe.

Man sieht hieraus, daß das Konsistorium nunmehr energisch den Bau des Schulhauses zu fördern beabsichtigt; es läßt sich auch nicht verkennen, daß aus den Forderungen des Konsistoriums ein weiter Blick spricht, denn diese Forderungen sind im Großen und Ganzen, abgesehen davon, daß für die Schüler heute ein größerer Raum verlangt wird, dieselben, welche heute den Schulhausbauten zu Grunde gelegt werden.

Allein die Bauangelegenheit will auch jetzt noch immer nicht in Fluß kommen. Am 21. Dezember 1822 müssen die Visitatoren nochmals an die Einsendung des neuen Planes und Anschlags erinnert werden. In einem Bericht vom 3. 1. 1823 heißt es: „Die Gemeinde weigert sich nach dem neuen Bauprogramme zu bauen, so daß der Kammerbaumeister um die Abgabe eines Gutachtens hat ersucht werden müssen". Übrigens sei nicht zu absehen, wie die kleine und dürftige Gemeinde B. jetzt im Stande sein solle, einen so kostbaren Bau ganz durch eigene Mittel zu bestreiten, da sie auf Verfügung der Landesregierung den Bau der Hameln'schen Straße bis zur Landesgrenze durch Fuhren und Handarbeiten mit ausführen müsse. „Von den dürftigen Gemeinden des hiesigen Gerichtskreises", — heißt es dann in dem Berichte —, „wird jetzt eine ungewöhnliche Ausgabe nach der anderen gefordert, und nie sind sie wohl, da die Nebengewerbe, wodurch sie ihre Subsistenz besonders haben müssen, fast ganz darnieder liegen, die Ernten der letzten Jahre

auch schlecht ausgefallen sind, weniger dazu im Stande gewesen, als grade jetzt".

Das Konsistorium läßt sich aber hierdurch nicht irre machen und erklärt, von seinen Forderungen bezüglich des B.'schen Schulbaues nicht abgehen zu können; habe die Gemeinde kein Geld zum Bauen, so möge sie um gnädigste Verwilligung einer Beihülfe Höchsten Orts einkommen.

Am 1. Juli 1823 gibt der Schullehrer Reuß bei dem Superintendenten in Halle folgendes zu Protokoll: Die größte Not habe ihn getrieben, sich abermals wegen des Schulbaues an das Fürstliche Kreisgericht Eschershausen, als weltlichen Visitator, zu wenden, und selbiges um Hülfe anzuflehen, weil es nun gar nicht mehr möglich sei, daß er in dem zerfallenen Schulhause wohnen könne. Er vermöge sich nicht mehr vor Regen im Bette zu schützen, und bei dem ersten Windsturm laufe er Gefahr, mit Frau und Kindern durch den Einsturz des Hauses getötet zu werden; auch könne er, vermöge seiner Pflicht, es nicht länger ansehen, daß der Unterricht der Schulkinder, indem alles in einer kleinen Stube eingezwängt wäre, durch das unmöglich zu verhindernde Geschrei und den Lärm der Seinigen, so oft gestört würde.

Auf diesen Vortrag sei ihm die Antwort gegeben:

„Visitatores hätten gethan, was sie gekonnt; er, Reuß, müsse jetzt den Landbaumeister H. verklagen".

Nun gebe er dem Superintendenten anheim, wie er, der schon durch Hunger und Gram so tief gebeugt sei — (der Superintendent bemerkt dazu: „Man darf das personificierte Zerrbild nur sehen") — sich unterfangen könne, einen so bedeutenden Mann zu belangen, wie Herrn H. . . ., denn bedeutend müsse er doch wohl sein oder sich dafür halten, „ansonst er den Befehlen eines Hohen Collegii wohl besser Gehorsam würde geleistet haben" — wie er keinen Pfennig zu einer solchen Klage im Vermögen habend dieselbe beginnen könne?"

Der geistliche Visitator, welcher diese Auslassung Reuß' zur Kenntnis des Konsistoriums bringt, nimmt sich mit warmen Worten des Bittstellers an, fürchtet nicht dadurch in den Verdacht eines Querulanten zu kommen und weist auf die Konsistorialverfügungen vom 25. Januar und 16. April 1806 hin, in denen bereits die Beschwerde des Schulmeisters von B. anerkannt ist. Auf der anderen Seite sei er „weder vor H.'s (des Baumeisters) Eloquenz, Feder, noch weniger vor dessen, auf vormalig westphälisch, auf's eine Ohr gedrückten Sturmhut, auch nicht einmal vor seinen Logarithmen bange."

Die Visitatoren erhalten hierauf den Auftrag, die Bauangelegenheit zu beschleunigen, namentlich den Kammer-Baumeister zur Erledigung der Sache anzuhalten und nötigenfalls dafür zu sorgen, daß vorübergehend ein anderes Schullokal beschafft und für den Lehrer eine Familienwohnung gemietet werde.

Endlich, im August 1823, reicht der Kammer-Baumeister sein Gutachten und einen neuen Bauplan ein. Das Konsistorium erklärt sich mit ihm einverstanden, verzichtet auch, um den Bau nicht noch weiter zu verzögern, auf einen Dielenboden im neuen Klassenzimmer, das nur ein Backsteinpflaster erhalten soll.

Eine Schwierigkeit ist allerdings noch zu überwinden; um der Gemeinde die Kosten des Ankaufs eines Bauplatzes zu ersparen, hatte man beabsichtigt das Schulhaus auf einem erhöhten Teile des Friedhofes, der in der Nachbarschaft des alten beschränkten Schulgehöfts liegt, zu erbauen. Dieser Friedhof ist aber sehr beschränkt und muß auch die Leichen aus dem hannöverschen Filialdorfe aufnehmen.

Ob dieser Umstand eine weitere Verzögerung der Bauangelegenheit hervorgerufen hat, oder vielleicht die notorische Mittellosigkeit der Gemeinde, ist aus den vorliegenden Akten nicht klar zu ersehen. Jedenfalls hat die Angelegenheit bis zum Jahre 1828 wiederum geruht und wird erst wieder durch einen Bericht des Pastors Stieren in B. in Anregung gebracht. Die Visitatoren werden darauf hin an die schleunige Erledigung des Bauvorhabens erinnert, und erfahren wir dabei, daß das alte Schulhaus noch immer steht und für Lehrer und Schulkinder weiter benutzt wird.

Das Kreisamt erklärt aber, die Gemeinde sei vollständig mittellos und könne nicht bauen, zumal die höheren Orts erbetene Beihülfe — die übrigens erst im Mai 1828 beantragt ist — nicht gewährt sei. Jedenfalls müsse der Bauplan erheblich reduziert werden, und wolle man den Kammerbaumeister ersuchen, solches, vielleicht durch Annahme eines Massivbaues, zu tun.

Verhältnismäßig rasch, im November 1828, wird der neue Bauplan — der dritte, oder wenn der erste nicht fertig gewordene Anbau zu Joachim's Zeiten mitgerechnet wird, der vierte — vorgelegt. Das Konsistorium erklärt sich auch mit diesem einverstanden und empfiehlt dringend, nun endlich mit dem Baue vorzugehen.

Der Bau des Schulhauses ist dann massiv von Kalksteinen, die in der Nähe des Orts zu haben sind, ausgeführt, und 1830 konnte der Lehrer Reuß in dasselbe einziehen. Leider scheint aber der Bau bei den geringen zur Verfügung stehenden Geldmitteln und der Eile der Bauausführung nicht gut geraten zu sein; denn schon im Jahre 1840, also nach zehnjährigem Bestande, beklagt sich der Lehrer über die im Hause herrschende Feuchtigkeit, die ihren Grund in dem Sumpfe, auf dem man das Gebäude errichtet habe, finde, auf das hygroskopische Baumaterial zurückzuführen sei und bereits das Holz-

Möbelment mit Schwamm überzogen, sowie Leinenzeug und die Kleidung zerstört habe. Der Amtsvoigt bestätigt die Angaben des Lehrers vollständig, und eine sachverständige Untersuchung läßt erkennen, daß man bei dem Bau des Hauses aus falsch angebrachter Sparsamkeit erhebliche Fehler gemacht hat. Das Gebäude liegt am Berge und der Fußboden mit dem umgebenden Terrain in gleicher Höhe; das unreine Wasser aus dem Gossensteine habe keinen Abfluß, stagniere und verpeste die Luft.

Es werden dann verschiedene Verbesserungsvorschläge gemacht, die zwar ausgeführt zu sein scheinen, aber augenscheinlich nicht den gewünschten Erfolg gehabt haben, denn im Jahre 1862 entschließt sich die, jetzt offenbar zu Wohlhabenheit gekommene Gemeinde, das Haus wieder zu verlassen und ein neues, besseres Schulhaus zu bauen. Am 13. November 1864, also 68 Jahre nach der ersten Anregung, konnte dieses auf einem bei der Separation ausgewiesenen Bauplatze errichtete Gebäude seiner Bestimmung, der es noch heute dient, übergeben werden.

Friedrich Knapp.

Von Richard Meyer.

II.

Als wissenschaftlicher Schriftsteller tritt Knapp zuerst im Jahre 1837 auf, und zwar mit einer in Liebig's Laboratorium ausgeführten Experimentalarbeit organisch-chemischen Inhaltes. Es folgte eine zweite, rein chemische Arbeit, und erst das Jahr 1846 zeigt uns ihn als Technologen: In einer Abhandlung über die Schnellessigfabrikation übt er scharfe experimentelle Kritik an dem in deutschen Essigfabriken üblichen Verfahren und zeigt den Weg zu seiner Vervollkommnung; mit beredten Worten verweist er auf das Vorbild der Engländer, welche er als Meister in der „Kunst zu fabrizieren" rühmt.

Von Interesse ist auch eine kleinere Untersuchung über die medizinische Wirkung des Lebertrans (1846) und eine kritische Abhandlung: Anmerkungen über die bei der gegenwärtigen Teuerung gemachten Vorschläge zu wohlfeilerem Brote mittels Kartoffeln, Rüben ꝛc. (1847). In überzeugender Weise tut er das Illusorische der gemachten Vorschläge dar, und zwar in ökonomischer, wie in physiologischer Beziehung. In letzterer Hinsicht wird besonders hervorgehoben, daß die Anwendung der an „plastischer, stickstoffhaltiger Substanz armen Kartoffel das unbillige Ansuchen an die Mägen der Arbeitenden einschließt, sich — aller Naturforderung entgegen — die Quintessenz des Nährenden aus einem ungewöhnlichen Brotumfang herauszusuchen. Der Magen, der ein solches Ansuchen zurückweist, hat vollkommen ebenso recht wie Einer, der sich weigert, 320 000 Pfund goldführenden Rheinsand statt eines Dukaten zu nehmen, die doch in gleichem Grade goldhaltig sind."

Zeigen uns diese rasch auf einander folgenden Publikationen Knapp als fruchtbaren und vielseitigen Forscher, so werden sie in ihrer Bedeutung noch überragt durch sein großes Lehrbuch der chemischen Technologie, an welchem er schon seit längerer Zeit gearbeitet hatte, und das nun in den Jahren 1847—1853 bei Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig erschien. Obwohl dieses Werk keineswegs das erste seiner Art war, so erregte es doch das größte Aufsehen durch die völlig neue Auffassung und Behandlung des Gegenstandes. Durchblättert man chemisch-technologische Werke der damaligen Zeit, so erscheinen sie in dem Gewande von Lehrbüchern der Chemie; sie folgen der in diesen üblichen Einteilung, besprechen die Elemente gesondert in Metalloïde und Metalle, nebst deren Verbindungen, und unterscheiden sich von anderen Lehrbüchern der Chemie nur dadurch, daß an passenden Stellen etwas näher auf technische Darstellung und Verwendungen der gerade behandelten Körper eingegangen wird. — Ganz anders Knapp. Er schildert nicht chemische Produkte und Prozesse an sich, sondern die chemischen Industrien.

In der kurzen, aber inhaltreichen Einleitung des ganzen Werkes schildert Knapp mit wenigen Strichen die Entwickelung der Technik in ihrer Abhängigkeit von den großen Epochen der Weltgeschichte und den sie beherrschenden Ideen. Durch die ganze Darstellung des an sich materiellen Gegenstandes aber geht ein idealer Zug, der vielleicht am besten durch die folgenden, jener Einleitung entnommenen Sätze gekennzeichnet wird:

„Infolge seiner geschichtlichen Entwickelung hat sich das Gewerbewesen weit von seinem früheren Standpunkte entfernt und ohne Zweifel darüber erhoben. Als Quelle des öffentlichen Wohlstandes zur breiten und sicheren Basis der Staatskräfte geworden, ist es der erste Gegenstand der Pflege und des Schutzes jeder einsichtsvollen Regierung. Die Kräfte und der Wohlstand eines Landes liegen aber, neben seinen natürlichen Vorzügen, hauptsächlich in den Händen seiner Industrie, d. i. in der verständigen und umsichtigen Benutzung dieser Vorteile. Dies ist die nächste wichtige Aufgabe der Industrie, aber nicht ihre höchste und eigentliche. Die bloße Verbesserung der zeitlichen Umstände einzelner Individuen oder deren Gesamtheit wäre bei aller seiner Wichtigkeit immerhin ein untergeordneter Zweck, wenn nicht sein wahrer Inhalt darin bestände, die Menschen freier zu machen von der Last des Tages und den Sorgen des Daseins — für ihre sittliche und geistige Veredlung. Vor allem aber ist die Wissenschaft, und die der Natur besonders,

berufen, in diesem Sinne der Praxis als sichere Leiterin zu dienen; das Zusammenwirken von beiden hat Unglaubliches geleistet; und das ist gerade die bedeutungsvolle Neuerung und die wahre Größe der jetzigen Industrie, daß sie angefangen hat, den alten Fluch der physischen Arbeit von dem Geschlechte abzuwälzen, und die Naturkräfte zwingt, für sie einzustehen im Joch, ein rüstiger, aber unfreiwilliger Helfer. Um den schweren Teil der Arbeit, den man Wasser, Dampf, Wind und Maschinen aufgebürdet hat, sind die Menschen erleichtert, um für edlere Zwecke tätig zu sein. Der materielle und der höhere Zweck des Gewerbewesens vereinigen sich also, da man sich einmal den physischen Anforderungen des Daseins nicht entäußern kann, in der Frage: wie die gegebene notwendige Leistung mit dem geringsten Aufwand von Arbeit oder Kraft könne vollbracht werden. Der Schlüssel dieser Frage liegt aber in den Archiven der Wissenschaft verwahrt und muß das stete Ziel sein, worin alle Bestrebungen konvergieren, durch Aufsuchung und Erläuterung der Gesetze derselben den Gewerben festere und wirksamere Stützpunkte anzureihen."

Schon wenige Jahre nach dem Erscheinen der letzten Lieferung wurde eine neue Auflage nötig; da die Verhältnisse aber eine Neubearbeitung nicht erlaubten, so veranstaltete die Verlagshandlung im Jahre 1858 einen unveränderten Abdruck. Erst anderthalb Jahrzehnte nach der Abfassung der ersten Auflage konnte Knapp an die Bearbeitung einer wirklichen neuen Auflage gehen, „der Reihe nach die dritte, dem Inhalt und gewöhnlichen Sprachgebrauch nach die zweite." Selbstverständlich war sachlich enorm viel zu ändern. „Was aber den der ersten Auflage zu Grunde liegenden Plan des Lehrbuches betrifft, so lagen nur Gründe vor, ihn beizubehalten, keiner, ihn zu verlassen. Er hat sich als praktisch erwiesen und ist gegenwärtig in den meisten ähnlichen Werken angenommen." Diese, der Vorrede zur dritten Auflage (1865) entnommenen Worte haben noch heute ihre volle Gültigkeit: die Lehrbücher der chemischen Technologie, ob große oder kleine, werden auch in der Gegenwart nach dem von Knapp vorgezeichneten Plane verfaßt.

Leider ist die Neubearbeitung unvollendet geblieben. Der erste Band erschien in zwei Abteilungen in den Jahren 1865 und 1866; vom zweiten Bande brachte das Jahr 1871 die erste Lieferung, der noch 1875 eine zweite folgte. — Daß das Werk in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde, ist bereits erwähnt.

Im Anschlusse an das Lehrbuch der chemischen Technologie sei hier gleich noch angeführt, daß Knapp sich, in Gemeinschaft mit Wedding und Rammelsberg, an einer deutschen Bearbeitung von John Percy's Metallurgie beteiligte. Aus seiner Feder erschien 1863 im Vieweg'schen Verlag der erste Band des ganzen Werkes, enthaltend „die Lehre von den metallurgischen Prozessen im Allgemeinen und den Schlacken, die Lehre von den Brennstoffen und den feuerfesten Materialien als Einleitung, und die Metallurgie des Kupfers, des Zinks und der Legierungen aus beiden". — Der technologischen Wandtafeln (1856—1863) wurde schon im ersten Teil gedacht.

Mittlerweile wurden auch die experimentellen Arbeiten gefördert, und wir begegnen zunächst im Jahre 1858 der ersten, die Gerberei und den Vorgang der Lederbildung betreffenden Abhandlung. Die Ansichten, welche Knapp darin entwickelt und zu begründen sucht, waren aber seit längerer Zeit bei ihm gereift: wir finden sie im Wesentlichen schon in dem elf Jahre früher erschienenen Kapitel Gerberei seines Lehrbuches der chemischen Technologie. Das Wesen der Lederbildung wurde damals nach den von Séguin im Jahre 1797 entwickelten Ansichten als ein Vorgang chemischer Vereinigung zwischen der leimgebenden Substanz der Haut und dem Gerbstoff aufgefaßt. „Séguin, der um die Gerberei große Verdienste besitzt, stützte sich auf die Umwandelung der tierischen Faser durch kochendes Wasser in Leim, sowie auf die große Verwandtschaft des letzteren mit dem Gerbstoff (Tannin) und definierte das Leder als gewerbsmäßig dargestellte gerbsaure Gallerte. Tierische Haut — so sagt dagegen Knapp — ist kein Leim, wenn auch fähig, durch Kochen in Leim überzugehen; die Verbindung des Leims mit Gerbsäure ist hart und spröde, der Zweck der Gerbung ist vor allem Erhaltung der Geschmeidigkeit der Haut." . . . „Wenn jene Ansicht die richtige wäre, so müßten sich unsere Stiefel und Schuhe im Mörser pulvern lassen." . . . „Wenn das Leder eine Verbindung der gallertgebenden Hautsubstanz mit Gerbstoff wäre, so müßten ferner andere leimgebende Tierstoffe ebenso gut Leder bilden, was nicht der Fall ist. Fasern, entkalkte Knochen z. B. bilden selbst nach längerem Behandeln niemals irgend dem Leder ähnliches. Umgekehrt besitzen Tonerdesalz und Eisensalze ausgezeichnete, gerbende Eigenschaften, obwohl sie den Leim nicht fällen." — In der Sämischgerberei ist Fett der wirksame Bestandteil, welches gleichfalls mit Leim keinen Niederschlag gibt. „Salze der Metalloxyde M_2O_3, Gerbsäure, Fett, sind aber so heterogene Dinge und bringen doch in der Gerberei so gleiche Wirkung hervor."

Knapp spricht nun seine Meinung dahin aus, daß die Lederbildung kein chemischer, sondern ein physikalischer Prozeß ist, „eine bloße Äußerung der Flächenanziehung, wie z. B. die Wirkung der Knochenkohle". Die ungegerbte Haut schrumpft beim Trocknen infolge des Zusammenklebens der Fasern zu einer spröden, hornartigen Masse ein; bei der Gerbung lagern sich die Teilchen des Gerbmittels zwischen die Fasern und verhindern so deren Zusammenkleben.

Auch die fäulniswidrige Wirkung der Gerbung wird in ähnlicher Weise erklärt: das Gerbmaterial verdrängt die Feuchtigkeit, es hüllt die Fasern ein und hält den Sauerstoff wie die fäulniserregenden Mikroben fern.

Liest man diese Erörterungen, so wird man lebhaft an die Diskussionen über das Wesen des Färbeprozesses erinnert, und in der Tat ist Knapp die Ähnlichkeit beider Vorgänge nicht entgangen. Er stellt sie unmittelbar in Parallele und vertritt auch für die Färberei die mechanisch-physikalische Theorie. Dabei wird der tierischen Haut, ebenso wie den Textilfasern, die Fähigkeit zugeschrieben, Substanzen aus Auflösungen unlöslich auf sich niederzuschlagen und diese Eigenschaft der Haut durch die enorme Vergrößerung der Oberfläche infolge der faserigen Struktur erklärt.

Knapp hat eine große Reihe von Beobachtungen und Versuchen mitgeteilt, welche die Richtigkeit seiner Anschauungen beweisen sollen. Auch die Weißgerberei zog er in das Bereich der Untersuchung, und einer seiner Schüler, A. Reimer, studierte die besondere Rolle, welche den einzelnen Bestandteilen der tierischen Haut beim Gerbeprozesse zukommt.

Nach so erfolgreicher theoretischer Arbeit ist es begreiflich, daß Knapp den Wunsch hatte, deren Ergebnisse auch direkt der Praxis nutzbar zu machen. Er hat viel Zeit und Mühe auf dieses Ziel verwendet, ohne es zu erreichen. Seine Hoffnungen stützte er auf ein von ihm ausgearbeitetes Verfahren der Gerbung mit basischen Eisensalzen, durch welches der Zweck der Lohgerberei, die bei starken Häuten eines Zeitraums von mehreren Jahren bedarf, in einigen Tagen erreicht wird. Nach jahrelangen, auch in großem Maßstabe fortgesetzten Versuchen mußte das Verfahren, welches eine umfangreiche Literatur gezeitigt hat, aufgegeben werden. Es wurde aber, wie schon an anderer Stelle bemerkt, der Vorläufer der heutigen, so wertvollen Chromgerbung.

Von weiteren, die Gerberei betreffenden Publikationen ist zunächst die Untersuchung eines bei Mainz gefundenen, altrömischen Leders zu erwähnen. Knapp konnte feststellen, daß die Gerbung höchstwahrscheinlich mit Lohe bewirkt war, daß aber der vegetabilische Gerbstoff des im Torfmoor aufgefundenen Materials allmählich verschwunden und durch Humuskörper ersetzt worden ist. Sodann noch einige polemische Bemerkungen, und endlich sein Schwanengesang: Die wissenschaftlichen Anschauungen über die Gerbeprozesse in ihrer Entwickelung. (Festschrift der Herzogl. Techn. Hochschule Carola-Wilhelmina bei Gelegenheit der 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Braunschweig, 1897).

Kehren wir nun zurück zu den übrigen Arbeiten Knapp's, so finden wir eine ganze Reihe von Untersuchungen, die er teils allein, teils gemeinsam mit seinen Schülern ausführte, oder zu denen er die Anregung gab, und welche sich auf die verschiedensten Gebiete der chemischen Technologie erstreckten. Sie betrafen die Verseifung der Fette, Seife und Waschen, den Prozeß des Butterns, ferner verschiedene Fragen betreffs der Bildung von Schwefelsäure und von Chlorkalk u. a. m.

Im Jahre 1871 erschien eine größere Abhandlung von Knapp „über das Wesen der Hydraulizität der Mörtel und mörtelartigen Erzeugnisse. In derselben beleuchtet er auf Grund einer ausführlichen, in seinem Laboratorium von Friedr. Schott — dem späteren Cement-Industriellen — angestellten Versuchsreihe und weiterer eigener Beobachtungen den Erhärtungsprozeß. Dabei ging er von der Tatsache aus, daß zwar die Erhärtung, insbesondere die hydraulische, stets Hydratbildung voraussetzt, daß aber die Hydratbildung an sich keineswegs Erhärtung bedingt, wie denn ja der Kalk durch Aufnahme von Wasser unter den gewöhnlichen Umständen nicht erhärtet, sondern umgekehrt zu Pulver zerfällt. „Der chemische Prozeß — so schließt er —, welcher beim Zusammenbringen der hydraulischen Stoffe sich betätigt, ist nur die Gelegenheit, der damit eintretende mechanische Prozeß die wahre und unmittelbare Ursache der Erhärtung; jener ist der Postwagen, dieser die Korrespondenz, welche er befördert, beides höchst verschiedene Dinge. Oder, wenn man lieber will, der chemische Prozeß ist die Verdauung, der mechanische die Assimilation.“ — Unter den vielfachen, von Knapp zur Begründung dieser Ansicht angestellten Versuchen sei hier nur einer erwähnt, durch welchen er zeigen konnte, daß unter geeigneten Umständen auch die Hydratisierung des Kalks mit Erhärtung verbunden sein kann.

Besonders nachdrücklich hat Knapp seine Anschauungen über die Hydraulizität der Mörtel dargelegt in dem von ihm verfaßten Kapitel „Mörtel und Cement“ in A. W. Hofmann's Bericht über die Entwickelung der chemischen Industrie während des letzten Jahrzehnts[1]). Er hat darin die Bedingungen der Erhärtung genau präzisiert, doch würde ein näheres Eingehen an dieser Stelle zu sehr ins technische Detail führen.

Von verschiedenen Arbeiten der folgenden Jahre sei hier nur eine über Zinnbleilegierungen erwähnt, durch welche er zeigen konnte, daß deren Anwendung im Haushalte und Verkehr meist zu gesundheitspolizeilichen Bedenken keine Veranlassung bietet (1876).

Im Jahre 1876 beteiligt sich Knapp zum ersten Male an den Diskussionen über die Natur des Ultramarins, wobei es sich zunächst um die Frage

[1]) Autorisierter Abdruck aus dem amtlichen Berichte über die Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 (Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn, 1875).



handelt, ob der Ultramarin eine wohlkarakterisierte krystallinische Verbindung sei, oder ob er — wie Knapp meint — eine ähnliche Konstitution habe wie manche gefärbte Gläser. Er war aber schon ein Jahr vorher mit Untersuchungen über den Ultramarin beschäftigt gewesen, deren Ergebnisse er in einer, mit P. Ebell gemeinsam publizierten Abhandlung niedergelegt hat. Schon durch diese erste Arbeit wurde eine Reihe wichtiger Tatsachen festgestellt. Ihr folgten mehrere weitere, und die Beschäftignng mit der Ultramarinfrage begleitete Knapp bis in das höchste Alter. Sie wurde aber weder durch ihn, noch durch andere gelöst, und wird ihre Erledigung wohl erst finden, wenn einmal neue theoretische und experimentelle Hilfsmittel zur Verfügung stehen. — Bei Gelegenheit dieser Arbeiten glaubte **Knapp** auf eine besondere **schwarze Modifikation des Schwefels** gestoßen zu sein, welche schon viel früher der Berliner Physiker Gust. **Magnus** beschrieben hatte. Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß er hier, ebenso wie **Magnus**, in einer Täuschung befangen war: die vermeintliche neue Modifikation ist offenbar nur ein durch geringe Mengen kohlehaltiger Substanz verunreinigter Schwefel.

Die in Knapp's Laboratorium ausgeführten Experimentaluntersuchungen über **Glas** sind fast durchgängig von seinen Schülern unter ihrem Namen publiziert worden. Hier ist zunächst eine Arbeit von Max Müller über Goldrubinglas zu erwähnen, und weiter eine analoge von P. Ebell über den Kupferrubin und verwandte Gattungen von Glas. Bei der Herstellung dieser Produkte erhält man zunächst farblose Gläser, welche erst beim nachmaligen Erwärmen die rote Farbe annehmen — „anlaufen". Knapp und seine Schüler vertraten die Ansicht, daß die Färbung von den Metallen in freiem Zustande verursacht wird; dem Glase wird die Fähigkeit zugeschrieben, die Metalle rein physikalisch zu lösen — eine Annahme, welche sich mit dem den Physikern und Chemikern heute sehr geläufigen Begriffe der starren Lösung deckt.

Die Verschiedenheit der Färbung vor und nach dem Anlaufen blieb unerklärt. Heute neigt man zu der Annahme, daß das farblose Glas eine echte Lösung des Metalles darstellt, das rote dagegen eine sogenannte colloïdale Lösung oder ein „trübes Medium", in dem das Metall sich im Zustande feinster Verteilung befindet. Die letztere Ansicht hat durch die wichtigen Arbeiten von **Siedentopf** und **Zsigmondy** über die Sichtbarmachung kleinster Teilchen, deren Dimensionen jenseits des Mikroskops liegen, eine überraschende Bestätigung gefunden.

Die Untersuchungen über die Vorgänge bei der Glasbildung wurden von **Knapp** und seinen Schülern in umfassendster Weise fortgeführt und haben die Kenntnis derselben in vielen Punkten gefördert. Am späten Abend seines Lebens hat er die Tatsachen und die daraus gezogenen Folgerungen in einer längeren Abhandlung „**Der feurige Fluß und die Silicate**" noch einmal kurz und bündig zusammengefaßt (1894). Die Schlußsätze dieses Aufsatzes muten an wie ein Vermächtnis, in dem der Greis das Facit seiner Lebensarbeit auf diesem Gebiete sozusagen sicherstellen wollte. Das wesentlichste ist die Betonung, daß auch im feurigen Flusse nicht nur chemische, sondern auch physikalische Kräfte tätig sind, und daß seine Produkte ihren Bestand ebenso der bloßen Lösung wie der chemischen Affinität verdanken.

Hat Knapp mit dieser Abhandlung gewissermaßen sein Testament als Theoretiker des Schmelzflusses gemacht, so hat er in zwei anderen, bald darauf (1895) erschienenen Aufsätzen seine Nymphenburger Erfahrungen niedergelegt, zum Nutz und Frommen derer, die sich nach ihm mit den Widerwärtigkeiten des Betriebes herumzuschlagen haben. Der erste ist betitelt „Empirische und wissenschaftliche Methode in der Praxis der Porzellanfabrikation" und behandelt eine Reihe von Fehlern, darunter auch die im ersten Teile erwähnten „schwarzen Punkte", sowie die Mittel der Abhilfe. Der zweite heißt „Der Künstler in der Töpferei im Conflict mit seinem Stoff und dessen Natur." Man errät, daß hier „der Jager und sein Diandl" die Hauptpersonen sind. Die Katastrophe wird mit folgenden Worten geschildert: „Der Jager wie sein Diandl vergaßen ihre gegenseitige Zuneigung, jedes bildete ein Schwindungscentrum für sich, und der an beiden Liebenden zugleich festsitzende Arm, unfähig nach der einen oder anderen Seite nachzugeben, wurde das Opfer seiner Lage: er riß jedesmal mit vorausbestimmbarer, naturgesetzlicher Sicherheit mit Brandriß im Ellbogengelenk. Hier überstieg die Keckheit des Entwurfes weitaus die Möglichkeit der Ausführung[1])."

Von kleineren Schriften **Knapp's** seien noch die folgenden erwähnt:

„Zur Geschichte der Papierfabrication." Dieser Aufsatz behandelt die Geschichte des armen Darmstädter Uhrmachers Illig, der 1806 die Leimung des Papiers in der Masse erfunden hatte, aber nie die Früchte seiner wichtigen Erfindung geerntet hat und 1845, wie so mancher scharfsinnige, aber unpraktische Erfinder, elend verdorben ist. Und im gleichen Jahre 1806, in dem er sein Verfahren zu Stande brachte, hatte die Société d'encouragement einen Preis gerade auf die Leimung des Papiers im Zeuge ausgesetzt — aber keiner wußte vom anderen! Illig's Erfindung war deshalb von so großer Bedeutung,

[1]) Eine genauere Untersuchung des Falles zeigt, daß die Sache nicht ganz so einfach liegt. (Vergl. meinen ausführlicheren Nachruf auf **Knapp**, welcher in einigen Monaten in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft erscheinen wird).



weil ohne sie der Betrieb der Papiermaschine nicht möglich gewesen wäre; sie eilte aber ihrer Zeit weit voraus, denn die allgemeine Einführung der Papiermaschine erfolgte erst am Ende der dreißiger Jahre. „Der Maschinenbetrieb fand also das Leimen des Papiers in der Masse fix und fertig vor und absorbierte die willkommene Gabe stillschweigend und gratis, mit der er sich zur heutigen Papierfabrikation verschmolz.“

„Der deutsche Urwald“, Studie aus den vierziger Jahren[2]). (Vergl. den ersten Teil dieses Nachrufs.)

„Die Lagerung bei geistigen Flüssigkeiten und Getränken“ behandelt die Entwickelung des Bouquets beim Altern und besonders die rätselhafte Erfahrung, daß dieses nur bei völliger Ruhe zu Stande kommt, ja sogar durch andauernde Bewegung vorübergehend oder ganz rückgängig gemacht werden kann.

„Theorie und Praxis der Industrie und die Geschichte der Erfindungen“ bekämpft das weitverbreitete Vorurteil, daß zwischen Theorie und Praxis ein Gegensatz bestehe. Wenn letztere der ersteren nicht selten überlegen ist, so müsse man bedenken, „daß die Theorie in der Industrie so jung wie die Praxis alt ist, daß jene so viele Jahrzehnte wie diese Jahrtausende arbeitet“. Und die Tatsache, daß manche wichtige Erfindung von hervorragenden Männern der Wissenschaft in ihrer Bedeutung völlig verkannt wurde, beweise — „nicht daß die Wissenschaft oder die Theorie, sondern daß die Gelehrten zuweilen irren.“

„Geschichte der Gasbeleuchtung“ schildert besonders lebhaft die Vorurteile, vor allem die Furcht vor Explosionen, welche bei der Einführung des Steinkohlengases zu überwinden waren. In erweiterter Form bildet es die Einleitung zu N. H. Schilling's Handbuch für Steinkohlengas-Beleuchtung.

Werfen wir schließlich noch einen kurzen Rückblick auf Knapp's gesamte Lebensarbeit, so fällt vor allem sein Lehrbuch in's Auge, mit welchem er sich als Bahnbrecher auf dem Gebiete des chemisch-technologischen Unterrichts ein Monumentum aere perennius errichtet hat. Die damals ganz neue Auffassung und Anordnung des Stoffes ist seitdem maßgebend für den chemisch-technologischen Unterricht in Wort und Schrift. — Die experimentellen Arbeiten sind nicht minder charakteristisch für die Persönlichkeit des Mannes. Sie bewegen sich fast durchgängig auf Gebieten, welche der wissenschaftlichen Erforschung sehr schwer zugänglich sind, und auf denen es vor allem an Vorarbeiten nahezu völlig fehlte. Über die Fragen, um deren Lösung er sich bemühte, sind meist die Akten noch heute nicht geschlossen, und sie werden es noch für lange Zeit nicht sein. Dazu kam eine seltene Vorurteilslosigkeit: immer behielt er die allgemeine naturwissenschaftliche Erklärung im Auge und hob bei Gerberei und Färberei, beim Schmelzfluß wie bei der Erhärtung der Mörtel stets hervor, wie vieles dabei nicht eigentlich chemisch ist. Im Ganzen waren es nicht gerade dankbare Aufgaben, die er sich stellte. Aber persönlicher Ehrgeiz war ihm eben völlig fremd. Nicht um glänzende Erfolge war es ihm zu tun, sondern um ernste Arbeit im Dienste seiner Wissenschaft. Sie bildete den Inhalt seines stillen und dennoch tatenreichen Lebens.

[2]) Müßte heißen: aus den fünfziger Jahren.

Bücherschau.

Richard Andree, Votive und Weihegaben des Katholischen Volks in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde. Mit 38 Abbildungen im Text, 140 Abbildungen auf 32 Tafeln und 2 Farbendrucktafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn 1904. XVIII u. 191 S. 4°. 12 M.

Es ist eine tiefe Kluft zwischen der „Braunschweiger Volkskunde“ und den „Votiven und Weihegaben“. Nur ganz schmale, kaum bemerkbare Pfade führen von hüben nach drüben. Niedersachsen und Oberdeutsche — Volksart und Glaube grundverschieden. Staunend stehen wir Norddeutschen dem neuen Werke Andrees gegenüber, es öffnet uns einen Blick in eine fremde Welt.

Die wissenschaftliche Bedeutung der beiden Bücher dagegen ist die gleiche. Wie die „Braunschweiger Volkskunde“ als erste derartiger Arbeiten grundlegend und mustergültig war, so ist auch in den „Votiven und Weihegaben“ ein von der Wissenschaft nur gelegentlich gestreifter Stoff mit festen Strichen umzogen und zu einem dauernd maßgebenden Grundriß gestaltet.

Unser allverehrter Landsmann wäre nicht im Stande gewesen, ein Gebiet, das auch für ihn Neuland war, das ihn über die Volkskunde hinaus auch in die Heiligengeschichte und christliche Symbolik, Mythologie und Sagenkunde führte, in verhältnismäßig kurzer Zeit umfassend zu bearbeiten, wenn ihm nicht die reichhaltige Votiv-Sammlung seiner Gattin, Frau Marie Andree-Eysn, als Grundlage dienen konnte. „Hauptquelle für meine Schrift bleibt aber die eigene Forschung und Anschauung in Verbindung mit der guten Sammlung meiner Frau, zu deren Vermehrung ich eifrig beigetragen habe“. Wir wissen es, auch ohne daß er's uns sagt, aus allen seinen Werken: Richard Andree ist kein Nachtreter, sondern ein Pfadfinder.

Das katholische Volk Süddeutschlands und Österreichs opfert seinen Heiligen allerhand Gegenstände in Metall (vornehmlich Eisen), Wachs, Holz ꝛc., d. h. man legt sie am Altar nieder, um eine dem Heiligen vorgetragene Bitte zu unterstützen (Weihegaben), oder um den Dank für die gewährte Bitte auszu-



drücken (Votivgaben). Eine unendliche Fülle derartiger „Opfer", unter denen menschliche Figuren oder Teile des menschlichen Körpers sowie Haustiere eine Hauptrolle spielen, werden uns in Wort und Bild vorgeführt. Ausführung und Form ist sehr oft die denkbar primitivste; manche Eisenpferdchen z. B. haben große Ähnlichkeit mit Latène-Arbeiten, andere Gegenstände könnte man getrost ins Diluvium versetzen oder einem zurückgebliebenen Südseeinsulaner zuschreiben. — Eine knappe Übersicht über die Heiligengeschichte, die Bedeutung der Wallfahrtskapellen und heiligen Quellen orientieren den Fernstehenden und dienen als Erläuterung der Entstehung und Ausbreitung der Opferbräuche. Bis zu dem „schließlichen Schicksal der Opfergaben" wird der Stoff in stets fesselnder Weise erschöpft, werden mythische und romantische Hypothesen wissenschaftlich durchleuchtet und Zusammenhänge mit dem Heidentume vorsichtig nur auf Grund geschichtlicher Tatsachen konstruiert.

Andree bietet keine trockene Katalogisierungsarbeit, sondern er steht völlig über dem Stoffe, den er aus dem Fühlen und Denken der Volksseele heraus zu erfassen sucht und damit ein Kulturbild entwirft, dem auch der Hintergrund, die Fernsicht nicht fehlt. Jegliche Parteistellung wird vermieden. Es mag wohl manchmal der Stoff zu Bemerkungen von Rückständigkeit ꝛc. reizen, aber dadurch, daß A. ihn rein objektiv vom Standpunkte des Historikers aus behandelt, umgeht er sicher diese Gefahr und weiß sie auch dem Leser fernzuhalten. „Wir bedauern seine (des armen Leidenden) Krankheit und seine Anschauung, aber wir spotten nicht über ihn".

Die Ausstattung des Werkes ist reich und vornehm. F.

Albert Leitzmann und **Karl Schüddekopf**, Lichtenbergs Briefe. III. Band 1790—1799. Nachträge. Leipzig, Dieterich (Theod. Weicher) 1904. XII und 397 S. gr. 8° 10 M.

Die Herausgabe dieses Bandes, der (vgl. Br. Mag. 1902 S. 108) schon für Weihnachten 1902 in Aussicht gestellt wurde, hat sich verzögert und ist trotz den erheblichen Opfern, die die Verlagsbuchhandlung bereits gebracht hatte, nur durch eine namhafte Beihülfe der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen und der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin ermöglicht worden. Hoffentlich entspricht jetzt, wo die ganze Sammlung abgeschlossen vorliegt, sein Absatz besser als bisher den Erwartungen, die man für solch ein Werk billiger Weise hegen dürfte. Denn die Briefe Lichtenbergs bieten des Anregenden und Belehrenden die Hülle und Fülle; zugleich ist es ein Genuß, die Schreiben dieses durch Geist und Witz hervorragenden Satirikers zu lesen, die uns hier in einer trefflichen Ausgabe vorgelegt werden. Die Herausgeber haben in knapper Fassung alles Wünschenswerte zur Erklärung der Briefe beigesteuert, und gute Register erleichtern die Benutzung der in mancher Beziehung wichtigen Sammlung. Erfreulich ist auch das Zuströmen neuen Materiales während der Arbeit; so ist die Zahl der Briefe jetzt auf 850 gestiegen. Von den Adressaten sind an heimischen Gelehrten besonders Ebert und Eschenburg in Braunschweig und Professor Chr. H. Pfaff in Helmstedt zu nennen.

Zeitschrift der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte, unter Mitwirkung von D. Paul Tschackert und D. Karl Kayser herausgegeben von Lic. Ferdinand Cohrs. 9. Jahrgang. Braunschweig, Limbach 1904. 299 S. 8° 4 M.

Der neunte Jahrgang dieser Zeitschrift bringt zunächst einen Vortrag des Professors D. Tschackert über Autor Sander, den „großen Freund des Evangeliums" und Mitarbeiter an der Reformation zu Braunschweig, Hildesheim und Hannover, welchen der Verfasser auf der dritten Generalversammlung der Gesellschaft am 28. Oktober 1903 in Hildesheim gehalten hat. Autor Sander ist im Jahre 1500 zu Braunschweig geboren und erhielt seinen Vornamen nach dem Schutzheiligen dieser Stadt. Nach eingehenden humanistischen, theologischen und juristischen Studien lebte er bis zu seinem dreiunddreißigsten Jahre als Privatmann in seiner Vaterstadt. Als dort das Licht des Evangeliums aufzuleuchten begann, trat er auf die Seite der Anhänger Luthers und wurde bald die führende Persönlichkeit der Braunschweiger Bürgerschaft gegenüber der Geistlichkeit und dem Rate. Zugleich mit dem Stadtsekretär Alshusen wurde er im Februar 1528 nach Halberstadt geschickt, um den Magister Heinrich Winkel von dort nach Braunschweig zu berufen, an dessen Stelle schon im Mai desselben Jahres der tatkräftigere Bugenhagen trat, welcher die für ganz Niedersachsen epochemachende Braunschweiger Kirchenordnung entwarf. Da der Herzog Heinrich der Jüngere alles aufbot, um die lutherische Ketzerei zu unterdrücken, bedurfte es starker seelischer Anspannung, um die evangelische Partei zum Siege zu führen. Autor Sander wurde darüber früh zum Greise; aber er war zu einem klaren und festen protestantischen Charakter herangereift. Ein Seelenporträt des ausgezeichneten Mannes, das ihn uns mitten in der Braunschweiger Bewegung vorführt, verdanken wir der Hand des Antonius Corvinus, der ihn im Jahre 1529 in Braunschweig besuchte. Er fand Sander in seinem Aussehen sehr verwandelt. „Viele und große Sorgen machen graue Köpfe." Corvinus pries dafür Sander als ein „Werkzeug des Herrn". „Die alte Gestalt, so du darüber bekommen hast, wird dir nicht schädlich sein." Um sich im Glauben zu stärken, griff Autor Sander zur Feder und schrieb 1528 eine ausgezeichnete, auf der Universitäts-Bibliothek in Göttingen vorhandene Schrift: „Unter-

richtung im rechten christlichen Glauben und Leben an die Christen zu Hildesheim" in kerniger, kraftvoller niederdeutscher Sprache.

Im November 1533, nachdem ihm vor wenig Tagen seine Hausfrau gestorben, sandte ihn der Rat von Braunschweig zur Durchführung des Reformationswerkes nach Hannover, das nun für ihn eine zweite Heimat wurde. Er wirkte dort als erster evangelischer Syndikus. „Hannover verdankt ihm Frieden und Recht", rühmt eines der Epitaphien auf ihn. Sein Tod fällt ins Jahr 1540.

Autor Sander hat der Reformation in Braunschweig die Bahn gebrochen, in Hildesheim als Schriftsteller evangelische Erkenntnis geweckt, in Hannover dem ihm bald innig befreundeten Urbanus Rhegius tatkräftig zur Seite gestanden. Wir sind Herrn D. Tschackert sehr dankbar, daß er dieser Lichtgestalt aus dem Braunschweiger Bürgerstande ein würdiges Denkmal gesetzt hat.

Es folgt die Fortsetzung der Arbeit des D. Kayser über die General-Kirchenvisitation des Jahres 1588 im Lande Göttingen-Kalenberg, ein Auszug aus den betreffenden Protokollen; sodann eine Arbeit über den Konfessionsstand der Landgemeinden des Bistums Osnabrück vom 1. Januar 1624 von W. Wöbking, Pastor in Bücken; ferner eine Geschichte der Armenpflege in der Stadt Münder am Deister von Th. Warnecke, Superintendent in Dorum; endlich die Geschichte der Mindener Reichsacht 1538 bis 1541 von Professor Dr Hölscher in Goslar und ein Artikel vom Kandidaten Wilhelm Knoop in Celle, betreffend Herzog Ernst des Bekenners Ordnung über das Einkommen der Pastoren und die Ehesachen vom 15. November 1543, dazu noch einige Analekten und Miszellen, unter denen die Mitteilungen Knoops über Gottschalk Kruse, der als Benediktinermönch im Aegidienkloster zu Braunschweig im Jahre 1523 zuerst evangelisch predigte und 1524 auf Luthers Empfehlung nach Celle kam, für uns Braunschweiger besonderes Interesse haben. Leider hören die Nachrichten über Kruse nach dem Jahre 1527 völlig auf.

Den Beschluß machen literarische Mitteilungen, eine Übersicht über die Literatur zur niedersächsischen Kirchengeschichte aus dem Jahre 1903, zusammengestellt vom Kandidaten Kretzmeyer in Wennigsen am Deister und 10 Bücheranzeigen, endlich der Geschäftsbericht, aus welchem hervorgeht, daß an Stelle des verstorbenen Abtes D. Uhlhorn in Hannover der Archivdirektor Dr Doebner daselbst und statt des gleichfalls heimgegangenen Professors Dr Hänselmann in Braunschweig der Unterzeichnete in den Vorstand des Vereines gewählt ist. J. B.

Bücherschau.

Otto Gerland, Hildesheim und Goslar. Leipzig, E. A. Seemann 1904. 124 S. gr. 8°. 3 M.

Die alte Kaiserstadt Goslar und die alte Bischofsstadt Hildesheim haben trotz ihrer sehr verschiedenen geschichtlichen Entwickelung in architektonischer und künstlerischer Beziehung zahlreiche Berührungspunkte. Es ging daher sehr wohl an, die beiden nah benachbarten Städte in einem Werke zusammen zu fassen, das als Nr. 28 in der Seemannschen Sammlung „berühmter Kunststätten" erschienen ist. Der Verfasser ist namentlich auf dem Gebiete der Hildesheimschen Geschichte seit längerer Zeit vorteilhaft bekannt, und so können denn auch die zahlreichen Besucher der beiden an Bau- und Kunstdenkmälern so reichen Städte, denen das vorliegende Buch sehr willkommen sein wird, mit vollem Vertrauen seiner Führung folgen. In geschichtlicher wie in kunstgeschichtlicher Hinsicht wird das zum Verständnis Erforderliche kurz und klar vorgetragen, die Darstellung dann aber wieder durch 80 zumeist treffliche Abbildungen in wirksamster Weise erläutert.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch noch auf einen Aufsatz Otto Gerlands über „die Werke der Kleinkunst in der Kirche zum Heiligen Kreuze zu Hildesheim" aufmerksam machen, der im Kunstgewerbeblatt vom Nov. 1904 (N. F. Jahrg. 16 H. 2) S. 23—28 erschienen ist.

Viktor Kiy, Gotthold Ephraim Lessings Leben und Werke. Für weitere Kreise dargestellt. Mit 8 Abbildungen. Halle a. S., Herm. Gesenius 1904. 171 S. 8°. 2,20 M.

„Dieses Buch verfolgt", wie es in der Vorrede heißt, „keine gelehrten Zwecke. Es wendet sich an weitere Volksschichten und an die Frauen, denen Lessing als edler Mensch und deutscher Mann näher gerückt, als der bahnbrechende Kritiker und der in klarer Schönheit schaffende Dichter geschildert werden soll." Nur bis zu einem gewissen Grade wird der Verfasser dieses Ziel erreichen. Er trägt seinen Stoff einfach und ruhig vor und faßt das Wesentliche über Lessing kurz und klar zusammen; aber es fehlt ihm an Schwung; er zeigt nichts von der Begeisterung für seinen Helden, die auch andere zu erwärmen und mit sich fortzureißen vermöchte. Auch scheint er wissenschaftlich mit sehr leichtem Gepäck zu marschieren. Gut für ein volkstümliches Buch, wenn man von ihm nichts merkt, aber von Übel, wenn solch Mangel zu schiefen Urteilen verleitet. Das ist u. a. S. 97 bei dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand der Fall. Die durchaus ungerechte Behandlung dieses Fürsten erinnert an Adolf Stahr. Es machte mich schon bei dem Vorworte bedenklich, daß Verf. dessen Buch neben den Werken von Danzel-Guhrauer und Erich Schmidt zu den „drei grundlegenden Arbeiten" rechnet, „die wir über Lessing besitzen." Ein gründlicher Kenner der Zeit und ihrer Literatur wird zu solchem Urteile schwerlich kommen.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig
herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

März.



Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1905.

Braunschweigisches Magazin

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1905. März. Nr. 3.

[Nachdruck verboten.]

Briefe von Karl Friedrich Gauß.

Mitgeteilt von Karl Mollenhauer.

Auf dem Hamburger Staatsarchive mit Nachforschung nach anderen Korrespondenzen beschäftigt, fand ich unter andern Briefschaften auch mehrere Briefe von Karl Friedrich Gauß an seinen Verleger Friedrich Perthes, die für die Geschichte der Wissenschaften von Belang zu sein scheinen. Es handelt sich in diesen Briefen des damals etwa dreißigjährigen, eben zum Professor in Göttingen ernannten Autors um seine berühmte Theoria motus corporum in sectionibus conicis solem ambientium, die 1809 bei Perthes in Hamburg herauskam, während der Verfasser, wie die Briefe beweisen, auf ein Erscheinen des Werkes zur Ostermesse des Jahres 1808 hatte rechnen können. Uns Menschen von heute, die wir „im Zeichen des Verkehrs stehen", muten die Schwierigkeiten, denen der in Leipzig von der Firma Breitkopf & Härtel besorgte Druck begegnete, sonderbar genug an. Lediglich der Portoersparnis wegen wird dem Verfasser angesonnen, auf eine letzte eigene Revision der Druckbogen zu verzichten. Welcher Drucker würde heutzutage wohl solcher Kleinigkeit wegen derartige Vorschläge wagen! Aber auch Gauß widersetzte sich ihnen nachdrücklich und mit Worten, die erkennen lassen, welchen Wert er seiner Veröffentlichung beimaß. Er zweifelt nicht, daß man das Werk noch nach Jahrhunderten studieren werde. Schon dieses würdigen Selbstzeugnisses wegen scheinen mir die Briefe wertvoll.

Der in den Briefen erwähnte Astronom Harding, der, obgleich von Hause aus Theologe, seit 1805 in Göttingen außerordentlicher Professor der Astronomie war und 1812 eine ordentliche Professur bekam, ließ seinen atlas novus coelestis, von dem die Rede ist, in den Jahren 1808 bis 1823 in Göttingen erscheinen. Er war ein Schüler des bekannten Oberamtmanns Schröter in Lilienthal im Bremischen, in dessen Hause er Lehrer war. Beide, der Verwaltungsbeamte wie der Theologe, machten aus der Astronomie, die sie anfänglich als Liebhaberei betrieben, schließlich ein ernsthaftes Studium, und beide haben es in der frei erwählten Wissenschaft zu einer maßgebenden Bedeutung gebracht. Wecken so diese Mitteilungen die Erinnerung an einen Gang der Forschung, wie er heutzutage schwer zu denken wäre, so fehlt schließlich den hier berührten Verhältnissen auch der große geschichtliche Hintergrund nicht. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes schafft der Genius ein Werk, das freilich mit den widrigen Umständen der Zeit nichts zu tun hat, über diese weit hinaus weist, dessen Schicksal aber als Buch von seinem Verfasser als bedrängtem Menschen seiner traurigen Zeit vor allerlei Fährlichkeiten behütet werden muß, und das so ein historisches Zeugnis der Epoche genannt werden kann.

1. Gauß an Perthes.

Göttingen d. 21. Jan. 1808.

Ew. Wohlgeboren

würde ich den richtigen Empfang der mir übersandten Bücher schon früher angezeigt haben, wenn ich nicht immer von einer Woche zur anderen darauf gehofft hätte, zugleich die Nachricht von dem Fortgange des Druckes meines Werkes damit verbinden zu können; jetzt kann ich Ihnen endlich anzeigen, daß ich vorgestern die Korrektur des zweiten Bogens erhalten und gestern zurückgeschickt habe. Hoffentlich wird es von jetzt an schneller mit dem Drucke gehen. Schlimm ist es nur, daß zwischen hier und Leipzig die Posten so langsam laufen, inzwischen läßt sich nun dies nicht ändern, und die Revision ist doch zur Korrektheit des Druckes gar zu notwendig. Mit dem Druck bin ich sehr wohl zufrieden, auch nimmt sich das größere Format auf diesem Papiere sehr gut aus; eine genaue Abzählung habe ich noch nicht gemacht, aber etliche Bogen wird das Ganze jetzt wohl weniger betragen als ich anfangs geschätzt hatte, da nach einem ungefähren Überschlag der Inhalt einer Seite zu einer Seite des Formats von der Mecanique Celeste sich wie 7 zu 6 verhält.

In Ansehung der mir übersandten Bücher habe ich noch folgendes zu bemerken. Von Schuberts populärer Astronomie glaubte ich wären schon beide Theile heraus, wenn ich mich nicht sehr irre, habe ich den zweiten schon vorigen Sommer in Bremen gesehen. Von der Connaissance des tems 1809 haben Sie mir bloß den Kalender geschickt ohne die Additions, vielleicht waren letztere damals noch nicht erschienen. Da mir aber eigentlich an dem Kalender nur wenig und an den Additions das meiste gelegen ist, so werden Sie dafür sorgen, daß Sie mir diese, wenn sie heraus sind, dazu verschaffen (gewöhnlich glaube ich wird entweder der Kalender einzeln oder in Verbindung mit den Additions verkauft); können Sie mir also letztere nicht einzeln dazu verschaffen, so schicken Sie mir das ganze, und ich Ihnen den Kalender zurück.

Mein College H. Prf. Harding hat mir noch einen Auftrag an Sie gegeben. Vielleicht wissen Sie schon daß er schon seit mehr als 3 Jahren an einem kleinen astronomischen Atlas arbeitet der für Astronomen und Liebhaber äußerst schätzbar sein wird: Die Entdeckung des Planeten Juno ist als eine Frucht dieser Arbeit anzusehen. H. Prof. Harding hatte von Anfang an die Idee diesen Atlas, der ungefähr 12 bis 14 Blätter etwa 12[1]) Zoll hoch und 24 Zoll breit betragen wird, auf eigne Kosten zu unternehmen, und die hiesige Societät die sich lebhaft für dies wichtige Unternehmen interessiert war geneigt dazu Vorschüsse zu leisten. Ein Blatt ist bereits ganz gestochen von Tischbein in Bremen und das zweite beinahe vollendet. Aber leider wird jetzt durch die barbarische Behandlung des Hannöverschen wozu auch Göttingen gezogen wird — stellen Sie Sich vor auch ich, ehe ich hier in einen Genuß getreten bin soll 2000 Franken beitragen, wozu ich freilich durchaus nicht werde Rat schaffen können sowenig wie meine Kollegen zu den ihnen aufgelegten Summen — unsere Kraft ganz gelähmt, so ist zu besorgen, daß der Fortgang jener Entreprise dadurch noch lange gehemmt werden wird. Hr. Harding wünscht daher zu erfahren, ob Sie vielleicht Neigung hätten, auf dieselbe zu entriren und auf welche Bedingungen. Auch selbst wenn dieses Ungewitter uns nicht getroffen hätte, würde das Debit der Karten einem Buchhändler haben in Commission gegeben werden müssen, und auch auf diesen Fall möchte Hr. Harding gern die Bedingungen wissen, unter denen Sie dieses Geschäft unternommen haben würden. Als Reseignement sage ich nur, daß Herr Tischbein für den Stich 45 Taler accordirt hatte für jedes Blatt ohne die Platte, wofür die Kosten etwa auf 14 Taler sich beliefen, und daß 2 oder $2^1/_2$ Louisd'or etwa als Preis für den Atlas gewiß nicht zu viel seyn werde. Er wünscht darüber bald Nachricht von Ihnen zu erhalten.

Hochachtungsvoll empfehle ich mich Ihnen

gehorsamst

C. F. Gauß

NB. Schubert Bd. 2 und Connaissance des tems addition bitte ich zusammen zu schicken, falls ich nicht bis dahin noch mehr commitire. — Gezeichnet sind von H. Hardings Karten schon 9 oder 10 Blätter ganz fertig. Vielleicht könnten sie in mehreren Lieferungen erscheinen, um den Liebhabern den Ankauf zu erleichtern.

[1]) Durch das Siegel unleserlich geworden.

2. Quittung.

Daß ich von Herrn Friedrich Perthes in Hamburg auf Rechnung des Honorars des von mir in Verlag habenden Werkes fünfzig Friedrichs d'or ausbezahlt erhalten habe, bescheinige ich hiermit quittirend.

Göttingen, d. 7. Febr. 1808.

Carl Friedrich Gauß.

3. Gauß an Perthes.

Göttingen den 17. Merz 1808.

Ew. Wohlgeboren

ersuche ich hierdurch gehorsamst mir folgende Werke baldmöglichst zuzusenden.

1) Puissant Traité de Geodésie Paris 1805
2) Abel Burja Astronomia (Berlin ?)

den Titel des letzten Werks kann ich zwar in diesem Augenblick nicht genau angeben: inzwischen wird darüber wohl kein Zweifel Statt finden, es sind mehrere Bände wenn ich nicht irre 4 oder 5. Sollten Sie das erstere Werk mir nicht spätestens binnen Einem Monat schicken können, so erwarte ich vorerst das zweite allein und können Sie dann das erstere gelegentlich mit mehreren schicken. Der zweite Theil von Schuberts popul. Astr. bitte ich mir auch sobald er zu haben ist zu übersenden.

Der Druck meines Werkes ist leider bisher sehr langsam gegangen: im ganzen Februar habe ich gar keine Correktur gehabt: jetzt habe ich endlich den 4. und 5. Bogen erhalten. Bei Übersendung des letzteren thun mir die H. Br. & Härtel den Vorschlag, auf die letzte Revision künftig Verzicht zu thun, theils um den Druck zu beschleunigen, theils um die Kosten des Porto zu ersparen. Ich gestehe, daß ich nur ungern mich hierzu verstehen würde: Theils ist schon bei jedem mathematischen Werke die größte Correktheit eben so schwer zu erreichen als wichtig für jeden, der ein solches Werk studieren will: noch mehr scheint mir aber gerade bei diesem daran gelegen zu seyn, da Sie zu meiner Freude dasselbe so geschmackvoll drucken lassen, daß es den schönsten typographischen Werken des Auslands in dieser Gattung nicht nachsteht und es also ein um

so auffallenderer Flecken seyn würde, wenn dasselbe durch viele Fehler entstellt würde. Daß auch die sorgfältigste Vergleichung mit dem Mspt. von einem Fremden nicht alles thun könne, ist ausgemacht, zumal es schon des Formates wegen nicht immer möglich ist, ganz genau alles so zu stellen, wie es in der Handschrift steht, und über die Befugniß davon abzugehen nur der urtheilen kann, der sich der Sache selbst bemächtigt hat. Dazu kommt, daß es fast unvermeidlich ist für den Autor in der Handschrift hie und da Schreibfehler stehen zu lassen, die er im Druck sogleich bemerkt. Ich habe geglaubt, Ihnen diese Gründe erst selbst vorlegen zu müssen, ehe zu einer solchen Nothmaßregel geschritten wird. Haben Sie überwiegende Gründe, sich über jene Betrachtung wegzusetzen, so will ich Ihnen darin freilich nicht zuwider seyn: aber ich würde sehr unzufrieden sein, wenn die Aufopferung der größeren Correktheit geschehe ohne daß doch der Zweck erreicht würde, das Werk ganz auf die Ostermesse zu vollenden. Ich fürchte fast, daß dies jetzt nicht mehr möglich ist, ohne den Druck gar zu sehr zu übereilen, da jetzt noch 27 Bogen übrig seyn mögen, wenn ich das Verhältnis der 5 ersten Druckbogen zu der Handschrift als Maßstab annehme: sonach müssen zuletzt nothwendig wenigstens 4 Bogen in der Woche geschafft werden, und sollte dabei möglich seyn, einen so schwierigen Druck gehörig correct zu liefern? Der Grund der Portoersparniß muß übrigens auf Ihren Entschluß keinen Einfluß haben; ich lege auf die Correctheit dieses Werkes, daß mir mehrere Jahre hindurch viele Arbeit gemacht hat, und wenn ich mich nicht täusche, auch noch nach Jahrhunderten studiert werden soll, einen solchen Wert, daß ich gern zufrieden bin, daß Sie mir die von den Hn. Breitkopf & Härtel in jener Hinsicht gemachten Auslagen in Rechnung bringen, wenn ich vor wie nach alle Bogen selbst erst revidieren kann.

Melden Sie nun selbst erst Ihren Willen an die Hr. Br. & H.: sollten Sie indeß auch der Meinung seyn, daß die Revision mir bleiben müsse, so würde ich doch rathen, bei jenen Hn. den Druck zu pressiren, denn wenn öfters Pausen von einem ganzen Monat eintreten, so würde der Druck auch auf Michaëlis nicht fertig werden.

Die Figuren habe ich noch nicht ins Reine gezeichnet, daß ist aber bald geschehen, es sind nur 4 oder 5 ganz einfache Figuren die nicht einmal eine Seite des Formates füllen, also nur eine sehr leicht zu stechende Platte: gelegentlich melden Sie mir, an wen ich solche schicken soll.

Hr. Prf. Harding wird Ihnen nächstens Ein Probeblatt seiner Karte schicken. Hätten wir nur erst Frieden, der alle literarische Unternehmung erst wieder beleben muß.

Auch Ihnen wird es in Rücksicht des Absatzes meines Werkes wichtig seyn, wenn die Schiffahrt erst wieder offen wird, da Sie gewiß auch in England einen bedeutenden Debit machen werden. In Zukunft werde ich auch verschiedene Theile desselben zum Gegenstande meiner Vorlesungen machen, wodurch auch zu dem Absatz ein Scherflein beitragen wird

Hochachtungsvoll verharre ich
Euer Wohlgeboren
ergebenster Diener
C. F. Gauß.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch noch auf ein schönes Stammbuchblatt von K. Fr. Gauß aufmerksam machen, das kürzlich nebst anderen Schriftstücken der Art dem Vaterländischen Museum zu Braunschweig von einer edelmütigen Freundin dieser Anstalt geschenkt worden ist. Die Eintragung ist einer Sitte der Zeit gemäß, die namentlich in Göttingen ausgebildet gewesen zu sein scheint, auf einem einzelnen Oktavblatte, einem Kupferstiche, gemacht, der die „Papiermühle bei Weende" darstellt und in „Göttingen bey Wiederhold" erschienen ist. Über dieses Landschaftsbild hat Gauß mit überaus feiner zierlicher Schrift, die wie gestochen aussieht, folgende Worte gesetzt:

Il y a mille millions d'habitants
sur la surface de la terre.

Sur ces mille millions de têtes
Que des mechans, des fous, des bêtes!
Mais nous ne pouvons les guerir.
Il faut les plaindre ET LES SERVIR.

Braunschweig d. 10. May 1802.
Behalten Sie lieb
Ihren unwandelbaren Freund
Carl Friederich Gauss.

Leider hat sich der Freund, dem diese Zeilen des großen Mathematikers gewidmet sind, bislang nicht ermitteln lassen.

Wie der Prinz Soubise Recht sprach.

Eine Erinnerung aus dem siebenjährigen Kriege.

Die folgende Erzählung ist — so abenteuerlich sie auch klingt — vollkommen wahrheitsgetreu, aus Familienüberlieferungen hervorgegangen, mit ehrerbietiger Scheu von einer Generation der andern übertragen und da, wo im Verlauf der Zeiten sich die Zahlen, Daten und Gedenktage verwischten, durch die glaubwürdigen Zeugnisse des Kirchenbuchs festgestellt.

Zur Zeit, da die Geißel des Krieges zwischen Friedrich dem Großen und Maria Theresia über unserem Vaterlande geschwungen wurde, ist wohl kaum eine Landschaft so schwer mitgenommen als das Gebiet zwischen Rhein und Nordsee, und wenige deutsche Flüsse haben mehr Blut und Tränen getrunken als unser schöner heimatlicher Weserstrom.

Von zahllosen, nach jedem Verluste sich erneuernden, kriegsgewandten, gut befehligten französischen Armeen unablässig durchschwärmt und überfallen, fand Niedersachsen Schutz und Abwehr in der Tapferkeit und Umsicht, mit der unsere braunschweigischen Herzöge als bewundernswürdige Heerführer das Land verteidigten und dem Feinde Sieg auf Sieg streitig machten.

Herzog Ferdinand, im Kriege gefürchtet und als Menschenfreund geliebt wie kein andrer, war nach der Entlassung des unglücklichen Herzogs von Cumberland zum Oberbefehlshaber der mit Preußen verbündeten Truppen ernannt, während König Friedrich und seine Armee in Sachsen, Böhmen und Schlesien von Österreichern und Russen hart bedrängt wurden.

Auch die jüngeren Prinzen des Welfenhauses suchten dem Beispiel ihres großen Oheims und den Traditionen des Heldengeschlechtes, dem sie angehörten, Ehre zu machen; zumal der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, der in diesen Feldzügen den Grund zu seinem Kriegsruhm legte und in zahlreichen Schlachten und geringeren Treffen wohlverdiente Lorbeeren erntete. Was der Zahl der Verbündeten abging gegenüber einem vielfach überlegenen Feinde, das suchten Vaterlandsliebe und Heldenmut zu ersetzen.

Aber trotz aller Aufopferung der Verteidiger konnten die Schrecken des Krieges nicht gebannt werden, und die Lage des Einzelnen blieb verzweiflungsvoll. Der Weg der rastlos anstürmenden Feinde wurde durch ausgeplünderte Städte, niedergebrannte, verödete Dörfer gezeichnet. Die verschonten, übriggebliebenen Bewohner waren zu niedergeschmettert, um sich zu tatkräftigem Handeln aufzuraffen. Und doch gebot die Pflicht den Familienvätern, aufrecht zu bleiben, das eigene Dasein und das der Angehörigen zu beschirmen.

Der Schauplatz der vorliegenden Geschichte, „die hohe Eiche", damals „die große Eiche" genannt, ein bescheidenes Gut, einsam am Abhange des Solling gelegen, in der Nähe der Stadt Holzminden und daselbst eingepfarrt, war schon vor dem siebenjährigen Kriege und über seine Dauer hinaus das Besitztum der Familie Girsewald. Herr Leutnant Girsewald, der damalige Eigentümer, hatte Not und Mühe, sich und seine zahlreiche Familie durchzubringen.

Wenn die abgeschiedene Lage am Rande des Sollinger Waldes, der räuberischen Übergriffen Verstecke und Schlupfwinkel genügend bot, auf der einen Seite gewalttätige Erpressungen und Überfälle erleichterte, so festigte und härtete sie andererseits die Charaktere zu mutiger Abwehr.

Herr Leutnant Girsewald, früher „bestellter Fendrich unter des Fürsten von Waldeck Milice", und seine Gattin, geborene Henriette Thorbrüggen, Kaufmannstochter aus Holzminden, bewirtschafteten nach besten Kräften ihre dürftigen Äcker und Felder und erzogen ihre Kinderschar, wie es pflichttreue Eltern vermochten. — Gab es aber der feindlichen Durchzüge zu viele, so zog sich die Familie nach Holzminden zurück, wo sie ein dem Gute zugehöriges Wohnhaus, „der Eichhof" genannt, besaßen, das ihnen als Zufluchtsort diente, während ein angestellter Aufseher mit den Knechten für die Sicherheit der hohen Eiche sorgen mußte. Aber zur Ruhe kam man nie, wie es heißt. Eine Sorge drängte die andere, und der Blick in die Zukunft der heranwachsenden Kinder verdunkelte sich mit der Abnahme des Vermögens und der Zunahme drohender Kriegsgefahren.

Da darf es kaum Wunder nehmen, daß der Familienvater die Bewerbung des freilich nicht mehr jungen, aber ehrenwerten Herrn Wilhelmy, Pastors an der evangelischen Gemeinde im nahe gelegenen Bruchhausen, um seine jugendliche Tochter Anna Elisabeth Eleonore gern sah und ohne Besinnen darauf einging. Der Freier war ihm von lange her als wohlwollender Nachbar und häufiger Gefährte beim Tarok und sonstigem Kartenspiel ein lieber und werter Freund geworden. Was die frischerblühende, erst siebzehnjährige Braut dazu dachte, und wie die Jahre ihres kurzen Ehestandes verlaufen sind, ist nicht auf die Nachwelt gekommen. Früh verwitwet und kinderlos, kehrte sie in das Vaterhaus zurück und sah sich, da sie das Unglück hatte, bald darauf beide Eltern in einem und demselben Monat zu verlieren, und da die Brüder ins Ausland oder in den Krieg gezogen, die Schwestern weggeheiratet oder verstorben waren, zur Zeit als die einzige Herrin der Eiche an.

Der Krieg, der inzwischen weiter getobt hatte, griff umgestaltend in das Leben der Vereinsamten ein.

Gegen Ende der fünfziger Jahre ist zuerst von einem Leutnant, dann Rittmeister von Götze die Rede, den das Kriegsgeschick im Gefolge der berühmten Lucknerschen Husaren aus seiner schlesischen Heimat an die Ufer der Weser geführt hatte. Schwer verwundet, konnte er mit seinem Regiment nicht weiter ziehn, und mußte seine Heilung in Holzminden auf dem Eichhofe, wo er einquartiert war, abwarten. Vorübergehend findet man ihn unter den Stockhausischen Jägern, anfangs als Leutnant, später als Rittmeister verzeichnet. Sei es nun, daß seine Gesundheit, sei es daß sein Geschmack sich nicht mehr mit dem Kriegshandwerk vertragen wollten: so gering die Einkünfte der hohen Eiche waren, und so sauer man sie der armen Scholle Erde abgewinnen mußte — sie boten dem unstäten, von den Strapazen der Feldzüge erschöpften Reitersmann doch einen gesicherteren Zufluchtsort als das Feldlager; — und die Hand, von der sie untrennbar waren, dünkte ihm ein begehrenswertes Ziel.

Anna Eleonore, die in die zwanziger Jahre gekommen war, ohne des Lebens Sonnenseite kennen gelernt zu haben, und vermeinte, ihren Rückstand an Jugendglück und Liebe einfordern zu dürfen, scheint alsbald Wohlgefallen an dem kriegerischen Bewerber gefunden und ihm die Eroberung leicht gemacht zu haben.

Wie lange der Traum vorhielt, wird nirgends gesagt. Aber man weiß, daß die Stürme dieser zweiten Ehe mit den von außen immer neu heraufziehenden Kriegsstürmen wetteiferten.

Frau von Götze ist ihren Aufgaben, Haus und Hof zu hüten, einen früh invalide gewordenen Gatten voller Launen und despotischer Gelüste zu pflegen, zartgeborene Kinder aufzuziehen, so lange sie ihr gelassen wurden, mit Mut und Würde, ohne zu klagen, nachgekommen. — Wer rechnet auch mit einem Unglücklichen, der, durch rühmlich erworbene Wunden tatenlos dahingestreckt, in voller Manneskraft sich zum frühen Greise geworden sah?

Enger und enger umschlang die Gefahr, von den durchziehenden feindlichen Scharen vernichtet zu werden, die geliebte heimatliche Stätte.

Der Sommer 1761 war ins Land gekommen, die Franzosen überfluteten Hessen und die Wesergegend. Von mächtiger Hand zurückgedrängt, waren sie gleich Heuschreckenschwärmen im Umsehen wieder da, die Strecken zu verderben, über die sie kommen konnten.

Der Rittmeister von Götze hatte sich nach Kriegsbrauch zwei Sauve-Garden von der französischen Armee für die hohe Eiche erbeten und bewilligt erhalten und meinte, in der bei allen zivilisierten Armeen herkömmlichen Anerkennung derselben einen sicheren Schutz gegen Überfälle und Brandschatzungen von Freund und Feind zu haben. — Durch Gegenwart dieser an Manneszucht gewöhnten jungen Männer, die sich in der Geborgenheit des stilleren Lebens wohl fühlten und sich anstellig zu ländlichen Arbeiten erwiesen, bei der Ernte halfen und sich in die Ordnung des Gutes zu finden wußten, senkte sich ein Gefühl der Sicherheit in die Herzen der Hausbewohner.

Desto wilder sah es in der Welt aus. Die Kriegsglut, die man schon oft dem Erlöschen nahe hoffte, hob sich aufs neue wieder zur lodernden Flamme empor. Der König Friedrich selbst, aufs äußerste von seinen zahlreichen Feinden bedrängt, zum Frieden geneigt, aber zu stolz, ihn mit demütigenden Bedingungen abzuschließen, war auf alles gefaßt und soll für den schlimmsten Fall stets Gift bei sich getragen haben. — Die Russen und Österreicher, durch die Reichsarmee verstärkt, hielten ihn im Osten des Kriegsschauplatzes fest.

Prinz Xaver von Sachsen, der sich im braunschweigischen Lande umhertrieb, Wolfenbüttel, das sich nach fünf Tagen ergab und eine schwere Brandschatzung zahlen mußte, belagert hatte, wandte sich nun auch der Hauptstadt Braunschweig zu. In derselben Nacht, wo er anfing, die Stadt zu beschießen, kam der zwanzigjährige Prinz Friedrich August von Braunschweig seiner angegriffenen Vaterstadt zu Hülfe. Luckner vereinigte sich mit ihm und beide bereiteten dem Prinzen Xaver eine so vollständige Niederlage, daß er Braunschweig verlassen und auch Wolfenbüttel aufgeben mußte.

Den französischen Heerführern, Contades, den beiden Broglie, d'Étrées und dem Prinzen Soubise vor allem, dem danach gelüstete, seine schimpfliche Schlappe bei Roßbach wett zu machen, lag alles daran, glänzende Erfolge gegen Herzog Ferdinand, den Sieger von Krefeld und Minden und ungezählten kleineren Treffen, zu erringen. Zu diesem Zweck vereinigten sich die durch häufige Eifersüchteleien entzweiten Broglie und Soubise und gingen in zwei getrennten Flügeln vor, wurden aber trotz ihrer bedeutenden Überzahl am 16. Juli von Herzog Ferdinand und dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand bei Vellinghausen glänzend geschlagen.

Ungeachtet der großen und kleinen Niederlagen fuhren die Franzosen, auf ihre Übermacht und bedeutende Kriegsrüstung trotzend, unausgesetzt in ihren Verheerungszügen fort. Sie überschritten die Lippe, schlugen zahlreiche Brücken über die Weser und in den ersten Tagen des August wurde die Stadt Holzminden durch die Botschaft erschreckt: „Soubise ist da! Er hat an der Weser ein Feldlager aufgeschlagen bei Boffzen, nahezu Lüchtringen, wo der Strom einen leichten Übergang bietet!"

Der Angstschrei brachte Entsetzen und Todesbangen über die widerstandslosen Einwohner, die allen Greueln der Plünderung und des Brandes entgegensahen.

Mit schwerem Herzen erhob man sich an jedem Morgen vom sorgenvollen Lager, mit trüber Ahnung ging man ans Tagewerk, ohne zu wissen, wem der Segen der Arbeit zugute kommen sollte. Und doch half es nichts, es mußte geschafft werden, um leben zu können.

Auch heute, an einem schönen, heißen Sommermorgen war die ganze Bewohnerschaft der hohen Eiche in Tätigkeit, zum Teil auf den Feldern, zum Teil im Walde, wo die beiden Sauvegarden das nötige Holz für den Hausbedarf fällen wollten. Sie hatten die Uniformen abgelegt, im Hause zurückgelassen und arbeiteten im leichteren Anzuge mit gewohnter Tüchtigkeit, — dem Gute so nahe, daß sie das Wohnhaus im Auge behalten konnten.

Urplötzlich stehen sie beide da, wie von einem Blendwerk gebannt: mitten im heißen Sommer, in den Hundstagen — ein Schneefall? An den Mauern, von den Fenstern aus, ergießt es sich wie Schneegestöber und wirbelt in zahllosen Flocken bis zum Dache der hohen Eiche empor!

Das muß ergründet werden. Die Pflichttreue der Wackeren duldet keinen Aufschub. Ohne Verzug sind sie zur Stelle, das Geschick, das sich in böser Stunde auf ein hülfloses Haus niedergelassen hatte, zu bekämpfen und, ohne daß sie es abwenden konnten, mit dem Besten, was sie hatten, zu besiegeln.

Was war geschehen?

Kaum hatte der männliche Teil der Bewohner der hohen Eiche — den kranken Hausherrn ausgenommen, der auf kurze Zeit sein Lager verlassen durfte und sich außer Bett befand — sich nach auswärts und in Arbeit begeben, als zwei französische Marodeure einrückten und nach oberflächlicher Visitation der Ställe ins Haus drangen und von dem bestürzten Ehepaar Gold und Goldeswert verlangten.

Der Herr von Götze konnte sie nur bedrohen und ihnen fluchend die Tür weisen. Die Hausfrau verweigerte die Schlüssel, und wurde, als sie sich zur Wehr setzte, von den Unholden in eine entlegene Kammer eingesperrt.

Während dem beginnen die von niemand mehr belästigten Schurken ihr Zerstörungswerk. Als die erbrochenen Schränke und Truhen nicht das bieten, wonach ihr Verlangen steht, geraten sie dermaßen in Wut, daß sie alles zertrümmern und zerschlagen, was ihnen unter die Hände kommt, auch die wohlgestopften Betten aufschneiden und dadurch den Schnee hervorzaubern, der sie verrät und später zu ihrem eigenen Verderben wird, aber vorher leider bessere, als sie sind, zum Opfer verlangt. Denn, als nun die braven Sauvegarden erscheinen und ins Handgemenge geraten, ist es den bewaffneten Frevlern ein leichtes, die Wehrlosen niederzustoßen und zum ewigen Schweigen zu bringen. Die Mörder sind nun Herren des Platzes; jedoch ein abermaliger Raubzug durch das herrenlose Gehöft wird unterbrochen.

Trommelschlag ertönt. Ein Detachement, vom Hauptquartier Soubise's auf Requisitionen ausgesandt, mit einem Offizier an der Spitze, rückt ein. Die Marodeure, der strengsten Ahndung ihres Doppelverbrechens, wenn es entdeckt würde, verfallen, entkommen ungesehen.

Der Anblick, der sich den Ankömmlingen auf dem Gute darbietet, — die beiden in ihrem Blute schwimmenden Leichen, die allgemeine Verwüstung, fordert den Offizier zu einer genauen Durchsuchung des Hauses auf. Er findet zwei französische Uniformen, eine preußische, die des Hausherrn, in einem entfernten Zimmer verpackt. Ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Streit entstanden, und die französischen Sauvegarden von Hausbewohnern erschlagen sind? Herr Rittmeister von Götze muß dafür einstehen und soll trotz Wunden und Krankheit festgenommen und als Gefangener ins Hauptquartier gebracht werden. — „Alles, nur das nicht!“ denkt seine Gattin, die in Folge der Haussuchung vom Detachement aus ihrem unfreiwilligen Versteck befreit, und, ohne daß auf ihre Aussage gehört wurde, befragt worden ist.

In einem unbewachten Augenblicke wirft sie sich aufs Pferd, um im Feldlager von Soubise selbst die Zurücknahme des Haftbefehls gegen ihren Mann und Satisfaktion für die unerhörten Beleidigungen zu erhalten. Erst als sie draußen war und freie Luft einatmete, überkam es sie, was sie absonderliches vorhatte: „Unser Recht fordern — vom Prinzen Soubise!“ Der Name schreckte sie nicht. Sie wußte, daß neben dem gefürchteten, oft grausamen Heerführer ein ebenso gewandter Welt- und Hofmann, ein kundiger Damenfreund, in diesem Günstlinge Ludwigs des Fünfzehnten und der Marquise Pompadour wohnte. Zwischen allen Erzählungen seiner Leichtfertigkeiten, Eifersüchteleien und Erpressungen war doch auch mancher menschlich gute Zug bis zu ihr gedrungen. Als vor kurzem, wenige Tage nach der Schlacht von Vellinghausen, ein noch sehr junger Prinz, Albert Heinrich von Braunschweig, eben erst zum Heere gestoßen, um seinem Ohm und den Brüdern nachzueifern, das Unglück hatte, in einem erbärmlichen Scharmützel gefährlich verwundet zu werden, hatte Soubise zwei seiner erfahrensten Wundärzte geschickt, — leider umsonst —, das Leben des edlen Jünglings zu retten. So klärte sich allmählich das Bild dessen, dem sie unter die Augen treten und den sie zur Rechenschaft ziehen wollte. Auch auf ihr Französisch prüfte sie sich und meinte, es reiche aus, wie sie es in der Lehrstube gelernt und später mit ihrem ersten Mann, der nicht nur die Kanzelreden von Bossuet und Massillon, sondern auch gar gern etwas Voltaire las, geübt habe.

Ihr Pferd, als sei es von gleichem Mut beseelt, trabte lustig vorwärts, den heimatlichen Strom entlang, den Weg, den sie so oft zurückgelegt, der an Höxter vorüber, auch nach Bruchhausen, den Schauplatz ihrer ersten Ehe, geführt haben würde. Lüchtringen mit seiner katholischen Kirche lag bereits hinter ihr; von der ihr so wohlbekannten Bevölkerung kam niemand auf die Straße; alles verbarg sich zitternd und harrte, nichts Gutes ahnend, der Dinge, die da kommen sollten. Murmelnde Geräusche, wie sie die Nähe einer angesammelten Menschenmenge verraten, untermischt mit Geschrei, Gelächter, Pfeifen, Trommelschlag und Kommandorufen kündigten das durch Wald und Buschwerk versteckte Lager an. Hier und da ein Vereinzelter, dann Gruppen in Uniform, Pferdeknechte, die ihre Tiere zur Tränke trieben, — mehr und mehr der fremden Soldaten, neugierig die hübsche Reiterin musternd, ohne ihr Hindernisse in den Weg zu legen. So sah sie sich fast schon im Bezirk des Lagers, als es mit

seinen verschiedenartigen Zelten, fahnengeschmückt, bunt bewimpelt und von den französischen Feldzeichen gekrönt, vor ihr lag.

Unerwartet leicht, wie den Eingang in das Lager, erreichte sie auch den Eintritt zu dem Oberstkommandierenden. Als man dem Prinzen meldete, eine noch jugendliche Dame, eine Amazone, sei im Lager erschienen und wünsche ihn zu sprechen, erwartete er nichts anderes als ein galantes Abenteuer. So trat er der Frau von Götze gegenüber. Anna Eleonore stand im siebenundzwanzigsten Jahre. Sie hatte nichts Amazonen- oder gar Walkürenartiges; von zierlichem Wuchs, anmutigen Bewegungen und einnehmenden Gesichtszügen, über denen augenblicklich der Ernst eines bitteren Vorwurfs lag, erkannte der Marschall alsbald, daß er sich in ihr geirrt hatte, und ersuchte sie höflich, abzusteigen, und ihm in seinem Zelt ihr Anliegen zu nennen.

„Ein Anliegen habe ich nicht. Ich verlange die augenblickliche Befreiung meines schwerkranken Gatten, des Rittmeisters von Götze auf der hohen Eiche; auch Schadenersatz für geraubtes Gut und Strafe für die Ermordung zweier französischer Sauvegarden."

Der Feldmarschall schien den Sinn ihrer Worte nicht einzunehmen, und wußte nicht, sollte er sich erzürnen oder belustigen. Offiziere seines Stabes, die ihn umstanden, meldeten, daß inzwischen das von ihm in die Umgegend gesandte Requisitions-Detachement zurück sei und auch von der hohen Eiche, aber in anderer Lesart, berichte. Der Offizier mußte vortreten. Beide Parteien trugen ihre Aussagen vor: Frau von Götze mit dem vollen Schmerz und der Hitze einer tief Gekränkten; und als Soubise achselzuckend, lächelnd und, wie es schien, ungläubig den Kopf schüttelte, riß ihr die Geduld und im Zorn warf sie ihm vom Pferde herab den Handschuh vor die Füße.

„Im Namen meines Gatten fordere ich den Prinzen von Soubise, der an meiner Wahrhaftigkeit zweifelt, auf Pistolen."

Charles von Rohan, Prinz von Soubise, Oberbefehlshaber der großen französischen Armee, das dir von einer deutschen Hausfrau, die ihres Gatten Recht und die Ehre von Haus und Hof verteidigen will! Der Mut flößte dem Heerführer Respekt ein. Er glaubte ihr: „Ist es, wie Sie sagen, so bieten wir dem Herrn Rittmeister von Götze unsre Entschuldigung, stellen ihm zwei neue Sauvegarden und allen Schadenersatz, wie er sich nach der Untersuchung herausstellen wird. Und da ich nicht gewohnt bin, mich mit Damen zu schlagen, muß ich anderweit auf Satisfaktion sinnen. Ist die gnädige Frau sicher, die Uniformen, wohl gar die Physiognomien der Übeltäter wieder zu erkennen?"

„Die ersteren gewiß; es sind dieselben Uniformen, die ich hier vertreten sehe. Auch die Gesichter sind mir gegenwärtig, das des Einen vornehmlich. Er hatte fahles Haar und sah nicht französisch aus."

„Wohlan denn, so sammle sich alles, was da ist, und trete an!" Er teilte den Offizieren seine Befehle aus. Ein Rennen, Kommen, Vordringen ging durch das ganze Feldlager, mit Waffengeklirr untermischt, und bald standen alle anwesenden Mannschaften in endlos langen Linien aufgerichtet da, mit verwunderten Augen umherblickend, sich als Teilnehmer eines ihnen unverständlichen Auftritts ansehen zu müssen. Jetzt erst hob der Prinz Soubise den Handschuh vom Erdboden auf. Mit ritterlicher Verbeugung näherte er sich der Frau von Götze und ersuchte sie, die Reihen entlang zu reiten und zu prüfen, um ihm die Schuldigen, falls sie sie entdecken sollte, persönlich zu bezeichnen. „Sind sie nicht dabei", fügte er hinzu, „so mag es mir überlassen bleiben, die Untersuchung weiter zu führen."

Anna Eleonore nickte schweigend und trieb ihr Pferd an. Sie ritt langsam, spähend und mit scharfen Augen musternd, dahin. Alle Augen folgten ihr, und in den Truppen wachte das Verständnis auf. War je eine Frau solcher Aufgabe gewachsen befunden? — Der Eine sah ja unter der Soldatenmütze dem Andern gleich, und alle starrten sie vor sich hin, als ob sie ins Leere sähen. Daher ihr häufiges Anhalten und Schwanken . . . und dennoch, hier hielt sie still und deutete auf einen verwildert aussehenden Burschen, der sich scheu zurückbiegen wollte. „Der ist's!" . . . . und hier, ganz in der Nähe jener, der das Weite zu suchen scheint und sich dadurch verrät, mußte wohl der andre sein . . . Soubise trat vor. Er brauchte sie nicht anzudonnern. Sie waren geständig.

„Ihr Recht soll Ihnen werden, Madame", sagte der Prinz mit Ruhe, während das Gefolge darüber aus war, seinen Winken zu folgen. Was sich nun ereignete, war für die Klägerin, die ihr Recht verlangt hatte und ausgetragen bekam, wie im Traum gesehen: der Profoß, von zwei rohen Gehülfen, mit Leitern und Stricken beladen, gefolgt, trat vor mit kriechenden Verbeugungen gegen den Oberbefehlshaber, der ihm kaum dankend den Rücken kehrte.

Da standen, hart am Wege, die hohen Bäume, die auf ihre Äste geprüft wurden . . . Es ging alles Schlag auf Schlag. Frau von Götze wollte wohl einmal dazwischen rufen: „schont ihrer!", aber die Stimme versagte ihr, und sie hatte sich doch gelobt, nicht schwach zu werden. Auch saß sie aufrecht und gerade im Sattel, als sie einen heisern Angstschrei des Einen, ein dumpfes Aufgurgeln des Andern hörte. Und dann wurde es still.

Der Prinz näherte sich und überreichte ihr den Handschuh mit Ehrerbietung. Auf seine Frage, ob sie befriedigt und Frankreichs Waffenehre in ihren

Augen gerettet sei, hatte sie nur ein kurzes Ja; auf seine Einladung, abzusteigen und ihm die Ehre zu erweisen, in seinem Zelte auszuruhen und sich zu erquicken, eine abwehrende Handbewegung.

Nach einem stummen, dankenden Gruß an den Prinzen, wendete sie dann ihr Pferd und schickte sich zur Rückkehr an. Der Weg führte sie an den Gerichteten vorüber, die schon mit verglasten Augen in die Luft, die sie noch eben geatmet hatten, hineinstarrten. Das Pferd scheute und wollte nicht weiter, aber seine Herrin zwang es vorwärts. Sie zuckte nicht mit der Wimper. Sie hatte ihr Recht, ihr und ihres Mannes gutes Recht!

Und doch, wie anders war der Heimweg, wie anders als der erste Ritt, der sie dem Ziele entgegen trug: Eine schwere Last, von der sie früher nichts gewußt, hatte sich auf sie geladen. Und wenn auch das Gespenst des Krieges neben ihr herging und sagte: „du konntest nicht anders!“, die Last drückte darum nicht weniger schwer.

Darüber war es Abend geworden, und die Kirchenglocken läuteten dem armen, verwüsteten Lande den morgenden Sonntag ein, — eine Sprache, auf die Frau von Götze lange nicht gehört hatte. Aber auch zu Haus, auf der hohen Eiche, vernahm sie eine Sprache, die ihr aus dem Munde des Gatten neu war, voll Stolz und Jubel über das mutige Wagnis und den Erfolg seiner Gattin.

„Unter König Friedrichs Soldatenfrauen gibt es keine, die meiner gleich kommt. Und ich gelobe hiemit, daß mein Töchterchen, unser Erstgebornes, auf Vater und Mutter artend, dermaleinst auch nur einem mannhaften Krieger die Hand zum Ehebunde reichen soll!“

Anna Eleonore hörte das Versprechen ohne Einrede an. Dann erwiderte sie, indem die starren Augen einen milderen Ausdruck annahmen:

„Auch ich spreche hiemit ein Gelübde aus: dem Gott, der uns heute heimgesucht, aber manchen Tag auch beschützt hat, ohne daß wir ihm Dank sagten, will ich einen Buß- und Fasttag im Jahre weihen, und es soll der Tag sein, an dem unser Heiland den Tod für uns gelitten, der stille Freitag, an dem ich in Zukunft — ich und mein Haus — wieder die heilige Zehrung genießen und bis zur Abendzeit keine andere Nahrung zu mir nehmen will. Gott höre es gnädig an!“

Der Rittmeister warf sich auf die andre Seite im Bette und blickte seine Gattin betroffen an. Aber er fand heute keine Widerrede gegen die Frau, die seine Ehre verfochten hatte; vielleicht dachte er auch, daß es noch lange hin sei bis zum Charfreitag.

Gottes Ratschluß war es nicht, des Rittmeisters von Götze Gelübde in Erfüllung zu bringen: die Kleine starb bald darauf; auch ihre drei ihm nachgeborenen Geschwister wurden den vielgeprüften, aber in den Drangsalen des Lebens geeinigten Eltern früh entrissen. Erst das jüngste Kind: Johanne Christiane Henriette blieb ihnen erhalten. Aber dem Vater war es nicht vergönnt, seine Tochter heranwachsen zu sehen. Im Kirchenbuch steht geschrieben: „1784. 30ster Mai. Herr Rittmeister von Götzen im Alter von 58 Jahren still beerdigt.“

Seine Gattin hat ihn um elf Jahre überlebt und kurz vor ihrem Tode die Freude gehabt, ihre einundzwanzigjährige Tochter nach ihren Wünschen zu verheiraten — nicht an einen Kriegshelden, vielmehr an einen friedliebenden, wundenheilenden Arzt: „am 27. Oktober 1794 Herr Johann Julius Wilhelm Dedekind, Doctor medicinae, Fürstlich Braunschweigischer Land- und Stadt-Physikus hieselbst (Holzminden) mit Fräulein Hanna Christine Henriette von Götz.“

Damit scheint Frau Anna Eleonore ihr Tagewerk hienieden beschlossen zu haben: „Gestorben am 24. Februar, still beerdigt am 28st. huj. 1795, die Frau Rittmeisterin Anna Elisabeth Eleonore von Goetzen, geb. Girsewald, — an der Auszehrung gestorben.“

Auch das zweite Gelübde, bis in die dritte Generation pietätvoll gehalten, ist bei häufigem Aufenthaltswechsel der Familie, im Gedränge mannigfaltiger Erlebnisse und der Umgestaltung von Sitten und Ansichten verloren gegangen. Möge das Gefühl reuiger Selbsterkenntnis, aus dem es in schwerer Stunde dem Herzen einer bedrängten Familienmutter entsprang, ihren Nachkommen bis ins letzte Glied erhalten bleiben.

Johannes Spring, „der dolle Pfaffe von Scheppau.“

Schon zweimal ist in den letzten Jahren in dieser Zeitschrift über Johann von Scheppau geschrieben: 1898, S. 169 von R. Andree und 1899, S. 21 von O. Schütte. Es ist aber noch unaufgeklärt geblieben, worin eigentlich die „sonderbaren Humeuren“ bestanden haben, derentwegen er nach den Akten der Scheppauer Pfarrlade abgesetzt ist.

Darüber gibt nun, wie mir gelungen ist, festzustellen, in ausführlichster und interessantester Weise Auskunft eine umfangreiche Akte, die sich in der Registratur des Herzoglichen Konsistoriums zu Wolfenbüttel, und zwar bei den Schriftstücken zur Pfarrbesetzung von Scheppau, befindet. Ich muß es mir allerdings versagen, Einzelheiten über Springs Lebens- und Amtsführung daraus zu veröffentlichen. Aber auch das, was ich im folgenden mitteilen kann, wird schon zur Ergänzung des bisher Bekannten nicht undienlich sein.

Im Februar 1627 war der Pastor zu Scheppau, Nikolaus Zorn, gestorben, in seinen besten Jahren durch die Kriegsnöte gebrochen. Er hatte eine Witwe mit sieben, zum Teil noch kleinen, unerzogenen Kin-





dern hinterlassen. Diese bittet nun sofort, schon am 24. Februar, die Behörde zu Celle, bei Beleihung der Pfarre ihre älteste Tochter zu berücksichtigen und den Nachfolger zu dero Vermählung zu veranlassen. Ihr Wunsch sollte sich erfüllen. Zwar besetzte für dasmal noch die Gutsherrschaft die Pfarrstelle. Die verwitwete Adelheid von Kißleben präsentierte am 13. März 1627 den Pfarrerssohn von Wettmershagen im Fürstentum Lüneburg (1 Stunde südwestlich Fallersleben), Johannes Spring. Aber dieser, obgleich nicht von Celle zur Pfarre befördert, hat doch die junge Margarete Zorn, seines Vorgängers Tochter, geheiratet.

Die Frau von Kißleben schreibt, daß ihr Spring von vornehmen, hochvernünftigen Leuten fleißig kommandieret wäre und ein gelehrter, aufrichtiger, frommer Geselle und guter Prediger sein sollte, wie es sich denn in der Tat befunden hätte. Auch in Celle ist seine Probepredigt dem Ministerium eine gute Satisfaktion gewesen[1]). Am 10. April 1627 dort ordiniert, ist er am 7. Mai 1628 zu Scheppau von Heinrich Cregel, dem Gifhorner Superintendenten, eingeführt. Soweit war alles in schönster Ordnung. Zwar schlossen sich an Springs Ernennung langwierige Verhandlungen wegen des Patronatrechts über die Scheppauer Pfarre, die endlich dahin führten, daß es der Regierung in Celle zufiel. Aber hierdurch wurde Spring nicht berührt.

Doch sorgte er selbst dafür, daß er seine Pfründe nicht ruhig genießen konnte, soweit ihm das sonst in „währenden" Kriegsunruhen möglich gewesen wäre.

Gleich bei der Einführung begannen die Schwierigkeiten. Es gelang dem Superintendenten und dem Amtsschreiber zum Campe wie den anwesenden Nachbarpredigern nur mit großer Mühe, einen Vertrag zustande zu bringen, der das Verhältnis zwischen der Witwe Zorn und ihrem Schwiegersohn regelte. Spring wollte sich lange nicht fügen. Und dann setzte er sich alsbald über die Abmachungen hinweg. Sein Betragen gegen seine Schwiegermutter wurde in höchstem Grade ungebührlich. Dazu kamen schlechte Behandlung seiner Frau, die doch als ein junges frommes Mensch bezeichnet wird, Trunksucht und grobe Nachlässigkeit im Dienste.

[1]) Ueber sein Examen liegt kein Protokoll vor, während für die im Fürstentum Wolfenbüttel während des 17. Jahrhunderts angestellten Kandidaten die Helmstedter Examensprotokolle bei den Konsistorialakten sind. Aber Celle (Johannes Wetzel) wollte von Helmstedt nichts wissen und hat seine Kandidaten offenbar selbst geprüft. Dabei ist wohl von einer förmlichen Protokollierung abgesehen, weil die Behörde zu Celle nicht, wie die Helmstedter Fakultät, über das Examen an eine andere Stelle berichten mußte. Der Wolfenbüttler Uebung verdanken wir übrigens eine große Anzahl Protokolle, die einen sehr wertvollen Einblick in den theologischen Betrieb des 17. Jahrhunderts gewähren, besonders auch Georg Calixt als Examinator zeigen, eine Seite seines Wirkens also, über die man bislang wenig wußte.

Dies berichtet der Superintendent Cregel am 19. August 1631 nach Celle, nachdem er Spring zunächst vermahnt, mit Anzeige bedroht und von ihm das nicht befolgte Versprechen der Besserung erhalten, nachdem auch vorher schon der Amtsschreiber wohlmeinentlich an Abstellung des Ärgernisses erinnert hat, wofür ihm aber mit litteris apologeticis (uti ille vocat) satis prolixis et acerbis ziemlich höhnisch begegnet ist. Sogar von Celle war Spring Ende 1628 und Anfang 1629 angewiesen, die Exzesse zu meiden, die ihm als einem Diener Gottes und Seelsorger mit nichten geziemen und schwerlich zu verantworten, wie auch in einem Streite mit dem Amtsschreiber zum Campe nachzugeben und sich der Fürstlichen Polizeiordnung zu fügen, wonach kein Paar kopuliert werden dürfe, ehe es sich nicht auf dem Amte gemeldet hätte[1]).

Aber das alles ist vergeblich gewesen. Wieder sind dem Superintendenten die schädlichen recidiva von Spring bekannt geworden. Darum kann er nicht schweigen, sondern muß es herausrücken. Es sind sehr schlimme Dinge, die er zu melden hat. Auf diese schwere Anklage wurde Spring im August 1631 suspendiert. Aber, wunderbarerweise, seine Gemeinden Scheppau und Rothenkamp verwandten sich für ihn, sie, seine treuherzigen dankbaren Pfarrkinder, wie sie schreiben, für ihren allerseits lieben und getreuen Hirten und Seelsorger. Sie rühmen den guten und wohlgefälligen Zustand ihrer Kirchen und des Pastors Verrichtungen in Lehre, Predigt, Katechismus und Aufrechterhaltung der Zucht und Furcht bei jung und alt. Aber ein schäbig Schaf verderbe die Herde: alles Üble rühre her von dem lügenhaften, unnützen, falschen Maul von ihres Pastors Wittiben. Die sei eine Törin; was sie sage, sei Gallengift. Sie betreibe Verleumdung und Ohrenblasen. Keiner von ihnen hätte sich beschwert über den Pastor. Die ganze Campkirche sehe auf ihn um seiner guten Gaben, und wegen seines Predigens höre man ihn mit Herzenslust. Zwar sei niemand ohne Fehler. Aber sie wollen ihren ihnen wohlgefälligen und getreuen Pastor in der Not nicht verlassen. Darum bitten sie um Gnade für ihn, damit er seines Berufs Gott zu Ehren und ihnen zu notwendiger Besserung frei gebrauchen könne.

Wirklich kam Spring diesmal noch mit blauem Auge davon. Zwar hörte man in Celle ihn selbst aus jener Eingabe heraus reden. Aber es wurde beschlossen, ihn in Gnaden zu restituieren. Freilich mit diesen Bedingungen: 1. Er soll persönlich vor der Behörde erscheinen und wegen seiner begangenen Fehler in einem schriftlichen Rezeß Besserung zusagen. 2. Er soll vor der Gemeinde, die er höchlich geärgert, in Gegenwart des Superintendenten

[1]) Also eine ähnliche Bestimmung, wie sie seit 1619 in den Wolfenbüttelschen Gebietsteilen galt.

von Gifhorn und zweier benachbarten Pastoren um Verzeihung bitten nach einem besondern ihm zugestellten Formular.

Jedoch ergeht zugleich wegen ihrer Exorbitantien eine Vermahnung an die Schwiegermutter, die ein loses Maul und vielleicht nicht wenig Schuld habe.

Nun hatten die Scheppauer und Rothenkämper ihren Johannes wieder, und zwar auf länger, als 26 Jahr. Aber sie sollten es bereuen, daß sie ihn gehalten hatten. Denn Spring blieb der Alte, oder vielmehr, es wurde ärger mit ihm. Zwar scheinen die Gemeinden erst spät über ihn geklagt zu haben. Aber, wie er es alsbald wieder getrieben hat, das zeigt ein Schriftstück, betitelt „Etzliche weinige Hendell undt Bericht gegen Johannem Spring Pfarrherrn zu Scheppau.“ Es ist ohne Unterschrift und Datum, jedoch auf dem 1. Blatte mit dem Vermerk versehen, daß diese Sache Statz Joachim von Kißleben sel. in Fürstlicher Kanzlei hat übergeben lassen. Der Inhalt nötigt zu der Annahme, daß dies in den letzten Jahren des 30jährigen Krieges geschehen ist. Die „weinigen Hendell“ bestehen übrigens in 36 ausführlichen Beschwerdepunkten.

Hier nur der Eingang mit der allgemeinen Charakterschilderung.

„Es ist dieser gute Herr von Natur ein wahnwitziger, unsinniger Mensch, boshaft, geizig, zänkisch, feindselig, hadersüchtig und über alle Maß, jedermänniglich zu lästern und zu schmähen, begierig, dazu eine fast täglich versoffene tolle und volle Sau und Fliege, daß also kürzlich alle Bosheit über einen Haufen in ihme zusammengeschmolzen ist, wie solches in seinem zänkischen, hadersüchtigen Gemüte und gottlosen Handel und Wandel überflüssig abzunehmen und zu erkennen ist, denn er sich mit niemandem, sei wer er wolle, stellen noch vertragen kann.“

Der Herr von Kißleben ist persönlich mehrfach mit Spring in Streit geraten und insofern kein unparteiischer Zeuge. Aber mag er auch einiges übertrieben haben, im wesentlichen verdient er Glauben. Beruft er sich doch ausdrücklich auf das, was den Fürstlichen Räten zu Celle schon bekannt ist, ferner auf die Gemeinde, die anderen Pastoren des Amts, insbesondere den Senior der Campkirche, den alten Heinrich Scholkemeyer, der 1601—1665(!) als Pastor in Gardessen gestanden hat, in summa auf die öffentliche Notorität der ganzen Nachbarschaft sowohl in Braunschweig als „hiesigem“ Fürstentum. Für uns ist besonders beweiskräftig seine Übereinstimmung mit der früheren Anklage des Gifhorner Superintendenten. Und dann der Umstand, daß schließlich die Gemeinden Scheppau und Rothenkamp ihren Pastor, den sie sich vordem losgebeten hatten, nicht mehr haben ertragen können. Auf ihr unterschiedliches Anhalten und Klagen ist Spring 1658 seines Dienstes entsetzt. Schon im Januar wird verfügt, daß er keine Einkünfte mehr von der Pfarre haben soll. Zwar kehrt er sich nicht daran, sondern läßt im Juli noch Wiesen mähen und Zehnten einziehen. Aber am 26. Juli bewirbt sich ein Kandidat um die erledigte Pfarre, und im September bittet „Margarete Zorn, Herrn Johann Springs elende Fraue“ durch ein bewegliches Schreiben in Celle um Hülfe. Ihr Mann ist davongegangen[1]) und hat sie mit 8 Kindern sitzen lassen. Der Amtmann zum Campe hat die Bauern vergeblich zu einer geringen Unterstützung zu bewegen gesucht. Nur mit Mühe ist durchgesetzt, daß sie im Witwenhause wohnen durfte. Die Leute fürchteten, daß Spring zurückkehrte. Und der „hätte es mit ihnen nicht danach gemacht.“ Friedrich Magnus von Kißleben aber hat sich bereit finden lassen, der unglücklichen Frau etwas zu helfen, doch extra ullam obligationem.

Ende Dezember 1658 ist Stephan Degener als neuer Pastor zu Scheppau eingeführt. Spring hatte ihm eine ganz „baufällige und unerzogene Gemeinde“ und ein ganz verwüstetes Haus hinterlassen. Eine Kirchenrechnung war lange nicht aufgestellt. Die Summe der Restanten belief sich auf 1000 Gulden. Kurz, es war ein schlechter, jämmerlicher Zustand, wie es Joachim von Kißleben seiner Zeit beklagt hatte.

Nach dem Inhalte der Konsistorialakten wird man nur sagen können, daß die Worte „sonderbare Humeuren“ eine sehr milde Bezeichnung sind für den Charakter und die Aufführung des Johannes Spring. Wenn er „allerorten in diesem Revier herum insgemein von männiglich der dolle Pfaffe von Scheppau genannt wird“, diesen Titel hat er verdient. Es ist kein Zweifel: von Haus aus ein begabter und origineller Mensch, ist er völlig verkommen und geradezu schlecht geworden.

Nur auf zwei mildernde Umstände ließe sich neben diesem Urteil hinweisen, auf die Schwiegermutter und den Krieg. Und so wenig man den ersten gelten lassen kann, der zweite ist allerdings gewichtig. Wir wissen, welche Verwilderung der 30jährige Krieg gebracht hat, auch unter die Geistlichen. 1636 führen die Landstände des Fürstentums Wolfenbüttel Klage über „das Beispiel der ärgerlichen Priester.“ Aber im ganzen hat sich doch der Pfarrerstand hierzulande in der furchtbaren Zeit glänzend bewährt, hülfsbereit, ehrenhaft, treu im Dienst, obgleich er ganz auf sich angewiesen und rings von Unordnung und Gewalttätigkeit umgeben war. Vergl. Beste, Geschichte der Braunschw. Landeskirche S. 211 und Danneil, Geschichte des Magdeb. Bauernstandes S. 436. Die Ausnahmen sind denn auch durchweg vergessen. Wenn allein Johann von Scheppau noch jetzt im Gedächtnis des Volkes lebt, so hat er das

[1]) Nach R. Andrees Ermittlung nach Braunschweig, wo er in der Magnigemeinde einige Jahre darauf (10. Oktober 1667) gestorben ist.

wohl seiner Originalität mit zu verdanken, vor allem aber seiner „Tollheit“, die jedes Maß überstieg, auch das Maß des in jener Zeit Entschuldbaren. Daß aber die vielen wohlverdienten Pastoren der langen Kriegsjahre niemand mehr zu nennen weiß, während der Volksmund noch immer erzählt von Johann von Scheppau, das bestätigt die Wahrheit des Shakespeareschen Wortes:

Der Menschen Tugend schreiben wir in Wasser,
Ihr böses Treiben lebt in Erz.

Zum Schluß noch eine Vermutung über die Herkunft der gedruckten Springschen Predigten, die O. Schütte besprochen hat. Joachim von Kißleben erwähnt wiederholt, daß der Pastor Scholkemeyer zu Gardessen mit Spring zu tun und ihn besonders genau kennen gelernt hat. Er weiß sogar aus des Seniors eigenem Munde, daß er (Scholkemeyer) Springs „sotane Allegationen und Gleichnusse viel angemerket und aufgeschrieben“ hat. Mir scheint die Schlußfolgerung nicht zu gewagt, daß diese Aufzeichnungen Scholkemeyers die Quelle für jene Predigtausgaben bilden. Wie sie freilich zum Druck gelangt sind, wird kaum zu ermitteln sein.

K. Böhme.

Zu den Straßennamen der Stadt Braunschweig.

Von Ed. Damköhler.

Seite 9 erklärt H. Meier in seinem Buche „Die Straßennamen der Stadt Braunschweig“, von dem bereits in vorigem Jahrgange des Br. Magazins (1904 S. 74 f) eine Anzeige erschien, das Wort „tweghete, twete als Zweiung, d. h. enger Durchlaß zwischen zwei benachbarten Häuserblöcken.“ Diese Erklärung befriedigt nicht. Zweiung heißt mittelniederdeutsch twe-, twei-, twiinge, tweunge, twiginge, twinge; die Silbe -te ist nicht = ing, -ung. Um der Bedeutung des schwierigen Wortes näher zu kommen, mag zunächst angegeben werden, wo und in welcher Form es heute noch vorkommt.

Schambach, Göttingisch-Grubenhagensches Idiotikon: twête, twechtje, twechte, twîtje f. (von twê), eigentlich wohl ein Weg, wo nur zwei neben einander gehen können; jetzt überhaupt ein Weg, der auf beiden Seiten Einfriedigungen, Hecken oder auch Häuser hat: Durchweg, Durchgang, enge Gasse.

Vilmar, Idiotikon von Kurhessen: twête, enge Gasse, zumal zwischen Gartenhecken; tweddeke f., eine besonders in Grebenstein vorkommende Bildung von twête; es bezeichnet das Wort eigens ein Gäßchen zwischen zwei Hecken, und wird auch so verstanden, als sei es aus twê oder gar twête und Hecke zusammengesetzt; während es, wäre es nicht Femininum, als Deminutiv von twête angesehen werden könnte.

Woeste, Westf. Wb.: twîte, Gasse, Gang zwischen Gärten.

ten Doornkaat Koolman, Ostfr. Wb.: twenter, Gasse, Gang, Weg. Es steht für twente aus twête, was wahrscheinlich zum agſ. thwîtan gehört.

Bauer, Waldeckisches Wb.: twēte, schmaler Gang zwischen zwei Hecken; twideke, kleine twēte.

Br. Wb.: twetje, jeder schmale Gang, Fußsteig.

Richey, Idiotikon Hamburgense: twyte, Gäßchen, Neben-Gasse, enge Gasse.

Mi, Wb. d. mecklenburgisch-vorpomm. Mundart: twit, kleine enge Gasse.

Danneil, Wb. d. altmärkisch-plattd. Mundart: twegt, schmaler Steig, enge Viehtrifft, auch dwenger.

In Fallersleben: twêtje, enges Gäßchen. Ztsch. f. d. d. Mundarten V, 300.

Für das Mittelniederdeutsche verzeichnet das Mnd. Wb. nur twite, schmaler Gang; (eigentlich wohl die Scheide zwischen zwei Gegenständen, Rain). Für Braunschweig bringt Meier außer zahlreichen twete, das zuerst 1307 begegnet, auch dreimal die Form tweghete bei, und zwar aus den Jahren 1323, 1339 und 1420.

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich 1., daß twete und seine Nebenformen in alter wie in neuer Zeit im wesentlichen Bezeichnung eines schmalen Weges, einer Gasse ist; in Braunschweig erscheinen dafür die Synonyma kerve und dwerstrate. 2., daß die verschiedenen Formen nur Variationen einer Grundform sein können und aus dieser ableitbar sein müssen.

Schambach leitete das Wort von twê = zwei ab und, wie es scheint, auch das mnd. Wb.; das ostfr. Wb. möchte es dagegen von dem angelsächsischen thwîtan ableiten. Hier stehen zwei grundverschiedene Ansichten einander gegenüber. Will man das Wort vom Zahlworte zwei, altſ. twê, mnd. twê, twei, twi, ableiten, so müßte es ein Kompositum sein, dessen erster Bestandteil zwar klar ist, aber nicht der zweite. In -te oder -ghete vermag ich kein selbständiges Wort zu sehen, das es doch notwendig sein müßte; twê wird mit Substantiv, Adjektiv oder Verb zusammengesetzt. Man könnte vielleicht auf den Gedanken kommen, in -ghete den Plural von gat = Loch, der neben gater und geder auch geet lautet, oder eine abgeschwächte Form von gate = Gasse zu sehen; aber einmal gibt „Zweilöcher“, „Zweigasse“ keinen befriedigenden Sinn und die ursprüngliche Form würde häufiger und deutlicher erkennbar sein, und dann widerspricht dem die Form mit dem Vokal i. Grimm sah in twi-, twe- nicht die Kardinalzahl, sondern das Zahladverb (Gram. II, S. 934), und im Waldeckischen erscheint neben twēte kein twē, sondern nur twei.

Ist twete aber kein Kompositum, so ergibt sich von selbst, daß es durch Ableitung, durch innere

Änderung der Wurzel entstanden ist[1]), und da bietet sich zur Erklärung nur ein Verb, das angelsächsische starke Verb thwîtan = abscidere, abschneiden, trennen. Wie sich das heutige rês zu altem rîsan, bêt zu bîtan, grêpe zu grîpan, schnê-messer für schnêde-messer zu snîdan, hannöv. swên = Schweinehirt zu svînan (Gr. Gr. II, 11) stellt, so twête zu thwîtan und bedeutet das Trennende, Abgrenzende. Neben dem Vokal ê erscheint auch i, neben swên ein swîn: so twite neben twête. Die Form tweghete erkläre ich durch Einschub von g, der besonders nach langen Vokalen erfolgt: Klages = Klâs, dêgerde = dêrde (Mnd. Gr. S. 55/6). Hieraus haben sich die heutigen Formen mit g oder ch gebildet, wie ja z. B. der Plural von ei dialektisch eijere, ejere lautet. Die Deminutivform bedarf keiner Erläuterung.

Gegen diese Ableitung von thwitan kann eingewandt werden, daß das Wort nicht twête, sondern dwête lauten müßte. Das ist richtig; aber statt des anlautenden ursprünglichen dw erscheint in den heutigen Mundarten meist tw. Die waldeckische, göttingische und harzische nd. Mundart hat im Anlaut überhaupt kein dw, sondern nur tw; das westf. Wb. verzeichnet nur dwingen neben twingen; und auch im Mnd. erscheint tw statt dw oft: twagen, twagefat, twalm, twank, twelinge, twenge, twarck, twer usw. Dieses tw mag im Volksmunde sich früher gebildet und festgesetzt haben als in der Schrift, die das Ursprüngliche länger bewahrt, und darum gerade in einem oft genannten Namen begegnen.

Zu der Deutung von Bohlweg (S. 17) sei bestätigend bemerkt, daß es auch in Cattenstedt einen Bohlweg gibt. Als ums Jahr 1835 die durch das Dorf führende Hasselfelder Chaussee gebaut wurde, von der der Bohlweg sich abzweigt, wurden noch Bohlenreste des alten Weges gefunden.

Nickelnkulk oder Nickerkulk (S. 78) bedeutet nicht „Teufelskulk“, sondern Nixenkulk. Neben Nicker mag schon früh Nickel bestanden haben, l und r wechseln oft miteinander. Der Nickelmann, der kleine Kinder ins Wasser zieht, und ein Nickelnkulk sind auch in Cattenstedt noch bekannt.

[1]) Alle Wortbildung geschieht entweder durch Zusammensetzung oder durch Ableitung.

Bücherschau.

H. Kypke, Chronik des alten Adelsgeschlechtes der von dem Lentczen nebst den bürgerlichen Abzweigungen der Lenz (Lentz, Lentze). Halle a. S., Wischan u. Burkhardt [1904]. 455 S. gr. 8°. 8 M.

Das stattliche Werk, das auf umfassenden Vorarbeiten beruht und mit Stammbäumen, Bildnissen u. s. w. reich ausgestattet ist, hat auch für unsere Heimat ein besonderes Interesse. Denn das Geschlecht, dessen weite Verzweigung in den verschiedensten deutschen Landschaften und über sie hinaus verfolgt und mit Nanno de Lensin bis zum Jahre 1229 zurück geführt wird, tritt auch bei uns in zwei verschiedenen Zeiten auf. Zuerst um das Jahr 1450 mit Ludeke von dem Lentcze, dessen Name der niederdeutschen Zunge geläufiger gemacht und in „Lesse“ umgestaltet wurde. Vier Generationen hindurch hat die Familie in Braunschweig bestanden und dann zwei süddeutsche Zweige begründet, die zu hoher Blüte gekommen sind, den Zweig der Reichsfreiherrn Lenz von Lenzenfeld und den bayerisch-sächsischen Adelszweig der von Lentz. Dann kam das Geschlecht wieder durch den Hofrat Paul Lentz in das Land, der zu Helmstedt, übrigens nicht als Professor der Universität, sondern als Hessen-Homburgischer Beamter — er hatte das Amt Weferlingen mit verwaltet — am 10. Oktober 1705 gestorben ist. Sein Sohn Heinrich begründete den zweiten Braunschweigischen Zweig des Geschlechts, dem hohe Geistliche unseres Herzogtums, D. theol. Ernst Heinr. Ant. Lentz, † 9. Nov. 1835 als Generalsuperintendent zu Wolfenbüttel, und Dr D. theol. Karl Georg Heinr. Lentz, † am 22. Aug. 1867 als Generalsuperintendent zu Blankenburg, angehörten. Er blüht noch fort in dem jetzigen Gymnasialdirektor Prof. Dr Herm. Lentz in Holzminden, dem als Vorsitzenden des Familienrates und der Geschichts-Kommission, sowie als Archivar der Familie gewiß auch ein wesentlicher Anteil an dem Zustandekommen des vorliegenden Buches zu danken ist.

Hans Breymann, Beiträge zur Geschichte der Familie Breymann. O. O., [1905]. 49 S. 4°.

Der auf dem Felde der Genealogie eifrig tätige Verfasser, den verschiedene Familienmitglieder bei seiner Arbeit erfolgreich unterstützten, gibt uns im vorliegenden Hefte eine Ergänzung zu der von ihm aufgestellten Stammtafel, die nicht weniger als 277 Mitglieder umfaßt. Da es sich hier um den Gebhardshagener (Braunschweig-Anhaltischen) Stamm des Geschlechts handelt, dem zahlreiche Braunschweigische Beamte, Offiziere, Domänenpächter usw. entsprossen, so hat das fleißige Werk für uns hier zu Lande besondere Bedeutung. Ein Abschnitt des Büchleins (S. 17—26) handelt von dem Wappen der Familie Breymann, ein anderer (S. 27—49) von dem Stiftungsfeste des Magdeburgischen Husaren-Regimentes Nr. 10, einem Ehrentage der Familie Breymann, da diese Truppe als Elb-National-Husaren-Regiment 1813 von dem Amtsrate Karl Friedr. Christoph Breymann begründet wurde, der, 1762 auf der braunschweigischen Domäne Hakenstedt geboren, am 22. Sept. 1827 zu Roschwitz bei Bernburg gestorben ist. Die Sammlungen zur Familiengeschichte werden eifrig fortgesetzt; alle einschlagenden Nachrichten sind dem Verf. dieser Schrift, Rechtsanwalt Dr Hans Breymann in Leipzig (Neumarkt 29), willkommen.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig
herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

April.



Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1905.



Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1905. April. Nr. 4.

Zur Genealogie der Braunschweigischen Stadtgeschlechter.

Ueber Zahl und Art der Braunschweigischen Stadtgeschlechter werden noch immer die unklarsten Vorstellungen verbreitet. Die Hauptursache hierfür ist das Festhalten an einem von Rehtmeier[1]) mitgeteilten Verzeichnis der Patrizier, welches weiter nichts ist als ein schlechter Abdruck[2]) aus dem Wappenverzeichnis im Schichtbuche Herman Bothes, einer für den vorliegenden Zweck ungeeigneten Quelle. Bothe erklärt ja ausdrücklich, er wolle die Wappen der Bürger und Geschlechter, also nicht der letzteren allein, mitteilen, getraue sich auch nicht, die heraldische Frage zu entscheiden, wie es mit dem Adel der Wappen beschaffen sei. Will man einige Klarheit über die Stadtgeschlechter gewinnen, so bleibt nichts übrig als die Aufstellung eines Verzeichnisses der Ratsfamilien, denn ursprünglich wurden die Räte, wenigstens in den vornehmsten drei Weichbilden[3]), nur mit Angehörigen der alteinheimischen Geschlechter besetzt. Für den Zeitraum bis 1340 ist dies seit Erscheinen des 2. und 3. Bandes des Urkundenbuches nicht nur in erschöpfender Weise möglich, sondern auch angesichts der erstaunlichen Gründlichkeit der Register eine leichte Sache. Für die Zeit nach 1340 besitzen wir in dem handschriftlichen Nachlasse Dürres eine ergiebige Quelle, indessen das Fehlen eines Urkundenbuches kann dadurch nicht ersetzt werden. Für die Periode von 1341 bis zum Beginne der Neuzeit konnten wir daher nur einen Entwurf liefern, welcher sich im Laufe der Zeit wohl einmal wird verbessern und ergänzen lassen. Speziell mußten wir davon absehen, Angaben über Eigengut, Lehnsbesitz und Beteiligung an der Kaufmannschaft[4]) dem zweiten Verzeichnisse hinzuzufügen, wie es für den ersten Zeitabschnitt auf Grund des Sachregisters im Urkundenbuche geschehen konnte und wesentlich dazu beiträgt, die betreffenden Familien zu charakterisieren.

[1]) Braunschw. Lüneb. Chronik. S. 1780.

[2]) Rehtmeier hat nicht das jetzt in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ruhende Original Bothes, sondern augenscheinlich eine schlechte Abschrift mit Zusätzen benutzt, welche sich jetzt in der Stadtbibliothek zu Braunschweig befindet. Er hat die Namen z. T. falsch gelesen, z. B. Vortmänner statt Rotman, Nies statt Ylias, Lauenburg statt Vanenborch, Huesberg statt Hartesborch, Uting statt Ufinge. Maßgebend für richtige Lesung der Namen ist die von Hänselmann nach dem Originale veranstaltete und in den Chroniken deutscher Städte veröffentlichte Ausgabe des Schichtbuchs. (Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß auch die Angabe, welche Rehtmeier Seite 1857 über die Lilienvente gemacht hat, ein wahres Monstrum von Lesfehlern darbietet.)

[3]) Die Ratmänner der Altenwik und des Sacks sind daher im Allgemeinen in den Verzeichnissen fortgeblieben, nur in einzelnen Fällen sind sie aus besonderen Gründen aufgeführt, namentlich insofern sie später in die vornehmeren Weichbilde übersiedeln.

[4]) Auch ob Mitglieder der betreffenden Familie domini genannt wurden, ergab das Sachregister des Urkundenbuchs und konnte zur Charakteristik beitragen.

I. Verzeichnis der Ratsfamilien von 1231 bis 1340.

Name der Familie	Zuerst im Rate genannt	In welchem Weichbilde	Die Spuren beginnen und reichen			Sie hatten Eigengut				Lehngüter	unter ihnen waren		1374 vertrieben	1384 bei den Lilienventen	Gelagsbrüder der Altstadt im 15. Jahrhundert	bei Bothe genannt
			von	ins Jahrhundert	Bis zum Jahre	In der Altstadt: Ackerhöfe	In der Altstadt: Häuser	vor der Stadt	auf Dörfern		domini	Kaufleute				
van der Bredenstrate	1231	A[1])	1228	13			○									
Martini	"	"	1231	14						○						
Holtnickere[2])	"	"	1204	15	1429		○	○	○	○	○		○	○	○	○
van Pattenhusen	"	"	1227	14								○				

Name der Familie	Zuerst im Rate genannt	In welchem Weichbilde	Die Spuren beginnen und reichen			Sie hatten Eigengut				Lehngüter	unter ihnen waren		1374 vertrieben	1384 bei den Lilienventen	Gelagsbrüder der Altstadt im 15. Jahrhundert	Bei Bothe genannt
			von	ins Jahrhundert	Bis zum Jahre	In der Altstadt Ackerhöfe	In der Altstadt Häuser	vor der Stadt	auf Dörfern		domini	Kaufleute				
vam Kerkhove	1231	A	1227	15	1473		○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Lange	"	"	1231	14	1313					○	○					
van Scepenstede	"	"	1231	17	1642		○			○				○	○	○
Monetarii	"	"	1204	14	1358		○	○	○	○	○					
Kale	"	"	1231	17	1653	○	○		○	○		○		○	○	○
Thedildis	"	"	1231	13	1231											
van Saldere	"	"	1231	14?	?											
van Valeberge	1240	?	1240	17	1613		○								○	○
van Achem	1249	A	1249	16	1560	○	○	○	○	○						○
Timmonis	"	"	1176	14	1365		○			○						
bi sunte Michele[3])	"	"	1228	14			○			○		○				
Boneke	"	"	1240	14	1390					○	○	○				
Davidis	"	"	1239	13						○	○					
Sophiae	"	"	1227	13						○						
van Calve	"	"	1249	15	1473		○			○	○			○	○	○
Engelhardi	"	"	1232	14						○	○					
Conradi	"	"	1227	14					○	○	○					
Wulverammi	"	"	1228	14	1340		○		○	○	○					
van Luckenum	1253	"	1228	15	1457			○		○		○				
Pape	"	"	1240	14	1375					○	○					
ad sanctum Paulum	"	"	1242	20			○			○	○	○	○	○	○	○
Stapel	"	"	1250	15	1426	○	○	○		○	○	○		○	○	○
van Gandersem	"	"	1240	15	1471				○	○	○				○	○
van den Seventornen	"	"	1249	14	1334		○			○	○	○				
vam Hus	1254	"	1204	14	1383		○			○	○	○				○
bi sunte Olrike	"	"	1253	13	1258		○		○	○	○					
van Peine	1257	N	1257	20			○			○				○	○	○
van Velstede	1258	A	1250	17	1650	○	○		○	○	○	○	○		○	○
Branco	"	H?	1258	13	1258											
van Astvelde	"	A	1258	13						○						
Swarte	"	"	1258	13	1258											
van Helmenstede	1266	"	1266	14	1392					○		○				
vam Klinte	"	"	1266	13	1296		○									
van Oldendorpe	"	H	1245	15	1468				○	○	○					
Stephani	"	"	1239	15	1429				○	○	○	○				
van dem Steinweghe	1268	"	1268	13	1268						○					
van der Heide	"	"	1268	16	1562		○			○			○	○	○	○
bi deme Graven	"	"	1268	13	1268											
van der Wendenstrate	"	"	1268	13	1268											
Karoli	1269	A	1258	14	1311	○	○		○	○						
Eliae	"	"	1240	15	1405	○	○		○	○	○	○				○
van Werle	"	N	1269	15	1428										○	○
vam Werdere	"	H	1269	13	1269											
Rese	1270	A	1265	14	1377	○	○		○	○						
Credenti	"	?	1270	13	1270											
Matthiae[4])	1271	A	1250	14						○	○					
Bernardi	1274	"	1240	14	1326					○	○					
van Blekenstede	"	"	1265	14	1377	○	○			○		○				
Bulsing	"	"	1274	13	1274						○					
Cronesben	1281	"	1281	14	1378					○	○	○				
van Witmere	"	N	1281	14	1355											

Name der Familie	Zuerst im Rate genannt	In welchem Weichbilde	Die Spuren beginnen und reichen: von	ins Jahrhundert	Bis zum Jahre	Sie hatten Eigengut: In der Altstadt: Ackerhöfe	Häuser	vor der Stadt	auf Dörfern	Lehngüter	unter ihnen waren: domini	Kaufleute	1374 vertrieben	1384 bei den Lilienventen	Gelagsbrüder der Altstadt im 15. Jahrhundert	bei Bothe genannt
mit dem Engele	1281	A	1281	13	1281							○				
Pampove	"	N	"	14	1397											
Petri	"	H	1258	14	1323						○					
van Remminge	1282	A	1268	17	1669		○				○			○	○	○
van Lubeke	1284	"	"	14	1357					○						
Doring	"	"	1275	20			○		○	○		○			○	○
Osse (cum hove)	"	"	1284	14	1372		○			○		○				
Settere	"	N	"	14	1328											
van Mandere	"	H	"	16	1505											
Salegen	1291	A	1250	15	1468		○		○	○		○			○	○
van Bokelscampe	"	N	1291	14												
van Urede	"	A	1289	14	1378		○			○	○	○				○
Wedekindi	"	"	1291	14	1340					○	○					
van Meynem	"	H	"	15	1431											
Georgii	"	"	"	13	1291						○					
Kruse (Crispus)	"	"	1239	14						○						
Christiani	"	"	1291	14	1358											
achter den Schernen	"	A	"	13	1291		○									
Alvelde	"	"	1272	14	1373				○	○	○	○	○			
Hakelenberch	1293	"	1250	14	1374		○	○	○	○						
van Ursleve	"	"	1267	15	1463		○	○	○	○	○	○		○	○	○
van Twelken	1295	H	1295	14	1378				○	○	○					
van Borchwede	1300	N	1300	14	1397						○					
van Witinge	1302	H	1302	14						○						○
Drusebant	1304	A	1304	14	1380					○						
van Strobeke	1306	"	1298	20			○		○	○	○	○	○	○	○	○
vam Damme	1307	"	1268	20			○			○	○		○	○	○	○
van Evessen	"	"	1307	15	1484		○							○	○	○
van Scheninge	"	N	"	14	1399											
Gruben	1308	H	1302	15	1471		○			○	○		○	○	○	○
Gerwini	1309	N	1309	15	1487		○				○			○		
van Gustede	1311	A	1250	15	1484		○			○	○		○	○	○	○
Sack	1312	N	1312	14	1312											
van Vinsleve	"	"	"	15	1457		○				○				○	
Blyvot	"	"	"	15	1414											
van Hildensem	"	"	"	15	1400							○				
van Ringelem	"	"	"	16												
Ludolfi[5])	1314	A	1250	14					○	○	○					
van Wetelemstidde	1315	H	1310	14	1365		○			○						
van Scanleghe	1316	N	1309	15	1444									○	○	○
Peperkeller	1317	H	1317	14	1372											
Frederici (Vrederekes)	1319	"	1319	16	1521[7])		○				○					○
Eleri[6])	1320	A	1204	15	1457		○			○	○		○		○	○
Mule	"	N	1320	15	1461		○			○					○	○
de Hemestidde	"	H	1291	14	1374		○			○					○	○
Abbatis	"	N	1320	15	1430											
Grote Jan	1321	"	1321	15	1477		○			○				○	○	○
van Munstede	"	"	1234	14												
Widenveld	"	"	1321	14	1321											
Scherpingh	1322	"	1322	14	1322											
Breghen	1323	H	1323	14	1385											○

Name der Familie	Zuerst im Rate genannt	In welchem Weichbilde	Die Spuren beginnen und reichen von	ins Jahrhundert	Bis zum Jahre	Sie hatten Eigengut In der Altstadt Ackerhöfe	Häuser	vor der Stadt	auf Dörfern	Lehngüter	unter ihnen waren domini	Kaufleute	1374 vertrieben	1384 bei den Lilienventen	Gelagsbrüder der Altstadt im 15. Jahrhundert	Bei Bothe genannt
Rotgheri	1323	N	1323	14	1323					○	○					
Hennen	1324	H	1324	„	1324											
van Wenthusen	1325	„	1310	„					○	○			○			○
van Brokelde	1326	N	1320	15	1436		○								○	○
van Luttere	1328	H	1300	14												○
van Seggerde	1330	„	1330	„	1355					○						
van Honleghe	1331	„	1304	16	1544		○								○	○
van Kublinghe	„	A	1331	„	1566		○						○		○	○
Rutze	1333	S	1333	15	1424									○		○
van Sunnenberghe	„	N	„	14	1374				○							○
van Gottinge	1334	S	1334	15												○
van Tzicte	„	„	1318	16	1505		○									
van dem Amberga	1338	H	1338	14	1380					○						
van der Koppersmeden	„	N	1316	„	1350					○						
van Polde	1339	A	1339	„	1367		○			○						
van Emen	1340	H	1340	„												
van Vallersleve	„	„	„	„						○						

[1]) A = Altstadt, H = Hagen, N = Neustadt, W = Altewick, S = Sack. — [2]) Durch **fetten Druck** werden diejenigen Familien hervorgehoben, welche durch mehr als 5 Mitglieder im Rate vertreten gewesen sind. — [3]) Auch Eyken. — [4]) Die Söhne des Ludolf Mathiae nehmen den Namen Ludolfi an. — [5]) Nachkommen der Mathiae, vergl. Anm. 4. — [6]) Nachkommen des Ethelerus vam Hus. — [7]) Falls Thidericus Fritze und dessen Nachkommenschaft dazu gehört hat.

II. Verzeichnis der Ratsfamilien von 1341 bis 1524.

Name der Familie	Zuerst im Rate genannt	In welchem Weichbilde	Die Spuren beginnen und reichen von	ins Jahrhundert	Bis zum Jahre	Hausbesitz in der Altstadt	1374 vertrieben	1384 bei den Lilienventen	Gelagsbrüder der Altstadt im 15. Jahrhundert	Bei Bothe genannt
Ruschere [1])	1341	H	1320	16	1570			*		*
Godeken	1344	A	1344	14						*
van der Molen [2])	1344	N	1330	14	1392		*			*
Lutherdes van Verberge	1346	„	1296	15	1493				*	*
van Ledinghusen	1347	„	1330	15	1443					*
van Adenstede	1350	S	1254	18	1778	*		*	*	*
van Osterode	„	„	1291	15	1402	*				
Notberch	1351	A	1351	14			*			*
Meynardus	1357	H	1357	15		*		*	*	*
Krull	1358	„	1358	16	1505	*			*	*
van Swalenberch	1359	„	1335	19	1830[3])	*			*	*
van dem Broke [2])	1360	„	1315	19	1838	*	*	*	*	*
van Semmenstede	1361	W	1242	15	1423	*			*	*
Smalejan	1362	„	1356	18					*	*
van Vreden	„	„	1349	15		*				*
Luceken (Lusken)	1363	S	1363	14	1374					*
Kramer	1365	A	1365	16	1502				*	*
van Elze	1368	„	1343	16	1507	*			*	*
van Twedorp	1370	N	1350	20		*			*	*
van Bornum	1373	W	1250	16		*			*	
rike Clawes Lodewiges	1374	?	1374	?						*

III. Alphabetisches Register zum Verzeichnis I. und II.[1])

Name der Familie	Zuerst im Rate genannt	In welchem Weichbilde	Die Spuren beginnen und reichen von	ins Jahrhundert	Bis zum Jahre	Hausbesitz in der Altstadt	1374 vertrieben	1384 bei den Lilienventen	Gelagsbrüder der Altstadt im 15. Jahrhundert	Bei Bothe genannt
Eckermann	1375	H	1346	14	1384					*
van dem Hagen	"	A	1375	15				*	*	*
Schiltreme	"	W	"	14				*		
van Ingeleve	1376	H	1321	15	1487			*		*
Bode	"	A	1376	17?		*			*	*
Rebeen	1378	N	1341	15	1422					*
Westfal	"	"	1317	16	1579	*			*	*
van Hamelen	1379	W	1319	15	1491	*			*	*
van Waggen	1380	?	1380	15				*		*
van Odenum	1381	H	1381	17				*		
van Leiferde	"	"	1348	15	1426					*
Weddege	"	"	1381	?				*		
Gerken	"	"	"	14				*		*
Repener	1383	N	1383	15	1491	*			*	*
van Elbere	"	"	1298	15						*
Mekeler	1384	A	1384	14		*			*	
van Bodenstede	"	"	"	14						
van Hone	"	"	"	?				*		*
van Beierstede	"	"	1310	16		*			*	*
van Almenstede	"	"	1384	15					*	
van Immendorpe	"	"	1314	15	1425	*			*	
van Moringen	"	"	1384	?						
van Horneborg	"	H	1300	18		*		*	*	*
Unvorhoven (Unvortzagen)	"	N	1384	15						*
Dankwort	"	"	1315	15	1426					*
Fricke (Vrige)	1386	"	1386	?		*			*	*
Blomenhagen	"	"	1338	15	1439					*
van Ysenbuttle	1387	S	1351	16	1510					*
van Kissenbrugge	1388	N	1302	15	1423			*		
van Borchtorpe	"	"	1388	15						*
van Bolzem	1391	H	1391	?						*
van Bechelde	1392	A	1365	19	1864	*		*	*	*
van Immenrod	"	"	1372	15	1420				*	
van Lenede	"	"	1270	14	1387					
Peters	"	N	1392	?						*
Rode	1393	H	1393	?				*	*	*
Slachmann	"	"	1319	15	1495					*
Porner	1399	A	1343	16	1529	*			*	*
van Detten	"	"	1308	15	1491				*	*
Sunne	"	"	"	15	1444	*			*	*
Koch	"	H	"	?						*
Becker	"	"	"	?						*
Schilder	1400	A	1311	15	1459	*				*
van Denkte	1402	"	1267	16		*		*	*	*
Kniestede	"	H	1312	15	1452					*
Ryke	1403	A	1363	17	1639[4])	*			*	*
Bisbeck	"	H	1393	16	1514					*
van Bansleve	1404	A	1388	16		*		*	*	*
van Gilsem	"	"	1404	15					*	*
van Bimmelsen	"	"	1308	15	1454				*	
Plockhorst	1405	"	1332	15	1453	*			*	*

Borchwede	1300
Bornum	1373
Bortfelde	1470
Brackel	1451
Brandes	1487
Bredenstrate	1231
Breghen	1323
Breier	1464
Broke	1360
Brokelde	1326
Broitzem	1415
Brostede	1405
Bruggen	1524
Bulsing	1274
Dalem	1406
Damman	1405
Damme	1307
Dankwort	1384
Davidis	1249
Denkte	1402
Detten	1399
Doring	1284
Druseband	1304
Eykenrot	1447
Eisenbuttle	1387
Eckerman	1375
Eleri	1320
Elers	1415
Eliae	1269
Eltze	1378
Emen	1340
Engele	1281
Engelemstede	1408
Engelhardi	1249
Ertmer Smed	1405
Evessen	1307
Gandersem	1253
Georgii	1291
Gerken	1381
Gherwini	1308
Gilsem	1404
Glumer	1438
Godeken	1344
Gottinge	1334
Graven	1268
Gritz	1412
Gronehagen	1503
Grotejan	1321
Gruben	1308
Gustede	1311
Gustede	1447
Hagen	1375
Hakelenberch	1293
Halverstadt	1412
Hamelen	1379
Hantelman	1408
Heide	1268

Name der Familie	Zuerst im Rate genannt	In welchem Weichbilde	Die Spuren beginnen und reichen: von	ins Jahrhundert	Bis zum Jahre	Hausbesitz in der Altstadt	1374 vertrieben	1384 bei den Lilienventen	Gelagsbrüder der Altstadt im 15. Jahrhundert	Bei Bothe genannt
van Brostede	1405	A	1346	20		*		*	*	*
Ertmer Smed	"	H	1405	?				*		*
Damman	"	S	"	20		*				*
van Dalem	1406	A	1319	17	1607					
Bakenhower	1407	"	1374	15	1424	*			*	*
Suring	1408	"	1394	"	1497	*			*	*
van Engelemstede	"	N	1306	17	1694	*			*	*
Hantelman	"	"	1405	20		*			*	*
Velhauer	1411	A	1411	16	1588	*			*	*
van Barbeke	"	"	1339	17	1674	*				*
van Halverstad	1412	H	1332	15	1437			*		
Griß	"	W	1412	16						*
van Zozst (Sosat)	1413	N	1413	"						*
Elers	1415	"	1403	17	1686					*
van Broitzem	"	"	1234	20		*			*	*
Kogele	"	"	1344	17	1600	*			*	*
van Linde	1416	"	1343	15	1495					*
van Lesse	1417	"	1306	16	1536	*			*	*
van Seesen	1418	A	1418	"	1597	*			*	*
van Kemme	1420	"	1336	"	1591	*			*	*
Kalm	"	H	1397	20		*			*	*
Kovot[5])	1422	A	1261	15	1495	*			*	*
van Munder	"	S	1409	"	1497	*				*
Smalehenefe	1427	A	1427	"	1439				*	*
van Volkmerod	"	S	1352	17	1632	*			*	*
van der Leyne	1430	N	1428	16	1591	*			*	*
Simon Lesse	"	W	1430	15						*
Aleman	1432	A	1432	"		*			*	*
Schrader	"	N	"	20						
van Lafferde	1433	A	1234	20?		*			*	*
Rotman van Delber	1434	"	1407	15	1441	*			*	*
Hurer	"	H	1420	"						*
Welsse	"	N	1406	"						*
van Walbeck	1435	N	1435	20		*			*	*
Woltmann	1437	N	1432	16						*
Glumer	1438	A	1394	20		*			*	*
Boiling	"	N	1438	17						*
van Rethen	1441	"	1359	19	1800				*	*
van Tymmern	1446	A	1446	?					*	*
Bardenwerper	"	"	"	?		*				*
Eykenrot	1447	N	1350	15	1456					*
van Gustede (Hustede)	"	W	1447	?						*
Rythusen	1448	N	1349	16	1527					*
Segemeier	"	"	1319	"	1598	*			*	*
Hune	1449	A	1387	17	1630					*
van Brackel	1451	"	1343	16	1537	*			*	*
van Swulber	1452	"	1318	17	1617	*				*
Witten	1455	W		16	1515					*
Schorkop	1460	N	1409	20?						*
Zellemann	1461	W	1429	15					*	*
Breier	1464	A	1330	18	1734	*			*	*

Name	Jahr
Heysen	1500
Helmenstede	1266
Hemestidde	1320
Hennen	1324
Hildensem	1312
Holtnickere	1231
Hone	1384
Honlege	1331
Horne	1507
Horneborg	1384
Huddessem	1474
Hune	1449
Hus	1254
Huxer	1434
Immendorpe	1384
Immenrod	1392
Ingeleve	1376
Kale	1231
Kalm	1420
Calve	1249
Karoli	1269
Kemme	1420
Kerkhove	1231
Cristiani	1291
Kissenbrugge	1388
rike Claves	1374
Klinte	1266
Kniestede	1402
Koch	1399
Kogele	1415
Conradi	1249
Koppersmeden	1338
Kovot	1422
Kragen	1478
Kramer	1365
Crecenti	1270
Cronesben	1281
Krull	1358
Kruse	1291
Kubbelinge	1331
Lafferde	1433
Lange	1231
Ledinhusen	1347
Leifferde	1381
Leyne	1430
Lenede	1392
Lesse	1417
Simon Lesse	1430
Linde	1416
Lubeke	1284
Ludolfi	1314
Lucke	1490
Luckenum	1253
Lusken	1363
Lutherdes	1346
Luttere	1328
Mandere	1284

Name der Familie	Zuerst im Rate genannt	In welchem Weichbilde	Die Spuren beginnen und reichen: von	ins Jahrhundert	Bis zum Jahre	Hausbesitz in der Altstadt	1374 vertrieben	1384 bei den Liliendenten	Gelagsbrüder der Altstadt im 15. Jahrhundert	Bei Bothe genannt
Bortfelde	1470	A	1470	16	1530					*
van Hudbessem	1474	„	1277	17		*			*	*
Kragen	1478	N	1478	„	1616					*
Ryding	1479	S	1448	„	1626	*			*	*
Sternberg	1482	W	1482	16	1507					*
Brandes	1487	H	1487	?						*
Oman	1489	A	1423	17[6])		*			*	*
Fluwerk	„	N	1489	„	1671					*
Lucke	1490	H	1444	„	1582	*				*
Schulte	1491	„	1491	16	1550					*
Plaggemeier	„	„	1482	„	1657					*
Heysen	1500	N	1466	16						*
Schacht	1503	A	1503	?		*			*	*
Gronehagen	„	H	„	?						*
Wittekop	1505	„	1466	17						*
van Horne	1507	A	1488	20		*				
Pralle	1517	N	1452	17	1658	*				
Remmerdes van Al-[germissen]	1523	H	1493	„		*				*
Bruggen	1524	N	1476	„	1602					*

[1]) Besaßen Eigengut zu Lehndorf und Hötzum. — [2]) Unter ihnen sind domini. [3]) Karl Ludewig ließ 1830 zu St. Andreas einen Sohn taufen. Angaben über den Tod des Vaters und des Täuflings fehlen. — [4]) Nach dem Kirchenbuche von St. Aegidien ist allerdings der 1689 zu Einbeck geborene Otto Bernhard Reichen „aus dem Patrizier-Geschlechte der Braunschweigischen Reichen" entsprossen. — [5]) Besaßen 1261 Eigengut zu Thiede.— [6]) Allerdings liegt die Möglichkeit vor, daß der 1590 eingewanderte Zacharias Aveman zu dieser Familie gehört hat. Dann wäre auch der Bürgermeister und Ostfriesische Vice-Kanzler Henricus Aveman, dessen Sohn 1715 zu St. Magni begraben ist, zugehörig.

Martini 1231
Mathiae 1271
Meynardus 1357
Meynem 1291
Mekeler 1384
Michele 1249
Molen 1344
Monetarii 1231
Moringen 1384
Mule 1320
Munder 1422
Munstede 1321
Ryding 1479
Rotberg 1351
Odenum 1381
Olber 1383
Oldendorpe 1261
Olrike 1254
Oman 1489
Osse 1284
Osterode 1350
Pampove 1281
Pape 1253
Pattenhusen 1231
Pawel 1253
Peine 1257
Peperkeller 1317
Peters 1392
Petri 1281
Plaggemeier 1491
Plockhorst 1405
Polede 1339
Porner 1399
Pralle 1517
Rebeen 1378
Remminge 1282
Repener 1383
Rese 1270
Rethen 1441
Rike 1403
Ringelen 1312
Rythusen 1448
Rode 1393
Rotgeri 1323
Rotman 1434
Ruschere 1341
Rutze 1333
Sack 1312
Salegen 1291
Saldere 1231
Schacht 1503
Scanleghe 1316
Scheninge 1307
Sceppenstede 1231
Schernen 1291
Scherping 1322
Schilder 1400
Schiltreme 1375
Slachman 1393
Smalehenеke 1427
Smalejan 1362
Schorkop 1460
Schrader 1432
Schulte 1491
Schwalenberg 1359
Swarte 1258
Swulber 1452
Seesen 1418
Segemeier 1448
Seggerde 1330
Selleman 1461
Semmenstede 1361
Settere 1284
Seventornen 1253
Sickte 1334
Sophiae 1249
Sosat 1413
Stapel 1253
Steinweghe 1268
Stephani 1266
Sternberg 1482
Strobeke 1306
Sunne 1399
Sunnenberghe 1333
Suring 1408
Thedildis 1231
Tymmern 1446
Timmonis 1249
Twedorp 1370
Twelken 1295
Unvorhoven 1384
Urede 1291
Ursleve 1293
Valeberge 1240
Vallersleve 1340
Vechelde 1392
Velhauer 1411
Velstede 1258
Vimmelsen 1404
Vinsleve 1312
Visbeck 1403
Fluwerk 1489
Volkmerod 1427
Volzem 1391
Vranco 1258
Vreden 1362
Frederici 1319
Fricke 1386
Waggen 1380
Walbeck 1435
Weddege 1381
Wedekindi 1291
Welsze 1434
Wendenstrate 1268
Wenthusen 1325
Werdere 1269
Werle 1269
Westfal 1378
Wetelemstidde 1315
Widenveld 1321
Witten 1455
Witinge 1302
Wittekop 1505
Witmere 1281
Woltman 1437
Wulferammi 1249

[1]) Die bei Bothe vorkommenden Namen sind fett gedruckt.

Der größte Mangel dieser Verzeichnisse besteht darin, daß sie erst mit dem Jahre 1231 beginnen. Vor diesem Jahre verlautet im Urkundenbuche nichts über Mitglieder des Rats. Es ist nicht anders: Ein Zeitraum von etwa 300 Jahren[1]) städtischer Entwicklung liegt völlig im dunkeln und wird auch für alle Zukunft darin liegen. Urkundlich beweisen wird man es niemals können, welche Familien es gewesen sind, die hier als altfreie Leute auf ihrem rechten Eigen saßen, als die Altstadt sich zu einer Stadtgemeinde entwickelt hat, die also gewissermaßen als Eigentümer von Grund und Boden die natürliche Berechtigung zum Regimente der Stadt erworben hatten. An je früherer Stelle ein Name im Verzeichnis I auftaucht, je vornehmer das Weichbild ist, in dem es geschieht, je weiter die Spuren der Familie zurückreichen, je mehr sie mit Eigengut in und vor der Altstadt sowie auf den Dörfern innerhalb der Landwehr vertreten ist und Lehngüter von den Herzögen hatte, desto wahrscheinlicher ist es, daß sie von solcher Herkunft gewesen ist. Allerdings nur bis zu einer gewissen Grenze reicht die Alleinherrschaft der Alteinheimischen. Schon die Selbstergänzung des Rates brachte es mit sich, daß neue Leute, reichgewordene Handwerker u. s. w. Zutritt in den Rat fanden. Hänselmann meint, daß solches sich schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts erkennen lasse. 1292 fand der erste Aufruhr der Gilden statt. Auf einen Zuzug von außen lassen die Namen mit dem Zusatze „von" schließen, welche den Ort nennen, woher die Betreffenden gekommen sind[2]); schon unter den Ratleuten von 1231 sind deren drei, bis zum Jahre 1292 unter 74 Familien 22. Besitzer der von ihnen oder ihren Vorfahren verlassenen Dörfer sind sie sicherlich nicht gewesen, wohl aber darf man annehmen, daß die meisten von ihnen von Alters her zum Stande der Freien gehört haben, denn die freien Leute, welche den Rat durch Selbstergänzung erneuerten, werden bis 1292 kaum andere als ihresgleichen in den Rat aufgenommen haben. Die Verwandten der Ratsleute mögen außerhalb der Stadt hie und da zu den Milites gerechnet worden sein. Nicht unwahrscheinlich ist solches von den Gruben, Gustede, Evessen, Saldere, Wetelemstidde. Von dem Ratsherrn Johannes Martini ist es sicher, daß er der Sohn eines Ritters Martin gewesen ist, Ethelerus vam Hus wird sogar selbst als Ritter beurkundet. Trotzdem waren die Mitglieder der Stadtgeschlechter bereits um 1200[3]) von den nobiles und ministeriales, später[4]) auch stets von den milites als burgenses streng gesondert, wie aus vielen Urkunden zweifellos hervorgeht; auch sind keine Anzeichen vorhanden, daß Heiraten zwischen Angehörigen der Stadtgeschlechter und des Landadels vorgekommen sind. Die Gleichförmigkeit der Ratsfamilien erlitt einen wesentlichen Abbruch durch den Aufstand von 1374[5]). „Nach der infolgedessen zum Abschluß gelangten demokratischen Verfassung," sagt Hänselmann, „wurde der Rat alle drei Jahre durch ein verwickeltes Wahlverfahren gewandelt, welches Vertretern aller Gilden und Gemeinheiten ihre regelmäßige und billig bemessene Vertretung beim Stadtregimente sicherte." Dennoch darf man nicht ohne weiteres annehmen, daß die demnächst auftretenden neuen Ratsherren nur Emporkömmlinge gewesen sind. Das in Folge der besonnenen Herstellung des Gemeinwesens 1386 beginnende Aufblühen der Stadt hat ohne Zweifel einen Zuzug angesehener auswärtiger Familien[6]) zur Folge gehabt. Wer für eine der seitdem auftauchenden Familien Ahnenforschung betreibt, wird gut tun, sich nicht auf Braunschweig zu beschränken, sondern an denjenigen Stellen zu suchen, wo die Betreffenden Beziehungen[7]) hatten. Daß die 1374 vertriebenen Familien die vorzugsweise von den Aufrührern gehaßten Geschlechter gewesen sind, unterliegt wohl keinem Zweifel. Dagegen hat man bisher wohl mit Unrecht allzugroßen Wert auf den Umstand gelegt, welche Familien 1384 zu den Lilienventen gehört haben. Dieser Bund war eine freie Vereinigung von etwa 70 jungen Männern, die allerdings zum größten Teile den Ratsfamilien angehörten, aber er hatte keineswegs einen exklusiven Charakter. Seine Absicht war Verteidigung der Stadt gegen äußere Feinde, namentlich den Landadel, nicht wie man gemeint hat, Unterdrückung der Gilden. Die Familien, welche Anteil daran hatten, sind kenntlich gemacht, ebenso die, welche zu den Gelagen der altstädtischen Geschlechter im 15. Jahrhundert zugelassen worden sind. Dazu ist zu bemerken, daß wer zum altstädtischen Rate gehörte, auch bei den Gelagsbrüdern Aufnahme gefunden hat, also auch hier eine exklusive Tendenz der Geschlechter keineswegs sich erkennen läßt. Schließlich muß noch daran erinnert werden, daß auch die Jahre 1488 bis 1491 Revolutionsjahre[8]) gewesen sind. Vergleicht man nun die Verzeichnisse mit Bothes Wappenbuche, so ergibt sich, daß von 232 bei Bothe genannten Namen 166 in ihnen vorkommen. Wir können also 66 bei Bothe genannte Familien nicht als Ratsfamilien erkennen. Es ist dies durchaus er-

---

[1]) Der Markt bei St. Jakob war nach Hänselmann vielleicht im 9., sicher zu Anfang des 10. Jahrhunderts vorhanden. [2]) Umgekehrt läßt die Benennung nach Oertlichkeiten der Altstadt auf Ansässigkeit schließen. [3]) 1204 Urkunde des Königs Otto. [4]) 1242 Urkunde des Cyriacusstifts, 1245 Urkunde des Herzogs Otto u. s. w.

[5]) Die von 1374 bis 1381 neu auftauchenden Ratleute haben wohl fast alle nicht den Geschlechtern, sondern den Gilden angehört. [6]) Breier und Huddessen z. B. aus Hildesheim. [7]) Z. B. v. Walbeck in Helmstedt, v. Kalm in Hornburg. [8]) Deren Anstifter Ludeke Holland ist nicht in das Verzeichnis aufgenommen.



klärlich, denn Bothe hat, wie er ausdrücklich sagt, von Siegeln sowie von Pfeilern und Fenstern der Kirchen gesammelt, was sich ihm darbot. Natürlich sind unter diesen Umständen Wappen von stadtfremden Ehefrauen, Klerikern und sonstigen vorübergehend Zugezogenen in seine Sammlung hineingeraten. Folgende 24 Namen möchten wir dahin rechnen:

Borchhusen[1]), Bungeleve, Deterode, Glynde, Hartesborch, Hunemann, Kellerhod[2]), Kulen, Leyderde, Lofferinge, Lune, Nettelen[3]), Parsevale, Paven[4]), Pennen, Potstocke, Rosenaw, Saurbeke, Speitiseren, Spyringer, Steynem, Turritze, Flugere, Ydome. Die verbleibenden 42 führen wir nicht alphabetisch geordnet, sondern in derjenigen Reihenfolge an, wie uns ihre Zugehörigkeit zu den Ratsfamilien mehr oder weniger wahrscheinlich erschienen ist: Spangen[5]), Netwege[6]), Quirre[7]), Echte[8]), Schulenrod[9]), Atze[10]), Lutman[11]), Memeringe[12]), Honrot[13]), Ernestes[14]), Eytze[15]), Borchholte[16]), Gelren[17]), Vanenborch[18]), Hartman[19]), Hatensnee[20]), Reinerdes[21]), Watenstidde[22]), Ulenhot[23]), Floten, Hartwich, Kote, Reggenborne[24]), Holthusen, Hogerstorp, Helmold, Hotop, Ufinge, Seende, Utwech, Vivijane, Wulffhagen, Osterholt, Gripetan, Deneke, Block, Melverot[25]), Roggeland[26]), Schonhalse, Hasentane, Helde, Wiringk.

Manche von diesen Familien wird sich vielleicht bei genauerer Durchforschung der Urkunden noch als eine Ratsfamilie erweisen. Die Dürreschen Ratregister weisen im Hagen eine Lücke auf, welche von 1428 bis 1486 reicht und durch den Verlust wichtiger Stadtbücher dieses Weichbildes erklärlich ist.

Unter Berücksichtigung dieses Umstandes darf wohl behauptet werden, daß die in Bothes Wappenverzeichnis genannten Familien zum bei weitem größten Teile Ratsfamilien gewesen sind. Mit noch viel größerer Sicherheit indessen ergibt sich aus dem Verzeichnis I, daß das Bothesche Wappenverzeichnis nicht im Geringsten die Eigenschaft besitzt, uns ein vollständiges Register der Ratsfamilien darzubieten. Von 74 Namen, die von 1231 bis 1293 auftauchen, sind ihm 54 völlig unbekannt. Bothe ist in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geboren und wahrscheinlich 1520 gestorben. Zu seinen Lebzeiten waren also die Spuren der meisten dieser 54 Familien, wie man aus dem Verzeichnis I ersieht, bereits seit hundert Jahren geschwunden, namentlich auch ihre Wappen bereits in Vergessenheit geraten. Nicht etwa darf man annehmen, daß sie keine Wappen geführt hätten. Wie nach allen Verfassungen mittelalterlicher Städte[27]) hatten sicherlich auch in Braunschweig die Ratsfähigen und vor allem die Ratleute selbst ihrer allgemeinen Dienstpflicht zu Pferde zu genügen. Dazu gehörte Helm und Schild, und es war keine müßige Spielerei, sondern eine harte Notwendigkeit, daß sie Wappen führten. Urkundenmäßig wird uns dies durch noch heute erhaltene Siegel bestätigt. Es haben mit Wappen gesiegelt 1306 Bernardus Wedekindi, 1310 Gerhard Gigas (Rese) und Eilard Boneke, 1320 die Söhne des Ludolf Mathiae, 1326 Ludolf Monetarii, Johannes Ludolfi[28]) und 1343 Henricus Stephani. Durch Siegel erhalten auch die bei Bothe mitgeteilten Wappen eine erwünschte Bestätigung: 1310 zeigt Ecceling de Cimiterio den Querbalken, begleitet von 3 Sternen, 1330 Jorden Stapel den gespaltenen Schild, rechts 5mal geteilt, links Klauenflügel, 1334 Gertrud van Gandersem den hervorgehenden stehenden Leoparden, 1359 Johann v. d. Heyde einen Löwen, 1369 Gerlach v. d. Broke einen Ring, 1371 Bernhard v. Damm den springenden Windhund und Johann Pawel die Krebsscheren, 1374 die Strobeke eine

---

1) Der Name Berckhusen kommt im 15. Jahrhundert unter den Constabeln der Altstadt vor. 2) Ein Kettelhodt erscheint 1410 als Constabel der Altstadt. 3) Nettelinge und Netelers kommt vor. 4) Der Name Pawes kommt 1484 in der Neustadt vor. 5) Besaßen 1403 ein Vorwerk in der Altstadt. Hinrik Spange hatte Bele Pawel zur Frau. Ein Spange war Propst zu St. Cyriaci, einer auch Constabel in der Altstadt. 6) Die Netwege hatten 1412 den halben Straßenzoll zu Lehn, waren verschwägert mit den v. Remlinge, hatten ansehnlichen Hausbesitz in der Altstadt. Ein Netweg war 1430 Provisor der Capelle zum heiligen Geist. 7) Ludolf Quirre, Sohn des Herman Quirre zu Hannover und Neffe des Dompropstes zu Halberstadt Dr. Ludolf Quirre, heiratete 1448 Gese Kalm. 8) Kommen vor unter den Constabeln der Altstadt. Hatten 1410 und 1433 ansehnlichen Hausbesitz in der Altstadt. 9) wie sub. 8 cfr. Br. Mag. 1897 Seite 39. 10) Johann von der Asche (Artze = Adelevsen) war Constabel der Altstadt und besaß das Haus der Eule. 11) Wie sub. 8. 12) Aschen Momerick war 1406 Constabel der Altstadt, Hinrick Membringh besaß 1400 ein Haus auf der breiten Straße. 13) Bertold v. Honrode besaß 1471 ein Haus auf der Reichenstraße, Hans 1497 das Haus zum alten Schranke auf der breiten Straße. 14) Hausbesitzer in der Altstadt. cfr. Br. Mag. 1897 Seite 63. 15) Henricus Eytze war 1414 Prior zu St. Aegidien. Herman Eytzen testierte 1420 im Hagen und ernannte zu Vormündern Bernd v. Adenstede und Gerke Pawels Witwe. Seine Schwester war an einen v. Remling verheiratet. 16) 1427 Besitzer des Hauses zum goldenen Stern. 1445 und 1488 Unruhstifter. 17) Verschwägert mit denen v. Lafferde. 18) Verwandt mit denen v. Vornum und mit Hans Porner 1427. 19) Verwandt mit Kalm und Elers. 20) Arnd Hatensnee testiert 1486 in der Altstadt und setzt Jerden v. Hollege zum Vormunde. 21) Ludolf Reinerdes, der 1529 im Hagen testierte, hatte eine Plaggemeier zur Frau. 22) Henning Watenstede besaß 1420 ein Grundstück auf der Echternstraße. 1455 Provisor zu St. Michaelis. 23) 1418 Provisor St. Petri. Besitzer des Hauses zur Eule. cfr. Br. Mag. 1897 Seite 19.

24) 1415 in der Altenwik, 1439 in der Altstadt. 1444 Provisor der Autors Capelle. Machten 1461 eine Altargründung in der Longinus Capelle. 25) Im Sacke. 1411 Gießer der faulen Mette. 26) Ein Student dieses Namens erscheint 1456 in Leipzig. 27) Vergl. Schröder Rechtsgeschichte S. 176, 178, 194, 558 und 627. 28) Ebenso wie die Mathiae führten die Ludolfi eine Adlerklaue.

Reihe von Wellen und Brand Hone den mit Spitzen längs geteilten Schild, 1377 Brand Elers den Klauenflügel, 1380 Holtnicker den sechsmal geständerten Schild, Herman van Gustede drei Kesselhaken, Velstede eine Bärentatze, Notberg einen Klauenflügel und Wendhusen einen Sparren, begleitet von drei halben Rosen. An der Stiftungsurkunde der Lilienvente haben etwa 70 Siegel gehangen, von denen noch 37 vorhanden sind. Unter diesen befinden sich außer den schon genannten die bei Bothe mitgeteilten Wappen der Gruben, Rutze, Meynardes, Remmelinge, Ingeleve, Schanlege, Repener, Rufcher und Witte. Von zwei Gebrüdern Pawel siegelt hier der ältere Gereke mit 9 Rosen[1]), der jüngere Hans mit Krebsscheren. Aus dem 15. Jahrhundert[2]) führen wir nur noch folgende Siegel an, welche die Richtigkeit der Botheschen Angaben bestätigen: Hollege[3]), Valeberch, Schwalenberg, Vechelde, Lutherdes, Urslеve, Kalm, Horneborg, Velhauer, Krull, Twedorp, Evessen, Scheppenstede, Simmenstede, Salge und Hamelen. Die Siegel würden noch eine viel reichere Ausbeute ergeben, wenn nicht sehr viele von den Pergamentstreifen abgerissen und verloren gegangen, und wenn nicht in fast allen Familien sehr häufig neben den Petschaften mit Wappen solche mit Hausmarken benutzt worden wären.

Wenn wir am Schluße dieser Betrachtung etwas in das Gebiet der Heraldik ausgeschweift sind, so geschah dies, weil wir darauf hinweisen möchten, daß bei einer später zu erhoffenden eingehenden Untersuchung über die Genealogie der alten Geschlechter die Wappengemeinschaft oder die Ähnlichkeit der Wappen manchen Fingerzeig für bestehende Verwandtschaft zu geben vermag, wie z. B. die Identität der Familien Mathiae und Ludolfi dadurch eine neue Bestätigung erhalten hat.

Manche der ältesten Familien sind vielleicht gar nicht früh ausgestorben, sondern lebten unter anderem Namen fort, denn um das Jahr 1300 war die Stabilität der Familiennamen augenscheinlich noch sehr gering. Um solche interessante Untersuchungen zu ermöglichen, wird natürlich ein eingehendes Vertiefen in den Inhalt der Urkunden erforderlich sein. Namentlich von einer genauen Untersuchung der Lehnsverhältnisse sind wichtige Aufschlüsse zu erhoffen.

Wenn die im vorstehenden gebotene kurze und verbesserungsfähige Übersicht zu einem Studium in diesem Sinne anzuregen vermöchte, würde sie ihren Zweck erfüllt haben. H. Meier.

---

[1]) Wie bei Bothe. Rehtmeier hat hier wie in vielen anderen Fällen den Schluß gezogen, es wären mehrere Familien desselben Namens vorhanden gewesen. Nur bei den Elers und Gustede ist dies sicher der Fall gewesen.
[2]) Bis 1412. [3]) Bothe schreibt Holle.

Bücherschau.

P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Wolfenbüttel. Mit Beiträgen von Dr K. Steinacker. Mit 25 Tafeln und 88 Textabbildungen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1904. IV u. 206 S. gr. 8°. 5 M. 20.

Sonderabdruck aus dem dritten Bande der Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig im Auftrage des Herzoglichen Staatsministeriums bearbeitet.

Die erste Abteilung des dritten Bandes des schon öfter besprochenen[1]) monumentalen Werkes, der den Kreis Wolfenbüttel umfassen soll, ist gesondert herausgegeben und umfaßt alles, was sich auf die Stadt Wolfenbüttel bezieht. Es ist gewiß vielen sehr erwünscht, daß sie so auch einen kleineren Teil des umfassenden Werkes allein erwerben können, um so mehr da er ein abgeschlossenes Ganzes bildet und inhaltlich des Wichtigen und Neuen eine reiche Fülle bietet. Alles, was vordem über die Geschichte der Stadt Wolfenbüttel an geschichtlichen Nachrichten von früheren Forschern gebracht ist, wird hier nicht nur zusammengefaßt, sondern in vielen Punkten sehr bedeutsam weiter geführt und lichtvoll erläutert. Für die Entstehung und geschichtliche Entwickelung der Stadt und Festung Wolfenbüttel wird das Buch stets seinen bleibenden Wert behalten. Bekanntlich fällt die Baugeschichte Wolfenbüttels in verhältnismäßig späte Zeit. So ist es möglich gewesen, ihr hier in einer Weise, wie kaum anderwärts, auf Grund gleichzeitiger Geschichtsquellen nachzugehen, die uns z. T. sogar über die Absichten der Städtegründer, die Wege, die sie bei Verfolgung ihrer Pläne einschlugen, u. a. authentischen Aufschluß gewähren. Wir erhalten so ein anschauliches, deutliches Bild einer Stadtentstehung, das auch insofern lehrreich ist, als es Rückschlüsse auf die Bildung und Entwickelung anderer Gemeinwesen gestattet, bei denen die Verhältnisse ähnlich liegen, die geschichtliche Überlieferung uns aber nicht in gleicher Weise begünstigt.

Die Endung —büttel, die mit Wolfenbüttel im Sachsenlande am meisten nach Süden vorgeschoben erscheint, weist auf eine friedliche Niederlassung spätestens des 6. Jahrhunderts, die wohl in einer Wassermühle bestanden haben wird. Später wurde hier auch eine Burg angelegt, die bei dem sumpfigen Boden natürlich eine Wasserburg war. Sie begegnet zuerst als Lehen der Brunonen, später der Welfen. Der Umstand, daß welfische Fürsten auf dieser Burg häufig, seit 1432 stetig, ihre Hofstatt aufschlugen, sowie die Bedeutung, die der Ort als Straßenübergang besaß, und die hier eingehend und klar dargelegt wird, waren im wesentlichen die Veranlassung, daß neben der Burg allmählich eine

---

[1]) Vgl. Br. Mag. 1897 S. 95 f; 1901 S. 14 f.

städtische Ansiedelung entstand. Herzog Heinrich d. J. war der erste, der die Burg und den vorliegenden Damm zusammen in eine Festung verwandelte, die allerdings dem Angriffe der Schmalkalder 1542 nur geringen Widerstand entgegen zu setzen vermochte. Aus dieser Zeit stammt der interessante Holzschnitt, der Wolfenbüttel nach einem Gemälde Lukas Cranachs d. Ä. darstellt und dem vorliegenden Buche in einer Wiedergabe beigefügt ist. Herzog Julius war dann der eigentliche Begründer der Stadt, wie sie heute noch besteht. Er entwickelte eine sehr eifrige und ausgedehnte Bautätigkeit, die hier im Einzelnen verfolgt wird. Scharf wird auch der niederländische Charakter der Heinrichstadt hervorgehoben, der durch die vielen zur Trockenlegung des sumpfigen Geländes angelegten Okerarme veranlaßt ist und großenteils auf die Wirksamkeit des Antwerpener Bauingenieurs Wilhelm de Raedt zurückgehen wird. Richtig gewürdigt werden dann auch die überschwänglichen Pläne, die der sonst so nüchterne Herzog Julius bei Anlage der offenen Handelsstadt „zum Gotteslager" verfolgt hat. Sie mußten scheitern, und es war natürlich, daß sein Sohn Heinrich Julius sie sogleich als undurchführbar aufgab. Sonst hat dieser aber die Pläne des Vaters nach Kräften gefördert und mit Hülfe seines tüchtigen Baumeisters Paul Francke eine Reihe der schönsten Bauwerke der Stadt, namentlich die herrliche Marienkirche, ins Leben gerufen. Schwer lastete dann der 30jährige Krieg auf der Stadt, und es bedurfte der sorgsamen Landesverwaltung eines Herzogs August, um auch hier Ordnung und Wohlstand neu zu begründen. Auf ihn, seinen Sohn Anton Ulrich und Enkel August Wilhelm sind in der Hauptsache die späteren Bauwerke der Stadt zurück zu führen, die unter den beiden letzten Fürsten namentlich von dem Landbaumeister Herm. Korb hergestellt wurden. Ausführlich werden auch die wiederholt umgebauten Festungswerke der Stadt behandelt, die auf die Straßenzüge und die Architektur der Stadt mitunter von direkter Einwirkung waren.

Im einzelnen zeigt der Band in seiner reichen Quellenbenutzung, seiner sorgsamen Kritik und gewandten Darstellung alle die Vorzüge, die wir schon früher bei dem Werke hervorgehoben haben. Das gilt auch von dem Teile, dessen Bearbeitung dem Dr Karl Steinacker zugefallen ist. Es sind außer dem Schlosse, der Bibliothek u. a., die wenigstens z. T. von ihm herrühren, vorzüglich die Privatbauten der Stadt, die er im Rahmen der Baugeschichte von Zeit und Gegend geschickt charakterisiert und dargestellt hat. Diese Proben lassen von ihm als Fortsetzer des Unternehmens demnächst nur Günstiges erwarten. Auch über die Ausstattung, den reichen Bilderschmuck u. a. kann das günstige Urteil nur wiederholt werden, das schon früher darüber abgegeben wurde. Wir können nur wünschen, daß das schöne Buch namentlich unter den Bewohnern Wolfenbüttels recht viele Freunde, Leser und Käufer finden möge.

Ein paar kleine Bemerkungen zu dem Buche, die allerdings mehr Nebensächliches betreffen, mögen hier noch eine Stelle finden. Die Zweifel über die Bedeutung des Straßennamens Lauenkuhle S. 36 werden sich lösen lassen. Er bedeutet offenbar die Löwengrube und erinnert an die früher viel geübte Sitte der Fürstengeschlechter, sich auf ihren Burgen ihr Wappentier zu halten. So sind offenbar auch in Wolfenbüttel Löwen gehegt worden. Daß dies wohl noch im 16. Jahrhundert geschah, scheint mir aus dem Angebote von jungen Löwen hervorzugehen, das der Landgraf Philipp von Hessen, dessen Geschlecht ebenfalls den Löwen als Wappentier führte, an Herzog Heinrich den Jüngern nach Wolfenbüttel richtete. Die Sitte ist noch nicht erstorben. Auf dem Schlosse zu Bernburg läßt der Herzog von Anhalt noch heutigen Tages in einem Bärenzwinger das Wappentier seiner Familie, den Bären, in mehreren Exemplaren unterhalten. Auf dem Schlosse zu Merseburg soll nach einem Vermächtnisse des Bischofs Thilo von Trotha (1466—1514) noch heute ein Rabe, das Wappentier der v. Trotha, gehalten werden. So steckt in dem alten Namen Lauenkuhle ein bemerkenswertes Stück Kulturgeschichte, und es ist zu bedauern, daß er einer leidigen Unsitte unserer Zeit zufolge 1896 in Lauenstraße verwandelt worden ist. — Zum Aufbau der Johanniskirche ist außer dem S. 90 erwähnten Baumateriale der Gotteslagerschen Kirche auch das der abgerissenen Kirche zu Nienstedt im Amte Lichtenberg verwandt worden, wie Schulrat H. Dürre in einem, ich glaube, nicht gedruckten Vortrage einmal ausführlich erörtert hat. — In betreff der inneren Ausstattung der Schloßkapelle S. 133 ist hinzuzufügen, daß bei ihrem Abbruche die Orgel von der Gemeinde Clauen im Hildesheimschen für 800 Taler gekauft worden ist; sie soll sehr schönes Schnitzwerk besitzen, das nach dem Monogramm AW aus der Zeit Herzog August Wilhelms stammen wird. — S. 123 ist statt Rosenberg zu lesen v. Rodenberg; es ist derselbe Joh. Georg Konr. Räber v. R., der S. 103 genannt wird und im Br. Magazin 1897 S. 1 ff ausführlicher behandelt wurde.

A. Wollemann, Bedeutung und Aussprache der wichtigsten schulgeographischen Namen. Braunschweig, Scholz [1905]. 68 S. 8°. 1,— M.

Das Buch ist zunächst für Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten bestimmt. Da diesen die französische und englische Sprache bekannt ist, so ist die Aussprache französischer und englischer Namen nicht angegeben, aber bei Ouse z. B. (S. 32) entspricht sie der grammatischen Regel nicht. Auch hätten noch manche andere bekannte Namen, selbst

wenn eine Deutung derselben nicht vorliegen sollte, wegen ihrer Aussprache aufgenommen werden sollen. So vermissen wir z. B. das holl. Seebad Scheveningen, dessen Name nach Kirchhoffs Erdkunde für Schulen S-chêfeningen zu sprechen ist. Die gebildeten Holländer sprechen jedoch Scrêweningen, ebenso wird s'Gravenhaag (S. 25) nicht sz chrafenhaach, sondern Scrâwenhaach ausgesprochen, wenigstens von den Bewohnern dieser Stadt. S. 60 wird die Aussprache Haïti angegeben. Die Bewohner dieser Insel selbst sprechen aber Haiti, wie Ref. von einem Deutschen, der zwölf Jahre dort war, weiß und 1892 auf der Wanderversammlung des Vereins für Erdkunde zu Halle mitteilte. Seitdem schreibt Kirchhoff nicht mehr Haïti, sondern Haiti. Jordan (S. 47) heißt hebräisch Jardên, d. i. der Herabstürzende (Mitt. des Ver. f. Erdk. zu Halle 1897, S. 137,18). Von den verschiedenen Deutungen des Namens Germanen hätte die aus dem Deutschen abgeleitete „Speermänner" als sprachlich unmöglich unerwähnt bleiben sollen. Zeuß' Deutung „Nachbarn" verdient vor allen den Vorzug. Was die deutschen Namen betrifft, so ist mehrfach die neuere Literatur nicht benutzt. Bode bedeutet wahrscheinlich Wasser, nicht Fluß. Ihre Nebenflüsse Rapp- und Lupbode konnten wohl erwähnt werden, sie sind im Korrespondenzblatt d. V. f. nd. Sprachforschung, Heft 9 (1884), S. 41 und Heft 11, S. 78 erklärt. Brocken-Brockenberg, d. i. Berg, der mit Krüppelwald bewachsen ist, ist wenig wahrscheinlich. Goslar bedeutet wahrscheinlich Gosenfeld (Lohmeyer in Herrig's Archiv 70, 436 und Jellinghaus, Westf. Ortsnamen S. 90). Zu Hannover (S. 12) muß es heißen „im 11. Jahrh. Honover", hoch heißt hôch, nicht hâch; das heutige kurze a ist aus langem o entstanden. Die Deutung von Oker (S. 16) = Hochbergfluß ist lautlich unmöglich; im Br. Magazin 1896, S. 143 ist der Name als „schneller Bergfluß" gedeutet. Preußen (S. 16) leitet Kluge, Ztsch. f. dtsch. Wortforschung I, 350 ab von Prûz, „der Preuße, abermals ein Völkername, der als Bezeichnung eines Rassetieres verwendet wird." Salzwedel (S. 17) heißt nicht Salzsumpf oder Salzquelle, sondern Salzfurt; wedel (von waden) = Furt (Jahrbuch d. V. f. nd. Spr. 16,150). Wolfenbüttel, älter Wulferesbuttel, kann nicht von Wolfo oder Wolf abgeleitet werden. — Da Namen wie Blankenburg aufgenommen sind, so hätten auch wohl andere, z. B. Regenstein und Rübeland, die gewiß nicht unbekannt sind, Aufnahme verdient. Bei vielen Namen hätte es sich empfohlen, die Ableitung kurz anzugeben. Auch für Schüler ist es verständlich, wenn gesagt wird, daß z. B. „deutsch" (S. 11) aus dem got. Worte thiuda-Volk und der Endung-isk-heutigem-isch entstanden ist.

Damköhler.

Erich Salomon. Die Formerfordernisse des eigenhändigen Testamentes. Inaugural-Dissertation der Universität Leipzig. Borsdorf-Leipzig, 1904. 86 S. 8°.

Das vom Testamentserrichter selbstgeschriebene Privattestament des heutigen Rechtes ist eine ganz neue Rechtseinrichtung, nicht nur für die Kreise des Publikums, dem diese zu eigener selbständiger Handhabung überantwortet ist, sondern auch für die Juristen, da sie einen ganz gleichartigen Vorgänger auch in auswärtigen Rechtsgebieten nicht hat. Es kommt hinzu, daß das eigenhändige Testament in den dem Reichstage vorgelegten Entwürfen des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht enthalten war, und erst durch die Reichstagskommission dem Gesetzbuche eingefügt ist, es fehlen daher hier die den übrigen Teilen des Gesetzbuches beigegebenen, das Verständnis erleichternden Motive.

Es kann von der vorliegenden Arbeit deshalb gesagt werden, daß sie in Wirklichkeit einem Bedürfnisse entgegenkommt, einem Bedürfnisse sowohl des Publikums, das dieser Testamentsform sich bedienen will, als auch des Juristen, der mit den entstehenden Rechtsfragen sich zu befassen hat.

Diesem zu genügen, ist die Schrift durchaus geeignet, indem sie den Rechtsstoff vom juristischen Standpunkte aus eingehend und klar erörtert unter Anführung der bisherigen auf den Gegenstand bezüglichen Literatur, zugleich in einer auch dem Laien leicht verständlichen Art und Form.

Der Vorzug der Einfachheit und Billigkeit wird das eigenhändige Testament voraussichtlich bald im praktischen Gebrauche einbürgern, wichtig ist es daher für die weiteren Kreise, die Klippen zu kennen und zu vermeiden, an denen die Gültigkeit doch auch dieses einfachen Testamentes scheitern kann. Es kann gerade auch für diesen Zweck die vorliegende Schrift nur empfohlen werden.

Braunschw. Landwirtschaftl. Zeitung 1904. Nr. 4. Versammlung d. Zentral-Ausschusses des landwirtschaftl. Zentral-Vereins d. Herzogt. Br. am 26. Jan. 1904. — 8 u. 9. Gemeinschaftl. Sitzung des Vorstandes, d. Deputierten u. Beamten d. landwirtschaftl. Zentral-Vereins zu Br. am 26. Jan. 1904. — 10. Nachweisung d. Besetzung d. Beschälstation im Hzgt. Br. im J. 1904 mit Landbeschälern. — 13.—14. General-Versammlung d. landwirtschaftl. Zentral-Vereins am 1. März 1904. — 17. Tätigkeit der landwirtschaftl. Versuchsstation im J. 1903. — 50. Uebersicht der durchschnittlichen Ernteerträge d. hauptsächl. Fruchtarten in d. Amtsgerichtsbezirken des Hzgt. Br. im J. 1904; Uebersicht des Ernte-Ertrages der hauptsächl. Fruchtarten im Hzgt. Br. für 1904. — 51 u. 52. Protokoll d. Herbst-Versammlung des Zentral-Ausschusses d. landwirtschaft. Zentral-Vereins zu Br. am 22. Nov. 1904.

1905. Nr. 7. Gemeinschaftl. Sitzung d. Vorstandes, der Deputierten u. Beamten des landwirtschaftl. Zentralvereins für Br. am 24. Jan. 1905. — 8. Landes-Pferdezucht-Verein d. Herzogt. Br. — 9. Besetzung der Beschälstationen im Herzogt. Br. 1905.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig
herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Mai.



Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1905.



# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1905. Mai. Nr. 5.

Die Riddagshäuser Bibliothek.

Von Paul Lehmann.

Wenn unser kleines Braunschweig mitzählt in der Reihe jener Länder, die wegen ihrer alten Büchersammlungen das Ziel und die Freude der Gelehrten bilden, so hat es das fast ausschließlich jenen hochsinnigen Fürsten zu danken, die die reichen Schätze der Wolfenbütteler Landesbibliothek zusammengetragen haben. Dies ist ihnen um so höher anzurechnen, als sie nur den kleinsten und nicht den wertvollsten Teil aus dem eigenen Lande holen konnten, da hier die Bibliotheken, d. h. für jene Zeit hauptsächlich die der Klöster und Stifter, ganz armselig waren.

Worin hat diese Tatsache ihren Grund? Hat bei uns der Klerus so viel weniger als anderswo Interesse und Mittel gehabt, Handschriften und späterhin Drucke zu sammeln? Gewiß nicht!

Der Hauptgrund ist meines Erachtens in den großen Veränderungen und Verlusten zu suchen, die das klösterliche Leben Niedersachsens durch die Reformation erfahren hat: Vernichtung, Verschleppung und im günstigsten Falle — Verwahrlosung ward damals das Los der meisten Büchersammlungen in den welfischen Landen. Wo ist die ehrwürdige Bücherei von Amelungsborn, von deren Reichtum uns noch ein alter Katalog erzählt[1])? Wo die von Korvey, Walkenried und anderen Stätten? Wir fragen und forschen vergebens.

Auch Riddagshausens Bibliothek könnte man in jene Reihe stellen; ihr hat das unruhvolle 16. Jahrhundert nicht minder schwere Wunden als jenen geschlagen, so daß es ein wenig erfreuliches Geschäft wäre, ihren Schicksalen nachzugehen.

Aber dennoch war sie glücklicher, da es ihr vergönnt ward, um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert eine schöne Nachblüte zu erleben, von der noch heutigen Tags etwa dreitausend Bände im Herzoglichen Predigerseminar zu Wolfenbüttel ein beredtes Zeugnis ablegen, das bisher aber nur wenige vernommen haben.

I.

Im Jahre 1145 gründeten Ludolf und Riddag von Wenden etwa eine halbe Stunde vor den Toren der Stadt Braunschweig ein Zisterzienserkloster, das nach dem einen der Stifter den Namen: Riddagshausen erhielt.

Obwohl die Mönche in der ersten Zeit ihr Hauptaugenmerk auf die Urbarmachung des umliegenden sehr sumpfigen und waldigen Gebietes richten mußten, ist es doch über allem Zweifel erhaben, daß ihre geistigen Interessen und Bedürfnisse schon frühzeitig stark genug waren, um die Begründung einer Bibliothek hervorzurufen. Leider können wir über diese erste Periode nur mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen aussprechen, da nicht nur keine Handschriften aus der Frühzeit Riddagshausens erhalten sind, sondern auch jegliche sonstigen Nachrichten über das dortige Buchwesen fehlen. Die erste Notiz, die ich habe finden können, führt uns in das Ende des 14. Jahrhunderts. Der Chronist des Klosters Marienrode (bei Hildesheim) charakterisiert nämlich einen Riddagshäuser Mönch, namens Johannes Oldendorp, der mit anderen im Jahre 1372 nach Marienrode übersiedelte, als einen „in der Literatur wohl bewanderten Mann, der in Riddagshausen vielerlei Schriften diktiert oder mit eigener Hand aufs beste abgeschrieben habe[2])." Da H. Meibom, der Chronist Riddagshausens im 17. Jahrhundert, dasselbe berichtet und noch hinzusetzt, daß Oldendorp Bibliothekar in Riddagshausen gewesen sei und sich schwer

[1]) Das aus dem Jahre 1412 stammende Verzeichnis ist von H. Dürre herausgegeben im Programm des Herzogl. Gymnasiums zu Holzminden, Ostern 1876.

[2]) Leibniz, Scriptores rerum Brunsvicensium II 442: „vir aeque litteratus, dictator optimusque scriptor, qui multa et varia in Riddageshausen opuscula scripserat manibus suis."

von seinen Büchern habe losreißen können[1]), so können wir, trotzdem keine Oldendorpschen Manuskripte erhalten zu sein scheinen, getrost behaupten, daß die Riddagshäuser Brüder damals bereits eine ansehnliche Bibliothek besaßen, die sie durch fleißiges Kopieren zu vergrößern bestrebt waren. Diese ihre Abschreibetätigkeit vermag z. B. jene jetzt in der Landesbibliothek aufbewahrte Handschrift zu illustrieren, die auf Anordnung des Abtes und Konventes von Riddagshausen ungefähr in derselben Zeit angefertigt und den Mönchen von Brunshausen (bei Gandersheim) geschenkt wurde[2]).

Wenige Jahrzehnte später entstand dann in unserem Kloster das bekannte von Leibniz herausgegebene[3]) Chronicon Riddagshusanum, das in annalistischer Form nicht wertlose welt- und ortsgeschichtliche Nachrichten bringt. Daß das in Wolfenbüttel[4]) vorhandene Exemplar aus der Riddagshäuser Bibliothek stammt, ist nicht wahrscheinlich, wenn es auch selbstverständlich ist, daß dort einmal die Chronik, wohl in der Urhandschrift, gelegen hat.

Aus dem 14. und 15. Jahrhundert haben wir fernerhin 10 Handschriften, die gewißlich Riddagshausen gehört haben. Davon sind sechs auf später zu kennzeichnendem Wege nach Göttingen in die Universitätsbibliothek gekommen, zwei liegen in unserer Bibliotheca Augusta[5]) und zwei im Predigerseminare zu Wolfenbüttel (s. u. 55). Umfangreicher wurde die Sammlung, als die Erfindung der Buchdruckerkunst die Vervielfältigung und Verbreitung der Bücher erleichterte, und zwar war der Zuwachs so bedeutend, daß sich 1488 der Abt Ebert zur Errichtung eines besonderen Bibliotheksgebäudes veranlaßt sah. Bis in die Mitte des letztverflossenen Jahrhunderts hat dieser Bau gestanden und mit seiner Inschrift: „anno domini MCCCCLXXXIIX tempore Eberti abbatis“ an seinen Erbauer erinnert[6]).

[1]) Meibom, Scriptores rerum Germanicarum III 373 „Invitissimi hi exibant Riddagshusio, praeque caeteris Oldendorpius, qui aegre a bibliotheca, cui praefectus erat, quamque libris manu exaratis egregie locupletarat, avelli poterat.“

[2]) Wolfenbüttel, Helmstedt 256: Sermones et exhortationes.

[3]) Scriptores rerum Brunsvicensium II 68 sqq. Vgl. O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrhunderts II. B. (Berlin 1887) 143.

[4]) Wolfenbüttel, 33. 1. Aug. fol.

[5]) a. Wolfenbüttel, 35. 1. Aug. fol. Nach einem Vermerke auf Bl. 2 kam die Hs. — wie? — am 17. Januar 1637 in die Sammlung des Herzogs August.
— b. Wolfenbüttel, 1136. 1. Nov. 8°. Auf Antrag des Oberbibliothekars O. von Heinemann 1891 vom Herzoglichen Konsistorium überwiesen.

[6]) Meibom III 377: „Reliquit industriae piae monumentum pulcerrimum, nempe aedificium lapideum, in usum bibliothecae extructum, cui absoluto, ne memoria rei intercideret, nomen suum incidi iussit his verbis:...... Sequentibus annis destinatum fuit scholae et minori, ut vocant, dormitorio.

Kaum ein halbes Säkulum war seit dieser glückverheißenden Tat verstrichen, als bittere Not über unser Kloster hereinbrach: durch die Nähe Braunschweigs wurde es tief in die blutigen Kämpfe verwickelt, welche die trutzigen Bürger um den Besitz ihrer religiösen und politischen Freiheit ausfechten mußten. Die Stadt Braunschweig trat bekanntlich schon früh auf die Seite des Luthertumes, Herzog Heinrich der Jüngere dagegen hielt zäh am Katholizismus fest, ja, er wurde sogar einer seiner leidenschaftlichsten Verteidiger. Da sich die Mönche von Riddagshausen ihm anschlossen und ihn namentlich gegen die Städter mannigfach unterstützten, ist es verständlich, daß diese ihnen auf alle Weise zu schaden suchten: sobald sich eine günstige Gelegenheit bot, fielen sie über das wehrlose Kloster her und verwüsteten es aufs grausamste; so 1542, 1545 und 1550. Neues Ungemach brachten dann 1552 die rohen Kriegsknechte des Grafen Volrad von Mansfeld[7]). Fast nur Trümmerhaufen blieben von dem einst so stattlichen Kloster übrig, und immer kleiner ward die Zahl der Mönche, die, sobald die Gefahr vorüber schien, die entweihten Zellen wieder aufzusuchen wagten.

Wer die anschaulichen Schilderungen dieser Kriegsgreuel in Rehtmeyers Kirchenhistorie der Stadt Braunschweig[8]) liest, wird sich schwerlich wundern, daß die Bibliothek dabei fast gänzlich vernichtet wurde. Die meisten Bücher gingen wohl zu Grunde oder wurden von den Soldaten wie von den flüchtenden Mönchen an andere Orte verschleppt. Ob und wie viele kostbare Handschriften, wie viele heute seltene Drucke uns damals entrissen sind, muß dahingestellt bleiben.

Fürs erste kam nun aber Friede ins Land, Friede auch für das schwergeprüfte Kloster, um so eher, als 1553 der in Wort und Tat kampfeslustige Abt Lambert von Balven starb. Sein Nachfolger Johannes Lorbeer, ein milder, friedlich gesinnter Mann, bemühte sich eifrig, die schweren Wunden zu heilen, die die langen Kriegsjahre geschlagen hatten. Aber vergeblich. Nur kümmerlich fristete Riddagshausen sein Leben weiter, bis das Jahr 1568 eine bedeutsame Wendung brachte: das Kloster wurde, als Herzog Julius damals die Reformation in seinem ganzen Lande durchführte, aufgehoben und in eine Schule umgewandelt, an deren Spitze Lorbeer gestellt wurde, da er einsichtig als erster dem Katholizismus entsagt hatte. Wie wird sich da jener Marienthaler Mönch gewundert haben, der ein Jahr zuvor dem Abte eine jetzt im Predigerseminar stehende Abschrift des Zisterzienserusuals[9]) verehrt und ihn bei dieser Ge-

[7]) O. v. Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover II 380.

[8]) 3. Teil, S. 153, 191 ff. Vgl. auch Braunschw. hist. Händel I (Helmstedt 1607) 460.

[9]) Es ist dies no 3. der Hss. des P. S. Die Dedikation

legenheit als treuen Anhänger und mutigen Verteidiger des alten Glaubens hochgepriesen hatte?

Was uns jedoch hier am meisten von Lorbeers Tätigkeit anzieht und was ihm einen besonderen Platz in unserer Darstellung sichert, ist dies, daß er, die Notwendigkeit einer Bibliothek für den Unterricht einsehend, die noch vorhandenen Bücher sorgsam aufbewahren ließ und viele neu anschaffte, von denen das Predigerseminar noch manche, mit seinem Namen, eigenhändigen Notizen usw. versehen, besitzt.

Auf ihn folgte Peter Windruve: Lorbeers Nachfolger auch in der liebevollen Sorge für die Bibliothek. Auch von ihm finden sich allerlei Vermerke in mehreren vorhandenen Büchern [1]).

Von dauerndem Erfolge waren die Bemühungen, Riddagshausens geistigen (und wirtschaftlichen) Wohlstand zu heben, jedoch leider nicht, da es 1606, 1616 und im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges schon wieder verheert und ausgeplündert wurde. Wie es dabei den Büchern erging, können wir z. B. aus den naiven Versen ersehen, die 1632 der Besitzer eines jetzt in der Sammlung des Predigerseminars befindlichen Werkes auf die Innenseite des Deckels schrieb [2]):

„Hinrich Wiehen hadt mich gekauft,
„sonst wehren aus mich die bleder gerauft,
„dan ich wahr geraten ihn der soldaten handt,
„sie wahren aus Weidt in beyerlandt.
„die nahmen mich darumb nich gudt,
„daß ich goddes wordt recht lehren dohe [3]).
„Darumb, lieber bester [4]), nim mich recht in acht,
„so hastu ihn disser weldt woll gemacht
usw.

———

beginnt: „Reverendo in Christo patri et sanctimonia sacrarumque literarum cognitione praestanti viro Domino Joanni Laurpiern, Abbati in Rittageshausen, domino suo semper colendo . . .“ Am Schlusse hiervon nennt sich der Schreiber: „Marienthal Anno a restituta salute millesimo quingentesimo sexagesimo septimo. Anthonius Georgii Speculaemontanus.“

[1]) So in Op. Martini Lutheri III (Jenae 1582): Anno post natum Christum millesimo quingentesimo nonagesimo secundo in Vigiliis Natalitiis Venerandus in Christo pater ac dominus, Dn. Petrus Windruvius inclyti monasterii Riddageshusani Abbas fidelissimus ex pia, qua sacrosanctum ministerium fovet, liberalitate hos duodecim tomos, quatuor quidem Latinos, octo vero Germanicos D. Martini Lutheri viri, dei et Germanorum Eliae ultimi, piae memoriae suggesto et Ecclesiae coenobiali ibidem offert et donat, atque ad ea tanquam inviolandum depositum consecrat: addita hac seria obtestatione, ut dictae Ecclesiae et suggesti minister modernus et successores eius praefatos libros preciosi instar thesauri semper habeant et conservent . . . . In huius rei testimonium Venerandus Dominus Abbas antea nominatus manu propria subscripsit. Petrus Windruuius, monasterii Riddageshusani Abbas.

[2]) In dem „Buch der Apostelgeschichte . . . . . .“ ausgelegt durch Joh. Brentium. Nürnberg 1554.

[3]) sic!

[4]) Nicht mehr recht lesbar.

Wozu soll ich auf die unerquicklichen Ereignisse, die bestimmend in die Entwickelung der Bücherei eingriffen, noch näher eingehen? Deutlicher als alle Schilderungen spricht die eine Tatsache, daß 1690 nicht mehr als 384 Bücher vorhanden waren [5]).

Mit diesem Jahre sind wir an einem wichtigen Wendepunkte in der Geschichte Riddagshausens und seiner Bibliothek angekommen: angeregt von Spener erwirkte nämlich der Abt Johann Lukas Pestorf, daß die verkümmernde Schule in eine Anstalt umgewandelt wurde, in der die künftigen Geistlichen für ihr Seelsorgeamt theoretisch und praktisch vorgebildet werden solten: das collegium candidatorum ministerii, aus dem unser heutiges Predigerseminar hervorgewachsen ist.

Am 27. September 1690 weihte Pestorf die Stiftung in Gegenwart der Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich feierlichst ein [6]). Da eine Bibliothek für die Anstalt unbedingt notwendig, die Zahl der in Riddagshausen vorhandenen Bücher aber sehr gering war, ließen die Fürsten 236 Stück aus der ehemaligen Walkenrieder Klosterbibliothek überweisen; dazu kam, „was sonst von fürstlichen, gräflichen, adligen und anderen vornehmen Personen und Gelehrten an Büchern bei der Einweihung [7]) des collegium verehrt wurde.“

Über die Benutzung der Sammlung handelt der elfte Paragraph der in demselben Jahre festgesetzten Statuta Collegii Candidatorum Theologiae in monasterio Riddagshusano, von denen ich ein geschriebenes Exemplar im Herzoglichen Landes-Hauptarchive einsehen konnte:

„Die Observierung der Bibliothek soll jedesmahl einem aus dem Mittel der Collegiaten aufgetragen werden und stehet denselben frey, jedesmahl nach eingenommenem Mittagsessen eine Stunde, als in welcher die Bibliothek eröffnet seyn soll, in praesentz des Bibliothecarii darin zugehen, auch ein und anderes Buch in dem angeordneten Gemache nachzuschlagen, durchaus aber keines vor sich und ohnangemeldet mit hinwegzunehmen, sondern es soll ein jeder, wann er ein Buch daraus nach seiner Stube verlanget, dem Bibliothecario einen unterschriebenen und datierten Zettul zur recognition so lange, bis er das geliehene Buch wieder an gehörigen Orth geliefert, auszustellen schuldig seyn.“

Diese Bestimmungen sind im wesentlichen noch heute in Geltung.

———

[5]) Verzeichnisse dieser Bücher, wie der aus Walkenried (s. u.) überwiesenen, sollen im ersten Album Collegii gestanden haben. Leider scheint dies nicht mehr vorhanden zu sein.

[6]) Rehtmeyer, Braunschweig.-Lüneburg Chronik III 1528. Braunschweig. Anz. 1758 834 f. Braunschweig. Magazin 1793 1 ff. Beste, Geschichte der Braunschw. Landeskirche (Wolfenbüttel 1889) 284. Beste, das Kloster Riddagshausen (Wolfenbüttel 1898) 41 ff.

[7]) Ballenstedt, Geschichte des Klosters Riddagshausen (1809) 130.

Neuen Zuwachs erhielt die Bibliothek, als Abt Pestorf bei seinem Tode im Jahre 1695 seine Bücher dem Collegium vermachte. Sehr viel umfangreicher waren jedoch die Schenkungen, die von den erlauchten Begründern der Anstalt im ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts gemacht wurden: Rudolf August überwies 1702 einen beträchtlichen Teil seiner Handbibliothek nach Riddagshausen, während andere ins Helmstedter Juleum und in die geistliche Ministerialbibliothek zu Braunschweig kamen. Den Rest der privaten Bücherei seines Bruders und Mitregenten schenkte dann 1706 Anton Ulrich nach dessen Tode zur Hälfte — es waren ungefähr noch 3000 Bände — ebenfalls der Bibliothek von Riddagshausen. Zwei Jahre darauf stiftete er ihr dann noch die kostbare Evangelienhandschrift, die einst dem St. Ägidienkloster in Braunschweig gehört hatte (s. u. S. 53 f.).

Die natürliche Folge dieses plötzlichen Zuwachses war, daß das alte Bibliotheksgebäude nicht mehr ausreichte und sich schon Abt Specht († 1706) genötigt sah, einen neuen größeren Saal bauen zu lassen[1]), in dem die Bücherschätze nun bis zur Napoleonischen Zeit ihre Heimstätte hatten. Über die Einordnung der neu erworbenen Bücher schreibt Kühne[2]) in seiner Geschichte der Riddagshäuser Bibliothek: „Die Aufstellung der aus dem alten Gebäude transportierten Bibliothek nebst ihrem Zuwachse in dem neuen Saale und die Verfertigung des Ordnungskataloges derselben übernahm Dreißigmark als damaliger Bibliothecarius (und zugleich Senior) des collegii, weil er aber als Hofprediger davon gerufen wurde[3]), so brachte der auf ihn folgende Bibliothekar G. H. Fröling beydes vollends zu stande[4]). Den catalogum alphabeticum (s. u. 55) machte nachmals der Bibliothecarius J. H. Remer" († 1750).

Außerdem berichtet unser Gewährsmann noch von einigen anderen Katalogisierungsarbeiten in Riddagshausen, die wir jedoch übergehen können, da die betreffenden Verzeichnisse nicht mehr erhalten zu sein scheinen. Man sieht ja auch so schon, wie eifrig sich die Bibliothekare um die ihnen anvertrauten Bücherschätze bekümmerten. Allzu praktisch sind sie dabei scheinbar nicht vorgegangen, sofern wir Kühnes Worten Glauben schenken können: „Bis vor weniger Zeit hat diese ganze Menge von Büchern noch einer Art von Chao ähnlich gesehen, indem sie größtenteils ohne erforderliche Ordnung durcheinander stunden. Man mußte allemal erst die catalogos oder auch die ganze bibliothec aufs mühsamste durchsuchen, wenn man die Schriften die einerley materiam abhandeln, conferieren wolte." Auf den Befehl des Abtes Jerusalem (seit 1752) hin habe dann er endlich die Bibliothek „rangiert".

Die Neuerwerbungen der Riddagshäuser Sammlung im weiteren Verlaufe des 18. Jahrhunderts waren recht geringfügig. Denn bis etwa 1750 bestand der einzige sichere Fonds, den die Bibliothekskasse hatte, aus fünf Reichstalern, die 1703 der Oberverwalter Voigts jedes Jahr zu zahlen gelobt hatte. Von der Entstehung dieser Stiftung wird uns folgende, noch etwas katholisch anmutende Geschichte erzählt[5]):

„Voigts ließ einen Teich (andere sagen einen Brunnen) ausgraben, zweifelte aber verschiedener Umstände halber sehr, daß er seine Absicht glücklich erreichen würde. Der damalige Bibliothecarius und nachmaliger Abt dieses Klosters Dreißigmark, der diese Zweifel aus seinem Munde hörte, erinnerte ihn an die Wege, die das fromme Alterthum unter diesen Umständen ging; er riet ihm eine Stiftung an, und als ein ächter Bibliothecarius that er ihm den Vorschlag, daß er zum besten der Bibliothek etwas geloben mögte; so würde er in seinem Vorhaben glücklich seyn. Dem Oberverwalter gefiel dieser Antrag, sie wurden einig, daß er der Bibliothek jährlich fünf Reichsthaler schenken wollte. Bald darauf gelang ihm sein Vorhaben glücklich, und er hielt auch treulich sein Gelübde." Auch Voigts Nachfolger zahlten die Summe.

Seit der Mitte des Jahrhunderts zahlte dann die Klosterratsstube, damals eine besondere Verwaltungsbehörde des Landes, jährlich fünfundzwanzig Thaler für die Instandhaltung und Erweiterung der Bibliothek, und ferner mußte jeder Kollegiat beim Eintritte ins Seminar, wie bei seinem Abgange eine Gebühr von drei Thalern an die Bibliothekskasse entrichten; nur der Bibliothekar war davon befreit.

Wie spärlich die mit diesen Geldern gemachten Anschaffungen waren, zeigen die Nachträge in den großen Katalogen (s. u. 55). Hieraus sehen wir auch, daß die letzte Erwerbung aus dem schicksalsreichen Jahre 1809 stammte. Nur noch ganz kurze Zeit konnten die Kollegiaten sie ihr eigen nennen, da 1810 das Predigerseminar in Riddagshausen aufgehoben wurde: ein Glied aus der Kette von Veränderungen, die die inzwischen eingetretene französische Fremdherrschaft Braunschweig brachte.

Mit der Auflösung des Kollegiums schien nun auch das Schicksal der Bibliothek besiegelt zu sein. Jeder Gebildete weiß ja, was die Tyrannei Napoleons I. und seiner Trabanten für die Kunst- und Büchersammlungen der eroberten Länder zu bedeuten hatte.

---

[1]) Braunschw. Mag. 1793 9 f.

[2]) K. war Bibliothekar in Riddagshausen und verfaßte 1754 eine kleine Arbeit über die ihm unterstellte Bibliothek. Der Aufsatz ist ungedruckt geblieben und liegt in der Landesbibliothek zu Wolfenbüttel.

[3]) 1717.

[4]) Der Katalog ist noch vorhanden und wird unten als catalogus repositorialis besprochen werden.

[5]) Von Kühne a. a. O.



Von den Schätzen unseres engeren Vaterlandes war es namentlich die herrliche Bibliotheca Augusta, die den Appetit der Pariser Kommissäre erregte. Für diese verwöhnten Herren, für einen Martial Daru, Denon usw. war die Riddagshäuser Bibliothek allerdings nicht glänzend genug, aber ungeschädigt sollte auch sie nicht davonkommen [1]). „Um zu sehen, welche Werke etwa für die Königliche Bibliothek zu Göttingen brauchbar sein könnten", ließ Staatsrat von Leist, Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtes im Königreiche Westfalen, ein Verzeichnis [2]) der Riddagshäuser Bücher anfertigen und nach Göttingen an den Oberbibliothekar Heyne schicken (2. Mai 1812). Die von diesem ausgewählten 149 Werke, „größtenteils ältere Bücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert, doch auch einige Handschriften" mußte dann im Juli desselben Jahres der Pastor Willigerod aus Riddagshausen nach Göttingen schicken.

Nach der baldigen Auflösung der westfälischen Herrlichkeit wurde die Bestimmung getroffen, daß die nach Göttingen gesandten Bücher aus dem Lande Braunschweig an die Landesbibliothek in Wolfenbüttel geliefert werden sollten. Dementsprechend schreibt auch Schweiger in dem erwähnten Aufsatze: „Was im Jahre 1812 aus Riddagshausen nach Göttingen gekommen war, ist an die Herzogliche Bibliothek in Wolfenbüttel wieder zurückgesandt." Gewiß ist eine große Anzahl von Büchern zurückgekommen. Alle, und gerade die Handschriften, jedoch nicht.

Es ist verwunderlich, daß es einem so guten Kenner der Göttinger und Wolfenbütteler Bibliothek, wie Schweiger war, bei seinen Nachforschungen über die Riddagshäuser Sammlung entgehen konnte, daß mindestens fünf Handschriften in Göttingen geblieben sind. In dem von W. Meyer herausgegebenen Kataloge [3]) werden ausdrücklich als aus Riddagshausen stammend bezeichnet:

1. Göttingen, theol. 101. fol. saec. XV. Expositio domini Brunonis (Astensis) episcopi super quatuor evangelia. „Kam 1812 aus dem Kloster Riddagshausen (als no. 53) in die Bibliothek" (Meyer) [4]).

2. Göttingen, theol. 110 fol. saec. XV. Thomas Aquinas summa Theologica III. „Stammt aus der Bibliothek in Riddagshausen" [5]).

3. Göttingen, theol. 205. 4°. saec. XV. Libellus statutorum Cisterciensis ordinis. „1812 aus Riddagshausen" [6]).

4. Göttingen, theol. 206. 4°. saec. XV. Liber usuum ordinis Cisterciensis. „1812 aus Riddagshausen" [7]).

5. Göttingen, theol. 219. 4°. saec. XV. Psalterium, hymnarium, cantica. „Aus Riddagshausen" [8]).

Dazu kommt 6. Göttingen, jurid. 60. fol. saec. XIV/XV. Summa Brodii (niederdeutsch).

Obwohl, soweit ich weiß, ein ausdrücklicher Herkunftsvermerk in dieser sechsten Handschrift fehlt, halte ich es, auf Grund folgender Ueberlegungen, für sehr wahrscheinlich, daß sie einst Riddagshausen gehört hat: W. Meyer sagt bei der Beschreibung: „Der Titel Summa Brodii scheint weder in Homeyers Heften noch überhaupt sonst vorzukommen." Da nun nach Schweiger ein Riddagshäuser Manuskript:

„3315 Summa Bradii (— sic. —) fol." nach Göttingen gekommen ist, in Wolfenbüttel oder sonstwo im Lande aber kein Exemplar dieser Schrift mit demselben ungewöhnlichen Titel vorhanden zu sein scheint, so liegt es mindestens sehr nahe, die Göttinger Handschrift mit der vormals Riddagshäuser zu identifizieren.

Außer diesen sechs verzeichnet Schweiger noch zwei, die nach Göttingen geschickt seien: „3306 Allerlei Traktate. fol." und „3613 Vocabularius. 4°." Über deren Verbleib habe ich jedoch leider nichts feststellen können. Eine genaue Untersuchung und Darstellung davon, ob sämtliche Druckwerke zurückgeliefert sind, hätte, meiner Meinung nach, den Rahmen dieser kleinen bibliotheksgeschichtlichen Abhandlung gesprengt.

Auch das oben erwähnte Evangelienbuch von Riddagshausen mußte in der Napoleonischen Zeit auf die Wanderschaft, blieb jedoch dank besonderer Schicksale dem Lande Braunschweig erhalten: 1708 schenkte Herzog Anton Ulrich [9]) dem Seminare ein prachtvolles Evangeliar des vormaligen St. Ägidienklosters zu Braunschweig, worüber in den leider verloren gegangenen Traditiones bibliothecae Riddagshusanae folgende Notiz gestanden hat [10]):

„1708. d. 1. Juli Serenissimus Princeps ac Dominus, Dominus Antonius Ulricus, Dux Brunsv. et Luneb. donavit codicem membranaceum MSC. continentem IV Evangelistarum versionem latinam in una ligaturae facie auro obductum et gemmis crystallis margaritisque ornatum".

Das ganze 18. Jahrhundert hindurch blieb die Handschrift dort und wurde als wertvollster Schatz der Bibliothek Gegenstand mehrfacher Untersuchun-

[1]) Für den folgenden Abschnitt ist meine Hauptquelle der Aufsatz von Schweiger im Serapeum 1857 S. 107 f, in dem das Göttinger Aktenmaterial verwertet ist.

[2]) 5790 Nummern enthaltend. Wie mir Herr Bibliotheksdirektor Schwenke (Berlin) gütigst mitteilte, ist der Katalog nicht mehr in Göttingen.

[3]) Verzeichnis der Handschriften im preußischen Staate. Band I—III. Göttingen.

[4]) Wahrscheinlich identisch mit dem in Schweigers Abhandlung folgendermaßen angeführten Manuskript: „3304 Commentar. in quatuor Evangel. fol." Diese Nummer rührt wohl aus dem 1810 angefertigten Kataloge her, während no. 53 soviel heißen soll, wie das 53. Stück der 149 nach Göttingen überwiesenen.

[5]) Schweiger: „3307 Summa Thomae Aquin. fol."

[6]) Schweiger: „3588 Libellus statut. ord. Cisterc. 4°".

[7]) Schweiger: „272 Liber usuum ord. Cisterc. 4°".

[8]) Schweiger: „3587 Psalterium lat. 4°".

[9]) Nicht Rudolf August, wie Uffenbach (s. u. 54) schreibt.

[10]) Braunschw. Anz. 1752 Sp. 1923.

gen und Beschreibungen[1]). Als dann 1806 die Franzosen ins Land kamen und Riddagshausens Existenz ernstlich bedroht schien, rettete man die Handschrift in den Dom von Braunschweig, wo sie lange unbeachtet lag, bis A. Mahn, der unermüdliche Förderer unseres Herzoglichen Museums, darauf aufmerksam wurde und beim Ministerium beantragte und durchsetzte, daß sie nebst einigen anderen Kostbarkeiten, am 8. Juni 1832, dem Museum übergeben wurde[2]), zu dessen Sehenswürdigkeiten sie noch heute gehört. Ich verweise auf den Katalog des Herzoglichen Museums „die Sammlung mittelalterlicher und verwandter Gegenstände“ (Braunschweig 1879) S. 33, wo der Kodex sorgfältig beschrieben wird.

Dies die besonderen Geschicke einzelner Stücke der Riddagshäuser Büchersammlung. Die Hauptmasse dagegen kam, da die alten Klosterräume zu anderen Zwecken benutzt werden sollten, 1812 ins Collegium Carolinum nach Braunschweig. Während ihres dortigen Aufenthaltes bekam der bekannte Dr Karl Scheller den Auftrag, sie zu revidieren und zu verzeichnen, was in den Jahren 1817—1823 geschah[3]). Spuren dieser Tätigkeit, über die ich nichts weiter habe feststellen können, finden sich in seiner „Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache“, wo er ungefähr dreißig Drucke aus der „revidierten ehemaligen Riddagshäuser Bibliothek zu Braunschweig“ beschreibt. Von Braunschweig kam die Bibliothek im Jahre 1840 nach Wolfenbüttel ins Herzogliche Konsistorium, um dort dem 1836 neugegründeten Predigerseminare wieder zur Verfügung zu stehen[4]). Aber auch da sollte sie nicht einmal vier Jahrzehnte bleiben; denn 1879 mußte sie mit dem Predigerseminare in das alte Kanzleigebäude übersiedeln, das bis dahin außer dem Landeshauptarchive die höchste Gerichtsbehörde des Landes beherbergt hatte. Dort hat die Riddagshäuser Sammlung endlich ihre bisher letzte Ruhestätte neben der modernen Bibliothek des Seminars gefunden[5]), ihre Ruhestätte im vollen Sinne des Wortes. Denn leider sind es nur wenige, die sie kennen, noch weniger, die sie benutzen.

II.

Läßt man die Schicksale der Riddagshäuser Bibliothek an sich vorüberziehen, so fällt es sehr auf, wie stets neue Gefahren den Bücherbestand bedrohten, wie Verlust auf Verlust folgte und namentlich die kostbareren Stücke der Sammlung verloren gingen oder versprengt wurden. Unwillkürlich drängt sich da die Frage auf, ob denn der im Besitze des Predigerseminares befindliche Überrest noch so viel Wertvolles und Interessantes bietet, daß er der Vergessenheit entrissen zu werden verdient?

Eine kurze Betrachtung des Vorhandenen wird, wie ich glaube, zu einer entschiedenen Bejahung führen.

Da hier nicht der Raum für eine eingehende Beschreibung ist, beschränke ich mich auf eine allgemeine Charakteristik und weise zur Vervollständigung des Bildes auf die vorhandenen Kataloge hin.

Die Art der Entstehung und die Bestimmung der Bücherei deuten schon darauf hin, daß ihr Kern theologische Literatur, namentlich protestantische aus und für Niedersachsen, ist.

Besonderen Wert besitzen die zahlreich vorhandenen Druckerzeugnisse der Reformationszeit: sehr viele Schriften Luthers und der anderen Reformatoren, wie auch ihrer Gegner, in z. T. seltenen Ausgaben. Ferner Bibeln der verschiedensten Völker und Zeiten, vom kleinsten bis zum größten Format, Gesangbücher, Katechismen aller Konfessionen, exegetische und homiletische Schriften die Fülle. Weiter ist die Sammlung reich an Brunsvizensien, namentlich Leichenpredigten. Auch alte Klassikerausgaben sind vorhanden, unter denen Erzeugnisse aus den Offizinen der Aldi, Plantins und Elzeviers nicht fehlen. Besondere Aufmerksamkeit gebührt schließlich den Inkunabeln — über 30 an der Zahl — und den Handschriften.

Zu diesen mögen auch die **Kataloge** der Bibliothek gerechnet werden, die ich voranstelle, weil ich

[1]) a. 7. Chr. Harenberg, Annotationes criticae in Tetrateuchum Evangelium N. T. pervetustum latinum M S tum, quem ostendit Bibliotheca coenobii Riddageshusani ad Brunsvicum enthalten im Museum historico — philol. — theologicum, Bremae 1729, II 422—438.
— b. Knittel in den Braunschw. Anz. 1752 1923 ff.
— c. Z. K. Uffenbach, Merkwürdige Reisen usw., Frankfurt und Leipzig 1753, I. 302 ff. gelegentlich seiner amüsanten Erzählung des Besuches von Riddagshausen.
— d. Struve-Jugler, Bibliotheca Historiae Litterariae selecta, Jenae 1754, 564.

[2]) Annotationsbuch für das Fürstliche Museum. Angefangen im Februar 1823 durch A. Mahn. S. 97, das ich dank der Liebenswürdigkeit des Museumsdirektors, des Herrn Professor Meier, benutzen konnte.

[3]) Vgl. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Leipzig (Reklam) 1884, 440. Woher er die genaue Zeitangabe hat, weiß ich nicht. Auf dem Konsistorium und im Landeshauptarchive scheinen keine Akten darüber zu sein.

[4]) Über die Art der Aufstellung belehrt uns eine Vorbemerkung im 3. der nachher zu beschreibenden Kataloge: zwei Repositorien standen im Konferenzzimmer, ebensoviel im Durchgangszimmer und sechs im eigentlichen Bibliothekszimmer.

[5]) (Hoffentlich auf nicht zu lange Zeit! Denn es ist dringend zu wünschen, daß der Raum, den die Bibliothek jetzt in Anspruch nimmt, recht bald dem Archive überlassen werde. Sollte es sich überhaupt nicht empfehlen, die alten Bestände dieser Büchersammlung, die für die Zwecke des Predigerseminars kaum in Betracht kommen, der Herzoglichen Bibliothek zu überweisen? Mich will bedünken, als wenn dadurch manche der am Schlusse dieses Aufsatzes zart angedeuteten Mißstände auf das einfachste gründliche Abhülfe erführen. Auch im Interesse des Bibliothekwesens unseres Landes und der Bücherbenutzer wäre ein solcher Schritt gewiß nur mit Freuden zu begrüßen. Die Redaktion.)

zur weiteren Orientierung über die vorhandenen Bücher auf sie verweisen möchte:

1. „Catalogus Librorum Bibliothecae Collegii Riddagshusani.“

Ein schwerer, 1148 Seiten umfassender Foliant mit feinem Ledereinband und Goldschnitt. Es ist dies der oben angeführte von Dreißigmark begonnene Repositorialkatalog, der 5798 Nummern nebst einem gesonderten Nachtrage enthält[1]).

2. „Catalogus Librorum Bibliothecae Riddagshusanae in ordinem alphabeticum digestus.“

Zwei dem zuvor beschriebenen sehr ähnliche Folianten von 1054 und 1034 beschriebenen Seiten.

3. „Verzeichnis der von der ehemaligen Riddagshäuser Bibliothek an das Predigerseminar zu Wolfenbüttel überlieferten Bücher, entworfen im Jahre 1840“. Alphabetischer Katalog in fol. 62 Bl.

4. „Katalog der Riddagshäuser Bibliothek“. Alphabetischer Katalog in fol. 73 Bl.

Wie die Einbände der Kataloge 3 und 4 sich ähneln, so stimmen auch diese selbst inhaltlich im wesentlichen überein, nur die Signaturen sind verschieden. Vielleicht ist der letztangeführte Katalog — dem Äußeren nach jünger — nach 1879 angelegt, als die Bücher ins Kanzleigebäude kamen. Auf das allgemeine Verzeichnis folgt noch eine ausführliche Angabe der vorhandenen Brunsvizensien.

Alle vier Kataloge entsprechen natürlich nur sehr bescheidenen Ansprüchen und sind deshalb besonders für den Benutzer wenig brauchbar, weil die Bücher in der neuesten Zeit wieder anders aufgestellt und bezeichnet worden sind. Trotzdem haben sie als ein Stück Bibliotheksgeschichte ihren nicht zu unterschätzenden Wert. Schließlich sind die Verzeichnisse unentbehrliche Hilfsmittel zur Feststellung von Herkunft und Verbleib der einzelnen Bücher gewesen.

Was das Seminar noch an Handschriften aus Riddagshausen besitzt, ist zwar nicht von überaus großem Werte, verdient aber doch bekannt zu werden.

1[2]). Commentarius in evangelia dom. et fest. Papierhandschrift. 14./15. Jahrhundert. 4°. 120 Bl.
Bl. 1b: „Iste liber pertinet Conrado Wubberdingk de Ryntellen.“
Bl. 120a: ‚Qui me scribebat Albertus nomen habebat. Conradus Wubberdingk de Ryntellen‘[3]).

2[4]). Missale. Papierhandschrift. 15. Jahrhundert. gr. 4°. Erhalten nur Bl. 7—192.

3[5]). Liber usuum Cisterciensis ordinis non modo ipsius ordinis communitati sed et singulis quibusque eiusdem ordinis pernecessarius. 4°. Papierhandschrift. 16. Jahrh. 139 Bl. 4°.

4[6]). Commentarius in Evangelium Matthaei. Papierhandschrift. 16. Jahrh. 233 Bl. 8°.

5[7]). Hymni. Papierhandschrift. 17. Jahrh. 12°. (ohne Einband). Erhalten nur noch Bl. 16—239.

6[8]). „Allerhant Zusammengeschriebene christliche Reimgebetlein“. Papierhandschrift a°. 1654. 12°. 54 Bl.
Bl. 1a: ‚Johannes Georgius Broitzem meus uerus et unicus est possessor‘.

7[9]). Cantica ecclesiastica. Papierhandschrift. 17. Jahrhundert. 8°. 100 Bl.

8[10]). Bernstorffii carmina. Papierhandschrift. 17. Jahrhundert. 8°. 114 Bl.
Bl. 1a: ‚Historia de passione et morte Christi‘. in fine Bl. 114a: ‚J. Heinr. Bernstorff. Schol. Aegid. Colleg.‘

Außerdem sind noch zahlreiche Handschriftenreste in den Einbänden der alten Drucke vorhanden. Leider hat irgend ein Benutzer der Bibliothek diese Fragmente oft gewaltsam entfernt, so daß viele Einbände beschädigt sind. Durch Alter und Gegenstand waren für mich folgende Fragmente interessant:

1. Ein 11 × 11 + 11 × 16 cm großes Stück mit Isidor Hispal. Etymolog. IV 12₂—13₃ aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts.
2. Ein 4 × 11 + 4 × 10 cm großer Streifen mit Zeilen aus S. Maximi Taurin. Sermo XLI (Migne, Patrologia lat. LVII 643—645) aus dem Ende des 9. Jahrhunderts[11]).
3. Zwei Blätter 17 × 22 cm groß mit Urkundenkopien wohl aus einem Kopialbuche[12]). Den Inhalt der Aufzeichnungen bilden Rechtsgeschäfte, die vor dem Rate der Stadt Braunschweig zustande kamen. Die älteste Urkunde ist folgendermaßen datiert:

„Gegeven na der gebort Christi unses Heren XIIII^c in dem lxx jare des mytwekens in den hilgē paschē.“

Daß das Bild, welches ich soeben von den Überbleibseln der Riddagshäuser Bibliothek zu entwerfen versucht habe, noch manche freie Fläche aufweist, ist mir sehr wohl bekannt. Es liegt das zumeist an der

---

[1]) Vgl. auch Braunschw. Anz. 1758 1605—1610.

[2]) Die alte Riddagshäuser Signatur (R. S.) fehlt, auch in den Katalogen 1 und 2 steht die Handschrift nicht. Heutige Signatur (P. S.) Fg. 13.

[3]) Demselben gehörte auch die Wolfenbütteler Handschrift: 82. 10. Aug. fol.

[4]) Ohne jegliche Signatur.

[5]) P. S.: Ph 30. Ausführlich beschrieben von Knittel in den Braunschw. Anz. 1748 129—131. Seltsamer Weise hat er per Necel Varius für pernecessarius gelesen.

[6]) P. S.: Pf 19.

[7]) P. S.: Jc 5.

[8]) P. S.: Gf 13.

[9]) P. S.: Rc 18. R. S.: 3665.

[10]) Gefunden in „Pomerii de sanctis sermones hyemales et aestivales. Hagenau 1507.“

[11]) Lag lose in dem Buche, wo sich das Isidorbruchstück fand.

[12]) Gefunden in Jacobi a Varagine, Lombardica historia usw. Argentorati 1489.

Mangelhaftigkeit des Materiales, das uns für diese Aufgabe überliefert ist. Erschwert wurde deren völlige Lösung wohl aber auch durch den gegenwärtigen Zustand der Bibliothek, der nach dem Urteile von Fachkennern eine Besserung sehr gut vertragen kann.

Eine Quellenverehrung[1]) im Herzogtum Braunschweig.

In der Beschreibung des Amtes Wolfenbüttel, die vermutlich der Landfiskal des Herzogs Julius, Franz Algermann, ums Jahr 1584 geschrieben hat, und die der Handschriftensammlung der Herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel angehört, berichtet der Verfasser bei dem Dorfe Adersheim (Bl. 31 b.) folgendes:

„Von diesem Dorffe gegen Mittage, wan man nach Cramme gehen will, 217 Ruten Vnnd von Leine (d. h. Leinde) .... 300 Ruten ist ein ortt oder ein Teich, die Ellemuhle geheißenn, dar in 2 schone Springe von Orient gegen Mittage, wie die Sonne vmb 12 Uhren stehet, entspringen, aus einem reinen saubern mergell, Welcher in dem Waßer, wan ehr darin lange ligt oder stehet, gahr grun wirdt. Diese Quellen haben ein herlichs gesundeß waßer, wie man Davon sagt. Den dabeneben an den streuchen oder gehecten, die rings vmb die beide Teiche, so aus diesen Quellen erhalten, werden etzliche hundert stucke von Alten lumpen, hosenbendern, Nesteln, krentzen, auch kerbholzer vnnd Ander Dinge Angebunden vnnd geknuttet sein, Aus den vrsachen, wie die Leute sagen, das, wehr daraus trincket, ein Pfandt oder Zeichen laßen muße, Oder es falle derselbe in ein kranckheit. Man fabulirt auch von diesen Brunnen, Daß vorzeitten da sollen Zwerge oder Bergmenlein gewesen sein, Vnndt wan ein Armer Man hat wollen hochtzeit halten, habe er konnen keßell vnnd Ander geredt bei den Brunnen gelihen bekommen. Wan-ehr dan gnug gehabt vnnd sie wieder hingestellt, Ist es wegk geholt worden, das man nicht gewust, wor es hingeblieben .... Es gehet neben dem Brunnen ein Fusteich (!) von Wolffenbuttell, Braunschweig etc nach Cram, Machtersen, Saltz Liebenhall, Ganderßheimb, Lutter, Seesen etc., welcher selten ledig, Vnnd ein Jeder fast daraus ein Trunck mit sich nehmen thut." P. J. Meier.

Der heilige Born bei Seesen.

In der handschriftlichen Beschreibung Seesens aus dem Jahre 1757 wird unter den Brunnen als besonders berühmt der heilige Born erwähnt, gelegen am Fußsteige von Seesen nach Hahausen. Ein Liebhaber des Wassers hatte eine Einfassung darum herstellen und daran schreiben lassen: „Trink, mein liebes Kind! Vivat, laß den Alten sorgen! Dieser Wirt wird wohl borgen." Von diesem Brunnen erzählte man sich, es habe früher von der Kämmerei jährlich ein Stübchen Wein hineingeschüttet werden müssen, weil sonst die Quelle vertrocknete. „Da aber solches itzo nicht mehr geschieht und die Quelle dem ungeachtet außer bei sehr trocknem Sommer ihren Lauf behält, so ist wohl zu glauben, daß die Herren Kämmerer den Wein selber getrunken, um sich vor der Vertrocknis zu verwahren." Otto Schütte.

[1]) Vgl. über solche Rich. Andree, Votiv- und Weihegaben S. 21 ff.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

42. Sitzung am 16. Januar 1905 zu Braunschweig.

Dr Steinacker sprach über die wichtigsten Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Holzminden und ihre geschichtliche Bedeutung. Da wir den Wortlaut des Vortrages demnächst hier mitteilen werden, so haben wir wohl nicht nötig, jetzt näher auf ihn einzugehen.

43. Sitzung am 6. Februar 1905 zu Wolfenbüttel.

Lehrer Voges sprach über einen Urnenfriedhof bei Wolfenbüttel, der sich in der Gegend des neuen Friedhofes bei der Juliusstadt befindet. Obgleich die erste Urne bereits 1890 aufgefunden war, hat eine systematische Erforschung nicht stattgefunden. Nach und nach sind 13 Urnen zum Vorschein gekommen. Die Urnen waren nicht mit Steinen umgeben und fanden sich in einer Tiefe von 0,3 bis 1 m. Sie enthielten spärliche Knochenreste und keine Beigaben. Die Formen der Urnen sind sehr einfach. Redner glaubt, daß der Friedhof aus dem 3. nachchristlichen Jahrhundert stammt. Er hält es für wahrscheinlich, daß an Stelle des jetzigen Gotteslagers eine Siedelung bestanden habe, unabhängig von Wolfenbüttel.

Archivrat Dr Zimmermann berichtet über eine Druckerei des Herzogs Ferdinand Albrecht I. in Bevern. Sie ist aus dem Bedürfnisse dieses Herzogs, seine Schriften ganz nach Wunsch gedruckt zu haben, entstanden. Der Drucker hieß Johann Heitmüller. Da der Aufsatz gedruckt werden soll, so können wir hier von einer näheren Inhaltsangabe absehen.

44. Sitzung am 20. Febr. 1905 zu Braunschweig.

Museumsdirektor Dr Fuhse sprach über neue vorgeschichtliche Erwerbungen des städtischen Museums, die z. T. eigenen Ausgrabungen des Redners zu verdanken sind. Die vorgelegten Gegenstände stammen teils aus der Gegend von Neuhaldensleben und Salzwedel, teils einer Grabstätte bei Völkenrode, teils einigen Hügelgräbern in der Umgegend von Gandersheim. Vergl. über den ersten Teil des Vortrages die Festnummer des Globus, über den späteren demnächst den Abdruck im Braunschw. Magazin.

Baurat Pfeifer hielt einen eingehenden Vortrag

über die Kirche in Melverode, insbesondere die dort entdeckten Wandmalereien und die Art ihrer Erhaltung, durch die man den Forderungen der Kunstgeschichte und des praktischen Lebens in gleicher Weise zu genügen bestrebt gewesen ist.

Zuletzt wies Dr Fuhse darauf hin, daß am 26. Februar Professor Dr Andree in München sein 70. Lebensjahr vollende. Da er ganz abgesehen von seinen allgemeinen geographischen, ethnologischen Forschungen durch seine Braunschw. Volkskunde, durch seine erfolgreiche Wirksamkeit im städtischen Museum wie auch im Geschichtsvereine sich um die Kunde unserer heimischen Vergangenheit die größten Verdienste erworben habe, so sei es wohl angebracht, ihm ein Zeichen der Teilnahme zukommen zu lassen. Dr Zimmermann schlug vor, ihm, wie vor einem Jahre Ludw. Hänselmann, den neuen Jahrgang des Braunschw. Jahrbuchs zu widmen. Der Vorschlag fand einstimmige Annahme.

45. Sitzung am 6. März 1905 zu Wolfenbüttel.

Superintendent Dr Beste hielt seinen angekündigten Vortrag über den Einfluß Philipp Jacob Speners auf die Braunschweigische Landeskirche. Er hob hervor, daß am 5. Februar 200 Jahre seit Speners Tode verflossen sind. Im Jahre 1675 trat Spener mit seinen frommen Wünschen hervor. Die Universität Helmstedt trat seinen Bestrebungen mit Mißtrauen entgegen, aber der Herzog Rudolf August neigte sich dem Pietismus zu. Dieser Einfluß dauerte indessen nur bis 1685, wo Anton Ulrich Mitregent wurde. Unter den Anhängern des Pietismus sind zu nennen Breithaupt, Lüders, Neuß und Meyer in Wolfenbüttel, später auch Bode in Braunschweig. Von ihnen ging eine wirkliche Seelsorge aus, die sich in Wolfenbüttel schon damals auf die Gefangenen erstreckte. Die Schwächen der Pietisten, daß sie Tanz, Spiel, Kunst und Wissenschaft, ja sogar das Lachen verwarfen, machten Anton Ulrich zu ihrem Gegner. Er erließ 1692 ein Edikt gegen die geheimen Konventikel. Dennoch hat die Bewegung Früchte getragen: Antrieb zu seelsorgerischer Tätigkeit, Abschaffung der Beichte, Einführung der Konfirmation und Umgestaltung der Pädagogik.

Dr Kirchberg sprach über Volksmedizin und Aberglauben. Zunächst erörterte er die ungemein verbreiteten falschen Vorstellungen über den Bau des menschlichen Körpers. In Bezug auf den Aberglauben ist das Festhalten an uralten Bräuchen bemerkenswert. Redner hat selbst beobachtet, daß man Verstorbenen noch heute eine Wegzehrung mit in den Sarg gibt. Zu den Heilmitteln, die auf reinem Aberglauben beruhen, gehört die Schaflaus gegen Gelbsucht, Nabelschnur, mulmsches Ellernholz, Kuhdreck, Bestreichen mit einer Leichenhand. Auch über das Besprechen der Rose, die Ansichten über Albdrücken und die Kurpfuscherei auf dem Lande teilte der Vortragende interessante Einzelheiten mit.

46. Sitzung am 20. März 1905 zu Braunschweig.

Redakteur Dr Hartmann nahm das Wort zu seinem angekündigten Vortrag über „Die ersten Jahre des braunschweigischen Hoftheaters“. Diese Epoche erhält ihr charakteristisches Gepräge durch die Person des Herzogs Karl II., dessen Regierungszeit für das Theater eine Periode zweifelhafter Bevorzugung bedeutet. Der junge Fürst war begeistert für die Kunst, aber mit der Irrlichterei eines Menschen, der sich selber für einen großen Künstler hält. Er redete in alles hinein, wollte sein eigner Intendant und sein eigner Oberregisseur sein, quälte durch sein fahriges boshaftes Wesen den Generaldirektor Klingemann und erschöpfte die Künstler durch endlose Proben und endlose Konferenzen. Seine Launenhaftigkeit behandelte sie bald wie seinesgleichen, bald kehrte sie schroff den „souveränen Herrn“ heraus. Trotzdem dieses allzu große Interesse dem Institut weniger nützte als schadete, wurde doch sehr Tüchtiges geleistet. Der Redner charakterisierte die ersten Kräfte der damaligen Bühne und deren Spielplan; eingehend verweilte er bei der ersten Faust-Aufführung am 19. Januar 1829. Sie ist gewissermaßen der Glanzpunkt dieser Frühperiode des Hoftheaters. Denn immer schwerer wurde mit dem Herzog auszukommen; Streitigkeiten mit anderen Bühnen und der Presse, Vertragsbrüche der Künstler rissen ein und Karl griff selbstherrlich gewaltherrisch durch. Schließlich wollte er auch den Generaldirektor Klingemann bei Seite schieben, doch wurde diese Absicht durch die Verjagung des Herzogs vereitelt. Der Redner schilderte die September-Emeute von 1830, soweit sie mit dem Theater zusammenhing, das nach dem 6. September zehn Tage lang geschlossen blieb. Unter Herzog Wilhelm war von Klingemanns Rücktritt keine Rede mehr; er starb aber schon am 25. Januar 1831 an einer Lungenentzündung.

Zum Schluß besprach Oberstleutnant Meier kurz die zwei für den 3. Band des Urkundenbuches bestimmten Pläne. Der die Höhenverhältnisse wiedergebende Plan bezieht sich etwa auf die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts, wo im Gebiete der Altstadt nur erst die Jakobskirche bestand. Über die ursprüngliche Beschaffenheit dieser und der nächst ältesten Kirche St. Ulrici weiß man fast nichts. Da es indessen für die Beurteilung der städtischen Entwickelung höchst wichtig ist, wie diese ersten Kirchen der Altstadt beschaffen gewesen sind, erscheint eine Freilegung ihrer Fundamente sehr erstrebenswert.

47. Sitzung am 27. März 1905 zu Braunschweig.

Museumsdirektor Professor Dr P. J. Meier hielt seinen unter der Überschrift „Ein braunschweigischer

Bildnismaler aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts" angemeldeten Vortrag mit Ausstellung von Originalbildern. Redner wies mit einiger Wahrscheinlichkeit nach, daß die ausgestellten Bildnisse z. T. von Bernhard Franke gemalt sind, der 1693 den Titel Leutnant erhielt und 1729 zu Braunschweig starb.

Oberschulrat D. Dr Koldewey machte Mitteilungen über die Lage der Schulstunden, woraus hervorgeht, daß die Gymnasien von 1535 bis 1800 drei Nachmittagsstunden gehabt haben.

Oberlehrer Lühmann hielt einen Vortrag über die Wälle am Reitling, den er durch eine sehr anschauliche Skizze des Geländes erläuterte. Außer den beiden bekannten Burgen (Burgwall und Kux) lassen sich noch einige Wälle erkennen: nördlich des Burgwalls, südöstlich beim Wurtgarten, vom Kuxwalle ausgehend quer über das Tal und am Herzberge, wo allerdings nur 30 cm hohe Spuren sich zeigen. Redner, der die in unserem Sitzungsberichte in der Dezembernummer des Braunschw. Magazins mitgeteilten Ansichten des Professors Dr Schuchhardt nicht kennt, setzt den Ursprung der Befestigungen in die Zeit vom 4. bis 7. Jahrhundert nach Christi Geburt. Ein am Schlusse des Vortrages gestellter Antrag auf Unterstützung vorzunehmender Ausgrabungen wird von dem einzuholenden Gutachten des Ausschusses für Denkmalspflege abhängig gemacht.

48. Sitzung (Hauptversammlung) auf dem Sternhause im Lechelnholze am 22. Mai 1905.

Der Schriftführer, Oberstleutnant z. D. Meier, verlas den 4. Jahresbericht. Zu 12 Sitzungen, einschließlich der Wanderversammlung zu Gandersheim und der Hauptversammlung auf dem Sternhause, sind 22 Vorträge gehalten worden, über die in den einzelnen Nummern dieses Blattes berichtet worden ist.

Über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege berichtete der Konservator, Museumsdirektor Dr P. J. Meier. Wir lassen seine Mitteilungen in nächster Nummer folgen.

Der Schatzmeister, Bankdirektor Walter, erstattete den Kassenbericht, aus dem nachstehende Mitteilungen die wesentlichsten sind:

Die Einnahmen des Geschichtsvereins haben im Rechnungsjahre 1904 betragen:
5427,09 Mk.,
die Ausgaben: 5279,19 Mk., mithin verblieb ein Überschuß von 147,90 Mk.

Das in sicheren Wertpapieren angelegte Vermögen des Vereins beläuft sich auf 5526,20 Mk.

Zur Zeit der vorjährigen Hauptversammlung betrug die Zahl der Mitglieder 494. Seitdem hat der Verein 8 Mitglieder durch den Tod verloren und weitere 16 sind ausgetreten. Dagegen sind neu eingetreten 52 Mitglieder, so daß die Gesamtzahl der Mitglieder sich gegenwärtig auf 522 beläuft. Davon wohnen 244 in der Stadt Braunschweig, 69 in Wolfenbüttel, 169 im übrigen Herzogtume und 40 außerhalb des Landes. Apothekenbesitzer Bohlmann, der die Rechnung geprüft hatte, erklärte sie für richtig und beantragte, dem Schatzmeister Entlastung zu gewähren, was geschah. Herr Bohlmann wurde auch für das nächste Jahr als Rechnungsprüfer bestellt.

Oberlehrer Lühmann berichtete über die im Auftrage des Vereins in den Osterferien vorgenommenen Ausgrabungen der Reitlingwälle. Einschnitte sind am Burgwall, Wurtgarten, Wendehaywall und im Südosten gemacht worden. Von den bewilligten 350 Mk. sind 300 verbraucht. Er beantragt für die Fortführung der Arbeiten beim Kuxwalle eine Nachtragsbewilligung von 200 Mk.

Der Vorsitzende teilt mit, daß der Denkmalausschuß die Fortsetzung der Arbeiten für wünschenswert erklärt habe. Die Bewilligung von 200 Mark wird einstimmig beschlossen, ebenso die Abhaltung der Wanderversammlung im August 1905 zu Königslutter, für welche eine Besichtigung der Reitlingbefestigung in Aussicht genommen wird.

Auf Antrag des Geheimrats Brinckmann wird die Wiederwahl des bisherigen Vorstandes durch Zuruf einstimmig beschlossen.

Da im vorigen Jahre der Tod den Verein dreier Ehrenmitglieder beraubt und nur einen noch übrig gelassen hat, so beschloß man deren Zahl wieder zu ergänzen, indem man die Ehrenmitgliedschaft des Vereins aufs neue übertrug unserm Landsmanne, dem am 8. September 1831 in Eschershausen geborenen deutschen Schriftsteller Dr **Wilhelm Raabe** in Braunschweig, der in seinen geschichtlichen Dichtungen vielfach die Vergangenheit unserer Heimat, mit Vorliebe aber die der Weserlande behandelt und manche Persönlichkeit unseres Landes, insbesondere den Herzog Ferdinand, durch treffliche Charakteristik den weitesten Kreisen bekannt und lieb gemacht hat, und neben ihm, ebenfalls einem Landsmann, dem am 10. Dezember 1845 in Kalvörde geborenen Geheimen Regierungsrat Museumsdirektor Dr **Wilhelm Bode** in Berlin, dem Kunsthistoriker, Kunstforscher, -kenner und -sammler, der den durch Vater und Großvater hier zu Lande längst zu großem Ansehen gelangten Namen auf dem Gebiete der allgemeinen Kunst- und Museumsgeschichte für immer zu hohen Ehren gebracht hat.

Sodann entschied man sich, weil der Verein seine Lebens- und Leistungsfähigkeit durch die bisherige Tätigkeit glaubt erwiesen zu haben, für die Wahl von korrespondierenden Mitgliedern, die von der Vereinssatzung vorgesehen, bislang aber noch nicht erfolgt ist. Man wählte nun zu korrespondierenden Mitgliedern des Vereins folgende Herren: den Geheimen Justizrat Prof. Dr Ferd. **Frensdorff** in

Göttingen wegen seiner Forschungen auf dem Felde der niedersächsischen Geschichte und insbesondere des niedersächsischen Rechts, die auch für unsere heimischen Verhältnisse, vorzüglich das Stadtrecht Braunschweigs, von bleibendem Werte sind; den Geheimen Regierungsrat Professor Dr Moriz Heyne in Göttingen, der durch seine grundlegenden Werke, namentlich auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde, sowie durch die vorbildliche Art der von ihm ins Leben gerufenen Altertumssammlung für die Erforschung auch unserer heimischen Vergangenheit große Verdienste sich erworben hat; den Professor Dr Edward Schröder in Göttingen, der durch seine sprach-, literar- und kulturgeschichtlichen Arbeiten, wie der Geschichte ganz Niedersachsens, so auch der unserer engeren Heimat nachhaltige Förderung und fruchtbare Anregung gegeben hat; den Superintendenten D. Karl Kayser und den Professor D. Dr Paul Tschackert in Göttingen, die Hauptbegründer der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, die durch ihre Ausgaben und Darstellungen auf diesem Gebiete auch unserer heimischen Kirchengeschichte wichtige Dienste geleistet haben; den Geheimen Regierungsrat und Oberbibliothekar Dr Eduard Bodemann in Hannover wegen seiner Tätigkeit als Bibliograph, Herausgeber und Darsteller auf dem Felde der politischen, der Literatur- und der Kulturgeschichte der Braunschweig-Lüneburgischen Lande; den Geheimen Archivrat Dr Richard Doebner in Hannover, den unermüdlichen Herausgeber wertvollen urkundlichen Materials zur Geschichte der Stadt Hildesheim, das auch für unsere Gegend von hoher Bedeutung ist; den Professor Dr Adolf Köcher in Hannover, den Verfasser der Geschichte von Hannover und Braunschweig in den J. 1648—74; den Museumsdirektor Prof. Dr Karl Schuchhardt in Hannover, der über die Befestigungen und Siedelungen unserer altsächsischen Vor- und Frühzeit durch Geländestudien, Ausgrabungen und literarische Forschungen wichtige Aufschlüsse gewonnnen hat; den Stadtarchivar Dr Karl Rübel in Dortmund, der in Ergänzung der Arbeiten Schuchhardts hauptsächlich durch Heranziehung der urkundlichen Überlieferung die Kenntnis der Geschichte Altsachsens in der Karolinger Zeit wesentlich gefördert hat; den Professor Ad. M. Hildebrandt in Berlin, den bekannten Heraldiker, der seine Kenntnisse und Kunstfertigkeit auf das bereitwilligste wiederholt auch in den Dienst unseres heimischen Wappenwesens gestellt hat; den Museumsdirektor Dr Julius Menadier in Berlin, früher Leiter des Herzogl. Münzkabinets in Braunschweig, der bei seinen ausgedehnten numismatischen Forschungen für die Münzgeschichte unserer Heimat stets ein besonders reges Interesse wirksam betätigt hat; den Assistenten am Goethe- und Schillerarchiv Dr Karl Schüddekopf in Weimar, der in gleicher Weise durch seine literargeschichtlichen Arbeiten und Texteditionen den geistigen und literarischen Beziehungen unsers Landes stets liebevoll und erfolgreich nachgegangen ist; den Archivrat Dr Eduard Jacobs in Wernigerode wegen seiner auf dem Gebiete der harzischen Geschichte lange Jahre bewiesenen emsigen und ausgebreiteten Wirksamkeit, die namentlich auch der Geschichte der Grafschaft Blankenburg wesentlich zu Gute gekommen ist; den Professor Dr Paul Höfer in Wernigerode wegen seiner Arbeiten für die Vorgeschichte des Harzes und dessen Umlande, für die Kenntnis der mittelalterlichen Kulturstätten, insbesondere des Burgenbaues auf diesem Gebiete und endlich den Professor Dr Adolf Goldschmidt in Halle a. S. wegen seiner wertvollen Forschungen auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunst Niedersachsens.

Archivrat Dr Zimmermann hielt einen durch große Farbenskizzen erläuterten Vortrag über die Städtewappen des Herzogtums Braunschweig. Es ist in Aussicht genommen, diesen Vortrag unverkürzt im Druck erscheinen zu lassen.

Bücherschau.

E. Reinbeck, Die Haftung der Versicherungsforderung für Hypotheken u. Grundschulden. München, C. H. Beck 1905, 139 S. 8°.

Der Verfasser, ein geborener Braunschweiger, ist jahrelang als Jurist im Versicherungswesen tätig gewesen. Die praktischen Erfahrungen, die er dabei gesammelt hat, sind ihm bei der vorliegenden Arbeit, die ein interessantes rechtswissenschaftliches Problem erörtert, sehr zu statten gekommen. Nach einem kurzen einleitenden Überblick über den gegenwärtigen Stand der Gesetzgebung unterzieht Reinbeck zunächst das frühere Recht einer gründlichen Prüfung, wobei er nicht nur die partikulare Gesetzgebung der wichtigsten deutschen Bundesstaaten, auch des Herzogtums Braunschweig, in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, sondern auch einige ausländische Rechtsgebiete, z. B. die Frankreichs, Belgiens, Österreichs und der Schweiz, berücksichtigt. Den Hauptinhalt bildet dann aber selbstverständlich die Besprechung der einschlägigen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich. Die §§ 1127 bis 1130, welche von der Haftung der Versicherungsforderungen für Hypothekschulden sprechen, also beispielsweise die praktisch wichtigste Frage beantworten, unter welchen Umständen ein Hypothekgläubiger sich an die von einer Versicherungsgesellschaft auszuzahlende Versicherungssumme für das abgebrannte, mit der Hypothek belastete Gebäude halten kann, werden nach ihrer Entstehung und ihrem Inhalte eingehend erörtert. Die bisherigen Ergebnisse der Rechtswissenschaft und Rechtsprechung sind dabei genau berücksichtigt. Das gründliche Werk muß als eine er-

schöpfende, durchaus zuverlässige Beantwortung der betreffenden Rechtsfragen anerkannt werden. In Fachkreisen verdient es die weiteste Verbreitung.

Joh. Merkel, Der Kampf des Fremdrechtes mit dem einheimischen Rechte in Braunschweig-Lüneburg. Hannover und Leipzig, Hahn [1904]. XIV u. 94 S. 8° 2,40 M.

A. u. d. T.: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Hg. vom Histor. Verein f. Niedersachsen. B. 19.

Das Buch gibt eine Darstellung der Einbürgerung des römischen Rechtes in den Gebieten Braunschweig-Wolfenbüttel, Lüneburg, Kalenberg, Grubenhagen und den benachbarten Bezirken von Hildesheim, Duderstadt, Goslar von den ersten vereinzelten Spuren des Fremdrechtes, Ende des 13. Jahrhunderts, bis zur durchgeführten und landesherrlich sanktionierten Rezeption, Ende des 17. Jahrhunderts. Das schrittweise Vordringen gegenüber dem zähen Widerstande des einheimischen Rechtes wird verfolgt an der Hand eines reichhaltigen, in dem Buche mitgeteilten Materials aus den Gerichts- und Ratsakten, den Stadtbüchern, den landesherrlichen Erlassen und den ständischen Verhandlungen jener Gebiete. Daß diese Rezeption des römischen Rechtes mit einem völligen Siege nicht abschloß und auch jetzt noch nicht abgeschlossen hat, ist bekannt.

Der Verfasser, der dieser Rezeption im wesentlichen sympathisch gegenübersteht, sagt in seiner abschließenden Betrachtung: „Auf der andern Seite darf indessen nicht verschwiegen bleiben, daß man das fremde Recht nicht lediglich wegen der Erkenntnis seiner Vortrefflichkeit zur Anwendung gebracht hat. Anfänglich trägt seine Verwendung fast nur den Stempel der Mode, des aufgekommenen Neuen, später hat man freilich die größere „natürliche Äquität und Billigkeit" des Kaiserrechtes gegenüber dem einheimischen hervorgehoben."

Vielleicht wird mancher Leser in dem Gedanken bestärkt: es fehlten uns damals nur die Männer, die gleich den Verfassern der deutschen Rechtsbücher des 13. Jahrhunderts das einheimische germanische Recht in seiner späteren Weiterentwicklung zu erfassen und aus seinen größeren, einheitlichen Gesichtspunkten zusammen zu fassen im Stande waren, um jenes Eindringen fremdländischen, dem germanischen Rechtsbewußtsein vielfach so schroff gegenüberstehenden Rechtes hintanzuhalten.

Jener Kampf der beiden Rechte ist noch nicht abgeschlossen, er ist im Gegenteil gegenwärtig wieder lebhafter entbrannt, und das deutsche Recht ist wieder im Vordringen begriffen. Es hat deshalb das Merkelsche Buch gerade in der Gegenwart ein über das lediglich historische hinausgehendes Interesse für die juristischen Kreise.

Entgegnung.

Auf die Besprechung meiner Schrift „Bedeutung und Aussprache der wichtigsten schulgeographischen Namen" durch Herrn Damköhler in Nr. 4 dieser Zeitschrift (S. 47) habe ich kurz zu erwidern, daß der Rezensent den schon im Titel angedeuteten Zweck meines Büchleins vollständig verkennt; es ist für Schüler bestimmt, und soll keineswegs ein allgemeines, erschöpfendes Nachschlagebuch sein. Mit Fug habe ich daher kleine Ortschaften und Bäche, wie Rübeland, Regenstein, Rappbode, Luppbode usw., unberücksichtigt gelassen und alles ausgeschlossen, was der Schüler, wie die Aussprache englischer und französischer Namen, aus anderen ihm zur Verfügung stehenden Büchern leicht lernen kann. Unrichtig ist, was Rezensent über die Aussprache des holländischen ch sagt; ein wiederholter längerer Aufenthalt in Holland hat mich gelehrt, daß dieser Buchstabe, gleich dem spanischen j, wie ein rauhes gutturales ch gesprochen wird, rauher als in dem deutschen Worte „ach." Das holländische v steht hinsichtlich der Aussprache dem deutschen f näher als dem w. Nach der Aussage eines Deutschen wird die Aussprache von fremden Namen wie Haiti niemand regeln wollen, der weiß, wie unzuverlässig hier oft die Wiedergabe der Fremdnamen von Deutschen geschieht. Bei der ersten Erwähnung Hannovers, die in den Anfang des 12. Jahrhunderts fällt, wird der Ort Hanovere, nicht Honovere genannt[1]); alle sprachlichen Erwägungen können die Überlieferung der Geschichtsquellen nicht fortschaffen.

Der Rezensent zweifelt die Richtigkeit der von mir gegebenen Deutungen der Namen Brocken und Wolfenbüttel an, ohne bessere Deutungen zu liefern. Daß die Erklärung vieler geographischen Namen unsicher ist, ist ja bekannt, übrigens auch von mir in der Einleitung zu meinem Büchlein besonders betont. Der Name Goslar gehört z. B. zu den Namen, über deren Bedeutung viel gestritten ist. Nach meiner Ansicht hängt die Endung lar, welche sich in vielen Namen bewohnter Ortschaften, wie Fritzlar, Kollar, Wetzlar usw. findet, eher mit dem altdeutschen Worte gilari (=Wohnung=Niederlassung) zusammen als mit lâri = leer (Ödung, leeres Feld). Diese wenigen Bemerkungen mögen vorläufig genügen. Falls demnächst eine zweite Auflage meines Heftes erscheint, werde ich Gelegenheit haben, auf manche Punkte der Rezension noch näher einzugehen. A. Wollemann.

[1]) Vgl. Miracula s. Bernwardi in den Monumentis Germaniae (Script. Tom. IV S. 783). Woher Nagl in seiner „geograph. Namenkunde" (Wien 1903) S. 99 die Erwähnung der Stadt Hannover im Jahre 783 genommen hat, ist mir unbekannt. Sollte hier vielleicht durch ein Versehen die Seitenzahl der Monumenta zu einer Jahreszahl geworden sein?

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig
herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Juni.



Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1905.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel



1905. Juni. Nr. 6.

Übersicht der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Holzminden.

Von Karl Steinacker.

Kein anderes Gebiet unseres Herzogtums hat einen so eigentümlichen, abgeschlossenen Charakter wie sein Weserkreis. Nach zwei Seiten ist er durch ansehnliche Gebirgszüge, den Solling, Hils und Ith, alle 400 bis über 500 Meter hoch, von anders gearteten Landstrichen getrennt, an der dritten Seite seiner Dreiecksform durch die Weser von Westfalen und Hannover geschieden; auch das hier den Strom westlich überspringende Amt Ottenstein umfaßt den größten Teil eines von der Nachbarschaft recht abgesonderten Plateaus. Ganz innerhalb dieses etwa 10 Quadratmeilen großen Gebietes türmt sich noch einmal über dem nur 75 Meter hohen Weserspiegel ein kleines selbständiges Waldgebirge, der Vogler, bis zu 460 Metern auf, fast genau die Höhe des mächtigen Rammelsberges über der Stadt Goslar. Abseits der Weser liegen daher die meisten Orte in engen Tälern oder auf zugigen Höhen, diesseits des Stromes Stadtoldendorf über 200 Meter, jenseits der Flecken Ottenstein auf seiner kahlen Hochfläche 250 Meter hoch. Der düstere Charakter der Gegend drückt sich anschaulich in der Sage von der höchsten Erhebung des Hilses aus, von der es bei Merian (1654) heißt, es befände sich da ein sehr hoher und kahler Berg, „wird genant avff den Blossen Zellen — so noch heute — worauff dem Vorgeben vnd Einbilden nach, die Hexen in der Walburgisnacht, gleich wie auff dem Brockenberge am Hartze, ihre Täntze halten sollen." Dieses ernste, so mannigfach gefaltete und umhegte Land hat daher auch nur auf einigen zu Stromebenen angeschwemmten Teilen des Wesertales und in der zwischen Ith und Vogler ausgebreiteten unteren Wickenser Börde reicheren Boden. Da liegen am Strome die großen Domänen Allersheim und Forst, das Schulenburgische alte Rittergut in Hehlen, am Ith in der unteren Börde die großen Dörfer Halle, mit der reichsten Pfarre des Kreises, Heyen und Bisperode. — Überall da, wo die Gegend mager und rauh ist, tritt der Buntsandstein zu Tage, der um Vogler und Solling sowohl das Aussehen der Landschaft, wie die Erscheinung der Ansiedelungen bestimmt. Das weiche und in der Farbe sehr warme Steinmaterial gibt nicht nur ein gutes Mauerwerk, sondern eignet sich auch infolge seiner teilweis dünnschichtigen Lagerung vortrefflich zu Platten, die überall das Bedachungsmaterial der Häuser bilden und mit ihrer dunklen Farbe die Wohnungen der Menschen in eine feine Übereinstimmung mit ihrer herben Umgebung bringen. Die Klosterkirche von Amelungsborn am Rande des Odfeldes über dem Hooptale verdankt diesem Zusammenhange mit der Landschaft ihren edelsten Reiz.

Wo wir vom Buntsandstein uns entfernen, nimmt rasch auch der ernste Eindruck der Ansiedelungen ab. In Bessingen, am nordwestlichen Ende des Iths, schon in der Nähe von Hameln, ist nur noch ein kleiner Bruchteil der Häuser mit dem roten Sandstein, den „Sollingsplatten", gedeckt, in Brunkensen, jenseits des Hilses, in einer Gegend bereits ganz von der Lieblichkeit des nahen Leinetales, kein einziges, und weserabwärts ist das Hehlener Schloß über eine lange Strecke der erste stattliche Massivbau, der nicht mehr aus Buntsandstein aufgemauert ist, während seine Plattenbedachung doch auch noch den Zusammenhang mit dem Ortsüblichen festhält.

Seltsamer Weise schmolz dieses von der Natur durch eine äußerst unruhige geologische Schichtung der Gesteine so ganz eigenartig charakterisierte Gebiet erst spät zu einer politischen Einheit zusammen. Bis in die sächsische Urgeschichte hinein ragt die Gaueinteilung der Gegend, und diese ihre älteste geschichtliche Beziehung zeigt sie bereits über vier Gaue verteilt, deren Grenzen gegeneinander später, wie üblich, auch die Grenzen von ebensoviel Diözesen bildeten. Der Gau Tilithi im Nordwesten ging auf in der Diözese Minden, nordöstlich Wikanafelde,

dessen Name sich in Wickensen erhalten hat, und der auf der Hilshöhe angrenzende Aringa, Untergaue des Gottinga, waren später Teile der Diözese Hildesheim, südöstlich der Gau Suilbergi, dessen Name noch fortlebt im Solling, gehörte zur großen Diözese Mainz, und der Auga südwestlich bildete die östlichste Spitze der Diözese Paderborn. — Die römisch-karolingische Heerstraße von Köln durch Westfalen über Hildesheim zur Elbe, welche Karl der Große 775 auf seinem Zuge zur Oker gegen die Sachsen benutzte, durchschnitt diese Gaue auf den hier in Betracht kommenden Strecken über Höxter, Holzminden, Bevern, Stadtoldendorf. Eine andere, ebenfalls sehr alte Straße, auf den Flurkarten des XVIII Jahrhunderts teilweis als Helweg verfolgbar, führte ostwestlich durch die obere und untere Wickenser Börde nach Hameln.

Diese beiden Landstraßen und der Wasserweg der Weser markieren für uns die Kette der bevorzugtesten Siedelungsstätten. Aus ungeschichtlicher Zeit sind im ganzen Schwemmlande längs der Weser, auf Braunschweigischem Gebiete bei Fürstenberg, Holzminden, Rühle, Grave, Kemnade Urnenscherben jüngerer Art, in einem Falle auch Schneidinstrumente aus Feuerstein gefunden. Entfernter vom Flusse sind vorgeschichtliche Funde bekannt geworden hauptsächlich aus Negenborn (?), den Ith entlang von Bisperode bis Eschershausen, und von dem felsigen Durchbruche des Glenebaches durch den Dolomithöhenzug bei Brunkensen, der unzweifelhaft auch ein alter Wegpaß ist. In der Nähe solcher Verkehrswege finden wir nun auch die drei vor- oder frühgeschichtlichen Ringwälle des Kreises. Bei der Schwierigkeit der Erklärung solcher Anlagen bin ich als Laie nicht im Stande über Zweck und Art derselben etwas Abschließendes vorzubringen. Die von Herrn Prof. Schuchhardt erforschten Merkmale sächsisch-karolingischer Volksburgen zeigt keiner dieser Wälle. Nicht zweifelhaft scheint mir die Beziehung der Gleneburg in der Nähe der Lippoldshöhle zu dem hier am Glenebach vorbeiführenden und bereits vorhin von uns erwähntem Paßwege. Der kreisrunde Wall auf dem Heiligen Berge über der Weser gegenüber Kemnade hat vielleicht auch eine religiöse Bedeutung gehabt. Wenigstens ist es auffallend, daß in unmittelbarer Nähe des Walles sich Reste einer romanischen Kapelle gefunden haben. Dazu kommt die auf diesem Heiligen Berge lokalisierte gespenstische Erscheinung eines Schimmelreiters mit großem Tressenhute. Woher die Anlage einer alten Kapelle auf dieser einsamen Berghöhe? Leider gibt nur eine einzige und sehr späte Nachricht von ihr Kunde. Danach kamen 1506 die hier gespendeten Almosen dem Kloster Kemnade zu. Solche hochliegenden Kapellen sind an alten heidnischen Kultstätten nicht selten, — man denke z. B. an den Michelsberg bei Heidelberg — um die religiösen Gewohnheiten der Anwohner bequem in eine christliche Form zu leiten, sodaß sogar der neue Heilige, dem die Kapelle geweiht wurde, mit dem alten Ortsgotte möglichst viel Übereinstimmung zu haben pflegte. Schade, daß wir hier nicht wissen, wer der Heilige der Kapelle gewesen ist. Aber daß wir in dem Reiter, dessen charakteristische Merkmale ein Schimmel und ein auffallender Hut, ein Tressenhut in der Auffassung des XVII oder XVIII Jahrhunderts sind, Wodan zu sehen haben, ist wohl nicht zweifelhaft, und nahe liegt es, daß seine Lokalisierung hier mit irgend welchen religiösen Handlungen unserer Urväter in Verbindung steht.

Die dritte vorgeschichtliche Wallanlage, eine doppelte, ist die Hünenburg bei Golmbach, 2 Kilometer nördlich von der Ruine Everstein. Über ihre Bestimmung wage ich nichts zu vermuten. Eine alte Kulturstätte ist in dem benachbarten wasserreichen Talkessel, in dem die negen Borne, die neun Quellen, entspringen, sehr wahrscheinlich, und vielleicht stehen die mir bekannten vorgeschichtlichen Funde bei Negenborn, deren Ortsbestimmung allerdings nicht kontrollierbar ist, ja sogar der Everstein selbst, in einem Zusammenhange mit jener kleinen Anlage um und neben dem spitzen Kegel der Hünenburg, dem sog. Tenterling.

Die älteste geschichtliche Besitzangabe innerhalb unseres Kreises betrifft die erste Güterausstattung des Stiftes Korvei, zu dessen Gründung nämlich ein sächsischer Edelmann Grund und Boden im Solling, wie man bisher annahm bei Neuhaus auf braunschweigischem Gebiete, anwies, wo 816 die erste Niederlassung des Konventes geschah. Diese bestand, wie es üblich war, und aus der bereits sechs Jahre später erfolgten Verlegung des Klosters an seine jetzige Stelle auch ohne weiteres zu schließen ist, nur aus rasch zusammen gezimmerten hölzernen Häusern, sodaß es verlorene Mühe der Lokalforscher ist, Reste dieses ältesten sächsischen Korvei noch bestimmen zu wollen. Ganz verfehlt ist es, Ortsnamen, die teilweis sogar falsch gedeutet sind oder erfunden scheinen, dafür heran zu ziehen, so wenig wie alte Kelleranlagen in Neuhaus, der Unterbau eines in Renaissanceformen errichteten und frühzeitig wieder zerstörten Jagdschlosses von Herzog Heinrich Julius, wie es bisher geschah, als Klosterreste gedeutet werden können; vielleicht sind diese aber auch erst die Veranlassung gewesen, den Ort Hetha im Solling, auf dem jene erste Gründung Korveis geschah, in Neuhaus wiederfinden zu wollen.

Von den sächsischen Großen treffen wir zuerst die Billunge. Zwei Töchter dieses Geschlechtes gründeten das Kloster Kemnade um 960. Die Kirche desselben, eine flachgedeckte dreischiffige Pfeilerbasilika mit Querhaus und drei Apsiden, ist in wesentlichen Teilen so auf uns gekommen, wie sie im Jahre 1046 geweiht wurde, und ist demnach

das älteste Denkmal des Kreises von nicht bloß kulturgeschichtlichem, sondern auch künstlerischem Interesse. Ich stehe mit dieser Datierung im Gegensatze zu den meisten neueren kunstgeschichtlichen Betrachtungen. Von der Apsis aber bis zu den westlichsten Arkadenpfeilern, in völliger Harmonie mit der ganzen schlichten Anlage, laufen jene Kämpfer durch mit Karniesprofil, die wir in unserer Heimat überall nur an den noch stark antikisierenden frühromanischen Bauten des XI Jahrhunderts finden, so in Korvei, in Gandersheim, in Hildesheim. Sie sind der einzige Schmuck der Kirche und wirken daher durch ihre Form um so eindringlicher. Es müßten schon ganz schwerwiegende, aus dem Bau nicht ableitbare Gründe vorliegen, um sie nicht zur Zeitbestimmung heranzuziehen. Die sehr ausführliche Überlieferung auch vom Kirchengebäude aus den Jahren 1149 bis 1152 gelegentlich des Unterganges der Reichsfreiheit des Stiftes eignet sich nicht dazu. Denn meiner Meinung nach kann es sich da nur um Reparatur, nicht aber um einen Neubau der Kirche handeln. Einem solchen widersprechen sowohl der Wortlaut der verschiedenen Berichte, wie die damaligen Umstände des Stiftes. Die für diese Frage in Betracht kommenden Angaben sind kurz folgende: 1149, als Korvei seit zwei Jahren im Besitze des Klosters nach Verdrängung des übelberüchtigten Nonnenkonventes ist, fällt ein Schüler vom Firste der Kirche, welche neu gedeckt wird (tectum, quod noviter tegitur, heißt es wörtlich) auf den Fußboden herab vor den Dionysiusaltar im nördlichen Querarm und stirbt auf der Stelle. Die Kirche ist dadurch entweiht und die Mönche verrichten nun einstweilen ihren Gottesdienst in der abgesonderten Turmkapelle, das heißt doch wohl auf der Empore der vertriebenen Nonnen. Altäre, Turmkapelle und Entweihung deuten auf einen vorhandenen und in Benutzung befindlichen Bau. Von einer Neubedachung läßt sich füglich auch nicht bei einem Neubau reden, der noch gar kein Dach besessen hat, sondern nur bei einem alten, dessen schadhaftes Dach wieder zu erneuern ist. Da also, um es zu wiederholen, diese urkundlichen Zeugnisse keineswegs die Annahme eines Neubaues oder umfassenden Umbaues nahe legen, die erhaltenen Teile der Kirche dagegen mit ihrem einheitlichen Charakter durchaus 1046 geweiht sein könnten (vielleicht stecken im Chore sogar noch ältere Reste), so sehe ich keinen Grund von diesem Ansatze ihrer Entstehung abzugehen. — Wenn demnach jene bewegten Jahre des Kemnader Stiftes von 1146 bis 1150 auch für die Baugeschichte uns keinen sehr wertvollen Aufschluß geben, so sind sie doch um so interessanter durch den seltenen Einblick in eine reiche, üppige und uns doch so undeutliche Zeit. Dürre hat in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1881 die Ereignisse anschaulich dargestellt, die den uns erhaltenen erregten gegenseitigen Mitteilungen von Kirchenfürsten, Pabst und Kaiser zu Grunde lagen. Handelte es sich doch für diese um die Entfernung jener Äbtissin Judith, eines jungen, etwa 25 Jahre alten Mädchens, das, gestützt auf seine mächtige Verwandtschaft unter den Fürsten des Reiches, namentlich auch seinen Bruder Siegfried IV von Nordheim, sich einem höchst ungeistlichen Lebenswandel hingab und die Kemnadeschen Klostergüter leichtsinnig an seine Freunde verschenkte. Erst 1146, nachdem Judiths Bruder Siegfried 1144 gestorben war, brach der Sturm über sie und ihren nicht minder ärgerlichen Bruder Heinrich, den Abt von Korvei, herein. Beide, Judith allerdings erst nach hartnäckigem, echt weiblichen Widerstande, verloren ihre Abteien, das Stift Kemnade selbst aber, dessen Nonnen an der Katastrophe im hohen Grade mitschuldig waren, büßte dazu seine ihm gleich Herford und Gandersheim bisher zugestandene Reichsfreiheit ein. Fortan ganz von Korvei abhängig, fristete das Kloster ein unbedeutendes Dasein, um dessen Erbe schließlich Korvei und die Herzöge von Braunschweig bis zum Jahre 1777 prozessierten.

Das zweite und fortan wichtigste Kloster unseres Weserkreises, die Zisterzienserabtei Amelungsborn, wurde von jenem Siegfried IV von Nordheim auf einem Allod seines alten sächsischen Geschlechtes 1129 gegründet, in demselben Jahre, wo auch der Name der benachbarten Homburg zum ersten Male vorkommt, und etwa um die gleiche Zeit, wo die andere Nachbarburg, der Everstein, in der Geschichte erscheint. Graf Siegfried IV von Nordheim baute selbst erst die Homburg zum Schutze seiner umliegenden Besitzungen, namentlich wohl auch um für diese einen festen Mittelpunkt zu haben, denn nur wenige Kilometer entfernt bildete der Everstein einen solchen für die Besitzungen des Eversteinischen Grafenhauses diesseits der Weser, wogegen der Nordheimer nicht im Nachteile sein durfte. Das Vorhandensein einer Schirmburg war wohl die Voraussetzung der Klostergründung an ihrem Fuße, aber nur von äußeren, zufälligen Umständen hing es ab, daß sie gerade mittewegs zwischen den beiden Burgen zu stehen kam, dicht an die Grenze der Nordheimschen gegen die Eversteinische „Interessensphäre".

Auch Amelungsborn hat uns einen großen Teil seiner aus der Blütezeit der romanischen Kunst stammenden Kirche rein bewahrt, besonders das flachgedeckte Langhaus mit seinem harmonischen Wechsel von Pfeilern und Säulen. Daß wie hier nur das kräftig Gedrungene bei ähnlichen Langhausanlagen dem Schönheitselemente unserer romanischen Baukunst gerecht wird, zeigt recht deutlich ein Vergleich mit dem Langhause der ungefähr gleichzeitigen Godehardikirche in Hildesheim, wo die allzuschlanken und hohen Säulen, wie

schon Hase gerügt hat, das ganze Langhaus unschön wirken lassen. Das fällt dort um so mehr auf, als der Godehardichor eine besonders reiche Ausbildung erfahren hat. In Amelungsborn ist die vermutlich flach geschlossen gewesene romanische Chorpartie nicht mehr vorhanden. Der erste Bau des „Oratoriums", wie die Zisterzienser bescheiden ihre Kirche nannten, muß 1158 im Wesentlichen fertig gewesen sein, da im Anniversarienbuche des Klosters bei der Eintragung des 1158 erfolgten Todes Bertolds von Homburg ausdrücklich hinzugefügt worden ist, daß er und seine Frau die Kirche errichtet hätten (construxerunt), was logischer Weise sich nur auf die Vollendung beziehen kann, da der Beginn auch des Kirchenbaues sicher noch zu Lebzeiten des Gründers Siegfried (†1144) erfolgte. Auch gestatten die Bauformen selbst durchaus ihre Entstehung in der Mitte des XII Jahrhunderts. Der gotische Umbau des Querhauses und die Vorlage des dreischiffigen, flachgeschlossenen Chores, der, wie auch der Augenschein lehrt und eine Altarstiftung bezeugt, 1363 im Wesentlichen vollendet gewesen sein muß, scheint, worauf Baurat Pfeifer mit Bezug auf einige noch frühgotisch anklingende Basenbildungen zuerst aufmerksam gemacht hat, bedeutend früher begonnen worden zu sein. Veränderungen der Gebäude und des ganzen Klosterumfanges werden mehrfach um das Jahr 1300 überliefert; vielleicht wurde auch da schon der neue Chor in den Grundmauern festgelegt, dessen Hochführung dann erst sehr viel später geschehen sein kann. Denn der Oberbau zeigt über den älteren Basen durchaus gleichzeitige Kunstformen der vollentwickelten Gotik, und im Vergleich mit dem romanischen, ganz vortrefflichen Mauerwerk eine viel sorglosere Technik und schlechteres Material. Beides läßt auf ein eiliges Bauen schließen. Denn an Mitteln hat es in jenen Jahrzehnten des XIV Jahrhunderts dem Kloster gewiß nicht gefehlt, wo es, wie namentlich aus seinen Beziehungen zu der Tochtergründung Doberan hervorgeht, auf der Höhe seiner Macht stand. Außer dem Klostergute selbst war um vier große Außenhöfe der Landbesitz und Zinsertrag gruppiert: Erzhausen bei Greene, Schnetinghausen bei Moringen, Einbeck, wo der Hof neben dem landwirtschaftlichen Betriebe auch zugleich eine Art Speicher für alle klösterlichen Erwerbsprodukte bildete, und Allersheim. Die nächsten Dörfer bei Amelungsborn, Holenberg, Negenborn und Lobach, waren mit Diensten und Gerichtsbarkeit ganz vom Kloster abhängig, und auf den großen Mecklenburgischen Besitzungen, in Satow, hatte sich eine Art Unterkloster gebildet, auf dessen Eigentum Amelungsborn allerdings, infolge der allzuweiten Entfernung, zu Gunsten der blühenden Mecklenburgischen Tochtergründung Doberan bereits 1301 verzichten mußte. Gleich den meisten anderen geistlichen Stiftungen verlor aber auch Amelungsborn im XVI Jahrhundert seine Lebenskraft, sowohl auf geistlichem, wie auf wirtschaftlichem Gebiete. Jedoch auf letzterem erlebte es den auffallenderen Zusammenbruch. Denn von seinen Domänen hat sich bis heute nur der Klosterhof selbst erhalten. Besonders interessant ist der Verlust Allersheims, des schönsten seiner Außenhöfe. Herzog Heinrich der Jüngere nämlich veranlaßte das Kloster 1549 ihm Allersheim abzutreten gegen Entschädigung, die hauptsächlich in der Überlassung des Wangelnstedter Zehnten und des eben erst wieder besiedelten, lange wüst gelegenen Altendorfes bei Holzminden bestand. Der welterfahrene Fürst handelte dabei als der klügere in der eben zur Geltung kommenden wirtschaftlichen Einsicht, statt der ihm zustehenden Dienste und Naturalgefälle Grundbesitz zu erwerben, während das Kloster gerade den Vorteil der unmittelbaren Bodenbewirtschaftung in Allersheim aus der Hand gab, und ihn sich mit den absterbenden Formen des mittelalterlichen indirekten Güterertrages bezahlen ließ. Kein Wunder, daß der Konvent bald den Schaden merkte und gegen diesen Tausch noch 1575, natürlich vergebens, sich verwahrte.

Das geistliche Leben, im Mittelalter, wie einige Nachrichten vermuten lassen, namentlich durch freundschaftliche Beziehungen zu Korvei recht lebendig, setzte sich in der mit der Reformation im Kloster gleichwie in anderen Zisterzienserklöstern des Herzogtums eingerichteten theologischen Schule anfangs allerdings nur recht dürftig fort, verwandelte sich indes segensreich mit der Verlegung der Schule nach Holzminden 1760, wo diese ihrem geistlichen Ursprunge alle Ehre machte und zu dem geistigen Mittelpunkte unseres Weserkreises sich entwickelte. Wie gewöhnlich ist nun auch in Amelungsborn infolge des frühzeitigen Leerstehens, ja bald des völligen Verlassenseins der Klostergebäude von diesen nur sehr wenig auf uns gekommen, vom Kreuzgange zumal nur der westliche, recht unscheinbare Flügel in gotischen Formen, unter einem Dache mit einigen in Fachwerk errichteten größeren, leider jetzt sehr verbauten Räumen (Refektorium), die recht interessante lineare Schnitzereien mit Wappen aus dem Anfange des XVI Jahrhunderts enthalten. Bemerkenswert sind daneben nur noch die sog. Priorei, ein einfacher, nordöstlich abseits stehender gotischer Massivbau, ferner das innere, ebenfalls gotische Torhaus und fast ganz die äußere Umfassungsmauer des Klostergrundstückes, wie es seit der Vergrößerung 1303/4 sich darstellte. Ein gotisches Nebentor innerhalb dieser Mauer ist erhalten, während das 1308 errichtete äußere Haupttor mit der Kapelle für die Frauen verschwunden ist; eine Vorstellung davon kann uns aber der Stich bei Merian geben.

Unter den Dorfkirchen des Kreises haben mehrere noch romanischen Charakter. Namentlich die Kirchen

von Hattensen und Hohe westlich der Weser sind im Wesentlichen unversehrt erhalten, beide gewölbt und mit höchst derben Gliederungen, zweijochigem Schiff, eingerücktem Turme und gewölbtem rechteckigen Altarhause ohne Apsis. Die Kirche in Altendorf, lange Zeit bis ins XVII Jahrhundert Ruine, hat dagegen ein dreijochiges Langhaus und im Osten eine Apsis. Für diesen Bau haben wir wohl in dem Jahre der Verleihung des Stadtprivilegs an Holzminden, 1245, einen Terminus ante quem, denn damit war dem Alten Dorfe Holzminden im Gegensatze zu dem auf seine Kosten groß gewordenen Neuen Dorfe, nun der Stadt Holzminden, der Lebensfaden völlig durchschnitten. Wir kommen darauf noch einmal zurück. Ein stattlicher romanischer Turmrest mit einem von zwei Jochen überspannten Erdgeschoß und ehemals schönem romanischen Glockenhause ist in Bisperode erhalten, in Dielmissen der ganze Turm mit von Ost nach West laufendem Satteldache und der an den Turm angrenzenden romanischen, sehr energisch profilierten Tür des Schiffes, ein ähnlicher Giebelturm und ein Teil des Schiffes ferner in Kirchbrak, romanische Reste endlich auch noch in Heyen, Halle, Brunkensen.

Eine Sonderstellung nehmen die Kirchen in den beiden alten Städten Holzminden und Stadtoldendorf ein; besonders merkwürdig ist der romanische Kern der Kirche in Holzminden. Was nur möglich war an Schädigung durch die Elemente wie durch die Menschen hat dieser alte Bau bis in die jüngste Zeit ertragen müssen, und nur allein praktische Gesichtspunkte haben es zuletzt verhindert, daß man ihn, als er für die zu groß gewordene Gemeinde nicht mehr ausreichte, bis zur Unkenntlichkeit umgebaut, oder gar ganz abgerissen hätte. Die jetzt zweischiffige Anlage hatte in romanischer Zeit drei Apsiden, denen drei Schiffe entsprochen haben werden, allerdings drei Schiffe von ziemlich gleicher Höhe, und also vermutlich in der häufig üblichen Hallenform des benachbarten Westfalens. Ein einschiffiger, flach gedeckter Bau mit drei Apsiden, wie einst in Lutlum, würde bei der 13½ Meter breiten Kirche doch etwas recht Ungewöhnliches gewesen sein, und dem widersprechen auch die unzweifelhaft romanischen Kämpfer, welche bei der Herrichtung der jetzigen Gewölbe 1577/95 wieder verwendet wurden. Auch in Stadtoldendorf wies der 1904 abgebrochene romanische Turm auf eine dreischiffige Langhausanlage, die ja hier so gut wie in Holzminden um 1200 oder in den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts dem aufblühenden, bald städtischen Gemeinwesen angemessen gewesen sein wird.

Die einzige Dorfkirche des Kreises von einheitlicher gotischer Anlage ist die Kapelle in Lüerdissen, 1382 von Heinrich von Homburg gegründet und wohl auch erbaut. An das flachgedeckte, einschiffige Langhaus schließt sich östlich das eingerückte rechteckige Altarhaus mit Rippengewölbe und dem Homburgischen Löwen im Schlußstein. Dieses Altarhaus ist in sehr abweichender Art zugleich Turmuntergeschoß. Auch die altertümliche Glocke der Kapelle wird noch eine Stiftung Heinrichs von Homburg sein. Ein malerischer, unter Herzog Heinrich d. J. (1514—1568) errichteter Fachwerkbau ist die Kirche in Eimen, eigentümlich durch ein weit übergekragtes niedriges Obergeschoß, wie es ähnlich bis 1904 auch im nahen Kaierde, Kreis Gandersheim, erhalten war; in beiden sehe ich nur besonders reich ausgestattete Lagerräume, vornehmlich für die Aufspeicherung der Kirchen- und Pfarreinkünfte an Feldfrüchten, wofür überall gern die Kirchenböden hergerichtet waren, ja hie und da noch jetzt benutzt werden.

Unter den jüngeren Kirchen des Kreises erweckt die Hehlener besonderes Interesse, ein 1697 bis 1700 errichteter kleiner Zentralbau Hermann Korbs, mit einem inneren oblongen, zweigeschossigen Umgange. Die Kirche gehört zu den originellsten Versuchen, dem protestantischen Gottesdienste ein zweckmäßiges Gebäude zu schaffen, und zu den frühesten, die ganz vom überlieferten Schema absehen. Erst 30 Jahre später kommt diese norddeutschprotestantische Richtung des barocken Kirchenbaues zu ihrer berühmtesten Schöpfung, Bährs Frauenkirche in Dresden, die der Idee nach nicht wesentlich mehr über Korb hinausgeht. Eine Vorstufe dagegen zu solchen Zentralanlagen besitzen wir im Braunschweigischen an der Kissenbrücker Kirche, deren Grundriß noch ein gleicharmiges Kreuz zu Grunde gelegt wurde. Auch die barocken Kirchen in Brunkensen und Eschershausen sind der Beachtung wert, beide in der Grundform rechteckige Saalkirchen, die Brunkenser von 1720 malerisch mit geschnitztem Altar, Orgel, Emporen und Kanzel ausgestattet, die größere in Eschershausen 1746 eingeweiht, nüchterner im Inneren, aber der Raum vortrefflich gegliedert in drei Schiffe, deren mittelstes ein hölzernes, mit Laub- und Bandelwerk und Figuren bemaltes Tonnengewölbe hat, während die Seitenschiffe von je einer Empore durchzogen sind.

Als Kapellen dienten auch die drei jetzt sämtlich nicht mehr vorhandenen Einsiedeleien im Kreise: die Klus bei Heyen, die gegen 1568 statt der eingestürzten Pfarrkirche im Dorfe zum Gottesdienste benutzt wurde, und von der es damals hieß, sie sei „in alten Jahren" von einem Mann aus Stadtoldendorf namens Kip erbaut, der sich durch milde Gaben erhielt. Eine andere Klus lag bei Wangelnstedt. Nach dem Tode des letzten Klausners wurde sie abgebrochen und ihr Material (vor 1612) für des Schulmeisters Wohnung im Dorfe benutzt. So hart stießen damals die Anschauungen des beschaulichen Mittelalters und der wißbegierigen Neuzeit

sogar in einem Dorfe aneinander! Von der dritten Klus, bei den alten in der Nähe von Grünenplan gelegenen Glashütten des Hilses, heißt es im Merian 1654: es befinde sich dort „eine verwüstete Capelle, zu S. Lorentz genant, wie imgleichen auch eine Clauß, im Schlechterbusch, nahend Delligsen, woselbsten sonderbare Walfahrten von den Alten verrichtet, vnd von gebrechlichen Leuten allerhand Opffer gebracht worden. Inmassen dann solches noch bey Menschen gedencken geschehen, und nach deme die Capelle und Clauß niedergerissen, auff der Stelle, an den Büschen und Bracken, zum offtern Flachs, Wolle, Wachs und dergleichen Opffer gefunden worden.“ Das uralte Opfern von Naturerzeugnissen scheint also damals noch Volkssitte bei uns gewesen zu sein.

Kirchliche Ausstattungsstücke aus dem Mittelalter sind wie überall auch in diesem Kreise wenig zahlreich erhalten. Im XIX Jahrhundert sind gerade die häufigen Auffrischungen der Kirchen, wobei man schon frühzeitig versuchte, die Gebäude selbst zu schonen, solchen Sachen verderblich gewesen. Haben doch z. B. noch 1875 bei einer Erneuerung der Kirche in Heyen die Maurer eine Marienfigur, die vermutlich rückwärts ausgehöhlt war, als Trog benutzen dürfen. Um so kostbarer sind die noch vorhandenen Stücke, und dankbar ist es zu begrüßen, daß das Interesse bei uns beginnt sich auch ihrer anzunehmen, je mehr Staat und Gemeinden sich ihrer Verantwortung bewußt werden als Besitzer und Hüter des öffentlichen künstlerischen Erbes so vieler Jahrhunderte. — Das feinste Stück unter den kirchlichen Dekorationsgegenständen des Kreises Holzminden ist vielleicht das um 1400 gearbeitete Tumbengrabmal des vorletzten Homburger Edelherrn, aus Dolomitkalkstein, das ihn mit seiner Frau zu den Füßen des Gekreuzigten knieend darstellt. Wenig älter, aber viel handwerksmäßiger ist das gotische Grabmal eines gräflich eversteinschen Ehepaares in Amelungsborn, aus rotem Sandstein. Amelungsborn besitzt auch in seinem um 1400 angefertigten farbigen Ostfenster mit 36 Darstellungen aus dem Leben der Maria und der Passion das größte derartige Prunkstück im Lande. Ein prächtiger, silbervergoldeter Kelch dieses Klosters, datiert 1478, mit gegossenen Figuren auf dem Fuße, im Jahre 1900 durch eine unvorsichtige Erneuerung leider recht entstellt, befindet sich im Pfarrhause zu Negenborn. Wertvolle spätmittelalterliche Holzschnitzereien sind noch in Kemnade und Dielmissen, dort namentlich eine Maria mit dem Kinde auf dem Halbmonde mit verhältnismäßig gut erhaltener Bemalung, in Dielmissen eine Kreuzigungsgruppe von besonders schöner Arbeit. Für beide ist eine sorgfältigere Aufbewahrung dringendes Bedürfnis.

Bemerkenswerte ältere Glocken sind noch mehrfach vorhanden, die ältesten in Dielmissen und Hunzen, diese mit einem eigentümlichen Netzwerk auf der Flanke; jünger ist die schon früher genannte Glocke in Lüerdissen; 1415 ist eine in Bisperode datiert, mit zahlreichen Reliefs: dem Stifter (Hartung Werder) und seinem Siegel, Heiligen, Wallfahrtserinnerungen; ebenda eine Glocke von 1540 mit einer Pieta und einem größeren Relief: Christus als Kelterer. Dem XV Jahrhundert gehört auch eine Glocke in dem benachbarten Bessingen an, wo sich eine Heiligenfigur jener von 1415 wiederholt. Von 1460 ist eine Glocke in Brunkensen, von 1506 in Hohenbüchen. Die Glocken wurden im Laufe der Jahrhunderte immer gesprächiger. Im hohen Mittelalter meist noch ganz stumm, tragen sie im XV Jahrhundert feierlich einfache, in weiten Landstrichen wiederholte Inschriften wie etwa die jener Bessinger:

O rex glorye criste veni cum pase (so),

oder auch noch die Bisperöder von 1540:

ihs (= Jesus) is min name, min geluit is gade bequeme.

Bereits erheblich mitteilsamer ist die Glocke in Harderode:

Anno domini dusent vif hundertt vnd veer vnd veftich.
andreas bin ich ghenant.
myn name ys gade wol bekandt.
ick stille den donr.
vnd bessrie de doden.
vnd essche (= heische) de levendigen.
albert binken was he gnant.
de goed dusse klocken myt siner handt.

Frühzeitig kommen aber auch schon außer dem Glockengießer die Namen der Stifter und des Pfarrers vor, als verhältnismäßig alte Ausnahme an der Bisperoder Glocke von 1415. Das wird im Laufe des XVII Jahrhunderts die Regel bis in das XIX Jahrhundert. Kein Kirchenvorstand ließ es sich mehr nehmen, die Namen seiner Mitglieder an den größeren Glocken verewigen zu lassen. Neben dieser im stillen doch gerade innerhalb der konservativen Kirche sichtbar zum Vorschein kommenden Genugtuung unwidersprechlicher Selbstverwaltung, in einer Zeit des politischen Absolutismus, steht naiv-nachbarlich der Stolz der weltlichen Patrone, der ebenso sichtbar an den Glocken sich ausdrückt. Herzog Ferdinand Albrecht schmückte als solcher und als Freund der schwülstigen Muse seiner Zeit 1680 die Glocke in Bevern außer mit Namen und Wappen mit einer Inschrift, wo er seinem fürstlichen Stande in der fünften Zeile charakteristischen Ausdruck gibt:

Ad sacra summa vocans, interdum funera plangens,
Intempli (so) resono, numinis atque decus.
Zum schönen Gottesdienst
Ich öffentlich erhalle,
Auch hohe Leichen ich
Beleut mit meinem Halle.
Gott geb, dasz jeder Zeit
In Ruh und Fried erklingt

Mein Ton zu Gottes Ehr,
Und nimmer Feur auszbringt.

Eine kapriziöse Verirrung des XVIII Jahrhunderts bieten zahlreiche Kirchen des Kreises in den jetzt nur auf Böden in Resten vorhandenen Taufengeln, hölzerne etwa einen Meter große Engelsfiguren, die von der Decke an Stricken herabschwebten und das Taufbecken in den Händen hielten. Aus guter protestantischer Empfindung war dagegen seit dem Ende des XVI Jahrhunders die Altarkanzel entstanden, wo die Kanzel bezw. in der Person des Predigers das lebendige Wort Gottes an die Stelle des katholischen Andachtsbildes über dem Altare trat. Da meist bei solchen Anlagen durch seitliche Durchgänge der ganze Ostraum als evangelischer Beichtraum und Sakristeiersatz gegen das Schiff abgetrennt wurde, so bekam die ganze Scheidewand viel Ähnlichkeit mit der Ikonostasis der griechischen Kirche, deren wesentliches Merkmal ja durchaus nicht in dem Bilderbehang liegt, auf den allein ihr Name deutet. Derartige Kanzeln sind z. B. in Eschershausen, Bisperode und Bremcke.

Der Erinnerung von Menschenhand umgebrachter Leute scheinen die sämtlichen 12 mittelalterlichen, mit Kreuzen, teilweise auch mit Inschriften und Handwerksgeräten versehenen rechteckigen Denksteine gewidmet gewesen zu sein. Sie sind jetzt meist von ihrer ursprünglichen Stelle mitten im Felde an die Straßen versetzt. Der bekannteste von ihnen, der Ibermannsstein bei Arholzen, trägt die, nach der Dasselschen Chronik (1596) ergänzbare Inschrift:

_ [Hic] fuit [occisus Nic]ola. de Ub[e]re armig[er] r (= requiescat) in p[ace].

Eine ähnliche lateinische Inschrift trägt ein Stein bei Scharfoldendorf auf einen erschlagenen Hermann. Deutsch ist die Umschrift auf dem Denksteine neben der großen Schutthalde nordwestlich von Stadtoldendorf:

hi[r] let engelhart sin levent to midvasten. god la[t]e on; der Schluß ist ausgelassen.

Die auf den Steinen dargestellten Wappen und Geräte: Schlüssel, Beile, Horn, Schäferstab, Tubben weisen auf die Beschäftigung und den Stand des Umgekommenen, nicht aber auf einen Mörder oder seine Mordinstrumente. Der Schluß von diesen infolge des günstigen roten Sandsteinmaterials plattenförmigen Steinen auf die überall im Lande, auch hie und da im Kreise Holzminden (Brunkensen, Braak) vorhandenen kreuzförmigen Steine scheint gestattet, daß auch die Mehrzahl dieser als Gedenk- bezw. als Sühnsteine errichtet wurden. Ende des XVIII Jahrhunderts befand sich im Kreise Holzminden noch fast die doppelte Anzahl. Einige von ihnen gehen durch den Glauben der Bauern an die Heilkraft davon abgesplitterter Teile gegen Fieber noch jetzt ihrem Untergange entgegen.

Gleich den Glocken werden auch die Grabsteine seit der Reformation des Landes (1568) sehr gesprächig. Wahre Redeprunkstücke bringen sie im XVII und XVIII Jahrhundert. Dazu hier zwei Beispiele aus Halle, von Pfarrern, denen die reiche Stelle solchen Luxus gestattete:

Hospes qui adstas
manes meos ne laedito;
vivus laesi neminem, capite laesus
situs sub hoc saxo sum
Joh. Conradus Sachse pastor ecclesiae.
Me Noriberga genuit d. 12. Novembr.
ao. R. (so) MDCXXII,
Illustris academia Altorfina
.moribus sanctissimis et ingenio
supra aequales praeditum ad
litterarum et verae theologiae laudem natum
erudiit anno XL, XLIV
serenissimus princeps ac dn.
dn. Augustus, dux Bruns. et Lün.
ingeniorum censor acutissimus,
postquam plurimarum regionum imprimis
Hungariae et Austriae mores,
ingenia videram, a. XLV
informandis principibus suis in illustri aula Guelphica sua
inservire voluit, a. XLVI
hinc in hanc ecclesiam productus, dum
ex praescripto archipastoris Christi
gregi praesum et prosum docendo, ducendo,
mors ecce violenta
d. VIII jan. a. M. DC. LXXVIII
mihi plures annos,
bonis omnibus summam expectationem,
ecclesiae felicissimos fructus
praecidit, casu insperato
inter brachia filii mei natu maioris
sub imagine mei salvatoris
expiro
anno dicto aetatis meae LV. ann. 2. mens.
ministerii XXI. ann.
Ah! stulte homo! mortem avara te manu
iam tenentem procul abesse credis,
agnosce errorem vel ex fato meo;
vixi, dum vixi, pie, bene,
mea per varios casus est peracta, tua
jam agitur
fabula. Vale, plaude, abi,
uxorem, liberos, cognatos et amicos
.... gum valere et ne se macerent, jube.

Der humanistische Geist der Renaissance, unter den braunschweigischen Fürsten zuletzt in dem hier genannten ingeniorum censor acutissimus August d. j. lebendig, klingt in dieser zwar recht langatmigen Stilübung doch vernehmlich nach. In den gesuchten Antithesen, Wortanklängen, im überschwenglichen Selbstlob des Toten und der rhetorischen Wendung an den Leser am Ende der Grabschrift wird man noch

immer die gute Bildung schätzen, die sagen konnte was sie wollte. Hundert Jahre später glückte das auf der zweiten Grabschrift nicht mehr. Sie ist deutsch, trotzdem aber ist es dem Superintendenten, der sie verfaßte, mißlungen, den Wortreichtum zu beherrschen. Der platte Ausdruck und der dürftige Inhalt führten zu Entgleisungen, die zeigen, daß die sich erneuernde geistige Bildung jener Zeit noch nicht bis hierher gedrungen war. So wirkt leider tragikomisch, was der brave Ehemann und Vater von 13 Kindern ungewollt uns zwischen den Zeilen erzählt:

Hier ruhet die Superintendentinn Johanne Dorothee Dekkern. Geborne Scholingen. Die sich in ihren kurzen Leben von 34 Jahren um Himmel und Erden verdient gemacht hat. In den Himmel hat sie bereits 8 würdige Seelen von ihren Kindern vorangeschickket und der Erden 5 hofnungsvolle Zweige zurükke gelassen. Aus wahrer Liebe zu Gott unnd der Religion hat sie theils aus eignen Mitteln, theils durch Fürsprache bey Begüterten christlichen Herzen dieser Kirche einen silbernen Communion-Kelch, einen Tauf-Engel, 2-malige reiche Bekleidung der im Kriege geplünderten Kanzel und des Altars mit Freuden besorget. — Sie ist geboren zu Höxter 1736 d. 20. May. verheyrathet 1754 d. 18. Jun. gestorben im Kindbette 1770 d. 7. October. — Gott erfreue ihre redliche Seele in der seligen Ewigkeit. Dis wünscht mit Thränen und Seufzen ihr betrübter Ehemann P. C. Dekker.

Das nun nahende sentimental-klassizistische Zeitalter findet dagegen trefflichen Ausdruck auf dem Friedhofe von Holenberg-Amelungsborn in einer Grabschrift für Charlotte Louise Friderice Koerber, geb. Bennecke, gest. 1806, und ihren jüngsten Sohn, geb. u. gest. 1806:

Ach, wer trocknet die Thränen der tiefen, schmerzlichen Trauer?
Ahnung unendlichen Seyns, Hoffnung des Wiedersehns, du!
Glücklich verfloss und beglückend der Guten das Freundliche Leben.
Viel gab ihr das Geschick, mehr dem Geliebten ihr Herz.
Denen Sie Liebend gelebt, sie bewahren in Liebender Seele
Ihrer Tugenden Bild, ihres Werthes Gefühl.

(Schluß folgt.)

Bericht über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege im Herzogtume Braunschweig 1904/05.

Das Geschäftsjahr des Denkmalausschusses deckt sich mit dem Kalenderjahr, aber nicht mit dem des Geschichtsvereins; daher liegt für die Zeit vom letzten Bericht des Schriftführers bis zum Ende des Jahres 1904 ein besonderer Bericht des Dr Steinacker vor, der für den Ausschuß selbst bestimmt war. Diesem wird ein weiterer Bericht P. J. Meiers über die Tätigkeit des Ausschusses in den Monaten Januar bis Mai 1905 angefügt.

Der Ausschuß hielt seit dem Abschlusse des letzten Jahresberichtes, 6. Juni 1904, drei Sitzungen ab. Endgültig fertig gestellt und gedruckt wurde die von einem besonderen Ausschusse vorberatene Geschäftsordnung. Zu einer Regelung kamen auch die finanziellen Angelegenheiten, indem die mancherlei Auslagen gedeckt werden sollen durch die Beiträge der am Ausschusse beteiligten drei Vereine und die freundlichst zugesagte jährliche Unterstützung der bedeutenderen Städte des Herzogtumes, während der Staat für besondere Fälle eine finanzielle Beihülfe in Aussicht gestellt hat. Im Interesse des Ausschusses lag seine Beteiligung am Bunde für Heimatschutz, gleichwie er teilnahm an der damit zusammenhängenden Tagung in Hannover, am 13. November 1904, zur Bildung eines besonderen Heimatschutzbundes für Niedersachsen. Dem dabei konstituierten Sonderbunde ist er beigetreten.

In Sonderausschüssen wurde 1) über die Pflege des Blumenschutzes im Walde beraten, 2) im Auftrage des Ministeriums ein vom Vereine für volkstümliche Bauweise in Sachsen erbetenes Gutachten über die Stellung des A. f. D. zu den Zielen jenes Vereines gegeben, wozu eine entsprechende Äußerung der Baugewerkschule in Holzminden bereits vorlag, und 3) das Bebauungsprojekt der Ecke Garküche — Brabantstraße am Gewandhause weiter gefördert. Daneben suchte der Ausschuß den Abbruch des Schwetzschen Hauses beim alten Petritore zu verhindern und von einigen nicht zu rettenden Fachwerkhäusern auf der Wendenstraße wenigstens genaue Risse zu erhalten. Auch wandte sich der Ausschuß zum Schutze der dem Abbruch drohenden Nikolai-Kirche an die katholische geistliche Oberbehörde in Hildesheim. Mit Genugtuung konnte dem Ausschusse mitgeteilt werden, daß auf eine Anregung hin vom Staate 600 Mk. zur Erhaltung des Volkmarskellers und der Heimburg bewilligt seien.

Ein Ausflug führte den Ausschuß am 11. Juni 1904 nach Harzburg zur Besichtigung der Burgbergsausgrabungen und Bestimmung der wichtigsten dort noch zu lösenden Aufgaben.

16. März 1905. Steinacker.

In den Monaten Januar und Februar 1905 konnte wegen starker dienstlicher Belastung des Vorsitzenden keine Zusammenkunft stattfinden, dafür wurden im März 2 und im April und Mai je eine solche abgehalten und bestimmt, daß — unbeschadet außerordentlicher Sitzungen für besondere, dringliche Fälle — regelmäßig am ersten Donnerstag in jedem Monat eine ordentliche Sitzung zu berufen sei,

die Monate Juli bis einschl. September dagegen wieder als Ferien betrachtet werden, in denen nur einzelne Mitglieder, namentlich des Vorstandes, die Geschäfte zu führen hätten. Es wurde auch die Herausgabe eines zusammenfassenden Berichtes der Ausschußtätigkeit in den 3 Jahren 1903/05 auf Kosten des Ausschusses beschlossen. Verhandelt wurde in den genannten 4 Sitzungen dieses Jahres:

1) über die Sicherung des schönen Hausmannsturmes in Helmstedt, für dessen Beseitigung dort Stimmung gemacht wird, der aber durch mehrere Mitglieder des Ausschusses für durchaus fest in seinem Kern befunden und der besonderen Obhut der städtischen Behörde anempfohlen wurde;

2) über die Bepflanzung der öffentlichen Plätze in Braunschweig mit Bäumen, die freudig begrüßt und nur in einem Fall (Linde vor dem Chor der Martinikirche) wegen voraussichtlicher Verdeckung des dahinterliegenden Bauwerkes durch Eingabe an den Stadtmagistrat — leider, wie es scheint, ohne Erfolg — widerraten wurde;

3) über die Ausgrabungen an den Reitlingswällen, die Oberlehrer Lühmann auf Kosten des Geschichtsvereins, aber unter Oberaufsicht des Ausschusses in den Osterferien vorgenommen hat;

4) über die Frage, wie unwissenschaftliche Ausgrabungen auf vorgeschichtliche Altertümer in Forsten zu verhindern seien, die nur der Verwaltung der staatlichen Behörde unterständen, aber Eigentum der Gemeinde wären;

5) über das prächtige Torhaus in Hehlen, das, aller Versuche ungeachtet, doch dem Untergange geweiht scheint;

6) über eine etwaige Überführung einzelner Architekturstücke aus den herrschaftlichen Kirchen des Landes in das Vaterländische Museum, die nur für den Fall befürwortet wurde, daß die Gegenstände an Ort und Stelle nicht genügend vor Verschleppung und Beschädigung geschützt seien;

7) über die Grundsätze, die bei der Herstellung oder Sicherung kirchlicher Ausstattungsgegenstände, namentlich solcher der Malerei und Plastik, zu beobachten seien; man war in diesem Punkte der Überzeugung, daß derartige Altertümer, soweit sie bereits in ein Museum aufgenommen seien, in dem gegenwärtigen Zustand zu belassen und nur vor weiterem Verfall zu schützen seien, und daß auch bei den in den Kirchen gebliebenen Stücken, soweit dazu nur irgend die Zustimmung des Kirchenvorstandes erreicht werden könnte, nicht bloß ihre Bedeutung als Schmuckgegenstände, sondern auch die Bedeutung als wissenschaftlich wertvoller und deshalb möglichst unantastbarer Gegenstände gewahrt bliebe.

Der Ausschuß hat dann auch die Pflege unserer alten Holzhäuser in die Hand genommen und einen besonderen Unterausschuß für diesen Zweck gebildet, der sich die Feststellung etwa noch erhaltener Spuren alter Bemalung, die Beeinflussung der Besitzer in der Richtung auf eine sachgemäße Neubemalung der Häuser und eine Belehrung der Malermeister zur Aufgabe gemacht hat, und hat schließlich begonnen, die einzelnen Stadtkirchen zu besichtigen und sich ein Urteil über deren Herstellung zu bilden.

Überblickt man die ganze Tätigkeit des Ausschusses in dem Berichtsjahre, so wird man ihm nicht das Zeugnis versagen können, daß er es an Fleiß und eindringlicher Vertiefung in die oft schweren Fragen nicht hat fehlen lassen. Innerhalb des Ausschusses selbst gehen die grundsätzlichen Anschauungen bisweilen noch weit auseinander, aber bisher ist doch noch stets durch offene Aussprache eine gegenseitige Annäherung erreicht worden, und wenn andrerseits die Vorschläge und Gutachten des Ausschusses nicht immer die gewünschte Beachtung gefunden haben, so hat man sich doch niemals verhehlt, daß nur die größte Langmut und eine unerschütterliche Geduld zum endlichen Ziele führen kann.

22. Mai 1905. P. J. Meier.

Ein Streit im Wirtshause.

Ein Kulturbild aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Eines Sonnabends im Jahre 1557 lustwandelte Wilhelm von Dotken mit mehreren andern ehrsamen Bürgern auf dem Altstadtmarkte. Da trat Hans Schorkopf zu ihnen und sagte unter anderem, in Henning Wendes Hause im Hagen würde treffliches Weißbier verzapft. Daher beschlossen sie, mit ihm dorthin zu gehen, als sie genug spazieren gegangen waren. Bei ihrer Ankunft in der Wirtschaft trennte sich Hans Schorkopf von ihnen, indem er sich an einen andern Tisch setzte, und hub zu spielen an. Dadurch wurde er erregt und fuhr den Wirt mit unpassenden Worten an, als dieser die Zeche beglichen wissen wollte. Wilhelm von Dotken redete dabei zum Guten. Nicht lange darauf stand Schorkopf von dem Tische auf, an dem er gesessen, und trat an den Tisch heran, an dem Dotken saß, setzte sich dicht neben diesen, zog einen Goldgulden aus der Tasche und schlug ihm „eine Mummenschanz" vor. Als D. von dem Spiele nichts wissen wollte, war er nicht damit zufrieden, griff ihn an die Ehre und sagte, wenn er ein Ehrenmann wäre, so sollte er ihm eine Schanze halten und nicht denken, daß er kein Geld mehr besäße. Bei diesen Worten zog er einen zweiten Goldgulden hervor und schlug ihm den gleichfalls vor.

Darauf erklärte ihm D. zum zweiten Male, er wolle nicht mit ihm spielen, er wisse auch wohl, daß er sich auf weiß und schwarz verstünde. Da brauste Schorkopf auf und gab dem Wilhelm von Dotken viele unnütze Worte zu hören.

Dann stand er auf, nicht etwa um ihn nun in

Ruhe zu lassen; im Gegenteile, er holte ihm eine Jungfrau und forderte ihn auf, mit ihr zu tanzen. Dotken erklärte, er habe die Tage seines Lebens nicht getanzt und könne auch nicht tanzen, er möchte also die Jungfrau einem jungen Gesellen bringen. Da erklärte ihn dieser für stolz, er verachte gute Gesellen, dafür solle er büßen.

Dotken entgegnete ruhig, er verachte weder ihn noch andere gute Gesellen. Schorkopf aber sprang vor den Tisch und sagte, ob er ihn lügen heißen wolle, zückte sein Schwert, um ihn hinter dem Tische zu erstechen, was auch geschehen wäre, wenn nicht gute Gesellen ihm entgegengetreten und ihn aus dem Hause gebracht hätten.

Ehe er aber aus dem Hause entfernt wurde, begehrte er von Dotken, er solle ihm die Hand darauf geben, daß er sich am nächsten Tage, also an einem Sonntage, vor dem S. Aegidientore bei S. Leonhard schlagen wolle. Dazu erklärte sich Dotken nicht bereit.

Da er ein gutes Gewissen hatte, so ging er seiner Gewohnheit gemäß am folgenden Morgen gegen 8 Uhr in die Kirche. Zwischen 8 und 9 Uhr, während er die Predigt hörte, kamen Bernhard von Groningen und Hans Arends dreimal in sein Haus, trafen ihn aber nicht, weil er in der Kirche war. Was sie wollten, sagten sie nicht, D. erfuhr aber später, daß sie ihn von Schorkopf hätten auffordern sollen, gleich zu ihm vor das Tor zu kommen und sich mit ihm unter der Predigt zu schlagen.

Am Sonntag Abend ging Wilhelm von Dotken wieder mit einigen guten Gesellen zum Biere. Es erschien auch Hans Arends und setzte sich zu ihnen. Da er nicht sagte, warum er am Morgen mehrmals bei D. gewesen wäre, ließ ihn dieser draußen danach fragen, erhielt aber an diesem Abende keine Antwort. Arends erklärte nur, als auf Schorkopfs Benehmen die Rede kam, er wolle die Sache beilegen. Nicht lange darauf verließ er die Stube, und als er wieder eintrat, hatte er einen Kranz in der Hand. Diesen brachte er Dotken, indem er ihn aufforderte, mit ihm um eine Tonne Weißbier zu stechen. Dieser aber schlug es ihm mit den Worten ab, er sei des Stechens müde, er solle den Kranz einem jungen Gesellen bringen. Als dies nichts half, erklärte er sich bereit, stellte aber die Bedingung, es solle vier Tonnen Weißbier gelten und sechs Taler, dazu sollte der Verlierende alle Unkosten z. B. für den Harnisch auf sich nehmen und für den Schaden aufkommen, den unter Umständen die Pferde erlitten. Da Arends auf diese Bedingung nicht eingehen wollte, so wurde aus dem Kampfe nichts, und ganz freundschaftlich trank einer dem andern zu.

Wie nun die Becher öfter geleert waren, stand Hans Arends stillschweigend auf, ging vor Bernt von Groningens Herberge und rief diesen, seine Knechte und wen er sonst aufbringen konnte, zu sich und lauerte dem Dotken auf. Als dieser mit Franz Weiß und Swartz und seinem Diener nach Hause gehen wollte, gingen sie vor ihm her und warteten seiner auf dem Bohlwege. Mit lauten Worten ließen sich einige vernehmen: „Komme ich über Dotken oder Weiß und Swartz, so will ich auf sie hauen und stechen, man soll davon zu sagen wissen.“ Als die beiden diese Drohworte hörten, da drückten sie sich an einen Pfahl, und Dotken ließ seinen Diener allein vorangehen. Kaum hatte der sich ihnen genähert, so riefen sie ihm zu: „Kommt Dotken?“ Sagte der Knecht „ja.“ Wer ist bei ihm?“ Sagte er wiederum: „Weiß und Swartz ist bei ihm.“ Da hub einer an, er kommt recht, die Sache soll angehn. Als Dotken diese Worte vernahm, fragte er, ob Schorkopf da wäre. Indem sprang einer mit seiner Wehre vor und sprach: „Ja, Schorkopf ist hier, das sollst du noch heute wohl fühlen“, und dabei stach er auf Dotken ein. Dann sprang auch Arends vor und schlug D. vor den Kopf, daß er niederfiel. Den wehrlos Daliegenden verwundeten mehrere mit ihren Schwertern und nahmen ihm den Stoßdegen ab. Weiß und Swartz und Dotkens Diener beraubten sie ihrer Mäntel, nahmen dem Diener die Leuchte weg, schlugen sie in tausend Stücke und gebärdeten sich nicht anders, als ob sie auf dem Heikentale (Eichtal) wären. Den niedergeschlagenen Dotken, dessen Begleiter vor der Übermacht geflohen waren, ließen sie zunächst auf der Straße liegen, um später zu ihm zurückzukehren und ihm vollends das Lebenslicht auszublasen. Aber sie fanden ihn nicht mehr, denn er war wieder zu sich gekommen, hatte sich auf die Beine gemacht und nach Haus geschleppt.

Als er seiner Wunden wegen zu Bette lag, schickten die Übeltäter zu ihm und baten ihn zweimal, in Güte mit ihnen zu handeln. Dotken war von Herzen gutmütig und wollte seinen Feinden verzeihen. Daher ließ er ihnen beim zweiten Male sagen, wenn sie Rat und Gericht auf sich nehmen wollten, so wollte er ihnen die Sache im Glase Wein oder Bier zutrinken und in Ungutem gegen sie nimmer mehr gedenken. Darauf gaben sie keine Antwort.

Daher kam es zu gerichtlichen Verhandlungen. Bernt von Groningen und Hans Arends wurden wegen der kampfbaren Wunden, die sie Wilhelm von Dotken zugefügt hatten, aus der Stadt verwiesen. Im folgenden Jahre 1558 wurde dem Bernt von Groningen der Eingang in die Stadt wieder erlaubt; er mußte aber sechs Kronen in die Ehre Gottes geben und die Feste bessern. O. Schütte.

Die Entstehung eines Doppelnamens.

Schon in früheren Zeiten werden Leute in den Urkunden erwähnt, die Doppelnamen führen. Woher diese kommen, wird niemals geradezu gesagt, man

kann es aber manchmal aus den Umständen schließen. Allein in einem Falle gibt eine Urkunde deutlichen Aufschluß. Es wird nämlich in einem Kopialbuche des Braunschweiger Archivs vom Jahre 1506 die eheliche Geburt eines Ludeke Gustede durch zwei ehrenwerte Zeugen erwiesen. Da heißt es denn, daß der Großvater dieses Ludeke geheißen habe „Ludeke vam Hagen anders Gustede genomt". Sein Sohn heißt einfach Ludeke Gustede und sein obengenannter Enkel ebenso. Der Bruder des ältesten Ludeke vam Hagen, der also den Beinamen Gustede führte, nennt sich Henning vam Hagen. Seine Söhne heißen Gereke und Henning vam Hagen. Sie haben also ihren alten Namen beibehalten, während sich ihr Vetter Ludeke Gustede genannt hat. Ist es schon anziehend zu beobachten, wie der Name vam Hagen von der Familie des einen aufgegeben wird, so ist die Bemerkung noch anziehender, woher Ludeke den Namen Gustede bekommen hat. Er stammte nämlich keineswegs aus dem Orte Gustede, wie man vermuten könnte, sondern erlangte den Namen Gustede daher, „dat he lange tyd myt eynem genomet Gustede gedenet hebbe unde na des dode syne nagelatenen weddewen de Gustedeschen tor ee sek vortruwen laten."

O. Schütte.

Bücherschau.

Eduard Fiala, Sammlungen Sr. Kgl. Hoheit des Herzogs von Cumberland, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg. Münzen und Medaillen der welfischen Lande. Teil: Das mittlere Haus Braunschweig, Linie zu Calenberg. Leipzig-Wien, Franz Deuticke 1904. 54 S. und 4 Tafeln. 4°. 10 M.

Der Entschluß des Herzogs, die Schätze der alten kgl. hannoverschen Münzsammlung, die an Geprägen der welfischen Lande unübertroffen dasteht, in einem groß angelegten Werke zu veröffentlichen, ist auf das Freudigste und Dankbarste zu begrüßen, entspricht aber nur dem regen Sammeleifer des hohen Besitzers, der es sich eifrigst angelegen sein läßt, durch den bewährten Verwalter und Bearbeiter seiner Sammlung die ihr noch fehlenden Stücke nach Möglichkeit lückenlos zu erwerben und so das denkbar vollkommenste braunschweig-lüneburgische Kabinett zusammenzubringen. Das Werk soll entsprechend den verschiedenen Linien des welfischen Hauses und den verschiedenen münzberechtigten Ständen des Landes in zwölf Bände zerfallen, die einzeln erscheinen und einzeln zu kaufen sind; 1904 kam die Abteilung der calenbergischen Linie des mittleren Hauses Braunschweig heraus, während für 1905 die wolfenbüttelsche Linie desselben Hauses, für 1906 die der Grubenhagener Herzöge in Aussicht genommen ist. Der jetzt zunächst vorliegende Band bringt außer der Einleitung, die kurz über die Geschichte der Sammlung berichtet, eine — leider nicht vollständige — Zusammenstellung der Litteratur, einen Abschnitt über die Errichtung des Fürstentums Calenberg, eine genealogische Übersicht der calenbergischen Linie, eine Übersicht historischer, für diese wichtiger Begebenheiten und besonders reichhaltige Mitteilungen über das Münzwesen des Landes, um dann erst zur Beschreibung der 111 Münzen selbst überzugehen, von denen 47 auf den vortrefflichen Kupferdrucktafeln abgebildet werden. — Die calenbergische Linie hat in ihren beiden Herzögen Erich I. und II. nur etwa 90 Jahre bestanden, und für die Prägung in den beiden Münzstätten Münden und Wunstorf kommen gar nur etwa 50 Jahre in Betracht. Man kann die calenbergische Münzprägung in Münden, um die bedeutendere Münzstätte zunächst zu besprechen, in drei zeitliche Abschnitte teilen, die durch die beiden niedersächsischen Münzordnungen von 1555 und 1572 gebildet werden. Die Braunschweiger von 1555 beseitigte die bis dahin noch fast unberührte spätmittelalterliche Prägung, wie sie zuerst 1501 auf dem Hildesheimer Münztage bestimmt war, aber 1517 (s. Bode, älteres Münzwesen Niedersachsens S. 90 u. 200) weiter entwickelt erscheint, und setzte die Groschen in ein festes Verhältnis zum Taler, der in Münden zum ersten Mal 1543 während der Vormundschaft für Erich d. J. geschlagen war; die Lüneburger Münzordnung von 1572 dagegen, die mehr als eine weitere Ausbildung der Braunschweiger erscheint, schuf den beliebten und langlebigen Apfelgroschen mit seinen Unterabteilungen. So hat Erich d. Ä. seit 1536 außer einem Goldgulden nur Groschen ausgehen lassen, aber nicht, wie Fiala annimmt, in zwei Arten, sondern in drei; denn von dem großen Mariengroschen und dem kleinen Körtling unterscheidet sich sehr bestimmt ein mittlerer Groschen, der nur 1536 und 1537 geprägt zu sein scheint und dem Goslarer Mattier oder den Kreuzgroschen entspricht, die uns seit 1501 in Hannover, Hildesheim, Einbeck und Osterode begegnen[1]), der deshalb auch keineswegs eine sechsblättrige Rosette als Zeichen trägt, wie Fiala meint, sondern ein aus drei Doppelschenkeln bestehendes Kreuz. 1555 wird dann der Typus des Fürstengroschens geschaffen, dessen Bezeichnung 12 aber nicht mit Fiala (s. bei Nr. 68) auf die Zahl der Groschen zu deuten ist, die einen Taler ausmachen, sondern auf die der meißnischen Pfennige, die einem Groschen gleich sind (vergl. Wolff und J. Erbstein, Blätter f. Münzfr. 1879, Sp. 611; 1892, Sp. 1720); denn auf den Taler geht die gleiche Zahl (24) Fürstengroschen, wie Apfelgroschen. Unter den calenbergischen Dreiern, die gleichfalls seit 1555 geprägt werden, beschreibt

[1]) Die durch die Münzordnung von 1555 abgelösten drei Groschenarten galten 9, bezw. 5½, und 3 meißnische Groschen, s. Fiala, S. 13, 6. 1517 wurden sie mit 6, bezw. 3 und 2 braunschweigischen Pfennigen berechnet; s. Bode a. a. O.

Fiala bei Nr. 23/24 solche mit dem Pferd vor der Säule; diese aber gehören, wie ein Dreier mit dem gleichen Bilde, aber dem Namen Heinrichs d. J. in der Herzogl. Münzsammlung zu Braunschweig zeigt, nach Wolfenbüttel, dem dann auch 1570 durch Herzog Julius dieses Bild als Stadtwappen verliehen wurde. Vervollständigt wird die Ausprägung von 1555 unter Erich d. J. durch die Taler, die er in Gemeinschaft mit Heinrich d. J. in Münden schlagen ließ, und die daher am besten wohl schon in diesen calenbergischen Band aufgenommen worden wären. Ungern vermißt man auch in der münzgeschichtlichen Übersicht die Lüneburger Münzordnung von 1572, auf die auch die Ausprägung der calenbergischen Apfelgroschen zurückgeht. Übrigens ist es keineswegs eine „fehlerhafte Wertbestimmung", wenn auf diesen Apfelgroschen von 1573 statt 24: 21 steht; das wiederholt sich vielmehr auf grubenhagenschen und göttingischen Groschen von 1572/73 und geht, wie gleichfalls J. Erbstein a. a. O. Sp. 1729 ff. nachgewiesen hat, darauf zurück, daß damals 21 Groschen einem Goldgulden gleich waren. Diese Wertbestimmung hörte 1574 auf. — Die zweite Münzstätte Wunstorf ist 1566 eingerichtet worden und hat in den wenigen Jahren 1566/68 nur Fürstengroschen, halbe Groschen (Sechslinge) und Dreier ausgehen lassen. — Die Beschreibung der Münzen ist sehr ausführlich, außer Größe und Gewicht wird sogar der Feingehalt nach der Stichprobe angegeben. Für die späteren Bände aber würde es sich vielleicht empfehlen, die laufende Nummer der Münzen, sowie deren kurze Bezeichnung und Jahreszahl, die hier klein gedruckt sind, der besseren Übersicht wegen vielmehr besonders stark herauszuheben; auch würde ein eigenes Verzeichnis für die Abbildungen nicht nötig sein, wenn der Verfasser auf den Tafeln die laufenden Nummern des Textes wiederholt und dann gleichzeitig auf jeder Tafel den Münzherrn und die Münzstätte angegeben hätte. Ein derartig monumentales Werk kann nicht genau und nicht praktisch genug angelegt werden; es muß für lange Jahre und Jahrzehnte ausreichen, und Fehler, wie z. B. das Zitat Gerardo Woltero Molano: Numo-Phylacium usw. (Der Titel sagt: Numo-Phylacium . . . a . . . Molano conquisitum) fallen um so stärker auf, je länger sie bestehen. Im ganzen aber bedeutet doch Fialas Werk, und ich möchte das oben Gesagte noch einmal wiederholen, eine erfreuliche Bereicherung der Münzliteratur, und man sieht gern den weiteren Bänden, die ungleich inhaltsreicher und interessanter sein werden, entgegen.

P. J. Meier.

Adolf Lüders, Der Kaiserdom zu Stift Königslutter, zugleich ein Führer durch diesen. Mit mehreren Abbildungen im Texte. Königslutter, Heinr. Lüders 1904. 72 S. 8°. 1 M.

Es ist für den Verfasser der „Bau- und Kunstdenkmäler" unsres Landes eine besondere Freude, wenn er sieht, daß die Ergebnisse seiner Forschungen in weitere Kreise dringen, wenn namentlich die Lehrer in Land und Stadt davon den ausgiebigsten Gebrauch machen und die eigentliche Ortsgeschichte auf diesem Grunde weiter bauen. So begrüße ich auch das vorliegende Werkchen auf das wärmste und hoffe, daß es Einheimischen wie Fremden die Kenntnis der Stiftskirche und den Genuß an dieser kostbarsten Perle der romanischen Baukunst Deutschlands leicht vermittele.

Jeder Besucher der Kirche weiß, ein wie begeisterter Hüter und Führer in ihr der Kantor Lüders ist, und wird ihm nun dankbar sein für sein fleißiges kleines Buch. In fünf Abschnitten werden nacheinander behandelt: Geschichtliches und Baugeschichtliches, die Baubeschreibung der Kirche im Innern und Äußern, ihre Ausstattung, der Kreuzgang nebst dem Tonsurenhaus und das Refektorium; ein Anhang bringt die Beschreibung der Neuvermalung und Neuverglasung, die Sagen aus der Klosterkirche und das Verzeichnis der Äbte und Pastoren. Einige Unebenheiten und kleinere Versehen werden sich bei einer späteren Auflage leicht vermeiden lassen.

P. J. Meier.

R. Gerlich, Festschrift zur Einweihung der St. Johanniskirche in Braunschweig. Herausgegeben im Auftrage des Kirchenvorstandes. Mit sechs Bildern und einem Grundriß. Braunschweig, Johs. Neumeyer 1905. 41 S. 8°. M. —,50.

Das geschmackvoll ausgestattete Schriftchen enthält in zweckmäßiger, gefälliger Form alles, was sich zur Geschichte der neubegründeten Kirchengemeinde und ihres kürzlich vollendeten Gotteshauses beibringen läßt: Nachrichten über die Entstehung und Entwicklung der Gemeinde, die Geschichte des Kirchenbaues und eine Schilderung des Gebäudes, den Wortlaut der Urkunde im Turmknopfe vom 2. August 1903, ein Verzeichnis der Personen, die am Bau mitwirkten, und ein anderes von denen, die ihn durch Gaben unterstützten, schließlich kirchliche Nachrichten für die Gemeinde.

Berichtigung zu Seite 50.

Die Inschrift des Riddagshäuser Bibliothekgebäudes ist in voriger Nummer S. 50 Sp. 1 nach der Angabe Meiboms wiedergegeben, und ihr zufolge die Erbauung des Hauses in das Jahr 1488 gesetzt worden. Zuverlässiger ist aber wohl der Wortlaut der Inschrift, den die Braunschw. Anzeigen 1759 Stück 61 Sp. 1003 offenbar nach dem damals noch vorhandenen Inschriftsteine selbst bringen: »Anno domini milesimo CCCC°LXXVIII tempore domini Ebberti abbatis." Danach würde das Gebäude schon aus dem Jahre 1478 stammen.

P. L.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

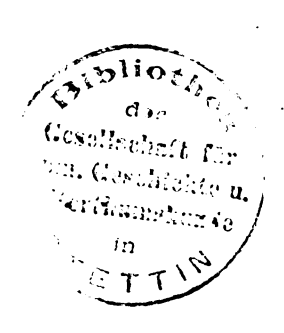
Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig
herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Juli.





Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1905.

Braunschweigisches Magazin

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel



1905. Juli. Nr. 7.

[Nachdruck verboten.]

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz, Gott gebe uns allen ein fröhliches Herz!

Alles, was der Harzer auf seinen Bergen sich wünschen kann und muß, das faßt dieser sein Lieblingsspruch mit kurzen Worten klar und kräftig zusammen. Denn auf dem Erträgnisse des Bergwerks und dem Gedeihen der Forsten beruht in der Hauptsache der wirtschaftliche Wohlstand des Harzes, und es galt dies vor allem für eine Zeit, wo der Fremdenverkehr der Neuzeit noch keine Rolle dort spielte. Da war die Arbeit hart und der Lohn gering, nur natürlich daher der Wunsch, daß Gott zu diesem nicht immer leichten Lebenslose ein fröhliches Herz hinzugeben möge. Diese Gedanken erscheinen uns jetzt so selbstverständlich, so völlig und unmittelbar aus harzischer Stimmung und Gesinnung erwachsen, daß wir uns zumeist längst gewöhnt haben, jenen Spruch als einen altüberlieferten, als den Niederschlag harzischer Spruchweisheit aus längst vergangenen Tagen zu betrachten. Unzählige Male hören und sehen wir jetzt, daß diese Worte als „uralter Harzspruch" angeführt und gepriesen werden.

Fast vermessen mag es erscheinen, demgegenüber mit einer abweichenden Meinung hervorzutreten. Und doch, — hat es nicht auch seinen eigenen Reiz, dem Ursprunge solch eines Spruches nachzuspüren? Ist es nicht von Interesse, hier einmal an einem bestimmten Beispiele den Nachweis zu führen, daß solch eine allgemein als alt angesprochene Dichtung gar nicht in so weite Vergangenheit zurückreicht, daß still und schnell sich verbreitet und in Gemüt und Herz des Volkes festsetzt, was der allgemeinen Empfindung einen natürlichen treffenden Ausdruck gibt, daß man aber über den Spruch, der wie ein echtes Volkslied namenlos seinen Weg geht, den Verfasser schnell und vollständig vergißt? Mag manchem es auch unzart erscheinen, solche duftige dichterische Blüte mit kritischem Auge zu betrachten: der geschichtlichen Forschung erscheint es trotzdem als eine Pflicht, den Namen des Mannes, der das geflügelte Wort schuf und vielen Tausenden aus dem Herzen auf die Lippen legte, dem Gedächtnisse der Nachwelt nicht ganz entschwinden zu lassen. Noch war es Zeit diese Untersuchung in Angriff zu nehmen. Wer weiß, ob in ein paar Jahrzehnten, wo die jetzt noch lebenden Zeugen verstummt sind, die Lösung der Frage überhaupt noch möglich gewesen wäre.

Ein Zufall war es, der mich auf die Beschäftigung mit den Versen geführt hat. Als auf sie vor etlichen Jahren in einem kleinen Kreise einmal die Rede kam, bemerkte mein Nachbar, Forstmeister Aug. Hoffmann in Wolfenbüttel, das sei gar kein alter Spruch, er stamme vom alten Oberbergmeister Karl Weichsel in Zorge her; der sei auf den Klubfesten dort der beliebteste Tafelredner gewesen und habe seine Trinksprüche mit Vorliebe mit jenen Worten beschlossen; er selbst habe das von Ohrenzeugen wiederholt als ganz sicher gehört. Diese Mitteilung war für mich eine große Überraschung, regte mich aber zu weiterer Nachforschung an. War auch die Tatsache selbst gar nicht zu bezweifeln, so war es dabei immerhin noch möglich, daß Weichsel den Spruch nicht selbst erdacht, sondern nur geschickt verwandt hatte. Ich zog daher bei den Nachkommen und alten Bekannten des Oberbergmeisters Erkundigungen ein. Sie konnten mir alle jene Nachricht nur bestätigen; sie wußten, daß Weichsel den Spruch oft gebraucht habe, aber sie vermochten nicht mit Bestimmtheit zu sagen, daß er wirklich von ihm erfunden sei; aufgeschriebene Gedichte von ihm hatten sie nicht in Händen; diese seien immer, meinten sie, in fröhlichem Kreise als Kinder des Augenblicks entstanden. Sein Sohn, Apotheker Karl Weichsel in Braunschweig, teilte mir dabei mit, daß sein Vater oft seine Rede mit den Versen beschlossen habe:

Es grüne die Tanne,
Es wachse das Erz,
Gott gebe uns allen
Ein fröhliches Herz!
Glück auf! Glück ein!

Über Stock und über Stein:
Der Bergmann lebe hoch!

Zu einem sicheren Ergebnisse war auf diesem Wege nicht zu gelangen. Die Annahme der Verfasserschaft Weichsels war unhaltbar, sobald man den Spruch aus einer früheren Zeit, als für ihn in Betracht kommen konnte, hätte nachweisen können. Ich habe nun seit jener Zeit die Harzische Literatur nach diesen Versen durchsucht, aber aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Spruch kein einziges Mal gefunden. Herm. Langerfeldt beschloß mit ihm 1858 seine Geschichte des Braunschweigischen Forstwesens[1]); das scheint so ziemlich die erste Einführung des Spruches in die gedruckte Literatur gewesen zu sein; es ist nicht zu verwundern, daß sie von seiten eines Braunschweigischen Forstmannes geschah, wenn er von einem Braunschweigischen Bergmanne stammte. Er scheint sich anfangs nur mündlich fortgepflanzt zu haben. Die Zeit der großen Harzfeste war noch nicht gekommen. Sonst würde er wohl weit schneller aufgegriffen sein und sich verbreitet haben. Julius Wolffs Dichtung „Der wilde Jäger“, die mit den Versen wirkungsvoll abschließt, scheint ihn vor allem weiteren Kreisen bekannt gemacht zu haben. Auch verschiedene Harzforscher, an die ich mich wandte, konnten mir den Vers aus wesentlich früherer Zeit nicht nachweisen.

So sprach denn bis jetzt nichts dagegen, daß Weichsel den Spruch verfaßt haben konnte. Um so mehr suchte ich weiter nach Gründen, die direkt seine Verfasserschaft unterstützten. Auch solche glaube ich jetzt vorlegen zu können. Eine literarische Notiz, die mir ein glücklicher Zufall in die Hand spielte, führte mich auf den „Harzfreund“, eine jetzt sehr seltene Zeitschrift, wo im ersten Jahrgange die Entstehung des Spruches und zwar von dem Dichter selbst ganz deutlich erzählt wird[2]). Dieser war ein geborener Harzer, aber er lebte damals d. h. im Jahre 1829 offenbar nicht auf dem Harze, sondern im flachen Lande. In einer heiteren Gesellschaft, die in einem Zimmer versammelt war, wo „deutlich in der Ferne die blauen Berge des Harzes sich zeigten“, wurde der Vorschlag gemacht, daß Jeder einen Trinkspruch sagen, daß aber auf den, der den besten vorbringen werde, alle ein besonderes Glas trinken sollten. Es wurden nun fremde und eigene Sprüche vorgebracht; die Reihe war noch nicht abgeschlossen, als der Verfasser des Aufsatzes mit seinem:

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott gebe uns Allen ein fröhliches Herz!

den Vogel abschoß. Er entfesselte stürmischen Beifall. „Alle sprangen, wie von einem mächtigen Zauber berührt, auf, wiederholten jubelnd den Trinkspruch, erklärten ihn ohne Frage schon jetzt für den besten“ und tranken sogleich die Gesundheit des Sprechers. Man bedauerte, daß der Spruch nicht weit und breit bekannt sei. Der Verfasser versprach, dem abzuhelfen und ihm im „Harzfreunde“ eine Lobrede zu halten.

Dies der Anlaß zu dem Aufsatze, aus dem wir klar ersehen, daß der Spruch wirklich 1829 entstanden ist und nicht aus früherer Zeit stammt, daß der Verfasser ein Harzer war, damals aber, wie es scheint, im Flachlande fern von den geliebten Bergen, nach denen er sehnsuchtsvoll schaute, gelebt hat. Auch scheint der ganze Inhalt dafür zu sprechen, daß der Verfasser dem Bergfache angehörte. Sein Name wird nicht genannt. Aber alle diese Beziehungen, die wir hier gewinnen konnten, treffen in vollem Umfange auf unseren Oberbergmeister Weichsel zu. Er war ein geborener Harzer, ein Bergmann und lebte gerade in dieser Zeit fern von dem Harze in Helmstedt. Wir dürfen nach allem diesem gewiß die Behauptung wagen, daß er es in der Tat gewesen ist, der den schönen Harzspruch erdacht und im „Harzfreunde“ bekannt gemacht hat. Da dies ohne seinen Namen geschah, die Zeitschrift selbst aber sehr selten geworden ist, so kann es uns nicht wundern, daß der Name des Verfassers weiteren Kreisen ebenso unbekannt blieb, wie dem Schreiber dieses der Aufsatz selbst, auf den ihn erst kürzlich ein glückliches Ungefähr gestoßen hat. Daß Weichsel aber die Feder geschickt zu führen verstand, ihm jener Aufsatz also sehr gut zugeschrieben werden kann, beweisen ein paar Arbeiten allerdings mehr wissenschaftlichen Charakters, die er später im Braunschweigischen Magazin veröffentlicht hat[3]). Ebenso eine Reihe von kleineren Abhandlungen und Mitteilungen, die er in den Berichten des naturwissenschaftlichen Vereins des Harzes hat erscheinen lassen, an dessen Verhandlungen er sich besonders in Blankenburg eifrig beteiligte.

Darf nun unsere Annahme über die Entstehung des Harzspruches auf Zustimmung rechnen, so wird es gewiß nicht unerwünscht sein, über seinen Ver-

[1]) Festgabe für die Mitglieder der XX. Versammlung Deutscher Land- und Forstwirte (Braunschw. 1858) S. 170.

[2]) Der Harzfreund. Oder bergmännische Nachrichten und andere gemeinnützige Mitteilungen über und für den Harz I. Jahrg. (Clausthal 1829) Nr. 33 S. 129—31. Der Jahrgang 1829 befindet sich in der Fürstl. Bibliothek zu Wernigerode; die Jahrgänge 1830 und 31 sind in der Bibliothek des Königl. Oberbergamts in Klausthal und seit kurzem (Nachtr. I) dort auch in der Bibliothek der vereinigten Königl. Berg-Akademie und Bergschule.

[3]) Die bergrechtlichen Verhältnisse im Herzogt. Braunschw., die deutschen Bergrechte überhaupt und die neuesten allgemeinen Berggesetze der drei bedeutendsten deutschen Bergwerks-Staaten. Br. Mag. 1861. 8. u. 9. Stück S. 61—67. 69 — 74. — Über die bei dem Hüttenorte Tanne im Harze zuerst entdeckten, edlere Kupfer- und silberhaltige Blei-Erze führenden Gänge, und die darauf vorgekommenen Weißblei- und Vitriolbleierze. Br. Mag. 1861. 12. Stück S. 93—96.

fasser einige Lebensnachrichten zu erhalten. Ich lasse diese daher hier jetzt folgen[1]).

Karl Heinr. Aug. Weichsel wurde am 8. Mai 1785 zu Zellerfeld geboren. Sein Vater, August Leberecht Weichsel, war hier Bergbeamter; auch seine Mutter, Charlotte Christiane, geb. Seidenfticker wird aus bergmännischen Kreisen stammen. Um die Mitte des Jahres 1799 trat der Vater, der bis dahin Kurbraunschweigischer Bergvogt in Klausthal gewesen war, in Braunschweig-Wolfenbüttelsche Dienste; er wurde unterm 15. Juni d. J. als Obersbergmeister bei dem Blankenburgischen und Walkenriedischen Bergbau angestellt. Der Sohn, der seine Schulbildung anfangs in Klausthal, dann in Blankenburg erhalten hatte, folgte den Bahnen des Vaters. Schon im Jahre 1804 trat er in den Bergdienst; im April 1806 wurde er als Bergeleve bei dem Blankenburg-Walkenriedischen Bergbau beschäftigt und 1809 als Steiger in Zorge wirklich in Dienst gestellt. Um zur Erweiterung seiner bergmännischen Kenntnisse auch den Bergwerksbetrieb auf dem Oberharze kennen zu lernen, wurde er für den Sommer 1811 nach Klausthal, 1812 nach Andreasberg beurlaubt; dann wurde er nach Hüttenrode versetzt. Nach Beendigung der Westfälischen Herrschaft wurde er zum 1. Mai 1814 zum Geschworenen in Zorge ernannt. Als dann aber das Braunkohlenwerk bei Helmstedt wieder für herrschaftliche Rechnung in Betrieb gesetzt werden sollte, wurde unterm 20. November 1816 dem Berggeschworenen Weichsel die Aufsicht über das Werk übertragen. Im Jahre 1818 machte er auf der Königlichen Bergschule zu Klausthal noch einen Lehrkursus durch[2]); 1820 erfolgte seine Ernennung zum Bergmeister. Im folgenden Jahre begründete er einen eigenen Hausstand, indem er sich am 4. April 1821 mit Christiane Bodenstein, der Tochter eines Helmstedter Kaufmanns, verheiratete. Er blieb bis zum Jahre 1831 in Helmstedt. Dann wurde er unterm 18. Juli 1831 zum Oberbergmeister in Zorge befördert. Es war die Absicht, ihm in dieser Stellung die Oberleitung sämtlicher Grubenreviere des Landes zu übertragen. Da es aber für das Zorger und Wilhelmshütter Revier an Beamten fehlte, so hat Weichsel deren Leitung mit übernommen; als Oberbergmeister aber konnte er deshalb verhältnismäßig wenig in Tätigkeit treten. Er wird uns als ein sehr pflichteifriger und pünktlicher Beamter geschildert, der sich durch eine weitgehende Bevormundung der Arbeiter deren Mißstimmung zugezogen habe. Das kam besonders in dem unruhigen Jahre 1848 zum Ausdrucke, wo man es für geraten hielt, um die schon sehr bedenkliche Gährung der Harzorte nicht noch zu steigern, Weichsel von dort zu entfernen. Man nahm ihm durch Rescript vom 13. April 1848 die Betriebsführung des Zorger und Wilhelmshütter Revieres ab, überließ ihm aber die obere Leitung des gesamten Bergbaues und stellte ihm frei, seinen Wohnort in Wolfenbüttel oder in Harzburg zu nehmen. Da er aber den Aufenthalt in Blankenburg vorzog, so wurde ihm auch dieser gestattet. Am 5. Mai 1848 traf er hier ein, um den Rest seines Lebens nun in dieser Stadt zu verleben. Bis zum Beginne des Jahres 1854 blieb er im Dienste, dann trat er in den Ruhestand; am 3. Mai 1861 ist er in Blankenburg gestorben. Wie er durch seine Fachkenntnisse und Tüchtigkeit, seinen Fleiß und Eifer als Bergbeamter in hohem Ansehen stand[3]), so erfreute er auch als Mensch, als Gesellschafter und besonders als Festredner in den geselligen Kreisen, in denen er verkehrte, sich allgemeiner Beliebtheit. Von allem dem, was er sonst gesprochen und gedichtet, ist so gut wie nichts auf die Nachwelt gekommen. Aber der eine Spruch, in dem er, wie kein anderer, Wunsch und Wesen der Harzbevölkerung zusammen zu fassen verstand, wird seinem Namen so lange, wie die Tanne grünt, das Erz wächst und Gott dem Harzer sein fröhliches Herz erhält, ein ehrendes Andenken sichern.

P. Zimmermann.

Übersicht der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Holzminden.

Von Karl Steinacker.

(Schluß).

Treten wir aus den Erinnerungen der Kirchen, wie sie uns bis in das XIX Jahrhundert begleitet haben, zurück in das profane Leben des Mittelalters, um auch dessen früheste Bauspuren im Kreise aufzusuchen, so treffen wir die ältesten, noch romanischen, nur in den Ruinen der beiden bei weitem wichtigsten Burgen des Kreises, dem Everstein und der Homburg. Sie bilden die Zentren der mittelalterlichen Hoheitsgebiete, von denen der jetzige Kreis ein Teil ist. Das nach dem Everstein genannte Grafenhaus tritt, schon als ein solches, erst 1109 in die Geschichte, so daß es mutmaßlich damals ein bereits durch Generationen eingesessenes freies und begütertes Geschlecht war. Auch scheint ein langsamer, aber ununterbrochener Zerfall seiner Besitzungen seit der Wende des XII Jahrhunderts auf eine hauptsächlich vor den geschichtlichen Überlieferungen vorhandene Blüte der Erwerbsenergie dieser reichen

---

[1]) Nach Akten des Herzogl. Landeshauptarchives und freundlichen Mitteilungen des Herrn Rechtsanwalt Erich Weichsel in Braunschweig, eines Enkels des Oberbergmeisters W.

[2]) Vgl. F. A. Roemer, Geschichte der Königl. Bergschule in Clausthal (Goslar 1861) S. 18.

[3]) Seinen Namen trägt noch die „Grube Weichsel“ bei Helmstedt, die jetzt noch als Wasserpumpstation gebraucht zu werden scheint. Vgl. H. Rühland, die Wohnplätze des Herzogt. Br. S. 62.



und fürstlichen Familie zu deuten. Gerade das Stammschloß der Everſteiner, nach dem ſie ſich nannten, war das erſte Stück des Kreiſes, das die Welfen, 1285, an ſich brachten. Die Burgſtelle, jetzt faſt ohne ſichtbares Mauerwerk, verrät eine ungewöhnlich ausgedehnte Anlage. Die Hauptburg, der große Everſtein, liegt auf dem öſtlichen Kopfe des Vorberg oder — ſchon bei Merian — Burgberg genannten Bergrückens. Er beſteht aus Muſchelkalk, der in ſehr ſchräger Lagerung zwiſchen den höher aufragenden, aber einer tieferen geologiſchen Schichtung angehörenden Sandſteingebieten des Sollings und Voglers ſich erhalten hat. Es bedurfte einer ſtellenweis nur geringen Arbeit, um dieſe felſige Höhe ringsum ſteilwandig zu iſolieren, ähnlich wie bei der noch aus altſächſiſcher Zeit ſtammenden nahen Brunsburg vor Höxter am anderen Weſerufer. So war ein geräumiges, leicht anſteigendes Plateau gewonnen, deſſen tieferer Teil, wie noch deutlich zu erkennen iſt, den Haupteingang enthielt und eine Art Unterburg bildete. Hier fand ſich — ich verdanke den Hinweis Herrn Regierungsbaumeiſter Eſchemann in Holzminden — in der Nähe des Tores, doch wohl nicht zu dieſem gehörig, das romaniſche Kämpferſtück eines Türgewändes. Von dieſem tieferen Burgteile war die höhere Hinterburg wohl nur durch eine Mauer geſchieden. Dieſe Hinterburg ſcheint an ihrem höchſten Punkte, vor der Fortſetzung des Bergrückens nach Weſten, einen hier ja auch zur Verteidigung faſt notwendigen Turm gehabt zu haben. Unmittelbar dahinter iſt der Rücken durchſtochen, und es folgt ein kleineres, ebenfalls künſtlich von allen Seiten, alſo auch mittelſt einer abermaligen Durchſchneidung des Rückens iſoliertes Plateau, das man als eine Vorburg bezeichnen darf. Mauerreſte habe ich nicht darauf gefunden. Noch weiter nach Weſten iſt der ſchmale Rücken des Vorberges von beiden Seiten abgeſtochen, ſodaß nur ein ſchmaler, leicht zu verſperrender Steg ſtehen blieb, über den der „Brodweg“ genannte mutmaßliche Hauptzugang zur Burg von Forſt her führte. — Die Burg, wie ſchon geſagt, nimmt die äußerſte öſtliche Spitze des Vorberges ein. Hier wendet ſich der Kamm, vor der Burg in einiger Entfernung noch einmal künſtlich durchſchnitten, zunächſt mit einer tiefen Senkung ſcharf nördlich, erhebt ſich wieder zu einer äußerſt ſteilen, kegelförmigen Kuppe und bildet dann abermals einen ziemlich gleichmäßig nach Norden verlaufenden Rücken, der infolge einer völligen geologiſchen Verwerfung, die ſchon am Kegel beginnt, nach Weſten auf ſeiner ganzen Länge einen felſigen, ſchwer erſteigbaren Abſturz hat. Auf der nördlichen Endigung dieſes Höhenzuges, dicht über dem Forſtbache vor Golmbach, liegen die vorgeſchichtlichen Wälle der bereits beſprochenen Hünenburg. Jener erſte Kegel dieſes Vorbergausläufers gehört nun ebenfalls, als ſog. Kleiner Everſtein, zur Burganlage. Die älteſte Unterſcheidung beider Kuppen iſt von 1265 überliefert, wo von dem castrum Everstein maius, dem großen Everſtein, die Rede iſt, was notwendig auf das Vorhandenſein eines castrum Everstein minus, der kleinen Burg Everſtein, ſchließen läßt. In der Tat iſt denn auch dieſe von Süden nach Norden oblonge Kuppe ganz von Mauerwerk durchſetzt und an den Spitzen des Ovales ſind noch Gewölbebildungen zu erkennen. Der Fuß des Kegels aber iſt in einem großen Halbkreiſe an der nördlichen, doch auch nur äußerſt mühſam erſteiglichen Seite durch Abgrabung (auch des Felſens) und Aufſchüttung von einem langſam bis zu etwa ſieben Metern Höhe in ſeiner Mitte anwachſenden Walle umgeben. Man ſieht daraus, welche Anſtrengungen gemacht worden ſind, hier auf dem Everſtein einen feſten und umfangreichen Platz zu ſchaffen. — Der zu ſeiner Erhaltung nötige Wirtſchaftshof würde von vornherein wohl am Oſtfuße des Burgberges, in der Wüſtung Dune (nicht Bevern, wie geſchehen iſt) geſucht werden. Da dieſer alte Pfarrort jedoch ſchon im hohen Mittelalter wüſt geworden iſt, die Burg aber erſt 1493 verlaſſen und an ihrer Stelle damals das an der Weſer günſtiger gelegene Forſt Mittelpunkt des Amtes wurde, das die ſämtlichen Everſteinſchen Beſitzungen diesſeits der Weſer in ſich begriff, ſo werden wir beſſer wenigſtens für die letzten Jahrhunderte des Beſtehens der Burg ihren Außenhof in Forſt anzunehmen haben. Das Dorf Forſt iſt allerdings erſt im XVI Jahrhundert gelegt, um die Flur der jetzigen Domäne zu bilden. Daher kann dieſer Außenhof des Everſteins nur eben ein Haushaltungshof mit beſcheidener Landwirtſchaft, mit Viehbeſtand und beſonders wohl auch Gemüſe- und Obſtbau, geweſen ſein. Das iſt bei den wirtſchaftlichen Verhältniſſen des Mittelalters aber natürlich. Auch Wickenſen, das bis 1535 Vorwerk der Homburg, ſeitdem an ihrer Stelle Amtsſitz war, iſt erſt als Amt durch die Wüſtungen Hillekenhagen und den Amelungsbornſchen Kloſterhof Langenhagen zu ſeinem jetzigen Domänenumfange angewachſen. Zudem mögen die Beziehungen des Außenhofes in Forſt zur Burg Everſtein durch die ſeit dem Übergange des Everſteins an Braunſchweig 1285 für längere Zeit ſchwankenden und unſicheren Zuſtände des Amtsgebietes gelockert worden ſein oder zugleich mit dem Niedergange der Burg ihre Bedeutung verloren haben. Vielleicht kann der Forſt mit dem Everſtein über den Kamm des Burgberges bequem verbindende ſog. Brodweg mit ſeinem anſchaulichen Namen auf dieſen Zuſammenhang einiges Licht werfen. Er iſt aber auch noch öſtlich der Burg auf der Flur des wüſten Öſterſen nachweisbar.

Ein lebenskräftigeres Bild als die Geſchichte der Everſteinſchen Beſitzungen gibt uns die Entwicklung der mit der Homburg verbundenen Herrſchaft. Sieg-

fried IV, der letzte Sproß des alten und mächtigen nordheimer Grafenhauses, nannte sich 1129 zum ersten Male nach der Homburg, und damit taucht überhaupt zuerst ihr jetziger Name auf. Wir vermuten in Siegfried den Erbauer der Homburg, weil ihm, wie bereits bemerkt, hier in einer gewissen Konkurrenz mit den Eversteinern inmitten seiner Besitzungen eine Feste wünschenswert sein konnte. Nun ist aber höchst merkwürdig, daß aller Wahrscheinlichkeit nach auf dieser Höhe schon das Ende des X Jahrhunderts in einer Grenzbeschreibung des Bistums Hildesheim erwähnte castellum Wikanafeldisten gestanden hat, dessen Name, wie wir hörten, zugleich Gaubezeichnung war und jetzt noch in der Domäne Wickensen am Fuße der Homburg fortlebt. Wickensen ist sicher nur der Wirtschaftshof der Homburg, denn er liegt unter den zur Homburgischen Erbschaft gehörigen Kammergütern der Stammburg zunächst, und war nach dem Mittelalter der Sitz eines großen Homburgischen Amtes. Daß dieser Wirtschaftshof gleich der Homburg eine alte Burgstelle gewesen wäre, oder gar das castellum des X Jahrhunderts, darauf deutet nichts. Vielmehr haben wir hier in Wickensen die typische Anlage eines befestigten Hofes des XVI oder XVII Jahrhunderts. Nichts aber hindert uns an der Annahme, daß dieser Wirtschaftshof in der Niederung neben der „Hohenburg", der Homburg, bereits im X Jahrhundert bestanden hat, daß damals beide denselben Namen führten, und daß erst seit Siegfried IV von Nordheim der Hauptname auf dem in der Ebene liegenden Wickensen beschränkt blieb, während die Hoheburg fortan nur noch als Homburg weiter lebte. — Eine Burganlage des X Jahrhunderts wäre in unseren Gegenden etwas recht Bemerkenswertes. Leider aber bin ich nicht imstande, auf der Homburg aus dieser Zeit irgend etwas nachzuweisen. Wahrscheinlich fand Siegfried die alte Burgstelle schon wüst vor, wurde daher eine Art zweiter Gründer der Burg und nannte sich gerade als solcher nach ihr. Die Ruine nun hat bei weitem nicht den Umfang des Eversteines, auch nicht von dessen Hauptanlage, dem großen Everstein. Die Befestigung der steilen, ganz isolierten Kuppe war höchst einfach. Innerhalb des unbedeutenden Ringwalles der oblongen Burgfläche erhoben sich zwei runde Türme, deren Mauerwerk, wie die neuesten Ausgrabungen erwiesen, die sehr sorgfältige und feste Technik der romanischen Zeit erkennen läßt, einen fischgrätenartig gelegten Kern, innen und außen mit Quadern ummantelt. Diese beiden Türme mögen wohl noch zu der Anlage Siegfrieds gehören, und durch ihre Stellung, jeder an einer Schmalseite des Ovales, am Eingange und am Ende der Burg, verraten sie, daß die Anlage nie gewachsen ist, wahrscheinlich sogar auch die nur in jüngeren Resten deutliche Zweiteilung, gleichwie am Everstein, in eine Vor- und eine Hinterburg, deren jede einen dieser Türme umschloß, schon zu Siegfrieds Zeit aufwies. Übrigens bietet die Ruine in ihren jüngeren Mauern, darunter an der Südseite Reste des Herren-Hauses mit etwas gotischem Fenstermaßwerk, nichts besonders Interessantes. Das Meiste davon mag noch aus der Zeit des eigentlichen Glanzes der Burg stammen, die erst nach Siegfried IV v. Nordheim eintrat. Es war das Geschlecht der nach der Burg genannten Edelherren, einst auf ihr nur Ministerialen und Burgmannen des Nordheimers, die von da aus ihre durch kluge Ausnutzung der Verhältnisse und eine im Laufe der Generationen immer nur gesteigerte Wirtschaftlichkeit zwischen Weser und Leine zusammengebrachte fürstliche Herrschaft verwalteten. Ihnen floß auch das dritte, allerdings kleinste, einst ziemlich unabhängige Territorium einer alten Hochadelsfamilie in unserem Gebiete zu, die Herrschaft Hohenbüchen. Die Burg der danach genannten hildesheimischen Dynasten lag in dem Dorfe gleichen Namens, ganz im Tale, eng verbunden mit ihrem Wirtschaftshofe, der bis um 1850 Kammergut homburgischer Herkunft war. Auch diese Burgstelle zeigt wiederum eine deutliche Zweiteilung.

Die beiden übrigen Burgen des Kreises — von Holzminden, wo nichts mehr erhalten ist, können wir absehen — sind Ottenstein und Fürstenberg; die erste, eine eversteinsche Gründung, bietet nichts sehr Bemerkenswertes mehr. Dagegen ist die Burg Fürstenberg schon deshalb interessant, weil mit ihrer Erbauung die Welfen zuerst auch am Sollinge dicht an der Weser selbst festen Fuß faßten, auf korveischem Lehngute und nicht früher als um 1350. Wir dürfen annehmen, daß diese Anlage aus einem von festen Häusern flankierten Torbau bestand, durch den man auf einen Hof kam, der an seinen drei übrigen Seiten von einer starken, mit Wehrgang besetzten Mauer umgeben war. Die vorderen Gebäude wurden unter Herzog Heinrich Julius so umgebaut, wie sie noch im wesentlichen erhalten sind. Das Torhaus ist mit seinem schönen Renaissanceerker und Giebel leider jetzt hinter einem Fabrikflügel versteckt. Der Hof aber wurde erst überdeckt und mit dem jetzigen Treppeneinbau versehen, als man 1747 die Burg für die herrschaftliche Porzellanfabrik herrichtete. — Hinsichtlich der in ihren Resten unbedeutenden, immerhin aber, wie die Ausgrabung ergeben hat, einst bewohnten Lauenburg schließe ich mich der von Herrn Landgerichtsrat Rustenbach geäußerten Ansicht*) an, daß wir es bei ihr zu tun haben mit einer Unternehmung der Herren von Homburg, als diese hier an der Weser festen Fuß zu fassen suchten, was ihnen dann in Bodenwerder 1245 besser gelang.

*) Rustenbach, Häger und Hägergerichte in den braunschweigischen Weserlanden. Zeitschrift d. Hist. Vereins für Niedersachsen 1903, S. 592.

In den bisher geschilderten wichtigeren Siedlungsstätten und Bauanlagen erschöpfte sich die Tatkraft des Mittelalters auf dem hier zu betrachtenden Landgebiete. Kurz hinter einander, 1408 und 1409, fielen die Eversteinschen und Homburgischen Besitzungen durch Erbschaft an das Welfenhaus, bei dem seitdem die ganze Masse blieb. Damit aber verschwanden die alten Wirtschaftsmittelpunkte; namentlich der Verlust der Homburgischen Zentralgewalt wird für das Eigenleben der Landschaft nicht vorteilhaft gewesen sein. Keiner von den in der Folge an der Hoheit des Gebietes beteiligten welfischen Fürsten hielt sich längere Zeit hier auf. Erst seit nach dem 1634 erfolgten Tode Herzog Friedrich Ulrichs aus diesem mannigfachen Gebietszusammenflusse der Weserkreis in seinen jetzigen Grenzen ausgeschieden wurde und bei der jüngeren Wolfenbüttler Linie blieb, hielt, von 1667 bis 1773, nominell bis 1809, eine auf das Land allerdings ganz einflußlose Nebenlinie im Münchhausenschen Schlosse zu Bevern ihren bescheidenen Hof. Nachdem nun auch die Klöster im XV Jahrhundert rasch ihre Lebenskraft verloren hatten und keines anregenden Einflusses irgend welcher Art mehr fähig waren, regte sich selbständiges Leben nur noch in den beiden alten Städten Holzminden und Stadtoldendorf und, verhältnismäßig sogar lebhafter und mit mehr Zuversicht, auf den Edelhöfen, bis dann seit dem XVIII Jahrhundert überall die wirtschaftlichen und geistigen Kräfte sich völlig verschoben.

Holzminden erhielt 1245 von den Eversteinern seine städtischen Gerechtsame. Der Ort ist eine an der Weser unter dem Schutze einer gräflichen Burg entstandene Zweigniederlassung des Alten Dorfes, dem es Namen und Bedeutung, ja schließlich die ganze Feldmark entriß, sodaß diese ältere Siedelungsstätte eine Zeitlang ganz wüst war, bis, vermutlich erst unter Herzog Heinrich d. J. († 1568), die Dorfstelle aufs neue bebaut wurde und mit weitabliegenden Flurstücken, wahrscheinlich der Wüstungen Haßvörde und Bodenthal, ausgestattet wurde. Dürre in einem übrigens für diese Beziehungen der beiden Geschwisterorte grundlegenden Aufsatze*) irrt daher und widerspricht sich selbst, wenn er aus der Tatsache, daß korveischer Besitz in Holtesmeni zwischen 822 und 836 erwähnt wird, und daß im späteren Mittelalter wie in noch jüngerer Zeit korveisches Lehngut nur in der Stadt Holzminden vorkommt, folgert, daß die Existenz der Zweigniederlassung neben dem also noch älteren Altendorfe des gleichen Namen Holtesmeni bereits zwischen 822 und 836 vorhanden gewesen sei; in Wahrheit geht nichts Anderes daraus hervor, als daß das mutmaßlich 822/36 auf Altendorfer Flur vorhandene korveische Gut, seit es ausdrücklich in der Stadt Holzminden erwähnt wird, d. h. seit dem XIV Jahrhundert, gleich anderen Landstücken von der Altendorfer Flur bereits abgetrennt und der benachbarten städtischen angegliedert gewesen sein muß. — Der kleinen Stadt gelang es allerdings nicht, zu einer nennenswerten Bedeutung zu kommen. Das nahe Hörter hatte mit seinem uralten Weserübergange den Verkehr allein in Händen behalten. Das empfand man in Holzminden endlich im XVII Jahrhundert so hart, daß der Herzog ohne Rücksicht auf die korveischen Hoheitsrechte am jenseitigen Ufer den Fluß vor Holzminden 1620 überbrücken ließ. Aber bereits 1621 wurde die Brücke vom Eisgange wieder fortgenommen, und die darauf über die Wesergegend hereinbrechende traurige Zeit des Dreißigjährigen Krieges ließ an keine derartige Unternehmung wieder denken. 1640 wurde die Stadt von den Kaiserlichen angesteckt und brannte völlig ab. Daher liegt die Entstehungszeit ihrer Bauten diesseits des Jahres 1640, mit Ausnahme der bereits besprochenen Kirche und eines einzigen, leider auch nicht mehr in seiner alten Stattlichkeit erhaltenen Bürgerhauses, in dem Tilly gewohnt haben und das deshalb geschont worden sein soll. Die Form der ja fast nur für Ackerbürger errichteten älteren Häuser ist die des bäuerlichen Einhauses, über das später einige Worte zu sagen sind. Zu verwundern ist, daß die Stadt bei den außerordentlichen Leiden des dreißigjährigen Krieges, dessen Folgen sich namentlich auch in der Verlodderung der Einwohner durch Bier- und Branntweinsaufen äußerte, in der Mitte und der zweiten Hälfte des XVII Jahrhunderts immerhin zu einigen reicher geschmückten Privathäusern kam, und daß auch am bescheidensten auf Solidität und etwas Verzierung gesehen wurde. — Seit 1640 ist nun auch Holzminden eine offene Stadt. Ein wesentlicher Teil ihrer Befestigung war vermutlich teilweis mit verbrannt, der Pallisadenzaun, den wir hier statt einer massiven Mauer innerhalb des Walles und Grabens anzunehmen haben. Es ist recht merkwürdig, daß diese immerhin schon alte Stadt zu keiner besseren Befestigung gekommen ist, während das noch kleinere städtische Gemeinwesen des nahen Stadtoldendorf eine vollständige Ummauerung besessen hat. Von der bescheidenen Art des Walles vermag in Holzminden noch jetzt der Augenschein zu überzeugen, gleichwie auch der Merianische Stich nur eine sehr geringe Aufschüttung und hinter ihr teilweise auch noch den Zaun erkennen läßt.

Stadtoldendorf, 1281 zuerst als civitas, 1295 als oppidum genannt, verdankt seine Umwandlung aus einem Dorfe nicht wie Holzminden auch einer wichtigen Verkehrsader, sondern ausschließlich der Gunst ihrer Landesfürsten, der Edelherren von Homburg, unter deren Stammsitze die Stadt liegt

*) Die Feldmarksverhältnisse von Altendorf und Holzminden in alter Zeit. Gedruckt auf Wunsch des Holzmindener Bürgervereins 1880.

und selbst einen vielleicht zur Burg in besonders engen Beziehungen stehenden Hof, allerdings wohl nicht einen eigentlichen Wirtschaftshof wie Wickensen, in ihren Mauern hatte; wahrscheinlich war es der jetzige Camphof. Die Befestigung, bei weitem das interessanteste Baudenkmal der Stadt, schließt sich bequem dem Gelände an, da der Ort den letzten nach Westen vorgeschobenen Ausläufer des Kellberges bedeckt, und daher nach drei Seiten einen teilweis sehr steilen Anstieg hat, wo der Schutz einer einfachen Mauer ohne Wall und Graben genügte. Hier, an der sichersten Stelle, liegt auch der vorhin genannte Campesche Edelhof. An der vierten, östlichen Seite ist die Stadt außer durch die Mauer auch durch einen breiten Graben von der Fortsetzung der Berglehne getrennt, und, um den hier unmittelbar und steil ansteigenden Bergrücken zu sichern, ist die Mauer an ihn heraufgezogen und oben mit einem Turme verstärkt, wie das in bedeutenderen Verhältnissen schweizerische Städte noch jetzt so vielfach zeigen, z. B. Schaffhausen mit seiner starken Höhenbefestigung, dem Munotthurme. In Stadtoldendorf hat sich auch der Turm des Hagentores erhalten, allerdings ohne den zugehörigen Fachwerkaufsatz. Das Tor lag neben ihm und war nur ein Durchbruch der hier etwas überhöhten Mauer, wie es auch das südliche der drei Tore der Stadt auf dem Merianschen Stiche zeigt. Solche Toranlagen sind allerdings die bescheidensten ihrer Art, wo es sich nicht nur um Maueröffnung, sondern auch um eine Verteidigungsanlage derselben handelt. Wir treffen sie daher auch nur in allerkleinsten Städten, z. B. in Bodenwerder, der anderen homburgischen Stadt, die jetzt im hannöverschen Kreise Hameln liegt.

Von der langsamen Entwicklung dieser bürgerlichen Gemeinwesen hebt sich das Aufblühen der Edelhöfe im XVI und XVII Jahrhundert günstig ab. Es bewegt sich dieses Gedeihen auf demselben Wege, wie wir wissen, auf dem die Stellung der Landesherren wieder zu Bedeutung und dem so nötigen Einflusse kam. So scheint denn auch die im XVI Jahrhundert ausgebildete Anlage der fürstlichen Amtssitze, soweit diese nicht in mittelalterlichen Burgen untergebracht wurden, für die Umbildung der reicheren Edelhöfe in eigentliche Herrensitze vorbildlich gewesen zu sein. Im Weserkreise war ein solches typisches Beispiel das Amthaus in Wickensen. Aus dem vom bäuerlichen Anwesen nicht wesentlich verschiedenen adligen oder auch landesherrlichen Wirtschaftshofe wurden Wohnhaus und je nach den Umständen die wichtigsten Wirtschaftsgebäude ausgesondert und im Rechteck von einem Wassergraben umgeben, der eine Art polizeilicher Sicherheit zu garantieren hatte, aber durchaus kein Schutz gegen kriegerische Überfälle sein sollte. Die Scheunen und Ställe lagen dann ohne bestimmte Regel vor diesem Graben um einen Wirtschaftshof, der erst zu passieren war, bevor man die Zugbrücke vor dem Herrenhause erreichen konnte. So war es auf dem Amthause Wickensen, so auf den adligen Gütern in Bevern, Bisperode, Brunkensen, Hehlen, Meinbrexen, also auf all denen im Kreise Holzminden, die überhaupt zu solcher Ausbildung reich genug waren. Die drei stattlichsten dieser Bauten haben auch die bei ihnen übliche Bezeichnung Schloß gar wohl verdient. Kein anderer Kreis des Herzogtums hat so schöne und große Landhäuser aufzuweisen. Das älteste in der Reihenfolge ihrer Entstehung ist das Schloß in Hehlen. Über die Baugeschichte geben die gleichzeitigen Verse unter dem Gedenksteine des Erbauers, Fritzes von der Schulenburg, im Schloßhofe die beste Auskunft:

Tausent Fünffhundert Sechzig Jar,
Nach Christ geburt die Jarzal war,
Den Baw zu hälen fing ich an,
Die steinern Scheun zuerst kam stan,
Dran mein und meiner hausfrau sein
Gemahlet wapen, Nam vnd Reim,
Forwerg, Porthaus, Schweihaus, Schafstall,
Mühlen, von mir gebawet all,
Siebenzig Neun die Jarzal war,
Gebew, Schlos, graben, baut ich dar,
Alles kam in fünff Jarn zu stehn,
Welchs heutigs tags noch ist zu sehen,
Von meinem recht erworbnen gelt,
Gott geb es hin wer ihm gefelt,
Wers nun bekompt das brauche der,
Zu armer hülff vnd Gottes ehr.

Auch das hier erwähnte Torhaus (Porthaus) ist noch vorhanden und der interessanteste Fachwerkbau des Kreises mit nur linearen Verzierungen. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß seine Erhaltung auch bei dem jetzt begonnenen Umbau der ganzen Wirtschaftsgebäude sich ermöglichen ließe. Das Schloß also ist nach jenen Versen 1579 bis 1584 errichtet: vier dreigeschossige Flügel um einen quadratischen Hof, auf dem Hofe vor zwei einander gegenüber stehenden Ecken je ein achtseitiger Treppenturm und an der entsprechenden äußeren Ecke des Baues je ein runder Turm. Ein Wassergraben, über den ursprünglich nur vorn auf das Tor eine Zugbrücke führte, umgibt das Schloß ringsum. Der Turm an der Ecke der Zugangsseite hat im Erdgeschoß drei Schlüsselscharten, das einzige auf eine flüchtige Verteidigung wenigstens der Brücke und des Tores deutende Merkmal, denn übrigens hat das Schloß überall, auch in den Türmen, mit seinen gleichmäßig großen Fenstern den Charakter des bequemen, unbefestigten Wohnhauses, das durch den Graben nur gegen Diebereien sich zu schützen sucht, durchaus aber nicht gegen einen ernsthaften militärischen Angriff. Unbeabsichtigt aber haftet dem Bauwerke doch noch ein bemerkenswerter Rest von burgartiger Schwere und Düsterheit an, der durch

den auf Tore und Türen beschränkten derben architektonischen Schmuck nicht gemildert wird.

Diesen Rest des Mittelalters hat nun das nächstalte Schloß der Gegend, von Statius von Münchhausen 1603 bis 1618 in Bevern errichtet, völlig abgeworfen. Im übrigen aber schließt es sich eng an den Hehlener Grundriß an, sodaß sehr wohl derselbe Baumeister für beide denkbar wäre. Wir haben dieselbe rechteckige Umbauung eines Hofes mit vier gleichhohen Flügeln und zwei achteckigen Treppentürmen, aber hier nur zwei Geschosse statt der drei in Hehlen, und ganz fehlen die runden, ungeschlachtenen Außentürme. Der freundlichen Helligkeit des Hofes und den gefälligen Höhenverhältnissen kommen entgegen die alle Wände gliedernden vertikalen Lisenenstreifen und horizontalen Gesimse mit ihren zwar etwas billigen, aber in immer neuen Formen unermüdlichen Beschlagwerkmustern der niederdeutschen Hochrenaissance. Diese Zierfreudigkeit hat Giebel und zahlreiche Dacherker, die in Hehlen ganz fehlen, in Bevern zu wahren Musterbeispielen ihrer der Renaissance so eigentümlichen Art gemacht. Das Schönste am Schlosse ist aber der Hof mit seiner malerischen, wenn auch nicht mehr material-charakteristischen Fachwerkaußenwand des Oberstockes, und namentlich mit seiner Auslucht und den benachbarten beiden Türen, wahren Musterleistungen feiner Renaissancedekoration. — Die Baulust Münchhausens trieb ihn auch auf seinen anderen Besitzungen zu Neubauten ähnlicher Art; davon ist in Schwöbber (Kreis Minden) und namentlich in Leitzkau (Kreis Jerichow) Bemerkenswertes erhalten. Die Detailformen Beverns, zumal das etwas nüchterne Beschlagwerk, sind im nahen Hameln in derselben Anwendung besonders häufig, und aus Hameln mag Münchhausen auch seinen Baumeister sich geholt haben, denselben sicherlich, der die Hämelschenburg, einen Edelsitz der Herren von Klencke nicht weit von der Weser, errichtete und dieses Schloß fast noch reicher ausschmückte als Bevern. Ein wahrer Wetteifer muß in jenen Jahrzehnten um 1600 den Landadel in der Ausstattung seiner Edelhöfe ergriffen haben. Münchhausen aber zeigte unter ihnen einen wahrhaft fürstlichen Eifer, der dann im Laufe des dreißigjährigen Krieges auch seinen Bankerott mitverschuldet hat, infolgedessen sein Schloß Bevern an seinen Lehnsherren, den Herzog von Braunschweig, zurückfiel und Wohnsitz der nach Bevern genannten Sekundogenituren wurde, die aber nichts noch Vorhandenes zur künstlerischen Erscheinung des Schlosses hinzutaten. Dagegen wurde das Innere gänzlich vernichtet, als es seit 1830 zu einer Korrektionsanstalt eingerichtet wurde.

Auch das dritte große Adelsschloß, Bisperode, hat ein trauriges Schicksal gehabt. Errichtet erst am Ende des XVII Jahrhunderts — die Balustrade der Brücke trägt die Jahreszahl 1695 — zeigt es die inzwischen vollzogene Umwandlung des Geschmackes im Sinne der südländischen Barockpaläste. Auf der wiederum rechteckigen und von einem Wassergraben umgebenen Grundfläche erhebt sich ein zurückliegender Mittelbau, an den sich niedrigere Seitenflügel schließen, die vorn mit einem Pavillon von der Höhe des Mittelbaues und mit geschweiftem Dache den offenen Hof flankieren. Der Hof ist gegen den Graben mit dem anschließenden Teile der Brücke von einer eleganten steinernen Balustrade eingefaßt. Das vorderste Ende der Brücke aber war anfangs ohne feste Verbindung mit dem anliegenden Wirtschaftshofe, woraus hervorgeht, daß auch hier eine gelegentliche Unterbrechung der Passage noch für nötig gehalten worden ist. Das Innere des Schlosses ist fast ganz unausgebaut geblieben, was namentlich zu bedauern ist hinsichtlich der nur eben vorbereiteten, äußerst stattlich beabsichtigten Treppenanlage im Mittelbau, die gegen den Hof auf das Prunkportal münden sollte. Die westfälische, katholische Adelsfamilie Wolff-Metternich zur Gracht, die das Gut von 1665 bis 1875 besaß, hat offenbar frühzeitig die Lust verloren, sich in dieser ihr fremden braunschweigigischen Umgebung so kostspielig und seßhaft einzurichten, wie sie es mit ihrem unvollendet gebliebenen Schlosse in Bisperode beabsichtigt hatte.

Zu dieser reichen Ausbildung der Edelhöfe stehen die Bauernhäuser in Parallele, was um so mehr zu schätzen ist, da der steinige Boden gerade dieses Kreises, wo das Bauernhaus nächst dem Amte Thedinghausen am reichsten im Lande entwickelt ist, nur einen mäßigen Ertrag liefert. Das Bauernhaus hat durchweg den Charakter des westfälischen Einhauses, das sich fast genau auf der Dreiecksfläche des Kreises zwischen Ith, Hils und Solling nach Osten vorschiebt, aber in dieser östlichen Bewegung langsam an Widerstandskraft gegen den Typus des mitteldeutschen Bauernhofes einbüßt. Daher besitzt der östlichste Ort des Kreises, Eimen, gerade nur noch **ein** Gebäude dieser Einhausform, während an der Weser selbst noch zahlreiche Dörfer sich dieses Einhaus ausschließlich bewahrt haben. Außerhalb der Grenzen, südöstlich jenseits des Sollings, findet sich dieses Haus so gut wie gar nicht mehr, nordöstlich jenseits des Iths ist es auch nur noch in einigen benachbarten Dörfern vertreten. Weiter südlich verliert sich überhaupt das Einhaus bald, weiter nördlich tritt es östlich der Weser erst im Kreise Minden und im Bückeburgischen wieder auf, jedoch mit abweichendem Charakter.

Das Einhaus ist, wie der Name sagen soll, eine Verbindung von Wohn- und Wirtschaftsräumen, Ställen und Scheunen (Banseraum) unter **einem** Dach, mit einer in der Richtung des Firstes dreischiffigen Einteilung, deren Mittelschiff durch zwei Geschosse von der Däle eingenommen wird. Der in unserem Weserkreise ausschließlich herrschende Typ

unterscheidet sich nun von allen anderen, insbesondere also auch von der nördlich bei der Stadt Braunschweig gebräuchlichsten Form, besonders durch einen über dem Erdgeschoß der Seitenschiffe in Höhe und Breite völlig ausgebildeten Oberstock. Und gerade in dieser Eigentümlichkeit liegt die Bedingung der reichen und merkwürdigen Verzierung dieser Häuser. Die namentlich im XVII und XVIII Jahrhundert auch am Bauernhause gebräuchliche Vorkragung des Oberstockes forderte neben den an städtischen Häusern der Gegend üblichen Verzierungen von Schwellen und Knaggen auch zu einer besonderen Torverzierung heraus. Denn bei der stets durch beide Geschosse gehenden Däle konnte deren Tor die Vorkragung des Oberstockes nicht mitmachen, blieb also darin mittelst einer rechteckigen Umrahmung eingebettet, versenkt, wobei sich reiche und trefflich ausgenutzte Gelegenheit fand, dieses eigenartige Konstruktionsergebnis künstlerisch zu verwerten. Diesem Umstande verdanken wir namentlich auch die vielgestaltigen Vorlagen der Torständer unter dem vorgeschobenen Oberstock, in den reicheren Beispielen in Form von antikisierenden Säulen mit gewundenen Schäften über Konsolen. Mit den üblichen Vorkragungsmotiven wurden daneben auch die Ausluchten ausgestattet, jene nur in den nahe dem Wesertale liegenden Dörfern gebräuchlichen Frontanbauten des Einhauses westfälischen Typs. Besonders erfreulich ist, daß eine ganze Reihe dieser Bauernhäuser mehr oder weniger vollständig noch aus dem letzten Dezennium des XVI Jahrhunderts sich erhalten hat, nämlich in Bevern, Boffzen, Meinbrexen, Negenborn, Wangelnstedt, Warbsen, Eschershausen. Bemerkenswert bei dem durch alle noch vertretenen Jahrhunderte gleichartigen Grundrißtypus ist die fortdauernde Willkür in der Lage der Wohnräume, die bald an der Front, bald an der Rückseite sich finden.

Recht lehrreich ist es auch, den Übergangsformen des Einhauses zur mitteldeutschen Bauernhofanlage nachzugehen. Es lassen sich da drei solcher Umbildungen aussondern, alle erst seit dem XVIII Jahrhundert gebräuchlicher, bei denen sich der Einhaustyp gradweise verwischt. Die eine Umwandlung der dreischiffigen Anlage mit Giebelfront bilden die Häuser, wo die Däle das Haus rückwärts quer durchschneidet, an deren alter Stelle dafür ein Flurgang geblieben ist. Die alte Längsachsenrichtung aller Räume wird also bereits durch die querachsig durchgehende Däle umgeworfen; ganz aufgehoben wird sie in den anderen Abweichungstypen, wo zwar die dreischiffige Anlage mit der Däle noch einmal wieder hergestellt wird, die Richtung der Schiffe dafür aber nicht mehr dem First parallel läuft, sondern rechtwinklich dazu liegt. Wir haben jetzt also keine Giebelfront mehr, sondern eine Längsfront. Was bei der dreischiffigen Giebelfront nicht wohl möglich gewesen wäre, wurde nun ein Leichtes, und so geschah der letzte Schritt zur Auflösung des Einhauses: man schob die Däle der dreischiffigen Längsfront auf eine Seite des Hauses, auf die andere zunächst Ställe und weiterhin die Wohnräume, die nun eine besondere Tür erhielten. Der Weg für die völlige Trennung der beim Einhause unter einem Dache verbundenen Ställe, Wirtschafts- und Wohnräume war damit gewiesen. Denn die in der Längsfront nebeneinander liegenden Räume hatten keinen organischen Zusammenhang mehr. Durch Scheidewände ließ sich alles, anders als beim Einhause mit Giebelfront, vom Boden bis zum First von einander trennen, ohne der Konstruktion des Hauses Gewalt anzutun. Und von dieser Trennung Wand an Wand bis zum völligen Auseinanderreißen der einzelnen Hausteile gab es dann auch keine Schwierigkeiten mehr. Die Grundbedingung der mitteldeutschen Hofanlage mit ihren Sonderbauten für Menschen, Vieh, Wirtschaft und Vorräte war damit gegeben. — Es ist hier kein Platz, auf alle Eigenheiten des Einhauses, so z. B. die auch im Weserkreise noch nachweisbare Bewegung der Herdstelle von der Dälenrückwand nach einer besonderen Küche in einem der Seitenschiffe näher einzugehen. Auch auf die dem Äußeren der Häuser nicht nachstehenden Ausstattungsreste teilweis noch aus dem XVII Jahrhundert kann ich nur eben noch hinweisen. Der Reichtum der Gegend an Truhen ist so groß, daß sich unschwer an einer lückenlosen Reihe ihre Form durch das XVII und XVIII Jahrhundert verfolgen ließe.

Eine kurze Betrachtung dagegen verlangt noch der Spruchschmuck der Häuser, der hier infolge des Schwellenreichtumes der Front so außerordentlich häufig ist. Auch da dieselbe Erscheinung wie an Glocken und Grabsteinen: am kräftigsten wirken die älteren Inschriften; im Laufe des XVII und im XVIII Jahrhundert bildet sich ein gleichmäßiger Ausdruck erbaulicher, etwas nüchterner Spruchweisheit, der besonders gern Psalmenstellen und Gesangbuchverse wiedergibt oder doch an solche anklingt, die wieder Beziehung auf das Haus haben. Das Haus Nr. 15 in Wangelnstedt von 1591 verrät uns, daß das im Mittelalter wüste oder noch gar nicht vorhandene Dorf 1518 neu besiedelt worden ist. Nr. 5 ebenda berichtet:

1590. Ein droge sōmer vnd schone maste war in velen Jarn. anno Do 1591.

Die helle Freude des Bauern an seinem Beruf leuchtet fürwahr daraus, daß eine solche Tatsache wichtig genug schien, an einem stattlichen Einhause verewigt zu werden. Wie sehr aber in diesen abgelegenen Dörfern auch die Händel der Welt interessierten, zeigt die Inschrift in Emmerborn:

Anno 1606 heft Albert Detring vnd Barbr Swar-

temeiers dvt Hvs bvwen laten. Unt vor Brvnswig
was ock groth Krich.

Um die gleiche Zeit lehrt das Haus in Stadtoldendorf am Markt Nr. 38 folgende erfahrungsreiche Tatsache:

Wen dv ein schones Weib hast.
Zv dich forvogedt sich mannich Gast.
Vnd schavwet woer dein Frvndt si.
Vndt is gleichwol from dabi.

Nach den Lasten des dreißigjährigen Krieges wagen sich so persönliche Erlebnisse ohne einen gottergebenen Ausruf nicht mehr hervor, wie in Hehlen von 1728:

Soli deo gloria. Bis hieher hat uns der Herr geholfen. Wo dein Gesetz nicht mein Trost gewest wäre, so wäre ich verzagen in meinem Elende. Das Werk lobt den Meister. M. (=Zimmermeister) Johann Jürgen Böker. Ilse Margarethe Unger.

Naiv ist hier auch der Stolz des Zimmermannes ausgedrückt über das eigene, von ihm selbst gebaute Haus. — Gelegentlich wird neben Gott auch des Landesherrn dankend gedacht, so in Holzminden (und ebenda mehrfach ähnlich) Hintere Straße 25/27 von 1748:

Vivat Hertzog Carl.
Als meine Feinde gedachten es wäre mit mir aus,
Da cam mein gnediger Landesherr und half mir bauen mein Haus,
Wie auch der Herr von Langen
(wohl als Oberforstmeister, der das Baumaterial abgab)
Hat diesen Bau mit angefangen.

Aufrichtiger scheint es der Besitzer eines Hauses in Dielmissen gemeint zu haben:

Gönne mir doch ein jeder die grosse Gnade,
die mir mein Landesvater geschenket.
Gottes Segen und Gedeihn
wird uns alle Jahr erfreun.
Johann Heinrich Kohlenberg. Johanne Luise Bäckers.
Den 20. Juni 1781.

Zu den originelleren Sentenzen rein erbaulichen Inhaltes gehören Sprüche wie in Holzminden an der Oberen Bachstraße 10 (2. Hälfte des XVII Jahrhunderts)

Die Hütten und was wir hie sonsten mehres haben,
Seind o Herr Zebaoht nur deine Gnadengaben.
Eva ave
Christe fave.
Christus solus
Nostra salus.

oder in Bisperode Nr. 78 von 1756:

In Gottes Namen bau ich dieses Haus,
Und wenn er will muss ich daraus,
Und wen er's gönnt, den wird er's gäben
Und mir hernach ein besseres gäben.

Diese Frömmigkeit ist freilich etwas anspruchsvoll. Daß der Erfinder ein Schalk war, geht aus dem Spruche hervor, der sich etwas versteckt an einer anderen Stelle des Hauses findet:

Vivat heute Bier vor Gelt, Morgen umsonst.

Ein solcher Übermut aber war in jener Zeit ganz vereinzelt. Not und Kampf um das tägliche Brot überwiegen durchaus. Am schlichtesten und wahrsten vielleicht tritt das im XVIII Jahrhundert nach den zahlreichen Brandkatastrophen hervor, die z. B. Ottenstein und Bisperode heimsuchten. So heißt es in Bisperode an dem Hause Nr. 47 von 1785:

Wo sind doch unsre Häuser,
Sie wurden wie die Reiser
Verzehret durch die Gluht.
Wir suchen allerwegen,
Wo wir doch bleiben mögen,
Gleichwie ein armer Fremdling tut.

Bücherschau.

Edith Freiin von Cramm, Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804 bis 1813. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1905. XIII u. 239 S. 8°. 4 M.

Die Verfasserin dieser vortrefflich geschriebenen Briefe war Philippine von Griesheim, die 1790 geborene Tochter Ernsts von Griesheim, der zum Januar 1800 als Oberst in Braunschweigische Dienste trat, 1802 Generalmajor wurde und 1807 als Oberhofmeister nach Köthen ging. Sie sind anfangs aus Braunschweig, später zumeist aus Köthen an eine Freundin, Charlotte Auguste von Münchhausen, nach Gebhardshagen gerichtet. Sie zeigen uns in überraschender Lebenswahrheit ein warmes und liebenswürdiges Mädchenherz, anfangs überschäumend in jugendlicher Lebenslust und fröhlicher Laune, dann durch herbe Schicksalsschläge auf das schwerste getroffen, eine harmlose und dabei tiefe Natur mit reiner und gesunder Empfindung und edler vaterländischer Gesinnung, zugleich eine scharfe Beobachterin und vorzügliche Erzählerin, die die Ereignisse der Zeit uns greifbar und ergreifend vor Augen zu stellen versteht. So erleben wir mit ihr nach der Schlacht bei Jena den Durchzug der fliehenden Preußen durch Braunschweig, die traurige Heimkehr des todwunden Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, die harten Geschicke der Offiziere v. Schills, von denen ihr Vetter und Verlobter, Albert von Wedell, am 16. September 1809 in Wesel mit zehn tapferen Mitgefangenen den Tod durch Erschießung fand, dann die Rückkunft der elenden Trümmer der stolzen französischen Armee aus Rußland, schließlich die siegreiche Erhebung des deutschen Volkes bis zur Schlacht bei Leipzig. Nicht leicht werden wir durch ein anderes Buch so unmittelbar und treu in den Geist und die Stimmung jener großen Zeit hineinversetzt, wie es durch diese Briefe geschieht. Sie sind ohne bessernde Änderungen auch mit den fehler-

haften Wendungen der Originale hier wiedergegeben. Daran wird niemand Anstoß nehmen; so natürlich und wahr ist alles, was die Briefstellerin schreibt. Was zur Erklärung der Schriftstücke erforderlich ist, hat die Herausgeberin, eine Enkelin der Verfasserin, geschickt beigefügt. Letztere hat später sich mit Phil. Lebrecht v. Cramm verheiratet und ist erst am 5. Juni 1881 in Braunschweig verstorben. Wir können das schön ausgestattete Buch nur angelegentlichst empfehlen.

F. Beckurts, Grundriß der braunschweigischen Geschichte. Ein Leitfaden für den Unterricht. Beilage zum Jahresberichte des Herzogl. Neuen Gymnasiums zu Braunschweig. Braunschw., Joh. Heinr. Meyer 1905. 58 S. 8°.

Das kleine Büchlein begrüßen wir mit aufrichtiger Freude. Es kommt einem offenbaren Bedürfnisse bestens entgegen. Denn oft gehört und wohlberechtigt ist die Klage, daß die Jugend auf den hiesigen Schulen von der heimischen Geschichte so wenig erfahre. Einen großen Teil der Schuld schob man nicht ohne Grund auf den Mangel eines geeigneten Lehrbuchs. Die vorhandenen Handbücher der braunschweigischen Geschichte von Havemann und v. Heinemann waren zu umfangreich, die kürzeren Werke veraltet und für jetzige Lehrzwecke nicht brauchbar. Dafür zeigt sich nun der vorliegende Leitfaden in vorzüglicher Weise geeignet. Man merkt dem Büchlein an, daß ein praktischer Schulmann es verfaßt hat. Mit sicherem Blicke ist das für die Schule Brauchbare herausgehoben, und überall sind die hiesigen Verhältnisse mit der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung in feste und deutliche Verbindung gebracht, so daß es dem Lehrer ein Leichtes ist, zur Erläuterung bestimmter Ereignisse und Erscheinungen des geschichtlichen Lebens an Beispiele anzuknüpfen, deren Denkmale dem Schüler großenteils greifbar vor Augen stehen. Welch Vorteil dadurch einem einsichtigen und gewandten Schulmanne, dem die Heimat nicht selbst eine Fremde ist, für lebensvolle Gestaltung des Unterrichts erwächst, liegt auf der Hand; ebenso ist klar, daß dadurch aus der Schule für das Leben reicher und mannigfacher Segen erwachsen kann. Wir danken daher dem Verfasser, daß er die Mühen der ihm hier gestellten Aufgabe nicht gescheut hat. Denn diese war keineswegs leicht. Wie so oft, konnte auch hier erst in der Beschränkung sich der Meister zeigen. Es galt aus der Fülle des Stoffes, der verwirrenden Menge der Einzelheiten, von denen eine jede den Spezialforschern nur zu leicht bedeutungsvoll erscheint, das Wichtige von dem Unwichtigen zu sondern, jenes hervorzuheben und unter sich in festen geschichtlichen Zusammenhang zu bringen, so daß man in kurzen Zügen ein wahres und klares Bild unserer heimischen Vergangenheit erhält. Dieses Ziel hat der Verfasser unseres Erachtens völlig erreicht. Er hat aus sicherer Kenntnis des Stoffes unter sorgsamer Benutzung der einschlagenden Literatur in selbständiger Arbeit ein abgeschlossenes Ganzes geliefert, an das dem Kenner — und solche sind oder werden hoffentlich in der Mehrzahl unsere Lehrer — nicht schwer fallen dürfte, einzelne Züge zur Erläuterung des Gesagten hinzuzufügen. Ein fester Grundstock ist hiermit gegeben; die wichtigsten Momente der Entwickelung sind dargelegt, die handelnden Persönlichkeiten kurz geschildert und die einzelnen Zeitabschnitte in allgemeinen kulturgeschichtlichen Rückblicken gut charakterisiert. Die Darstellung des Verfassers ist kurz und knapp, dabei leicht und gefällig, so daß das Büchlein einem jeden, der sich über die braunschweigische Geschichte kurz orientieren will, nur warm empfohlen werden kann. Das Heft ist als Osterprogramm des neuen Gymnasiums ausgegeben. Hoffentlich findet es aber auch an den anderen Schulen unseres Landes sowie in weiteren Kreisen recht bald die Verbreitung, die es verdient, und die wir ihm im Interesse einer guten Sache von Herzen wünschen.

Hoffmann von Fallersleben, Ausgewählte Werke in vier Bänden herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hans Benzmann. Mit zwei Bildnissen, einer Abbildung des Denkmals auf Helgoland, sowie einem Gedicht als Handschriftprobe. I—IV, Leipzig, Max Hesses Verlag [1905]. XXXVIII 221, 252, 222 und 201 S. 8° in 1 Leinwandband geb. 2 M.

Wir können dem Herausgeber nur recht geben, wenn er in der Einleitung sagt: „Hoffmanns dichterisches Lebenswerk und seine künstlerische Persönlichkeit sind nicht derartig eigenartig, nicht von so universaler Bedeutung oder vielseitigem Wesen, daß eine Volksausgabe der gesamten poetischen Schriften jetzt, nachdem der Dichter seit 30 Jahren verstorben ist, eine Notwendigkeit wäre.“ Hoffmann hat unendlich viel gedichtet; die Verse gingen ihm ungemein flink von der Hand; bezeichnend schreibt er selbst einmal: „Meine angenehmste Tätigkeit war jedoch das Dichten.“ Er schuf leicht, aber nicht aus der Tiefe. Seine dichterische Begabung war eine einseitige, der Kreis seiner Stoffe ein beschränkter. Er ist nur lyrischer Dichter, aber auch seine Lyrik ist nur auf einige Töne gestimmt, die er in zahllosen Liedern und mannigfachen Modulationen immer wieder anzuschlagen nicht müde wird. Nur dankbar kann man deshalb dem Herausgeber sein, daß er das Minderwertige, die zu häufigen Wiederholungen von seiner Sammlung ausgeschlossen hat. Denn hier ist weniger in der Tat mehr. Gerade das Gute kommt in dieser Beschränkung ganz anders zur Geltung, als wenn es in gar zu vielen Beispielen dem Leser vorgeführt würde. Er findet des Schönen hier noch immer eine reiche Fülle. Denn einzelne Saiten des deutschen Volksgemüts weiß Hoffmann erfolgreich,

wie kaum ein anderer, zu rühren. Da sind vor allem die Kinderlieder zu nennen: „Alle Vögel sind schon da“, „O wie ist es kalt geworden“ usw.; in überaus glücklicher Weise hat er hier Herz und Sinn unserer Kinderwelt ergriffen und festgehalten. Dann die Vaterlandslieder, von denen besonders sein „Deutschland, Deutschland über alles“, das als Handschriftenprobe des Dichters dem Werke beigegeben ist, zum Nationalliede geworden ist. Aber auch andere von diesen Gedichten, wie „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“, „Wie könnt ich dein vergessen“ usw. sind ein wirkliches Eigentum des deutschen Volkes geworden. Die eigentliche Liebeslyrik tritt dagegen an Bedeutung weit zurück; sie hat nichts wahrhaft Originelles und bewegt sich zu sehr in den bekannten Geleisen. Hervorheben möchten wir noch die Lieder der Landsknechte. Hier kommt die Eigenart Hoffmanns zu trefflichem Ausdrucke: seine germanistischen Studien hatten ihn, wie mit allen, so besonders mit diesem Gebiete der deutschen Volksdichtung innig vertraut gemacht: seiner kampffrohen Natur, seiner unruhigen Wanderlust war Leben und Treiben dieser unstäten Gesellen innerlich verwandt. So hat er es denn vorzüglich verstanden, uns in jenen Liedern in den Geist jener Zeit, in Gesinnung und Stimmung der „frommen“ Landsknechte zurückzuversetzen. Mehr geschichtlichen als künstlerischen Wert haben jetzt die Zeitgedichte, die in den Freiheitskriegen beginnen und erst in der Gründerzeit der 70ger Jahre enden. Dasselbe gilt von dem Leben Hoffmanns, dem, wie den lyrischen Gedichten die beiden ersten, die beiden letzten Teile der Sammlung gewidmet sind. Das sechs Bände umfassende Werk „Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann von Fallersleben“ ist hier bedeutend gekürzt. Daß das ohne Schaden geschehen konnte, zeigt, daß es sich nicht in erster Linie um ein Kunstwerk handelt. Aber es birgt für die Zeitgeschichte viel des Interessanten. Wir erhalten zahlreiche Schilderungen berühmter Zeitgenossen aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes, werden unwillkürlich hineingeführt in die Anschauungen und Ansichten, die Bestrebungen und Schwierigkeiten der politisch angeregten Kreise, in denen Hoffmann auf seinen unaufhörlichen Kreuz- und Querzügen, nicht frei von Selbstgefälligkeit, halb Volksbarde, halb Agitator eine gewisse Rolle gespielt hat. Alles dieses, die ganze Persönlichkeit des Dichters beginnt dem jetzigen Geschlechte schon mehr oder weniger fremdartig zu werden. Um so dankenswerter ist es, daß sein eigenartiges Bild zusammen mit den besten seiner dichterischen Schöpfungen uns hier in einer gediegenen wohlausgestatteten Volksausgabe geboten wird, deren geringer Preis die größte Verbreitung ermöglicht. Ganz besonders berechtigt würde diese aber hier in Braunschweig sein, das zu Hoffmann von Fallersleben, wie bei Gelegenheit seines 100jährigen Geburtstages in diesen Blättern (Br. Mag. 1898 S. 49 ff.) des Näheren gezeigt ist, so viele und so nahe Beziehungen besitzt.

Herzogliches Museum in Braunschweig. Nachtrag zu H. Riegels Verzeichnis der Gemäldesammlung von 1900. [Braunschweig, 1905.] 40 S. 8°.

Das Verzeichnis der Gemäldesammlug, über das man Br. Mag. 1900 S. 111 f. vergleiche, erschien dicht vor H. Riegels Tode († 12. Aug. 1900). Sehr bald nachher begann man einige Veränderungen in der Gallerie vorzunehmen, Bilder, die in den Vorrat zurück gestellt waren, in ihr aufzuhängen, verschiedene Gemälde anderen Künstlern zuzuschreiben usw. Allen diesen Umgestaltungen trägt das vorliegende Heftchen, ein Beweis für die rüstige Fortführung der Tätigkeit Riegels, in zweckmäßiger Weise Rechnung. Es ist in der Hauptsache die Arbeit des Museumsinspektors Dr Flechsig, doch im Einverständnisse mit dem Museumsdirektor Dr P. J. Meier ausgeführt. Der erste Teil enthält ergänzende und berichtigende Bemerkungen zu dem früheren Verzeichnisse, der zweite führt die 29 neu aufgenommenen Bilder (Nr. 668—96) auf, von denen einige aus dem Vorrate, andere aus der jetzt ganz umgestalteten geschichtlichen Sammlung herrühren, noch andere, leider nicht viele, Neuerwerbungen darstellen. Von Interesse ist auch die Übersicht über die Quellen zur Geschichte der Sammlung, in der die alten handschriftlichen Kataloge der Salzdahlumer Bildergallerie beschrieben und gewürdigt werden.

In der **Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft** (Band 25, 1905, S. 559—584) hat Erich Heyser einen interessanten Hexenprozeß veröffentlicht, der gegen Katharina Ranzebach genannt die Martensche im Jahre 1656 vor dem Amte zu Schöningen verhandelt worden ist, aber dadurch erhöhte Bedeutung erhält, daß er von Anfang bis Ende auf Anweisungen und Gutachten der Juristenfakultät zu Helmstedt geführt wurde. Der Aufsatz bildet einen neuen Beleg für den traurigen Glaubenswahn und das grausame Inquisitionsverfahren jener Zeit und somit einen dankenswerten Nachtrag zu A. Rhamms trefflicher Schrift „Hexenglaube und Hexenprozesse, vornämlich in den braunschweigischen Landen“ (Wolfenb. 1882). Zu den Hexenprozeßakten des Amtsgerichts Schöningen, deren Verschwinden Rhamm S. 77 Anm. 1 beklagt, scheint das von Heyser benutzte Aktenstück offenbar zu gehören.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 1—3. Zur Witwen- und Waisenversorgung. — 4. Zum Gemeindepfarrwahlantrag. — 8—9. 6. Jahresbericht des luther. Gotteskastens i. Hzgt. Braunsch. f. 1904. — 9—11. Landessynode. — 25. Oberregierungsrat Max Tile von Kalm †.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig

herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

August



Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1905.

Braunschweigisches Magazin

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1905. August. Nr. 8.



[Nachdruck verboten.]

Philipp Jakob Speners Einfluß auf die Braunschweigische Landeskirche[1]).

Von Johannes Beste.

Am 5. Februar 1905 waren 200 Jahre verflossen, seitdem Philipp Jakob Spener, der Vater des Pietismus, als Propst zu Berlin die Augen für dieses Leben schloß. Auf seinem Sterbebette hatte er die rührende Bitte ausgesprochen: „Wenn ich nun tot bin, so legt mir kein schwarzes Kleid an. Nein, kleidet mich weiß, denn ich habe lange genug über den Zustand der Kirche auf Erden getrauert. Dieses Trauern hat nun ein Ende. Ich gehe zur himmlischen Freude."

Spener wird von dem gelehrten Geschichtsschreiber des Pietismus, Professor Tholuck in Halle, als die fleckenloseste, lauterste Persönlichkeit der lutherischen Kirche, sowie das gesegnetste Werkzeug der göttlichen Gnade im 17. Jahrhundert bezeichnet. Durch seine im Jahre 1675 erschienenen „Pia Desideria" oder „Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren christlichen Kirche" hat er nach Henkes[2]) Urteil fast wie einst Luther durch seine 95 Thesen eine neue Reformation eröffnet.

Was wollte Spener? Was verdankt ihm die evangelische Kirche? Beginnend mit der Jeremiasklage: „Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte, und meine Augen Tränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volke!" stellt Spener aus tiefbewegter Seele die Schäden der evangelischen Kirche dar und empfiehlt sechs Heilmittel, welche die Kirche dem Vorbilde der ersten christlichen Gemeinschaft wieder näher bringen sollen:

1) Reichlichere Verbreitung des Wortes Gottes. Das trostreiche, lebensvolle Evangelium ist zum starren, kalten Lehrgesetze, zu einer Sammlung dogmatischer Beweisstellen verknöchert und dadurch dem Volke entfremdet, ja zum Ekel geworden. Es gilt, zurückzukehren zu dem frischen, sprudelnden Jungbrunnen der heiligen Schrift und dessen erhabene Schönheit unbefangen auf sich wirken zu lassen. Darum fordert Spener Privatversammlungen zum gemeinsamen Bibellesen. 2) Tätige Teilnahme der Laien an der Erbauung der Gemeinde. Es wird in der Gemeinde zu einseitig von oben nach unten gearbeitet. Dadurch ist sie stumpf und gleichgültig geworden und betrachtet die Kirche als eine fremde Sache, als eine Angelegenheit der Konsistorien und der Pastoren. Die Laien müssen aus ihrem Schlafe erwachen und als priesterliches Volk Gottes zur allgemeinen Erbauung beitragen. 3) Man muß die Leute lehren, daß das Christentum nicht nur besteht im Wissen, im gehorsamen Annehmen eines vorgeschriebenen Lehrgesetzes, sondern auch im Handeln, in liebevoller Arbeit. 4) Das lieblose Richten und Verdammen, welches kirchliche Korrektheit mit wahrer Frömmigkeit verwechselt, muß in Wegfall kommen. 5) Die künftigen Geistlichen müssen auf Schulen und Universitäten besser erzogen, insbesondere vor dem Ehrgeiz- Sauf- Balg- und Zankteufel bewahrt werden. 6) Spener fordert eine andere Art zu predigen, in welcher das Hauptstück sei, daß das Christentum bestehe in dem inneren oder neuen Menschen, dessen Seele der Glaube, dessen Wirkungen die Früchte des Lebens wären. Einfacher, ohne gelehrte Kunst, vom Herzen zum Herzen soll das Wort von der Liebe Gottes wiederum erschallen, wie einst in den Tagen des Herrn und der Apostel.

[1]) Über den Pietismus im Braunschweigischen Lande ist abgesehen von meiner Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche äußerst wenig in gedruckten Werken zu finden. Auch Tholuck erwähnt die dortige pietistische Bewegung nur ganz kurz in seinem „kirchlichen Leben des XVII. Jahrhunderts" II, 168; noch kürzer Frank, Geschichte der protestantischen Theologie, II, 163. Vgl. ferner Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche, I, 689. Meine Hauptquellen sind die Akten des Herzogl. Konsistoriums zu Wolfenbüttel und die Acta Colloquii des geistlichen Ministeriums zu Braunschweig vom Jahre 1607 bis 1721 im dortigen Stadtarchive.

[2]) Henke, Professor in Marburg, Speners Pia Desideria und ihre Erfüllung. Marburg, Elwert 1862.

Diese frommen Wünsche, eine Wiederentdeckung des echten, lauteren Christentums gegenüber der damaligen lehrhaften Verschüttung und Verengung des Evangeliums, riefen überall eine große Bewegung hervor, der sich auch unsere Braunschweigische Landeskirche nicht verschließen konnte.

Hier hatte Georg Calixt durch seine glänzende Tätigkeit in Helmstedt alle maßgebenden Kreise für seine theologische Richtung erobert. Der gelehrte Herzog August, sein geistvoller, feuriger Sohn Anton Ulrich, der einflußreiche Kanzler Schwartzkopff und sein Nachfolger, Probst von Wendhausen, sowie der oberste Geistliche des Landes, Brandanus Daetrius, sie alle standen treu auf seiner Seite. Auch die freie Stadt Braunschweig, welche lange noch die feste Burg der alten lutherischen Rechtgläubigkeit geblieben war, wurde durch die segensreiche Tätigkeit des Calixtiners Justus Gesenius, des Pastors zu St. Magni, für die neue Strömung gewonnen. Calixt erstrebte im Geiste Melanchthons eine Versöhnung des Humanismus mit dem Christentum, eine Vereinigung reicher menschlicher Bildung mit wahrer Frömmigkeit. Er wollte ferner, gleichfalls wie Melanchthon, die Glaubenslehre sittlich vermitteln, indem er zum ersten Male die Moral als selbständige Wissenschaft von dem Handeln des wiedergeborenen Christen darstellte und dadurch das unter den theologischen Streitigkeiten vergessene praktische Christentum in Erinnerung brachte. Endlich suchte er die heißersehnte Eintracht durch Hervorhebung des Gemeinsamen, durch Weckung einer geschichtlichen Auffassung von Religion und Christentum anzubahnen. Dazu wies er hin auf den allgemein christlichen Boden, auf welchem alle christlichen Konfessionen erbaut sind, auf die heilige Schrift und neben ihr auf das Übereinstimmende in den Symbolen und Kirchenlehren der ersten fünf Jahrhunderte. Auf diesem durch die Kirchenreformation wiederhergestellten Glaubensgrunde sollte, wenn auch nicht eine eigentliche Vereinigung und Verschmelzung, so doch eine Versöhnung und gegenseitige Duldung der verschiedenen Konfessionen stattfinden.

Calixt und Spener hatten auf den ersten Blick viel Gemeinsames. Beide traten mit dem Anspruche auf, gute Lutheraner zu sein, die ihrer Kirche dadurch am treuesten dienen wollten, daß sie streng gegen ihre eigenen Schwächen waren und auch von dem Gegner zu lernen suchten und nicht umgekehrt die eigene Kirche für tadellos und unfehlbar, alle anderen Kirchengemeinschaften für verderbt erklärten. Beide kämpften gegen einen bloßen Kopf- und Mundglauben, beide waren tief von der Wahrheit durchdrungen, daß die Religion nicht eine Lehre, sondern ein Leben bedeute. Beide wollten dem Beißen und Fressen, den Scheltworten und persönlichen Anzüglichkeiten unter den Theologen ein Ende machen. Aber die Calixtiner waren zumeist vornehme Gelehrte. Es fehlte ihnen die rechte Volkstümlichkeit. Die unwissenschaftliche, vielgeschäftige Art der Pietisten war ihnen zuwider. Sie nahmen ferner Anstoß an ihrer weltflüchtigen Strenge und warfen den Pietisten vor, daß sie die starre Gesetzlichkeit, welche sie auf dem Gebiete der Lehre zurückwiesen, auf dem Gebiete des Lebens vollauf wieder herstellten. So wurde die Universität Helmstedt der Hauptherd der Bekämpfung des Braunschweigischen Pietismus.

Dagegen fand dieser seine Hauptstütze in dem frommen Herzoge Rudolf August, der im Jahre 1666 nach dem Tode seines Vaters, des Herzogs August, zur Regierung kam. Als ältester Sohn war Rudolf August von dem festen, eisernen Willen seines Vaters am meisten niedergedrückt. Nach dessen Vorbilde sollte er auf jeden Fall ein Gelehrter werden, ohne inneren Beruf, ohne rechte Liebe zu den Wissenschaften[1]). Mochte auch der Erzieher, Friedrich von Cramm aus Volkersheim, „einige Ergötzlichkeit" durch „Ausreiten und Jagen" für dringend notwendig halten, mochte der Sohn brieflich dem Vater klagen, daß ein so eingeschlossenes Leben ohne allen geselligen Verkehr in den schönsten Jünglingsjahren für ihn unmöglich sei, daß ihm die sitzende Lebensweise widerstehe, der strenge Vater ließ die Neigungen und Wünsche des Sohnes unberücksichtigt und befahl nach wie vor, derselbe solle dem Studium etwas fleißiger obliegen. Infolge dessen hatte der Jüngling oft mit Schwermut zu kämpfen und auch später, als er die herkömmliche Rundreise an deutschen Fürstenhöfen vollendet und namentlich die Persönlichkeit des großen Kurfürsten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, behielt er dennoch eine gewisse Schüchternheit und Ängstlichkeit, welche die eigene Kraft leicht unterschätzte, und blieb ein Einsiedler auf dem Welfenthron. Sein Sinn war vorwiegend nach innen gerichtet. Herzog Rudolf August ist vielleicht der frömmste aller Braunschweigischen Fürsten gewesen. Davon zeugen die von ihm aufgezeichneten „Gedanken von Gott, zu Gott und in Gott." So fühlte er sich denn dem frommen Spener geistesverwandt und trat mit ihm in Briefwechsel. Spener erwies sich für diese fürstliche Huld dadurch dankbar, daß er dem Herzoge zuweilen die Früchte seines Fleißes dedizierte. Auf einer Auktion in Wolfenbüttel habe ich eine Paraphrase Speners zu den Briefen Pauli an die Korinther erstanden, deren erstes Blatt mit dem Einbanddeckel zusammengeklebt war. Als ich das Blatt lostrennte, fand ich folgende eigenhändige Widmung Speners an den Herzog:

[1]) Vgl. hierzu Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, III, 179. Ferner das Lebensbild des Herzogs Rudolf August von Paul Zimmermann in der Allgem. deutschen Biographie XXIX, 525 ff.



Jesum
Deum atque Dominum
omnibus titulis majorem,
mentis lumen,
spiritus virtutem,
cordis incolam,
desideriorum complementum,
vitae robur,
consiliorum ducem,
actorum autorem,
regiminis rectorem,
inprimis verum propitiatorem,
intercessorem,
salvatorem,
unicamque in hoc et altero aevo beatitudinem
apprecatur
Rudolfo Augusto,
Brunsvicensium et Lunaeburgensium
Duci serenissimo,
cum obsequiorum suorum
contestatione
cliens et cultor humillimus
Philippus Jacobus Spenerus D.

In den folgenden Jahrzehnten wurde die Herzogliche Residenz Wolfenbüttel der Hauptsitz des Pietismus im Lande. Hier hat zuerst Joachim Justus Breithaupt, der später so berühmte Hallesche Professor und Abt des Klosters Bergen, als Konrektor an der großen Schule mit den erwachsenen Schülern Andachtsübungen gehalten. Auch der Prediger Konrad Gottfried Blankenberg an der Gotteslagergemeinde versammelte ein oder zweimal wöchentlich die Kinder der Stadt in seinem Hause, so viele es ihrer fassen konnte, um mit ihnen zu beten und Abschnitte aus Bibel und Katechismus erbaulich zu besprechen. Er brachte es dahin, daß eine Schülerin, Katharine Sacer, die Tochter des gleichgesinnten Kammerkonsulenten und kaiserlich gekrönten Poeten Gottfried Wilhelm Sacer[1]), fast ganze Episteln des neuen Testamentes ohne Anstoß hersagen konnte. Beide, Breithaupt und Blankenberg, sahen in Spener ihr leuchtendes Vorbild. Breithaupt besuchte den Gottesmann persönlich in Frankfurt, und Blankenberg wurde später sein Adjunkt und Nachfolger in Berlin.

Bald drang die neue Richtung auch in die oberste kirchliche Behörde. Zu Anfang des Jahres 1689 wurde Justus Lüders, ein Freund Speners, bisher Reiseprediger und Informator der Prinzen August Wilhelm und Ludwig Rudolf, zum Hofprediger, Konsistorialrat und Inspektor des Armenwesens, sowie zum Professor der Theologie und Kirchengeschichte an der im Jahre 1687 in Wolfenbüttel gegründeten Ritterakademie berufen. In dem Vokationsschreiben heißt es: „Er soll die bisherige Information nach seinem besten Vermögen und Verstande auch fernerhin fleißig kontinuieren und darneben bei Unserer allhier neu angelegten Akademie die Profession Theologiae et historiae ecclesiasticae übernehmen und darinnen bei den dazu verordneten Stunden die Akademisten fleißig und treulich unterweisen, und was sonst zu der in der Akademie sich aufhaltenden jüngeren Herrschaften und Noblesse guter Erziehung dienen kann, nach seinem besten Wissen und Vermögen mit kontribuiren, dazu ein exemplarisches mäßiges Leben führen und im übrigen sonst tun und leisten, was einem fleißigen Hofprediger und Konsistorialrat, auch Informatori und Professori in allen ansteht. Dafür soll er als Besoldung jährlich 300 Thaler zur Ergötzlichkeit haben, dazu ein Deputat von 50 Thalern und für Hausmiete, so lange ihm keine gewisse Wohnung angewiesen, 40 Thaler erhalten. Wir wollen ihn auch in seinem Amt und Verrichtung jederzeit fürstlich manutenieren und schützen und ungehörter Sache nicht beungnadigen, sondern jedesmal zu unterthänigster Verantwortung bestellen und ihn nach Befinden seine Unschuld genießen lassen. Wenn wir ihn aber in Unserm Dienst nicht länger behalten oder er Uns ferner dergestalt zu dienen nicht gemeinet, soll Uns sowohl als ihm freistehen, diese Bestallung ein Vierteljahr vorhero aufzukündigen, da wir ihm alsdann seine Dienste in Gnaden erlassen und seine rückständige Besoldung richtig auszahlen lassen wollen."

Etwa gleichzeitig mit Lüders trat Barthold Meier, bisher Pastor zu Braunlage, in das Konsistorium ein, welcher auch das Amt eines Generalsuperintendenten und ersten Predigers an der Hauptkirche übernahm. Über seine Ernennung heißt es in den Konsistorialakten: „Herr Konsistorialrat und Hofprediger Lüders referiert, daß der Herr Herzog Anton Ulrich ihn fordern lassen und vermeldet, daß Pastor Meier an denselben geschrieben und sich bedanket vor die übertragene Generalsuperintendentur mit der Bitte, weil er bisher wegen des Ranges keinen gewissen locus gehabt, ihm nunmehr einen gewissen Ort anzuweisen, damit er hiernächst mit keinem Streit und Collision haben möchte. Worauf resolvieret, daß ihm ein gewisser locus nächst Herrn Lüders angewiesen werden sollte.

Meier wurde in den pietistischen Kreisen „Dr. Speners Augapfel" genannt. Er hatte schon als Rektor und Schloßprediger in Blankenburg erbauliche Versammlungen gehalten und die Schule so zur Blüte gebracht, daß die Prima 50 Schüler zählte und über 20 vornehme junge Leute von auswärts an seinem Tische aßen[2]). Bei ihm, wie auch bei Lü-

[1]) Vergl. Christian Oberhey, Heimatliche Biographieen. 1. Gottfried Wilhelm Sacer in Nr. 9 des Braunschw. Kirchenblattes 1855 Seite 69 ff. 3. Katharine Nitsch, geb. Sacer in Nr. 21 desselben Blattes 1855 Seite 161 ff.

[2]) Leibrock, Historische Notizen über Lehrer- und Kirchendienerstellen in Blankenburg, Brschw. Schulbl. 1866, Heft 1.

ders zeigte sich die warme Liebe zur Jugend, durch welche die Pietisten auf pädagogischem Gebiete so bahnbrechend gewirkt haben.

Der dritte im Bunde war der bekannte Kirchenliederdichter Heinrich Georg Neuß[1]), der durch den Einfluß seines Freundes Meier als Adjunkt des Diakonus Schmidt an die Hauptkirche zu Wolfenbüttel berufen wurde, ein eifriger Musiker, „ein Mann von schönen Einsichten, aufgewecktem Wesen und ansehnlicher Statur."

Diese drei geistig hervorragenden Männer stellten bald in den Pfarrhäusern, bald auch in den Wohnungen empfänglicher Gemeindeglieder allerlei fromme Übungen an, legten die Bibel in praktisch-erbaulicher Weise aus, sangen dazu religiöse Lieder und drangen überall auf Wiedergeburt und heiliges Leben. Insbesondere Meier nahm sich der Seelsorge an, welche bisher nach lutherischen Grundsätzen sich wesentlich auf die Privatbeichte im Beichtstuhl beschränkt hatte. Er machte in Wolfenbüttel zuerst seelsorgerische Hausbesuche namentlich bei den Kranken und betete mit ihnen. Er ging auch zu den Gefangenen, um die sich damals niemand kümmerte, ermahnte und tröstete sie väterlich. Er führte ferner ein, daß die Armen, welche von der Kirche, namentlich aus dem Ertrage der Beckengelder unterstützt wurden, an jedem Donnerstage sich einem Katechismusexamen unterziehen mußten, wie denn überhaupt die Katechismuslehren durch den Pietismus einen ganz neuen Aufschwung nahmen und sowohl in den Wochengottesdiensten als auch Sonntag nachmittags die sogenannten Nebenpredigten namentlich auf dem Lande allmählich zurückdrängten.

Ein Mittelpunkt der Bewegung war das Haus des Kammerkonsulenten Gottfried Wilhelm Sacer, dessen Tochter Katharine als „eine Perle von einem Weibe" gerühmt wird. Sie heiratete später den Pastor Georg Nitsch an der Trinitatiskirche, dem sie der Vater mit den Worten übergab: „Sie hat mich niemals erzürnt, sondern, was sie mir an den Augen absehen konnte, mit Lust und Freude verrichtet."

Nitsch, ein eifriger Anhänger Speners, war zuerst Kollaborator an der Schloßkirche und wurde 1695 Pastor an der Gotteslagerschen Gemeinde, deren Gotteshaus bis 1655 auf dem jetzigen alten Bürgerkirchhofe hinter der Trinitatiskirche ostwärts in dem Winkel nach dem Walle zu gestanden hatte[2]). Nachdem dasselbe abgerissen war, hielt die Gemeinde lange Zeit ihre Gottesdienste in einem Lokale über dem alten Kaisertore, das dann Torkirche genannt wurde. Letztere wurde am 16. April 1693 abgebrochen und der Bau einer neuen Kirche über dem Kaisertore angefangen, die am Neujahrstage 1700 eingeweiht wurde und den Namen Dreifaltigkeitskirche erhielt, wegen ihrer erhabenen Lage vom Volke auch wohl Bergkirche genannt wurde. Während dieses Baues war die Gotteslagersche Gemeinde bis Oktober 1698 in die Hauptkirche mit eingepfarrt, dann hielt sie auf der fürstlichen Komisse eigenen Gottesdienst. Die beiden Türme des schönen Gebäudes waren noch nicht vollendet, als am Dienstag, dem 18. August 1705 ein Blitzstrahl dasselbe entzündete, so daß die Kirche bis auf das Gewölbe abbrannte und die Trümmer zur Vermeidung weiteren Unglücks mit Kanonen niedergeschossen werden mußten. Am Sonntage vorher, am zehnten Sonntage nach Trinitatis, hatte Georg Nitsch über die Zerstörung Jerusalems gepredigt und seiner Gemeinde den Zorn des Sohnes Gottes über die Sünde vorgehalten, als einen abgezwungenen und abgedrungenen, als einen gewissen und unausbleiblichen, als einen schweren und unerträglichen. Prophetisch hatte er gesprochen: „Wer kann wissen, was unserm Wolfenbüttel für ein Hartes von Gottes Gerechtigkeit ist zubereitet? Denn das ist ja wohl mehr als allzu gewiß, wenn wir teil haben an Jerusalems Sünden, so müssen wir auch teil haben an Jerusalems Plagen. Ach! Wolfenbüttel, Wolfenbüttel, daß deine Wohnungen nur nicht in kurzem so möchten zugerichtet werden, daß man sie mit Besen kann zusammenfegen! Gott hat bleierne Füße, aber eiserne Hände. Je langsamer seine Wetter ziehen, je härter treffen sie. So kalt er ist, ehe er straft, so feurig und hitzig ist er, wenn er straft." Nach dem Unglücksfalle hielt Nitsch in dem bis zur Einweihung des neuen Gotteshauses (4. Dezember 1719) der Gemeinde überlassenen Gießhause auf dem Philippsberge eine Predigt über Amos 7, 4—6, in welcher er sagte: „O meine Lieben, wären unsere Herzen so schön gewesen wie unsere Kirche, so stände sie noch zu dieser Stunde, aber wir sind leider alle zusammen als die Unreinen. Daher lege ein jeglicher die Hand auf seine Brust und forsche, mit welcher Sünde er absonderlich seinen Schöpfer beleidigt habe."

Auch Nitsch war strenger Pietist, er bekämpfte den „armen elenden Denkglauben, der sich als ächter Glaube gebärdet, obwohl er nur dessen Schaum und Schatten, Gespenst und Gerippe ist." Von seiner Gattin stammt das Wort: „Die im Kopfe ruhenden Wahrheiten können uns ebensowenig selig machen, als das Brot, welches im Eßschranke liegt, uns sättigen kann."

Es würde zu weit führen, wenn wir hier betrachten wollten, wie mutig Nitsch später die Übergriffe des stolzen Abtes Specht bekämpfte, und wie männlich er Zeugnis ablegte gegen den Übertritt der Prinzessin Elisabeth Christine zur römisch-katholischen Kirche. Damals schrieb ihm der Herzog Anton Ulrich: „Ich will in meinem Lande keinen Krummholz haben!" und gab Nitsch den erbetenen Abschied. Mit

[1]) Über Neuß vergl. Jacobs, Zeitschrift des Harzvereins, 1888, S. 159 ff.

[2]) Historie der Dreifaltigkeits- und Garnisonkirche zu Wolfenbüttel, Braunschw. Anzeigen 1760, Stück 19 S. 297 ff.

schwerem Herzen verließ dieser im Jahre 1711 das geliebte Wolfenbüttel, um noch 20 Jahr lang als Generalsuperintendent in Gotha segensreich zu wirken[1]).

Georg Nitsch gehört zeitlich erst der zweiten Periode des Pietismus an. Aber bei der Darstellung des Pietismus in Wolfenbüttel mußte er in erster Linie genannt werden, weil er der bedeutendste und edelste Vertreter dieser Richtung in jener Stadt gewesen ist. Sechzehn Jahre hat er dort mit großem Erfolg gearbeitet, die ihm wie etliche Wochen erschienen, und wurde von seiner Gemeinde fast wie ein Engel gehalten.

Von Wolfenbüttel verpflanzte sich die pietistische Bewegung nach Braunschweig. Das Protokollbuch des geistlichen Kolloquiums daselbst erwähnt sie zuerst am 23. April 1691. „Es wurde von einigen Stadtgeistlichen mit Entrüstung darauf hingewiesen, daß zu Wolfenbüttel von etlichen sogenannten Pietisten ein collegium musicum angestellt würde. Dabei wären vornehmlich interessiert Generalsuperintendent Meier und Pastor Neuß, wie auch etliche von den Politicis, unter welchen vornehmlich Sacer, der doch für einen Spötter gehalten würde. Sie kämen zusammen des Abends alle Montage in der Kirche, da würde georgelt und unterschiedliche Dankpsalmen gesungen, worüber sich die übrigen Herrn Fratres sehr verwunderten, daß niemand wäre, der sich hier könnte setzen wider den Riß und diesem Unheil steuern."

Bald kamen die Wolfenbütteler Pietisten, insbesondere Meier mit seinem Hauslehrer, dem Studiosus Endvogel und Hofprediger Lüders nach Braunschweig herüber, um verwandte Seelen aufzusuchen. Sie kehrten ein beim Lizentiaten Krüger auf dem Ägidienkirchhofe, von dem man sagte, er treibe Alchemie und verbotene Zauberkünste und studiere fleißig die Schriften Jakob Böhmes. Auch eine Frau Bode am Magnikirchhofe wurde von Meier besucht, der dabei einen ganzen Arm voll Bücher hinter sich hertragen ließ. Trotz aller Ermahnungen hausete und hegte die Bodensche die Pietisten nach wie vor, ließ sie Konventikel halten und dabei singen und beten, so daß die Geistlichen ihr drohten, man wolle sie bei der Obrigkeit anzeigen und durch Wächter und Marktmeister verstören und in Haft nehmen lassen. Die Bodensche beteuerte, bei ihr geschähe nichts Böses; es wäre besser, sie kämen zusammen zu beten und zu singen, als zu fressen und zu saufen und sonst allerlei Üppigkeit zu treiben, wobei sie nach Meinung der Geistlichen auf das sogenannte convivium charitativum oder Liebesmahl anspielte, welches von den Kollegen nach der Reformation zuerst alle vierzehn Tage, später jedoch seltener mit sehr opulenter Speisenfolge und reichlichen Getränken, als Rheinwein, Wolfenbüttler Bier, Halberstädter Broyhan und Königslutterschem Duckstein zumeist von 6 Uhr nachmittags bis tief in die Nacht gehalten wurde, wobei man nach der Mahlzeit sich zuweilen eine gesunde Motion durch Kegelspiel machte oder sich durch Musik und Gesang ergötzte. Als Pietisten werden ferner genannt der Hauptmann Müller in der Ägidiengemeinde und der Ratsherr Oldenbruch. Letzterer verlangt mit seiner Familie privatim zu kommunizieren, weil seine Töchter sich nicht nach der jetzigen Mode kleiden könnten und deshalb wegen ihrer einfältigen Kleidung nur anderer Leute Spektakel sein müßten. Doch blieb in dieser Zeit die pietistische Bewegung in Braunschweig durchaus auf erweckte Laienkreise beschränkt. Die Geistlichen waren durchweg ihre Gegner. Erst später, im Jahre 1703, wird dem Pastor Bode zu St. Petri vorgeworfen, daß sein Sohn abends im Hause der Hauptmannin Müller gesehen sei, die eine rechte Pietistin wäre. Er möchte seinen Sohn nicht an so verdächtige Orte gehen lassen, damit aller böser Schein vermieden würde; worauf Herr Bode entrüstet geantwortet: Er wollte nur wünschen, daß sein Sohn ein rechter Pietist wäre, die Kollegen aber erwiderten: Man wolle solches weder vom Herrn Bode, noch von seinem Sohne hoffen. Als bald darauf August Hermann Francke, der Gründer des berühmten Halleschen Waisenhauses, der bedeutendste Schüler Speners, nach Braunschweig kam, nahm er im Petripfarrhause Herberge und predigte in der Petrikirche, worüber sich die andern Prediger sehr mißfällig äußerten, worauf Herr Bode bemerkte: Er wolle nicht hoffen, daß dieser Professor Francke durch seine Gegenwart das Petripfarrhaus hätte infiziert, er hätte doch viele durch seine Predigt erbaut und wäre bei jedermann in großer Verwunderung.

Diese fast einstimmige Ablehnung der pietistischen Bestrebungen seitens der Braunschweiger Stadtgeistlichen war begründet in den Schwächen und Auswüchsen, die der neuen Strömung anhafteten. Die wenigen Vertreter altlutherischer Frömmigkeit hielten die Stellung, welche Spener der Gemeinde anwies, für ein reformiertes Gebilde, unverträglich mit den Prinzipien der lutherischen Kirche, desgleichen die einseitige Wertschätzung der persönlichen Frömmigkeit gegenüber der Bedeutung der kirchlichen Gnadenmittel für durchaus unkirchlich. Man fürchtete, daß dadurch eine gefährliche Gleichgültigkeit gegen die reine Lehre erzeugt und die kirchliche Ordnung untergraben würde. Die Bildung von kleinen Gemeinschaften solcher, die sich wahrhaft erweckt dünkten und durch künstliche Erregung das Bußgefühl und die Wiedergeburt hervorbringen wollten, führten zur Absonderung vom großen Ganzen; die weltentsagende Lebensführung der Pietisten

[1]) Oberhey, Nitsch' Leben, als Beigabe zu Nitsch, Übung in der Heiligung, herausgegeben von Besser 4. Auflage. Halle, 1863. Oberhey, Heimatliche Biographieen, Braunschweig. Kirchenblatt 1855 Nr. 11.

entspreche nicht der evangelischen, sondern der mönchisch-mittelalterlichen Frömmigkeit. Die meisten Braunschweiger Geistlichen waren jedoch nicht im strenggläubigen Wittenberg, sondern in dem weitherzigen, duldsamen Helmstedt vorgebildet. Aber den gemäßigten Theologen aus Calixts Schule, sowie den gebildeten Kreisen der Gesellschaft mißfiel gleichfalls die gesetzliche Engherzigkeit der Pietisten, ihre Verwerfung aller erlaubten Freuden, wie Tanz, Spiel, Theaterbesuch, ferner alles Luxus', unnützer Reisen und Scherzreden, ja selbst eines fröhlichen Lachens, ihre Verachtung gegen Kunst und Wissenschaft, insbesondere aber ihr geistlicher Hochmut und ihr liebloses Richten. Wohl traten diese Schattenseiten bei Spener selbst noch nicht so kraß hervor, wenn auch er zeitlebens sich darüber Gedanken machte, daß er einst in seinem zwölften Lebensjahre sich habe zum Tanzen verführen lassen und noch kurz vor seinem Tode diese Geschichte errötend als einen Beweis dafür erzählte, daß auch er in seiner Jugend ein schlimmer Sünder gewesen. Aber bei seinen Anhängern wurde gerade diese Weltentsagung als Hauptstück der Frömmigkeit angesehen. So fürchteten die Calixtiner, daß eine rohe, träge und eingebildete Unwissenheit in der Kirche aufkommen würde, die, auf ihre Bekehrung pochend, alles menschlich Hohe und Schöne in den Staub zöge, daß ferner eine neue Werkgerechtigkeit mitten im Protestantismus ihr Haupt erheben und alle christliche Freudigkeit und Freiheit ersticken würde.

Inzwischen war bereits die gewaltsame Unterdrückung des Pietismus seitens der Landesregierung erfolgt. Sie erklärt sich aus dem mächtigen Einfluß des zweiten Sohnes des Herzogs August, des reichbegabten glänzenden Herzogs Anton Ulrich. Nach einer zurückgezogenen, den Wissenschaften geweihten Jugend war diesem empfänglichen, leicht bewegten Prinzen während eines einjährigen Aufenthaltes in Frankreich eine neue Welt aufgegangen. Die Gestalt Ludwigs des XIV., des Sonnenkönigs, die üppige Pracht des französischen Hoflebens blendete sein Auge. Die alte biedere deutsche Art erschien ihm nun unfein und barbarisch. Während der ältere Bruder Rudolf August schlicht und einfach blieb, am liebsten plattdeutsch sprach und alles französische Wesen verspottete, wurde der feurige jüngere Bruder als echtes Kind seiner Zeit hingerissen von der Gallomanie, der damaligen Modekrankheit deutscher Fürsten. Bei solcher Geistesrichtung mußte ihn der strenge, alle Schätze des Wissens und der Kunst als weltlichen Tand verachtende Pietismus abstoßen. Um so fester schloß er sich der vornehmen wissenschaftlichen Helmstedter Richtung an. Je mehr nun die Herrschaft über das Land aus den Händen des nachgiebigen, den Pietisten freundlich gesinnten Rudolf August in diejenigen des im Jahre 1685 zum Mitregenten ernannten jüngeren Bruders überging, desto ungünstiger wurde der Boden für die neue Bewegung. Dazu kam, daß eine unkirchliche, schwärmerische Mystik ein Bündnis mit dem Pietismus schloß. Diese Wendung knüpft sich an die Namen des Superintendenten von Lüneburg, Johann Wilhelm Petersen, und seiner Frau, sowie des Fräuleins Rosamunde Juliane von Asseburg. Die letztere behauptete, seit ihrem siebenten Lebensjahre mit dem Heiland durch Visionen zu verkehren und sich mit ihm als Bräutigam verlobt zu haben. Petersen lehrte, daß die Auferweckung der Gerechten und die tausendjährige Herrschaft der Heiligen auf Erden vor der Tür stehe. Auch an der Südgrenze des Landes, in Quedlinburg, trat ein Schwärmer auf, der Goldschmied Heinrich Kratzenstein, welcher die Bibel für toten, erst durch den Geist lebendig werdenden Buchstaben erklärte, Altar, Taufstein und Kanzel Götzen nannte, vor denen die Baalspfaffen ständen und sie anbeteten, den Wunsch aussprach, es möchten alle Kirchen auf einmal über den Haufen fallen, und sich selbst als den Reformator der Kirche, als den Elias bezeugte, bis er sich, „seiner alten Hausmutter überdrüssig, in den Irrgarten der Liebe zu einem artigen jungen Mädchen verlor.“ Er wurde mit dem Staupbesen bestraft und starb nach langjährigem Gefängnis ohne Reue mit Verachtung des Sakraments, so daß seine Leiche vor dem Begräbnis öffentlich an den Pranger gestellt wurde.

Petersen und Frau kamen wiederholt nach Braunschweig. Konsistorialrat Meier erklärte in einem Briefe Kratzenstein geradezu für einen Propheten und seine Sache für Gottes Sache, allerdings zu einer Zeit, da Kratzensteins sittliche Blöße noch nicht hervorgetreten war.

Andrerseits wurde durch solche Erscheinungen in ganz Niedersachsen ein antipietistischer Sturm hervorgerufen. Zahlreiche Theologen suchten sich durch Bekämpfung des Pietismus in Kredit zu setzen, also daß das Sprüchwort aufkam, „Petersen hätte viele außer seinem Amte zum Amte promoviert.“ Im Februar 1692 erfolgte Petersens Absetzung in Lüneburg. Schon während der Untersuchung erließen die Lüneburgischen Konsistorial- und Kirchenräte an das Braunschweigische Konsistorium unterm 26. Januar 1692 eine Aufforderung zu energischem Einschreiten gegen die Pietisten. Probst von Wendhausen und Lukas Pestorf, der erste Jurist und der erste Theologe des Landes, befürworteten die Herausgabe eines Fürstlichen Ediktes. Dasselbe erschien am 9. März 1692 und hat Pestorf zum Verfasser. Der Titel lautet: „Edikt und Verordnung wie bei denen hin und wieder sich ereignenden Neuerungen und Sektareyen alle und jede Prediger und Lehrer in dero Landen sich vorsichtiglich halten und sowohl sich selbsten als ihre Gemeinden und Zuhörer dafür bewahren sollen.“ Dieses Edikt gegen die Sektierer, nach welchem ohne ausdrückliche Erlaubnis keine

heimlichen Konventikel und Kollegia stattfinden, keine Prediger, Lehrer und Schulbedienten sich mit jemandem, der wegen Enthusiasmus, Chiliasmus, Pietismus und Quakarismus berüchtigt oder verdächtig ist, in schriftlichen Verkehr einlassen und die Prediger und Lehrer in Religionssachen nichts ohne Zensur des Konsistoriums drucken lassen sollen, mußten sämtliche Kirchen- und Schuldiener des Landes unterschreiben. Meier, Lüders und Neuß weigerten sich dessen und mußten daher ihr Amt niederlegen. Konsistorialrat Meier behielt nur die Propstei des Lorenzklosters, bis er im Jahre 1694 als Hofprediger nach Ostfriesland ging. Konsistorialrat Lüders folgte einem Rufe zum Oberhofprediger nach Quedlinburg, auch Heinrich Georg Neuß mußte aus Wolfenbüttel weichen. Er war ein besonderer Liebling und ein Verwandter des Herzogs Rudolf August. Dieser hatte sich in zweiter morganatischer Ehe mit Rosine Elisabet Menthe, Tochter eines Chirurgen, verheiratet, die als Madame Rudolfine mit ihm aufs glücklichste lebte. Neuß hatte die Schwestertochter dieser Dame zur Gattin; der Herzog selbst hatte dem jungen Paare die Hochzeit gegeben. Da Neuß die „gotteslästerlichen, höchst strafbaren" Schriften Jakob Böhmes nicht verwerfen wollte, hielt es schwer, ihn wieder ins Amt zu bringen. Der Herzog machte ihn schließlich zu seinem Privat-Reiseprediger in Hedwigsburg. Auf dringende Zusprache seines hohen Gönners unterschrieb Neuß endlich das Edikt und wurde dann 1695 Superintendent in Remlingen, erhielt aber schon im Oktober 1695 auf Speners Empfehlung einen Ruf als Konsistorialrat nach Wernigerode, wo der „Pietistenpfaffe" mit ärgerlichem Tumult an heiliger Stätte aufgenommen wurde, aber später eine segensreiche Tätigkeit entfaltete. Noch lange stand er mit dem Herzog Rudolf August im Briefwechsel. Die Briefe des Neuß an den Herzog befinden sich auf der Wolfenbüttler Bibliothek. Wiederholt ist in denselben von der pietistischen Bewegung die Rede. So schreibt Neuß am 23. Januar 1697: „Es geht das Gerücht, der Helmstedter Professor Niemeier beabsichtige, gegen D. Spener, den in Gottes Augen so teuren Mann, die Feder zu ergreifen. Wahrhaftig, er wird den Augapfel Gottes antasten, der wird es nicht ungerächt ertragen, wenn er es tut. Dich aber, Durchlauchtigster Fürst, bitten alle Gutgesinnten, daß du diesem Manne, der sich in deiner Macht befindet, solches nicht gestattest. Wir haben längst der Unruhen genug in der Kirche. Warum sollen sie erneuert werden durch einen Mann in den Welfischen Landen, in welchen sich einst der Sitz der Frömmigkeit befand?"

So waren denn die führenden Männer der pietistischen Strömung aus unserm Lande verdrängt, das Feuer war ausgelöscht. Aber dennoch ist die Bewegung nicht ganz spurlos an unserer Landeskirche vorübergegangen. Der seelsorgerische Privatverkehr durch Hausbesuche des Geistlichen und die väterliche Teilnahme desselben an Freud und Leid seiner Gemeindeglieder nahm durch den Pietismus einen großen Aufschwung, während andererseits die Privatbeichte im Beichtstuhl, welche Spener als die Marterbank aller treuen Geistlichen bezeichnete, in der Folgezeit den von den Pietisten zuerst gegen sie erhobenen Bedenken weichen mußte. Die Konfirmation, welche vor Spener noch keineswegs überall im Gebrauche war, verbreitete sich durch seinen Einfluß über die ganze evangelische Kirche und wurde bald allgemein. Die Predigten wurden lebendiger und praktischer. Nachmittags- und Wochenpredigten wurden vielfach in Kinderlehren verwandelt, wie denn überhaupt die Erziehung der Jugend dem Pietismus ganz besonders am Herzen lag. Insbesondere durch die mächtigen Anregungen Franckes, dessen Büste mit Recht über der Eingangstür des Wolfenbüttler Lehrerseminars steht, und der als größter Schüler Speners zu betrachten ist, erblühte das Schulwesen in ganz neuer Weise. Seine Schöpfungen in Halle wurden vorbildlich für das ganze evangelische Deutschland. Nicht nur die Waisenhäuser, auch die Realschulen und die Lehrerseminare wurden von dort aus verbreitet, Halle wurde die Geburtsstätte der eigentlichen evangelischen deutschen Volksschule. Die bedeutendsten Schulmänner des 18. Jahrhunderts in unserm Lande, die Zwicke, Richter, Junker, sind im Waisenhause zu Halle vorgebildet. Ja, Spener selbst und seine theologischen Anhänger wurden wegen ihres Feuereifers für die religiöse Unterweisung der Jugend oft spottweise von den Gegnern als „Schulmeister" bezeichnet.

Wenn dennoch so manche Pia desideria Speners schon durch den Klang, welchen sie dem deutschen Worte „fromme Wünsche" zurückgelassen haben, die Unzulänglichkeit ihrer Erfüllung bestätigen, so wollen wir das Gute in ihnen immer wieder von neuem aufnehmen und festhalten, damit endlich auch für unsere evangelische Kirche die besseren Zeiten kommen, von denen Spener noch in der Todesstunde hoffnungsvoll geredet hat.

Gruppierung und Herkunft der Besiedler des Harzes.

Von Ed. Damköhler.

Bis zur Zeit Karls des Großen mag das eigentliche Harzgebirge von Jägern und Hirten durchzogen sein, feste Ansiedelungen, Dorfanlagen, gab es dort noch nicht, kein Name menschlicher Wohnstätten dringt aus jener Zeit zu uns. Diese datieren erst seit Kaiser Karl und der Einführung des Christentums im Anfang des 9. Jahrhunderts, und zwar lassen sie sich nach ihrer Entstehungszeit in drei Gruppen gliedern. Die älteste derselben umfaßt die

Orte, welche unmittelbar am Fuße des Gebirges, zwischen diesem und den älteren Siedlungen im Vorlande, entstanden sind. Über die Zeit ihrer Entstehung läßt sich nichts Neues sagen. Einige, z. B. Drübeck, Thale und Ellrich werden schon im 9. Jahrhundert genannt; diejenigen, deren Namen auf —rode ausgehen, gehören meist dem 10. und 11. Jahrhundert an; andere lassen sich erst seit dem 12. Jahrhundert nachweisen.

Die Besiedlung des Harzes fällt also in eine verhältnismäßig späte Zeit, als die Deutschen seit Jahrhunderten seßhaft geworden waren und in größere Stämme zerfielen, die nicht bloß politisch, sondern auch nach Abstammung und Sprache eine gewisse Einheit gebildet haben werden. Wir dürfen annehmen, daß damals z. B. das Thüringische und Niederdeutsche voneinander völlig verschieden waren, ohne daß deshalb die Angehörigen eines Stammes oder auch nur die Bewohner eines Gaues genau dieselbe Sprache gesprochen hätten. Diese kann damals eben so verschieden gewesen sein, wie sie es heute ist. Ich persönlich neige der Ansicht zu, die ich aus eigenem Studium gewonnen und schon im Braunschweigischen Magazin 1896, S. 142 angedeutet habe, daß alle die verschiedenen Stämme, deren Namen uns aus ältester Zeit überliefert sind, auch dialektisch mehr oder weniger verschieden waren, daß nach ihrer Vereinigung zu größeren Völkerbündnissen diese sprachliche Verschiedenheit nicht etwa geschwunden ist, wenn auch eine gewisse Ausgleichung stattgefunden haben mag, sondern daß auf ihr die heutigen Sprachunterschiede beruhen. Inwieweit im Laufe der Zeit die Mundart sich verändert hat, sei es, daß sie sich organisch weiter entwickelte oder abschleifte, sei es, daß sie durch andere Dialekte infolge von Verkehr, Blutmischung usw. beeinflußt wurde, läßt sich für die Zeit bis um 1300 nicht sagen. Für das Niederdeutsche ergibt sich aus dem Heliand und den andern kleineren altsächsischen Denkmälern sowie aus den Namen in lateinischen Urkunden nur dialektische Verschiedenheit. Auch für die Zeit nach 1300, in der in den Urkunden an die Stelle der lateinischen Sprache die niederdeutsche tritt, sind wir noch wenig aufgeklärt, nicht einmal darüber herrscht Übereinstimmung, ob Lokalurkunden die Ortsmundart genau wiedergeben. Ich für meine Person glaube es nicht. Ein lehrreiches Beispiel dafür, wie die mundartliche Form sich verschieden von der schriftsprachlichen entwickelt hat, bietet der Name der braunschweigischen Stadt Schöningen, die in der Mundart des Ortes und der Umgegend Scheinich heißt. Während dem schriftsprachlichen Schöningen die Formen Scheninge[1]), Scenincge[2]), Scaningi, Scahningi, Scahininge[3]) als Übergangsformen vorausgingen, ist dagegen Scheinich (Scheyning, Botho's Chr. — Scheynigk, Sachsenchr. — Scainingi, Einhards Ann.) direkt aus Scahiningi durch Ausfall des h entstanden, wie geit ‚geht' aus gahit, und zeigt somit hohes Alter.

Eins steht fest, worauf es für unsere Untersuchung besonders ankommt: die Urkundensprache zeigt eine große Mannigfaltigkeit mundartlicher Sprachformen, die aber nicht erst um oder seit 1300 entstanden sein kann. „Die Quellen weisen, je höher hinauf um so mehr, auf Vielheit, aber ihnen zum Trotz strebt die Sprachwissenschaft immer zur Einheit"[4]).

Während wir über die Zeit, in der die Ansiedlungen an und auf dem Harze gegründet wurden, im ganzen wohl unterrichtet sind, von einigen sogar das Entstehungsjahr kennen, wissen wir dagegen bis jetzt sehr wenig davon, woher die Ansiedler kamen, wenn auch vereinzelt der eigentliche Gründer eines Ortes bekannt ist, wie Markgraf Gero, der das Kloster Gernrode gründete, woran sich dann der gleichnamige Ort anbaute. Da die Geschichtsquellen äußerst selten Aufschluß geben oder einen Anhaltspunkt bieten, so würde die Frage nach der Herkunft der Besiedler des Harzes, den Oberharz ausgenommen, sich wohl nie beantworten lassen, wenn nicht die Dialektforschung Licht schaffen könnte. Noch immer hat sich das sprachliche Material als das beste Hilfsmittel in solchen Fällen erwiesen. Die Stelle der Urkunden vertreten gewissermaßen die Dialekte, welche infolge ihrer langsamen Veränderung über Zusammenhang mit Dialekten anderer Gegenden und über Herkunft der sie sprechenden Bewohner bisweilen überraschenden Aufschluß geben. Leider wird die Dialektforschung noch immer zu sehr vernachlässigt, und Wenker's Sprachatlas des deutschen Reichs, dieses Riesenwerk, das nach der Absicht seiner Bearbeiter eine zuverlässige Grundlage für die Dialektforschung bilden soll, ist gerade für das Harzgebiet so fehlerhaft, daß es kaum brauchbar erscheint, wie ich in mehreren Artikeln nachgewiesen habe[5]). Und wenn, wie Haushalter angibt, die Wenkerschen Fragebogen für Hasselfelde die Form ‚ji können' bieten, so würde das wiederum nicht stimmen; Hasselfelde spricht ‚kennen.'

Die Buntheit der heutigen wie der mittelalterlichen Dialekte führe ich auf Buntheit der Besiedler

---

[1]) z. B. Schmidt, Urkundenbuch der Stadt Halberstadt I, Nr. 7 v. J. 1186.

[2]) Urkunden des Klosters Stötterlingenburg, Nr. 5 v. J. 1184.

[3]) Andere, unbedeutend abweichende Formen bei Oesterley, Historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters, wo aber die dialektisch wertvolle Form Scieninge (Lüntzel, der heilige Bernward, S. 96) fehlt.

[4]) F. Wrede, Ethnographie und Dialektwissenschaft. Sybel's historische Zeitschrift, 88. Bd. 1901. S. 41.

[5]) Zu Wenker's Sprachatlas des Deutschen Reichs. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 19, 4 bis 6. — Die Eis- und Weinlinie von Bettingerode bis Neindorf und Wenker's Sprachatlas des Deutschen Reichs. Niederdeutsches Jahrbuch 22, 134 bis 143. — Zu Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs. Das. 27, 142 bis 144.

zurück. Die Landschaften sind nicht auf einmal und von Leuten desselben Stammes, sondern zu verschiedener Zeit und von Angehörigen verschiedener Stämme besiedelt. Das gilt besonders vom Harzgebiete. Ließen sich zwischen den mannigfachen Mundarten des spät besiedelten Harzes Zusammenhänge mit Mundarten anderer Gegenden dartun, so ließe sich daraus auf die Herkunft der Harzbewohner schließen.

Der erste, der eine Gruppierung der Dialekte des Harzgebietes vornahm, war Bruno Haushalter. Von ihm sind drei Arbeiten über diesen Gegenstand erschienen: Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Staßfurt an der Bode. Mit einer Karte. 1883. — Die Mundarten des Harzgebietes. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde 16, 231—248 (1884). — Die Mundarten des Harzgebietes. Nebst einer Karte. Vom Verein für Erdkunde zu Halle am 28. Februar 1884 gekrönte Preisschrift. 1884. In der ersten Arbeit stellt Haushalter die bis dahin nicht genügend bekannte Grenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch fest. In den beiden andern gliedert er einerseits das Mittel- und Niederdeutsche in Unterdialekte, anderseits weist er aus der Sprache die Herkunft der Oberharzer aus dem Erzgebirge nach. Das Mitteldeutsche zerlegt er in das Unterharzische, das Nordthüringische und das Mansfeldische, wovon das letztere für uns weniger in Betracht kommt. Es unterscheidet sich nach Haushalter von den beiden andern Dialekten besonders durch j statt g im Anlaut, z. B. janz, jroß und durch die bairische Lautverschiebung, d. h. durch die Diphthongierung der alten Längen i und u zu ei und au, z. B. mein Haus. Das Unterharzische umfaßt ein kleines Gebiet mit den nördlichen und südlichen Grenzorten Mägdesprung, Allrode, Stiege, Rothensütte, Hohegeiß, Wieda, Sachsa, Walkenried, Ellrich, Werna, Ilfeld und Stolberg, die alle während der ersten Besiedlungsperiode des Harzes gegründet sind, und noch einigen andern, die wahrscheinlich in derselben Zeit entstanden sind. Friedrichsbrunn, eine Gründung Friedrichs II., hat gemischte Bevölkerung. Sollten die Ansiedler ihre mitgebrachte Mundart gänzlich aufgegeben oder so verändert haben, daß sie nicht mehr zu erkennen ist? Der Unterharz hat mit Nordthüringen und einem an dieses sich anschließenden größeren Gebiete, als dessen ungefähre Grenzorte Mansfeld, Kassel, Fulda und Weimar angesehen werden können [1]), besonders ein Merkmal gemeinsam, das mir wesentlich erscheint, nämlich die alten Längen i und u. Daher glaube ich, daß die Dialekte beider Gebiete in einem engeren, ethnologischen Zusammenhange stehen.

Der Unterharz ist von Mitteldeutschen besiedelt, die von Süden kamen, nicht etwa von Niederdeutschen, die nachher mitteldeutsche Sprache annahmen. Mit dieser Auffassung befinde ich mich im Widerspruch mit Wrede. Zwar gilt die Diphthongierung für „verhältnismäßig jung und erst den letzten Jahrhunderten des Mittelalters angehörig", sie scheint um 1200 im Südosten Deutschlands begonnen zu haben. Im 13. Jahrhundert wird sie in Niederösterreich heimisch, im 14. in ganz Österreich, um 1400 gelangt sie nach Schlesien und Obersachsen und dringt andererseits über den Lech nach Schwaben [2]). Aber man vergesse nicht: Dieser Vorgang zeigt sich in der Schriftsprache, und daraus hat man gefolgert, daß er auch in der Mundart so vor sich gegangen ist. Beweisen kann man das nicht, auch Wrede nicht, und damit ist die Möglichkeit gegeben, daß die Diphthongierung in den Mundarten doch älter ist, daß sie in dem Gebiete, wo sie heute herrscht, schon um 1200 vorhanden war. Auch die Diphthongierung im Niederdeutschen halte ich für alt, und doch erscheint sie in der Schriftsprache so gut wie nicht. Was Wrede hiergegen einwendet, hat mich bis jetzt nicht überzeugt, und wenn er meint [3]), daß hier „ein über der einzelnen Gegend, über dem einzelnen Namen, über der einzelnen Mundart stehendes Movens im Spiel gewesen sein muß", so heißt das doch nur, daß die Diphthongierung eine bis jetzt unbekannte Ursache gehabt hat, aber weiter kommen wir damit nicht. Warum sind gewisse Gebiete von der Diphthongierung bis heute unberührt geblieben? Sollten diese nicht doch sprachlich und ethnologisch von den andern verschieden gewesen sein? Und warum hat sie vor keiner politischen, kirchlichen oder gerichtlichen Schranke Halt gemacht, die doch nach Wrede gerade dialektbildende Momente sind? Unglaublich aber erscheint, daß in etwa 200 Jahren die Diphthongierung ein so großes Gebiet eroberte und dann mit einem Male erlahmte.

In diesem Zusammenhange will ich nur kurz wiederholen, was ich schon früher ausgesprochen habe, daß ich Tümpels Ansicht, wonach nicht nur das unterharzische Gebiet, sondern auch noch ein längerer Streifen an der Saale aufwärts mit Mansfeld, Eisleben, Halle und Merseburg bis um 1300 niederdeutsch gewesen ist, nicht für richtig halte [4]). Von anderer Seite wird jetzt angenommen, daß in dem angegebenen Gebiete nicht niederdeutsch, sondern anglisch gesprochen sei, weil sich in den sog. Merseburger Denkmälern anglische Spracheigentümlichkeiten finden. Schon früher habe ich die Vermutung ausgesprochen und nachzuweisen gesucht, daß diese auf Thietmar und dessen heimatlichen Dialekt, d. h. auf die Mundart um Walbeck bei Helm-

[1]) S. die übersichtliche Karte bei Kluge, Von Luther bis Lessing.

[2]) Vergl. jetzt Gutjahr, Zur neuhochdeutschen Schriftsprache Eykes von Repgowe ꝛc. Leipzig 1905.

[3]) a. a. O. S. 32.

[4]) Vgl. auch Zeitschr. f. d. d. Unterricht 19, S. 197—199.

stedt, zurückzuführen sein werden[1]). Dieser Ansicht bin ich noch, obwohl Bremer, der früher die Sprache der Merseburger Glossen auf eine anglische Kolonie zurückführte, es jetzt für richtiger hält, sie nicht aus dem Zusammenhange mit dem Altsächsischen heraus zu reißen, weil jede Spur von Angeln in der Gegend von Merseburg oder Walbeck fehle[2]). Die Mundart um Walbeck spricht entschieden gegen diese Ansicht.

Der West-, Nord- und Ostrand des Harzgebirges ist von Niederdeutschen bewohnt und ursprünglich besiedelt, wenigstens liegt kein Grund vor, dies nicht anzunehmen, und zwar gehören Lonau, Sieber, Kamschlacken und Buntenbock zu dem göttingisch-grubenhagenschen Sprachgebiete[3]), das sich am Rande des Gebirges von Osterhagen bis Osterode erstreckt. Wegen der sprachlichen Zugehörigkeit dieser Orte zu dem göttingisch-grubenhagenschen Gebiete und ihrer späten Entstehung — sie werden erst im 16. Jahrhundert genannt — darf man annehmen, daß ihre Besiedler aus jenem Gebiete kamen. Wo nachweislich jüngere oder junge Gründungen dieselbe Sprache oder wenigstens dieselben charakteristischen Spracheigentümlichkeiten zeigen wie notorisch ältere Orte, da ist meines Erachtens ethnologischer Zusammenhang unabweisbar.

Die Orte am Rande des Harzes von Osterode bis Harzburg gehören dem größeren diphthongischen Sprachgebiete an, das aber keineswegs völlig einheitlich ist. Man vergleiche z. B. die Mundart von Lochtum bei Vienenburg mit der von Bentierode bei Gandersheim[4]). Die Unterschiede, z. B. hiûs und hous, führe ich auf sprachliche Nüancen der alten Stämme zurück, die das heutige diphthongische Gebiet innehalten. An ein erhebliches Vordringen oder Zurückweichen der Diphthongierung im Laufe der Zeit glaube ich nicht, obwohl in einzelnen Fällen durch starke Ein- oder Auswanderung die Mundart eines Ortes sich verändert haben mag. Aus diesem Gebiete werden die Ansiedler der jüngeren diphthongischen Orte am Harze gekommen sein.

Der Rest mit dem Centrum Blankenburg bildet wiederum insofern ein Ganzes, als er ausnahmslos monophthongisch ist. Dennoch weist er sprachliche Unterschiede auf, die eine Gliederung in mehrere Mundarten gestatten und auf verschiedene Herkunft der Ansiedler schließen lassen. Haushalter hat dieses Gebiet in zwei Gruppen eingeteilt. Als Unterscheidungsmerkmal galt ihm die Endung —et oder —en im Plural des Präsens, z. B. wei (ji, se) drinket oder drinken. Die von ihm gezogene Grenzlinie ist jedoch nicht ganz richtig, Heimburg hat —en; außerdem aber scheint diese Endung —en hd. Eindringling zu sein, da das Altsächsische nur einen Plural auf —ad kannte, und kann daher nicht als Dialektmerkmal gelten. Bei der von mir vorgenommenen Einteilung bin ich von der zwar noch nicht als richtig erwiesenen, aber bis jetzt auch nicht widerlegten Annahme ausgegangen, daß die von mir als unterscheidende Merkmale betrachteten Spracheigentümlichkeiten älteren Datums sind, daß sie zur Zeit der Besiedlung unseres Gebietes schon bestanden haben.

Einer besonderen Gruppe gehören die Grenzorte Stecklenberg, Neinstedt, Thale, Weddersleben, Warnstedt und Westerhausen an, die anlautendes g wie j sprechen: Eine jut jebratene Jans ist eine jute Jabe Jottes. Sie gehören offenbar enger zusammen und schließen sich dem größeren j-Gebiete an. Ihre Entstehung liegt wohl zumeist vor der Zeit der Gründung der Orte dicht am Rande des Harzes. Westerhausen, das 1064 zuerst erwähnt wird, scheint eine vlämische Siedlung zu sein oder wenigstens vlämische Bestandteile zu enthalten, wie der Flurname „vlämische Grund" und der Gemüsebau daselbst vermuten lassen. Wenn dem so ist, so hätten die Westerhäuser im Laufe der Jahrhunderte ihre vlämische Sprache aufgegeben. Vielleicht steckt aber in dem anlautenden s in den Verbindungen sl, sm, sn, sp, st, sw noch ein Rest vlämischer Mundart, da die übrigen genannten Orte des j-Gebietes in diesen Verbindungen ein sch sprechen.

Eine zweite Gruppe bilden die Orte Timmenrode, Wienrode, Cattenstedt, Blankenburg und Heimburg, zu der vielleicht die Wüstungen Isemitzeburg, Callendorf, Mordorf, Linzke, (?) Platendorf, Bennikerode, Bernsdorf, Hullingerode u. a. gehört haben. Sie sind sprachlich kaum voneinander verschieden und zum Teil nachweislich jünger als die Orte der vorigen Gruppe. Von diesen unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, daß sie anlautendes g vor Konsonanten und vor a, o, u wie g, vor e, ei, wenn letzteres nicht aus ai hervorgegangen ist, und vor i wie j sprechen, z. B. gott, gût, gân, grôt; jewis, jeiten = gießen, jîrich. Dieses j statt g findet sich auch in Ableitungen, z. B. ek jôt = ich goß, ejôten = gegossen. Ob diese Spracheigentümlichkeit, die mir den Eindruck hohen Alters macht, genügt, die Orte, in welchen sie sich findet, als eine besondere und von der vorigen verschiedene, wenn auch nahe verwandte Gruppe anzusehen, läßt sich vor der Hand nicht mit Bestimmtheit sagen. Die Beantwortung dieser Frage wird wesentlich davon abhängen, ob j statt g als jüngere Bildung zu gelten hat. Und selbst dann, wenn dies zugegeben werden müßte, darf man fragen, warum z. B. Thale j und das benachbarte Timmenrode g in der angegebenen Weise spricht, wenn beide Orte ursprünglich dieselbe Bevölkerung hatten.

(Forts. folgt).

[1]) Braunschw. Magazin 1900, S. 123.

[2]) Paul, Grundriß der germanischen Philologie. 2. Aufl., III, S. 863.

[3]) Jacobs in Hoffmann's Der Harz, 1899, S. 128. Lerbach ist diphthongisch.

[4]) Korrespondenzblatt des Vereins für niederd. Sprachforschung 13, S. 82—83.

Bücherschau.

Braunschweiger Dichterbuch vom Jahre 1905. Herausgegeben von Walther Schottelius. Braunschweig, Georg Westermann 1905. 181 S. 4°. 4 M.

Wurde sonst an dieser Stelle des poetischen oder allgemein literarischen Schaffens braunschweigischer Verfasser im Ganzen mehr registrierend als urteilend gedacht, so erhebt das Braunschweigische Dichterbuch, das sich nach dem Vorworte als einen Versuch gibt, „die dichterischen Kreise Braunschweigs in einem gemeinsamen Unternehmen zusammen zu fassen, um eine Übersicht über das von dort ausgehende geistige Leben dieser Richtung zu schaffen", einen höheren Anspruch an die Teilnahme der sonst mehr auf das Geschichtliche und Zuständliche gerichteten Leser des Magazins. Denn das geistige Leben einer Landschaft ist doch wohl das wertvollste Zeugnis von ihrem Gesamthabitus. Es wird sich also ein näheres Eingehen auf das Dichterbuch vom Standpunkte des Magazins aus nicht umgehen lassen.

Nun bekennt zwar der Herausgeber, daß sein Vorhaben, das ursprünglich auf ein „Niedersächsisches Dichterbuch" abzielte, ihm auch in der späteren Beschränkung auf Braunschweig nicht ganz erfüllt scheine, weil „einige Namen nicht ausreichend oder überhaupt nicht vertreten sind," aber auch bei Berücksichtigung dieses Zugeständnisses will mir das Unternehmen doch noch nicht behagen. Ich sehe darin mehr eine Verbeugung vor der leider zur Mode gewordenen Heimatskunstbewegung[1]) als ein wirkliches Bekenntnis zur Heimat und als ein vollgültiges Zeugnis ihrer geistigen Eigenart. Als das einzige heimatsgeschichtlich wertvolle Moment der Veröffentlichung vermag ich, im Ernste gesprochen, nur die Widmung „Unserem Altmeister Wilhelm Raabe" anzuerkennen, weil sich darin allerdings eine literargeschichtliche Beziehung bedeutsam und deutsam dartut.

Das geistige Leben gesamter deutscher Nation ist durch Bildung und die gleichmachende Tendenz der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung bereits derartig gleichförmig geworden, und speziell Braunschweig hat sich seit Alters durch schnelle Hingabe an die allgemein vorwaltenden Strebungen in jeder Beziehung so sehr hervorgetan, daß es schwer ist einzusehen, warum sich Braunschweiger Dichterbuch eine Sammlung von Beiträgen nennt, von denen keiner, wenn man vielleicht von der allerletzten Nummer absieht, durchaus in braunschweigischen Landen entstanden sein müßte. Es scheint daher von vornherein schwer, den richtigen Standpunkt zu der Veröffentlichung zu gewinnen, weil er schon von ihrem Veranstalter nicht mit überzeugender Sicherheit genommen worden ist.

Wir lassen also die braunschweigische Aufmachung einstweilen außer Betracht und wenden uns den Gaben als solchen zu.

Wilhelm Brandes tut Unrecht, sein „Lied von der Treue" (S. 3 ff.) als Fragment zu bezeichnen, denn es scheint mir völlig abgeschlossen zu sein. Das Lied behandelt einen siebenbürgischen Stoff in der Weise, daß die Rhapsodie eines Fahrenden wiedergegeben wird mit Einschnitten, die der Sänger selbst in seinem Vortrage macht, und die die Erzählung sehr geschickt und zweckmäßig gliedern. In zum großen Teil prächtigen Trochäen wird das tieftragische Geschick Ilonas erzählt, die sich, um ihren in die Gefangenschaft der Tataren geratenen Mann zu lösen, schier übermenschlichen Anstrengungen unterzieht, die sie die Jugendschönheit und damit die Liebe des Gatten kosten. Bei der Rückkehr in die Heimat tritt dem Ehepaar Ilonas Schwester Torda entgegen, deren kindliche Anmut sich inzwischen zu der reifen Schönheit der einstigen Ilona entwickelt hat. Der eine Ausruf des Labei Lajos: „Ilona!" scheint dem Dichter eine weitere Ausführung der Erzählung zu versperren, die nur zu einer peinlichen Gefühlsanalyse führen müßte. Ich wüßte nicht, wie sich das bei der gewählten Einkleidung mit Glück machen ließe. Prächtige Vergleiche im echten Stile des Epos schmücken die Darstellung, deren Wortschatz die Fülle einer reichen Anschauung bekundet. — Eine tiefempfundene Stimmung gibt das schöne lyrische Stück: „Auf dem Heimwege" wieder; es ist vielleicht das wertvollste der ganzen Sammlung. — Die dramatische Scene „Götterdämmerung" führt uns den letzten Priester des Zeus zu Olympia in seinem ohnmächtigen Widerstande gegen das siegreiche Christentum in sehr geistreicher und zum Nachdenken reizender Weise vor. — Rikarda Huch hat ein „Sturmlied" beigesteuert, das zwar die zur Zeit namhafteste braunschweigische Dichterin in ihrer Eigenart erkennen, aber doch zugleich bedauern läßt, daß sie sich nicht zu mehr Beiträgen hat willig finden lassen. — Auf den Seiten 41—66 ist Anna Klie, zunächst mit einem Märchen, „Die goldnen Flügel" vertreten. Das Märchen hat m. E. heutzutage einen schweren Stand. Das Märchen ist ein letzter Ausläufer des Mythus oder der Sage und entfaltet seine Reize darin, daß es die zufälligen oder die genrehaften Züge der Einkleidung oder des historischen Kernes weiter entwickelt, doch so, daß es den ahnungsvollen Bezug zu seinem Ursprunge nicht verliert. Das Kunstmärchen nun muß seine Wirkung verfehlen, wenn es versucht, von dem zum Chokoladeautomaten gewordenen Knusperhäuschen an der Hand von Hänsel und Gretel, die inzwischen

---

[1]) Vor einer verhängnisvollen Übertreibung und Verzerrung der echten auf Pflege der Heimatskunst gerichteten Bestrebungen habe ich in einem Aufsatze über Heinrich Hansjakob in der inzwischen eingegangenen „Gesellschaft" Nr. 21, 1902 gewarnt.

zum Quartaner und zur höheren Tochter herangediehen sind, in das Wunderland der Urpoesie zurückzugeleiten. Hier liegt eine gefährliche Klippe für den Märchendichter von heute. Es will mir scheinen, als sei auch Anna Klie dieser Gefahr, die in der Einmischung von Zeitlichem in das Zeitlose, von Lokalem in das überall Gültige liegt, nicht immer entgangen. Da wo sie, wie in dem Gedichte „Dürrer Sommer" oder in der Skizze „Die Äpfel" ihrem offenen Verständnisse für eine gewisse drollige Kindlichkeit, ohne den Stil zu stören, nachgeben darf, ist sie in ihrem Elemente. Ich will aber nicht verschweigen, daß mir der heute so sehr verbreitete Kultus des Kindes und der Kindlichkeit nicht ohne Bedenken zu sein scheint, doch das ist Geschmackssache. — Aufrichtig empfunden ist ohne Zweifel „Das Mädchenlied" auf S. 55. — Die Verehrer unsres alle Zeit sangeslustigen Wilhelm Kunze werden gewiß erfreut sein, auch hier eine Anzahl seiner Lieder anzutreffen, die aufs Neue seinen herzhaften Optimismus, so in „Neues Leben" (S. 69) und in den „Sonnenliedern", (S. 70) bezeugen. Von einer durch und durch gesunden Auffassung der Umwelt sind die hübschen Epigramme auf S. 73 und 74 eingegeben. — Gustav Roloffs Beiträge füllen die Seiten 74 bis 104. Das in der Formgebung äußerst gewandte „Osterfeuer" hat mich nicht dauernd gefesselt, weil ich nicht zu einer sicheren Erfassung des durchgehenden Gedankens oder der leitenden Anschauung habe gelangen können. Die Legendenartige „Himmelfahrt" (S. 97 ff.) läßt m. Er. diejenige schalkhafte Feinheit vermissen, die diese Gattung erfordert. Unzweifelhafte poetische Kraft verbürgen die lyrischen Stücke, unter denen aufs Geratewohl „Wehe uns" (S. 87) und „Umsonst" (S. 88) ausgezeichnet sein mögen. — Von den Darbietungen des Herausgebers auf S. 107 ff. haben uns die unbedenklichen Offenheiten, z. B. gleich anfangs die „Vier Interieurs" direkt mißfallen. Die unbarmherzige Beleuchtung, der unsre sozialen Verhältnisse ausgesetzt sind, entkleidet solche Bekenntnisse, wie sie hier geboten werden, jedes poetischen Duftes. Man stelle sich zum Vergleiche nur einmal wieder unter den Zauber, den Heine über seine Herzensbekenntnisse gebreitet hat, von dem Größeren ganz zu schweigen, und man wird, auch wenn man lediglich den ästhetischen Standpunkt gelten lassen will, finden, daß hier der Stil, den diese Vertraulichkeiten erfordern, nicht getroffen ist. Denn es scheint hier allzu sehr gegen die Verpflichtung des glücklichen Liebhabers zur Verschwiegenheit gefehlt zu sein. Einzelne gelungene Stellen können das Unbehagen nicht zum Schweigen bringen, das sich beim Durchblättern dieser Siegesnachrichten meldet. Der unglücklich Liebende hat poetisch die stärkere Stellung. Uns hat denn auch „Der tote Garten" (S. 122) am meisten angesprochen, wennschon der emphatische Schlußvers „Für mich ist dieser Garten tot" etwas unbeweisbar Komisches hat. „Für mich" ist dem Lyriker alles. Der im Bürgerschen Tone gehaltenen Ballade „Des Teufels Hochzeit zu Braunschweig" wurde schon gedacht als derjenigen Darbietung, die den Zusammenhang der hier vertretenen Dichtung mit der braunschweigischen Heimat schließlich bekundet.

Wenn uns nun trotz der großen Vorzüge im Einzelnen die Sammlung als Ganzes nicht den Anspruch erheben zu können scheint, den dichterischen Wohlstand Braunschweigs erschöpfend und vollgültig zur Kenntnis und ans Licht gebracht zu haben, so gebührt dem Herausgeber und seinen Getreuen doch Dank und Anerkennung; denn es handelt sich immerhin um eine achtungswerte Kundgebung gegen den so vordringlichen und öden Sinn unserer Zeit. Daß der ruhmreiche Westermannsche Verlag, dessen Blühen allein schon dem Lande Braunschweig ein schönes Zeugnis ausstellt, der Veröffentlichung ein typographisch so stattliches Gewand gegeben hat, verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Karl Mollenhauer.

Friedrich Koldewey, Paränetische Gedichte des Humanisten Caselius. In Auswahl und mit Anmerkungen herausgegeben. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1905. [Beigabe zum Programm des Gymnasium Martino-Katharineum zu Braunschweig. Nr. 829.] VII und 56 S. 8°. 1 M. 50.

Das Büchlein bildet gewissermaßen eine Fortsetzung der 1902 veranstalteten Ausgabe der Jugendgedichte des Humanisten Joh. Caselius (Br. Mag. 1902 S. 83), an die es sich in Anlage und Ausstattung anschließt. Es zeigt den berühmten einflußreichen Lehrer auf der Höhe seines Könnens, indem uns hier in geschickter Auswahl die trefflichsten lateinischen und griechischen Gedichte des einst vielbewunderten Meisters dieser Kunst zu bequemer Benutzung vorgelegt werden. Sie sind sämtlich in den Jahren 1593—1608 in Helmstedt verfaßt und an die dort studierende Jugend, namentlich einige in näherer Beziehung zu ihm stehende junge Adelige (v. Schenk, v. d. Schulenburg), gerichtet. Somit sind sie in mannigfacher Hinsicht für die Geschichte der Universität und der ganzen Kulturverhältnisse der Zeit von Wert, der durch die sorgfältigen Anmerkungen und Ausführungen des Herausgebers noch wesentlich erhöht wird.

Braunschweiger Sonntagsblatt. Nr. 1, 7 und 20, Beste, Lebensbilder Braunschweiger Stadtgeistlicher (37. Joh. Wilh. Wolfg. Breithaupt; 38. Aug. Christan Bartels; 39. Joh. Wilh. Heinr. Ziegenbein). — 2. Kausche, Die renovierte Brüdernkirche. — 3. O. Schütte, Einige Ortsnamen des Kreises Braunschweig. — H. Mack, Verdienste Joh. Ant. Leisewitzens um das Armenwesen der Stadt Br.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.



Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig

herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

September



Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1905.

Braunschweigisches Magazin

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1905. September. Nr. 9.

[Nachdruck verboten.]

Die Städtewappen des Herzogtums Braunschweig[1].

Von Paul Zimmermann.

Wenn ich es heute unternehme, Ihnen die Wappen der Städte unseres Landes vorzuführen, so bin ich mir dabei wohl bewußt, daß ich Sie damit auf ein Gebiet leite, auf das mir viele nur mit einigem Widerstreben folgen werden. Denn trotz dem Aufschwunge, den die Heraldik in den letzten Jahrzehnten genommen, und trotz der sehr bedeutenden Zunahme, die die Anwendung heraldischen Zierrats in jüngster Zeit gefunden hat, stehen weite Kreise der alten Heroldskunst und ihren Bestrebungen gleichgültig, mißtrauisch, wenn nicht feindselig gegenüber. Noch immer verbreitet ist die Ansicht, es werde hier auf Kleinigkeiten zu viel Wert gelegt, und die aufgewandte Mühe stehe mit dem Ergebnisse nicht in dem richtigen Verhältnis. Es sind die alten Vorwürfe, die bei jeder umfassenden und tiefgreifenden Spezialforschung nur zu leicht und zu gern erhoben werden, denen wir aber nur dann eine Berechtigung zugestehen können, wenn bei dieser Einzelforschung der Blick und die Beziehung auf das Ganze verloren geht, und die Arbeit für dieses fruchtlos bleibt. Von berufener Seite sind der Wert und die Bedeutung der Heraldik wie der Sphragistik als geschichtlicher Hülfswissenschaften in neuester Zeit wiederholt an sicheren Beispielen außer Zweifel gestellt worden. So ist es denn wohl nicht zu kühn, wenn wir auch heute es wagen, die alten Städtewappen unseres Landes einer genaueren Betrachtung zu unterwerfen und zu versuchen, einigen geschichtlichen Gewinn aus diesen Bildern zu ziehen. Es wird sich hoffentlich zeigen, daß sie nicht einem blinden Spiele des Zufalls ihre Entstehung und Entwickelung verdanken, und daß hinter diesen verschiedenartigen Formen ein tieferer Sinn sich verbirgt, als es dem ersten flüchtigen Blicke wohl scheinen mag. Die Beispiele aber, die hier unsere engere Heimat uns an die Hand gibt, veranschaulichen uns, denke ich, zugleich in charakteristischer Weise eine Seite unserer allgemeinen deutschen Vergangenheit, die für die Geschichte und besonders die Kulturgeschichte nicht ohne Wichtigkeit ist und für manchen durch ihre Beziehung zur Kunst und Kunstgeschichte einen besonderen Reiz erhalten wird.

Es war eine ganz bestimmte Aufgabe, die mich jetzt zu eingehenderer Beschäftigung mit den Braunschweiger Städtewappen geführt hat. Für das Vaterländische Museum in Braunschweig, dessen Rohbau im vorigen Herbste bereits vollendet wurde, haben die Städte unseres Landes ein großes Fenster gestiftet, das mit den Wappen aller dieser einzelnen Gemeinwesen geschmückt werden soll, eine schöne Gabe, die die nahe Beziehung des ganzen Landes zu dieser Anstalt trefflich versinnbildlicht, und der hoffentlich weitere ähnliche Schenkungen — die einiger Fenster mit Wappen des Braunschweiger Adels ist bereits gesichert — nachfolgen werden. Es kam nun darauf an, für diese Wappen die richtigen Formen und Farben zu finden. Das war nicht so einfach, wie man annehmen sollte. Denn bei vielen Städten standen diese keineswegs fest. Es war erst erforderlich, für die richtige Gestaltung und Färbung der Wappen eine feste Grundlage zu gewinnen, um spätere Entstellungen als solche sicher kennzeichnen zu können. Daß eine derartige Arbeit noch notwendig war, wird vielen zunächst auffällig erscheinen, aber der Zustand, wie er hier vorlag, wird verständlich werden, wenn wir kurz die Geschichte der Siegel- und Wappenbilder der deutschen Städte verfolgen[2].

[1]) Die Einleitung bildet einen Teil des Vortrags, der am 22. Mai d. J. auf dem Sternhause gehalten wurde, während die Ausführungen über die einzelnen Wappen hier in eingehenderer Weise als dort gemacht werden.

[2]) Vgl. Gustav A. Seyler, Geschichte der Heraldik (Nürnberg 1885—89) bes. S. 304 ff. 381 ff.; P. Knötel Ursprung u. Entwickelung der städt. Siegelbilder in d. Vierteljahrsschrift für Wappen- Siegel- und Familienkunde 19. Jahrg. (1891) S. 482 ff; Gust. A. Seyler, Geschichte der Siegel (1894) u. a.

Als namentlich in Folge der Kreuzzüge im Verlaufe des 12. Jahrhunderts das Wappenwesen sich bei uns ausbildete, blieben die Städte als solche davon zunächst unberührt. Sie hatten vor der Hand keinen Anlaß Wappen zu führen. Denn ursprünglich waren Waffen und Wappen sprachlich nicht von einander geschieden; das mhd. wâfen bezeichnete beide Begriffe. Das Wappen ist auf dem Schilde erwachsen und ging von hier auch auf den Helm über. Es diente dazu, den gewaffneten Krieger von anderen leicht kenntlich zu unterscheiden. Die Städte trugen als solche keine Waffen, hatten daher auch nicht nötig, ein Wappen zu führen.

Dennoch bedurften auch die Städte aus anderem Anlaß unter sich deutlicher Unterscheidungszeichen. Sie mußten solche zuerst zur Beglaubigung ihrer Urkunden, dann auch zur Bezeichnung ihrer Münzen gebrauchen. So ist zunächst das städtische Siegel entstanden. Es zeigte ein bestimmtes Siegelbild, das wir vorläufig von dem Wappenbilde auseinander halten müssen, so nahe Beziehungen beide auch zu einander haben, und so oft jenes in dieses übergegangen ist. Man hat den Anfang des städtischen Siegelwesens in den Rheinlanden gefunden, wo ein Siegel der Stadt Köln uns 1149 begegnet. Es folgt Soest 1166, Trier 1172, Würzburg 1195. Nach 1220 werden die städtischen Siegel häufiger; 1224 beginnt Bern, 1225 Basel und Zürich, 1227 Freiberg, 1230 Lübeck, 1234 Bremen, 1237 Augsburg, 1239 München, 1241 Hamburg damit usw.

Inzwischen hat sich auch bei uns zu Lande das städtische Siegelwesen ausgebildet; 1231 finden wir das erste Stadtsiegel in Braunschweig, 1232 in Helmstedt. Daran schließen sich dann nach langer Lücke 1332 die Stadt Schöningen und 1335 die Stadt Gandersheim. Von unseren anderen Städten können wir Siegel erst aus dem 15. oder 16. Jahrhunderte nachweisen.

Worin bestanden nun in der Regel die Siegelbilder, durch die sich die Städte von einander zu unterscheiden suchten? Das wesentliche Merkmal einer Stadt war im Mittelalter im Gegensatze zu dem offenen Dorfe der feste Mauerkranz, der sie mit Toren und Türmen sicher umgab. Daher finden wir diese Ringmauer oder einen Teil von ihr, insbesondere einen mit festen Türmen bewehrten Toreingang, sehr häufig auf alten Siegeln abgebildet. So in Braunschweig, Helmstedt, Holzminden, Stadtoldendorf. Nur ein Stück der Befestigung, ein fester Hauptturm, ist im Blankenburger Wappen übrig geblieben. Aber ein derartiges Stadtbild gab dem Siegel, mochte man sich auch mehr oder weniger an die Wirklichkeit anlehnen, noch kein charakteristisches Gepräge, das es auf den ersten Blick scharf und klar von denjenigen anderer Gemeinwesen der Umlande unterschieden hätte. Man erweiterte daher das Siegelbild durch die Aufnahme bestimmter Figuren oder Gegenstände, die unverkennbar auf diesen Ort hinwiesen. So stellte man in Braunschweig hinter dem Stadttore auf hohem Postamente, das von jenem zumeist verdeckt war, vor einem stattlichen Bauwerke den Löwen des Burgplatzes auf. Dieser Löwenstein, wußte man, stellte das Wahrzeichen Braunschweigs dar; er war im Siegel dieser Stadt ein willkommenes Erkennungszeichen. In Helmstedt aber setzte man über das Tor die Gestalt des heiligen Liudger, dem man die Gründung des Ludgeriklosters und damit zugleich der Stadt Helmstedt zuschrieb. Weit üblicher aber als dieses wurde es bald, das Wappen des Landesherrn oder wenigstens einen Teil von ihm in das Siegelbild aufzunehmen. So ist natürlich in den Braunschweigischen Städten namentlich der welfische Löwe vertreten. Außer in Braunschweig finden wir ihn in Schöningen, Königslutter, Seesen und Schöppenstedt, wahrscheinlich auch in Eschershausen. Den Helm der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg erkennen wir in dem Siegel der Stadt Gandersheim wieder. Das Wappen von Blankenburg weist auf das gleichnamige Grafengeschlecht, von dem die Stadt den Schild und den Helm mit der Helmzier entlehnt und neben den Turm in ihr Siegel gestellt hat. Die Siegel von Holzminden und Stadtoldendorf ließen bis jetzt jeden charakteristischen Zusatz, jeden Hinweis auf die alte Landesherrschaft vermissen. Sie sind unter sich und von den Siegeln anderer Städte schlecht zu unterscheiden, und es würde daher nicht unzweckmäßig sein und nicht unberechtigt erscheinen, wenn diese Städte ein sichtbares Zeichen ihrer Vergangenheit in ihr Wappen aufnehmen würden. Der Homburger Edelherrnschild und der Gräflich Eversteinsche Löwe würden sich dazu wie von selbst ergeben.

Sodann pflegte man aber auch Sinnbilder in das Siegel aufzunehmen, die auf den Namen der Stadt, ihre geographische Lage oder ähnliches Bezug hatten. So kam man mitunter unwillkürlich zu ganzen oder halben redenden Wappen. Das Haselblatt im Siegelfelde wurde das Wappen von Hasselfelde, ähnlich wie die Stadt Haslach in Baden im Wappen eine Haselstaude führt[1]). In Königslutter, das im Volksmunde noch heute Lutter genannt wird, nahm man das Wasser der Lutter in das Siegel, aus dem man den Herzoglichen Löwen empor wachsen ließ; in Schöppenstedt setzte man diesen in Anlehnung an den Namen der Stadt in ein Schiff; in Seesen d. i. in Seehausen fügte man zu der Gestalt des Löwen ein Seeblatt hinzu.

Ein weiteres Unterscheidungsmittel, das namentlich auf kleineren Münzen viel gebraucht wurde, war der Gebrauch oder die Zufügung einer Initiale, wohl die nüchternste, aber in Niedersachsen eine sehr verbreitete Art der Symbolik. Wir finden sie auf

---

[1]) Seyler, Geschichte der Siegel S. 331.

dem Siegel von Eschershausen, wo sie zu näherer Bestimmung des Ortes bei dem zahlreichen Vorkommen von Löwen auf Wappen aus Zweckmäßigkeitsgründen wohl angebracht ist.

Das häufige Vorkommen landesherrlicher Attribute auf den städtischen Siegeln erklärt sich leicht aus dem Rechte des Landesherrn, seinen Städten ein Siegel zu verleihen oder zu bestätigen. Kommt es doch sogar mitunter vor, daß der Fürst selbst im Siegel einer Stadt erscheint. So z. B., um einen der ältesten Fälle anzuführen, Herzog Heinrich der Löwe im Siegel der Stadt Schwerin[1]). Nachweisen läßt sich solch eine Siegel- oder Wappenverleihung in älterer Zeit zwar sehr selten. Es geht den alten Städten wie dem Uradel: beide können den Ursprung ihres Siegels oder Wappens nicht urkundlich nachweisen. Anders die jüngeren Städte und der Briefadel; die haben für beides zumeist urkundliche Belege in Händen. Damit stimmt, daß diejenige Stadt unseres Landes, die, von Bad Harzburg abgesehen, die jüngste ist, Wolfenbüttel, von allen allein einen förmlichen Wappenbrief aufweisen kann. Er stammt von dem Herzog Julius, der der Stadt die Helmzier des Herzoglichen Schildes mit einigen Änderungen als Wappen gab.

Da das Siegelwesen seinen eigentlichen Aufschwung erst in der Mitte der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts nahm, so ist es erklärlich, daß der Sachsenspiegel darüber noch gar keine Bestimmung enthielt. Wohl aber der später entstandene Schwabenspiegel, der darüber folgendes festsetzte[2]): „Die stete suln och insigel hân, doch mit ir hêrren willen; und hân si siu wider ir hêrren willen, sô hânt si deheine craft; si hânt oh nicht craft wan umbe ir stete geschaefede.“

Eine eigentümliche, durch die geschichtlichen Verhältnisse veranlaßte Entwickelung nahm das Wappen der Stadt Braunschweig. Wir haben gesehen, daß das Stadtsiegel zweifellos den welfischen Löwen enthielt. Bis zur Aufhebung der Selbständigkeit der Stadt (1671) hat diese auch nach wie vor ruhig mit dem alten Typar gesiegelt, der in der Hauptsache das Denkmal Heinrichs des Löwen darstellte. Trotzdem suchten die Braunschweiger in derselben Zeit, da sie sich von der Gewalt der Herzöge frei zu machen bestrebten, diesen Zusammenhang völlig in Abrede zustellen. Sie ließen sich von König Albrecht II. 1438 einen Wappenbrief ausstellen, in dem ihnen als Wappen der Stadt der rote Löwe im weißen Felde bestätigt wurde. Natürlich waren diese hansischen Farben im bewußten Gegensatze gegen die des Herzoglich Braunschweigischen Wappens gewählt, und es hat später dieser Wappenbrief in den Streitigkeiten der Stadt mit ihrem Landesherrn, dessen Hoheit sie vollständig abstreifen wollte, eine wichtige Rolle gespielt. Die Stadt berief sich geradezu auf diese abweichenden Farben und rühmte sich, daß sie führe „ihr sonderlich cingulum militare, Feldzeichen vnd Hörschildt in Feldzügen und sonsten von vndenklichen Jaren unverrückt herbracht, auch von den Römischen Keysern und König gehabt und noch, welches mit Farben von den Insigniis und Feldzeichen der hochlöblichsten Hertzogen zu Braunschweig, vermög der Königlichen und des H. Reichs Befreyung unterscheiden[3]).“

Dieses Wappen, den aufrechten roten Löwen im weißen Felde, hat dann die Stadt Braunschweig mit besonderem Stolze wie ein Zeichen ihrer Freiheit geführt und überall angebracht, wo er sich irgend verwenden ließ. Denn solche Gelegenheiten hatten sich im Laufe der Zeiten bedeutend gemehrt. Früher, bis in die Zeit des 15. Jahrhunderts hinein, hatten die Städte sich damit begnügt, ihr Abzeichen im wesentlichen nur auf Siegeln und Münzen zu gebrauchen. Jetzt aber wurde es mehr und mehr Sitte, dieses Zeichen, das man nun auch in einen Schild stellte, daneben zu andern Zwecken zu verwenden: man ließ es an den Landwehren sehen, an den Stadttoren[4]), den Giebeln, Portalen, Kaminen der städtischen Gebäude, in den Kirchen, an dem Gestühl der Ratsherren, auf den Fahnen und Feldzeichen, auf den Schilden, den Waffen und der Kleidung der städtischen Knechte.

Nun erst wurde es auch erforderlich, dem städtischen Zeichen, das sich von jetzt ab deutlich zum Wappen ausbildete, bestimmte Farben zu geben. Die Darstellungen auf Siegeln und Münzen waren farblos; da hatte man keine Veranlassung, irgend welche Farben festzusetzen.

Zumeist wurde das Siegelbild oder der bezeichnendste Teil desselben, wenn es irgend anging, in das Wappen der Stadt ohne weiteres übernommen. Schon bei dem Aufkommen der Sekretsiegel war ein ähnlicher Wandel, eine ähnliche Vereinfachung wie diese, vielfach eingetreten. Es hatte sich nämlich in den städtischen Kanzleien allmählich das Bedürfnis herausgestellt, neben dem großen Stadtsiegel zum täglichen schnellen Gebrauche ein kleines handlicheres Siegel zu verwenden. Man nannte dies im Gegensatze zu jenem, dem feierlicheren Sigillum, meist das Secretum, das Geheimsiegel. Seit Beginn des 14. Jahrhunderts wurde es Sitte, solche Siegel im ausgedehnten Maße zu verwenden, insbesondere für die Korrespondenz des Rates, während man zu der

[1]) Seyler, Geschichte der Siegel S. 187.

[2]) Vgl. Schwabenspiegel herausgegeben von Frh. v. Laßberg (1840) Landrecht § 159 S. 75.

[3]) In einer Prozeßschrift des Rats der Stadt, die am 20. Mai 1595 zu Speier vorgebracht worden ist. Vgl. Br. Hist. Händel B. II S. 691.

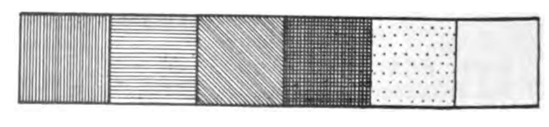
[4]) Algermann berichtet in seiner Lebensbeschreibung des Herzogs Julius (hg. von F. K. v. Strombeck S. 218), die Braunschweiger hätten die alten Fürstlichen Wappen vor ihren Toren ausgelassen und allein ihren roten Löwen davor gesetzt.

förmlichen Beurkundung über Mein und Dein das alte große Stadtsiegel weiter zu führen pflegte. So begegnen wir neben diesem in verschiedenen Städten kleineren Sekretsiegeln, z. B. in Braunschweig, wo dann statt des Burglöwen in sehr vereinfachter Umgebung der aufrechte Löwe erscheint, in Helmstedt, wo man auch beim Sekretsiegel am Stadtbilde und am heiligen Liudger fest hielt, in Gandersheim usw.

Zu einer weiteren Verwendung des städtischen Abzeichens als für die Siegel hat außer Braunschweig kaum eine andere Stadt unseres Landes viel Gelegenheit gehabt oder groß Anlaß genommen. Münzen hat keine von ihnen außer Helmstedt geschlagen, wo es auch nur für ganz kurze Zeit geschah. Ebenso hat sich auch nur ganz vereinzelt das städtische Wappen auf Holzschnitzereien in Gandersheim und Helmstedt gefunden, und nur an einer Stelle, am Rohrschen Hause in Helmstedt, mit Farbenspuren. Aber das Wappen ist uns hier stark verändert überliefert; von der Figur des heiligen Liudger sind nur die beiden gekreuzten Abtstäbe übrig geblieben, ein sehr typisches ausdrucksloses Wappenbild, das uns für die Tingierung des älteren Siegelbildes Aufschluß nicht geben kann. So fehlt denn wirklich eigentlich für alle Stadtwappen unseres Landes, wenn wir von Braunschweig und Wolfenbüttel absehen, jede Überlieferung über ihre Farben. Man hat bis vor ein paar Jahrzehnten diesen Mangel gar nicht empfunden. Erst da regte sich allmählich der Wunsch, bei festlichen Gelegenheiten, bei Zusammenkünften, auf Adressen, zum Schmuck von Gebäuden und allerlei Gebrauchsgegenständen eine farbige Darstellung des Stadtwappens zu verwenden. Es war wohl das Jubelfest des 1000jährigen Bestehens der Stadt Braunschweig im Jahre 1861, wo dieses Bestreben zuerst kräftig sich geltend machte. Seitdem haben Anlaß und Neigung zu solchem Gebrauche, wie man weiß, sich ungemein vermehrt und verbreitet.

Da es feste Vorschriften über die Stadtwappen nicht gab, so suchte man sich so gut wie möglich zu helfen, der eine auf diese, der andere auf jene Weise. Der Willkür und Laune war da oft ein weites Feld geöffnet. Einen festen Ausgangspunkt glaubten alle die Städte zu haben, die einen Löwen im Wappen führten, und sie wurden erst recht dadurch auf Abwege geleitet. Man kannte überall bei dem Übergewichte der Stadt Braunschweig, dem häufigen Vorkommen ihres Stadtwappens den roten Löwen im weißen Felde. So wurde man unwillkürlich zu dem Glauben verlockt, ein Stadtlöwe sei rot und gehöre womöglich auch in ein weißes Feld. Das war ein verhängnisvoller Irrtum, der in den Braunschweigischen Stadtsiegeln viel Verwirrung angerichtet hat. So war im Wesentlichen die Sachlage noch ungeklärt, als an den Vorstand des Vaterländischen Museums die Aufgabe gestellt wurde, in einem Fenster die sämtlichen Wappen der Braunschweigischen Städte anzubringen. Die Magistrate mancher Städte konnten beim besten Willen oft die gewünschte Auskunft nicht geben. Es blieb nichts übrig, als die Siegel und Wappen jeder einzelnen Stadt, soweit es möglich war, rückwärts zu verfolgen, in Berücksichtigung der besonderen geschichtlichen Verhältnisse von Ort und Gegend den Ursprung und die Entwickelung des Wappens festzustellen und danach für dasselbe die richtigen Formen und Farben zu gewinnen. Es waren hier die Forderungen der geschichtlichen Überlieferung, die Regeln der Heraldik und, so weit Spielraum dafür noch gelassen war, ästhetische Rücksichten in gleicher Weise in Obacht zu nehmen. Das Ergebnis dieser Arbeiten, bei denen mir außer den Stadtmagistraten, die mir auf viele Anfragen stets in liebenswürdigster Weise Antwort erteilten, die Herren Rob. Bohlmann in Braunschweig und Professor Ad. M. Hildebrandt in Berlin die wirksamste Unterstützung liehen, ist in den nachfolgenden Aufsätzen niedergelegt, die neben den Darstellungen der einzelnen Wappen[1]) auch die Beweggründe für die Wahl der nun festgesetzten Formen und Farben enthalten. Man wird sich hoffentlich davon überzeugen, daß diese nicht willkürlich erfunden, daß die Wappen vielmehr mit den Gemeinwesen, die sie bezeichnen, geschichtlich verwachsen sind und so für die Entstehung und Geschichte der Städte gewissermaßen selbst wichtige und interessante Urkunden bilden. Denn „die alten ehrwürdigen Siegel der Städte,“ sagt Mecklenburgs verdienter Forscher, der Geh. Archivrat G. C. F. Lisch, „sind die Symbole der Geschichte ihrer Gründung, welche eindringlicher als die Geschichte zu den jüngern Geschlechtern zu reden und ohne Unterbrechung und mit reicher Zeugungskraft die Erinnerung lebendig zu erhalten imstande sind.“ Möchten eine gleiche Kraft treuen Gedächtnisses für die heimische Vergangenheit auch die Siegel und Wappen der Städte unseres Landes bei dem jetzigen Geschlechte bewähren und für künftige sich bewahren!

[1]) Ihre stilgerechte Zeichnung verdanke ich der Güte des bekannten Heraldikers, Professor Ad. M. Hildebrandt in Berlin. Hinzufügen möchte ich aber noch, daß es bei Zeichnung der betreffenden Stadtsiegel nicht erforderlich ist, diese Darstellungen, wenn sie auch die Zustimmung der städtischen Behörden und an höchster Stelle Genehmigung gefunden haben, stets ängstlich genau in allen Einzelheiten wiederzugeben, daß vielmehr auch hier, wenn die Wappen nur in den wesentlichen Punkten richtig dargestellt werden, der Gestaltungskraft der Künstler immer ein weites Feld frei bleibt. Insbesondere ist die Form des Schildes und des Wappenbildes dem Stile des Gebäudes oder Gegenstandes, für welches das Wappen bestimmt ist, richtig anzupassen. Zur Erklärung der Farben der hier mitgeteilten Wappendarstellungen diene die nachstehende Übersicht:





Bad-Harzburg.

Harzburg ist die jüngste der braunschweigischen Städte; erst zum 1. April 1894 ist der Flecken Neustadt-Harzburg zur Stadt erhoben und ihm als solcher der Name Bad-Harzburg verliehen worden. Noch in demselben Jahre hat die Stadt ein Wappen erhalten. Wir sind bei ihm in der glücklichen Lage, die Gründe, die für seine Wahl und Zusammensetzung bestimmend waren, mit Sicherheit mitzuteilen [1]).

Der Wappenschild zeigt folgende Darstellung: In Blau eine weiße, mit Zinnen versehene Burg mit zwei bezinnten Türmen, zwischen denen ein wachsender laubbekränzter und -umschürzter wilder Mann, der in der Linken eine grüne Tanne hält; in der Toröffnung ein von Rot und Gold gespaltener Schild, am Spalte rechts: zwei über einander hervorbrechende, nach vorn sehende goldene Löwen (Leoparden), links: ein halber, rot bewehrter schwarzer Adler.

Die Ortschaft Neustadt hatte bis dahin kein Wappen geführt. Es fehlten also bestimmte Anhaltspunkte, die bei der Wahl eines Stadtwappens zu berücksichtigen gewesen wären, und man war darauf angewiesen, diejenigen Momente aus der Vergangenheit Harzburgs herauszugreifen und in dem Wappen zu verwenden, die für seine Geschichte die bedeutsamsten gewesen sind.

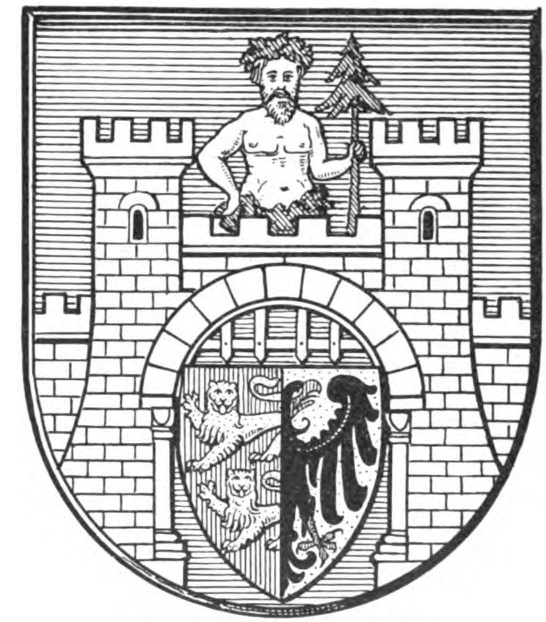
Da war zunächst an die alte Kaiserburg zu erinnern, die sich über dem Orte erhob, die Hauptfeste des Königlichen Waldgebirges und das Hauptbollwerk, das die benachbarte Kaiserpfalz Goslar beschirmte, zugleich an die weltgeschichtlichen Ereignisse, die sich namentlich in den Sachsenkriegen König Heinrichs IV an dieser Stätte abspielten. Zu diesem Zwecke ist der Reichsadler in das Wappen genommen, der sich in seiner Darstellung an den Adler anschließt, den die alte Reichsstadt Goslar im Wappen führte.

Im 14. Jahrhundert ist die Harzburg in den Besitz des Hauses Braunschweig gekommen. Unter dem landesherrlichen Walten der welfischen Fürsten, insbesondere dem des Herzogs Julius, der hier die Erzeugnisse des Harzes gewinnbringend zu verwerten suchte, ist am Fuße der Burg allmählich die Stadt Harzburg erwachsen. Ein Zeichen dafür und für die jetzige Landeshoheit sind die beiden goldenen Löwen im roten Felde, die dem herzoglich braunschweigischen Wappen entnommen sind.

Beide Wappen sind nun in der Weise in einem Schilde zusammengestellt, wie sie mit geringer Abweichung Kaiser Otto IV geführt hat [2]), der am 19. Mai 1218 auf der Harzburg sein Leben beschloß.

Der Schild ist nach alter Sitte in die Toröffnung einer Burg gestellt. Auf dieser weist zwischen den beiden Türmen der wachsende wilde Mann auf den Harz. Er hält die Tanne in der Linken, entsprechend der auf den Braunschweig-Wolfenbüttelschen Münzen beobachteten Regel [3]). Da er den Harz, die Türme und Mauer aber die Burg bedeuten, so haben wir hier zugleich ein redendes Wappen vor uns. Im Ganzen symbolisiert uns dieses aber eine Stadt, die, am Harze gelegen, einst alten Reichsbesitz bildete, jetzt aber sich unter braunschweigischer Hoheit befindet.

Da der Schild in der Toröffnung, der sich auch als kleines Wappen der Stadt verwenden ließe, den wichtigsten Bestandteil des Wappens ausmacht, so waren ihm auch die Stadtfarben zu entnehmen. Man hatte hier zwischen Rotgold und Schwarzrotgold die Wahl. Die städtischen Behörden haben sich für erstere Farben erklärt, und höchsten Orts ist diese Wahl genehmigt worden.



Bad-Harzburg.

[1]) Vgl. den Aufsatz in den Braunschweigischen Anzeigen vom 27. Dezember 1894 Nr. 306.

[2]) Ein Siegel der Art ist von Otto IV. zwar nicht vorhanden, wohl aber von seiner Gemahlin, der Kaiserin Marie. Vgl. v. Schmidt-Phiseldeck, Siegel des herzogl. Hauses Braunschw. und Läneb. No. 17; Heffner, Deutsche Kaiser- und Königssiegel Taf. V No. 44; Deutscher Herold XX. Jahrg. (1879) S. 143; Fürst von Hohenlohe-Waldenburg, Sphragistische Aphorismen Taf. VII No. 61b. Daß auch Otto IV. das Wappen geführt hat, ist durch literarische Zeugnisse sicher beglaubigt. Vgl. den „wälschen Gast" von Thomasin von Zirclaria hg. von Heinr. Rückert 10479 u. 80; Grote, Geschichte der Welf. Stammwappen S. 41 ff. Ferner die Darstellung auf dem Schwerte des heiligen Mauritius in der Kaiserlichen Schatzkammer zu Wien. Vgl Grote a. a. O. S. 43; Fürst Hohenlohe, Aphorismen S. 21. Der Unterschied des Wappens Ottos von dem hier gewählten besteht darin, daß jenes drei, dieses nur zwei Löwen enthält.

[3]) Entgegen der Darstellung auf den Braunschw.-Cellischen und Braunschw.-Calenbergschen Münzen, auf denen der wilde Mann die Tanne in der Rechten hält.

Gruppierung und Herkunft der Besiedler des Harzes.

Von Ed. Damköhler.

(Fortsetzung.)

Wesentlich verschieden von diesen beiden Gruppen ist eine dritte, deren Grenzorte Börnecke, Langenstein, Derenburg und Benzingerode sind. Doch zeigen sie unter sich wieder einige Verschiedenheiten, die es fraglich erscheinen lassen, ob ihre Bewohner alle gemeinsamer Herkunft sind, zumal da ihre Entstehung zeitlich nicht unerheblich auseinander liegen mag. Wie wir früher gesehen haben[1]), schreibt W. Seelmann die Orte, deren Namen auf —leben endigen, den Warnen zu; Devrient[2]) hält sie für Siedlungen der Angeln, deren Heimat Erdmann zwar an die mittlere Elbe und Saale verlegen möchte[3]), die höchstwahrscheinlich aber aus Schleswig gekommen[4]) und erst nach dem 5. Jahrhundert an der mittleren Elbe nachweisbar sind. Von der Richtigkeit der Ansicht Devrients habe ich mich nicht überzeugen können und halte mit Seelmann die Orte, deren Namen auf —leben endigen, für Siedlungen der Warnen. Sie reichen bis dicht an die oben angegebenen Grenzorte heran: die Wüstung Utesleve lag westlich von Derenburg, Irkessleve zwischen Heimburg und Benzingerode, und das heutige Minsleben liegt zwischen Derenburg und Wernigerode.

Nach dem 5. Jahrhundert sind Angeln an der mittleren Elbe nachweisbar. Anglische Sprachreste glaube ich nicht nur in der heutigen Mundart um Helmstedt und Braunschweig nachgewiesen zu haben, sondern auch für die Gegend westlich von Halberstadt konnte ich aus mittelalterlichen Urkunden die anglischen Formen Slonstide-Schlanstedt, Donstide-Danstedt, Thaeremburch beibringen[5]). Sie weisen auf eine dichtere anglische Bevölkerung, die über ein größeres Gebiet verbreitet war und bis dicht an den Harz heran reichte. Ob nicht noch andere Spracheigentümlichkeiten in der heutigen Mundart als anglisch angesehen werden dürfen, muß weiterer Untersuchung überlassen bleiben. Auf nordalbingische oder friesische Ansiedler deutet der Zetacismus in den Namen Isemitzeburg (die heutige Iseburg bei Station Börnecke) und Zilly (Dorf bei Derenburg); zëwel = Käfer in dem Spitznamen pänzëwel hat sich in Harzburg bis in die jüngste Zeit erhalten, auch im Braunschweiger Schichtspiel erscheint paghenzever.

---

[1]) Br. Magazin 1900, S. 122.

[2]) Angeln und Warnen. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur. 1901, S. 148—432.

[3]) Über die Heimat und den Namen der Angeln.

[4]) Möller in der Ztsch. f. d. Altert. 40, S. 129 ff.

[5]) Br. Magazin 1900, S. 123—124.

Warnische und anglische Siedlungen dürfen wir also für die ältesten am Rande des Harzes zwischen Halberstadt und Wernigerode halten, wenn sich auch bis jetzt nicht nachweisen läßt, welche von den heutigen Orten anglischen Ursprungs sind. Aber nach den Warnen und Angeln können sich sehr wohl noch Angehörige andern Volksstammes hier niedergelassen haben, deren Sprache mehr oder weniger von der warnischen und anglischen abwich.

Beachtenswert scheint es mir, daß die Orte Börnecke, Langenstein, Derenburg und Benzingerode sprachlich weniger einheitlich sind als einerseits Timmenrode, Wienrode, Cattenstedt, Blankenburg, Heimburg und anderseits die niederdeutschen Orte auf dem Harze. Daraus ziehe ich den Schluß, daß sie zu verschiedener Zeit und von Angehörigen verschiedener Mundart gegründet sind. Benzingerode wird man schon wegen seines Namens für jünger als Derenburg und auch wohl für jünger als Langenstein und Börnecke halten dürfen. Gemeinsam ist den vier Orten, daß sie anlautendes g wie Gruppe 2 sprechen, aber Benzingerode, Derenburg und Langenstein bilden den Plural des Präsens auf —et und Börnecke auf —en. Mag auch die Endung —en hd. Eindringling sein, daß sie vor den genannten Orten Halt gemacht hat, kann doch eine Folge davon sein, daß diese andere Bevölkerung als die südlicher gelegenen haben. Warum ist diese Endung in den letzten hundert Jahren nicht weiter vorgedrungen? Ferner sprechen die drei genannten Orte gaus, Pl. gäuse; kômen; sejjen = sagen; opleschen = auflesen (Benzingerode opelischet), Börnecke dagegen gans, Pl. jense; kommen; seïn; lësen wie Gruppe 2. Wie letztere, so haben auch Börnecke, Langenstein und Benzingerode kein ü und ö, sondern i und e; Börnecke und Benzingerode sprechen im Anlaut zwar schl, schm, schn, schw: schlân, schmîten, schnîn, schwimmen; aber sp und st, z. B. stein, sprëken, während Langenstein und Derenburg in allen diesen Konsonantenverbindungen s statt sch haben. Von alten Cattenstedtern habe ich früher gehört, daß die Einwohner von Börnecke wegen ihrer auffälligen Sprache die Berneksken genannt wurden. In Langenstein soll früher statt sch ein sc gesprochen sein, z. B. scîr, scittenkêrel; die Langensteiner wurden deshalb in Cattenstedt Klippenscîters genannt. Cattenstedt, Blankenburg, Heimburg, Wienrode und Timmenrode sprechen ôge = Auge, wâgen = Wagen, karche = Kirche, barch = Berg, scharte = Schürze; Börnecke, Langenstein, Derenburg und Benzingerode dagegen ôe, wân, kerche, berch, scherte, resp. schörte. Die ersten fünf Orte sprechen denn = dann und nischt = nichts, die letzten vier aber dôn und nist. Die Form dôn finde ich nur noch in Dähnert's Wb. der pommerschen und rügischen Mundart, sie stimmt wohl zu mnd. don, done, das nur in Schriften aus Magdeburg, Ham-

burg und Pommern belegt ist. Das mnd. Wb. erklärt das Wort = do mit angehängtem n, aber schon im Angelsächsischen erscheint thon, thonne neben than und macht die Erklärung des mnd. Wb. unwahrscheinlich. Der Vokal o statt a vor n erinnert an die Formen Donstidde, Slonstidde, Gonnesheim ꝛc., die im Mittelalter begegnen. Aus Lüntzel, Der heilige Bernward, S. 96 führe ich noch Thongmarus neben Tangmarus an. Außer diesen dialektischen Verschiedenheiten ist mir noch eine aufgefallen. Während die fünf Orte der zweiten Gruppe hërt = Herd, wërt = wert, kërel = Kerl, ëren = Ernte, jërn = gern usw. sprechen (ë = ä in Bär), lauten diese Worte in den vier Orten der dritten Gruppe hêrt, ewêrt, kêrel, êren, jêrn mit langem e wie in dem hd. Seele. Dieses ê erscheint mir weder neu — denn es kann nicht hochdeutsche Entlehnung sein, weil es in vielen Fällen mit dem hiesigen Hochdeutsch nicht übereinstimmt, — noch unwesentlich; denn das Auftreten von ê und ë in denselben Worten läßt deutlich die verschiedene, selbständige Lautentwicklung in beiden Gruppen erkennen. Der Laut ê ist einem größeren, nördlich sich anschließenden Gebiete eigen[1]). Aus den erwähnten Spracheigentümlichkeiten glaube ich schließen zu dürfen, daß die Gründer der Orte der zweiten Gruppe nicht aus den Orten der dritten Gruppe kamen; Gruppe 2 steht sprachlich Gruppe 1 erheblich näher, hat mit dieser z. B. i und e statt ü und ö, den Plural des Präsens auf —en und die Formen gans und nischt gemeinsam. Gruppe 3 zeigt wesentliche Übereinstimmungen mit dem nördlich gelegenen Gebiete, aber nicht völlige Gleichheit. Die Verschiedenheit, die früher noch größer gewesen sein mag als heute, weil sie möglicherweise im Laufe der Zeit durch Zuzug aus andern Orten etwas verwischt ist, führe ich auf ursprünglich verschiedene Bevölkerung zurück.

Nur wenige Siedlungen innerhalb des Gebietes dieser ersten Hauptgruppe haben eine etwas höhere Lage, erreichen etwa die Höhe des Hüttenröder Plateaus, wie das wieder wüst gewordene, 1046 dem Kloster Gernrode geschenkte Ecgihertingerode westlich vom Eggeröder Brunnen; oder die Wüstung Richbertingerode oberhalb Michaelsteins, die schon 956 genannt wird und vermuten läßt, daß am Rande des Gebirges die Siedlungen Timmenrode, Wienrode, Cattenstedt, Heimburg bereits bestanden; oder die wieder untergegangene Ortschaft Dovenrode an der Stelle des heutigen Forsthauses Todtenrode zwischen Wienrode und Treseburg. Nebenbei sei bemerkt, daß der heutige Name aus dem älteren entstand, indem aus Dovenrode in der niederdeutschen Mundart Dônrô wurde, wie der Ort noch heute heißt, und dieses aus Unkenntnis der alten Form in Todtenrode verhochdeutscht wurde.

Bis zum Jahre 1074 weist das höhere Gebirge keine feste Siedlung auf, nur königliche Jagdschlösser werden erwähnt, so Bodfeld 935, Siptenfelde 940, Hasselfelde 1043. Ein Jagdschloß Heinrichs I scheint ungefähr in der Mitte zwischen den Forsthäusern zum Eggeröder Brunnen und auf dem Hartenberge im Heimburger Revier bestanden zu haben. Auch die Entstehung der Elendshöfe fällt nach 1074. Von den vielen Ortschaften, die heute noch auf dem Harze, zumal auf dem von Niederdeutschen bewohnten Teile desselben, auf den es hier besonders ankommt, liegen oder früher lagen: von Treseburg, Altenbrak, Wendefurth, Neuwerk, Hüttenrode, Rübeland, Elbingerode, Rothehütte, Elend, Schierke, Braunlage, Voigtsfelde, Tanne, Benneckenstein, Trautenstein, Hasselfelde und von den Wüstungen Harsleben, Hagen, Vogeshagen, Cobelers, Albrechtsfeld, von den thüringischen Orten Allrode, Stiege, Hohegeiß, Zorge, Wieda hören wir vor dem genannten Jahre nichts. Hätten sie, zum Teil wenigstens, schon bestanden, so würden sie bei der häufigen Anwesenheit deutscher Fürsten im Harze sicher erwähnt sein. Daß von den vielen Orten auch nicht einer genannt wird, schließt meines Erachtens ihre Existenz in damaliger Zeit aus. Ist diese Annahme zutreffend — für eine Anzahl von den Orten läßt sich ihre spätere Entstehung sicher nachweisen — so darf man die genannten niederdeutschen Ortschaften als eine besondere Gruppe, als die zweite Hauptgruppe, zusammenfassen, da sie mit Ausnahme von Braunlage, das eine Sonderstellung einnimmt, sprachlich ein Ganzes bilden und sich von den Orten der ersten Hauptgruppe in charakteristischer Weise unterscheiden, worauf zwar schon früher von Haushalter und mir oberflächlich hingewiesen, dessen Ursache aber bis jetzt noch nicht ernstlich erwogen ist.

Für die Besiedlung des in Frage stehenden Teiles des Harzes bildet etwa das Jahr 1074 den Ausgangspunkt. Der Chronist Helmold, welcher aus Holstein oder aus der Umgegend von Braunschweig, vielleicht aus dieser Stadt selbst stammte, im Anfange des 12. Jahrhunderts geboren, in Holstein aufgewachsen und in Bosau in Holstein (am Plöner See) Pastor war und um 1170 gestorben sein wird, berichtet in seiner Slavenchronik I, 26: in diebus illis surrexerunt de populo Holzatorum amplius quam sexcente familie, transmissoque amne abierunt via longissima querentes sibi sedes opportunas, ubi fervorem persecutionis declinarent. Veneruntque in montes Harticos et manserunt ibi ipsi et filii et nepotes eorum usque in hodiernum diem (in jenen Tagen machten sich mehr als 600 Familien vom Volke der Holsaten auf, setzten über den Strom und zogen auf einem sehr weiten Wege ab, sich geeignete Wohnsitze suchend, wo sie vor harter Verfolgung

[1]) Vgl. auch Wegener, Zur Charakteristik der Niederdeutschen Dialekte. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 13. Jahrg., S. 172 ff.

sicher wären. Und sie kamen in die Harzberge (montes Harticos) und blieben dort, sie selbst und ihre Kinder und ihre Enkel, bis auf den heutigen Tag).

Die Holsaten gehörten zu den Nordalbingern, die in die Dithmarschen, Stormarn und Holsaten zerfielen. Mag Helmold nun in Holstein oder in resp. um Braunschweig geboren sein, er stand jener Auswanderung der Nordalbinger jedenfalls zeitlich so nahe, daß er zuverlässige Kunde davon haben konnte. Als Holsteiner dürfte er noch ein besonderes Interesse an dem Schicksale seiner Landsleute gehabt haben. Und wenn er sagt: „Sie sind dort bis auf den heutigen Tag geblieben, sie selbst, ihre Kinder und ihre Enkel," so ist diese Angabe so bestimmt, daß ein Zweifel an ihrer Richtigkeit ausgeschlossen scheint. Daß unter den montes Hartici der Harz zu verstehen ist, nehmen wohl alle Forscher an, die diesen Gegenstand berührt haben, und ebenso, daß Elbingerode auf dem Harze, dessen Name vor dem 12. Jahrhundert nicht vorkommt, von jenen Albingern gegründet und nach ihnen benannt ist.

Der Name Elbingerode erscheint zuerst als Aluelincherot, das 1206 von Papst Innocens III unter den vorzüglichsten Besitzungen der Gandersheimer Kirche aufgeführt wird. Dieser Umstand muß, da Elbingerode trotz der Nähe des vielbesuchten Bodfeldes früher nie erwähnt wird, auffällig erscheinen und ebenso, daß es bereits 1427 ein Flecken genannt wird. Dieses schnelle Wachstum in einer unfruchtbaren Gebirgsgegend erklärt sich am leichtesten aus einer zahlreichen Ansiedlung, wie sie durch die Nordalbinger erfolgt sein wird, und vielleicht durch den Zuzug aus dem benachbarten Erdfeld, das 1343 noch als vorhanden erwähnt wird.

Noch ein zweites, bis jetzt nicht verwertetes Zeugnis für die Einwanderung der Nordalbinger in den Harz hat sich erhalten. Im 28. Jahrgange der Zeitschrift des Harz-Vereins, S. 642—646 hat Hölscher aus den Kollektaneen Erdwins von der Hardt eine alte Goslarsche Chronik mitgeteilt, in der es (S. 644) heißt:

Nord-Elfer bewisden or dappere gemode,
Se hulpen bebawen den Hartberg ut node,
Mit ener borch nige weldeck un grote,
De storten de Sassen mit grote Honspotte.

Die in der Chronik erwähnten Nord-Elfer sind sicher Nordalbinger, wie Hölscher anmerkt, und die Zerstörung der Harzburg durch die Sachsen fällt wohl in den März des Jahres 1074.

Hölscher meint, daß der Ursprung der Chronik bis in das 14. Jahrhundert zurückreicht, obgleich sie in der jetzigen Fassung als bedeutend neueres Werk erscheint. Aber mag sie auch ein Machwerk von der Hardts sein, der als Fälscher bekannt ist, oder dieser ihr die jetzige Fassung gegeben haben, wunderbar bleibt es, wie er auf die Idee gekommen sein sollte, die Nordalbinger, deren Wanderung nach dem Harz er aus Helmold kennen mochte, als Helfer am Bau der Harzburg zu bezeichnen. So etwas greift man nicht aus der Luft, so wenig wie die unmittelbar vorausgehende Angabe:

By Henrik den verden to Simen und Jude
Da mess'den sek heren as armere lude

auf Erfindung beruht, sondern sich offenbar auf den Rangstreit zwischen dem Abte von Fulda und dem Bischof von Hildesheim zu Goslar um Weihnachten 1062 bezieht. Wenn von der Hardt der Verfasser der Chronik ist, so glaube ich, daß er hier einer schriftlichen Quelle oder mündlicher Tradition folgte. Wahrscheinlicher ist es mir jedoch, daß der Kern der Chronik älter ist und ursprünglich die Nachricht von den Nordalbingern enthielt, die ich keine Bedenken trage für richtig zu halten.

Wann sind die Nordalbinger aus ihrer Heimat ausgewandert? Ein bestimmtes Jahr wird nirgends angegeben. Wenn Delius (Bruchstücke aus der Geschichte des Amtes Elbingerode, S. 61) und Jacobs (Harz-Zeitschr. 26, 422) und Höfer (Harz-Zeitschr. 29,366) meinten, daß die Auswanderung nach dem Jahre 1074 anzusetzen sei, so glaube ich jetzt, daß sie etwas früher erfolgt ist. Helmolds Worte in diebus illis beziehen sich auf die unmittelbar vorher von ihm geschilderten Vorgänge. Kapitel 26 berichtet er den Kampf Butue's gegen die Slaven und Butue's und der Seinen Vernichtung vor der Feste Plön, die nach dem Necrol. Luneburg. am 8. August 1071 stattfand. Daß sie nach des Herzogs Magnus Vermählung mit Sophie, der Tochter Bela's von Ungarn, im Jahre 1070 fällt, ergibt sich aus Helmold, der Kap. 25 sagt, der Herzog habe Butue nicht selbst zu Hilfe kommen können: „Porro dies nuptiarum ad praesens ducem vetabat." Nun geriet das ganze Land der Nordalbinger unter die Herrschaft des Slavenfürsten Cruto: et attrite sunt vires Saxonum et servierunt Crutoni sub tributo, omnis terra videlicet Nordalbingorum, que disterminatur in tres populos: Holzatos, Sturmarios, Thethmarchos. Omnes hii durissimum servitutis iugum portaverunt omni tempore Crutonis. Die letzten Worte omni tempore Crutonis gelten natürlich nur für die in ihrer Heimat verbliebenen Nordalbinger. Daß diese Unterwerfung Nordalbingiens vor den 16. März 1072, den Todestag des Erzbischofs Adalbert, fällt, geht auch aus Adam von Bremen III, 63 hervor, wo es heißt: „Alles deutete auf den Tod des Bischofs hin. Denn auch Hammaburg war in demselben Jahre, in welchem der Metropolit starb, angezündet und zweimal verheert. Die siegenden Heiden hatten fortan ganz Nordalbingien in ihrer Gewalt." Also in diebus illis, d. h. nach dem Tode Butue's, aber nicht lange danach, sind die Nordalbinger ausgewandert. Daß der Ausdruck in diebus illis bei Helmold regelmäßig so viel wie nichts besage, wie Schirren, Beiträge zur Kritik älterer holsteinischer Geschichts-

quellen, S. 11 behauptet, kann ich in diesem Falle nicht zugeben.

An diesen Bericht von der Auswanderung der Nordalbinger schließt Helmold unmittelbar den Bericht von der Erbauung der Harzburg. Schon hieraus glaube ich folgern zu dürfen, daß die Auswanderung früher erfolgte als der Bau oder die Vollendung des Baues der Harzburg. Hiermit stimmt die Angabe der Chronik, daß Nordalbinger die Burg bauen halfen. Wann der Burgbau begann, wissen wir nicht. Helmold berichtet, daß der König ihn begonnen habe, nachdem er Otto von Nordheim Bayern genommen und Welf gegeben habe, also nach 1070. Wie die Zusammenkunft des Königs Heinrich mit dem Dänenkönig Svend Estrithson in Lüneburg, die den Zweck hatte, die Dänen in den Kampf mit den Sachsen hineinzuziehen, auf Adalberts Plan zurückzuführen sein wird, so ist es durchaus wahrscheinlich, daß der König nach Adalberts Rate und Vorbilde, der in seinem Gebiete zum Schutze gegen seine Feinde Burgen erbaut hatte und 1069 wieder an den Hof kam und seinen Einfluß geltend machte, auch die Burgbauten in der Nähe von Goslar vornehmen ließ. Demnach wird der Beginn des Baues der Harzburg zwischen 1069 oder 1070 und 1073 und die Auswanderung der Nordalbinger zwischen 1071 und 1073 erfolgt sein.

Die Gleichzeitigkeit dieser beiden Vorgänge dürfte kaum auf Zufall beruhen. Wußten die Nordalbinger überhaupt etwas von dem Vorhandensein des Harzgebirges? Wußten sie vor allem, daß dieses noch unbewohnt war und ihnen neue Wohnsitze bieten konnte? Anderseits, ist es wahrscheinlich, daß die dem Könige feindlichen Sachsen und Thüringer ihm willig die Burgen bauen würden? Mir drängt sich die Vermutung auf, daß der königtreue Adalbert, zugleich für seine eigene Machtstellung sorgend, die in ihrer Heimat schwer bedrängten Nordalbinger veranlaßte, nach dem Harze auszuwandern, sich dort mit Zustimmung der Äbtissin von Gandersheim anzusiedeln und dem König zu helfen, die Harzburg zu bauen. Das von den Nordalbingern besiedelte Gebiet gehörte offenbar, vielleicht mit Ausnahme des Hüttenröder Plateaus, zum Königshof Bodfeld, den Heinrich II nebst der Forst und der Jagd und mit den Höfen Reddeber und Derenburg 1008 der Äbtissin von Gandersheim schenkte.

Erscheint somit Helmolds Bericht durchaus glaubwürdig, und steht der Annahme, daß Elbingerode nach den Nordalbingern, die sich dort niederließen, benannt ist, nichts im Wege, so werden beide noch durch sprachliche Gründe gestützt. Herr Prof. Klügel in Blankenburg teilte mir vor längerer Zeit mit, vor nunmehr etwa achtzehn Jahren sei er im Kiefernadelbade daselbst mit Touristen aus Holstein zusammengetroffen, und diese hätten ihm ihre Verwunderung darüber geäußert, daß sie in Elbingerode, wo sie übernachtet hatten, dieselbe Sprache wie in ihrer Heimat gefunden hätten. So ungefähr hatten sie sich ausgedrückt. Da Herr Prof. Klügel zu fragen unterließ, worin die Übereinstimmung der beiden Mundarten bestehe, und aus welcher Gegend Holsteins die Herren waren, so fehlt leider jeder weitere Anhalt. Meine Bemühung, das Dunkel zu lichten, ist erfolglos geblieben.

Eine kurze, allgemein gehaltene Charakteristik der Elbingeröder Mundart vor bald hundert Jahren findet sich bei Delius, Bruchstücke aus der Geschichte des Amtes Elbingerode im Harze 1813, S. 59, die also lautet: „Zwar die Sprache ihrer Bewohner [nämlich der Stadt Elbingerode] ist nicht die der nächsten Nachbarn unten am mitternächtlichen Ende der Berge, doch auch nicht ausschließlich der Hohnsteiner, um aus ihr einen Beweis für die Gründung des Ortes durch jene Herren (Hohnsteinsche Grafen) zu führen, sondern eine Abart der auf dem Harze einheimisch gewordenen oberdeutschen Mundart, die auch in Thüringen herrschte, dessen Volk ja früh und lange den Besitz des Harzes mit den Sachsen teilte." Wenn Delius behauptet, daß Elbingerode anders spricht als die Orte am Nordrande des Harzes, so hat er vollständig recht; er irrt aber, wenn er die Elbingeröder Mundart eine Abart des Oberdeutschen (oder Thüringischen?) nennt. Sie ist heute entschieden niederdeutsch und war es auch vor hundert Jahren, wie siebzig- bis achtzigjährige Greise bezeugen, die ihre niederdeutsche Sprache von ihren Eltern gelernt haben. Auch erinnere ich mich, daß vor einigen 40 Jahren ein aus Elbingerode stammender Kuhhirt namens Müller in Cattenstedt lebte, der damals 50—60 Jahre alt war. Dieser Mann sprach das heute noch in Elbingerode übliche Plattdeutsch. Da Delius leider keine Sprachprobe gegeben hat, so verstehe ich den Sinn seiner Worte nicht recht. Denkbar wäre es, daß er nicht die Sprache der niederen Bevölkerung im Auge hatte, sondern die der gebildeteren, hochdeutsch redenden Bewohner des Ortes. Diese könnte sehr wohl mitteldeutsch gefärbt gewesen sein. Sprachen und sprechen doch heute noch alte Blankenburger Bürger „heite, Leite, hibsch, schene" 2c., d. h. ein mitteldeutsch gefärbtes Hochdeutsch.

Delius' Nachricht hilft uns nicht weiter, wir bleiben auf die heutige Mundart angewiesen, die entschieden niederdeutsch ist, und zwar monophthongisch, aber von der Sprache der am Rande des Harzes liegenden Ortschaften mehrfach in charakteristischer Weise abweicht. Schon von Haushalter (Die Mundarten des Harzes, S. 5—8) und von mir (Die Bevölkerung des Harzes. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S. 1894, S. 38) ist darauf hingewiesen, doch mögen die Spracheigentümlichkeiten Elbingerodes hier noch einmal aufgeführt und behandelt werden, zumal da den be-

reits erwähnten noch einige neue hinzuzufügen sind. Es sind folgende.

1. êk, mêk, dêk, sêk = ich, mich, dich, sich.
2. mei = wir.
3. våter = Vater.
4. säten = sagten.
5. kindere, bendere etc. = Kinder, Bänder.
6. ng statt nd: hingene, ungene = hinten, unten.
7. Bewahrung des inlautenden d nach langem Vokale, z. B. heuden, årbeiden = hüten, arbeiten.

Von ganz besonderer Bedeutung scheint mir der Umstand zu sein, daß die meisten der genannten Spracheigentümlichkeiten Elbingerodes sich auch in allen anderen niederdeutschen Orten des Harzes, die ich als zweite Hauptgruppe bezeichnet habe, finden, außer in Braunlage. Hier spricht man ek, mek, dek, sek, mit kurzem Vokale, ferner wei, hind'ne, und'ne, våder, wie in Timmenrode, Wienrode, Cattenstedt, Blankenburg, Heimburg, aber mit, an, drågen, krîgen, Formen, die in den genannten Orten nicht vorkommen. Daraus folgere ich, daß die Bevölkerung von Braunlage eine andere ist und aus einer andern Gegend stammt als die in den übrigen Harzorten. Zu derselben Ansicht ist auch Herr Oberförster a. D. Ulrich in Braunlage gekommen[1]), der die Mundart dieses Ortes genau kennt und seit Jahren damit beschäftigt ist, ein Wörterbuch derselben zusammenzustellen. Nur die Form mei scheint auf Elbingerode und Benneckenstein beschränkt zu sein, wenigstens ist es mir bis jetzt nicht gelungen, sie für einen der andern Harzorte festzustellen. Sie ist im Thüringischen häufig.

Die Formen hingene und ungene fand ich in allen Orten außer in Schierke. In Hüttenrode und Neuwerk hörte ich auch hallungere für Holunder, und in Benneckenstein sprach ein alter Mann, dessen Vater und Großvater schon daselbst gewohnt haben, binget = bindet, ebungen = gebunden, efungen = gefunden. Jüngere Leute dagegen, selbst der eigene Sohn des Mannes, sprechen die Formen mit g statt d nicht mehr. In Rothehütte spricht man den Namen des Forstortes Mandelholz „Mangelholt". Hingernis statt Hindernis wurde vor etwa 30 Jahren noch gehört. våter, säten, kindere fand ich überall.

Charakteristisch für die Harzorte ist auch die Bewahrung des intervokalischen d nach langem Vokale, z. B. heuden, heuder, årbeiden. Ob sich Ausnahmen finden, weiß ich nicht. Die Orte Heimburg, Blankenburg, Cattenstedt, Wienrode und Timmenrode bewahren intervokalisches d gern vor —er und sonst nur ausnahmsweise[2]). Weiter nach Norden und Osten schwindet d noch mehr.

Das gemeinsame Auftreten der genannten Spracheigentümlichkeiten in den Harzorten kann nicht Zufall sein, sondern berechtigt zu der Annahme, daß diese Orte ein sprachliches Ganze bilden, daß ihre Bewohner gemeinsamer Abstammung sind, mit andern Worten, daß, wenn Elbingerode eine Siedlung der Nordalbinger ist, auch die andern Orte im Kerne nordalbingische Bevölkerung haben. Eine Stütze findet diese sich aus der Sprache ergebende Annahme in der Entstehungsgeschichte der Harzorte. Die Nachrichten über die Entstehung der Harzorte sind im ganzen dürftig, aber so viel ergibt sich doch aus ihnen, daß bis zu der Zeit, wo die Nordalbinger nach den Harzbergen auswanderten und sich dort niederließen, also bis etwa zum Jahre 1073, keine eigentliche Siedlung an Stelle der heutigen Orte nachweisbar ist. Daß auch nicht einer erwähnt wird, beweist, wie gesagt, für mich ihre Nichtexistenz. Von mehreren Orten wissen wir aber bestimmt, daß sie jüngeren Datums sind. 1448 werden zuerst die Namen der heutigen, meist zu Dörfern gewordenen Orte Rübeland, Neuwerk, Wendefurth, Altenbrak und Treseburg genannt, und zwar mit daselbst befindlichen Hüttenwerken. 1355 hören wir von Zoll und Hütte zu Tanne. Schierke verdankt seine Entstehung der Anlage einer Sägemühle im Jahre 1590, die aber 1625 oder 1626 einging; die Neugründung des Hüttenwerks Schierke beginnt erst mit dem Jahre 1669.

Wenn auch aus diesen Hüttenanlagen dauernde Ansiedlungen, Dörfer, entstanden sind, so scheinen sie doch zu der Zeit, wo sie zuerst erwähnt werden, nichts als Hüttenanlagen gewesen zu sein, wie z. B. die Bezeichnung isarne hutte tome rouenlande erkennen läßt. Woher die Hüttenarbeiter stammten, entzieht sich unserer Kenntnis. Vermuten läßt sich nur, daß sie einer des Hüttenwesens kundigen Bevölkerung angehörten.

1319 wird zuerst der Name Benneckenstein genannt; van den Benkenstene wint to deme heyndenschen Stighe heißt es in einer Urkunde des Grafen Heinrich von Blankenburg bei der Beschreibung eines Grenzverlaufes. Um diese Zeit soll Graf Heinrich IV von Honstein die Burg zu Benneckenstein erbaut haben, wie Eckstorm in seiner Chronik S. 21 bis 22 angibt. Bestand daselbst schon eine Ansiedlung? Vermutlich, wozu bedurfte es dort sonst einer Burg? Daß Benneckenstein damals noch kein bewohnter Ort war, wie Höfer annimmt[3]), ist weder aus den Urkunden zu erweisen noch an sich wahrscheinlich.

Über die Entstehungszeit des Hüttenortes Sorge läßt sich nichts Genaueres angeben, ebenso wenig über das nur wenige Arbeiterfamilien zählende Voigtsfelde, das früher auch Vogelsfelde genannt sein soll und heute im Volksmunde Voßfelle heißt.

---

[1]) Wie mir derselbe mündlich mitteilte.

[2]) Ed. Damköhler, Mundartliches aus Cattenstedt am Harz. Progr., Helmstedt 1884.

[3]) Harzzeitschr. 29, S. 360.

Beide scheinen frühestens um 1300 entstanden zu sein.

In dem Güterverzeichnis und Lehnregister des Grafen Sigfried II von Blankenburg aus den Jahren 1209—1227, das von G. Bode und G. A. Leibrock im 2. Bande der Harzzeitschrift veröffentlicht ist, werden folgende Siedlungen auf dem Harze genannt: Hersleve, villa Vozeshagen unfern von Allrode, tres villae Haslevelde, villa Hagen zwischen Hasselfelde und Trautenstein, villa Albrechtsfelde auf dem heutigen Armesfelde, villa Cobelez oder Cobelers, villa Buritze. Wenn hier Treseburg, Altenbrak, Wendefurth, Neuwerk, Rübeland nicht genannt werden, so darf man daraus schließen, daß sie noch nicht existierten. Die Entstehung der Hüttenorte fällt offenbar, was nicht ohne Bedeutung ist, erst nach dieser Zeit. Ist dies richtig, so haben wir in den Ansiedlern der älteren Orte Leute zu sehen, die Ackerbau und Viehzucht trieben. Größere Acker- und Wiesenflächen besitzen aber nur Hüttenrode, Elbingerode, Benneckenstein und Hasselfelde.

Hüttenrode, Heddenrodt, wird bereits im Jahre 1133 genannt. Nach einer Urkunde vom 22. Juli 1133[1]) begabte der Bischof Otto von Halberstadt das Kloster St. Johannis daselbst mit einer Besitzung zu Heddenrodt von 4 Hufen, welche sein Vorgänger, Bischof Reinhard, von dem Pfalzgrafen Friedrich von Putelendorf gekauft hatte, nebst einem Walde, einer Mühle, Wiesen usw. Hüttenrode ist der nachweislich älteste Ort auf dem niederdeutschen Harze. Seine Entstehung vor das Jahr 1073, vor die Einwanderung der Nordalbinger zu legen, liegt jedoch kein Anlaß vor.

Die Siedlungen auf dem Harze zerlege ich in zwei Gruppen, in eine jüngere, die dem Hüttenwesen ihre Entstehung verdankt: Treseburg, Altenbrak, Wendefurth, Neuwerk, Rübeland, Trautenstein, Tanne, Sorge, ? Voigtsfelde, Schierke; und eine ältere, die Viehzucht und Ackerbau trieb: Hüttenrode, Elbingerode, Benneckenstein und Hasselfelde nebst den Wüstungen Harsleve, Vozeshagen, Hagen, Cobelez, Buritze[2]), Albrechtsfeld. Ihre Entstehung liegt vor dem Jahre 1209—1227, nur für Benneckenstein läßt sie sich nicht so früh nachweisen, aber vermuten.

Für diese zahlreichen, wohl zu gleicher Zeit entstandenen Siedlungen auf den unwirtlichen und unfruchtbaren Höhen des Harzes läßt sich kein besserer Grund finden als der, daß die ausgewanderten Nordalbinger, mit dieser neuen Heimat zufrieden, sich hier niederließen. In den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1894, S. 39 habe ich bereits ausgesprochen, daß die 600 Familien, auch wenn wir die Familie nur zu fünf Kopf berechnen, sich unmöglich alle in Elbingerode könnten angesiedelt haben, zumal da es im Jahre 1506 erst 113 Häuser hatte, daß noch andere Orte ihnen ihre Entstehung verdanken müßten. Dieselbe Vermutung hat nach mir auch Höfer ausgesprochen, der Elbingerode und Wernigerode für gleichzeitige Gründungen halten und ihre Entstehung derselben Einwanderung zuschreiben möchte[3]), zumal da 1253 Dietrich von Hartesrode zur Gründung des Klosters Himmelpforten bei Wernigerode einen Platz schenkte, der in Elbingerothe lag. Höfers Vermutung würde an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn sich aus der Wernigeröder Mundart dieselben Spracheigentümlichkeiten nachweisen ließen, welche die Harzorte haben. (Schluß folgt.)

[1]) Ztschr. des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde I, 20.

[2]) Cobelez oder Cobelers und Buritze für slavische Siedlungen zu halten, liegt nicht der mindeste Grund vor.

[3]) Harzzeitschr. 29, S. 364 ff.

Sitzungsbericht des Geschichtsvereins.

49. Sitzung (4. Wanderversammlung) zu Königslutter am 12. August 1905.

Nach Besichtigung der Stadtkirche in Königslutter und der Ordenskirche zu Süpplingenburg unter Führung des Museumsdirektors Dr P. J. Meier fand abends 6 Uhr im Hotel „Deutscher Kaiser" die Eröffnung der Sitzung durch Archivrat Dr Zimmermann statt. Bürgermeister Oberstleutnant a. D. Beckhaus hieß die Versammlung im Namen der Stadt Königslutter willkommen. Kantor Lüders gab einen Überblick über die Geschichte Königslutters, an deren Schluß er darauf hinwies, daß Bauwerke, welche von der Vergangenheit Zeugnis ablegen könnten, fast nur noch schwache Spuren hinterlassen hätten. Das Gebäude des Herzogl. Amtsgerichts sei aus dem im Laufe der Zeiten manchen Wandlungen unterworfenen Schloß Lutter, der alten Burg, hervorgegangen, an Stelle des 1571 niedergebrannten Rathauses befinde sich jetzt der Stadtkeller, und, wo jetzt die Herberge zur Heimat sei, habe sich ein die Klus genanntes Leprosenhaus befunden, dessen Kapelle 1476 geweiht sei.

Oberlehrer H. Lühmann hielt einen Vortrag über die Reitlingswälle. Er begann mit einer durch anschauliche Skizzen erläuterten topographischen Beschreibung, erörterte die Lage, den Zusammenhang und die Beschaffenheit der sich noch vorfindenden Anschüttungen und erstattete Bericht über deren Untersuchung durch Anschneiden an verschiedenen Stellen. Dabei fand sich innerhalb der Anschüttungen an mehreren Stellen eine Humusschicht, so daß mit Sicherheit anzunehmen ist, daß mindestens zweimal nach Verlauf langer Zeiträume eine Erhöhung der Wallschüttungen stattgefunden hat. Die Fundstücke gehörten im Allgemeinen der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt,

nur im Kastrum des Burgberges auch dem 13. und 14. Jahrhundert an. Einen ausführlichen Bericht über die ganze Befestigungsanlage des Reitlingstales und die Ergebnisse der Ausgrabungen wird demnächst Oberlehrer Lühmann selbst liefern. Archivrat Dr Zimmermann beantragte hierauf, daß sich die Versammlung mit der nochmaligen Bewilligung einer Beihilfe von 150 Mark zum Zwecke der Ausgrabungen einverstanden erklären möge, was einstimmig geschah. Museumsdirektor Professor Dr P. J. Meier forderte die aus der Stadt Königslutter Erschienenen auf, sich den Bestrebungen der Denkmalpflege anzuschließen und solche namentlich durch Erhaltung und sachgemäße Vermalung alter Bürgerhäuser zu betätigen. Der Ausschuß für Denkmalpflege in Braunschweig wäre gern bereit, gegebenen Falls hierin mit seinem Rate behilflich zu sein. Zum Schluß empfahl Redner den Mitgliedern des Geschichtsvereins die Schrift des Kantor Lüders über den Kaiserdom zu Stift Königslutter, welche zu dem Preise von einer Mark dargeboten wird. Um 8 Uhr versammelte man sich zu gemeinschaftlichem Abendessen im Stadtkeller.

Am Morgen des 13. August, früh 7½ Uhr fand die Besichtigung der Stiftskirche statt, welche, unter Führung des Museumsdirektors Prof. Dr P. J. Meier, den Glanzpunkt dieser Wanderversammlung bildete und zwei volle Stunden in Anspruch nahm.

Von da wurde nach dem Reitling aufgebrochen und die eingehende Besichtigung der Wälle auf dem Burgberge, dem Wurtgarten und dem Kucksberge vorgenommen, wobei Oberlehrer Lühmann an Ort und Stelle über alle stattgefundenen Ausgrabungsarbeiten genaue Auskunft erteilte.

Ein Mittagsessen in einem beim Wirtshause zum Tetzelsteine festlich hergerichteten Zelte vereinigte um 3½ Uhr die Versammelten und bildete den Schluß der wohlgelungenen und vom Wetter aufs beste begünstigten Versammlung, deren Vorbereitung neben dem Bürgermeister Beckhaus namentlich Apothekenbesitzer Lüdecke in trefflichster Weise besorgt hatte.

Bücherschau.

F. X. Kiefl, Der Friedensplan des Leibniz zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen aus seinen Verhandlungen mit dem Hofe Ludwigs XIV., Leopolds I. und Peters des Großen dargestellt. Paderborn, Ferd. Schöningh 1903. 6 Bl. LXXXXIII und 256 S., gr. 8°. 6 M.

In umfassender und gründlicher Untersuchung legt der Verfasser dar, daß der große Gedanke der Wiedervereinigung der christlichen Kirchen, den die meisten Gelehrten bislang Leibniz nur im Auftrage anderer, besonders des Hannoverschen Hofes, vorübergehend verfolgen lassen, vielmehr von ihm selbst herrührt, und daß er in seinem Leben und Wirken eine beherrschende Stellung einnimmt. Er zeigt, wie er sein ganzes Leben hindurch unermüdlich für die Ausführung dieses Planes tätig ist, nach den verschiedensten Seiten Verhandlungen deshalb anknüpft, die zum Teil zu sehr eingehenden Erörterungen führen, wie schließlich aber doch die ganzen Bestrebungen ohne Ergebnis verlaufen. Interessant ist es hier zu sehen, wie diese Reunionsidee sich vielfach mit der Politik verknüpft, und wie die meisten Fürsten sie politischer Vorteile willen aufgreifen und verfolgen. Dem gegenüber weist Kiefl darauf hin, daß bei Leibniz die Reunion immer das Ziel bedeutet, das er im Wechsel der Verhältnisse durch allerlei politische Mittel zu erreichen strebt. Das Buch ist nicht nur für die Persönlichkeit und Geistesarbeit des großen Polyhistors von hohem Interesse. Da die hier geschilderte Wirksamkeit auch viele Zeitgenossen in Bewegung setzt und in verschiedene Ereignisse und Verhältnisse eingreift, so fällt auch auf diese hier vielfach neues Licht. Sehr belangreich sind die Mitteilungen, die auch unsere Braunschweigische Geschichte berühren: über den Glaubenswechsel der Prinzessin Elisabeth Christine, den Übertritt Herzog Anton Ulrichs zur katholischen Kirche usw. Es wird hier zuerst deutlich, eine wie wichtige Rolle bei diesen Vorgängen Leibniz gespielt, welchen Anteil er insbesondere an dem Gutachten der Helmstedter theologischen Fakultät über jene Frage gehabt hat, und daß ein großer Teil der Vorwürfe, die später gegen den Professor theol. J. Fabricius gerichtet sind, mit mehr Recht seinen Freund Leibniz treffen. So müssen wir das Buch auch als einen wichtigen Beitrag für unsere heimische Geschichte bezeichnen.

J. H. Chr. Schmidt, Der Elm vor 40 Jahren. Braunschweig, 1905. 45 S. kl. 8°. M. —,25.

Die Schrift ist im Jahre 1860 von dem damaligen verdienten Kantor Schmidt in Lucklum verfaßt worden. Sie ist der innigen Vertrautheit des Verfassers mit dem ganzen Leben und Weben der Natur auf und an dem Elme und aus seiner warmen Liebe für die schönen Wälder, Täler und Höhen dieses Bergzuges erwachsen. Für die Zustände jener Zeit, insbesondere die Flora und Fauna, bildet das Büchlein ein beachtenswertes Zeugnis. Es ist jetzt zum Besten des Pestalozzi-Vereins vom Lehrer R. Schmidt in Schöppenstedt herausgegeben, von dem das Heftchen, das sonst keinerlei Verlagsvermerk trägt, zu beziehen sein wird.

Braunschweiger Sonntagsblatt. 10. O. Schütte, Lehnwörter im Deutschen. — 11. Ders., Einzug des Herzogs Julius in Braunschweig. — 22. Baumgarten, Einweihung des Gemeindehauses zu St. Katharinen in Braunschw. — Beste, Die reformierte Gemeinde in Braunschw. — 26 u. 27 Die neue St. Johanniskirche in Br. — 31. Lebensbilder Br. Stadtgeistlicher (40. Friedr. Aug. Junker). 34. K. Storch, Die Braut Alb. v. Wedels (Phil. von Griesheim).

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig
herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Oktober.





Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1905.

Braunschweigisches Magazin

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1905. Oktober. Nr. 10.

[Nachdruck verboten.]

Gruppierung und Herkunft der Besiedler des Harzes.

Von Ed. Damköhler.

(Schluß).

Die oben angeführten charakteristischen Merkmale des Harzer Dialekts sind im wesentlichen allen Orten gemeinsam bis auf Braunlage. Da diese in eine ältere und eine jüngere Gruppe zerfallen, so ergibt sich, daß die jüngere im großen und ganzen aus der älteren hervorgegangen ist, sonst wäre die Gemeinsamkeit der sprachlichen Eigentümlichkeiten unerklärbar. Sollten die Hüttenarbeiter anderer Herkunft sein, so müßten sie sich sprachlich akklimatisiert haben und folglich in der Minderzahl gewesen sein. Daß die Schierker Familien zum Teil aus Elbingerode eingewandert sind, hat Jacobs nachgewiesen (Schierke. 1896. S. 48 ff). So blühten z. B. die Saatze schon im 16. Jahrhundert in Elbingerode und sind erst von dort nach Schierke gekommen. Sollte dieser Name, der gerade in den Orten des Harzes, z. B. auch in Hüttenrode, häufig begegnet, etwa aus Holsate verkürzt sein und eine Erinnerung an die Herkunft der Träger dieses Namens aus Nordalbingien enthalten? Die Form Sate = Sasse kommt im Harz überhaupt nicht mehr vor. Wie nun neben dem Familiennamen Gattermann in Schierke die Form Gatzemann üblich war und vielleicht noch im Harze ist, so ist Saatze statt Saate aus Holsate wohl denkbar.

Die Annahme der Gründung Elbingerodes durch die Nordalbinger stützt sich auf die Nachricht bei Helmold und in der Goslarischen Chronik, auf den Namen Alvelincherot und auf die Entstehungszeit des Ortes. Die Annahme, daß noch andere Orte im Harze nordalbingische Siedlungen sind, stützt sich auf deren ziemlich gleichzeitige Entstehung in einem unfruchtbaren Gebirge, auf die große Zahl der Auswanderer, die unmöglich an einem Orte geblieben sein können, und auf die Übereinstimmung charakteristischer Merkmale in ihrer und der Elbingeröder Mundart. Sind diese Spracheigentümlichkeiten beweisend? Wenn sich herausstellte, daß sie sich heute noch in den ehemaligen Sitzen der Nordalbinger finden und sonst nicht, so wären sie beweisend. Damit wäre zugleich erwiesen, daß viele Nordalbinger in ihrer Heimat verblieben, und ihre Sprache sich bis heute erhalten hätte. In der Einleitung zu seinem holsteinischen Idiotikon 1800, S. VIII sagt Schütze: „Sehr viel Eigentümliches hat das Ditmarsische Plattdeutsch, wie die althergebrachten Sitten und Gebräuche, die sich von den alten wackern Ditmarsen bis auf die neuern großenteils standhaft erhalten haben. Die Aussprache in Norderditmarschen und der eigentlichen Marsch weicht noch heut zu Tage merklich ab von der in Süderditmarschen und in den Geestgegenden. So sagt z. B. der Ditmarse Fru, Fruwe, wenn der Kieler und Hamburger Fro für Frau; Keu = Kühe, wie der Eiderstädter und Husumer, wenn der Holsteiner Kœ sagt." Diese Angabe scheint nicht wertlos für unsere Untersuchung; denn Fru und Kau sagt auch der Harzbewohner. Keu ist Umlaut von Kau, und diese Form findet sich auch in und um Heide in Holstein, wie ich höre.

Noch wichtiger scheint mir jedoch zu sein, daß der Harzbewohner mehrfach ng statt nd spricht: hingene, ungene, Hallungere, binget, ebungen, efungen, Mangelholt. Diese Lauterscheinung ist im Abnehmen begriffen, sie wird früher allgemeiner und nicht auf die angeführten Fälle beschränkt gewesen sein. Sie ist speziell mitteldeutsch, findet sich jedoch auch in einigen niederdeutschen Gegenden, wo sie früher gleichfalls häufiger war als heute. Nach Seelmann[1]) begegnet man ihr heute in größerer Ausdehnung nur noch in der Provinz Preußen und in Hinterpommern, ferner im südlichen Mecklenburg und in mehreren Gegenden der Provinz Brandenburg, während sie der Mundart Holsteins heute unbekannt ist; nur hört

[1]) Niederdeutsche Schauspiele älterer Zeit. 1895, S. 161 bis 164.

man noch gelegentlich den Ort Wandsbeck bei Hamburg Wangsbeck nennen. Aber im 18. Jahrhundert muß dieser Lautübergang um Hamburg häufiger gewesen sein, denn Richey in seinem Idioticon, 1755, S. 391 sagt: „Unsere Bauern machen aus dem d, wenn es auf ein n folget, ein j, und sprechen für gebunden bunjen, Kinder Kinjer, gewunden wunjen" usw. Auch in älteren hamburgischen Dramen kommt er öfter vor.

Ferner gibt Schambach in seinem Göttingisch-Grubenhagenschen Idioticon die Form hinger neben hinder und hinner an. Sie ist aber weder allgemein noch überall in dem von Schambach für sein Wörterbuch berücksichtigten Gebiete üblich. In Weende bei Göttingen soll sie nur bei Einwanderern aus mitteldeutschem Gebiete vorkommen, Einheimische sprechen sie in der Tat nicht. Leider gibt Schambach den Fundort nicht an. Es wäre möglich, daß er sie auf dem Eichsfelde angetroffen hätte. Auf meine Frage, ob man auch hingene und ungene spreche, gab mir nach einigem Besinnen ein alter Mann in Teistungen bei Duderstadt im Sommer 1900 die Antwort, das sage man wohl auch, z. B. dâ hingene ân der gatzen, doch schien ihm die Form nicht recht geläufig zu sein, und jüngere Leute kannten sie nicht. Sie findet sich auch noch in einem Volksliede, das vor etwa 24 Jahren in Jühnde bei Dransfeld niedergeschrieben wurde und nur noch wenigen alten Leuten bekannt war[1]).

Allgemein üblich ist ng statt nd vor folgendem Vokale im Waldeckischen[2]). Aber der waldeckische Dialekt ist von dem der Harzorte so verschieden, daß an eine Abstammung der Harzbewohner von den Waldeckern nicht gedacht werden kann. Wohl aber gewinnt es den Anschein, daß ng statt nd eine nordalbingische Spracheigentümlichkeit ist. Die Gegenden, in denen sie sich heute findet, waren im Mittelalter teilweise von Slaven bewohnt. Bei ihrer Germanisierung werden sich dort Nordalbinger niedergelassen haben. Dem steht das Vorkommen der Form hinger, die Schambach verzeichnet, nicht entgegen. Denn einmal braucht diese Lauterscheinung nicht auf die Nordalbinger beschränkt gewesen zu sein, und dann spricht man auch in einer größeren Anzahl von Orten auf dem Eichsfelde die für den Harz charakteristischen Formen êk, mêk, dêk, sêk, auch z. B. in Teistungen[3]). Es bleibt zu untersuchen, ob auch diese Orte nordalbingische Siedlungen sind oder wenigstens nordalbingische Bestandteile enthalten. Denkbar ist es, daß von den 600 ausgewanderten Familien — vielleicht sind es auch noch mehr gewesen — nur ein Teil, vielleicht sogar der kleinere, sich im Harz ansiedelte, während die übrigen weiter westlich sich niederließen um Worbis. Ob jedoch diese pronominalen Formen mit langem e als nordalbingisch anzusehen sind, ist vorläufig noch fraglich.

Die dritte Hauptgruppe bilden die Bewohner des Oberharzes, der Bergstädte St. Andreasberg, Clausthal, Zellerfeld, Wildemann, Lautenthal, Altenau und der von diesen aus besiedelten kleineren Orte Schulenberg, Hahnenklee und Bockswiese. Sie haben alle dieselbe Sprache, und schon daraus geht hervor, daß sie desselben Ursprungs sind. Haushalter hat das Verdienst, zuerst erkannt zu haben, daß die Sprache der Oberharzer mit der Sprache der Bewohner des Erzgebirges in charakteristischer Weise übereinstimmt, und hat daraus mit Recht gefolgert, daß der Oberharz von Bewohnern des Erzgebirges besiedelt ist.

Nicht minder verdienstlich ist die Arbeit von Emil Bochmann, Zusammenhänge zwischen der Bevölkerung des Obererzgebirges und des Oberharzes[1]), worin er nachweist, daß die Einwanderung sich in dem Jahrhundert von 1520—1620 vollzog, und daß die Einwanderer aus dem oberen Erzgebirge, aus Annaberg, Freiberg, Schneeberg, Joachimsthal kamen. In sprachlicher Beziehung möchte ich jedoch bemerken, daß Bochmanns Ansicht, die in den Bergstädten immer mehr Boden gewinnende Verkleinerungssilbe ing sei niederdeutsch, nicht zutreffend ist. Der niederdeutsche Harz, sowohl der monophthongische als auch der diphthongische, hat diese Bildung überhaupt nicht, sie kann mithin nicht niederdeutscher Eindringling sein. Auch gewinnt sie, wenigstens in St. Andreasberg, nicht an Boden, wie ich bei einem allerdings nur kurzen Aufenthalte daselbst im Herbste 1904 beobachten konnte. Außer Hanning und Loring, die Bochmann S. 11 anführt, fand ich keine Beispiele. Bemerkt sei noch, daß, wie in andern nicht niederdeutschen Gegenden, so auch in St. Andreasberg von den Einwohnern ihre Volksmundart für Plattdeutsch gehalten wird. Plattdeutsch im Sinne von Niederdeutsch ist also völlig verschieden von Plattdeutsch im Sinne von Volksmundart im Gegensatz zur hochdeutschen Schriftsprache, die zugleich Umgangssprache der Gebildeten ist.

In der Geschichte der Besiedlung des Harzes lassen sich also drei Perioden unterscheiden. Die erste beginnt etwa um 800, die zweite zwischen 1071 und 1073 und die dritte um 1520. Je höher die Lage, desto später erfolgte die Besiedlung. Die Bewohner stammen aus verschiedenen Gegenden, daher die dialektische Mannigfaltigkeit im Harze.

Anhang.

Wann ist der Sachsenherzog Ordulf gestorben?

Nach Helmold I. c. 25 ist die Auswanderung der Nordalbinger in die Harzberge nach dem Tode des

[1]) Korrespondenzblatt des Vereins f. nd. Sprachf. 6, 29.
[2]) Waldeckisches Wb., S. 89.
[3]) Haushalter, Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch. S. 8.

[1]) Programm des Königl. Gymnasiums zu Dresden-Neustadt. 1889. Nr. 507.

Sachsenherzogs Ordulf erfolgt. Wann Ordulf gestorben ist, sagt Helmold nicht. Früher nahm man den 28. März 1071, jetzt den 28. März 1072 als Todestag an, so z. B. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit III⁴, S. 1112 und Bode, Urkundenbuch der Stadt Goslar I, S. 15. Der Todestag ist allein aus den Annales Rosenfeldenses bekannt, das Jahr wird von den mittelalterlichen Quellen verschieden angegeben. Die Annales Rosenfeldenses nennen 1073, der Annalista Saxo 1071; Adam von Bremen III, c. 50 sagt, daß Ordulf seinen Vater um zwölf Jahre überlebt habe. Da letzterer am 29. Juni 1059 starb, so müßte Ordulf 1071 oder schon 1070 gestorben sein, wenn Adam das Jahr 1059 voll gerechnet hätte. Lambert sagt z. J. 1073, Ordulf sei superiore anno gestorben, also 1072. Giesebrecht stützt seine Annahme auf eine Urkunde bei Lacomblet I, 216 mit dem Datum des 29. Dezembers 1072 und dem Ausstellungsorte Worms, in der Herzog Ordulf erwähnt werde. Er hält die Jahreszahl für unrichtig und setzt die Urkunde in das Jahr 1071, wohin sie auch Stumpf. R. 2751 gesetzt habe. Auch Floto, Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter I, 357 hält Zeit- und Ortsangabe für falsch und möchte lieber „Goslar 1070" schreiben.

Giesebrecht meint, daß Floto zu seinem Verfahren hauptsächlich dadurch bestimmt zu sein scheine, daß Herzog Ordulf in der Urkunde erwähnt wird, und dieser nach seiner Meinung im März 1071 bereits starb. Aber in der Urkunde, die Giesebrecht für maßgebend hält — er sagt: „Der Annalista Saxo gibt allerdings das Jahr 1071 mit Bestimmtheit als Ordulfs Todesjahr an, aber seine Autorität kann gegen die der Urkunde nicht in das Gewicht fallen, und Gründe gegen die Echtheit derselben sehe ich nicht" — wird der Name Ordulf gar nicht genannt, vielmehr steht da: subvenientibus quoque nostris fidelibus Annone . . . Adalberto . . . Eppone . . . etc. ducibus quoque Rodolfo alimanniae et Welfone baioariae atque Ottone saxoniae. Floto a. a. O. sagt: „Nun steht bei Lacomblet I, 216 eine Urkunde, in welcher alle oben im Text genannte Bischöfe und Fürsten als Zeugen angeführt sind. Bei Lacomblet ist dieselbe vom 29. Dezember 1072 aus Worms datiert. Die Indiktion weist auf das Jahr 1071; allein da Herzog Ordulf schon im März 1071 gestorben ist, so möchte ich statt „Worms 1071" lieber setzen „Goslar 1070". Übrigens ist die ganze Urkunde zweifelhaft, wie so viele aus der damaligen Zeit." Hierzu ist zu bemerken, daß Floto im Text statt Otto, wie in der Urkunde steht, den Herzog Ordulf von Sachsen nennt.

Man sieht, mit der Echtheit der Urkunde ist es schlecht bestellt, sie beweist nichts für 1072 als Todesjahr Ordulfs. Gegen dieses Jahr sprechen aber verschiedene wichtige Gründe. Vor allem darf man der Angabe Adams von Bremen, der 1068 nach Bremen kam und ein Zeitgenosse Ordulfs und Magnus' war, Glauben schenken, daß Ordulf seinen Vater um zwölf Jahr überlebt habe und demnach, wie gesagt, 1070 oder 1071 gestorben sein muß. Wenn ferner Adam III, c. 59 sagt, daß die berühmte Unterredung des Kaisers mit dem Dänenkönig zu Lüneburg in demselben Jahre stattfand wie die erste Verschwörung gegen den König, infolge deren sich die Herzöge Otto und Magnus dem Könige ergaben (Pfingsten 1071), so scheint darin doch auch eine Andeutung zu liegen, daß Magnus an Stelle seines Vaters Herzog von Sachsen war.

Hiermit stimmt Bruno c. 21. Nachdem er berichtet hat, daß der König Heinrich sich der Feste Lüneburg bemächtigt hat (im Jahre 1071), fügt er hinzu: „Illud autem Castellum Magni ducis parentum semper fuerat, et ad ipsum suumque patruum Herimannum tunc hereditario iure pervenerat."

Helmold I, c. 25 erzählt, daß nach Ordulfs Tode sein Sohn Magnus ihm in der Regierung folgte. Gleich im Anfange derselben habe er beabsichtigt, die Slaven zu demütigen, wozu ihn Butue noch anspornte. Aber die Slaven hätten Butue vertrieben, und dieser sei nach Lüneburg zu Magnus geflüchtet und habe ihn um Hilfe gebeten. Magnus habe ihm Barden, Stormarn, Holsaten und Ditmarschen gegeben; selbst mit ins Feld zu ziehen, hätten ihm damals große Hindernisse nicht gestattet, „porro dies nuptiarum ad presens eum vetabat," fügt Helmold hinzu. Magnus' Vermählung mit Sophie, der Tochter Bela's von Ungarn, fand aber im Jahre 1070 statt (Giesebrecht III, 67). Hiernach fällt Ordulfs Tod in das Jahr 1070, was auch nach Adams Angabe sehr wohl möglich ist. Diesen bestimmten Angaben gegenüber vermag ich der fehlerhaften Urkunde bei Lacomblet kein entscheidendes Gewicht beizulegen.

Die Städtewappen des Herzogtums Braunschweig.

Von Paul Zimmermann.

(Fortsetzung.)

Stadt Blankenburg.

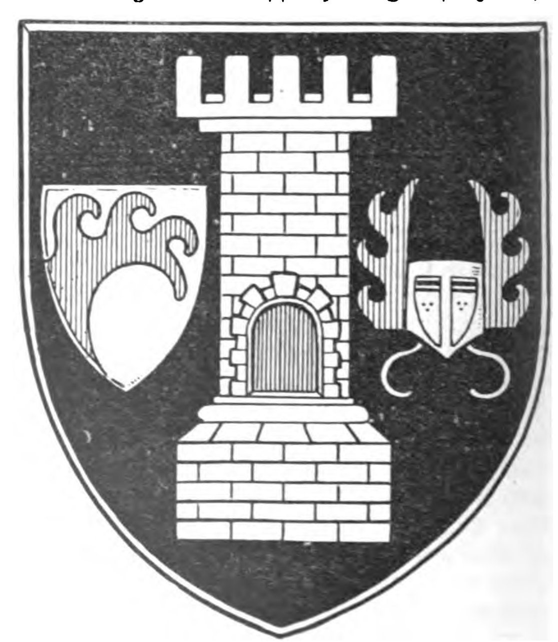
Das Wappen der Stadt Blankenburg ist in seinen Formen sicher überliefert. Läßt es sich vor der Hand auch erst aus dem Jahre 1425 nachweisen[1]), so spricht doch nichts dagegen, seine Entstehung schon für eine frühere Zeit anzunehmen; jedenfalls ist die noch jetzt übliche Form zugleich die älteste, die uns bislang bekannt geworden ist. Das Wappen zeigt

[1]) Vgl. Harzzeitschrift 2. Jahrg. (1869) 2. Heft S. 185. Die Legende lautet: S' civitatis Blankenbor. Ein Stempel des 18. Jahrhunderts, den der Stadtmagistrat in Blankenburg besitzt, zeigt dieselbe Darstellung und die Inschrift: Stadt Blanckenburg Raths Sigel.

einen bezinnten Turm, der rechts von einem Schilde mit einer Hirschstange, links von einem Helme mit zwei Hirschstangen als Helmzier beseitet ist. So zweifellos wie diese äußere Form feststeht, so schwierig ist es, die richtigen Farben für die einzelnen Wappenteile zu gewinnen. Denn eine feste Überlieferung fehlt hier; die Siegel geben uns dafür keinerlei Anhalt, und was uns an farbigen Stadtwappen jetzt begegnet, stammt erst aus neuerer Zeit und entspricht den heraldischen Regeln in keiner Weise[1]). Als 1861 eine Anfrage an den Stadtmagistrat wegen der Wappenfarben erging, wußte dieser eine klare Antwort nicht zu erteilen. Auch H. Grote schreibt in seinem Aufsatze über „Das Wappen der Grafen von Regenstein und Blankenburg"[2]) S. 406 von dem Wappen der Stadt Blankenburg geradezu: „Die Tinkturen sind unbekannt."

Einen sicheren Ausgangspunkt für die Bestimmung der Farben liefert uns der Schild mit der Hirschstange. Denn in ihm erkennen wir klar den Wappenschild der Grafen von Blankenburg-Regenstein. Aber nun fragt es sich: welche Farben sind für den Schild wie für die Schildfigur zu nehmen? Farbige Darstellungen des gräflichen Wappens kommen zwar vor, aber leider sind sie einander nicht immer gleich. Grote klagt: „Es hat sich bis jetzt kein Denkmal gefunden, welches eine unter der Autorität der Grafen selbst ergangene farbige Darstellung des Wappens gewährte." So übel steht es jetzt freilich um die Sache nicht mehr. Denn wir dürfen die Wappengemälde in den Stammbüchern, in denen sich die Grafen eigenhändig eintrugen, doch gewiß für solche autoritative Denkmäler, wie Grote sie sich wünschte, betrachten. Solche Darstellungen finden sich z. B. in dem Stammbuche Philipps von Damm, in das sich die Grafen Martin und Ernst von Regenstein und Blankenburg im Jahre 1586 eingeschrieben haben. Hier ist der Wappenschild quadriert; das 1. und 4. weiße Feld enthält eine schwarze, das 2. und 3. ebenfalls weiße Feld eine rote Hirschstange. Damit stimmen die Wappen in der Wolfenbüttler Bilderhandschrift des Sachsenspiegels aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts[3]); es begegnet uns hier zweimal die rote Hirschstange in weißem Felde ganz in der Zeichnung der Blankenburg-Regensteiner Siegel der Zeit. Noch viel wichtiger für uns aber ist es, daß die Wappenschilde, die die gräflichen Standbilder in der Bartholomäikirche zu Blankenburg tragen, das rote Hirschhorn in weißem Felde zeigen. Schon in seinem lehrreichen Aufsatze[4]) über diese Kirche teilte der jetzige Geh. Baurat H. Brinckmann in Braunschweig mit, daß diese interessanten Stuckbildwerke, die der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstammen, nach den unter dicker Tünche entdeckten Farbenspuren polychrom bemalt waren. Ich verdanke dem Verfasser jetzt die weitere wertvolle Mitteilung, daß die weißen Schilde der Figuren zweifellos ein rotes Hirschhorn erkennen ließen. Dagegen zeigt die Abbildung des Wappens in dem 1486—1492 gemalten Wappenbuche der Familie Schaffhausen (jetzt in Wernigerode) eine schwarze Hirschstange in weißem Felde. Da hätten wir also die rote und die schwarze Hirschstange, beide in weißem Felde, schon für frühe Zeit sicher beglaubigt. Dem entsprechend ist das Gräfliche Wappen auch in dem berühmtesten gedruckten Wappenbuche der früheren Zeit, im ersten Bande des Siebmacher Taf. 17 abgebildet. Der Schild ist quadriert und zeigt ein jedes der vier weißen Felder eine Hirschstange: 1 und 4 eine schwarze, 2 und 3 eine rote. Ebenso Phil. Jac. Spener in seiner Insignium Theoria seu Operis Heraldici Pars generalis (Ed. II 1717) S. 406, obwohl auch er schon auf Abweichungen aufmerksam macht. Ferner Lucae in seinem Grafensaal S. 174[5]) u. a.

Viel wichtiger für uns aber ist, daß die Wappenbilder nach dem Aussterben des Grafenhauses auch in das nun erweiterte Herzoglich Braunschweigische Wappen in denselben Farben aufgenommen wurden; es stehen hier in der Regel im 10. und 12. Felde die rote und die schwarze Hirschstange in weißem Felde. Das sind der Tatsachen genug, um uns über die Farbengebung des Schildchens im Blankenburger Stadtwappen jeden Zweifel zu neh-



Blankenburg.

[1]) So das Stadtwappen in der Bartholomäikirche. Vergl. Deutscher Herold 27. Jahrg. (1896) S. 166.

[2]) Münzstudien I. Band (Leipzig 1857) S. 397—408.

[3]) Bl. 84[1]. Vergl. Grote S. 400.

[4]) Zeitschr. des Harzvereins 19. Jahrg. (1886) S. 299.

[5]) Grote a. a. O. S. 404.



men. Allerdings kamen auch andere Farben in den Wappendarstellungen der Regenstein-Blankenburger Grafen vor. Aber diese haben keinerlei autoritativen Charakter, und da diese Abweichungen von der obigen Darstellung unter sich selbst wieder mannigfach sich unterscheiden, die Wappenbücher der Zeit, auf die sie zurückgehen, sich auch keineswegs immer als zuverlässig erweisen, so läßt sich aus ihnen keine Regel und für uns kein Vorbild ableiten[1]).

Demnach müssen wir die Farbe des Schildes, da alle vier Felder des gräflichen Wappens weiß tingiert sind, ebenfalls als weiß ansetzen. Es handelt sich weiter um die Farbe der Hirschstange. Ob in früherer Zeit die rote Hirschstange Regenstein, die schwarze Blankenburg bedeutete, wie man jetzt annimmt, können wir dahin gestellt sein lassen[2]). Da diese Annahme aber bereits Jahrhunderte alt ist, und insonderheit die amtliche Erklärung des Herzoglich Braunschweigischen Wappens die schwarze Hirschstange für Blankenburg in Anspruch nimmt[3]), so hat man sich vielfach im Stadtwappen Blankenburgs für die schwarze Hirschstange entscheiden zu müssen geglaubt. Das war so lange gewiß voll berechtigt, als man die Entdeckung Brinckmanns in der Bartholomäikirche nicht kannte. Diese aber hat jetzt Klarheit in die ganze Sache gebracht; die hier aufgefundenen Wappenfarben besitzen ausschlaggebende Kraft. Die Grafen, die dort in dem Gotteshause dargestellt sind, sie selbst oder ihre Stammesgenossen haben der Stadt Blankenburg ihr Stadtwappen verliehen. Da sie hier eine rote Hirschstange im Wappen führen, so hat jedenfalls auch die Stadt eine solche in ihr Wappen bekommen.

Die Hirschstange ist nach Form und Stellung in den einzelnen Zeitperioden im wesentlichen die gleiche, wenigstens läßt sich in dieser Beziehung ein Unterschied zwischen der Gräflich Blankenburgischen und Gräflich Regensteinschen Linie, der wohl behauptet worden ist, nicht nachweisen[4]). Die Stange ist anfangs fast immer quer von links nach rechts gelegt und zeigt vier Enden, von denen drei aufwärts gerichtet sind. Später wurde sie, wohl um den Schild, insbesondere die Felder des gevierten Schildes, besser ausfüllen zu können, hoch gerichtet, noch später gebogen, mitunter so stark, daß sie fast kreisförmig ward, und Wurzel und Spitze sich beinahe berührten. Fast immer haben aber die Stangen die Richtung nach links beibehalten. Dem entsprechend muß natürlich auch die Hirschstange im Blankenburger Wappen gebildet werden.

Mit dem weißen Schilde bringen wir den Turm am besten in farbige Übereinstimmung. Die „blanke Burg“ ist die weiße, die glänzende Burg. So bildet der weiße Turm hier zugleich ein redendes Wappen. Es steht ferner dem nichts entgegen, daß wir auch den Helm weiß tingieren.

Stellen wir so alle drei Wappenbilder als Metall dar, so müssen wir für sie eine farbige Unterlage wählen. In neuster Zeit ist es üblich geworden, den Schild zu spalten und die rechte Hälfte schwarz, die linke Hälfte rot zu tingieren. Aber für solche Spaltung des Schildes geben die Siegel, die diese doch erkennen lassen müßten, gar keinen Anhalt. Sie zeigen sämtlich eine ungeteilte Fläche. Vermutlich ist die Spaltung des Schildes in schwarz und rot durch den von Cyr. Spangenberg uns überlieferten

---

[1]) In dem Konstanzer „Concilien-Buche“ Ulrich Richenthals von 1483 (Bl. 190′) wie im Wappenbuche Konrad Grünenbergs (Ausg. von R. Graf Stillfried-Alcantara und Ad. M. Hildebrandt. II. Band. Görlitz 1875 Taf. 64) ist das Wappen gevieret: 1 u. 4 rote Hirschstange, 2 u. 3 schwarze Hirschstange, beide in gold. Desgleichen in einem kolorierten Exemplare von Bothos „Croneken der Sassen“, das Senator Culeman in Hannover besaß (Grote S. 401). Die Wolfenbütteler Handschrift des Schichtbuches Hermann Bothes zeigt 3 Wappen: Bl. 201 für Regenstein die Hirschstange schwarz in gold, Bl. 204′ für Blankenburg rot in weiß und Bl. 306′ für Heimburg weiß in schwarz. Umgekehrt zeigt das Wappenbuch der Gräfin Katharine v. Schwarzburg, geb. Gräfin v. Nassau, † 1624 (Wolfenb. Bibliothek 69 Extravag. fol.) Bl. 16 im gevierten Schilde in 1 u. 4 die rote Hirschstange in gold, in 2 u. 3 schwarz in weiß. Ganz abweichend ist wiederum die Schilderung des Wappens in Cyriacus Spangenbergs Adelspiegel II. Teil Bl. 320: „Vier halbe Hirschgeweihe gekrümmet, die Grafen von Blanckenburg vnd Reinstein in einem vierfaltig geteilten Schilde, nemlich zwey rote in schwartzem, vnd zwey schwartze in rotem Felde“. Schon Grote vermutet, daß Spangenberg hier „eine Malerei mit oxydirten Pigmenten“ vor sich gehabt habe, in der das Silber (weiß) in schwarz übergegangen sei. Dann hätten wir 1 u. 4 rote Hirschstange in weiß, 2 u. 3 silberne Hirschstange in rot. Letzteres ist um so wahrscheinlicher, weil nach den Regeln der Heraldik Farbe auf Farbe, also schwarz auf rot nicht gesetzt werden darf. Die Aenderung ist vielleicht deshalb vorgenommen, um in die vier Felder, die ursprünglich sämtlich weiß waren, eine Abwechslung zu bringen, wenn es sich nicht um ein einfaches Versehen handelt. Den Angaben Spangenbergs folgt blind der Wolfenbütteler Kanzler Joh. Schwarzkopff († 27. Nov. 1659) in seiner „kurtzen gründlichen Nachrichtung von des F. Hauses Br.-Lün. vhralten Stamm-Wapen“ (Bl. 18 im Exemplare des Archivs in Wolfenb.); er gibt eine Darstellung des Regenstein-Blankenburger Wappens in den Farben, die Spangenberg anführt, um dann aber ein paar Seiten später im großen Herzoglichen Wappen die Grafschaften Regenstein und Blankenburg durch eine rote und eine schwarze Hirschstange, beide in weißem Felde, in üblicher Weise anzudeuten. Ebenso folgte Spangenberg 1676 der Archivar Joh. Heinr. Hofmann in Hannover in seinem ungedruckt gebliebenen „Ehrenkleinod des Durchl. Fürstl. Hauses Br.-Lün.“ (B. II Cap. XIIX S. 477 ff.), und auf diese Autorität hin werden dann ab und an die schwarzroten Felder auch in das Herzogliche Wappen geraten sein, wo sie jedoch stets die Ausnahme gebildet haben.

[2]) v. Mülverstedt, „Über das Regensteinsche Wappen“ in der Harzzeitschrift XI Jahrg. (1878) S. 241 f.

[3]) Vgl. H. Böttger, Das Braunschweig-Lüneburgische Wappen (Hannover 1861), ein Werk, das mit Genehmigung des Herzoglichen Staatsministeriums in Braunschweig herausgegeben ist.

[4]) v. Mülverstedt a. a. O. H. 233 ff. 239.

schwarz-rot quadrierten Grafenschild[1]) veranlaßt worden, gegen den wir uns mit Entschiedenheit aussprechen mußten. Um so weniger haben wir Anlaß, dem Glauben an seine Berechtigung durch Aufnahme der Farben in das Stadtwappen Vorschub zu leisten. Es dürfte sich demnach empfehlen, für das Wappen der Stadt Blankenburg die in den Siegeln überlieferte ungeteilte Fläche auch jetzt beizubehalten. Als Farbe des Schildes aber liegt unstreitig die schwarze am nächsten, da ja auch die zweite Hirschstange des gräflichen Wappens diese Farbe zeigt.

Wir hätten dann noch die Farben für die Hirschstangen der Helmzier zu bestimmen. Fast allgemein überliefert sind dafür, wenigstens bei dem vierfeldigen Wappenschilde, rot und schwarz. So finden sie sich namentlich im Stammbuche der Gräfin Katharina von Schwarzburg, im Stammbuche Philipps von Damm, bei Siebmacher u. a.; so sind sie auch in das Herzoglich Braunschweigische Wappen aufgenommen worden. Diese Farbenzusammenstellung ist für uns hier aber nicht brauchbar, da wir doch niemals schwarz auf schwarz setzen dürfen. Wollen wir nach der strengen Regel jede Farbe auf dem schwarzen Felde vermeiden, so müßten wir uns für zwei weiße Hirschstangen entscheiden und könnten uns dabei auf das Schaffhausensche und das Grünenbergische Wappenbuch berufen, die als Helmzier des noch einfeldigen Wappens (1486—92) ebenfalls zwei weiße Hirschstangen vorführen. Aber sehr wahrscheinlich haben wir es hier überhaupt nicht mit einer Kolorierung, sondern mit einer Lücke in ihr zu tun; die Helmzier wird hier eben noch gar keine Farbe erhalten haben. Am besten würde jedenfalls dem weißen Schilde mit der roten Hirschstange ein weißer Helm mit zwei roten Hirschstangen entsprechen. Denn die rote Hirschstange ist, wie schon erwähnt, gerade für die in Blankenburg Hof haltenden Grafen sicher überliefert; sie würde sich daher am schicklichsten auf jenen Helm im Blankenburger Stadtwappen fügen. Soll man nun nach den Regeln der Heraldik es auch vermeiden, Farbe auf Farbe zu setzen, so ist doch schwarz und rot diejenige Verbindung, die von jeher unter Umständen am leichtesten als zulässig erschien und uns daher nicht selten begegnet. Da es zudem doch nur ein Teil des Wappenbildes ist, der Farbe auf Farbe legt, so würde es sich gewiß auch im vorliegenden Falle rechtfertigen lassen, zwei rote Hirschhörner auf den silbernen Helm zu setzen.

[1]) Vgl. S. 113 Anmerk. 1.

Als Stadtfarben würden sich aus dieser Farbenverbindung des Wappenschildes am natürlichsten rotweiß, rotweißschwarz oder rotschwarz ergeben. Da nun die letzten Farben schon seit längerer Zeit im Gebrauche sind, so ist es gewiß wohl berechtigt, daß die städtischen Behörden an ihnen festhalten wollen.

Stadt Braunschweig.

Die Siegel der Stadt Braunschweig weisen seit ältester Zeit stets nur einen Löwen auf. Natürlich ist das der Löwe der Landesherren der Stadt, das Wappentier der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg. Ganz augenfällig erscheint der Löwe als solches auf dem ältesten Siegel der Stadt, wo deutlich der Burglöwe zur Darstellung gebracht ist. Er steht mit geöffnetem Rachen und aufgeworfenem Zagel auf einem Postamente, das zumeist verdeckt ist von dem Tore der Mauer, die nebst Türmen und einem stattlichen Gebäude den Löwenstein rings umschließen. Diese Darstellung erscheint auf zwei etwas verschiedenen Siegeln, von denen das eine von 1231—1326, das andere von 1330—1671 nachzuweisen ist. Doch ist durch die Untersuchung des verdienten langjährigen Direktors des städtischen Museums, des Majors Wegener, festgestellt worden[2]), daß es sich hier nicht um zwei verschiedene

[2]) Vgl. dessen Aufsatz „Die Siegel der Stadt Braunschweig" im Numismatisch-sphragist. Anzeiger 25. Jahrg. (1894) Nr. 1 S. 4—5, Nr. 2 S. 14—16, der hier vielfach benutzt wurde.



Siegel der Stadt Braunschweig. 1330—1671.

Stempel handelt, sondern nur um Überarbeitung des einen ursprünglichen Typars[1]), der sich noch heute im städtischen Museum zu Braunschweig befindet[2]).

Daneben war noch eine Reihe von Sekretsiegeln im Gebrauche, die auf einer Mauer zwischen zwei Türmen, die durch einen gotischen Bogen mit einander verbunden sind, den aufrechten Löwen zeigen. Es lassen sich da zunächst folgende Stempel unterscheiden:

1) in den Jahren 1374—1424 Stempel mit der Umschrift: Secretv + bvrgesium + i Brvneswic. 42 mm groß.



Sekret der Stadt Braunschweig 1374—1424.

2) in den Jahren 1424—1515 Stempel mit der Umschrift: Secretvm + burgensivm + in + brunes-wik. 48 mm groß.

3) in den Jahren 1514—1750 Stempel mit der Umschrift: Secretvm + burgensivm + in + Brvnswick. 49 mm groß.

4) seit dem Jahre 1565 Stempel mit der Umschrift: Signetvm reip. Brvnswi. - cm - 29 mm groß.

Die letzten beiden Stempel werden noch jetzt im städtischen Museum zu Braunschweig aufbewahrt. Es schließen sich daran noch zwei Siegel mit der Umschrift: Sign : sen[atus]: Brunsv: (24 mm, bez. 20 u. 19 mm groß) u. a.

Ursprünglich war das erstgenannte große Siegel das der Altstadt. Dann wurde es zumeist als Siegel der verbundenen Weichbilder, „der gemeinen Stadt," verwandt. Ob auch die Sekretsiegel der gemeinen Stadt von der Altstadt als solcher gebraucht wurden, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Nur vereinzelt (1445) begegnet uns als Siegel der Gemeinheit ein anderer Stempel, der die Gestalt des heiligen Autor, zu seinen Füßen den Schild mit dem aufrechten Löwen enthält[3]).

Diesen aufrechten Löwen ließ sich die Stadt Braunschweig als Wappen der Stadt im Jahre 1438 von König Albrecht II. ausdrücklich bestätigen, aber auffallender Weise ist hier der Löwe rot in weißem Schilde. In der Urkunde vom 15. Oktober 1438 nennt der König ausdrücklich „einen wissen Schilt und darinn einen erhaben roten Lewen mit eynem aufgeworffen Tzagel über sich über des Lewen rücke gestrecket," den die Bürger Braunschweigs „vor langen Ziiten und lenger dann in Menschen Gedechtniß sii . . . in jren Wapen und Banyr . . . zu schimpfe und zu ernste gefuret und gebruchet haben[4])."

Diese letztere Angabe ist vollständig richtig. Schon zwei Menschenalter früher läßt sich der rote Löwe im weißen Felde als Stadtwappen nachweisen. Er befindet sich in kunstvoller Malerei auf dem ersten Blatte der Handschrift des Sachsenspiegels, die der Rat der Stadt Braunschweig durch den Schreiber Osenbrughe in den Jahren 1366 und 1367 hat herstellen lassen[5]). Es kann nicht als Zufall, muß vielmehr als bestimmte Absicht aufgefaßt werden, daß man sich hier nicht an die Farben der Braunschweigischen Herzogslöwen hielt, sondern die hansischen Farben Rotweiß wählte. Es entsprach den Selbständigkeitsgelüsten der Stadt, daß sie auch in ihrem Wappen jeden Zusammenhang mit dem Herzogswappen so viel wie möglich zu verdunkeln und von sich zu weisen versuchte[6]). Die Wappenfarben der Stadt Braunschweig erfuhren so eine frühe gesetzmäßige Festsetzung. Denn in gleicher Form und Farbe hat sich das Wappen der Stadt noch bis heute

[1]) Die gegen das Jahr 1330 mit dem Stempel vorgenommenen Veränderungen bestehen in der Hauptsache in folgenden drei Punkten: die Schwanzspitze des Löwen war früher wie eine Ähre, ist jetzt aber wie eine Lilie gestaltet; unter dem Leibe des Löwen fehlen jetzt die früher dort befindlich gewesenen Zacken; beim Schwanzansatz des Löwen ist ein Haarwulst angebracht, der früher fehlte.

[2]) Abbildung des Siegels s. Sack, Altertümer d. Stadt u. des Landes Braunschw. (Br. 1841) Taf. XII; Urkundenbuch der Stadt Braunschweig (Titelblätter); Numism.-sphrag. Anz. a. a. O. S. 14.

[3]) Das Siegel hat die Legende: S' der Meynheyt to Brvnswik und ist 58 mm groß. Es ist abgebildet in „Abt Berthold Meiers Legenden und Geschichten des Klosters St. Aegidien hg. v. L. Hänselmann" S. 64.

[4]) Die Urkunde ist u. a. gedruckt in Braunschw. histor. Händeln Th. II S. 702 f.; III S. 1447; Illustre Examen Autoris Illustr. S. 170; Lünigs Reichsarchiv. Pars specialis. Contin. IV. 2. Teil Fortsetz. S. 223 f; Rehtmeiers Br. Lün. Chronik S. 723 f; Urkundenbuch der Stadt Braunschweig I B. S. 221 ff, wo auch die Wappenmalerei der Urkunde in Holzschnitt wiedergegeben ist; Herald. Mitteilungen 11. Jahrg. (1900) S. 29 f. — Zu dem Wappenbilde, dessen Wiedergabe hier durch das freundliche Entgegenkommen des Vorstandes des Braunschw. Stadtarchivs, des Herrn Dr. H. Mack, ermöglicht wurde, ist zu bemerken, daß der Rahmen rot ist, der mittlere Grund blau, die Ranken darin aber gelb mit roten und weißen Blumen.

[5]) Die Handschrift befindet sich jetzt in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel (A. d. Extravag.). Vgl. C. P. C. Schönemann, zweites u. drittes Hundert Merkwürdigkeiten der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel (Hannover 1852) Nr. 187 S. 20 f.

[6]) So erzählt auch F. Algermann aus der Zeit des Herzogs Julius, daß die Stadtbraunschweiger „die alten Fürstlich Braunschw. Wappen für denen neu gebaueten Thoren ausgelaßen und allein ihren rothen Löwen dafür gesetzt" hätten. Vgl. Feier des Gedächtnisses der vormahl. Hochschule Julia Carolina S. 218.

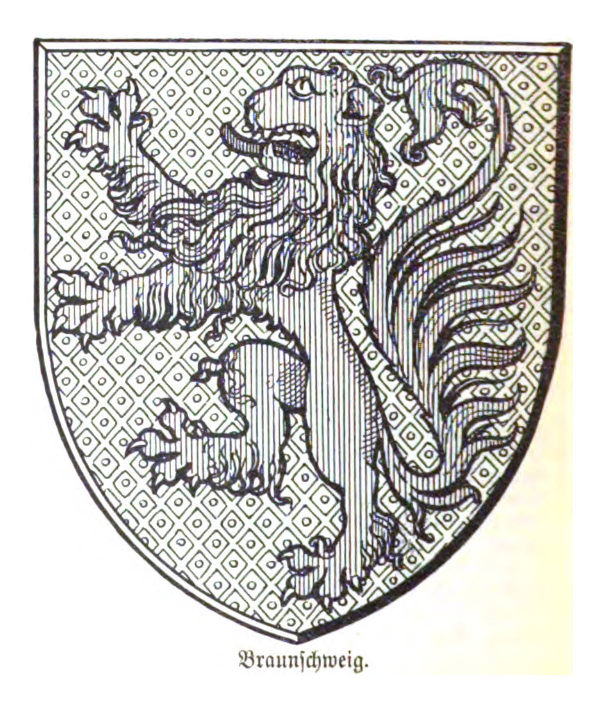
erhalten; als Stadtfarben aber waren die Farben rotweiß dadurch gegeben[1]).

Bei manchen anderen Städtewappen des Herzogtums hat dieses Vorgehen der Stadt Braunschweig in neuerer Zeit auf falsche Bahnen geführt. Bei dem Übergewichte der Hauptstadt, der häufigen Anwendung und der dadurch bewirkten weiten Bekanntschaft ihres Wappens entstand unwillkürlich, da sonst jede Überlieferung fehlte, die Annahme, ein Stadtlöwe sei überhaupt rot, und so ist es wohl gekommen, daß in jüngster Zeit fast alle Braunschweigischen Städte, die einen Löwen im Wappen führten, diesen ganz arglos ohne Weiteres rot tingierten. Es geschah dies infolge einer vorgefaßten irrigen Meinung, entgegen jeder geschichtlichen Entwickelung, die doch nur auf die Herzoglichen Farben führen kann, und im Gegensatze zu den Städtewappen der Braunschweig-Kalenberger und Braunschweig-Lüneburger Landesteile, wo man immer richtig an den Farben des Herzoglichen Wappens festgehalten hat[2]). Da diese ganze Feststellung von Stadtwappenfarben aber erst der neuesten Zeit angehört, so sind wir in geschichtlichem und heraldischem Sinne nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, die ursprüngliche Bedeutung und den altüberlieferten Zusammenhang der Wappen klar und bestimmt wieder zum Ausdrucke zu bringen.



Wappen der Stadt Braunschweig aus dem Wappenbriefe König Albrechts II. vom 15. Oktober 1438.

Neben den Siegeln der gemeinen Stadt begegnen solche der Weichbilde nur vom Sacke und von der Altenwiek. Ein Siegel des Sacks erscheint in den Jahren 1339[3]), 1349 und 1536; es zeigt einen dreieckigen Schild mit den Braunschweigischen Leoparden und hat die Legende S.'bvrgensivm : de : Brvneswic : ante : vrbem; Größe 53 mm. Das Siegel der Altenwiek enthält im Schilde einen dem Be-



Braunschweig.

[1]) Eine Abbildung des Stadtwappens s. Heraldische Mitteilungen 11. Jahrg. (1900) S. 13.

[2]) Vgl. die Beispiele in großer Zahl in H. Ahrens Hannoversche Landschafts- u. Städtewappen (Hannover 1891).

[3]) Urkunde des Stifts St. Blasii von 9. Sept. 1339 im L. H. Archive zu Wolfenbüttel.

schauer zugewandten Löwenkopf, als Helmzier einen aufrechten Löwen auf einem mit Pfauenspiegeln besteckten runden Schirmbrette. Die Legende lautet; Sig + des Rahts + der alten Wieck + in + Brunsw:.; Größe 36 und 32 mm. Besondere Siegel der Altstadt, des Hagens und der Neustadt sind nicht bekannt. Jetzt ist es üblich, das Sonderwappen des Hagens durch einen Löwen mit einem Rade[1]), das der Neustadt durch einen Löwen mit einem Anker darzustellen. Wann dieser Brauch aufgekommen ist, liegt noch im Dunkel. Abgebildet sind die Wappen bereits im dritten Teile der Braunschw. Hist. Händel (S. 1451), der 1608 erschien, wo übrigens für das Weichbild des Sacks statt der Leoparden der Burglöwe auf dem Sockel erscheint[2]).

Stadt Eschershausen.

Wie Stadtoldendorf auf der Südseite, lag Eschershausen auf der Nordseite unter der Homburg und bildete gleich jenem einen Bestandteil der ausgedehnten Besitzungen des auf dieser Burg waltenden Edelherrngeschlechtes. Immerhin möglich, wenn auch nicht gerade wahrscheinlich ist es, daß wir schon aus dieser Zeit das Wappen Eschershausens abzuleiten haben. Denn der Löwe, der hier als Wappenbild erscheint, könnte sowohl den Homburgern als auch ihren Rechtsnachfolgern, den Herzögen zu Braunschweig und Lüneburg, angehören. Aber wahrscheinlicher ist das Letztere. Sind doch bei Eschershausen von einer wirklich städtischen Entwickelung bis zum Ende der Homburgischen Herrschaft (1409) keine Spuren zu finden, wenn sich hier auch Bestimmtes nicht sagen läßt, und die sehr mangelhafte urkundliche Überlieferung, die uns hierüber vorliegt, zur Vorsicht nötigt. Aber auch die Form des ältesten uns überlieferten Wappens der Stadt spricht mehr für die Herzöge als für die Edelherrn. Es zeigt einen nach links gewandten schreitenden Löwen über der Initiale E[3]). Der Homburger Löwe aber wurde nicht schreitend, sondern aufrecht gezeichnet[4]). Dagegen entspricht jene Form genau der Darstellung des Braunschweiger Löwen, wie er in zahlreiche Wappen Braunschweig-Lüneburgischer Städte übergegangen ist[5]). Mitunter auch in Verbindung mit einer Initiale[6]). Denn bei dem häufigen Vorkommen des Löwen auf Wappen war solch ein Unterscheidungszeichen gewiß sehr zweckmäßig. Das Siegel enthält die Inschrift: S. consvles in Eschershus. Es weist nach der Form der Darstellung wie der Buchstaben spätestens in das 16. Jahrhundert. Da der Stempel nun mindestens bis zum Jahre 1727 im Gebrauche geblieben ist, so hat dieses Wappen in der Stadt zweifellos für eine sehr lange Zeit Geltung gehabt.



Altes Siegel von Eschershausen.

Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts begegnet uns ein neues Siegel mit der Umschrift : Eschershauser Magistrats Siegel[7]). Es zeigt einen ungekrönten aufrechten Löwen. Hier scheint schon in Folge gelehrter Erinnerung eine Anlehnung an den alten Homburger Löwen vorzuliegen, den man bis in die neueste Zeit beibehalten hat und jetzt sogar, jedenfalls fälschlich, mit einer Krone darstellt.

Unter diesen Umständen scheint es offenbar das Geratenste zu sein, auf die ältere Wappenform, die Jahrhunderte hindurch zu Eschershausen in Übung gewesen ist, zurück zu greifen, auch die Initiale E beizubehalten. So bekommt oder vielmehr behält das Wappen der Stadt eine geschichtlich berechtigte Form, die es von anderen Wappen klar und bestimmt unterscheidet. Die städtischen Behörden von



Eschershausen.

[1]) Man hat in dem Rade vielleicht das Attribut der heiligen Katharina zu erkennen; denn die Katharinenkirche ist die Pfarrkirche des Hagens.

[2]) Vgl. auch Rehtmeiers Br. Lün. Chronicon S. 724.

[3]) Größe 22 mm.

[4]) Vgl. Orig. Guelf. Tom. IV p. 224. Harenberg, Historia eccles. Gandersh. T. 27 u. 29.

[5]) Vgl. die Wappen von Seesen, Schöningen u. Schöppenstedt und die zahlreicher hannoverscher Städte in Ahrens „Hannoverschen Landschafts- u. Städtewappen."

[6]) Vgl. bei Ahrens Taf. 7, 8, 14 u. 15 die Wappen von Einbeck, Göttingen, Northeim u. Osterode.

[7]) Vgl. Hassel u. Bege, Beschreibung der Fürstenth. Wolfenb. u. Blankenb. II. B. S. 288. Ich habe außerdem noch ein loses Siegel mit der Umschrift: Eschershausen gefunden, das ich zeitlich nicht sicher einzureihen vermag, nach Form und Schrift aber in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts setzen möchte. Es zeigt ebenfalls den aufrechten, ungekrönten Löwen, zu beiden Seiten seines Hauptes die Buchstaben J—K (oder R?).

Eschershausen, die vorläufig zwar die bisher gebrauchten, etwas abweichenden Stempel und Marken noch fortführen wollen, haben sich damit einverstanden erklärt, daß das Wappen der Stadt im Vaterländischen Museum in dieser älteren Form zur Darstellung gebracht werde.

Die Farbengebung kann uns keine Schwierigkeit bereiten. Mögen wir für das Eschershäuser Wappen den Homburgischen oder Braunschweigischen Löwen annehmen: die Wappen beider Familien zeigen ihn golden in rotem Felde. So müssen wir natürlich auch das Stadtwappen tingieren. Für die Färbung der Initiale E haben wir keinen bestimmten Anhalt; auf Farbe ist Metall zu setzen; da man es aber in der Heraldik von jeher vorgezogen hat, die Zahl der Farben im Schilde nach Möglichkeit zu beschränken, so würde hier Gold vor Silber der Vorzug zu geben sein.

Für die Stadtfarben kann nach diesem Wappen natürlich nur Goldrot gewählt werden.

Stadt Gandersheim.

Über das Wappen der Stadt Gandersheim hat L. Clericus bei Gelegenheit der 15. Hauptversammlung des Harzvereins daselbst einen sehr ansprechenden Vortrag gehalten, der im 15. Jahrgange der Vereinszeitschrift (1882) S. 192—99 zum Abdrucke gebracht ist. Er zeigt hier in einleuchtender Weise, wie man die Heraldik, zu deren wissenschaftlichen Vorkämpfern er gehörte, und die er zu Ehren zu bringen suchte, auch zur Feststellung geschichtlicher Tatsachen benutzen könne. Dennoch werden wir mit



Ältestes Siegel der Stadt Gandersheim.

allen Folgerungen, die er zieht, uns nicht einverstanden erklären können. Darin werden wir ihm allerdings unbedingt Recht geben müssen, daß der Helm, das Wappenbild der Stadt Gandersheim, der der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg ist. Denn es ist nach dem ältesten Siegel der Stadt, das sich schon für das Jahr 1335 nachweisen läßt[1]), und von dem der Stempel noch jetzt im Rathause zu Gandersheim verwahrt wird, ein Topfhelm, geschmückt mit zwei Blashörnern, die auswärts und an der Mündung mit Pfauenfedern dicht besteckt sind; unter dem Helme befindet sich noch eine kleine Lilie[2]). Diese fehlt auf einem kleineren Siegel, das sonst denselben Helm mit der gleichen Helmzier zeigt und uns im Anfang des Jahres 1392 zuerst begegnet[3]). Zu einem seltsamen Mißverständnisse hat wohl dieses Siegel dem Zeichner der Wappentafeln für Joh. Christoph Harenbergs Historia ecclesiae Gandershemensis Taf. XXV Anlaß gegeben: unter seinen ungeschickten Händen ist aus dem Topfhelm ein Hirschkäfer geworden. Er fand mit dieser Neuerung aber keinen Anklang. Als man um die Mitte des 18. Jahrhunderts zwei neue Stadtsiegel schneiden ließ, griff man zum Braunschweigischen Helme zurück, änderte ihn aber nun, den umgewandelten Zeitverhältnissen entsprechend, in so weit um, als man aus dem Topfhelme einen Turnier-Stechhelm, aus den beiden Blashörnern die zwei gezähnten Sicheln des neuen Braunschweigischen Wappens machte, die man dann ebenfalls mit den jetzt üblichen einzelnen Pfauenfedern besteckte[4]).



Kleines Siegel von Gandersheim.

In dieser Vertauschung der Formen hielt man bewußt oder unbewußt eine wichtige geschichtliche Überlieferung fest, den engen Zusammenhang mit dem Braunschweigischen Fürstenhause. Denn jener

[1]) Urkunde der Stadt Gandersheim Nr. 6, vom 29. April 1335 im Herzoglichen Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel. Die Legende lautet: S' consvlvm in Gandersem; Größe 58 mm.; Nr. 1 auf der Tafel zu Clericus Aufsatze. Die Tafel ist auch beigegeben dem Deutschen Herold 13. Jahrg. (1882) Nr. 9.

[2]) Das zweite Beizeichen, das man auf dem Siegel hat finden, und in dem man einen Löwenkopf hat erkennen wollen (Clericus a. a. O. S. 197), ist auf eine Verletzung des Stempels in späterer Zeit zurückzuführen. Auf den Siegeln mindestens bis zum J. 1630 ist davon noch nichts zu bemerken.

[3]) Es mißt 33 mm und hat dieselbe Legende wie das große Gandersheimer Siegel: + S'. consvlvm in Gandersem. Ein Siegel mit der Zahl 1487 über dem Wappenschilde, das Clericus unter Nr. 3 abbildet, habe ich nicht auffinden können. Ich vermute, daß diese Type „mit der ungefähr als 1487 erkennbaren Jahreszahl über dem Schilde" mit der anderen, die Clericus unter 4 darstellt, zusammen fällt, und daß die Jahreszahl nur in zufälligen Entstellungen des Siegels ihren Ursprung hat.

[4]) Es sind die beiden Siegel 5 u. 6 bei Clericus; das eine, 39 mm groß, hat die Legende: Sigill: civit: Gandersheim: MDCCLIV; das andere, 24 mm groß: Sigill: civit: Gandersheim. Beide Stempel befinden sich im Rathause zu Gandersheim.

Topfhelm mit den Blashörnern ist zweifellos der Helm der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg, der uns auf ihren Siegeln etwa in der Zeit von 1290—1370 begegnet. So zeigen namentlich vier Siegel Wilhelms, des Sohnes Herzog Ottos des Strengen, in den J. 1323—65 genau denselben Helm und dieselbe Helmzier[1]). Wiese die letztere nicht so offensichtlich nach Braunschweig, so könnte man bei dem Helme sehr gut an die Grafen von Woldenberg denken, die zeitweise die Stiftsvogtei in Gandersheim ausgeübt haben[2]). Aber das geht nicht an. Denn der Helm der Woldenberger trägt stets zwei Adlerflügel als Helmzier so deutlich und ausnahmslos, daß eine Verwechselung hier als ausgeschlossen gelten muß[3]).



Siegel der Stadt Gandersheim vom J. 1754.

Clericus setzt die Entstehung des Gandersheimer Stempels in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts; das stimmt auch zu unseren Ergebnissen, daß der Stempel seit 1335, der Helm der Braunschweiger Herzöge seit etwa 1290 sich nachweisen läßt. Aber Clericus irrt, wenn er annimmt, daß nur durch eine Äbtissin der Helm in das Gandersheimer Stadtwappen gekommen sein könne, und dann weiter folgert, die Äbtissin Sophie, deren Herkunft ungewiß war, in deren Regierungszeit (1318—1329) aber das Stadtwappen aufgekommen sein muß, sei eine geborene Herzogin zu Braunschw. u. Lüneb. gewesen. Ihm „erscheint es durch eben dasselbe Siegel sicher gestellt und bewiesen, daß die erwähnte Äbtissin Sophie II. wirklich eine geborene Herzogin von Braunschweig war, nicht eine Gräfin von Schwalenberg, wie Harenberg meint[4])“. In Wirklichkeit war sie weder das eine noch das andere, sondern eine Edle von Büren. Das geht klar hervor aus einer Urkunde des Klosters Barsinghausen vom 29. Mai 1328[5]), welche, da die Ausstellerinnen, die Geschwister Beate und Jutte von Pyrmont, kein Siegel besaßen, das der Äbtissin Sophie von Gandersheim trägt, die bei dieser Gelegenheit als eine geborene von Büren klar bezeichnet wird; es heißt hier: sigillum venerabilis domine nostre domine Sophye de Buren dicte predicte ecclesie in Gandersem abbatisse. Auch in früherer Zeit hat keine Braunschweigische Fürstentochter den Gandersheimer Äbtissinnenstuhl eingenommen. Agnes, die Tochter Herzog Erichs von Salzderhelden, die 1412 Äbtissin von Gandersheim wurde, ist die erste gewesen, die hier diese Würde erlangte. Damit fallen die geistvollen, aber kühnen Hypothesen von Clericus zwar großenteils zusammen. Aber es ergibt sich uns ein anderes wichtiges geschichtliches Ergebnis aus dem Wappen. Die Stellung und die Rechte der Braunschweiger Herzöge müssen in Gandersheim schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts sehr fest gewesen und sehr weit gegangen sein. Sonst würden weder die Bürger Gandersheims sich dazu verstanden, noch die Äbtissin, die in ihrer Mitte Hof hielt, es zugelassen haben, daß die eben begründete Stadt den Braunschweigischen Helm in ihr Wappen nahm. Es würde uns hier zu weit führen, näher auf diese Verhältnisse einzugehen.

In neuerer Zeit hat man erfreulicher Weise in Gandersheim auf Clericus Anregung wieder auf die ältere Form des Topfhelmes zurückgegriffen. Aber man könnte sich meines Erachtens noch enger an die sonst überlieferte Form des alten Wappens anschließen. Man hat die Lilie unter dem Helme fortgelassen und die Initiale G zwischen die Blashörner der Helmzier gesetzt. Beide Änderungen sind unnötig und verwerflich. Die Lilie enthält doch vielleicht noch eine geschichtliche Beziehung, die uns jetzt noch verborgen ist; sie füllt den Fuß des Wappenschildes angemessen aus; es liegt kein Grund vor, sie zu entfernen. Völlig überflüssig ist dagegen die Initiale G. Sie erscheint auf Gandersheimer Siegeln niemals in Verbindung mit dem Helme im Schilde; nur auf einer alten Holzschnitzerei von 1581 auf dem Rathause begegnet uns der Buchstabe über dem Helme, der den Wappenschild krönt[6]). In späteren Siegeln erscheint die Initiale allein unter einer Krone[7]), einem nüchternen, in Niedersachsen viel geübten Brauche gemäß, den man nicht dadurch fortsetzen sollte, daß man ihn mit den viele Jahrhunderte alten schönen Wappenformen unseres Gandersheimer Siegels in Verbindung bringt. Zudem ist hier eine Unterscheidung von den Wappen anderer Städte, für die man den Zusatz einer Initiale nicht unzweckmäßig gebraucht, gar nicht von nöten. Solch ein Helm zeigt sich auf keinem Siegel

[1]) Vgl. v. Schmidt-Phiseldeck, die Siegel des herzogl. Hauses Braunschweig u. Lüneburg Nr. 51. 52. 54 u. 55; ferner Nr. 40 Agnes, Tochter Ottos des Kindes 1297; Nr. 44 Mathilde, Gemahlin Ottos des Strengen 1293; Nr. 79 Heinrich v. Griechenland 1317; Nr. 82 Mathilde, Tochter Heinrichs des Wunderlichen 1318; Nr. 165 Agnes, Gemahlin Ottos des Milden 1332; Nr. 170 Albrecht, Sohn Albrechts des Feisten 1341; Nr. 173 Magnus d. Fromme 1326; Nr. 180 Elisabeth, Gemahlin Ernsts 1356; Nr. 200 Magnus mit der Kette 1371; Nr. 202 Albrecht, Sohn Magnus des Frommen.

[2]) Vgl. Harenberg Historia ecclesiae Gandersh. S. 187 ff.

[3]) Vgl. ebenda Tafel 29.

[4]) Vgl. ebenda S. 803 ff.

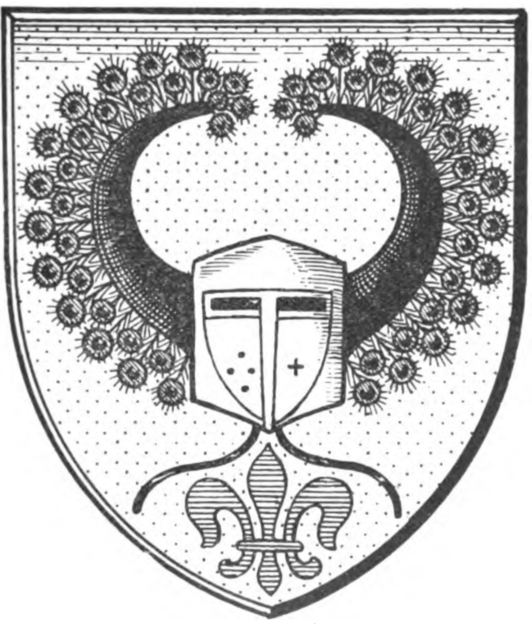
[5]) Calenberger Urkundenbuch I. Abteil. (Barsinghausen) S. 101 f.

[6]) Tafel zu Clericus' Aufsatze Nr. 12.

[7]) Ebenda Nr. 8 und 9.

einer anderen Braunschweigischen Stadt, auch auf keinem der Hannoverschen Städte. Das Gandersheimer Wappenbild kann weit und breit nicht verwechselt werden, während man umgekehrt das G viel eher als auf Gandersheim auf die nahen bedeutenderen Orte Goslar und Göttingen deuten könnte, von denen letzterer das G Jahrhunderte lang auf seinen Münzen geführt hat.

Auch die Spaltung des Schildes, die Clericus in Vorschlag bringt, erscheint nicht wohlgetan. Gewiß ist sie der Querteilung des Schildes, die das Wappen bei Harenberg (Taf. XXV) zeigt, und die durch nichts gerechtfertigt ist, vorzuziehen. Denn sie bringt uns, wenn wir die beiden Hälften schwarz-gold tingieren, das alte Stiftswappen in Erinnerung[1]). Aber der Wappenschild der Stadt Gandersheim ist niemals gespalten gewesen, und es ist, um eine sichtbare Erinnerung an das Stift zu gewinnen, nicht erforderlich, diese offensichtliche Neuerung einzuführen.



Gandersheim.

Man kann auch in der Tingierung des gegebenen Wappenbildes die Gandersheimer Stiftsfarben festhalten, und wir sind dazu um so mehr berechtigt, da uns Farben für das Gandersheimer Stadtwappen nicht überliefert sind, wir also bei ihrer Wahl so ziemlich freie Hand haben. Denn auch für sein Urbild, den alten Herzoglich Braunschweigischen Helm, fehlt uns, so viel wir wissen, jede Farbenangabe. Geben wir also dem Helme seine natürliche, weiße, bläulich angelaufene Färbung, ebenso den Pfauenfedern ihre richtigen Farben, tingieren wir dann die Blashörner und die herabhängenden Helmbänder schwarz und setzen wir dies Wappenbild in ein goldenes Feld, so haben wir in der Hauptsache die Gandersheimer Stiftsfarben „schwarz-gold" vor uns. Ob wir für die Lilie so lange, bis wir ihre Bedeutung sicher festgestellt haben, ebenfalls Schwarz oder vielleicht, in Anlehnung an die Braunschweigischen Landesfarben, Blau wählen wollen, ist mehr oder weniger Sache des Geschmacks.

Als Stadtfarben aber werden sich aus diesem Wappen naturgemäß schwarz-gold ergeben.

[1]) Das Wappen des Stifts Gandersheim zeigt einen gespaltenen Schild, rechts schwarz, links gold.

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz, Gott gebe uns allen ein fröhliches Herz!

Zu unseren Ausführungen über die Verfasserschaft dieses beliebtesten Harzspruches, die wir für den Oberbergmeister Karl Weichsel in Anspruch nahmen (Br. Mag. Nr. 7. S. 73—75), möchten wir jetzt als auf eine Ergänzung noch hinweisen auf einen Artikel in Wirks „Brunonia" (II. Jahrg. 17. Heft S. 130—33). Hier ist insbesondere der Aufsatz aus dem „Harzfreunde" abgedruckt, den wir jenem K. Weichsel glaubten zuschreiben zu müssen. Da er, an sich schon sehr lesenswert, ein wichtiges Glied in der oben angedeuteten Beweisführung bildet, jene Zeitschrift aber, in der er 1829 erschien, jetzt sehr selten geworden ist, so ist diese Wiederholung des Aufsatzes gewiß nur willkommen zu heißen. — Nachträglich ist uns jetzt von befreundeter Seite auch ein Bildnis K. Weichsels nachgewiesen, eine Lithographie, die wir, wie so viele Darstellungen Braunschweigischer Persönlichkeiten, der Künstlerhand von Emil Schulz verdanken. Leider zu spät für unseren Aufsatz; doch hoffen wir, das Bild demnächst im Vaterländischen Museum zur Ausstellung bringen zu können.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 1. Löwenthal, Einfluß des Elternhauses auf Körper u. Geist des Kindes. — 3. A. Oppermann, Schulunterricht am Nachmittage. — 7 u. 8. Hamm, Bekämpfung des Straßenstaubes; derselbe, Zur Staubbeseitigung in Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden. — 9. Hamm, Über künstliche Beleuchtung von Schulzimmern, Fabriksälen usw. Gasglühlicht oder elektrisches Licht? — 10. Bericht über die 30. Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Mannheim vom 13.—16. Sept. 1905.

Braunschweigische Landwehr-Zeitung. Nr. 2. Abgeordneten-Versammlung am 18. Dezember 1904. — 5. Rapport des Braunschw. Landwehr-Verbandes vom 1. März 1905. — 9. Kunkel, Vaterländ. Festspiele in der Stadt Braunschweig. — 10. L. Engelbrecht, Zur 100jährigen Wiederkehr des Todestages Friedrich Schillers dem 9. Mai 1905. —

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig

herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

November.



Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1905.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1905. November. Nr. 11.

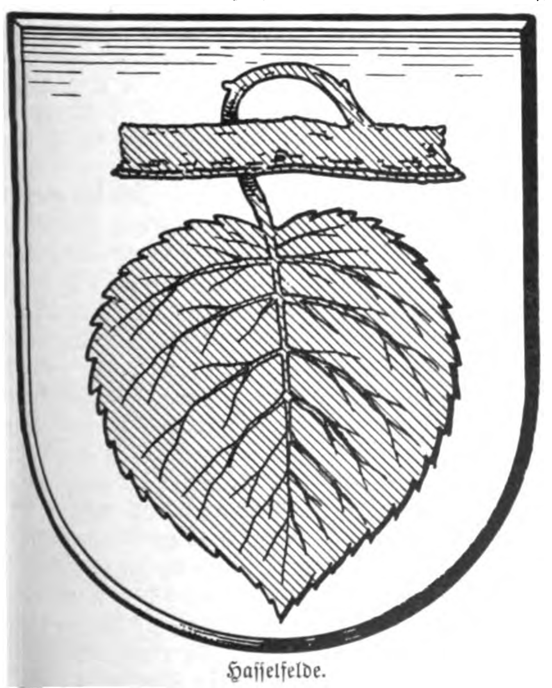
[Nachdruck verboten].

Die Städtewappen des Herzogtums Braunschweig.

Von Paul Zimmermann.

Stadt Hasselfelde.

Die Haselstaude, die früher namentlich auf dem Unterharze ungemein verbreitet war und großenteils erst in neuerer Zeit durch die fortschreitende Forstkultur von der Fichte verdrängt worden ist[1]),



Hasselfelde.

hat der Stadt Hasselfelde, wie den Namen, so auch das Wappen gegeben. Der Ort reicht in hohes Alter zurück. Er wird schon 1046 als Hasolvelde in einer Urkunde Kaiser Heinrichs III. genannt, und wenige Jahre später (1052) hat derselbe Fürst hier, in Hasselloveelde oder Haselveldo, ein paar Urkunden ausgestellt. Im Anfange des 13. Jahrhunderts waren es drei Orte, die den gleichen Namen führten, ein westliches, ein mittleres und ein östliches Hasselfelde. Sie wuchsen später zu einer Stadt zusammen, die durch das Bergwerk und die Lage an wichtigen Verkehrsstraßen ihren Aufschwung nahm. Wiederholt ist sie schwer durch Krieg und noch schwerer durch Feuersbrünste heimgesucht worden, die den Ort 1559, 1705, 1794 und 1834 fast ganz vernichteten. So ist denn von den alten Archivalien der Stadt so gut wie nichts gerettet. Auch um die Siegel ist es schlecht bestellt. Das älteste, das ich habe auftreiben können, stammt aus dem Jahre 1599 und zeigt ein einfaches Haselblatt an kurzem Stiele, leider aber keine lesbare Legende. Einige Jahrzehnte darauf (1637) erscheint ein neues Siegel, welches ein Blatt an längerem Stiele enthält[2]). In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird das Blatt an einem kurzen Zweige und umgeben von zwei kranzartig zusammengefügten Haselzweigen dargestellt. Es sind drei verschiedene Stempel der Art, die ich nachweisen kann. Von dem ersten, der die Umschrift trägt: Sigel des Raths zv Hasselfeld, sind mir Abdrücke aus den J. 1687—1807 begegnet[3]), von dem zweiten mit fast gleicher Inschrift aus den J. 1754—92[4]),

[1]) Vgl. Ed. Damköhler, die massenhafte Verbreitung der Haselstaude im Unterharze in früherer Zeit (Braunschw. Mag. 1898 S. 110 ff.).

[2]) Die Legende ist nicht sicher lesbar: Sigel Hasselfeld . . . Größe: 32 mm.

[3]) Größe 35 und 33 mm.

[4]) Stempel im Herz. L. H. Archive zu Wolfenbüttel. Legende: Siegel des Raths zv Hasselfeld. Größe: 40 mm.

während ich den dritten im Gebrauche nicht nachweisen kann[1]).

Überliefert sind nach freundlicher Benachrichtigung des Stadtmagistrats zu Hasselfelde als Farben des Wappens: grün für das Blatt, weiß für das Feld. Wir hätten danach als Stadtfarben für Hasselfelde grünweiß anzunehmen.

Stadt Helmstedt.

Helmstedt ist die einzige Stadt unseres Herzogtums, die schon durch ihr Wappen anzeigt, daß sie nicht unter dem Schwerte, sondern unter dem Krummstabe erwachsen. Das städtische Gemeinwesen bildete sich allmählich neben dem Kloster St. Ludgeri aus, das jedenfalls eine der frühesten Missionsstätten im östlichen Sachsen darstellt, und dessen Gründung auf die direkte oder indirekte Tätigkeit des heiligen Liudger zurückgeführt wird. Die Äbte dieses Klosters und des mit ihm in Personalunion stehenden Mutterklosters zu Werden an der Ruhr waren bis 1490 die Landesherren der Stadt. Erst da ging diese durch Kauf in den Besitz der Braunschweiger Herzöge über. So ist es gekommen, daß Helmstedt das Bildnis des heiligen Liudger von Anfang an in seinem Wappen geführt hat und heute noch führt. Das Wappenbild, das sich eigenartig unter denen der anderen Städte des Landes ausnimmt, entspricht so genau der Eigenart der geschichtlichen Entwickelung dieses Ortes.

Das älteste Siegel der Stadt begegnet uns schon im Jahre 1232[2]). Es zeigt den heiligen Liudger über dem Tore der Stadt unter oder vor einem mit Türmchen gezierten Bauwerke thronend, in der Rechten den Abtstab und in der Linken ein Buch haltend. Die Legende lautet: Sigillvm bvrgensivm in Helmestat; seine Größe beträgt 82 mm. Der Gebrauch dieses Stempels reicht hinein bis in die braunschweigische Zeit. Neben ihm begegnen uns noch drei kleinere Stempel mit derselben Darstellung. Zunächst ein Stempel mit der Umschrift: + Secretvm bvrgnsivm … Helmstat (44 mm), der von 1403 ab begegnet, aber nur kurze Zeit im Gebrauche bleibt, dann ein unwesentlich kleinerer (42 mm groß) mit der Legende: + Secretvm bvrgensivm in Helmstat, der seit 1423 bis in das 16. Jahrhundert hinein vorkommt. Daran schließt sich ein dritter noch kleinerer Stempel mit der Darstellung des heiligen Liudger und der Inschrift: Signetvm civitatis Helmstadensi (30 mm), der sich mindestens bis zum Jahre 1582 nachweisen



Ältestes Siegel von Helmstedt.

läßt. Schon hierdurch wird die Angabe wiederlegt, bei der Huldigung der Stadt im Jahre 1490 seien „die Löffel (d. i. wohl die Krummstäbe) aus dem Wappen von Helmstedt weggenommen und dafür ein Helm und ein Löwe hineingesetzt[3])". Solch ein Wappen mit Helm oder Löwen habe ich für Helmstedt überhaupt nirgends entdecken können; es müßte sonst eine Verwechselung mit dem Wappen der Schöffen und Burmester des Neumarkts vor Helmstedt vorliegen, das übrigens schon um 1420 einen aufrechten Löwen zeigte. Es scheint sogar, als wenn die verhöhnten Krummstäbe sogar erst lange nach dem Beginn der herzoglichen Herrschaft in das Wappen der Stadt Helmstedt gelangt wären. Wenigstens habe ich Siegel der Art erst aus dem 17. Jahrhundert auffinden können. In frühere Zeit fallen die Darstellungen am neuwiederhergestellten Rohrschen Hause am Markte und am Beginenhause von St. Stephani, die aus den Jahren 1568 und 1580 stammen und als Wappen der Stadt die beiden gekreuzten Abtstäbe aufweisen. Der erste Stempel der Stadt mit dieser Darstellung trägt die Inschrift: Sigillvm + senatvs Helmstadensis + M +; er mißt 25 mm und kommt mindestens seit dem Jahre 1613 vor. Ein etwas größerer Stempel



[1]) Stempel ebendas. Leg: Sigel. des. Raths. zu Hasselfeld. 22 und 20 mm.

[2]) Eine Abbildung von ihm befindet sich vor dem Titelblatte von P. W. Behrends, Leben des heiligen Ludgerus (Neuhaldensleben 1843).

[3]) F. A. Ludewig, Geschichte und Beschreibung der Stadt Helmstedt S. 50.





(30 mm), der dieselbe Darstellung und wohl auch dieselbe Legende zeigt, begegnet viel seltener.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts war man allmählich doch wieder zu dem heiligen Liudger als dem alten Wappenbilde der Stadt zurückgekehrt. In der Darstellung wich man aber mannigfach von den altüberlieferten Formen ab; man gab ihm statt eines Buches einen Kelch in die Hand usw. Das führte zu einer gründlichen Erörterung der ganzen Frage



Stadt Helmstedt.

und zu einem neuen kunstgerechten Wappenentwurfe, den auf Grund der alten Vorbilder Professor Ad. M. Hildebrandt in Berlin anfertigte. Er zeigt auf blauem Schilde den Bischof über und unter weißem Mauerwerk thronend, in weißem Gewande mit roter Kasel, goldenem Stabe, Buche und Heiligenschein. Diese Darstellung fand den Beifall der städtischen Behörden und die Genehmigung des Regenten des Herzogtums, wie durch Reskript vom 25. Mai 1900 der Stadt eröffnet wurde. So sind wir bei Helmstedt schon damals zu einer festen, gesetzmäßigen Vorschrift über das jetzt geltende Wappen gekommen.

Für die Wahl der Farbeu des neuen Wappens, für die eine alte Überlieferung gänzlich fehlte, ist das Wappen der Äbte von Werden und Helmstedt bestimmend gewesen. Es zeigt nach Grote[1]) in drei verschiedenartig verschränkten Feldern: a) zwei schräg gekreuzte Krummstäbe golden in blau (später auch in rot), b) ein weißes Kreuz in blau und c) einen weißen Doppeladler in blau. Danach ist für die Farbe des Helmstedter Wappenschildes blau gewählt, für die Figur des Heiligen und für das Mauerwerk weiß. Es ergeben sich als Stadtfarben daraus naturgemäß die Farben weißblau. Von diesen Farben abzuweichen gibt auch der Umstand keinen Grund, daß neuerdings bei Wiederherstellung des Rohrschen Hauses die beiden Krummstäbe des Helmstedter Wappens als golden in rot festgestellt worden sind[2]). Das Wappen als Bestandteil des Wappens der Äbte von Werden zeigt in diesen Farben entschieden eine spätere Abweichung, die wohl erst durch den Einfluß der Herzogl. Braunschw. Hausfarben Rotgold veranlaßt worden ist. Wie aber das jetzige Wappen der Stadt an eine ältere Vergangenheit anknüpft, so steht es damit nur in Übereinstimmung, wenn wir auch bei den Farben der Stadt auf jene frühere Zeit zurückzugehen suchen.

Stadt Holzminden.

Das Wappen von Holzminden weist in sehr gebräuchlicher Weise auf das befestigte Gemeinwesen hin und zeigt die Stadtbefestigung mit drei Türmen und geöffnetem Tore. Diese Darstellung ohne weiteren Zusatz, wie den eines Wappenschildes, Wappentieres oder dgl., ist durch die Jahrhunderte im Wesentlichen unverändert geblieben. Nur in Einzelheiten zeigen sich bei den vorgeführten Bauten unbedeutende Abweichungen. Das älteste noch dazu etwas undeutlich erhaltene Siegel, das wir nachweisen können, stammt leider erst aus dem Jahre 1535[3]). Auf ihm ist die Stadtbefestigung anscheinend durch einen Holzzaun hergestellt, die seitlichen Türme überragen den mittleren sehr viel mehr als auf den späteren Siegeln; auch scheinen sie bezinnt zu sein, nicht, wie sonst, mit spitzen Dächern bedeckt; die Thorflügel sind nicht zu sehen. Deutlich sind diese dagegen weit geöffnet auf den beiden folgenden Stempeln dargestellt, von denen ich den ältern, der deutlich einen Pallisadenzaun zeigt, für das Jahr 1564[4]), den jüngern, der eine festgefügte Steinmauer, die fortan die Regel bleibt, aufweist und im Original noch auf dem Rathause zu Holzminden aufbewahrt wird[5]), für die Jahre 1631—78 nachweisen kann. Dann verschwinden die Torflügel wieder auf vier kleineren Siegelstem-





[1]) H. Grote, Stammtafeln S. 498.

[2]) Nach dem Allgem. Anzeiger der Deutschen vom J. 1822 Nr. 288 bildet das Wappen „ein rother Schild, in welchem sich zwei silberne Bischofsstäbe en sautoir befinden".

[3]) An dem pactum Henrico-Wilhelminum vom 16. Nov. 1535, Legende ist unleserlich, Größe 35 mm.

[4]) Legende: Sigillvm opidi Holtsminne. Größe: 36 mm.

[5]) Legende: Sigillvm civitatis Holtsminne. Größe 40 mm.

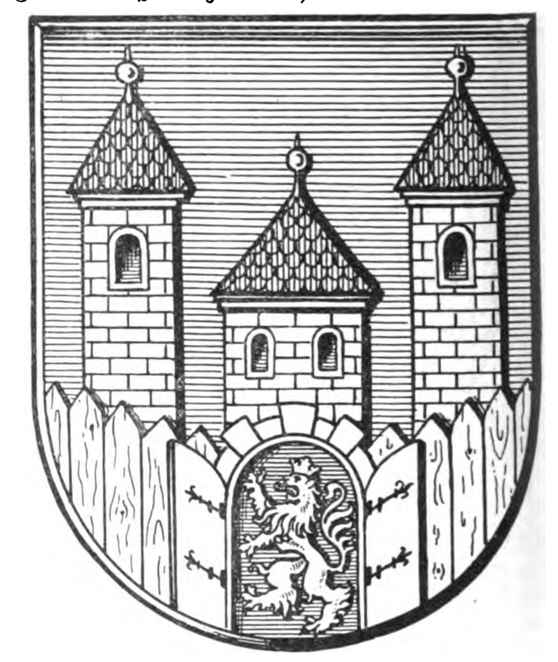
peln[1]), die zum Teil auch die drei Türme in ganz gleicher Höhe zeigen.

Man wird gut tun, sich im allgemeinen an die alten, zum Teil recht guten Darstellungen des Wappens zu halten. Da der Pallisadenzaun um Holzminden, das niemals eine Stadtmauer besaß, der geschichtlichen Wirklichkeit entspricht[2]), so dürfte es sich empfehlen, in erster Linie auf das zweitälteste Siegel zurück zu greifen.



An die Landesherrn der Stadt erinnerte im Wappen, wie gesagt, kein sichtbares Zeichen, weder an die früheren, die Grafen von Everstein, von denen Graf Otto seiner Stadt Holzminden („oppido nostro Holtesminne") 1245 die von seinen Vorfahren verliehenen Rechte bestätigte, noch an die Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg, die beim Aussterben jenes Grafenhauses im Anfange des 15. Jahrhunderts von Holzminden wie von den anderen Gütern des Geschlechts Besitz ergriffen. Es ist als sicher anzunehmen, daß das Wappen der Stadt bis in die Grafenzeit zurückreicht. Um so mehr sind wir daher wohl berechtigt, die Farben des Eversteinschen Wappens bei Tingierung des Stadtwappens in Anwendung zu bringen, da uns für dieses sonst keine Farben überliefert sind. Die Grafen von Everstein führten einen weißen rot gezungten Löwen in blauem Felde. Dem entsprechend hätten wir hier in einen blauen Schild weißes Mauerwerk mit roten Turmdächern zu setzen. Wir haben dann der geschichtlichen Vergangenheit der Stadt so weit wie möglich bei dem Wappen Rechnung getragen. Wollen wir hierin aber noch weiter gehen und auch für das nicht tingierte Wappen ein bestimmtes augenfälliges Unterscheidungszeichen, namentlich auch von dem Wappen der benachbarten Stadt Stadtoldendorf, gewinnen, so würde es sich empfehlen, in die blaue Toröffnung den weißen Eversteiner Löwen zu stellen. Es wäre das allerdings eine Neuerung, aber eine solche, die einem ganz allgemein verbreiteten Brauche, ja eigentlich der sonstigen geschichtlichen Überlieferung[3]) entspricht und durch Zweckmäßigkeitsgründe empfohlen wird. Die städtischen Behörden von Holzminden haben diesen Erwägungen zugestimmt und beschlossen, den Eversteiner Löwen in ihr Stadtwappen aufzunehmen. Durch Reskript des Herzoglichen Staatsministeriums vom 11. Oktober 1905 ist ihnen die Höchste Genehmigung dazu mitgeteilt worden.

Als Stadtfarben sind dem Wappen natürlich die Farben weißblau zu entnehmen.



Stadt Holzminden.

Stadt Königslutter.

Das älteste Wappen der Stadt Königslutter zeigt einen aus den Wellen wachsenden Löwen. Von dem noch vorhandenen ältesten Stempel habe ich den ersten Abdruck auf dem Siegel einer Urkunde vom 10. Aug. 1470 gefunden[4]). Er trägt die Umschrift: Secretvm bvrgensivm in lvtter. Der Stempel scheint etwa noch ein Jahrhundert in Gebrauch geblieben zu sein. Im Jahre 1571



[1]) Von diesen hat einer die Umschrift: Sigil. civitatis Holtsminnae (Größe 29 mm), zwei andere: Sigillum civitatis Holtsminnae (Größe: 28 und 23 mm), das vierte Sigilvm civita Holtzminde (Größe 28 mm). Die drei zuerst genannten Stempel sind im Original im Rathause zu Holzminden erhalten.

[2]) Vgl. K. Steinacker im Br. Mag. 1905 S. 78.

[3]) Wappen, die ohne ein Beizeichen nur das Bild einer Stadt geben, sind, weil an sich nichtssagend, sehr selten.

[4]) Or. im Herzogl. Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel (Stift Königslutter Nr. 86). Den Stempel verdankt das Archiv der Güte des Herrn Kaufmanns Albert Thiele in Schöningen; Größe 33 mm.

begegnet uns aber bereits ein Siegel mit etwas verändertem Wappenbilde; der Löwe ist jetzt fast ganz aus dem Wasser empor gewachsen, wenigstens so weit, daß die oberen Teile der hinteren Pranken zum Vorschein kommen; die Legende lautet: Secret . bvrgensivm in Lvtter; die Größe beträgt 30 mm. Dieses Siegel läßt sich bis etwa 1630 nachweisen. Um 1640 geht dann eine weitere Veränderung mit dem Wappenbilde vor; der Löwe „wächst" nun gar nicht mehr aus dem Wasser, sondern scheint darüber hinweg zu schreiten. Diese recht unglückliche Darstellung finden wir auf zwei verschiedenen Siegeln, die die Umschrift: Sigillvm . civit . Regio . Lothariensis tragen (Größe: 30 u. 32 mm). Der jüngere von diesen beiden Stempeln, den wir hier in Abbildung vorführen, ist noch erhalten[1]). Ebenso zeigen dieses Wappenbild ein kleines Siegel mit der Umschrift: Stadt Konigslutter[2]) und ein ziemlich neuer Stempel, der die Umschrift hat: Stadtmagistrat zu Königslutter. Letzter ist noch heute in Benutzung. Man hat so auf dem Stadtsiegel an diesem neuen Wappenbilde noch immer fest gehalten, während man sich bei den Schwarzstempeln und auf den Siegelmarken zu der alten Form, dem aus den Wogen wachsenden Löwen, zurückgewandt hat. Diese Rückkehr zum ursprünglichen Wappen, das die geschichtlich berechtigte und heraldisch richtige Form zeigt, kann nur mit Freuden begrüßt werden.



Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der hier dargestellte Löwe der des Herzogl. Braunschweigischen Wappens ist. Denn alle Rechte und Privilegien hat die Stadt von den Herzögen zu Braunschweig und Lüneburg empfangen[3]). Es müßte danach der Löwe eigentlich golden im roten oder blau im goldenen Felde tingiert werden. Eine alte Überlieferung fehlt hier. Erst in neuester Zeit hat man einfach nach dem Vorbilde der Stadt Braunschweig angefangen, auch hier einen roten Löwen in ein weißes Feld zu setzen. Das scheint mir gerade an dieser Stelle ein besonders unglücklicher Gedanke zu sein. Denn die Wellen sollen doch offenbar die Lutter, das lautere, reine, klare Gewässer andeuten, das den Ort durchfließt, ihm den Namen gab und zu seinem Aufblühen nicht unwesentlich beitrug. Es entspricht daher nur den wirklichen Verhältnissen, wie der Idee des Wappens, wenn wir dieses „luttere" Wasser weiß färben. Dann können wir darüber für die Fläche des Schildes kein Weiß wählen. Auch den roten Löwen werden wir besser aufgeben und uns an die Farben des herzoglichen Wappens halten. Da die Entwickelung Königslutters zur Stadt erst in die Zeit nach Herzog Magnus dem Frommen fällt, sein Sohn Magnus aber seit dem Jahre 1369 neben den beiden Leoparden, die seine Linie bis dahin geführt hatte, den Lüneburgischen aufrechten Löwen in sein Wappen aufnahm[4]), dieser aber seitdem einen bleibenden Bestandteil des Herzogwappens gebildet hat, so werden wir auch letzteren als Urbild für das Stadtwappen von Königslutter auffassen dürfen und ihm hier, weil er in Form und Haltung dem Löwen des Stadtwappens weit mehr entspricht als die schreitenden Leoparden, vor diesen den Vorzug geben. Dann hätten wir den wachsenden Löwen blau in gold zu setzen.

Als Stadtfarben würden sich aus diesem Wappen die Farben blauweißgelb oder blaugelb am natürlichsten ergeben, die ersteren aber den letzteren, die ja schon die Landesfarben darstellen, vorzuziehen sein. Die städtischen Behörden von Königslutter haben sich demgemäß für den aus weißen Wogen wachsenden blauen Löwen im goldenen Felde und die Stadtfarben blauweißgelb entschieden; die Höchste Genehmigung dieses Beschlusses ist unterm 14. August 1905 erteilt worden.



Stadt Königslutter.

[1]) Dem L. H. Archive in Wolfenbüttel vom Stadtmagistrate zu Königslutter zur Aufbewahrung übergeben. Größe 32 mm.

[2]) Stempel wie der vorige aufbewahrt. Größe: 21 mm.

[3]) Vgl. P. J. Meier, Bau- u. Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt S. 207 f.

[4]) von Schmidt-Phiseldeck, die Siegel des herzogl. Hauses Br. u. Lün. Nr. 198 ff.

Stadt Schöningen.

Das Wappen der Stadt Schöningen hat im Laufe der Zeiten mancherlei Umgestaltungen erfahren. Es begegnet uns zuerst etwa um dieselbe Zeit, wo der Ort zur Stadt erwachsen sein wird, nämlich auf zwei Urkunden der Jahre 1332 und 1336[1]). Beide sind nicht vollständig erhalten, doch lassen sie das Wappenbild, einen von Baumranken umgebenen



Löwen mit erhobener rechter Vorderpranke, über dessen Rücken ein achtstrahliger Stern steht, deutlich erkennen und auch die Legende trotz den Lücken mit Sicherheit lesen. Sie lautet: + Sigi[llum b]vrgens[i-u]m de Schenige. Im Anfange des 16. Jahrhunderts erscheint das Wappenbild ganz umgestaltet. Der nach rechts gewandte Löwe ist mit allen vier Pranken fest auf ein Postament gestellt; hinter seinem Rücken sind die Baumranken geblieben, der jetzt sechsstrahlige Stern aber steht dicht vor der Brust des Löwen; die Umschrift heißt: S' bvrgensivm . in . Scheninghen[2]). Wohl um den Anfang des 17. Jahrhunderts, jedenfalls vor dem Jahre 1636, gab man dann Postament, Ranken und Stern völlig auf und stellte nur einen aufrechten Löwen in den Wappenschild; die Legende lautete





nun: S . der . stadt . Scheningh[3]). Dann griff man um das Jahr 1766 wieder zu der früheren Form zurück. Man setzte den Löwen wieder auf ein steinernes Postament, den sechsstrahligen Stern ihm vor das Haupt und ließ ihn die rechte Vorderpranke heben[4]). In dieser Form hat sich seitdem das Wappen der Stadt fest eingebürgert. Es liegt kein Grund vor, an diesen überlieferten Formen zu rühren und auf noch ältere zurück zu gehen, da jene dem Wappen einen eigenartigen Ausdruck geben und es von denen der anderen Städte Braunschweigs und der Umlande deutlich unterscheiden.



Es ist in neuerer Zeit üblich geworden, den Wappenschild weiß, das Postament steingrau, den Löwen rot und den Stern golden zu tingieren. Steingrau ist eigentlich keine heraldische Farbe, noch bedenklicher ist es, sie auf weißen Grund zu setzen. Die Schwierigkeit wird vermieden, wenn wir für das Postament Weiß nehmen, für den Löwen und die Schildfläche aber, in denen uns wieder das falsche Vorbild des Braunschweiger Stadtlöwen entgegentritt, die alten herzoglich Braunschweigischen Farben rotgold wählen. Daß der Löwe ursprünglich der der Herzöge zu Br. u. Lün. ist, kann nach der Geschichte der Stadt nicht zweifelhaft sein[5]). Setzen wir also in den roten Schild den goldenen Löwen auf ein weißes Postament, so wäre alles in bester Ordnung[6]). Der Stern ließe sich golden oder silbern tingieren. Vielleicht wäre letzteres vor dem goldenen Löwen vorzuziehen; zugleich könnte man darin einen Hinweis auf den Stern der Braunschweigischen Helmzier sehen, obwohl er geschichtlich, da er älter als dieser ist, nichts mit ihm zu tun hat. Als Stadtfarben

---

[1]) L. H. Archiv in Wolfenbüttel. 1332. Or. St. Blasii 1255,a; 1336 Or. Riddagsh. Nr. 644. Größe: 57 mm.

[2]) Ebenda. Or. Riddagsh. Nr. 892 vom 19. Okt. 1503. Größe 40 mm. Eine ungenaue Abbildung in den Braunschw. Histor. Händeln III. Th. 1448.

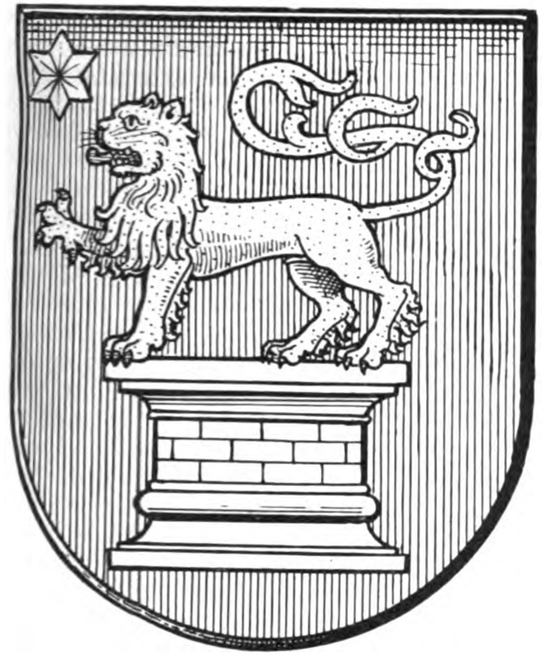
[3]) Sehr häufig. Größe 25 mm.

[4]) Stempel im Rathause zu Schöningen. Größe 32 u. 30 mm. Der Schild trägt hier auch einen Helm und eine Helmzier (wachsender Löwe mit Stern über der rechten Vorderpranke).

[5]) Vgl. P. J. Meier, die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. S. 296 f.

[6]) Die Farbengebung stimmt, worauf mich Herr Professor Ad. M. Hildebrandt nachträglich aufmerksam macht, mit der Darstellung in Bothos Sachsenchronik (1492), wo zum Jahre 927 das Wappen Schöningens abgebildet ist: ein goldener Löwe steht auf weißem Untersatze in rotem Felde, während der Stern in dem von Prof. Hildebrandt benutzten Exemplare weiß, in dem der Wolfenbüttler Bibliothek golden tingiert ist.

würden sich aus diesem Wappen am natürlichsten die Farben gelbrot ergeben.



Stadt Schöningen.

Stadt Schöppenstedt.

Das Wappen der Stadt Schöppenstedt zeigt stets einen Löwen in einem von Wellen getragenen Schiffe oder Kahne. Ob und wie weit die durch dieses Wappenbild gegebene Etymologie der Schepenstede d. i. Schiffstadt richtig ist, müssen wir dahin gestellt sein lassen; wir haben es hier nur mit der gegebenen Tatsache zu tun. Die einzige Veränderung nun, die wir im Laufe der Zeiten an dem Wappen der Stadt beobachten können, besteht in einem Wechsel der Stellung und Haltung des Löwen. Aus dem Mittelalter ist bislang kein Siegel von Schöppenstedt mir bekannt geworden. Das erste, das ich habe auffinden können, stammt aus dem Jahre 1535. Es zeigt den Löwen nach links gewandt mit ausgeschlagener Zunge und hochgeschlagenem Zagel auf allen vier Pranken im Kahne stehend; die Umschrift lautet: S' des Wikb[ildes to Sc]hepenstidde[1]). Dieselbe Darstellung zeigt ein kleineres Siegel, dessen Stempel nach der Legende: „S. des wicbilds to Scheppenstidde 91" im Jahre 1591 geschnitten worden ist[2]). Schon ein paar Jahrzehnte später, jedenfalls bereits auf einem Siegel des Jahres 1625, sehen wir das Wappenbild verändert: Der Löwe ist nach rechts gewandt und steht nur noch mit drei Pranken im Kahne, während er die rechte Vorderpranke erhebt[3]).



Dieselbe Darstellung zeigt auch eine Federzeichnung in dem 1639 begonnenen Kirchenrechnungsbuche zu Schöppenstedt mit dem Zusatze: „des Rathes der Stadt Scheppenstedt wapen[4])". Wieder ein paar Jahrzehnte später ist der Löwe beide Vorderpranken erhebend und nur auf den Hinterpranken im Kahne stehend gezeichnet. Ich habe ihn so zuerst auf dem Siegel eines Schreibens vom Jahre 1642 gefunden[5]). Die Darstellung ist in der Folgezeit beibehalten. Sie läßt sich noch auf mindestens zwei anderen Stempeln verfolgen[6]).



Für gut wird die Neuerung schwerlich Jemand erklären. Es ist der aufrechte Löwe der Stadt Braunschweig, der hier, zumeist wohl dem Stempelschneider, bewußt oder unbewußt zum Vorbilde gedient hat. Die Löwen desjenigen Feldes des herzoglichen Wappens aber, dem das Wappenbild Schöppenstedts ursprünglich entnommen ist[7]), sind nicht aufrecht. Schon aus diesem Grunde muß ich der alten Form des im Schiffe stehenden Löwen den Vorzug vor den neueren Darstellungen geben. An der Rechtswendung des Löwen würde man festhalten können, da diese dem Urbilde im herzoglichen Wappen entspricht. Auch würden keine Bedenken dagegen vorzubringen sein, daß der Löwe die rechte Pranke erhebt, da dies im herzoglichen Wappen ebenfalls geschieht und auf diese Weise der leere Teil des Schildes angemessen ausgefüllt wird.

Für die Farben des Wappens fehlt wieder jede ältere Überlieferung. Der rote Löwe der Stadt Braunschweig hat sich in jüngster Zeit auch hier wie-

---

[1]) Siegel an dem Pactum Henrico-Wilhelminum vom 16. Nov. 1535 im L. H. Archive zu Wolfenbüttel. Größe: 39 mm. Eine Abbildung mit falscher Legende in den Braunschw. Histor. Händeln III Th. S. 1448.

[2]) Größe: 34 mm.

[3]) Legende: S. der Stadt Scheppen. S. Größe 27 mm.

[4]) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Stadtrats Rob. Döttinchem in Schöppenstedt.

[5]) Legende: Siegel der Stadt Schepenstedt; Größe: 30 mm.

[6]) Legende: Siegel der Stadt Scheppenstedt. Größe: 20 mm. — Legende: Siegel der Stadt Schöppenstaedt; Größe: 32 mm.

[7]) Daß der Löwe nur der der Herzöge zu Br. u. Lün. sein kann, lehrt ein Blick in Beges Geschichte der Stadt Scheppenstedt. Vergl. dessen Geschichten der Städte Seesen u. Scheppenstedt. Wolfenb. 1846 S. 53 ff.

der eingedrängt. Der geschichtlichen Entwickelung entspricht er nicht; die läßt den goldenen Löwen im roten Felde erwarten. Ich würde ihm daher entschieden vor dem roten Löwen im goldenen Felde, der erst ganz vor Kurzem üblich geworden ist, den Vorzug geben. Den Kahn könnte man weiß, die Wellen blau tingieren.

Als Stadtfarben würden sich aus dem Wappen die Farben gelbrot am natürlichsten ergeben. Die hier gemachten Vorschläge haben die Zustimmung der städtischen Behörden von Schöppenstedt und Höchsten Orts die Genehmigung erhalten.



Stadt Schöppenstedt.

Stadt Seesen.

Der Ort Seesen, die villa Sehuson, wird schon früh, in einer Urkunde Kaiser Ottos II vom Jahre 973, genannt [1]). Es trägt seinen Namen offenbar von einer Niederlassung an dem kleinen See, der von der Schildau gespeist wurde, nun aber schon seit langer Zeit trocken gelegt und verschwunden ist. Zu einem städtischen Gemeinwesen entwickelte sich der Ort im Anfange des 15. Jahrhunderts; am 25. Juli 1428 verlieh ihm Herzog Otto der Einäugige zu Braunschweig und Lüneburg städtische Gerechtsame [2]). In den Besitz der Göttinger Linie, der Herzog Otto angehörte, war Seesen bei der Landesteilung vom 17. April 1345 gekommen; es war hier dem Herzog Ernst († 1367) zugefallen, später auf seinen Sohn Otto den Quaden († 1394) und seinen Enkel Otto den Einäugigen († 1463) durch Erbschaft übergegangen. Von dem letzten Fürsten, wenn nicht schon von dessen Vater, wird Seesen sein Wappen erhalten haben. Es zeigt einen der beiden nach rechts schreitenden Löwen, wie sie Otto der Einäugige stets, sein Vater und Großvater neben anderen Darstellungen im Wappen geführt haben [3]); darunter findet sich ein großes herzförmiges Blatt an kurzem Stiele, das wir wohl für ein Seeblatt ansprechen können. Den topographischen Charakter und den Namen des Ortes, sowie seine politische Zugehörigkeit bringt das Wappen so treffend zum Ausdrucke.

Das Wappen begegnet uns zuerst auf dem Siegel einer Urkunde des Rates zu Seesen vom 24. Juni 1407 [4]); die Legende lautet: Sigillum · consulum · in · Sezen. Der Stempel scheint bis zum Jahre 1488 gebraucht worden zu sein. Den letzten Abdruck finde ich an einer Urkunde vom 22. Mai 1488 [5]), am 3. Oktober desselben Jahres aber schon einen anderen Stempel im Gebrauche [6]), auf dem das Blatt kleiner und noch deutlicher mit einem Stiele versehen ist; die Legende ist die gleiche. Dieser Stempel läßt sich mindestens bis zum Jahre 1521 verfolgen [7]). Im Jahre 1535 war jedenfalls schon wieder ein neuer an seine Stelle getreten [8]). Der Löwe ist jetzt aufgerichtet, und unter seinen erhobenen Vorderpranken befindet sich das Blatt an einem längeren Stiele als früher. Das Siegel trägt die Umschrift: S' consulum civitatis Seihsehns. Dieselbe Darstellung zeigt ein Sekretsiegel aus dem Jahre 1585, das die Umschrift: Secret. consulum in Sesen und neben dem Wappenschilde rechts und links die Zahlen 8—5 trägt [9]). Aus dem 17. Jahrhundert stammen zwei Stempel mit der Legende: Signet · sigilli · civitatis · Seesensis, ein größerer (35 mm) im Besitze des Herzogl. Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel, ein kleinerer (25 mm) in dem des Stadtmagistrats zu Seesen. Sie zeigen das gleiche Wappen, wie die früheren Stempel, das auch noch ein jüngerer mit der Umschrift: F. B. L. Stad Seesen Sigel auf-



[1]) Stumpf-Brentano Reichskanzler 2. B., Nr. 584 und 628.

[2]) Bege, Geschichte der Städte Seesen und Schöppenstedt (Wolf. 1846). — Harzzeitschrift 17. Jahrg. (1884), S. 284 ff.

[3]) Vgl. v. Schmidt-Phiseldeck, die Siegel des herzogl. Hauses Braunschw. u. Lün. Nr. 179 (Ernst), Nr. 182 (Otto d. Quade), Nr. 186—92 (Otto d. Einäugige).

[4]) Orig. im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel (St. Mariae Nr. 70). Größe: 29 mm.

[5]) Orig. ebenda (Stift Gandersh. Nr. 640).

[6]) Orig. ebenda (Stift Gand. Nr. 642). Größe: 27 mm. Ungenau abgebildet in Harenbergs Historia eccl. Gandersh. Taf. XXV.

[7]) Orig. ebenda (Stift Gand. Nr. 762).

[8]) Orig. im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel (Pactum Henrico-Wilhelminum vom 16. Nov. 1535; Stadt Gandersh. Urk. vom 29. Sept. 1537. Nr. 133). Größe: 33 mm.

[9]) Orig. ebenda in Akten der Geheimratsregistratur (Nr. 1537). Eine sehr ungenaue Abbildung, auf der das Blatt und die Zahlen fehlen, befindet sich in Braunschw. Histor. Händel, III Th., S. 1448. Größe: 31 mm.

weist[1]). Drei Stempel des 18. Jahrhunderts nähern sich wieder der älteren Darstellung des Wappens[2]); sie zeigen den Löwen in einer mehr schreitenden Stellung, unter ihm in alter Weise das Blatt an einem kurzen Stengel.

Wir folgen nur dem hier bereits eingeschlagenen Wege, wenn wir noch entschiedener auf das früheste Vorbild zurückgehen und den schreitenden Löwen in der alten Form in den Wappenschild setzen; unter ihm ist ein deutliches Seeblatt zu bringen, da der Name Seesen d. i. Seehausen offenbar ein solches fordert. Wir sind danach gewiß auch berechtigt, dieses Blatt in der dafür charakteristischen Form, als sog. „ausgebrochenes Seeblatt", zur Darstellung zu bringen[3]).

Eine farbige Abbildung des Stadtwappens mit amtlichem Charakter ist nicht vorhanden. Wir haben also seine Farben auf Grund seines Ursprunges zu bestimmen und können da nur zu dem Ergebnisse kommen, das schon vor Jahren Kreisrichter K. Bege († 1849) dem Stadtmagistrate zu Seesen in Vorschlag brachte. Der Löwe ist, wie schon erwähnt, dem Herzoglich Braunschweigischen Wappenschilde entnommen, der in rotem Felde zwei goldene Löwen zeigt. Wir haben demnach den Schild des Seesener



Stadt Seesen.

[1]) Stempel im L. H. Archive zu Wolfenbüttel. Größe: 24 mm.

[2]) Alle drei Stempel ebenda. Der eine zeigt die Umschrift: Sigillum civitatis Seesensis (28 u. 27 mm), die andern beiden: Seesisches . Stadt . Siegell (29 u. 28 mm).

[3]) Vgl. Gritzner, Handbuch der herald. Terminologie (Nürnberg 1890) S. 103 u. 106 u. Taf. XXIV, der diese Blätter für die des Lindenbaumes, nicht die einer Wasserpflanze zu nehmen geneigt ist. Die Etymologie des Namens Seesen spricht hier gegen diese Auffassung. Daß man auf das Seeblatt für Seesen Gewicht legte, zeigt auch der Umstand, daß man auf Siegeln des Amtes Seesen dem wilden Manne ein solches in die Hand gab.

Stadtwappens rot, den Löwen golden, das Seeblatt aber, da nach guter heraldischer Regel so wenig Farben wie möglich in einem Schilde zusammengestellt werden, wieder golden zu tingieren. Dieselben Farben zeigt der Schild oder das Feld mit dem Löwen auch bei anderen Städten des alten Fürstentums Oberwald oder Braunschweig-Göttingen, z. B. bei Göttingen, Münden und Northeim[4]).

Als Stadtfarben ergeben sich aus dieser Farbenzusammenstellung des Wappens von selbst die Farben gelbrot. Das Wappen hat in diesen Formen und Farben die Zustimmung der städtischen Behörden und unterm 14. August 1905 die Genehmigung der Landesregierung gefunden.

Stadtoldendorf.

Stadtoldendorf kann als Gemeinwesen auf ein hohes Alter zurückblicken. Schon 1186 Aldendorpe genannt wird der Ort bereits 1281 als civitas oder oppidum bezeichnet. Von einigen anderen Orten gleichen Namens wird dieser mitunter durch den Zusatz unter Homburg u. a. unterschieden. Denn er gehörte zu dem Gebiete der Edelherren von Homburg, deren Haupt- und Stammsitz auf dem Berge über Oldendorf sich noch heute durch stattliche Mauertrümmer kenntlich macht. Dennoch trägt das Wappen der Stadt keinerlei Hoheitszeichen dieser mittelalterlichen Landesherren. Ebenso wenig auch eins der späteren, der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg, die 1409 in den Besitz der Homburgischen Herrschaft gelangten.

Ein Siegel der Stadt ist leider erst aus dem 16. Jahrhundert erhalten. Es zeigt eine Stadtmauer mit starkem Torturme und dahinter ein großes, festes, von zwei bezinnten Türmen flankiertes Gebäude. Diese Darstellung hat sich im Laufe der Jahrhunderte sehr wenig verändert; nur will es auf späteren Siegeln scheinen, als wenn der Torturm nicht so sehr ein Bestandteil der Ummauerung als den Zugang zu dem großen burgartigen Bauwerke bildete. Hier wäre wohl das alte ursprüngliche Bild deutlich wiederherzustellen.

Bis jetzt habe ich fünf verschiedene Siegelstempel von Stadtoldendorf unterscheiden können, von denen sich zwei noch im Original auf dem Rathause daselbst befinden. Auf dem ältesten mir bekannten Stempel, den ich von 1535—1633 in Gebrauch gefunden habe, unterbricht der tief herabgeführte Torturm die Legende, die ich mit ziemlicher Gewißheit als: Sigillum burgensium de Oldendorp glaube lesen zu könnnen[5]). Der zweite Stempel, der nach der Umschrift: „Sigillvm Oldendorpy mvtatvm 1641" im letzteren Jahre hergestellt ist, zeigt trotz dem Zusatze:

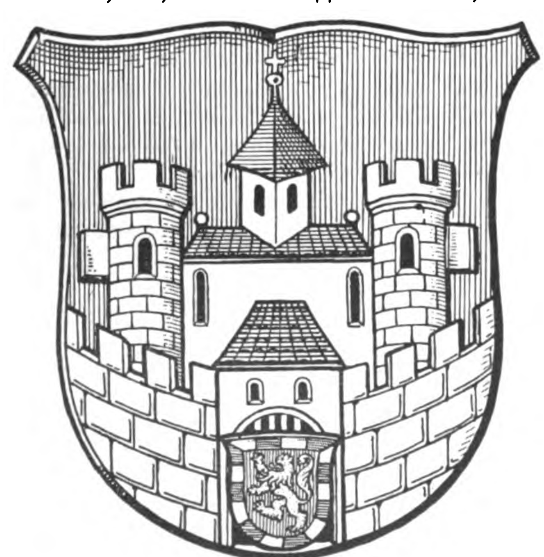
[4]) Ahrens, Hannoversche Landschafts- und Städtewappen (Hannover 1891) Taf. VIII, XIII u. XIV.

[5]) Größe: 35 mm.

mutatum von dem vorhergehenden, der sich bis 1633 verfolgen ließ, keine wesentliche Abweichung [1]). Der dritte, etwa 100 Jahre jünger, ist genau nach dem vorigen gearbeitet und enthält den gleichen Zusatz in der Legende, die: „Sigellum · Oldendorpy · mutatum anno 1746“ lautet [2]). Die beiden letzten Stempel habeu die Inschrift: „Stadtoldendorf“ [3]) bez. „Stadtmagistrat Stadtoldendorf“ [4]).



Eine farbige Darstellung des Wappens aus alter Zeit ist uns nicht überliefert. Als Stadtfarben gelten jetzt weißrot. Vielleicht hat man in dem Rot noch eine wenn auch spätere Erinnerung an das Wappen der Edelherren von Homburg zu erblicken, die einen goldenen Löwen im roten Felde führten. So ist es gewiß auch nur wohl begründet, wenn wir an der roten Fläche des Schildes festhalten und weiße Gebäude mit blauen Dächern in sie hinein setzen. Wir bekommen dann zugleich auch für Stadtoldendorf einen die Stadt klar kennzeichnenden Unterschied von dem Wappen der Stadt Holzminden, in dem wir die Farben der Grafen von Everstein zur Darstellung zu bringen suchten. Will man hierin aber noch weiter gehen und auch für das nicht tingierte Wappen ein bestimmtes augenfälliges Unterscheidungszeichen, namentlich auch von dem Wappen der benachbarten



Stadtoldendorf.

[1]) Größe: 37 mm. Orig. im Rathause zu Stadtoldendorf.
[2]) Größe: 22 mm. Ich kenne das Siegel bislang nur aus einer Abbildung.
[3]) Größe: 28 mm. Orig. im Rathause zu Stadtoldendorf.
[4]) Größe: 35 mm. Orig. ebendas.

Stadt Holzminden, gewinnen, so würde es sich empfehlen, in die Toröffnung den roten Homburger Schild mit der blauweißgestückten Einfassung und dem goldenen Löwen zu stellen.

Man kann dann die alten Stadtfarben weißrot mit gutem Grunde beibehalten, falls man nicht vorzieht bei Annahme des Homburger Schildes in Rücksicht auf dessen goldenen Löwen die Farben goldweißrot zu wählen.

Die Aufnahme des Homburger Wappenschildes in das Stadtwappen von Stadtoldendorf hat den Beifall der städtischen Behörden gefunden; durch Reskript des herzoglichen Staatsministeriums vom 11. Oktober ist die Höchsten Orts erfolgte Genehmigung dieser Wappenänderung mitgeteilt worden. Als Stadtfarben sind weißrot beibehalten.

Stadt Wolfenbüttel.

Wenn wir von Bad Harzburg, das erst vor wenigen Jahren zur Stadt erhoben ist, absehen, so ist Wolfenbüttel, lange Zeit die Haupt- und Residenzstadt der Herzöge, weitaus die jüngste der Städte des Braunschweiger Landes. So kommt es, daß wir über ihr Wappen gut und sicher, wie über keines der älteren Städte, unterrichtet sind. Denn es liegt hier die Urkunde vor, durch welche dem eben erst emporblühenden Gemeinwesen dieses Wappen verliehen wurde [5]). Es geschah durch den eigentlichen Begründer der Stadt, den Herzog Julius, am 7. August 1570. Es wird uns hier das Wappen folgendermaßen geschildert: „ein weisses springendes vnangefesselts Roß das sich von vorwarts mit allen Vieren in die Höhe zeigt, mit einem schwartzen Zaum, Sattel vnd Hinderzeug, in einem blawen Schild vnd einer roten Seul mit einer gelben Kron vnd vber der Kron ein weisser Sternen. Desgleichen auch zu beiden seiten des schildes zwei Engell zur rechten in rott vnd gelben, zur lincken aber schwartz vnd weissen kleidern vnd mit Lorberkrentzen auff den Heubten.“ Der Wappenbrief, dessen Original vom Stadtmagistrate zu Wolfenbüttel dem Herzoglichen Landeshauptarchive zur Aufbewahrung übergeben ist, enthält neben der Beschreibung auch eine nichts weniger als kunstvolle farbige Darstellung des Wappens. In dieser läuft um den Wappenschild ein Spruchband mit den Worten: „Von Hertzog Julio zu Braun. vnd Lun: etc. Ist diese Feste Heinrichsstadtt genent vnnd mit diesem Ingesiegell begnadet. Anno M.D.L.XX“ [6]).

Das Wappen Wolfenbüttels ist, wie der Augenschein lehrt, der Helmzier des Herzoglich Braunschweigischen Wappens entnommen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß

[5]) Sie ist abgedruckt in der „Kurzen Nachricht“, einem „Anhange“ zur Feuerordnung der Stadt Wolfenbüttel vom Jahre 1738, S. 24—28.
[6]) Vgl. die Wappendarstellung a. a. O., S. 27.

es sich im Herzoglichen Wappen um ein frei laufendes, im Stadtwappen dagegen um ein gesatteltes und gezäumtes Pferd handelt, und daß dort auf der Säule ein Pfauenwedel steht, der hier fehlt. Die Kleider der wappenhaltenden Engel zeigen die Hausfarben des Herzogs wie seiner Gemahlin, der Herzogin Hedwig, geborenen Markgräfin von Brandenburg; denn Rotgelb waren die Braunschweigischen, Schwarzweiß die Hohenzollernschen Farben. Daß der Herzog bei dieser Gelegenheit auch seiner Gattin gedachte, entspricht einem auch sonst geübten Brauche, der im Monogramme des Fürsten u. a. zum Ausdrucke kam [1]).

Wir können mindestens acht verschiedene Wolfenbüttelsche Siegelstempel unterscheiden. Am nächsten kommt der Darstellung des Wappenbriefes ein Siegel mit der Umschrift: Sigillum Henricopolitanum [2]). Dagegen wurde bald nach der Verleihung der Urkunde das Pferd nicht frei schwebend, sondern mit den Hinterbeinen fest auf dem Boden stehend dargestellt. So auf drei verschiedenen Stempeln, von denen der eine die Jahreszahl 1602 trägt [3]). Später griff man wieder auf die alte Darstellung mit dem frei schwebenden Rosse, ja auch auf die Inschrift: Sigillum Henricopolitanum zurück [4]). Die Engel erscheinen als Schildhalter auf keinem der früheren Siegel; sie sind erst auf einem von Gust. Hanneck



Stadt Wolfenbüttel.

[1]) Vgl. Br. Mag. 1900, S. 20.

[2]) Der Stempel befindet sich im L.-H.-Archive zu Wolfenbüttel. Größe: 28 u. 25 mm.

[3]) Leg.: S . Fvrstl . Bravnsch . Schvltheiss . avch . Bvrgerm . v. Rath . in der Heinrichstadt. Größe: 38 mm. Zwei andere Stempel haben die Legenden: Fvrstl Brauns. Schvldhe. a. Bvrgerm. v. Rath in der Heinrichstad und Furstl. Brauns. Schulth. a. Burgerm. v. Rath i. d. Heinrichstadt. Jener ist 40 u. 38 mm, dieser, der sich im L.-H.-Archiv zu Wolfenbüttel befindet, 40 mm groß.

[4]) Größe 23 mm. Zwei weitere Stempel der Art haben die Legende: Magistrat der Stadt Woltenbüttel (Größe: 41 u. 39 mm und 29 mm), ein vierter im L.-H.-Archive befindlicher hat keine Legende (Größe: 27 mm).

in Braunschweig vor einigen Jahren kunstvoll angefertigten Stempel mit zur Darstellung gebracht worden. Daß dies mit Recht geschehen ist, kann nach der oben mitgeteilten Schilderung des Wappens im Wappenbriefe einem Zweifel nicht unterliegen.

Als Stadtfarben ergeben sich aus dem Wappenschilde die seit längerer Zeit üblichen Farben: Rotweißblau.

Zum Wappen der Stadt Gandersheim habe ich nachträglich noch eine Bemerkung des Professor Dr Edw. Schröder in Göttingen hinzuzufügen, der mich darauf hinweist, daß nach H. Ottes Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie 5. Auf. I. B. S. 486 die Lilie das Symbol der Keuschheit sei, und zwar der Jungfrauen, der Witwen und der Klosterleute. Es würde somit durch die Lilie unter dem Braunschweiger Helme die Stadt Gandersheim als die Klosterstadt, Stadt eines Jungfrauenstiftes, unter den Herzögen von Braunschweig bezeichnet. Unterstützt wird diese Deutung noch durch die Tatsache, daß die Äbtissinnen von Gandersheim bis in das 15. Jahrhundert hinein auf ihren Siegeln in der Rechten einen Lilienstab zu halten pflegen. Vgl. Harenberg Historia eccl. Gandersh. Tab. XVIII u. XIX.

Bücherschau.

F. Frensdorff, Studien zum Braunschweigschen Stadtrecht. Erster Beitrag. Das Leibnitianum. (Aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-histor. Klasse 1905. Heft 1, S. 1—50).

Diese unstreitig sehr anregende und lehrreiche Abhandlung knüpft gewissermaßen an Walter Schottelius' im Vorjahre veröffentlichte Dissertation „Das Ottonische Stadtrecht und seine Fortwirkung im Recht der Stadt Braunschweig" an, die im Jahrbuche unseres Geschichtsvereins Jg. 3, S. 157 ff. ausführlich besprochen worden ist. Schottelius hatte — und das bedeutete einen großen Fortschritt — dargetan, daß die von Leibniz in den Scriptores rerum Brunsvicensium III, S. 434 ff. abgedruckten Antiquissimae leges municipales civitatis Brunsvicensis entgegen der Ansicht v. Schmidt-Phiseldecks, Bodes und Hänselmanns keine private Kompilation, sondern eine offizielle Fassung des braunschweigischen Stadtrechts sei, der in der Reihenfolge der verschiedenen Redaktionen der Platz unmittelbar vor der von 1403 [5]) zukomme. Auf genauere Feststellung des Verhältnisses des Leibnitianums zu den übrigen mittelalterlichen Redaktionen, den früheren sowohl wie den späteren, hatte Schottelius indes verzichten müssen, weil die handschriftliche Vorlage Leibnizens, ein Pergamentkodex aus dem Besitze des ostfriesischen Vizekanzlers, früheren Ratssekretärs der Stadt Braunschweig Heinrich Aveman derzeit noch für verschollen galt und der Abdruck in den Scriptores der rechten Zuverlässig-

[5]) Frensdorff (S. 46 Anm. 3) will sie lieber von 1402 datieren, womit man sich allenfalls auch einverstanden erklären könnte.

keit entbehrt. Frensdorff hat nun nicht nur durch glückliche Verbindung von Scharfsinn und Gelehrsamkeit den Avemanschen Kodex unter den Senckenbergschen Handschriften der Universitätsbibliothek zu Gießen wieder aufgespürt, sondern auch neben den bisher schon benutzten eine weitere, so gut wie unbekannt gebliebene Redaktion des braunschweigischen Stadtrechts, die sich im Celler Stadtbuche findet, in den Rahmen der Forschung einbezogen. Er weist überzeugend nach, daß diese Redaktion (C) aus Anlaß der im Rechtsbriefe Herzog Ottos des Strengen von 1301 ausgesprochenen Verleihung braunschweigischen Rechts an Celle zwischen 1303 und etwa 1330 von Braunschweig dorthin mitgeteilt worden ist, daß sie also zwischen die im Rechtsbuche der Neustadt aufgezeichnete 4. Redaktion und das Leibnitianum eingereiht werden muß[1]). Er weist ferner nach, daß sie eng mit den ersten vier Redaktionen zusammengehört, indem sich Streichungen und Zusätze bei ihr in mäßigen Grenzen halten und insbesondere der gewaltige Stoffzuwachs, durch den sich das Leibnitianum und das Stadtrecht von 1403 auszeichnen, ihr noch fremd ist. Ein verhältnismäßig beträchtlicher Teil ihrer Zusätze ist in die späteren Redaktionen übergegangen; sie spielt demnach in der Entwicklungsgeschichte des braunschweigischen Rechts keine ganz unbedeutende Rolle, etwa dieselbe wie die Redaktion D. Nachdem er so die nötige Klarheit über C geschaffen hat, tritt Frensdorff an seine eigentliche Aufgabe heran, an die Ausfüllung der von Schottelius offen gelassenen Lücke, d. h., um es zu wiederholen, die genauere Bestimmung des Verhältnisses von L zur vorangehenden und nachfolgenden Rechtsüberlieferung. Hier nur die Ergebnisse seiner sehr gründlichen Untersuchungen. Abgesehen von den älteren Redaktionen des Stadtrechts sind die älteste Statutensammlung Braunschweigs oder, wie Frensdorff sie nennt, das älteste Echteding, mehrere Einzelstatute und die landesherrlichen Huldebriefe als Quellen L's erkennbar, doch läßt sich für einen beträchtlichen Teil seines Zuwachses die Herkunft überhaupt noch nicht bestimmen. Mit dem Stadtrechte von 1403 (St) ist L insofern aufs engste verwandt, als sich beide dem Stoffe nach nahezu vollkommen decken, auffällige Abweichungen einzelner Stellen von den früheren Redaktionen ihnen gemeinsam und die Anläufe zu sachlicher Gruppierung, die wir in L finden, in der jüngeren Redaktion, die den Stoff durchweg sachlich geordnet hat, berücksichtigt sind. Erhellt hieraus, daß L durch den Redaktor von St zweifelsohne benutzt worden ist, so hat er doch auch auf die ältere Überlieferung zurückgegriffen, da er nicht ganz selten deren Lesarten denen L's vorzieht. L ist also, so formuliert es Frensdorff, die Hauptquelle für St gewesen, aber nicht die einzige. Die Ansicht Bodes und Schottelius, daß L erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts abgefaßt sei, teilt Frensdorff nicht, vielmehr rückt er seine Entstehung mehr an die Mitte des Jahrhunderts heran, was auch der Ref. in seiner Besprechung der Schotteliusschen Arbeit getan hat. Dies das Wichtigste aus dem reichen Inhalte der Frensdorffschen Abhandlung, die sorgfältig durcharbeiten muß, wer in der schwierigen Materie der Entwicklung des braunschweigischen Stadtrechts zu tieferem Verständnisse vordringen will. Ref. schließt mit dem Wunsche, daß die im Titel verheißene Fortsetzung zum Besten der Wissenschaft recht bald ans Licht treten möge.

H. M.

[1]) Die Reihenfolge der Redaktionen ist jetzt also folgende: 1. das Ottonianum (O) 1227 und das Stadtrecht der Herzöge Albrecht und Johann 1265; 2. das an Duderstadt mitgeteilte Recht (D) 1279; 3. das Recht des Sackes (S) gegen 1300; 4. das Recht der Neustadt (N) vor 1303; 5. das an Celle mitgeteilte Recht (C) nach 1303; 6. das Leibnitianum (L) um 1350; 7. das Stadtrecht von 1403 (St).

In der **Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte** in der Provinz Sachsen (2. Jahrgang, H. 1, S. 23—34 u. H. 2, S. 228—236) hat G. Arndt die Berufung behandelt, die im Sept. 1605 an den berühmten Verfasser der „Bücher vom wahren Christentum", den Pastor Johann Arndt zu St. Martini in Braunschweig, von Halberstadt aus erging, wo ihn der Rat der Stadt für die Oberpredigerstelle zu St. Martini zu haben wünschte. Arndt war bereit, den Ruf anzunehmen; dieser blieb jedoch ohne Folgen, da der Rat der Stadt Braunschweig sich weigerte, A. die gewünschte Entlassung zu erteilen.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Industrie u. Handel unseres Bezirks im Jahre 1904. I. Industrie. Januar—Juni; II. Handel Mai—Juni. — LV. Plenarversammlung der Handelskammer für d. Herzogt. Br. den 6. März 1905, April. — Das Gewandhaus am Altstadtmarkte in Br. Mai—Sept. — Gesellschaft zur Förderung einer geordneten Wasserwirtschaft im Harze; Entwurf der Satzungen der Gesellschaft. Juli—August. — Wirtschaftsergebnisse der Herzogl. Braunschw. Forstverwaltung f. d. J. 1903/04. September. — O. Ballin, die gerichtlichen Gutachten der Handelskammer in d. Jahren 1895—1905. Oktober.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 26—29. Knopf, Kirchenflucht unserer Tage. — 28—29. Hilfsarbeit f. d. evang.-luth. Mission im Herzogt. Br. im J. 1904. — 32. Joh. Sam. Büttner †. — 33—37. H. E. O. Lohmann, ob Bekenntniskirche oder Landeskirche? — 41—47. Vierter theolog. Kursus in Br.

Braunschweigische Landwehr-Zeitung. 17. Kunkel, Abgeordnetentag des Deutschen Kriegerbundes am 13. Aug. in Kiel. — 18. E. Jahns, Abgeordnetenversammlung des Verbandes d. freiwill. Krieger-Sanitätskolonnen im Br. Landwehr-Verbande zu Br. am 4. Juni 1905. — 20. Satzung des Braunschw. Landwehr-Verbandes, beschlossen auf d. Delegierten-Versammlung zu Br. den 18. Dez. 1904.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.



Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1905. Dezember. **Nr. 12.**

[Nachdruck verboten].

Der Flecken Calvörde und seine wirtschaftliche Entwickelung.

Von Karl Bibrans.

[Den interessanten Nachrichten aus der neuesten Geschichte Calvördes, die uns von sachkundigster Seite freundlichst zur Verfügung gestellt sind, möchten wir einige Mitteilungen aus der früheren Vergangenheit des Orts voraufschicken, die sich insbesondere auf die schon öfter aufgeworfene Frage beziehen, wie das ganz von der Altmark umschlossene Amt in Braunschweigischen Besitz gelangt sei. Bringen sie hierüber auch noch keineswegs genügenden Aufschluß, so geben sie doch vielleicht zu erneuter Erörterung des Punktes Anlaß.

Die Geschichte des Fleckens Calvörde hängt auf das engste zusammen mit der der Burg, unter deren Schutze er allmählich erwuchs. Es war eine durch Gräben und Palisaden bewehrte Wasserburg, deren Anlage und Aufbau sich nach den noch heute erhaltenen Überresten und der Abbildung, die uns P. W. Behrends, angeblich aus dem Jahre 1450, mitteilt[1]), einigermaßen beurteilen lassen. Aber über die Zeit ihrer Entstehung sind wir im Unklaren, und werden wir wohl immer im Ungewissen bleiben. Man hat früher das Alter Calvördes sehr hoch hinaufzurücken versucht. Aber die Urkunde Karls des Großen von 786, auf die man sich dabei berufen hat, ist von der Kritik als offenbare Fälschung nachgewiesen worden[2]). Ebenso wenig wird der Ort zur Zeit Ottos I. schon genannt, da es sich in der Urkunde von 961, in der man ihn hat finden wollen, nicht um Calvörde, sondern um Kalbe handelt[3]). Sicher nachweisbar ist der Name Calvörde erst im Jahre 1196, wo es zur Altmark gehörte. Denn es wird mit unter den zahlreichen Gütern genannt, die am 28. November dieses Jahres Markgraf Otto von Brandenburg und sein Bruder Graf Albrecht dem Erzstifte Magdeburg schenkten[4]). Aber der Ort war offenbar nicht ganz im Besitze der Brandenburger; sie beschränkten die Schenkung hier auf das, was ihnen zu Calvörde gehörte („quod habuimus Kallenvorde").

Als die eigentlichen Grundbesitzer des Ortes werden wir die Grafen von Hillersleben oder Grieben anzusehen haben, die in der Ohregegend besonders reich begütert waren[5]). So erklärt es sich auch, wenn später Calvörde in dem Besitze der Grafen von Regenstein erscheint. Denn jenes Dynastengeschlecht starb mit Graf Otto II. von Grieben im Anfange des 13. Jahrhunderts im Mannstamme aus; Graf Ulrich von Regenstein aber war in zweiter Ehe mit Lutgarde, der Erbtochter Ottos, verheiratet[6]). Ihre Söhne, die Grafen Ulrich, Albert und Heinrich von Regenstein, treffen wir am 28. Oktober 1272 auf der Burg zu Calvörde. Im Beginn des folgenden Jahrhunderts hat diese im Dienste der Grafen längere Zeit die Ritterfamilie der von Eilsleben inne. Schon 1306 begegnet uns hier ein Johann von Eilsleben. Bald nachher wird die Burg dann in den Besitz der Herzöge von Braunschweig gekommen sein. Denn im Jahre 1344 wird Bruno von Eilsleben als Inhaber von Calvörde im Lehnregister der Herzöge Magnus und Ernst zu Br. und Lün. aufgeführt[7]). Wahrscheinlich wird dieser Besitzwechsel während der Re-

---

[1]) Vgl. die Abbildung zu dem Aufsatze von Peter Wilh. Behrends „Geschichtliche Denkwürdigkeiten der ehemaligen Burg zu Calvörde aus der älteren Zeit" in den Mitteilungen in Bezug auf den Altmärkischen Verein für vaterländische Geschichte und Industrie Nr. 1—7, April—Juli 1858.

[2]) Vgl. Sickel, Urkunden der Karolinger II S. 439; Abdruck s. Rehtmeiers Chronik S. 126.

[3]) Monumenta Germaniae. Diplomata T. I S. 304 ff. und 681.

[4]) Vgl. v. Mülverstedt Regest. Archiep. Magdeb. II. B. S. 27 ff; Riedels Codex diplom. Brandenb. C I S. 3 ff.

[5]) Behrends a. a. O. S. 10.

[6]) Vgl. G. Schmidt in der Zeitschr. des Harzvereins 22. Jahrg. (1889) S. 8.

[7]) Sudendorf, Urkb. z. Gesch. d. Herzöge v. Br. u. Lün. B. II. S. 42.

gierung des Bruders dieser Fürsten, Herzog Ottos des Milden, sich vollzogen haben, der 1318 zur Regierung kam und am 30. August 1344 verstarb. Uns sind keinerlei sichere Nachrichten darüber überliefert; nur vermuten können wir die Gründe, die hier obgewaltet haben werden. Otto der Milde hatte zur Altmark sehr enge Beziehungen. Er war mit Agnes, der Witwe des Markgrafen Waldemar von Brandenburg, bald nach dessen Tode († 15. Aug. 1319) eine zweite Ehe eingegangen. Sie brachte ihrem Gatten die Altmark zu und hat sich in Urkunden mitunter als Markgräfin von Brandenburg bezeichnet. Als dann aber König Ludwig seinem gleichnamigen Sohne die ganze Mark verliehen hatte, verglich man sich 1323 mit Herzog Otto dahin, daß dieser für seine Lebenszeit die Altmark behalten, die übrigen Besitzungen aber an den Markgrafen Ludwig abtreten sollte. Trotzdem wollte der Letztere schon nach dem Tode der Herzogin Agnes (1334) die Altmark in Besitz nehmen. Es kam darüber zum Kriege, der dann aber 1343 mit einem neuen Vergleiche beendet wurde. Danach gab Otto für die Summe von 3450 Mark Silbers die Altmark heraus[1]). Wenn nun demungeachtet Calvörde auch später in braunschweigischem Besitze blieb, so ist das wohl ein deutliches Zeichen dafür, daß der Ort nicht zu den Gütern gehörte, die Waldemars Witwe ihrem neuen Gemahle zubrachte, daß er aus anderer Hand, höchst wahrscheinlich aus der der Grafen von Regenstein, in die Gewalt der Braunschweigischen Herzöge gelangt ist. Es wird Otto dem Milden bei den Ansprüchen, die er dort in der Altmark verfocht, sehr daran gelegen haben, seinen Besitz hier zu mehren und zu stärken. Calvörde wird ihm da als ein kräftiger Stützpunkt willkommen gewesen sein. Für die Grafen von Regenstein war der hier ererbte Besitz ein etwas entlegener. Es wird Herzog Otto daher nicht schwer gefallen sein, den gräflichen Vasallen durch Tausch oder Kauf zur Aufgabe der Burg und ihres Gebietes zu vermögen.

Nicht so klar wie mit den Markgrafen von Brandenburg scheinen die Verhältnisse mit dem Erzbischof von Magdeburg geregelt gewesen zu sein. Schon bei Lebzeiten Herzog Ottos erhob dieser Anspruch auf Calvörde und einige andere Braunschweigische Schlösser[2]). Unter Ottos Nachfolger, Herzog Magnus dem Frommen, kam es um diese Güter mit Magdeburg zu offenem Kampfe. Zu Verteidigern der dem Feinde stark ausgesetzten Burg Calvörde bestellte Herzog Magnus am 15. Mai 1345 die Gebrüder Friedrich und Gerhard von Weberden, indem er sie ihnen der Sitte der Zeit gemäß verpfändete[3]). Noch in demselben Jahre wurde der Ort von Albrecht von Alvensleben von Grund aus zerstört[4]). Der Krieg lief auch sonst ungünstig für Magnus aus, und so mußte er denn in der Sühne, die am 18. Dezember 1347 mit dem Erzbischofe abgeschlossen wurde, diesem ausdrücklich das Recht einräumen, die Burg Calvörde von dem Pfandinhaber für das Stift wieder einlösen zu dürfen[5]). Von dieser Berechtigung hat der Kirchenfürst aber offenbar niemals Gebrauch gemacht; ob Geldmangel ihn daran gehindert, ob er kein Interesse an der Erwerbung des Ortes mehr gehabt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls blieb Calvörde nach wie vor in Braunschweigischem Besitze. Als Gebhard von Berenbrock 1383 dort in der Kirche einen Altar stiftete, mußte Herzog Friedrich dazu seine Genehmigung erteilen.

Im Jahre 1391 verpfändete derselbe Fürst Schloß und Stadt Calvörde an Gerd von Weberden und Friedrich von Alvensleben. Mit wie mißtrauischem Auge man aber auch noch damals ob des Besitzes nach Magdeburg und Brandenburg blickte, geht schon daraus hervor, daß der Herzog dem Pfandinhaber wohl gestattete, Calvörde weiter zu verpfänden, dabei aber die Markgrafen von Brandenburg und das Erzstift Magdeburg ausdrücklich ausnahm, von deren Ländern das Calvördische Gebiet rings umschlossen war. Bald darauf verschwinden die Weberdes in Calvörde; der letzte von ihnen, Gerd der Jüngere, ist um das Jahr 1396 dort gestorben. 1404 besaßen die Burg die Gebrüder Gebhard, Friedrich und Ludolf von Alvensleben schon allein. Sie gehörten der roten Linie des bekannten Adelsgeschlechtes an, die damals namentlich in Erxleben und Rogätz ihren Sitz hatte. Im ganzen 15. Jahrhundert blieb Calvörde in den Händen der Alvenslebenschen Familie, aus denen es erst 1528 wieder eingelöst wurde. Es erhielt darauf Matthias von der Schulenburg auf Altenhausen in Pfandbesitz, dem darin aber schon 1535 Andreas von Alvensleben auf Kalbe, aus der schwarzen Linie der Familie stammend, nachfolgte. Im Jahre 1542 nahm Gebhard Schenck für die Schmalkaldischen Bundesgenossen, die den Herzog Heinrich den Jüngeren aus seinem Lande vertrieben hatten, die Burg ein, auf der dann nacheinander verschiedene Adelige gesessen haben. In der Zeit von 1559—65 treffen wir daselbst Ludolf von Bortfeld, 1566 als letzten Pfandinhaber Viktor von Bülow, der auch zuweilen Hauptmann von Calvörde genannt wird. Im Jahre 1571 löste Herzog Julius, der, ein trefflicher Haushalter, die ausgetanen Güter seines Hauses so viel wie möglich wieder in die eigene Hand zu bringen suchte, die Burg nebst Zubehör wieder ein und vereinigte den Besitz mit dem Fürstlichen Domanium, bei dem es dann in der Folge

[1]) H. A. Koch, Pragmat. Geschichte d. durchl. Hauses Br. u. Lün. (Br. 1764) S. 185 ff.
[2]) Sudendorf a. a. O. B. II S. XI. u. XXIX.
[3]) Eb. S. 72.
[4]) Sudendorf a. a. O. S. 73.
[5]) Eb. II. Th. S. 131.

bis in die neuere Zeit geblieben ist. Seitdem saßen nicht mehr Pfandinhaber, sondern landesfürstliche Beamte auf der alten Burg. Anfangs waren sie zugleich Nutznießer auch des Domänenvorwerks. Aber seit 1677 wurde die Domäne für sich verpachtet und für die Verwaltung und Rechtspflege im Bezirke ein eigener Beamter bestellt. Zweimal hat die Burg in späterer Zeit, wenn auch wohl in recht bescheidener Weise Tage fürstlichen Glanzes gesehen. Von 1608 ab hat hier Herzog Joachim Karl, Julius' Sohn, der seit 1592 die Dompropstei in Straßburg besaß, sein Hoflager aufgeschlagen; er ist hier am 14. Oktober 1615 auch gestorben und dann im Kloster Marienthal bei Helmstedt beigesetzt. Später wird vorübergehend auch die Herzogin Anna Sophie, die Gemahlin Herzog Friedrich Ulrichs, eine geborene Markgräfin von Brandenburg, in Calvörde geweilt haben, da ihr dieses zum Unterhalte mit angewiesen war, wenn sie auch ihren eigentlichen Wohnsitz in der Stadt Schöningen genommen hat. P. Z.]

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts muß der Flecken Calvörde schon ansehnlich angewachsen sein, da bereits 1343 ein Rat erwähnt wird, der ein Siegel führte mit der Umschrift: „Der Radt von Calvörde." Vom Jahre 1490 ist ein Aktenstück im Ratsarchiv zu Neuhaldensleben mit der Unterschrift: „Die Schulten, Scheppen und Radtmannen zu Calvörde." Die Einwohner von Calvörde waren lediglich Handwerker, Kaufleute und Händler, wie schon durch die kleinen Hofstellen der ersten Ansiedelungen um den Marktplatz herum bewiesen wird. Erst Mitte des 15. Jahrhunderts wird Calvörde wesentlich größer durch Zuzug der freien Bauern des Dorfes Isern, welches etwa um 1450 wüst geworden ist, dessen Feldmark aber bis in diese neueste Zeit von der eigentlichen Calvörder Feldmark abgesondert durch einen Ackerschulzen verwaltet wurde, dessen Amt im Hof Nr. 1 erblich war. Eine Anzahl anderer Dörfer, deren Namen sich noch in der Feldmark erhalten haben: Groß Ranten, Klein Ranten, Käsdorf, Griebitz, Parvitz, in nächster Umgebung von Calvörde, wird bereits in den Kriegen des 14. Jahrhunderts wüst geworden sein, jedoch haben diese Dörfer weder Bewohner noch Besitz nach Calvörde gebracht. Diese waren wahrscheinlich Wenden und damit Leibeigene der Gutsherrschaft.

Die Pfarrkirche St. Georg zu Calvörde ist wahrscheinlich mit dem Flecken Ende des 12. Jahrhunderts von den Dynasten der Gegend, den Grafen von Hillersleben, gegründet. Es gehörten dazu die Kapellen oder Filialkirchen zu Hühnerdorf, Isern und Zobbenitz. Letztere wurde in der Reformationszeit zunächst an die Pfarrkirche zu Calvörde, 1593 an die zu Uthmöden abgetreten; die zu Isern verschwand mit dem Dorfe, die zu Hühnerdorf Mitte des 18. Jahrhunderts.

Die Reformation wurde ohne große Schwierigkeiten auf Befehl des Schmalkaldischen Bundes 1542 eingeführt. Der damalige Pfarrer Johann Fabricius, ein alter Herr, erhielt die Erlaubnis, seines hohen Alters wegen unvermählt zu bleiben. Diesem Umstande hatte er es zu danken, daß er nach Rückkehr des katholischen Herzogs Heinrich d. J. im Jahre 1547 im Amte bleiben konnte. Sein Nachfolger Joh. Grolle (1566) wurde von dem Burgherrn schlecht behandelt, wohl hauptsächlich deswegen, weil er vom Herzog selbst eingesetzt war. Da ein herzoglicher Befehl an den Burgherrn nicht vollen Erfolg hatte, erhielt der Rat zu Calvörde den bestimmten Auftrag, den Pfarrer, auch mit Waffengewalt, gegen den Burgherrn zu beschützen. Diese Verhältnisse gaben wohl den Anlaß, die Burg und Amt Calvörde einzulösen, wie bereits oben erwähnt ist, und durch Beamte verwalten zu lassen. Die Kirche ist widerholt abgebrannt, zuletzt 1701. Neu aufgebaut wurde sie 1704, der Turm konnte aber, da es an Geld fehlte, nicht fertiggestellt werden. 1710 verheerte ein neuer großer Brand den Ort und legte auch das Schulhaus in Asche. Die Kirche und der Ort kamen hierdurch in große Not. Der Kirchenrat entschloß sich deshalb, das Philippsche Freigut, welches inzwischen Eigentum der Kirche geworden war, zu verkaufen. Aber auch das erzielte Kapital reichte nicht aus, die Schule fertig zu bauen. Die Bürgerschule ist nach der Durchführung der Reformation entstanden, wohl dadurch, daß die überflüssig gewordenen Vicare Lehrer wurden. Es war zunächst ein Rektor und ein Kantor, beides Theologen, vorhanden. Erst wesentlich später wird ein dritter Lehrer erwähnt, der gleichzeitig Organist und Gemeindeschreiber war. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, eine vierte Schulklasse zu schaffen, und seit den fünfziger Jahren ist eine fünfte und endlich eine sechste Klasse entstanden. Zu bemerken ist noch, daß 1781 hier ein Gebetshaus für die jüdische Gemeinde eingerichtet ist, die aus elf Familien mit 67 Mitgliedern bestand, einer im Verhältnis zur Einwohnerzahl, die mit Hühnerdorf 1417 betrug, sehr hohen Zahl. Jetzt aber befindet sich kein Jude mehr in der Gemeinde.

Handel, Gewerbe und Landwirtschaft.

Wie bereits oben erwähnt ist, waren die eigentlichen Bürger von Calvörde Handwerker und Kaufleute, und nur die Ackerleute des ehemaligen Dorfes Isern betrieben Landwirtschaft. Es war dies das Ergebnis der Lage des Ortes an der Leipzig-Lüneburger Frachtstraße, die wahrscheinlich schon mit der Entstehung des Ortes geschaffen wurde und wohl besonders die Ansiedelung der Gewerbetreibenden im Schutze der Burg veranlaßt hat, welche einen Teil ihrer Einkünfte aus den Gebühren für freies Geleit der Frachtwagen bezog. Der Flecken Calvörde erhob ebenfalls ein Wegegeld, das zur Erhaltung

der Straße verwendet wurde. Das Wegegeld muß soviel eingebracht haben, daß schon 1561 der bisher vorhandene Knüppeldamm durch einen etwa 1500 Meter langen Steindamm ersetzt werden konnte. Infolge dieses regen Verkehrs war eine wesentliche Einnahmequelle der Einwohner die Leistung von Vorspann für die Frachtwagen und der Betrieb der Ausspann-Gasthöfe.

Jahrmärkte wurden jährlich vier abgehalten und Wochenmärkte fanden daneben seit 1686 statt. So entwickelte sich mit dem Verkehre der Gewerbebetrieb, und auch die Ackerleute nahmen daran teil, nachdem sie und einige andere Bürger 1562 resp. 1585 das Privilegium der Reihebrauerei erhalten hatten. Es waren 28 Brauhäuser vorhanden, die der Reihe nach, je zwei, Bier aus je 16 Scheffeln Gerstenmalz brauten. In der Regel kam jeder Brauer $2^1/_2$ Mal im Jahre daran, sodaß im Ganzen $28 \times 2^1/_2 = 70$ Gebräue zu je 16 Scheffel Gerstenmalz hergestellt und somit etwa 800 Zentner Gerste verarbeitet wurden. Die Brauereien gingen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein, nachdem wohl mit dem letzten Frachtwagen der Absatz verschwunden war.

Nicht viel besser ging es den Kornbranntweinbrennereien, deren im 18. Jahrhundert 12 vorhanden waren. Mit der Einführung der Branntweinsteuer verschwand die Mehrzahl. Von 1836 an wurden vier in Kartoffelbrennereien umgewandelt, aber auch von diesen gingen drei ein und nur die vierte, welche 1856 zur Spiritusbrennerei mit Dampfbetrieb eingerichtet wurde, besteht noch heute. Ende des 18. Jahrhunderts wurde auch der Versuch gemacht, industrielle Betriebe zu gründen. So entstand 1770 in den dazu erpachteten Räumen der Burg eine Barchentweberei, zu deren Betrieb zum Teil Weber französischer Abkunft herangezogen wurden. Sie ging aber mit dem Tode des Besitzers, des Kaufmanns Harper, wieder ein. Ferner wurden Tabakfabriken begründet oder, besser gesagt, Tabakspinnereien, die bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts bestanden. Auch Seidenraupenzucht wurde versucht, wovon noch jetzt einige Maulbeerbuschhecken Zeugnis ablegen.

Der Handel litt zunächst während und nach dem siebenjährigen Kriege infolge der im Königreich Preußen eingeführten Zölle und Steuern große Not. Sehr bald aber entstand ein lebhafter Schmuggelhandel von Waren, die zollfrei von Braunschweig und Hannover nach Calvörde gebracht und von hier in das preußische Gebiet geschmuggelt wurden. Dieses bedenkliche Treiben lebte auch nach der Wiederaufrichtung des Herzogtums Braunschweig 1814 wieder auf und dauerte bis zu dem am 1. November 1837 erfolgten Anschlusse des Amtsbezirks Calvörde an den Zollverein.

Mit dem Aufhören des Frachtverkehrs und dem Eingehen der Brauereien und Brennereien nahmen auch die Einkünfte der Handwerker ab, was allerdings noch mehr hervortrat, nachdem die Einführung der neuen Gewerbeordnung Veranlassung zur Ansiedlung von Handwerkern auf den umliegenden Dörfern gegeben hatte. Kaufleute waren Mitte des 19. Jahrhunderts nur noch fünf vorhanden. Diese machten zunächst noch gute Geschäfte, da nun der Verkehr aus den preußischen Dörfern nicht mehr behindert war, aber auch hier waren bald die Folgen der Gewerbefreiheit zu verspüren.

Die Jahr- und Viehmärkte waren im Laufe des 19. Jahrhunderts sehr lebhaft besucht. Der Calvörder Viehmarkt war der bedeutendste der weiteren Umgegend; leider hat die Beschickung mit Rindvieh in den letzten Jahren bedeutend abgenommen, wie aus den Einnahmen für Marktstandgeld, die Anfang der 80er Jahre durchschnittlich 460—500 Mk., in den letzten Jahren durchschnittlich aber nur 261—312 Mk. betrugen, hervorgeht. Wie früher der Rückgang der gewerblichen Tätigkeit auf den schwindenden Verkehr der Frachtstraße zurückzuführen ist, so muß jetzt die Abnahme des Marktverkehrs der mangelnden Gelegenheit direkter Bahnverbindung zur Last gelegt werden.

Wie schon oben erwähnt, ist die Industrie vollständig verschwunden; dagegen ist die mit der Landwirtschaft in Verbindung stehende Stärkefabrikation neu entstanden.

Der Tabakhandel, der früher hier eine wesentliche Bedeutung hatte, besteht in beschränktem Umfange, dem unbedeutenden Tabakbau entsprechend, weiter fort. Wenn auch die Angaben des Pastors Helmuth in seiner Beschreibung des Amtsbezirks Calvörde im Braunschweigischen Magazin vom Jahre 1798 wohl etwas übertrieben sind — er gibt an, daß im Amtsbezirk 1000 Morgen mit Tabak bepflanzt seien —, so steht doch fest, daß um 1860 allein in der Feldmark Calvörde rund 400 Morgen Tabak angebaut wurden, während die Morgenzahl der letzten Jahre zwischen 20 und 50 schwankt. Der Rückgang dieser Kultur ist zum Teil der Ausbreitung des Anbaues von Zuckerrüben, z. T. aber auch den Steuermaßnahmen, wie der Einführung der Gewichtsteuer, zuzuschreiben. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als der Rübenbau inzwischen auf eine unbedeutende Fläche hat eingeschränkt werden müssen, d. h. von 200 Hektar 1895 auf 58 Hektar 1903. Es ist hierbei aber noch zu bedenken, daß Rübenbau im Wesentlichen für den Großbetrieb und den großbäuerlichen Betrieb paßt, Tabakbau aber insbesondere Sache der Kleinbetriebe und der Arbeiterfamilien selbst ist, die ihre Hülfskräfte hier besonders gut ausnutzen und sich eine Extraeinnahme verschaffen können. Wünschenswert wäre es, wenn es ermöglicht würde, diesen Betriebszweig wieder hoch zu bringen durch veränderte Steuer- und Kulturmaßregeln.

Während Calvörde bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts fast lediglich gewerbetreibender Ort war, hat es sich allmählich zu einem im wesentlichen Landwirtschaft treibenden Orte entwickelt, wie aus den Grundbesitzverhältnissen hervorgeht. Pastor P. W. Behrends schreibt in seinen oben erwähnten Denkwürdigkeiten S. 39 über die Bewohner im Jahre 1571, nach Zuzug der Ackerleute des wüst gewordenen Dorfes Isern: „Die Bürgerschaft des Ortes bestand aus 4 ganzen Ackerleuten und 14 halben Ackerleuten, zu Isern gehörig, und aus 62 Kothsassen oder gemeinen Bürgern", während er kurz vorher in derselben Arbeit sagt, daß im Dorfe Isern 14 Höfe mit je einer Hufe vorhanden gewesen seien. Helmuth berichtet in seiner oben erwähnten Arbeit (von 1798), daß in dem Dorfe Isern oder Iserde die Germersche Familie einen Rittersitz und davon Sitz und Stimme im Landtage gehabt habe. Nach dem Calvörder Ratsbuche ist das Dorf Isern dem Staatsminister Schrader von Schliestedt zu Lehen übertragen, jedoch scheint er sein Lehn niemals angetreten und genutzt zu haben.

Feststehend ist, daß bei der Vermessung der Feldmark 1760 außer dem herzoglichen Amte in Calvörde vorhanden waren:

1 Schriftsassengut mit 291 Morgen, wovon 137 Morgen Acker waren,
die Pfarre mit 147 Morgen, wovon 114 Morgen Acker waren,
4 Ackerhöfe,
12 Halbspännerhöfe,
88 Bürgerhäuser in Calvörde,
26 Kotsassen in Hühnerdorf.

Die Ackerhöfe hatten 100—135 Morgen Grundbesitz, wovon 60 Morgen Acker.

Die Halbspännerhöfe hatten 50—60 Morgen Grundbesitz, wovon 30 Morgen Acker.

Die Bürger und Kotsassen hatten nur $^1/_2$—4 Morgen Garten und 10—40 Morgen Wiesen und Holzkabel in Erbpacht aus dem fürstlichen Amte.

Als Besitz der Gemeinde wird angeführt:
51 Morgen Wiesen,
6529 Morgen 30 Ruthen Bürgerholz in den Bergen,
144 Morgen 35 Ruthen Bürgerholz im Siek,
600 Morgen Anger und Weide.

Im Besitz der Kirche und Schule sind 61 Morgen Wiesen und $9^1/_2$ Morgen Acker und Garten, während ihr 50 Jahre früher das Philippsche Gut gehörte, das 1710 der Oberhauptmann von Lautitz der Kirche abgekauft und als Neuehof neu aufgebaut hat. Es dürfte wohl der Schluß gerechtfertigt sein, daß der Neuehof resp. das Philippsche Gut gleichbedeutend ist mit dem von Hellmuth erwähnten Germerschen Rittergut, um so mehr, da der dazu gehörige Grundbesitz in der Isern Feldmark lag.

Der Besitz der Pfarre, Kirche und Schule wurde durch Verpachtung genutzt. Wie sehr die Bürger darauf angewiesen waren, auch Ackerbau zu betreiben, geht aus einer Beschwerdeschrift hervor, die im Jahre 1719 an den regierenden Herzog gerichtet ist, unterzeichnet: „sämtliche Einwohner." Es wird darin der Herzog dringend gebeten, den Verkauf der sogen. Philippschen Güter rückgängig zu machen, da die Einwohner verarmen müßten, wenn sie das Land ferner nicht pachtweise nutzen dürften. Eine Antwort auf die Eingabe ist mir leider nicht bekannt geworden. Indes ist Ende des Jahrhunderts das Gut, nachdem es mehrmals veräußert worden war, parzelliert und später mit dem Restbesitz an die Gemeinde übergegangen.

Der große Besitz der Gemeinde in den Calvörder Bergen war kein volles Eigentum, sondern die Gemeinde bezw. die Einwohner hatten daran nur Nutzungsrecht an Bau- und Brennholz, sowie an Weide; von Bedeutung war insbesondere die Schweineweide in den Forsten, über die mancher Streit zwischen der Bürgerschaft und dem Pächter des Amtes entbrannte. Als 1819 eine größere Fläche Landes in Acker umgewandelt und eine andere neu aufgeforstet wurde, erhob die herzogliche Kammer Einspruch. Ein daraus entstandener Prozeß wurde 1832 durch Vergleich beendet, durch den die Weidegerechtsame der Gemeinden Velsdorf und Wiegelitz durch Abtretung von zusammen 1000 Morgen Land, die Gerechtsame von Calvörde durch Abtretung von 1200 Morgen Land im Siek und in den Bergen, sowie durch Lieferung von jährlich 6 Malter Brennholz an jedes Bürgerhaus abgelöst wurde. Da nun kurze Zeit darauf die Gemeinde Pächterin des herzoglichen Domänenamtes wurde, war damit den notleidenden Bürgern die Möglichkeit gegeben, als Ackerbauer den Lebensunterhalt zu erwerben, was ihnen als Handwerker u. a. nicht mehr möglich war.

Der Ohrefluß, der die Feldmark in Länge von 8 Kilometern durchschneidet, hat erst durch die Melioration der Jahre 1780—84 ein regelrechtes Bett bekommen, ordnungsmäßigen Abfluß des Wassers aber erst erhalten, nachdem die Burgmühle beseitigt war. Die Melioration ist auf Kosten des preußischen Staates erfolgt, hat aber der Calvörder, besonders der Isern Feldmark sehr genützt, da es danach erst möglich war, den guten Acker in der Niederung, der vor Jahrhunderten Acker gewesen, dann aber Weide geworden war, wieder urbar zu machen. Aber die größte Zahl der Besitzer hatte zunächst Schaden von der Entwässerung, da die Wiesen, die sonst als versumpfte Wiesen allerdings nur minderwertiges Futter gaben, nun zunächst überhaupt keinen Ertrag gaben. Die Folge war, daß man sich durch Abbrennen eines Teiles der Moorschicht zu helfen suchte und nun jahrelang gute Ernten an Rübsen, Buchweizen und Getreide machte, dann aber nach Ausnutzung der Asche schlechtere Wiesen daraus her-

richtete, wie sie vordem gewesen waren. Diese Übelstände vermehrten sich und führten zu der Not der Jahre 1814—1837. Mit dem Eintritte Calvördes in den Zollverein lebten Gewerbe und Handel, mit der Verteilung der Domänenäcker an die Bürger die Landwirtschaft auf, und dadurch wurde es möglich, daß die Gemeinde die Kosten der neuen Ohremelioration 1860—1864, der Separation 1856—1867 und schließlich den Ankauf der Domänenländereien wagen konnte.

Die herzogliche Forstverwaltung hatte nach einer Reihe von Jahren eingesehen, daß es auf die Dauer nicht möglich war, den im Jahre 1832 vorhandenen 127 Bürgerhäusern, sowie der Kirche, Schule, dem Amtsgerichte usw. die Mengen von Laubholz zu liefern, zu denen sie verpflichtet war. Es wurde deshalb nach langen Verhandlungen das Abkommen getroffen, daß die Holzlieferung durch Abtretung von je $5^{1}/_{2}$ Morgen Land mittlerer Güte für je 6 Malter Holz abgelöst werden, der Rest des Domänenlandes aber an die Gemeinde bezw. die Interessenten verkauft werden sollte. Dies wurde gleichzeitig mit der Separation 1867 in der Weise ausgeführt, daß die Gemeindekasse einschließlich ihrer Ansprüche aus früherem Besitze etwa 400 Morgen Land vorweg erhielt, der Rest den Feldmarkinteressenten zu gleichen Teilen überwiesen wurde, wodurch in erster Reihe die Bürgerwesen, die nun 30—50 Morgen Land mit 20—30 Morgen Acker erhielten, also den früheren Halbspännerhöfen gleich kamen, zu spannführigen Besitzungen gemacht wurden.

Wie bereits erwähnt, wurde gleichzeitig mit der Separation der Feldmark die Kanalisation der Ohre durchgeführt, aber dieses Mal größtenteils auf Kosten der Feldmarksinteressenten (21000 M.), aber auch zu deren Nutzen. Ist auch ein Teil der Grundstücke der Ohreniederung noch zu nahe dem Grundwasserstande, um Acker, und zu hoch darüber, um gute Wiesen zu liefern, so bildet doch der größte Teil guten Acker und, soweit er niedrig gelegen und gut mit Kali und Phosphorsäure gedüngt, gute Wiesen. Dies gilt auch für den höher gelegenen Moorboden, der für beide Nutzungszwecke wertvoll ist, als Acker allerdings nur nach Umbau in besandete Moordämme, die jetzt den wertvollsten Teil der Feldmark bilden. Vorbedingung für die fernere günstige Wirkung der Geradelegung des Bettes des Ohreflusses ist regelmäßiges, sorgsames Auskrauten, sobald im Frühjahr das Kraut im Flußbett wächst und nicht erst, wenn es von der Aufsichtsbehörde angeordnet wird. Zu spätes Auskrauten kann die verderblichsten Folgen haben, wie das Jahr 1871 bewiesen hat.

Mit der Durchführung der Feldmarkseparation war die Feldmark folgendermaßen eingeteilt:

1.	Fiskalischer Besitz von	27,20 Hektar
2.	Besitz von Kirche, Pfarre, Schule	65,50 „
3.	Besitz der Gemeindekasse	104,00 Hektar
4.	2 Besitzungen mit je rund	80—100,00 „
5.	7 „ „ „ „	25—50,00 „
6.	11 „ „ „ „	15—25,00 „
7.	97 „ „ „ „	6—15,00 „
8.	57 „ „ „ „	1—6,00 „

Das Areal der unter 1—3 genannten Besitzungen und ein Teil der unter 5 genannten war verpachtet, und zwar größtenteils an die Inhaber der ganz kleinen Bürgerwesen. Die Wirtschaftsweise war schon in den 70er Jahren eine gute, und die Ernten stiegen, besonders nach Einführung des Verbrauchs künstlicher Düngemittel, von 1873 an ganz wesentlich, sodaß die hohen Ausgaben für die Separation, insbesondere die Anlagen von Wegen und Gräben in der Feldmark, die etwa 90000 M. Kosten verursachten, und die Drainierung der Äcker besserer Bodenbeschaffenheit ohne Schwierigkeiten getragen wurden.

Nachdem in den Jahren 1860—1868 die jetzigen Staatsstraßen nach Flechtingen und Helmstedt, nach Gardelegen und nach Neuhaldensleben gebaut waren, wurden nach Einführung der Kreisordnung innerhalb der nächsten zehn Jahre auch die Kommunikationswege nach Velsdorf, Wegenstedt, Uthmöden, Zobbenitz und nach Lössewitz als Kreischausseen ausgebaut.

Der Betrieb der Landwirtschaft, der vor der Separation im wesentlichen in Viehzucht bestanden hatte, ging nach Umwandlung der gemeinschaftlichen Weiden in Ackerbau über, und nur ein Teil der hoch und trocken liegenden Bergländereien wurde mit Kiefern aufgeforstet. Aber auch der Viehhaltung kamen die zunehmenden Heuernten zugute. Mit der Einrichtung der ersten Stärkefabrik nahm der Kartoffelbau wesentlich zu, und endlich von Mitte der 80er Jahre an auch der Rübenbau. Leider konnte, wie bereits erwähnt, der Tabakbau infolge der neuen Steuer, und der Kümmelbau infolge des verheerenden Auftretens der Kümmelfliege nicht mehr rentieren, und es ging den kleinen und kleinsten Landwirten ein großer Teil ihrer Einnahmen verloren. Es ist dies umsomehr zu bedauern, als diese Kleinbetriebe bis zu 10 und 15 Hektar diejenigen sind, die neben intelligent geleiteten Großbetrieben am sichersten eine Rente geben. Sie sind mit hohen Arbeitslöhnen nicht belastet, weil der Besitzer mit Familie die Arbeit selbst besorgt. Die schwierigste Stellung unter den heutigen Verhältnissen haben die Wirtschaften, die Knechte, Mägde und Arbeiter halten müssen und nicht die Vorteile des Großbetriebes sich zunutze machen können. Es wird dies dadurch bewiesen, daß die jetzt vorhandenen

2 Höfe mit 40—50 Hektar und 3 Höfe mit 25—30 Hektar in einzelnen Teilstücken, und von den 11 Höfen mit 15—25 Hektar die 5 größten verpachtet sind.

Außer diesen Höfen und dem oben erwähnten Besitz des Fiskus, Kirche rc. und Gemeinde sind zur Zeit vorhanden:

1 Besitzung mit 180 Hektar und 100 Hektar Pachtland,
26 Bürgerwesen mit 10—15 Hektar,
46 " " 5—10 "
38 " " 1— 5 "
36 " " 1 "
63 Häuser ohne Grundbesitz.

Letztere sind vorwiegend im Besitze von Gewerbetreibenden aller Art, 100 Handwerkern, 17 Kaufleuten und 45 Händlern, einzelne auch von Landwirten, die vornehmlich Pachtacker bewirtschaften. Es ist also dasselbe Verhältnis wie vor hundert Jahren, daß nämlich die Mehrzahl der Gewerbetreibenden keinen Grundbesitz hat. Die Bürgerwesen, in denen ehemals Handwerk betrieben wurde, sind zum Teil ohne Grundbesitz verkauft oder werden durch die Landwirtschaft benutzt trotz der ungenügenden Höfe. Es ist noch hervorzuheben, daß 107 Hektar im Besitze von Anbauern der umliegenden Dörfer sind, die zum Teil auch noch Äcker und Wiesen der hiesigen Feldmark gepachtet haben. Wenn man berücksichtigt, daß sich wieder eine größere Wirtschaft gebildet hat, die nahezu dasselbe Areal bewirtschaftet wie die ehemalige Domäne, und außerdem noch über 100 Hektar der Feldmark an die umliegenden Ortschaften verkauft oder verpachtet sind, so drängt sich von selbst der Gedanke auf, daß es überflüssig gewesen sei, diese zu zertrümmern, vielmehr es genügt haben würde, das viele, bis 1857 nur als Weide genutzte Land schon früher urbar zu machen. Hierzu wäre allerdings die gründliche Entwässerung notwendig gewesen, wie sie durch die Kanalisation der Ohre 1860—1864 bewirkt worden ist. Die Erhaltung größerer Besitzungen ist notwendig, damit dieselben in ihrer rationellen Bewirtschaftung als Vorbild dienen können, aber auch nur dann berechtigt, wenn die Besitzer dieser Forderung nachkommen.

Von Calvörde aus führen nach den benachbarten Orten sieben Chausseen; von diesen wurden die Wege nach Flechtingen, Neuhaldensleben und Gardelegen bereits 1860—1864 fertig hergestellt. Dies sind jetzt Staatsstraßen, während die übrigen Wege 1873—1879 als Kreischausseen gebaut wurden. Infolge der vom Herzogtum abgesonderten Lage wurden die Staatsstraßen nicht als eine durchgehende Straße angesehen bis zum Jahre 1887, in diesem Jahre aber dazu erklärt, und damit die im Zuge derselben liegende Hauptstraße des Ortes ebenfalls als Staatsstraße übernommen. Daß dies gerechtfertigt ist, geht daraus hervor, daß eben diese selbe Straße, wie bereits oben erwähnt, Jahrhunderte lang dem großen Frachtverkehre diente und bereits 1561 gepflastert wurde. Von 1832—1838 wurde das Pflaster erneuert, und zugleich sind sämtliche Nebenstraßen gepflastert; 1890 wurde jenes Pflaster auf Kosten der Staatskasse zum drittenmale neu hergestellt. In demselben und den folgenden Jahren wurden die Seitenwege und die Bürgersteige der Hauptstraße mit Platten belegt. Straßenbeleuchtung wurde im Jahre 1873 eingeführt und zwar mit Petroleumlaternen, die 1900 und 1903 durch Spiritusglühlicht ersetzt wurden. Die Bürgerschule, die den Verhältnissen entsprechend ausgebaut ist, bedurfte bis 1873 geringer Zuschüsse, da das Schulgeld eine wesentliche Einnahme brachte. Es betrug bis 1867 je 12, 8 und 4 M. pro Kind für die drei Klassenstufen, wurde aber 1873 auf 4 M. für alle Klassen festgesetzt, da es für Familien mit vielen Kindern nicht zu erschwingen war. Der Erfolg war, daß es nicht mehr, wie früher, nötig war, Zwangsvollstreckungen zu verhängen und jährlich bis 500 M. zu erlassen. Die Zuschüsse aus der Gemeindekasse schwankten zwischen 429 und 864 Talern, stiegen nun aber sehr schnell 1874 und 1875 auf 3600 M. und 1902/03 auf 9100 M. Daß dies einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Kommunalsteuer haben mußte, ist ohne Weiteres klar. Wie schon erwähnt, wurde 1897 durch Ortsstatut eine gewerbliche Fortbildungsschule gegründet, die von den Lehrlingen der Handwerker rc. bis zum vollendeten 18. Lebensjahre besucht werden muß. Diese Schule erfordert einen jährlichen Zuschuß von 200 M.

Die für die Gemeindekasse notwendigen Steuern wurden früher nach Bestimmungen der Landgemeinde-Ordnung zur Hälfte als Zuschlag zur Grundsteuer erhoben. Da sich hierbei herausstellte, daß eine größere Anzahl kleinerer Grundbesitzer die durch Altenteil und Zinsen stark belastet waren, zu Steuern herangezogen wurden, die ihren Verhältnissen nicht entsprachen — ein Reihebürger zahlte z. B. 3 M. vom Einkommen wie ein Arbeiter und 38 M. als Zuschlag zur Grundsteuer —, so wurde 1894 durch Statut bestimmt, daß fortan nur 25 Prozent als Zuschlag zur Grundsteuer und 75 Prozent vom Einkommen zu erheben sind, und zwar in steigenden Sätzen von 0,75 bis zu 2,5 Prozent bei einem Einkommen von 10000 M. und darüber. Dieses Statut hatte sich gut bewährt, wurde aber durch das Staats-Einkommensteuer-Gesetz außer Kurs gesetzt, das aber nahezu dieselben Steuersätze festgesetzt hat.

Die Ausgaben der Gemeinde stiegen nach der Separation bedeutend durch die Zahlung von Zinsen und Abträgen für die 1867—1879 gemachten Kapitalanleihen für den Ankauf des Amtslandes, den Schulbau usw. Die Einnahmen stiegen aber auch gleichzeitig durch die Pachten für jenes Land. Betrug die Einnahme vom Grundbesitz der Gemeinde 1866 841 Tlr. 9 Gr. 3 Pfg., so stieg sie bis 1875 auf 5506 M., trotzdem etwa 40 Hektar

als Gärten und Ackerdämme in Teilstücken von 6 bis 12,5 ar an hiesige Arbeiter auf Lebenszeit gegen eine mäßige Pacht überlassen sind.

Die bereits erwähnten steigenden Ausgaben für die Schule allein veranlaßten die Steigerung der Kommunalsteuer, die von
1542 Tlr. 12 Gr. 2 Pfg. = 4627,22 M. im Jahre 1866 auf
9632,94 M. im Jahre 1885 und auf
14158,64 M. im Jahre 1902/03 stieg,
also um 9531,42 M., während der Zuschuß zur Schulkasse um 7813 M. stieg. Rechnet man hierzu noch die Zinsen der Baukosten des 1874 erbauten Schulhauses mit 38465 M. à 4 % mit 1538,60 M., so decken sich die Summen fast genau, trotz anderer großer Aufwendungen.

Die Schulden der Gemeinde betrugen 1864	12420,00 M.
1867—1874 Amtsankauf und Schulbau	71400,00 „
	83820,00 M.
1884—1897 angeliehen	11500,00 „
dazu außerordentliche Aufwendungen für die Kirche, Schule, Feuerwehr, Plattenbelag der Bürgersteige, Armenhaus usw.	26908,76 „
	122228,76 M.
aus den laufenden Mitteln wurden getilgt bis zum 1. April 1903	117098,76 „
	5130,00 M.

Es blieben somit Schulden am 1. April 1903 5130 M. Von obigen 117098,76 M. sind abzusetzen die Einnahmen für verkaufte Bauplätze und für die 1902 an die herzogliche Wegebauverwaltung verkauften Obstbäume an den Staatsstraßen

in Summa	18798,00 M.
Es betragen somit die Abträge aus Gemeindemitteln im Laufe der Jahre	98300,76 „
zusammen	117098,76 M.

Aus den Einnahmen der Gemeinde wurden somit zur Tilgung der Schulden verwendet und zwar
im Durchschnitt der Jahre 1867—1903 2730 M.
1888—1903 3710 M.

Da inzwischen das Vermögen der Gemeinde durch das Heranwachsen der Forst wesentlich gewachsen ist, so kann man sagen, die Gemeinde ist schuldenfrei durch die Leistungen ihrer Mitglieder. Dies ist umsomehr anzuerkennen, als Calvörde bisher von den Segnungen des modernen Verkehrs mittels der Eisenbahn ausgeschlossen ist, Handwerk und Geschäftsverkehr sich daher nicht gehoben haben und deshalb auch die Einwohnerzahl seit 30 Jahren nicht zugenommen hat.

Zur Geschichte der Riddagshäuser Bibliothek.

Von Paul Lehmann.

Zu meinem kürzlich in diesen Blättern (S. 49 bis 56) erschienenen Aufsatze über die Geschichte der „Riddagshäuser Bibliothek" sind mir noch verschiedene Tatsachen bekannt geworden, die ich hier in zeitlicher Folge nachtragen möchte.

1. Wie H. Nentwig in seiner Schrift über „das ältere Buchwesen in Braunschweig"[1]) S. 4 erwähnt, vermachte am Pantaleonstage (28. Juli) 1444 der braunschweigische Bürger Berthold Plockhorst wie anderen Kirchen und Klöstern so auch Riddagshausen einige Bücher. Die betreffende Stelle im Testamentbuche der Altstadt von 1358—1446 (Hs. des Stadtarchivs zu Braunschweig) lautet auf fol. 135r:

„Item myn artzedye bok zydrach unde de glosen over de x bote gheve ek to Riddagesshusen uppe dat me mek screve in dat martirologium to ener ewighen memorien."

2. Weiterhin (vgl. Nentwig a. a. O. S. 5) überwies 1456 der Pfarrer Konrad Leonhardi aus Lehndorf durch sein Testament dem Kloster R. ein Buch, dessen Titel (dictio . . .) wegen einer schadhaften Stelle des Textes leider nicht ermittelt werden konnte.

3. Während wir diese Bücher nicht mehr selbst haben, sondern nur jene Nachrichten über sie, ist es mir gelungen, in dem Kodex der Königl. Bibliothek zu Berlin lat. in quarto 358 eine andere Handschrift aus Riddagshausen aufzufinden. Folgender Vermerk auf pag. 135 zeigt, daß das Buch zum größten Teile in Riddagshausen entstanden ist:

‚Scriptum et collectum in saxonia in claustro aliquo iacenti prope brunswyck uocato riddershusen Anno domini 1463.'

Es ist eine Papierhandschrift von 387 einkolumnig beschriebenen Seiten in altem Ledereinbande. Die Schrift ist die übliche des 15. Jahrhunderts. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig. Ich beschränke mich auf die Angabe der einzelnen Titel, wie sie über den Schriften und in dem alten Inhaltsverzeichnisse des Bandes auf der Rückseite des ersten, bei der Paginierung nicht mitgezählten Blattes stehen:

1. Stella clericorum. 2. Expositio lectionum defunctorum. 3. ‚Paeniteas cito' mit Kommentar, woran sich lateinische und niederdeutsche Bußgebete schließen. 4. Virgultum orationis dominicae. (Am Ende dieser Schrift steht obige Schreibernotiz). 5. Tractatus quidam discipulum docens per modum ioculatorium. 6. Physiologus de naturis XII animalium. 7. Regimen pestilentiae. 8. Quindecim uiae eleuantes mentem ad deum. 9. Quaedam dubia circa passionem domini. 10. De disciplina ambulandi. 11. Alphabetum paruum

[1]) Vgl. Br. Mag. 1901 S. 183 f.



boni monachi in schola dei. 12. Speculum manuale sacerdotum. 13. Notabilia collecta ex iacobo de uoragine.

Diese Traktate sind ungefähr in einer Zeit geschrieben, in den Jahren 1461—1464, wie verschiedene Vermerke bezeugen z. B. pag. 210: „Et sic, est finis anno d. 1463 in brunsuick scriptum per me diricum pemser.' Mehrere Seiten im Anfange, in der Mitte und am Ende des Bandes waren ursprünglich leer geblieben und sind erst am Schlusse des 15. Jahrhunderts dazu benutzt, eine beträchtliche Anzahl lateinischer und lateinisch-deutscher Lieder, Verse u. a. meist geistlichen Inhalts einzutragen. Das anmutigste ist ein Preislied auf die Jungfrau Maria:

‚Inter flores eximia · leyflich eyn rode rose
uernans ortu melliflua · utwist er dogit glose.
Ornatu stans puellula · darby dey bloymken sprungen
in prati uirescentia · dorch lust dey vogelyn sungen.]
 2c. 2c.

Aus verschiedenen Eintragungen geht nicht nur die Zeit der Niederschrift dieser Lieder hervor, sondern auch der Ort; es ist nicht mehr Riddagshausen, sondern der Franziskanerinnenkonvent zu Gerresheim bei Düsseldorf. Wir müssen daraus schließen, daß die Handschrift schon frühzeitig, vor 1490, Riddagshausen verlassen hat; ob sie zuerst in den Besitz des Kaiserswerther Kanonikus Johannes Brack gekommen ist, dessen Name auf der Vorderseite des ersten Blattes steht, und dann in die Bibliothek des ‚conuentus sororum ordinis sancti francisci in gerisheyme', oder umgekehrt, ließ sich nicht feststellen. Im 19. Jahrhundert ging sie auf mir unbekanntem Wege in die Sammlung des Professors Bormann in Lüttich über, aus dessen Nachlasse sie im Mai 1880 die Berliner Königliche Bibliothek ankaufte.

4. Auf ein sehr unsicheres Gebiet müssen wir uns begeben, wenn wir die von Angelo Mai in seiner Ausgabe von Ciceros De re publica, Romae 1822, pag. XXII der Vorrede und von F. A. Ebert in seinem Buche „Zur Handschriftenkunde I, Leipzig 1825, S. 113 angeführte Nachricht erörtern wollen, daß einst in Riddagshausen ein Kodex mit der Ciceronischen Schrift über den Staat gelegen habe. Ihre Quelle sind Kaspar von Barths [1]) 1624 zu Frankfurt erschienene Adversarien lib. XXXII cap. 18, wo sich eine Bemerkung etwa folgenden Inhalts befindet: ein ihm (Barth) befreundeter Gelehrter, mit Namen Johann Heinrich Meibom [2]), wisse zu berichten, daß sich im Kloster ‚Rittershusium prope urbem Brunsuicium' vormals eine stattliche Bibliothek befunden habe, die leider durch Kriege und andere schwere Schicksalsschläge fast völlig vernichtet sei. Von ihren vormaligen Schätzen aber zeugten noch die Titel auf den Bücherkapseln, die für die Aufbewahrung der Handschriften bestimmt gewesen wären. ‚Inter ceteros titulus inibi restat glutino adfixus, in ea capsa fuisse Ciceronem de re publica.' Wo Meibom die von Barth wörtlich zitierte Angabe gemacht hat, konnte ich nicht feststellen. So weit ich seine medizinischen und philologisch-historischen Abhandlungen [3]) durchgesehen habe, enthalten sie die fragliche Stelle nicht. Da nun aber die beiden Gelehrten seit etwa 1619 mit einander korrespondiert [4]) haben, so ist es sehr leicht möglich, daß Meibom seinen Fund brieflich mitgeteilt hat. Bei dem Mangel einer anderweitigen Bestätigung der Nachricht, wäre es müßig, sie an diesem Orte genauer prüfen zu wollen. Dem Kenner der Überlieferungsgeschichte von Ciceros De re publica wird es sehr schwer fallen, an die Richtigkeit der Meibomschen Bemerkung zu glauben.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

50. Sitzung am 23. Oktbr. 1905 in Braunschweig.

Museumsdirektor Prof. Dr P. J. Meier sprach über die Erhaltung alter Straßennamen. Redner hat auf dem Denkmalpflegetage zu Bamberg dieses Thema behandelt. Er erörtert zunächst, was unter einem Denkmale zu verstehen sei, hebt hervor, daß der Grundriß der Städte ein hervorragendes Denkmal sei, folglich auch die Straßen und deren alte Benennung. Aus Wolfenbüttel, mit dessen Denkmälern er sich in letzter Zeit besonders eingehend beschäftigt hat, führt er Beispiele an. Er beklagt das Verschwinden der alten Namen Lauenkuhle und Gotteslager. Man könne verstehen, wenn Namen von wirklicher Anstößigkeit beseitigt sind, dagegen fänden sich z. B. in Hildesheim Verunstaltungen von alten Namen, die sich nicht entschuldigen ließen. Verderblich sei die Sucht der Anwohner nach hochklingenden Straßennamen, auch wenn solche sich in ein patriotisches Gewand kleiden. Auch die Umwandlung von Gasse und Twete in Straße gehöre dahin. So sei in Braunschweig aus Ulentwete Eulenstraße und aus Prinzenwinkel Prinzenweg gemacht. Daß in vielen Fällen die Veranlassung, welche den Namen entstehen ließ, nicht mehr be-

[1]) B. lebte von 1587—1658, ist bei den Philologen mit Recht als ein ebenso anmaßender wie unzuverlässiger Vielschreiber verrufen.

[2]) „Zu Helmstedt 1590 als Sohn des älteren Heinrich Meibom geboren, lehrte an der Juliusuniversität als Professor der Medizin von 1619 bis 1625 und starb 1655 zu Lübeck, wo er seit 1626 als Arzt gewirkt hatte" (F. Koldewey, Geschichte der klass. Philologie auf der Universität Helmstedt S. 120 Anm. 3).

[3]) Vgl. die Zusammenstellung in Jöchers Gelehrtenlexikon III (1751) 362 und namentlich in Rotermunds Fortsetzung dazu IV (1813) 1201 f., ferner A. D. B. XXI 188.

[4]) Die Königl. Bibliothek zu Hannover besitzt einen Brief Barths an J. H. Meibom vom 11. Januar 1649. (Vgl. E. Bodemann, die Handschriften der Königl. öffentl. Bibliothek zu Hannover. Hannover 1867, S. 382). Aus dem Ende dieser Epistel können wir auf die ungefähre Dauer der Korrespondenz schließen: ‚Tibi ad humanissimas et eruditissimas tuas litteras (quarum uirtutem ante XXX annos mihi in te magnopere placuisse lubens recordor)..'

steht, könne unmöglich als Grund für eine Umtaufe gelten. Umgekehrt müsse man um so zäher an einem Namen festhalten, je mehr der ursprüngliche Zustand schwinde. Die Wiedereinführung alter Namen sei mit Vorsicht zu betreiben. Es bedürfe dazu eines sachverständigen Rates.

Die Versammlung erklärte sich mit den vom Redner aufgestellten Grundsätzen einverstanden und wählte in einen Ausschuß, der inbetreff ihrer Verwirklichung Vorschläge beraten soll, den Redner selbst, den Vorsitzenden, den ersten Schriftführer, Oberlehrer Schütte und Archivrat Dr Mack.

Hierauf behandelte Pastor Schattenberg die Frage: „Was haben die Bauern vor hundert Jahren gegessen?" Was der Vortragende dazu in Kneitlingen gesammelt hat, beabsichtigt er in einer Arbeit über den Eulenspiegelhof zu veröffentlichen.

51. Sitzung am 6. Novbr. 1905 zu Wolfenbüttel.

Museumsdirektor Dr Fuhse sprach über Stobwasser und seine Konkurrenz im 18. Jahrhundert. Redner hat seiner Darstellung umfangreiches bisher nicht veröffentlichtes Material aus Polizeiakten zu Grunde legen können. Der Vortrag wird demnächst in diesen Blättern gedruckt werden. Archivrat Dr Zimmermann hielt einen Vortrag über Braunschweigisch-Brandenburgische Heiraten. Schon Otto das Kind, der erste Herzog von Braunschweig-Lüneburg, hatte eine Brandenburgerin, die Urenkelin Albrecht des Bären, zur Gemahlin. Zwei Töchter des ersten Markgrafen aus Hohenzollernstamm wurden Herzoginnen zu Braunschweig. Nach dem dreißigjährigen Kriege waren die Braunschweigisch-Brandenburgischen Beziehungen eine Zeitlang erkaltet. Dann trat eine enge Verschwägerung des preußischen Königshauses zunächst mit den Hannoverschen Welfen ein: Friedrich I und Sophie Charlotte, Friedrich Wilhelm I und Sophie Dorothee sind besonders hervorzuheben. Die Ehe Friedrichs des Großen mit Elisabeth Christine und des Herzogs Karl I mit Philippine Charlotte führte eine enge Verbindung von Braunschweig-Wolfenbüttel mit Preußen herbei. Im Ganzen sind 20 Ehen zwischen Welfen und Hohenzollern zu verzeichnen. Das Gesamtergebnis seiner Forschungen beabsichtigt Archivrat Dr Zimmermann im Hohenzollern-Jahrbuche zu veröffentlichen.

52. Sitzung am 20. Nov. 1905 zu Braunschweig.

Pastor Schattenberg sprach über Till Eulenspiegel, den Bauernsohn aus Kneitlingen. Redner ist durch seine Studien über den Eulenspiegelhof in Kneitlingen, deren Resultate er in einer Broschüre niederzulegen im Begriffe steht, zu diesem Thema angeregt worden. Das Interesse für Till Eulenspiegel sei neuerdings lebhaft geworden, namentlich durch Arnold Kramers Eulenspiegel-Brunnen, dessen Erwerbung für die Stadt Braunschweig man Herrn Bankier Meyersfeld zu danken habe. Die Annahme, daß eine wirkliche Persönlichkeit mit dem Familiennamen Ulenspeigel gelebt habe, hält Redner für berechtigt. Die Angaben, welche das Volksbuch selbst darbiete, gewönnen an Glaubwürdigkeit, wenn man in Betracht ziehe, daß dessen erste Ausgabe nicht 1512 in Straßburg, sondern wahrscheinlich 1483 in Braunschweig erschienen sei und von dem Braunschweiger Herman Bothe herrühre. In ihm sei zwar nicht Kneitlingen, wohl aber die Gegend des Elms als Geburtstätte Tills bezeichnet. Die Nennung von Kneitlingen geschähe erst 1654 bei Merian. Dazu komme die Tradition des Ortes selbst, wo sich außer dem Eulenspiegelhofe auch ein Eulenspiegelspring und eine Eulenspiegelbrücke nachweisen ließen.

Bankier Meyersfeld teilt mit, wie er dazu gekommen sei, den Brunnen zu stiften. Er sei in den Ausschuß gewählt. Zu den dort gemachten Vorschlägen, die Gelder durch Sammeln, Bazare oder Konzerte aufzubringen, sei er in entschiedene Opposition getreten. Ein lediglich verneinender Standpunkt habe ihm indessen nicht zugesagt. So sei er mit seinem positiven Anerbieten hervorgetreten.

Der Vorsitzende dankte Herrn Meyersfeld auch im Namen und vom Standpunkte des Geschichtsvereins für seine hochherzige Stiftung.

Stadtarchivar Dr Mack hielt demnächst seinen angekündigten Vortrag über Leisewitz' Plan für die Reform der Armenpflege in der Stadt Braunschweig. Von dem reichen Material, welches Redner aus bisher nicht gedruckten Quellen zusammengestellt hat, konnte in dem Rahmen eines Vortrages nur ein Teil dargeboten werden. Das Ganze wird im nächsten Jahrbuche des Geschichtsvereins erscheinen.

53. Sitzung am 4. Dezbr. 1905 zu Wolfenbüttel.

Dr phil. Steinacker hielt seinen angekündigten Vortrag über Constantin Uhde. Redner weist den Zusammenhang nach, in dem Uhde zu seinen Vorgängern gestanden hat, namentlich zu Ottmer. Er bezeichnet ihn als denjenigen, welcher dem Klassizismus zu einer letzten Nachblüte verholfen hat. Die Drucklegung des Vortrages wird im Braunschweigischen Magazin erfolgen. Professor Bohnsack hob noch besonders den Einfluß des Malers Nickol auf Constantin Uhde hervor.

Museumsdirektor Professor Dr P. J. Meier beantragte, mit dem Historischen Verein für Niedersachsen zu Hannover ein ähnliches Kartell anzubahnen, wie solches mit dem Harzverein für Geschichte und Altertumskunde bereits besteht. Der Antrag wird einstimmig angenommen. Der Vorsitzende berichtete über einige neue Erwerbungen für das Herzogliche Landeshauptarchiv: ein aus dem Kloster St. Ägidii zu Braunschweig stammendes Brevier, einen Sammelband mit Streitschriften von und gegen den früheren Jesuiten und

späteren Helmstedter Professor Johannes Kempen, der am 15. September 1544 in Wolfenbüttel gestorben ist, u. a. Forstmeister Hoffmann zeigte ein Bild des Oberbergmeisters Weichsel vor, dem Verfasser des Harzspruches „Es grüne die Tanne ıc.", über den im Julihefte des Br. Mag. von 1905 berichtet worden ist. Das Bildnis wurde als Geschenk dem vaterländischen Museum überwiesen. H. M.

Bücherschau.

Friedrich Thimme, Die hannoversche Heeresleitung im Feldzuge 1866. Eine kritische Beleuchtung der Erinnerungen des hannoverschen Generalstabschefs Oberst Cordemann. Hannover, Otto Tobias 1904. 48 S. 8°. 1 Mk.

So ungünstig ist der Eindruck, welchen man beim Durchlesen der fast dreizehn Jahre nach Cordemanns Tode veröffentlichten Aufzeichnungen desselben erhält, daß man sich mit dem Ausrufe „o si tacuisses!" fortwährend davon abwenden möchte. Dennoch sind sie von unschätzbarem Werte, denn sie haben es Friedrich Thimme ermöglicht, unter Heranziehung anderer bisher ungedruckter Aufzeichnungen ein endgültiges Urteil über die hannoversche Heeresleitung abzugeben. Die militärisch Schuldigen bei der Katastrophe von 1866 sind Arentschildt und Cordemann, bis zu einem gewissen Grade auch Dammers gewesen. Hätte König Georg V. diese drei in ihren mehr oder weniger subalternen Stellungen belassen, seinen bisherigen Generalstabschef v. Sichart beibehalten und mit dessen Hilfe den Oberbefehl selbst geführt, dann wäre ein anderer Ausgang zu hoffen gewesen. In der natürlichen militärischen Veranlagung des Kriegsherrn und in der Kriegserfahrung der alten Peninsulakämpfer, von denen alle bis auf den Kriegsminister bei Seite geschoben wurden, lag die Stärke der hannoverschen Kriegführung. Auf das beste, was man hatte, leistete man von vorn herein freiwillig Verzicht. Die Verdienste Thimmes sind bereits von einem kompetenten selbstbeteiligten Mitkämpfer im 3. Hefte des Jahrgangs 1905 der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen gewürdigt worden. Fast jedes Wort des dort gesagten möchten wir unterschreiben; nur möchten wir mit Lettow-Vorbeck und Thimme daran festhalten, daß der zweitägige Aufenthalt bei Göttingen schädlich war. Die preußische Heeresleitung hatte es unterlassen, Maßregeln gegen die Benutzung der Eisenbahn über Bebra zu treffen, und so wäre es wohl möglich gewesen, das gesamte gerettete Kriegsmaterial auf dieser Eisenbahnlinie nach Frankfurt in Sicherheit zu bringen. Alle Achtung vor den erstaunlichen Leistungen auf dem Gebiete schneller Mobilmachung bei Göttingen; aber z. B. der Park von 10 Reservegeschützen, der mit 24 Pferden des Königlichen Marstalls bespannt und von Königlichen Stallbedienten mit roten Röcken und weißen ledernen Hosen gefahren wurde, war doch wohl nur ein Impedimentum für eine Truppe, welche, wie der wagemutige Kriegsminister richtig hervorgehoben hat, sich nicht unbemerkt durchschleichen, sondern sich à tout prix durchschlagen mußte, wie es Herzog Friedrich Wilhelm im Jahre 1809 getan hatte. H. M.

Georg Bode, Urkundenbuch der Stadt Goslar und der in und bei Goslar belegenen geistlichen Stiftungen. Herausgegeben mit Unterstützung des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde von der Historischen Kommission f. d. Prov. Sachsen u. d. Herzogt. Anhalt. 4. Teil. Halle, Otto Hendel 1905. XXXV u. 831 S. u. 8 Tafeln. Gr. 8° 18 M.

A. u. d. T.: Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. 22. B. 4. Teil.

In rüstiger Arbeit hat der fleißige Herausgeber der Urkunden Goslars dem dritten Teile des wichtigen Werkes, den wir in diesen Blättern 1901 S. 80 anzeigen konnten, den vierten Teil jetzt folgen lassen, der die Jahre 1336—65 umfaßt, also nicht so viel, wie ursprünglich beabsichtigt war. Die Fülle des noch immer anwachsenden Materials zwang zu dieser Beschränkung und stellt aus dieser und der vorhergehenden Zeit noch einen Nachtragsband demnächst in ziemlich sichere Aussicht. Es scheint dem unermüdlichen Eifer des Herausgebers, dem schon mehrere schöne Funde gelungen sind, wiederum geglückt zu sein, einer Anzahl verschleppter Goslarer Archivalien auf die Spur zu kommen. Wir wünschen ihm von Herzen, daß ihm die erhoffte Beute zu Nutz und Frommen der Wissenschaft abermals glücklich zu Teil werden möge. Der vorliegende Band, der 887 und dabei nicht weniger als 783 bislang ungedruckte Urkunden enthält, zeigt aufs Neue die hier schon wiederholt gewürdigten Vorzüge. Das Ganze bildet ein für unsere heimische Geschichte äußerst wichtiges Quellenwerk, dessen Fortsetzung wir mit Interesse entgegen sehen.

Briefwechsel zwischen Stüve und Detmold in den Jahren 1848 bis 1850. Herausgegeben von Gustav Stüve mit Einleitung von Georg Kaufmann. Hannover u. Leipzig, Hahn 1903. XLIX u. 599 S. 8° 10 M.

A. u. d. T.: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausgegeben vom Historischen Vereine für Niedersachsen. B. XIII.

Für das treffliche Lebensbild des bekannten Hannoverschen Staatsmannes Joh. Karl Bertram Stüve, das uns vor einigen Jahren sein Neffe Gustav Stüve dargeboten hat, und auf das wir bereits früher (Br. Mag. 1901 S. 40) aufmerksam gemacht haben, bringt die vorliegende Veröffentlichung eine ausgezeichnete Ergänzung. Sie enthält die Briefe, die Stüve vom 6. März 1848 bis zum 6. Nov. 1850,

also gerade während seiner Ministertätigkeit, mit Joh. Herm. Detmold gewechselt hat, der in dieser Zeit zumeist in Frankfurt a. M. weilte, anfangs als Mitglied der Nationalversammlung, dann als Reichsminister, zuletzt als hannoverscher Bundestagsgesandter. Sie bilden eine für die Zeitgeschichte sehr wichtige Quelle und zwar ebenso für die Vorgänge in Frankfurt und die allgemeinen deutschen Fragen, wie für die besonderen hannoverschen Verhältnisse, an deren Leitung und Gestaltung beide Männer damals hervorragenden Anteil hatten. Auch unsere Braunschweigischen Zustände werden gelegentlich berührt, mit besonderer Anerkennung wird von dem damaligen Legationsrate Friedr. Liebe gesprochen, dem nach S. 215 nach dem Rücktritte v. Gagerns auch eine Stelle im neuen Reichsministerium angeboten wurde. Wir können sonst hier auf Einzelheiten nicht eingehen, es wäre dann auch schwer ein Ende zu finden. Die Schriftstücke gewähren einen klaren unmittelbaren Einblick in den ganzen Geist der Zeit, doch müssen wir dabei stets berücksichtigen, daß sie, größtenteils Kinder des Augenblicks und nur für den vertrauten Empfänger bestimmt, im Urteil und Ausdruck schnell niedergeschrieben sind, daß wir also nicht jedes Wort auf die Goldwage legen dürfen, bei ihrer wissenschaftlichen Benutzung vielmehr eine gewisse Vorsicht walten lassen müssen. Wohl abgewogen und überlegt sind dagegen die Aufzeichnungen Stüves über seine deutsche Politik vom Oct. 1849, die S. 548 ff. im Anhange als Nr. I abgedruckt, und seine Montagsartikel in der jetzt selten gewordenen Hannoverschen Zeitung, die S. 579 ff als Anhang II aufgeführt und zu einem kleinen Teile in Kaufmanns Einleitung S. XXXVIII ff im Wortlaute wiedergegeben werden.

Gustav Boerner, die Annalen und Akten der Brüder des gemeinsamen Lebens im Lüchtenhofe zu Hildesheim. Eine Grundlage der Geschichte der deutschen Brüderhäuser und ein Beitrag zur Vorgeschichte der Reformation. Fürstenwalde (Spree), Joh. Seyfarth 1905. 111 S. 8° 2 M. 40.

Die Veröffentlichung R. Doebners über den Lüchtenhof zu Hildesheim, auf die wir schon früher (Br. Mag. 1903 S. 83 f.) hingewiesen haben, erhält durch diese gründlichen Untersuchungen noch eine Steigerung ihres Wertes. Boerner behandelt nacheinander die einzelnen Teile dieses Werkes: Annalen, Protokolle, Statuten, gottesdienstliche Verordnungen, sowie Urkunden und Listen. Er zeigt, daß die Umgestaltungen des Textes der Annalen nicht in der [illegible] Richtung [illegible], sondern in mehr äußerlichen Umständen ihren Grund haben, daß der Inhalt die bisher angenommene Glaubwürdigkeit von Johannes Busch in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen läßt und daß der Verfasser namentlich der Exkurse, wenn auch sich selbst unbewußt und ohne die Absicht zu reformieren, reformatorischen Gedanken zuneigte. Dann erklärt er die Entstehung der Protokolle und weist auf ihre Wichtigkeit hin als eine Grundlage für die Betrachtung der Entwickelung des „gemeinsamen Lebens"; zugleich bringt er aus ihnen für die Geschichte der Bruderhäuser eine Anzahl von Berichtigungen. Besonders dankenswert ist B.'s Nachweis, daß die hier veröffentlichten Statuten die des gesamten Münsterschen Bundes der Brüder darstellen, deren Verhältnis zu den Statuten der Windesheimer Kongregation erörtert wird. In betreff der gottesdienstlichen Verordnungen wird dargetan, daß es eine gemeinsame Ordnung der Brüderhäuser nicht gab, und daß der Lüchtenhof sich in dieser Hinsicht nach der Hildesheimer Domkirche gerichtet hat. Für die Geschichte der geistlichen Reformbewegung des ausgehenden Mittelalters, die uns in den Brüdern des gemeinsamen Lebens entgegentritt, liefert die vorliegende Schrift so einen neuen interessanten Beitrag.

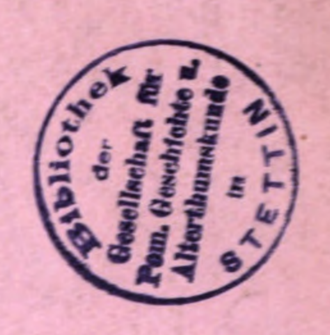
Albert Rieß, Taschenliederbuch. Ein poetisches Hausbuch für das deutsche Baugewerbe. 4. Auflage. Braunschweig, Eigent. des Herausgebers 1906. XXIV u. 471 S. 8° 3 M. 50.

Der dritten Auflage dieses Buches, die wir Br. Mag. 1902 S. 83 f. anzeigten, ist wider Erwarten schnell die vierte gefolgt, ein deutlicher Beweis dafür, daß sich die Sammlung eine feste Stellung errungen hat, in weiteren Kreisen einer großen Beliebtheit erfreut. Da bedarf es keiner weiteren Empfehlung. Die Anlage des Werkes ist die gleiche geblieben. Der schon früher etwas hohe Bestand der Lieder, denen auch manche nicht sangbare Stücke eingereiht sind, ist unbedeutend erweitert, von 443 auf 478 Nummern erhöht worden. Wir freuen uns, daß unter den neuaufgenommenen Liedern auch einige unserer engeren Heimat (vgl. Nr. 318 und 319) eine Stelle gefunden haben.

In den **Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte** XV. Jahrg. 3. Heft Berlin 1905. S. 198—217 behandelt K. Knoke in eingehender Weise die katechetischen Arbeiten Caspar Calvörs, der, namentlich auf der Hochschule zu Helmstedt gebildet, von 1677—1725 zuletzt als Generalsuperintendent auf dem Oberharze segensreich gewirkt hat. Er gab 1691 eine Schrift: „Güldenes Klee-Blat" heraus, dem eine Bearbeitung von Justus Gesenius Katechismus angehängt war. Während der erste Teil des Werkes nicht wieder gedruckt worden ist, hat der zweite zahlreiche Auflagen, 1774 die 17., erlebt. Der Calvörsche Katechismus scheint auf dem Oberharze erst 1791 durch den sog. alten hannoverschen Landeskatechismus verdrängt zu sein.

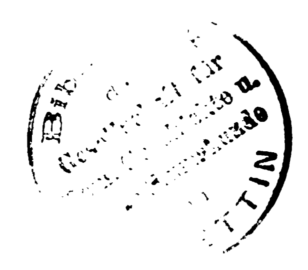





Bibliothek
der
Gesellschaft für
Pom. Geschichte u.
Alterthumskunde
in
STETTIN

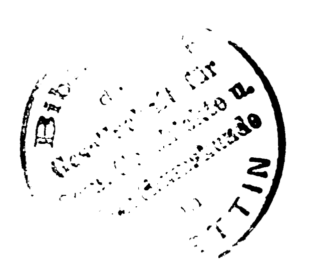
Braunschweigisches Magazin.

Zwölfter Band. Jahrgang 1906.



Braunschweigisches Magazin.

Zwölfter Band. Jahrgang 1906.



Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig

herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.



Zwölfter Band.
Jahrgang 1906.



Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
Druck von Robert Angermann.
1906.

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Geschichte.

2. Literatur und Kunst.

3. Topographie.

4. Kulturgeschichte, Volkskunde.

5. Genealogie, Biographie, Nekrologe.

6. Geschichtsverein.

II. Besprechung von Büchern und Aufsätzen, Inhaltsangaben von Büchern und Zeitschriften.

III. Abbildungen und Pläne.

IV. Verfasser.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1906. Januar. **Nr. 1.**

[Nachdruck verboten].

Stobwasser und seine Konkurrenz im 18. Jahrhundert[1]).

Von F. Fuhse.

Lackierte Ware war ein begehrter Artikel im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein gut Stück Geld ließ sich damit verdienen, vorausgesetzt, daß die Arbeit gut und die Arbeitsbedingungen günstige waren. Das letztere durfte man in Braunschweig voraussetzen[2]). Es bittet deshalb bereits am 24. Februar 1763 ein Fabrikant Johann Ernst Abraham Weinzieher aus Saalburg, Grafschaft Gera, um die Konzession zur Anlegung einer Fabrik von „lackierter Arbeit, auch zum spanischen Rohrhandel" sowie um freies Bürgerrecht in Braunschweig. Seit 18 Jahren besucht er hier die Messe und hält dort „laquirte Papbie Tobacks Dosen und Stöcke" feil. Sein Gesuch wird genehmigt, ja, nachdem er sich ein Haus auf der langen Brücke gekauft hat, wird ihm auf sein Ansuchen auch dreijährige Freiheit von oneribus publicis personalibus in Gnaden zugestanden. Aber er vermag nicht zu halten, was er versprochen hat. Als am 9. Juli 1764 der Herzog nach ihm sich erkundigen läßt, stellt sich heraus, daß er überhaupt keine Fabrik betreibt, sondern nur mit „Röhren" aus Amsterdam und Rotterdam und Stöcken von Potsdam, sowie — ohne Konzession mit auswärtigem Rauch- und Schnupftabak und mit Zitronen handelt. Weinzieher hat auch später lackierte Ware nicht gefertigt, den Stockhandel hat man ihm gelassen, und die spanischen Röhre verstand er zur Zufriedenheit des Publikums zu lackieren. — Ganz anders entwickelte sich der im gleichen Jahre, wie Weinzieher, nach Braunschweig übergesiedelte Stobwasser[3]).

In der von C. H. Stobwasser herausgegebenen Lebensgeschichte J. H. Stobwassers heißt es von der Ankunft der Familie in Braunschweig (S. 33): es nahm sich „Niemand ihrer an, und es vergingen 21 schwere Wochen, ohne daß ihnen nur eine versprochene Wohnung gegeben wurde" . . . . „und diese Entschlossenheit (in Berlin Unterhandlungen anzuknüpfen) verschaffte ihnen . . . im März 1764 eine kleine Wohnung, bestehend aus einer Stube, einer Kammer und einem großen Boden." Ungefähr alles, was in diesen Worten enthalten ist, ist unrichtig.

In einem Reskript d. d. 18. Mai 1763 gestattet Karl G. S. Stobwasser, nach Braunschweig zu kommen und eine Lackierfabrik anzulegen. Es wird ihm freies Bürgerrecht und auf beständig völlige Freiheit von allen Abgaben von seiner Nahrung zugestanden. Die nachgesuchten Vorschußgelder und Reisekosten werden nicht bewilligt, aber für später in Aussicht gestellt. Von einer Wohnung steht nichts

---

[1]) Nach den im städtischen Archive zu Braunschweig aufbewahrten Polizeiakten.

[2]) Ch. Scherer, Joh. Heinr. Stobwasser u. seine Lackwarenfabrik in Braunschweig. Braunschw. Magazin 1900 S. 50 51.

[3]) Am 12. März betreibt Stobwasser seine Fabrik mit seiner Frau und 4 Kindern. 1777 beschäftigt er, (außer den Klempnern) 24 Personen. An fertiger Ware ist auf Lager: 51 Tische von allerlei Sorten, 12 Kaffeebretter, 131 Präsentierteller, 227 kleine Teller, 42 Rauchtabaksdosen, 113 Schnupftabaksdosen, gemalte und ungemalte, 17 Stück Filet-, Toilette-, Quadrille- u. Thee-Kästchen mit Zubehör, 19 Etuis, 170 Dutzend Pfeifenköpfe, beschlagen und unbeschlagen. Außerdem lagert noch Ware in Danzig, Hamburg, Hannover, Halberstadt, Leipzig, Neu-Salz und Neu-Wied. — 1778 wird außerhalb des Landes debitiert und verkauft für 2860 Tlr., im Lande für 586 Tlr. — 1779 beträgt der auswärtige Umsatz 2952 Tlr. Dabei ist aber, ebenso wie 1778, die blecherne Ware, als Kaffeekannen, Wachsstockbüchsen, Dosen, Lichtkränze 2c., nicht mitgerechnet. — 1780 werden bei der Tisch-, Teller- und Dosenarbeit beschäftigt: 1 Werkmeister, 2 Schreiner, 2 Drechsler, 8 Maler, 2 Vergolder, 2 Lackierer, 1 Schleifer, 2 Polierer; bei den Pfeifenköpfen: 3 Beleger, 1 Drechsler, 2 Raspeler, 2 Klempner, 2 Gürtler, 2 Polierer. — 1782 kommt zum Personal 1 Bedienter zu den auswärtigen Reisen und 1 Buchhalter. Das auswärtige Debit ist gegen das Vorjahr wieder um 1800 Tlr. gestiegen. — Erwähnt sei hier, daß die von Scherer a. a. O. S. 52 erwähnten „Pontel-Näpges" Bouteille-Näpfchen, Flaschenuntersätze sind.

in dem Schriftstück. Am 3. August trifft die Familie in Braunschweig ein, am 4. bereits befiehlt der Herzog, nach einem Mietshause zu suchen. Sämtliche Bauermeister (Distriktsvorsteher) und Polizeidiener müssen berichten, Stobwasser selbst wird unter polizeilicher Führung in die freistehenden Häuser gebracht, aber es findet sich nichts für ihn Passendes, da er ein Haus haben will, in dem für zwei Öfen, einen großen zum Trocknen und einen kleineren, Raum ist. Daher befiehlt der Herzog, St. zunächst in einem der geringen Wirtshäuser ein Quartier auszusuchen und Umschau zu halten nach einem Ofen, den er benutzen könne. Unterm 20. Sept. meldet St., daß er in der Reichenstraße eine Wohnung, bestehend aus 1 Stube, 2 Kammern und Küche für 30 Tlr. gefunden habe. — St. schreibt einmal in einer Eingabe, daß er drei Monate im Wirtshaus habe wohnen müssen, in der erwähnten Lebensbeschreibung sind es 21 schwere Wochen geworden, in Wirklichkeit waren es acht Wochen. — Auf die unterm 18. Mai in Aussicht gestellte Beihülfe kommt St. in einem Gesuch vom 11. Januar 1764 zurück, und der Herzog fordert, ganz seinem Versprechen gemäß (: „würde derselbe aber darthun, daß er alles das, was er in seinem Supplicato verspricht, zu leisten vermögen seyn, und darauf seine Fabric hierselbst in tüchtigen Stand setzen, so soll sodann befindenden Umständen nach . . eine Beyhülfe geleistet werden") einen Bericht über den Fortgang der Fabrik. Der Berichterstatter erklärt, daß er nach Ablauf eines Monats besser imstande sein würde, eine Übersicht über Stobwassers Leistungen zu gewinnen. Am 2. Mai erfolgt dann der Bericht, in dem empfohlen wird, Stobwasser eine Beihülfe von 50 Talern zu bewilligen. Danach ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß St. auch wirklich diese 50 Taler ausgezahlt worden sind [1]). Der Herzog läßt die Fabrik nicht aus den Augen, jährlich muß ihm Bericht über den Fortgang erstattet werden. Im Frühling 1764 besteht der Vorrat an „in Arbeit seiender Waare" in Pfeifenköpfen, Schnupf- und Rauchtabaksdosen, Teetassen, Kaffee- und Teetöpfen, auch Krügen und Röhren. Der Wert der Sachen ist nicht höher als 100—150 Taler. Das Urteil über die feinere Arbeit lautet günstig, die zweite Sorte aber sei miserabel. Stobwasser entschuldigt sich: er habe kein Geld und keine passende Wohnung, sein Maler sei ihm ausgerückt, sein Sohn müsse alles fertigen. Große Sachen könne er nur auf Bestellung herstellen, so habe er für den Hauptmann v. Castrop und für den Herzog einen Kaffeetisch, für Ihre Kgl. Hoheit eine „Chatoul" geliefert. Doch es ist Hoffnung vorhanden, daß die Fabrik sich hebt. Stobwasser selbst hofft, für die Regimenter Patronentaschen, Flintenriemen und Gewehrschäfte lackieren zu dürfen,

[1]) s. P. Zimmermann in der Allgem. deutsche Biographie, B. 36, S. 275ff.

sein Sohn hat auf dem Markte in Hannover guten Absatz gehabt und zu Ostern beabsichtigt man die Leipziger Messe zu besuchen. Und es ging vorwärts, aus eigener Kraft und mit allergnädigster Nachhülfe. 1769 bittet Stobwasser um ein privilegium exclusivum, um Anbringung eines Schildes ꝛc. Das Privilegium wird verweigert, das Schild bewilligt. Da verzichtet Stobwasser auf alles, und nun wird ihm verliehen, was er gewünscht hat (3. Okt. 1769): niemand darf lackierte Tische, Tisch-Gestelle, Kaffeebretter, Präsentierteller, Spiel- und andere Kästchen, Dosen, Becher, Tassen und Toiletten ohne höchste Konzession auf den Kauf machen und für Braunschweigische Lackier-Arbeit ausgeben. — Die Konzession ist ohne Probestück nicht zu erwerben. — Die Maler dürfen keine Lackierarbeit machen (Stobwasser wird zugesagt, daß er den nächsten Staatswagen lackieren darf. Er hat in Berlin bereits einen Wagen für den Grafen Reuß lackiert und möchte nun auch den Braunschweigern zeigen, daß seine Arbeit der Pariser nichts nachgibt). — Stobwasser wird die Aushängung eines Fabrikschildes gestattet. — Endlich darf er die ihm nötigen Drechsler und Tischler, Meister oder Gesellen, in sein Haus nehmen, durch sie aber lediglich die erforderliche Fabrikarbeit machen lassen.

War auf solche Weise Stobwasser am Orte selbst zunächst gegen Konkurrenz gesichert, so war doch schwerer zu verhindern, daß seine eigenen Leute auswärts sich selbständig machten. 1775 „debauchiert" ein Maler Mercier nach Kassel, um dort eine Lackierfabrik einzurichten, und er zieht 2 Drechsler und einen Maler namens Jacob Stobwasser aus der Braunschweigischen Fabrik nach. Mercier hatte sich vorher einiger Stobwasserscher Firniß-Rezepte „bemächtigt". — 1784 gehen Friedrich Mellot und der Drechsler Peter Stanger aus Stobwasser's Fabrik nach Altona. Mellot hat $15^1/_2$ Jahre bei St. als Lackierer gearbeitet. Die Polizei kann gegen die beiden nicht einschreiten, da sie kontraktlich nicht gebunden sind. Stobwassers Angabe, daß sie versucht hätten, seinen Lehrburschen Carl Berghendel zum Mitgehen zu verführen, wird von ihnen entschieden in Abrede gestellt.

Doch auch in Braunschweig hatte er sich trotz des allerdings beschränkten Privilegiums zu wehren. 1772 bereits versuchen die Tischler Gebr. Lampe auf der Echternstraße mit Hülfe des schon erwähnten Mercier lackierte Ware zu verfertigen. Stobwasser beschwert sich, sein Schwiegersohn Joh. Guérin vertritt ihn vor der Polizei. Es beginnt ein hartnäckiger Kampf, die Gebr. Lampe machen Ausflüchte, bei einer unerwarteten Revision suchen sie die fertige oder halbfertige lackierte Arbeit schnell über die Seite zu bringen. Endlich, in die Enge getrieben, suchen sie um die Konzession nach. Probestücke in Papier-maché und lackierte Holzware werden ihnen auferlegt, und

es gelingt ihnen endlich 1773 für letztere die Konzession zu erhalten, während sie sich der Herstellung von Arbeiten in Papier-maché „bei Verlust dieser Concession und unter Vermeidung der Confiskation der Waaren und anderer Strafe" zu enthalten haben. Am 24. Mai 1773 wird ihnen jede weitere Supplikation hierüber verboten.

Nachdem Stobwasser 1775 gestattet ist, seine Ware mit einem Roß zu signieren[1]), geht er 1785 gegen den ehemaligen Soldaten Georg Johann Celius vor, der beim Tabakshändler Ruschenplat hinterm Aderhofe wohnt, anfänglich mit kleinen Nürnberger Waren gehandelt, seit einiger Zeit aber angefangen hat, lackierte Tabaks- und Quadrille-Kästchen, Rauchtabaksdosen und Etuis zu verfertigen. Celius erreicht gegen Stobwasser zunächst (29. Dez. 1785), daß ihm die Konzession erteilt wird, allerhand Lackierarbeiten auf Holz zu verfertigen unter dem ausdrücklichen Beding, daß er 1. nur dasjenige mache, was er mit seiner Hände Arbeit allein verfertigen könne, 2. seine sämtliche Arbeit jederzeit mit seinem Namen bezeichne und 3. dem Fabrikanten Stobwasser unter keinerlei Vorwand einen Arbeiter abspenstig mache. Schon am 20. Februar 1786 wird diese Konzession auch auf Pappen und Metalle ausgedehnt. Als Celius aber 1797 wegen schlechter Augen fremde Kräfte heranziehen zu dürfen bittet, wird ihm dieses Gesuch auf Bericht und Veranlassung Stobwassers abschlägig beschieden.

Bisher waren es nur kleine Gegner, die Stobwasser zu bekämpfen hatte. Von vornherein erscheint es sicher, daß sie bei der ganzen Anlage ihres Geschäftes, ihrer Verbindungen, Fähigkeiten und die ihnen zur Verfügung stehenden Kapitalien die Existenz der Stobwasserschen Fabrik nicht zu gefährden vermochten. Schlimmer wurde es im Jahre 1791, als zwei außerordentlich hartnäckige Konkurrenten auf dem Plane erschienen, die Stobwasser böse Stunden bereitet haben, und gegen die er in erklärlicher Erregung nicht in allen Punkten einwandfrei vorgegangen ist. Seine Fabrik stand auf der Höhe, in mühsamer, jahrzehntelanger Arbeit hatte er, wie er selbst fast in jeder Eingabe wieder hervorhebt, die Braunschweigische lackierte Ware zu großer Beliebtheit und Berühmtheit gebracht. Kam nun minderwertige Lackware aus Braunschweig heraus von anderen Fabrikanten, die vielleicht nicht signierten, so wurde Stobwasser nicht allein dadurch geschädigt, daß ihm der Verdienst an jenen Sachen entging, sondern es war zu befürchten, wie er ebenfalls wiederholt betont, daß überhaupt Braunschweigische Lackware ihren guten Ruf einbüßte und in Mißkredit geriet. Dabei hörte das „Debauchieren" seiner Leute nach auswärts nicht auf. Bekannt ist, daß ihn im Jahre 1797 ein Sohn seines Buchhalters Schulze, der bisher den Verkauf seiner Waren besorgt und die Handlungsbücher unter der Direktion seines Vaters geführt hatte, mit dem kaufmännischen Teile des Geschäftes also intim vertraut war, verließ, um in Breslau eine Konkurrenzfabrik zu eröffnen. Mit ihm ging der Maler Stahl (Sohn eines braunschw. Malers gleichen Namens), der die Aufsicht über sämtliche Stobwasser-Maler gehabt hatte, und der Maler Voß, ein Schüler des braunschweigischen Kunstmalers Schwarz. Auch hier konnte die Polizei nicht helfen, da keiner der drei sich durch Kontrakt gebunden hatte, und das Handelshaus, das nach Stobwassers Denunziation die Auswanderung vermittelt haben sollte, war nach polizeilicher Ermittelung das Löbbeckesche, das lediglich an den Maler Voß auf Anweisung des Schulze hin das Reisegeld ausgezahlt hatte.

Am 1. August 1791 beschwert sich Joh. Heinr. Stobwasser, daß der Zinngießer Ludwig Kraegelius jun. einen seiner Arbeiter namens Jakob Holst aus Neuwied zu sich herangezogen habe, um am Wendentore bei dem Schönfärber Retmeyer eine völlige Lackierfabrik „ohne Concession und Probe" anzulegen. Auch den Maler Hantusch habe er ihm abspenstig gemacht, und die Einrichtung sei so beschaffen, daß „sie zu was großen abzwecke, indem sie schon zwei Lehrburschen zum malen, außer diesen noch zwei Arbeitsleute angenommen hätten". Am 23. August 1791 erhält Kraegelius gleichwohl die Konzession, eine Fabrik von lackiertem Zinngerät anzulegen, jedoch unter dem ausdrücklichen Beding, daß er 1. sich bloß auf Zinngeräte beschränke und die Konzession nicht auf andere Metalle und Materialien ausdehne, 2. die lackierte Zinnware mit seinem Namen oder einem sonstigen eigenen Fabrikstempel bezeichne und 3. Stobwasser weder direkt noch indirekt Arbeiter abspenstig mache. Am 13. September wird ihm gestattet, die in seiner Fabrik lackierten englischen Zinngeräte mit dem Stempel L. K.-London zu bezeichnen. Doch schon im Mai 1792 beginnt Stobwasser abermals mit seinen Klagen. Kraegelius überschreite seine Konzession, er habe nicht nur allerlei blecherne Sachen, besonders blecherne Dosen in Form eines Buches verfertigen und lackieren lassen, sondern ihm auch die Maler Martini und Schwarz abspenstig gemacht. Die Antwort von Kraegelius lautet für Stobwasser sehr ungünstig. Jener hat von Leipzig aus einen größeren Auftrag erhalten, darunter eine Reihe von Blechsachen, Dosen und Leuchter. Er hat sich deshalb mit Stobwasser in Verbindung gesetzt, der ihm versprochen hat, die vom Klempner Hesse gefertigten Sachen für ihn zu einem mäßigen Preise zu lackieren, wie er auch verspricht, Zinnware zu gleichem Zwecke an St. zu überweisen. Als nun nach Verlauf von 12 Wochen Stobwasser den Auftrag noch nicht völlig erledigt hat, sich auch weigert, ferner für K. zu arbeiten, sieht sich dieser gezwungen, ihn selbst aus-

[1]) s. Scherer a. a. O. S. 54.

zuführen. Der Vorwurf der Abspenstigmachung der beiden Maler erweist sich als völlig hinfällig. Denn Martini hat für K. überhaupt noch nicht gemalt, Schwarz aber (wie auch Weitsch) malen für alle, die ihre Arbeit bezahlen und stehen in keinem Abhängigkeitsverhältnisse. Kraegelius behauptet ferner, Stobwasser beziehe seine blechernen Präsentierteller aus England, und auf St's Antwort, daß die Unrichtigkeit dieser Behauptung schon daraus hervorgehe, daß er eine Maschine zum Durchlochen der durchbrochenen Ränder besitze, erwidert K. prompt, die Maschine sei schon da, aber jedermann wisse, daß sie von vornherein völlig unbrauchbar gewesen sei. Dickleibige Aktenstücke von hüben und drüben folgen, Stobwassers Anwalt ergeht sich in Verdächtigungen aller Art, Positives wird nicht beigebracht. Am 18. Sept. 1792 entscheidet der Herzog, daß, wenn auch die Kraegeliussche Fabrik alle Attention verdiene, sich Kraegelius doch in den Schranken seiner Konzession zu halten habe, und eine Ergänzung dazu vom 9. Nov. besagt, daß die aus der Stobwasserschen Fabrik verabschiedeten Former, Maler und Arbeiter künftighin nicht eher, als nach einem Zeitraume von 2 Jahren von ihnen (Kraegelius u. Evers) in Arbeit genommen werden sollen, eine Vorschrift, die ebenso für Stobwasser gegenüber den Arbeitern jener Gültigkeit hat.

Damit ist indessen der Kampf noch nicht beendet. Stobwasser gibt scharf acht, er hat in Erfahrung gebracht, daß Kraegelius doch noch Blechwaren lakkiert und beantragt daher, daß ihm die Konzession gänzlich entzogen werde. Kraegelius muß zugeben, daß er von Blech durchbrochene Knütten-Körbchen für Damen lackiert hat, die Stobwasser aber gar nicht fertige. Andere Gegenstände, wie Rauchtabaksdosen, Schreibzeuge, Punschschalen, Toiletten u. dergl. seien nur im Futter aus Blech, er überlege und verziere sie erst mit Zinn und lackiere sie dann. Es stellt sich indessen heraus, daß er in letzter Zeit auch noch andere Gegenstände aus Blech lackiert hat, die allerdings schon vorher im Rohen auf Lager waren, nämlich viereckige Rauchtabaksdosen, Fruchtkörbe „nach Wedgewoods Manier“ und „sogenannte doppelte englische Kaffeekannen (Filtrier-Kannen).“ Dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand ist offenbar der Streit dieser beiden Fabriken, deren jede ihre große Bedeutung für Braunschweig gewonnen hatte, sehr unangenehm. Das darf man wohl aus dem letzten Bescheid vom 12. Febr. 1793 schließen: man soll Stobwasser „zu disponiren suchen, daß er in Ansehung derjenigen Artikul von Blech, welche in seiner Fabrik nicht gefertigt werden, auch wo Blech und Zinn mit einander komponirt wird und ersteres gleichsam nur das Futter des letzteren ausmacht, oder doch letzteres das principale bleibt, nachgebe, — maaßen Wir ungern in der Sache, wie wir doch am Ende genöthigt seyn würden, entscheiden mögten“.

Der Perückenmachermeister Heinrich Ludewig Evers auf der Ritterstraße hat der herzogl. Kanzlei, dem Polizeidepartement und dem Fabrikanten Stobwasser viel Tinte gekostet. Mit bewundernswerter Beharrlichkeit hat er sich über Bestimmungen und Befehle hinweggesetzt oder ihre Ausführung durch langatmige Reklamationen verzögert. Doch sein Gegner Stobwasser ist ebenso hart gesotten und hat zunächst den Erfolg allein auf seiner Seite. Am 26. April 1791 klagt Johann Heinrich Schulze in Vertretung Stobwassers, daß Evers Lackierarbeit zum feilen Verkaufe anfertige und einen Lehrburschen Stobwassers (Hoffmann) verführt habe, einige Stücke, als Schilder ꝛc. auszumalen. Evers wird diese Tätigkeit von Polizei wegen bei Strafe untersagt, aber schon am 14. Sept. tritt Stobwasser abermals mit der Beschwerde auf, der Friseur Evers fahre fort lackierte Arbeit zu verfertigen, habe außerdem in letzter Messe versucht, Kaufleute ihm abwendig zu machen. Nach Fürth hat er an einen Kunden Stobwassers, namens Zapf, Medaillons an die Spiegel geliefert (diese Medaillons bestehen aus Blech und werden mit Lackfirniß überzogen). Evers wird der Verkauf von Lackware wiederum und zwar bei 10 Tlr. Strafe verboten, und er wendet sich nun mit der Bitte um eine Konzession an den Herzog. Karl Wilhelm Ferdinand erkennt an, daß die von Evers vorgelegten Proben alle Aufmerksamkeit verdienen, ist auch nicht abgeneigt die Konzession zu erteilen, verfügt aber, daß vorher Stobwassers Ansicht eingeholt werde. Diesem gelingt es, die Erteilung der Konzession unter Hinweis auf den großen Schaden, der seiner eigenen Fabrik erwachse, unter Andeutung, daß er viele tüchtige Arbeiter, die auch im Militär sich ums Vaterland verdient gemacht hätten, entlassen und brotlos machen müßte, wiederholt zu hintertreiben. Evers darf nur auf Bestellung allerhand Malerarbeiten fertigen und solche mit Firniß überziehen (12. Okt. 1791). Aber er stellt sich dumm und taub und tut, was ihm paßt und nützt. Der arme Stobwasser muß sich wieder hinter den Tintentopf setzen und an das herzogl. Polizeidepartement Beschwerde führend melden, daß Evers sich einen Lackierofen gebaut habe. Solche Öfen dienten zum Trocknen und Einbrennen des Firniß, fanden also nur Verwendung bei der Herstellung der Lackschichten. Da Evers nur erlaubt war, fertige Ware zu bemalen und zu firnissen, so konnte er solchen Ofen, wenn er sich an seine Konzession hielt, gar nicht gebrauchen, denn der von den Malern über die Bilder gelegte Firniß darf nur an der Luft trocknen. Den fröhlichen Kampf um diesen Ofen näher zu beschreiben, muß ich mir versagen. Wiederholt wird Evers aufgetragen, ihn innerhalb von 8 Tagen einzureißen, widrigenfalls er auf seine Kosten durch obrigkeitliche Verfügung demoliert würde. Er reklamiert stets an Serenissimus

— und brennt inzwischen ruhig weiter. Endlich wird der Ofen vorläufig mit dem gewöhnlichen Ratssiegel versiegelt. Evers erklärt zwar, daß er sich nochmals ad Serenissimum wenden werde, sobald Höchstdieselben hier wiederum einträfen, aber er ist doch klein und mürbe geworden und trägt sich mit dem Gedanken, die Residenz zu verlassen, um an einem anderen Orte des Herzogtums eine Fabrik aufzutun. Denn inzwischen ist ihm auch die Tischlerinnung ins Haus gerückt. Er hat einen Zimmergesellen mit Tischlerarbeit beschäftigt, also „Pfuscherei" betrieben, und aus diesem Grunde wird mit obrigkeitlicher Genehmigung bei ihm ein „Pfuscher-Jagen" gehalten. Am 13. Jan. 1792 ziehen sechs Jungmeister und sieben Lehrburschen der Tischlerinnung in Evers Haus, voran der Polizeidiener Haendler, der ihm den Befehl des Justizrath Fredersdorf eröffnet, daß das, was an Tischler-Pfuscharbeit und -Handwerksgerät vorgefunden würde, weggenommen und im Rathause abgeliefert werden solle. Evers will in seinem Zorne sofort zum Herzoge hin. Aber die Tischler beginnen ihr Werk. Pfosten und ein Bogen auf der Diele werden abgebrochen, eine Hobelbank aus dem oberen Stockwerk heruntergeholt. Evers protestiert: sie sei sein Eigentum. Hilft ihm nichts. Die Türe zu einer Kammer ist verschlossen, den Schlüssel will Evers nicht herausgeben. Da wird ein Schlosser geholt, der die Tür aus den Angeln hebt. Das auf der Kammer lagernde Handwerkszeug soll auch mitgenommen werden, doch nun hat Evers die Haustür abgeschlossen. Endlich entschließt er sich auf Zureden des Polizisten, die Bahn freizugeben. Aber er klagt, verklagt die Tischlerinnung auf Schadenersatz und behauptet der Wahrheit entgegen, die Jungmeister hätten sich benommen, wie das ärgste Lumpengesindel, sie müßten betrunken gewesen sein. Als vorsichtiger Familienvater klagt er aber auch gegen Stobwasser auf Schadenersatz, weil der die Tischler aufgewiegelt und unter Versprechung von Geschenken zu dem Pfuscherjagen veranlaßt habe. Den Beweis muß er schuldig bleiben, und so fallen beide Klagen zu seinem Ungunsten aus. Nicht einmal seine Hobelbank erhält er zurück. — Aus der Spezifikation der Arbeiten Evers vom März 1792 möchte ich hervorheben: Urnen „en Jaspis" und „en Porphir", antike Urnen und Argantische Lampen. In einem Berichte an den Herzog vom April 1792 heißt es: „Was die Güte der Eversschen Arbeit anlangt, so bleibt selbige immer noch in Betracht der Feinheit und des Polituglanzes hinter der Stobwasserschen Fabrikarbeit sehr zurück . . . Die Art der Eversschen Lackierarbeit schränkt sich blos auf bunte Farben und porphirartigen Grund ein. Fabrikant Stobwasser verfertigt dergleichen Arbeit auch, aber nicht so häufig als auf Schildpattgrund". An Arbeitern beschäftigt Evers einen Farbenreiber, einen Grundierer, drei Maler, nämlich Lamare, Kruse und Hoffmann, die alle drei früher für Stobwasser gearbeitet haben, und einen Polierer. Den Lack behauptet Evers selbst vorzüglich fertigen zu können.

Im selben Jahre noch (1792) siedelt Evers nach Wolfenbüttel über, aber sein Kampf mit Stobwasser ist darum nicht zu Ende. Bald klagt dieser, bald jener. Es handelt sich stets um Abspenstigmachung von Arbeitern, besonders Malern, und ein reines Gewissen haben beide nicht. Die Maler nehmen Arbeit, wo sie sie bekommen können, Wandermaler halten sich zahlreich vorübergehend in Wolfenbüttel und Braunschweig auf, selbständige Porträtmaler arbeiten für die Lackierfabriken nebenher, so daß es überhaupt nicht möglich ist, jeden einzelnen für eine bestimmte Fabrik zu reklamieren.

Aus dem Tagebuche eines alten Waterlooers.

Sind aus dem Tagebuche eines einfachen Soldaten so leicht auch keine Angaben zu entnehmen, die über Ereignisse, die auch sonst wohl bekundet sind, neues Licht verbreiten könnten, so liefern sie doch nicht selten einzelne kleinere Züge, die für das große Gesamtbild nicht ganz ohne Bedeutung und daher für den Spezialforscher der Beachtung nicht unwert sind. Ganz besonders aber bieten sie ein treues unmittelbares Bild der Zeitverhältnisse, in denen der Verfasser lebte, sowie der Anschauungen und Auffassungen, die ihn und viele andere damals beseelten. Um so natürlicher und richtiger muß aber dieses Bild ausfallen, je frischer und unbeeinflußter von störenden Bildungselementen die Niederschrift geschah. So wird es denn auch keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen, wenn wir als ein Stimmungsbild der Tage von Waterloo die Aufzeichnungen eines einfachen Kriegers hier wiedergeben, die uns ein glücklicher Zufall in die Hände geführt hat. Man merkt dem Verfasser unwillkürlich an, daß das Schreiben ihm schwer fällt. Dennoch glaubten wir den Eindruck des Ganzen zu schädigen, wenn wir bessernd und modelnd hier hätten eingreifen wollen. Wir geben die oft ungefügen Sätze und falschen Worte des Schreibers in ihrer vollen Ursprünglichkeit und haben uns darauf beschränkt, zur Erklärung der im Ganzen sehr richtigen Angaben einige kurze Anmerkungen hinzuzufügen und wenige als Zusätze deutlich bezeichnete Worte einzuschieben.

Die Mitteilung von Olfermanns Plane zu einem Denkmale für den Herzog Friedrich Wilhelm ist unseres Wissens noch nicht bekannt und somit, da hier ganz unverdächtig gemacht, nicht ohne Interesse. Einnehmen für den Verfasser aber muß uns der freudige Stolz, mit dem er hinzufügt, daß die „Feigherzigen" an dieser Ehrung ihres toten Für-

sten keinen Anteil haben sollten. Sonst über jenen hier nur wenige Worte. Heinrich Konrad Ludwig Bosse, geboren in Hötzum am 28. Novbr. 1796, wurde bei Neubildung des Braunschweigischen Truppenkorps am 16. März 1814 in das 3. Linienbataillon eingestellt, in dem er den ganzen Feldzug des Jahres 1815 mitmachte und bis zu dessen Auflösung im Februar 1816 verblieb. Er kehrte dann in sein Heimatdorf zurück, verwaltete seinen Kothof und ist als „Altvater" erst am 25. August 1871 gestorben. Seine Aufzeichnungen über die Ereignisse seines Kriegsjahres lauten folgendermaßen:

Den 4. März 1815. Ich stehe jetzt beim dritten Linienbataillon bei der zweiten Kompagnie Herzoglich braunschweigischer Truppen. Den 24. April 1815[1]) da sind wir aus Braunschweig gegangen, da bin ich bei vielen gewesenen Freunden gewesen. Da sind wir durch Peine gegangen, von Peine nach Groß Bülten, den 25. nach Hannover vor, den 15. Mai nach Ahren[2]). Da haben wir gelegen auf weider orter[3]). Den 22. da haben wir Revue gehabt vor dem Herzog und dem Herzog von Wellington, da hat er uns in das Kommando gekregen[4]). Den 29 Mai Abendmahl gehalten in Ahren. Den 7. Juli da hat einer 400 Streiche gekregen, der 5 Thaler gestohlen in Ahren.

Den 16. Juli[5]) 1815 da sind wir aus Ahren gegangen des Nachts um 1 Uhr, wir mußten noch denselben Tag ins Feuer vor Kabbla[6]), aber wir waren so marode, daß viele von uns umfielen, aber es half nicht, wir mußten. Unser Major[7]) der hat uns geschonet, aber das zweite Bataillon, das der Major der hat sie angeführt, aber er ist geschossen in drei Malen tot[8]).

Den 16. des Nachts vorher wurde auf einmal Lärm geschlagen und marschiert um 1 Uhr daweg. Da hieß es, wir müßten denselben Tag noch ins Feuer, wie es denn auch kam, denn als wir durch Brüssel marschiert waren, da hörten wir einige Kanonenschüsse, wie wir aber 4 bis 5 Stunden von Brüssel waren, wurde es auf einmal eine gewaltige Kanonade, daß der ganze Erdboden schütterte, da mußten wir nur strenger marschieren bis auf das Schlachtfeld. Bei Kaltbrauk[9]) da standen schon Holländer und Engländer gegen die Franzosen im Feuer, da mußten wir auf eine Anhöhe im Karé aufmarschieren, da kam auf einmal ein Franzosen Kavallerist, der etwa von seinem Corps abgetrieben war, und gedachte sich von hinten durchzuschlagen, auf den machten wir Feuer und schossen ihn mit seinem Pferde darnieder. Dabei wurden aber zwei von unserer Kompagnie verwundet. Denselben Tag standen die Franzosen sehr fest, denn sie hatten eine schöne Stellung, mehrstenteils standen sie im Walde und die Unsrigen standen auf dem bloßen Felde. So standen sie etliche Stunden ganz fest. Auf einmal kamen die Franzosen am linken Flügel am Holze heraufgezogen und die Kürassiere waren voran. Da ließ der Herzog die Husaren vorrücken, konnten aber nichts machen. Mit der Zeit avancierten die Franzosen soweit, daß sie auch mit den Kanonen auf unser Karré [schossen]. Da mußten wir da weg ziehen, und indem wir aufbrachen, da kam eine Kugel und nahm einem Leutenant die Nase weg, da mußten wir uns hinter so zwei große steinerne Gebäude [stellen], da schlossen wir halbe Karré, hier standen [wir] sicher vor dem Schuß. Jetzt aber kam unsere Artillerie an und zogen sich links an den Häusern herum und da schossen sie von der Seite auf die Franzosen. Da fielen aber die Kürassiere, und von da an zogen sie gleich wieder zurück und wir folgten. Daselbst bekam aber der Herzog auch zwei Blessuren und mußte auch zugleich seinen Geist aufgeben, wie auch der Major von Strombeck. Da hat das 2. Bataillon viel Not gelitten. Mit der Zeit kam Blücher noch mit Preußen an, da schlugen sie die Franzosen zurück, und die Nacht machte denselben Tag der Schlacht ein Ende, und wir lagen dieselbe Nacht im Holze. Den andern Tag da dachten wir, es würde losgehen, da mußten wir uns zurückziehen beinahe sechs Stunden. Das geschah aber darum, daß wir die Franzosen aus dem Holze herauslockten, das war also der 17. Denselben war es sehr schlechtes Wetter, daß wir ganz durchregneten, und so mußten wir die Nacht in Dreck und Wasser liegen bis zum 18. Da wurden die Franzhosen des Morgens früh angegriffen. Denselben Tag war es aber ein grausam Kanonenfeuer. Wir hatten daselbst die dritte Linie und mußten des Mittags um 11 vorrücken. Wir standen also im Karré, und die französischen Kürassiere jagten Sturm auf uns, konnten aber nie in unser Karré kommen. Vorher waren sie schon etwas vorgedrungen und hatten schon eine ganze Batterie englische Kanonen erobert, aber wir schlugen sie wieder zurück und kriegten also die Kanonen wieder. In dem Scharmützel da blieben viele Kameraden und der Feldwebel und Major sein Pferd alle auf einen Schuß fielen. Von da vermißten wir die Linie, und der Major ließ uns in Front gegen die Franzhosen aufmarschieren und kommandirte Sturm. Da retirierten die Franzosen, und wir marschierten ihnen nach, indem auch die Preußen vom linken Flügel dazu kamen und sie in die Flucht schlugen. Nun konnten die Franzosen nicht fort wegen des grausamen Dreckes und mußten also sehr viel, wohl

---

[1]) Vgl. v. Kortzfleisch, Geschichte des Herzogl. Braunschw. Infanterie-Regiments 2. B. Seite 54.
[2]) Haeren bei Brüssel, vgl. v. Kortzfleisch II, 56.
[3]) im Biwak auf der Weide?
[4]) v. Kortzfleisch S. 56.
[5]) Schreibfehler für Juni.
[6]) Quatrebras, später auch „Kaltbrauk" genannt.
[7]) Major v. Normann.
[8]) Major v. Strombeck s. v. Kortzfleisch S. 77.
[9]) Quatrebras.

bei 300, Kanonen im Stiche lassen, auch sehr viel Munitionswagen und Kürassiere. Es wurde also Nacht. In diesem Zuge retirierten die Franzhosen an 15 Stunden, wo ihnen die Preußen immer auf die [Hacken] getreten haben, und wir folgten auch immer nach bis zum 2. Juli. Da kamen wir drei Stunden von Paris ins Lager. Da ging denselben Nachmittag noch die Bombardierung vor Paris los, welches die Preußen thaten, und das dauerte bis den andern Morgen um 10 Uhr. Da sind die Franzhosen davon geloffen, und die Preußen haben also am 3. Juli die Stadt eingenommen. Da hieß es denn, wir müßten noch in Paris marschieren, es verblieb aber denselben Tag noch im Lager, am 4. aber marschierten wir eine halbe Stunde weiter, den 6. lagen wir stille, am 7. marschierten wir nach einem Dorfe St. Ouen genannt[1]). Da kamen wir also in die Quartiere, es waren aber keine Leute darinnen, das war in 3 Wochen das erste Mal, daß wir dar in Häusern lagen. Es war auch eine Festung eine halbe Stunde davon, genannt Monmarde[2]), da mußten wir Beketer hin thun[3]). Aus dieser Festung kann man Paris beschießen, darum nahmen wir diese in Acht, auf daß, wenn sich die Franzosen in der Stadt empörten, man sie leicht beschießen könnte. Auf diesem Berge steht ein Telligraf, von welchem Bonaparte hat können in 2 Stunden durchs Perspektif sehn, was in Hamburg und mehreren Städten passiert. Es ist Paris eine sehr ansehenswürdige Stadt wegen der grausamen Größe und viele Vorstädte. Es ist im Gespräch 14 Stunden groß im Umkreise, 6 Stunden querdurch und 8 Stunden lang. Am 20. Juli erhielt ich die Erlaubnis, nach Paris zu gehn, da gingen wir nach dem Tiergarten. Daselbst waren sehr vielerlei Tiere von Vogel und vierfüßigen Tieren, es war auch ein Elefant daselbst, welches das größte Tier, es war aber auch zum Erstaunen, was der Elefant für einen Rüssel hatte, er hatte aber garkeine große Augen, daselbst waren auch sehr viel Löwen und Bären und Tiger, und das kleinste war ein Vogel, der natürlich gefiedert war und war nicht größer wie ein Maikäfer. Es ist Paris eine sehr lustige Stadt, auch eine der stärksten Handelsstädte.

Am 24. hatten wir große Parade[4]) vor dem Kaiser von Österreich, dem Kaiser von Rußland, dem Könige von Preußen, Herzog von Wellington, den König Frankreich und mehrere Fürsten und Preußengenerale.

Da mußten wir auch nach Paris. Wie wir da ins Tor marschierten, da sahen wir ein steinern Gebäude, welches in ein Kreuzgewölbe gemäuert war, von lauter weißen Marmersteinen. Die Ruste war auch noch darum, dieselbe hatte Napoleon bauen lassen und darauf einen Triumpf- oder Siegeswagen aufrichten. Diese steinerne Säule stand gerade vor dem Tore, woselbst eine kleine Anhöhe war. Von da marschierten wir bis dicht vor die Stadt, welches wohl eine halbe Stunde, Fürsten hielten, wo wir dabei vorbeimarschierten und auch wieder herumzogen und wieder zum Tor herausgingen.

Am 5. August hatten wir eine Revue vor unserm Oberst Olfermann, der über uns aus dem Hospetal zu Laken gekommen war[5]). Nachdem er uns gemunstert hatte, mußte das ganze Corps ein Karé machen, die Infanterie inwendig und die Kavallerie auswendig, und daselbst hielt er eine Rede, wie er uns so traurig hätte müssen verlassen und uns nun wiedergefunden hätte, welches ihn sehr freute und uns auch so lobte, daß wir so tapfer gefochten hätten und daß alle die Feigherzigen, welche zurückgeblieben waren, keine Anteile an uns haben sollten, auch sollten wir ein kleines Geschenk zusammenbringen, um dem guten Herzog ein Denkmal aufzurichten, wozu auch die Feigherzigen nichts zugeben sollen.

Am 11. d. M. da kam das Ersatzbataillon bei uns an[6]), welches verteilt wurde, die Ober- und Unteroffiziere wurden beim ganzen Corps verteilt, und die Soldaten kamen zu der Avantgarde.

Am 13. hatten wir Kirchenparade und nach dem Gottesdienste mußten alle die Flüchtlinge, welche zurückgeblieben vor der Schlacht und jetzt wieder nachgekommen waren, von neuem einen Eid ablegen. Am 20. war wieder Kirchenparade. Den 21. kam das ganze Corps zusammen auf einem Platz im Felde, um einen Sergeant, der zweimal deserteurt war, und nun wurde er degradiert und kam 2 Jahr in Festungsarbeit und hernach lebelang Soldat.

Am 26. hatten wir Revue vor allen allierten Oberhäuptern[7]).

Den 12. September haben wir große Manövers gemacht vor dem Oberst Olfermann.

Den 19. Oktober haben wir vor Paris das Siegesfest der denkwürdigen Schlacht Leipzig, so im Jahre 1813 geschehen, wiederholend gefeiert.

Den 30. sind wir aus St. Ouen bei Paris ausmarschiert und hin nach Goissainville[8]), wo wir zum ersten Male wieder Quartiere bekommen haben, daselbst lagen wir bis den 5. November. ... ...

Der Verfasser nennt dann noch die Ortschaften, in denen er auf dem Rückmarsche gelegen hat, jedoch ohne Angabe des Tages. Da diese Rückmarschlinie bekannt ist, können wir unsere Veröffentlichung hier abschließen. O. Schütte.

---

[1]) v. Kortzfleisch a. a. O. S. 113.
[2]) Montmartre.
[3]) Piquets stellen?
[4]) Vgl. Kortzfleisch a. a. O. S. 115.
[5]) Kortzfleisch S. 117.
[6]) A. a. O. S. 117.
[7]) A. a. O. S. 119.
[8]) Goussainville s. Kortzfleisch S. 121

Braunschweigische Chronik f. d. J. 1905.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

Januar.

1. Einführung des Pastors Dr Wilhelm Meyer als 2. Seelsorger zu St. Michaelis.
4. IV. Landeshauptversammlung des Raiffeisen-Verbandes.
8. Einweihung der restaurierten Brüdernkirche.
9. Generalversammlung der Braunschw. Stadt-Rechtspartei.
11. Versammlung wegen der Okertalsperre.
20. Friedrich Kammann, Herzogl. Krankenhausinspektor †.
21. Gustav Baumgarten, Amtsrat in Forst bei Bevern †.
22. Abreise des Regenten nach Berlin.
24. Versammlung des Zentralausschusses des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
28. Martin Paul, Rechnungsrat, Oberpostkassenrendant a. D. †.

Februar.

2. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
6. Karl Knocke, Med.-Rat Dr, Brigade-Stabsarzt a. D. †.
12. XVII. Wanderversammlung der Vereinigung mitteldeutscher Kreisvereine im Verbande deutscher Handlungsgehülfen.
13. 100-Jahrfeier der Braunschw. Armenanstalt und des Montagsvereins.
15. Generalversammlung der evangel. lutherischen Vereinigung.
19. Helene Gerl, Hofopernsängerin a. D. †.
19. Franz Brandes, Prof. Dr phil., Oberlehrer a. D. †.
21. Wiederbeginn der 9. ordentlichen Landessynode.
24. Georg Wichmann, Sanitätsrat Dr med., † in Wolfenbüttel.
24. Eduard Rese, Oberst, feiert seinen 80. Geburtstag (früher Braunschw. Offizier).
25. Reise des Regenten nach Hannover.
25. Wilh. Mühe, Schulinspektor †.
26. Abreise des Regenten nach Berlin.
26. Fritz König, Rentner, Ehrenbürger der Stadt Harzburg, † in Dresden.
26. Richard Andree, Prof. Dr, feiert seinen 70. Geburtstag in München.
28. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
28. Generalversammlung des Landwirtschaftlichen Zentralvereins für das Herzogt. Braunschweig.

März.

6. 55. Plenarsitzung der Handelskammer.
7. Karl Hildebrand, Finanzrat a. D. †.
10. Schluß der 9. ordentlichen Landessynode.
12. Abreise des Regenten nach Baden-Baden.
13. Hermann Deicke, Rat, Landschaftssekretär a. D. †.
13. Heinrich Denecke, Dr med., † in Kissenbrück.
19. Einführung des Pastors Heinr. Beck als Seelsorger zu St. Jakobi.
30. Karl Kyrath, Rat †.

April.

1. Kreisdirektor Dr Bernh. Breithaupt und Regierungsrat Aug. Liesmann in Blankenburg treten in den Ruhestand; Nachfolger werden Kreisdirektor Rob. Pockels aus Helmstedt und Regierungsrat Ernst Buschmann.
1. Regierungsrat Paul Pini wird Kreisdirektor in Helmstedt.
2. Bernhard Plockhorst, Professor in Berlin, geb. Braunschweiger, feiert seinen 80. Geburtstag.
9. Einweihung der neuerbauten Kirche in Nordsteimke.
9. Einführung des Pastors Bodo Steigerthal als Vereinsgeistlicher.
13. IX. Braunschw. Gastwirtetag in Holzminden.
14. Wilhelm Laßmann, Direktionsrat, Administrator am Waisenhause B. M. V. †.
16. Rückkehr des Regenten.
16. Wilhelm Henninges, Superintendent emer. †.
24.—26. III. Generalversammlung des Zentralverbandes christlicher Bauhandwerker und Bauhilfsarbeiter Deutschlands.

Mai.

1. Wilhelm Bode, Oberlehrer in Helmstedt, tritt in den Ruhestand.
1. Friedrich Bestian, Seminarlehrer zu Wolfenbüttel, und der Bürgerschullehrer Robert Wilkens werden zu Schulinspektoren ernannt.
4. Wilhelm Weitz, Eisenbahnsekretär a. D. †.
8. Geburtstagsfeier des Regenten.
8. Abreise des Regenten nach Blankenburg a. Harz.
8.—10. Kongreß des Zentralverbandes der Heilgehülfen und Masseure Deutschlands.
10. Heinr. Diesing, Generalmajor z. D., früher Braunschw. Offizier, † in Hannover.
14. Einweihung des Gemeindehauses zu St. Katharinen.
14. Pflanzung der Schillereiche auf dem Aegidienmarkte.
16. XXI. Sektionssitzung der Hannoverschen Baugewerksberufsgenossenschaft in Helmstedt.
17. 30. Verbandstag des Provinzial-Baugewerken-Innungsverbandes.
18.—19. Versammlung des Deutschen Protestantenvereins.
20. Roman Wygnanki, Generalleutnant z. D. †.
20. Einweihung der Kapelle bei den Lungenheilstätten Albrechtshaus u. Marienheim bei Stiege.
21. Adolf Nickol, Geh. Hofrat Prof. †.

23. August Ehrhardt, Administrator des Waisenhauses B. M. V. †.
24. XIII. Generalversammlung des Landes-Predigervereins im Herzogtum Braunschweig.

Juni.

1. Konstantin Uhde, Geh. Hofrat Prof. †.
2. Johann Heinrich Willecke, Stadtrat, † in Königslutter.
3.—4. Verbandstag Braunschweigischer Gemeindebeamten.
4. Max Barth, Oberlehrer Dr, † in Helmstedt.
7. Unwetter in Blankenburg und Umgebung.
16. Max Tile v. Kalm, Oberregierungsrat †.
16.—18. 25 jähriges Jubiläum der Drogisten-Akademie.
17. Eduard Scheffler, Geh. Kammerrat, geb. Blankenburger, † in Oldenburg.
18. 200 jähriges Bestehen der reformierten Gemeinde.
18.—20. 26. Nordwestdeutsches Bezirksschießen in Helmstedt.
21. 53. Generalversammlung der Evangelischen Lutherischen Vereinigung.
23. Arnold Kuntzen, Oberamtmann, † in Gebhardshagen.
23.—24. XXII. Braunschw. Städtetag in Schöningen.
24. Einweihung der neuerbauten St. Johanniskirche.
24.—26. XXVI. Gauturnfest in Königslutter.
27. Paul Helm, Physikus Sanitätsrat Dr, † in Vorsfelde.
28. Gustav v. Bonin, Generalmajor z. D., † in Blankenburg.

Juli.

1. Hermann Meyer, Konsistorialsekretär, † in Wolfenbüttel.
8.—10. Rennen in Harzburg.
9. Karl Bruns, Dr med., † in Wolfenbüttel.
9. Robert Stuckenschmidt, Oberlehrer an der Landwirtschaftlichen Schule in Helmstedt, † in Bad Zinnowitz.
10.—12. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde zu Goslar.
11. Franz Hinze, Kammermusiker a. D. †.
15. Hermann Jahn, Schuldirektor Dr phil. †.
19. Oskar Petersen, Hofgraveur †.
29. Juli—3. August VIII. Deutscher Gabelsberger Stenographentag.
31. Hoyer v. Rotenheim, Generalmajor und Kommandant von Berlin, (geb. in Üfingen), † in Berlin.

August.

1. Friedrich Kreiß, Promenadeninspektor, feiert sein 25 jähriges Jubiläum.
6. 35. Volkswettturnen auf dem Elme.
7. Wilhelm Schmidt, Oberlehrer Dr, † in Helmstedt.
12.—13. IV. Wanderversammlung des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig in Königslutter.
14. Wilhelm Gerloff, Pastor emer. †.
20. VI. Harzer Volkswettturnen in Blankenburg.
25. Artur v. Witzleben, Braunschw. Oberkammerherr, Landschaftsdirektor, † in Görlitz.
30. 61. Jahresversammlung des Gustav-Adolf-Vereins des Herzogtums Braunschweig in Holzminden.

September.

5. Werner Frh. v. Schleinitz, Geh. Regierungsrat und Landrat in Hersfeld, geb. Braunschweiger, † in Blankenburg i. Th.
6. Hermann Oelmann, Dr med. †.
6. Adolf Schaper, Prof. Dr med., geb. Braunschweiger, † in Breslau.
9.—13. XX. Verbandstag der deutschen Baugewerks-Berufsgenossenschaften und 20. Innungsverbandstag deutscher Baugewerksmeister.
10. XI. Parteitag der Landes-Rechtspartei in Blankenburg.
9.—10. 21. Hauptversammlung des Harzklubs in Schierke.
14. August Hermann, Turninspektor, feiert seinen 70. Geburtstag.
17. VI. Braunschw. Handwerkertag in Holzminden.
18. Ernst Scherenberg, Dichter, früher Redakteur des Braunschw. Tageblatts, † in Eisenach.
24. VIII. Jahresversammlung der Braunschweig.-Welfischen Partei in Wolfenbüttel.
25. Heinrich Ernst Otto Lohmann, Pastor emer., † in Wolfenbüttel.

Oktober.

1. Wilhelm Kybitz, Geh. Kammerrat, und Ludwig Pöhling, Forstrat in Holzminden, treten in den Ruhestand.
1. Alfred Jürgens, Forstrat in Blankenburg, wird Kammerrat.
1. Albert Mirsalis, Oberlehrer in Wolfenbüttel, feiert sein 50 jähriges Dienstjubiläum.
2.—4. 77. Landes-Lehrer-Versammlung in Bad Harzburg.
7. Arthur Frh. v. Bernewitz, Oberleutnant im Braunschw. Husaren-Regt. Nr. 17, † in Berlin.
12. Karl Gerloff, Oberstleutnant z. D., feiert seinen 80. Geburtstag.
12. Wilhelm Oppermann, Stadtsekretär †.
12. Max Schultze, Chordirektor a. D. †.
13. Hauptversammlung des Niedersächs. Kirchenchor-Verbandes in Helmstedt.
15. Otto v. Hantelmann, Herzogl. Braunschw. Kammerpräsident a. D. in Öls, Kammerherr, † auf Baborowko b. Samter in Posen.

15. Einweihung des Genesungsheimes am Lecheln-holze bei Wolfenbüttel.
16. IV. Verbandstag der Grundbesitzervereine des Herzogtums Braunschweig in Helmstedt.
17. Hochwasser im ganzen Okergebiet.
19. Gustav Schaarschmidt, Schuldirektor Prof., feiert seinen 70. Geburtstag.
19. Hans Thomä, Pastor, † in Gevensleben.
22. Enthüllung des Herzog Wilhelm Denkmals in Blankenburg.
22. F. Eißholdt, Stadtkämmerer a. D., † in Gandersheim.
23. Franz Scholz, Generalarzt a. D. †.
27. und 28. Kaiserjagd in Blankenburg.
31. Einweihung der neuerbauten Schule in Stiege.

November.

1. Adolf Dedekind, Landgerichtspräsident Dr jur., Rudolf Lüderßen, Kammerpräsident, und Heinrich Schrader, Seminarlehrer Prof., treten in den Ruhestand.
1. Wilhelm Bach, Oberlandesgerichtsrat, wird Landgerichtspräsident, Christian Ritscher, Geh. Kammerrat, wird Kammerdirektor, Otto Meyer, Oberlandesgerichtsrat Dr jur., wird Oberstaatsanwalt und Dr. Rich. Bürger Bibliotheksekretär in Wolfenbüttel.
1. XII. Jahresversammlung des freien kirchlichen Vereins.
6. 56. Plenarsitzung der Handelskammer.
9. Max Aronheim, Justizrat Dr jur. †.
10. Jahresversammlung des Evangelischen Bundes in Wolfenbüttel.
14. Große Feuersbrunst in der Holzriemenscheibenfabrik von Dr H. Abbes & Co. zu Holzminden.
24.—27. X. Verbandsausstellung des Braunschw. Verbandes für Geflügelzucht.
27. III. Hauptversammlung des Harzer Verkehrsverbandes in Seesen.
27. Otto Schomburg, Packhofkommissär †.
28. Herbstversammlung des Zentralausschusses des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.

Dezember.

3. Einweihung des Krankenhauses in Holzminden.
8. Werner v. Otto, Generalleutnant z. D., feiert sein 50jähriges Dienstjubiläum.
9. Rückkehr des Regenten.
12. IV. Verbandsausstellung des Geflügelvereins Blankenburg.
13. Besuch des Großherzogs von Oldenburg.
16.—17. Besuch des Deutschen Kaisers.
18. Bischof Wilhelm von Hildesheim, † in Hildesheim.
21. Reise des Regenten nach Berlin.
21. Albert Hobohm, Oberstleutnant a. D., † in Blankenburg.
22. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
24. Christian Oberhey, Kirchenrat †.
31. Burghard Frh. v. Cramm-Burgdorf, braunschw. Gesandter am Kgl. Preuß. Hofe und Bevollmächtigter beim Bundesrate in Berlin, tritt in den Ruhestand.

W. S.

Bücherschau.

Hof- und Staats-Handbuch des Herzogtums Braunschweig und Braunschweigisches Adreßbuch für das Jahr 1906. Braunschweig 1906. Druck und Verlag von Joh. Heinr. Meyer.

Handbücher von anerkannter Vorzüglichkeit liegen mit dieser Auflage zum so und so vielten Male wiederum vor uns; aber wir möchten doch mit Bedenken nicht länger zurückhalten, die sich uns seit Jahren aufgedrängt haben. Sie betreffen die Bearbeitung des Artikels über die milden Stiftungen. Ihre Zahl in der Stadt Braunschweig ist groß, die Zusammenstellung ist gewiß mühsam, indessen der Magistrat hat in seinen Verwaltungsberichten wenigstens für einen Teil derselben, nämlich für die seiner Aufsicht unterstehenden Stiftungen, eine recht dankenswerte Vorarbeit geliefert. Nun sind jedoch von den im letzten Verwaltungsberichte vom Jahre 1901 aufgeführten 181 Stiftungen siebenunddreißig unberücksichtigt geblieben, darunter die Witwen-, Waisen- und Töchter-Versorgungsanstalt des geistlichen Ministeriums, die Grotriansche, Hauswaldtsche, Löbbeckesche Familienstiftung und das Schradersche Stipendium. Letztes ist um so auffallender, als dies Stipendium bekanntlich einen außergewöhnlich großen Interessentenkreis hat, und Familienstiftungen, wie z. B. die Wilmerdingsche, die kaum für zwanzig Personen der Stadt Interesse hat, mit besonderer Breite behandelt worden sind. Andererseits enthält das Verzeichnis siebenundzwanzig milde Stiftungen, welche der Verwaltungsbericht des Stadtmagistrats nicht kennt, weil sie der Aufsicht des Magistrats offenbar nicht zu unterstehen scheinen. Eine derselben, die v. Veltheimsche St. Annenstiftung, untersteht der Herzoglichen Kreisdirektion, andere Predigern, andere nur Familienmitgliedern. Unter letzten befinden sich die v. Dammsche und die Riekensche Stiftung. Zweifellos gibt es noch viel mehr dergleichen, die sich der Aufsicht des Magistrats entzogen haben und solche, die Herzoglichen Behörden oder der Landschaft unterstehen.

Noch mehr als die Unvollständigkeit des Verzeichnisses bedauern wir die zum Teil nicht den geschichtlich festgestellten Tatsachen entsprechende Benennung einzelner alten Stiftungen. Dankbar erkennen wir an, daß die Stiftung des Bürgermeisters Tile Bühring nicht mehr unter T. als „Thiele-Bühring'sche Stiftung" und die des Valentin Heinemann nicht mehr unter V. als „Valentin-Heinemanns-Hof" aufgeführt ist; dagegen ist das von der Tochter

Anna des Syndicus Diederich Preuße (Prutze) herrührende Legat nach wie vor unter A als „Annen-Preußen'sches" bezeichnet worden, während es unter P als „Anna Preußen'sches" hätte aufgeführt werden müssen. Daß „Alerds'sche" und „Villers'sche" Stiftung nicht aufrecht erhalten werden kann, bemühten wir uns 1904 in „Straßennamen der Stadt Braunschweig" Seite 104 und 108 nachzuweisen, und über die Unzulänglichkeit der Bezeichnung der im Kombinirten Konvente vereinigten Stiftungen war bereits 1899 in Nr. 10 des Br. Magazins gehandelt. Wenn nun trotzdem das ganz unmögliche „Johannes Hunebostel" beibehalten worden ist, so möchten wir gern darauf verzichten für den verkannten Friedrich Hunerbostel nochmals eine Lanze zu brechen, dagegen die Tatsache betonen, daß auf diese Weise der Name St. Johanns des Täufers unterschlagen und das Andenken an das alte Johanniterspital zerstört wird.

Das Adreßbuch hat ebenfalls unter Wohltätigkeits-Anstalten die Entstellung: „Johannes Hunebostel" beibehalten, dazu noch hat es eine dankenswerte Verbesserung des Staatshandbuches übersehen, indem es immer noch „Valentin-Heinemanns Hof" druckt.

Erfreulicher ist es, was uns laut Adreßbuch an neuen Straßennamen beschert worden ist. Drei von den alten Helden, die 1809 mit Herzog Friedrich Wilhelm den Siegeszug mitgemacht haben, sind verewigt worden: Dörnberg, Wachholtz und Berner, letzter in der Nähe seiner Schöpfung, der Anlagen des Nußberges, alle drei zwischen Roon-[1]) und Heinrichstraße, wo die Waterloostraße sich ihnen sinnig zugesellt. So haben wir nun ein Viertel der Kriegshelden, wenn auch Korfes, neben den nun Scharnhorst getreten ist, und Ziethen hinter der Husarenkaserne etwas entfernt von der Roonstraße untergebracht worden sind. Etwas im Gegensatze zu dem schön entwickelten Stadtteile um die Paulikirche steht die Gegend zwischen Hildesheimer- und Roßstraße, wo noch alles im werden ist. Eine neue Bürgerschule entsteht daselbst, und es ist eine sinnige Gepflogenheit geworden, bei solchen Gelegenheiten eines bedeutenden Pädagogen zu gedenken. Neben Comenius und Pestalozzi hat man diesmal Diesterweg gewählt. Diese neue Diesterwegstraße wird eine Fortsetzung der Glückstraße, und es wäre eine schöne Gelegenheit den neuen Namen auch dahin zu übertragen, wo man vergeblich versucht hat das Gedächtnis an den alten Flurnamen „Elend" einzubürgern. Es handelt sich dabei um eine noch unausgebaute Straße. Im übrigen scheint die Absicht vorzuliegen, an dieser Stelle den allerältesten Helden unseres Volkes ein Andenken zu stiften, denn da die Hermannstraße die Wittekindstraße schneidet, darf man wohl annehmen, daß sie dem Cheruskerfürsten zu Ehren benannt worden ist. Da man bei Roßstraße an das weiße Sachsenroß denken kann, läßt sich auch diese neuste Anordnung als eine sinnige begrüßen. H. M.

[1]) Roonstraße verdient zweifellos auch deren Fortsetzung über die Bodestraße hinaus zu heißen. Den Gedanken hier den neuen Namen „Am Stadtpark" einzuführen, sollte man aufgeben, überhaupt nicht verschwenderisch mit neuen Namen sein, wo man irgend ohne sie auskommen kann.

Adolf Frey, die Kunstform des Lessingschen Laokoon mit Beiträgen zu einem Laokoonkommentar. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905. IV und 194 S. 8°. 3 M.

Ein äußerst anregend und fesselnd geschriebenes Büchlein, dessen Ergebnis jedoch in seinem Hauptteile, der die Kunstform des Lessingschen Laokoon, d. h. des Verfassers Absichten und Darstellungsmittel bei Abfassung seines Werkes behandelt, auf allgemeine Zustimmung schwerlich wird rechnen können. Es sind geistreiche Gedanken, die Frey in mitunter etwas zu geistreichelnder Sprache über die Entstehung des großen literarischen Kunstwerkes vorbringt. Er will diese auf französische Einwirkung zurückführen und trägt dabei kein Bedenken, sich in geraden Widerspruch zu den eigenen Aussagen Lessings zu setzen, der seine Leser aus kunsttechnischen Gründen absichtlich irre geführt haben soll. Wird ihm das auch nicht Jedermann glauben, so werden die meisten seinem Gedankengange, seinen Annahmen und Folgerungen, aus denen die Persönlichkeit Lessings oft eigenartig beleuchtet in scharfen Umrissen hervortritt, mit reger Teilnahme folgen. — S. 101—150 enthalten interessante Beiträge zu einem Laokoonkommentar, die wesentlich Lessings Anschauungen über bildende Kunst ins Licht rücken sollen. — S. 151—94 werden, damit sie dem Leser bei den Ausführungen des Verfassers bequem zur Hand sind, die verschiedenen Laokoonentwürfe zum Abdrucke gebracht, über deren Anordnung S. 11 kurz gehandelt ist.

Klaus von Königsfeld, Beatrix von Schwaben. Historischer Roman. I. II. Braunschweig u. Leipzig, Rich. Sattler [1905]. VII, 200 und 240 S. 8°.

Beatrix war die Tochter des deutschen Königs Philipp von Schwaben, die nach dessen Tode noch in zartem jugendlichem Alter 1212 dem Gegenkönige des Hohenstaufischen Vaters, dem Welfen Otto IV. von Braunschweig, die Hand reichte, schon wenige Tage nach der Hochzeit aber durch einen plötzlichen Tod dahingerafft wurde und im Dome zu Braunschweig die letzte Ruhe fand. Da somit der Roman unsere engere Heimat nahe berührt, so sei auch an dieser Stelle kurz auf ihn hingewiesen.

Ernst Kretzschmar, Lessing und die Aufklärung. Eine Darstellung der religions- und geschichtsphilosophischen Anschauungen des Dichters mit besonderer Berücksichtigung seiner philosophischen Hauptschrift „Die Erziehung des Menschengeschlechts."

Leipzig, Bernhard Richter 1905. IV u. 172 S. 8° 2.50 M.

Die kleine Schrift, die wir nur warm empfehlen können, legt in trefflicher, gemeinverständlicher Weise die hohe theologische und philosophische Bedeutung Lessings dar. Nachdem der Verfasser kurz Wesen und Bedeutung der Aufklärung charakterisiert hat, verfolgt er das allmähliche Heranreifen der in der „Erziehung des Menschengeschlechts" niedergelegten Gedanken, zeigt er, wie Lessing ein großes Interesse für die Theologie lebenslang beseelt, wie Vaterhaus, eingehendes und umfassendes Studium, sowie vielseitiger Umgang ihn beeinflußt, wie er in rastlosem Denken zu festem, selbständigem Standpunkte sich durchgerungen habe, wie er niemals ein völlig radikaler Aufklärer gewesen sei, stets Denken und Glauben auseinander gehalten, historisches und philosophisches Forschen zusammen vereinigt, wie er sich im Gegensatze zu seichter Neologie die Hochachtung vor dem Geschichtlichgewordenen immer bewahrt und den Zwiespalt zwischen Vernunft und Offenbarung zu überbrücken gesucht habe. Dann weist er im zweiten Teile im einzelnen die Ideen der „Erziehung des Menschengeschlechts" auf, die die Aufklärung ergänzen und zugleich überwinden. Es sind vier Punkte, die er hier unterscheidet. Dem oberflächlichen Rationalismus der Aufklärung gegenüber betont und betätigt Lessing trotz der rationalistischen Grundlage seiner Schrift die tiefgründige spekulative Behandlung religiöser Fragen. Den selbstbewußten Invidualismus sucht er zu überwinden durch seine bahnbrechende geschichtliche Auffassung, die ihn auf den großartigen Erziehungsgedanken führt. Im Gegensatze zum utilitaristischen Eudämonismus hebt er die Moral als Grundlage und Ziel aller Religion hervor. Endlich weist er dem platten Intellektualismus gegenüber hin auf die Bedeutung der Intuition, des Gefühls. Die hohe Stellung, die der Verfasser Lessing als Erzieher des Menschengeschlechts einräumt, erscheint hiernach wohlberechtigt und ebenso begründet die große Bedeutung seines philosophischen Hauptwerks, der „Erziehung des Menschengeschlechts", von dem ein Neudruck S. 143—172 das Buch beschließt.

Reinhard Mumm, Die Polemik des Martin Chemnitz gegen das Konzil von Trient. Eine Untersuchung. I. Teil. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1905. VIII u. 104 S. 8°. 2 M.

Der hochverdiente erste Generalsekretär der freien kirchlich-sozialen Konferenz hat unter diesem Titel seine Inaugural-Dissertation bei der theologischen Fakultät der Universität Jena neuerdings veröffentlicht. M. Ch. hat ja für uns ein besonderes Interesse, da er 1554 Pastor und 1567 Superintendent in Braunschweig wurde, wo er am 8. April 1586 starb. Sein Hauptwerk ist das Examen concilii Tridentini. Mumm bespricht nun die Vorgeschichte und den Inhalt des Werks, das sich seines bedeutenden Umfanges wegen heute nicht mehr zum Studium eignet. Sehr angenehm fällt dabei die Objektivität auf, mit der das geschieht. Mumm wird seinem Helden sowie dessen Glaubenseifer und wissenschaftlicher Bedeutung vollauf gerecht, aber er übt doch überall Kritik. In einigen kurzen, wörtlich angeführten Stellen will ich versuchen, Mumms Ansichten klar zu legen. Ch. hebt oft die Arglist der Dekretarchitekten hervor, M. sagt: „Heute zweifelt niemand, daß manche Legaten und Väter — ich nenne nur den unglücklichen Reginald Pole, den Bewunderer Melanchthons, und den Kardinal Pacheco, den stolzen Bischof von Jaen — persönliche Achtung verdienen." Und doch erkennt auch M. an, daß jeder Vorkämpfer das Recht seiner Partei als „sonnenklar empfinden" muß. M. erklärt es für verständlich, „wenn Ch. zu dem Mißverständisse kam, bei der Anrufung der Heiligen sei von einem selbständigen Verdienste derselben, unabhängig von dem Verdienste Christi die Rede", dennoch aber dachte wiederum Ch. „hinsichtlich der Ehrung Mariä und der Heiligen, hinsichtlich der Beichte, des Zölibats und des Fastens unbefangener als eine spätere Zeit, die der Kontrastwirkung erlegen ist." M. sieht Ch. als mehr von Melanchthon als von Luther abhängig an, er und Melanchthon prägten Formeln für dasjenige, das Luther ihnen verkündigte; sein Geist war dem der alten Lateiner verwandt. Aber doch war Ch. nicht „zu dogmatischer Filigranarbeit geschaffen", er stellte, wie Luther, „das praktische Interesse über das theoretische."

Ch's. Werk ist heute nicht mehr zu benutzen, auch nicht etwa durch Herstellung von Auszügen, „eine Überschätzung des Ch. . . . muß einer geschichtlichen Würdigung . . . weichen." Doch aber betont M.: „Der Verfasser des Examen hat sein Lebenswerk getan ‚in der Treue, die wir zu Gott zu leisten schuldig sind'."

Ein reicher literarischer Apparat ist der Schrift beigegeben. Ich konnte und durfte hier nicht auf den Inhalt näher eingehen, ich habe einige charakteristische Stellen angeführt, um die gerade heutzutage so ansprechende, sachliche und unvoreingenommene Art M's. zu zeigen. Hoffentlich nimmt nun mancher Leser die Schrift selbst zur Hand.

Dr Wirk.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 2. Termin der Konfirmation; Ernst Th. L. Henke. — 3 und 4. Garnisonkirche und Brüdernkirche. — 10—17, 19. Die 9. ordentliche Landessynode. — 11. Schomburg, der Raiffeisenpastor. — 21. St. Katharinen-Gemeindehaus. — 24 und 26. Die Bekenntnisverpflichtung der Geistlichen in der Braunschweigischen Landeskirche. — 27. Einweihung der St. Johanniskirche. — Nr. 34 und 35 Dauber, Was kann geschehen, um die Teilnahme und eifrige Mitarbeit der Männer an den Aufgaben der Evang.-Luther. Kirche zu fördern? — 46.—48. v. Hanffstengel, Reform der Abendmahlssitten, insbesondere Einführung des Einzelkelchs.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1906. Februar. Nr. 2.

[Nachdruck verboten].

Constantin Uhde.

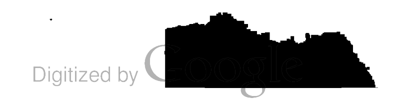
Bei allem Mangel an besonderer künstlerischer Begabung ist den Braunschweigern ein gewisser solider Geschmack auch in Dingen der bildenden Kunst immer eigen gewesen, der weniger von der Phantasie als von einem verständigen Gefühl für Maß und Würde genährt wurde und daher namentlich der Baukunst günstig war. Vielleicht erlaubt man uns, zur Erläuterung dieser Behauptung schon unser ältestes Kunstdenkmal, den Dom, heranzuziehen, dessen Architektur charakterisiert ist durch ungewöhnlichen Mangel an ornamentalen Einzelheiten, dafür aber durch die feinen Raumverhältnisse und Flächengliederungen entschädigt. Dieses selbe Maßhalten, verbunden mit einem entschiedenen Sinn für große Verhältnisse, zeigen auch die meisten Profanbauten seit dem Mittelalter. Im XVIII. Jahrhundert äußert es sich ganz auffallend in der geringen Teilnahme für die Dekorationsweise des Rokoko, und findet gegen Ende jenes Säkulums in dem nach jahrhundertelangem Ringen überall für mehrere Menschenalter zu unbestrittener Herrschaft kommenden Klassizismus eine so glückliche Unterstützung, daß in Braunschweig fortan bis zum Ende des XIX. Jahrhunderts die zeitgenössische klassizistische Bauweise Beispiele ersten Ranges hinterlassen hat, großenteils Werke einheimischer, ja eingeborener Architekten. Auf die in diesem Geschmacke bauenden Künstler des späteren XVIII. Jahrhunderts, Fleischer (Ferdinandsbau der Burg Dankwarderode 1763, Richmond 1768), Horn (Herzogl. Kammer 1764, Neustadtrathaus 1773—84), Gebhardi (Rückgebäude der Hauptpost am Kattreppeln), Langwagen (Mittelbau des älteren Residenzschlosses 1789, Landschaft 1792, Dannes Hotel, Saalbau am Damm, Großer Klub), folgte als erster im XIX. Jahrhundert der jene als schöpferische Persönlichkeit wohl überragende Peter Joseph Krahe, geboren in Mannheim 1758, gestorben 1840. Ursprünglich Maler gleich seinem Vater Lambert, ging er erst nach 1780 zur Baukunst über und leitete seit 1803 das Braunschweigische Bauwesen. Unter ihm wurde das 1830 abgebrannte Residenzschloß für König Jerome umgebaut, 1823 auch die herzogliche Reitbahn errichtet, wovon noch die wuchtige Front an der Langendammstraße vorhanden ist. Seine bekannteste, im wesentlichen, mit Ausnahme leider der Fensterkreuze, im ursprünglichen Zustande erhaltene Schöpfung ist die für Krause 1807 entstandene, jetzt Hörstelsche Villa am Siegesplatze, wo mit einer außerordentlichen Sparsamkeit an Ausdrucksmitteln die künstlerische Wirkung hervorgebracht wurde, die gefällig zwischen einem städtischen Repräsentationsgebäude und einem Landhause vermittelt. Krahe zuzuschreiben war auch die jener ganz stilverwandte Hennebergsche Villa an der Wolfenbüttelerstraße, eiligst abgebrochen, nachdem sie von der letzten Henneberg 1886 der Stadt Braunschweig hinterlassen worden war. Auch die bald nach 1806 errichteten Torgebäude gehen wohl alle auf Krahe zurück. Die in dieser Persönlichkeit sich äußernde künstlerische Überzeugung, den monumentalen Ausdruck vornehmlich in der Knappheit und Gedrungenheit des Schmuckes zu suchen, wurzelte in der damaligen schrankenlosen Verehrung der Antike, besonders der fast noch unbekannten und darum nur um so eifriger von den Künstlern nicht weniger als von den Gelehrten umworbenen griechischen Kunst. Den Niederschlag solcher archäologischen Studien zeigt unter den Kraheschen Bauten am deutlichsten die dorische Säulenkolonnade der ehemaligen, 1806 mit Benutzung des älteren Baues errichteten Augusttor-Kaserne. Sie ist auf Uhdes Veranlassung als Ruine im Bürgerparke wiedererstanden, nachdem die Stadt auch dieses Gebäude in den neunziger Jahren übernommen und abgebrochen hatte. Mit der Kolonnade hat Krahe augenscheinlich eine Schmalseite des Pästumer Neptuntempels wieder zu geben versucht und trotz des hie und da noch mangelnden Verständnisses (man vergleiche die Reihung der Tropfenplatten), eine Säu-

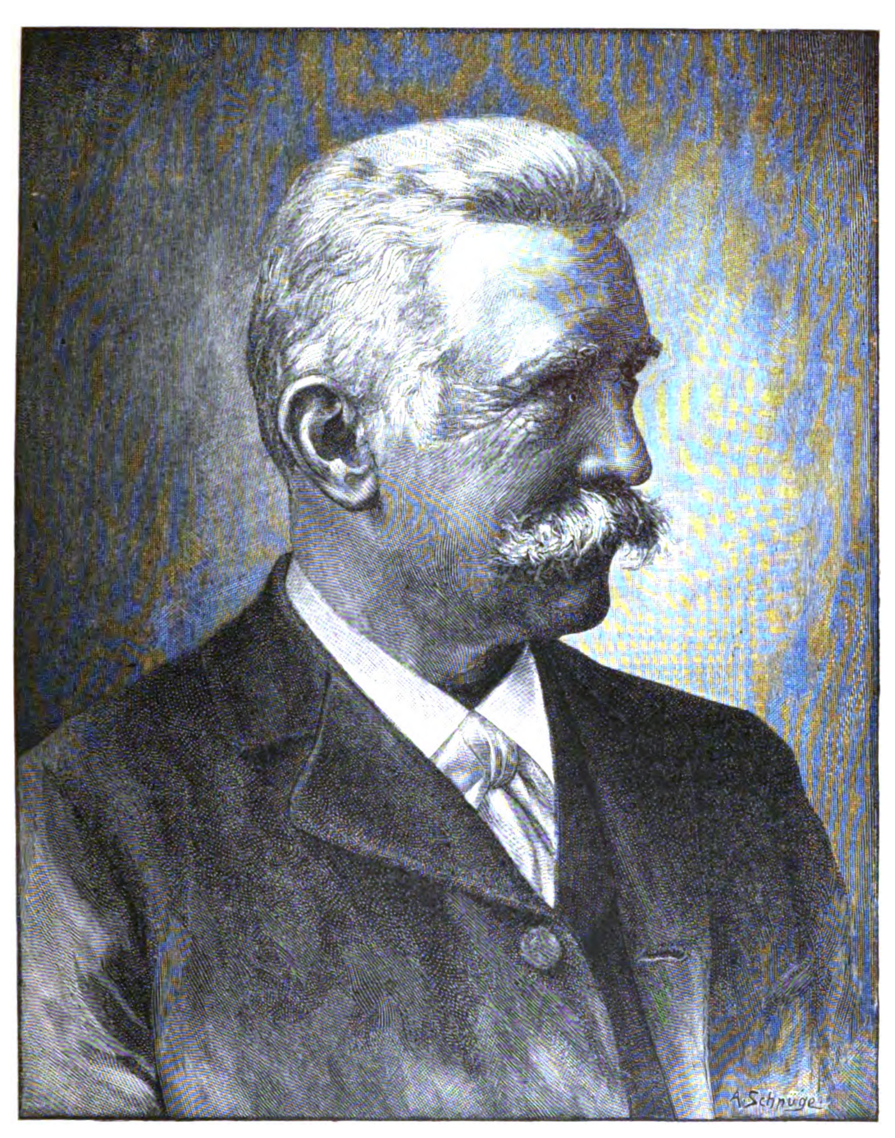
lenfront voll trotziger Kraft geschaffen, ein echtes Produkt seines eigenen kräftigen Empfindens. — Vielleicht war auf Krahe nicht ohne Einfluß der ihm künstlerisch sehr verwandte Berliner Baumeister Friedrich Gilly (1771—1800), Schinkels bedeutender Lehrer, nach dessen Plänen 1802—1805 das Viewegsche Geschäftshaus am Burgplatze errichtet wurde (vergl. Schröder-Aßmann, Die Stadt Braunschweig, 1841, I. S. 78).

Krahes würdiger Nachfolger in der künstlerischen Bedeutung war Karl Theodor Ottmer (1800—1844), in Braunschweig geboren und auch hier am Kollegium Karolinum für seine Laufbahn vorbereitet. 1819 bis 1827 war er in Berlin praktisch und als Schüler der Bau- und Kunstakademie tätig. Durch die Braunschweigischen Neubauten bereits trefflich in das künstlerische Streben der Zeit eingeführt, wurde er nun, unzweifelhaft unter Schinkels Einfluß, in der „Rückgriffskunst" zum Meister ausgebildet, und führte die Schinkelschen Ideale, allerdings nicht mehr so unbedingt wie dieser, sondern mit wieder größerer Anpassungsfähigkeit, in Braunschweig ein, gleich anfangs als herzoglicher Baubeamter. Im wahrscheinlich bewußten Gegensatze zu Schinkel trat Ottmer der älteren Generation näher. Aber was dieser noch naiv, ja gegen ihre Absichten gelungen war, mußte nun erst durch Reflexion so gut es ging zurückerobert werden. Gerade gestützt auf die fortgeschrittene wissenschaftliche Erkenntnis, deren Gefahr für die künstlerische Gestaltungskraft die älteren Generationen noch nicht zu fürchten gehabt hatten, die aber dann zu einem unnachsichtigen Gebieter geworden war, hatte Ottmer erkannt, daß griechische Bauformen in ihrer ursprünglichen Reinheit sich nicht unmittelbar für moderne, praktische Zwecke verwenden lassen. Wie Semper, sein berühmterer, gleichstrebender Zeitgenosse, nahm er daher die schmiegsamere römische Architektur im Sinne der Renaissance wieder auf, vermied es aber noch, auch eigentliche Renaissance-Ornamente wieder zu verwenden, während er gotische, ja gelegentlich auch orientalische Formen (altes Kaffeehaus in Wolfenbüttel) unbedenklich benutzte. Das Residenzschloß in Braunschweig, seit 1831 in römischer Auffassung errichtet, aber leider nie vollendet, ist sein bekanntestes Werk und gewiß die vollkommene Darstellung einer landesherrlichen Wohnung[1]). Eine ganz neue künstlerische Aufgabe hat Ottmer vielleicht zuerst unter seinen Zeitgenossen einwandfrei gelöst mit seinem Bahnhofsbau in Braunschweig (1843—45). Römische und, besonders an der nicht mehr in alter Weise erhaltenen Einfassung der Einfahrt, auch griechische Formen sind hier einem Verkehrsgebäude völlig sinngemäß angepaßt und durch ein meist recht individuelles Detail an den so verschiedenen Zwecken dienenden Teilen des Gebäudes: dem Triumphbogen als festlichem Eintrittstore, der offenen Rotunde für den täglichen Zugang, den eisernen, ganz materialgemäß geformten offenen Wandelgängen vor den Längsseiten der Halle, zu vollkommener Einheit verschmolzen. Was mag die Zukunft diesem Kunstwerke bringen, wenn es nicht mehr seinen Zwecken dienen kann? Ist keine Möglichkeit vorhanden, es vor dem dann drohenden Untergange zu retten, falls die Stadt, wie ja zu fürchten, keine Verwendung dafür haben wird? Meist glücklich passen sich auch bei Ottmers Wohnhäusern die römischen Formen ihrem Zwecke an. Vielleicht wird die schöne äußere Gliederung seiner Villa Wilhelmitorwall 29 dem Inneren nicht ganz gerecht. Dagegen ist das bei dem Hause Fallerslebertorwall 8 gelungen und wohl noch mehr bei palastartigen Bauten, wie dem herzoglichen Intendanturgebäude an der Wilhelmstraße und der jetzt Löbbeckeschen Villa Cellerstraße 1. Wie wenig Einzelformen Ottmer, als echter Klassizist, nötig hatte, um künstlerisch, fast nur durch glückliche Flächendisposition, zu wirken, beweist die Infanteriekaserne am Fallerslebertore, 1841 bezogen, der das mächtige, zwei Geschosse durchbrechende Mitteltor allein schon kraftvolle Haltung gibt.

Eine andere Gruppe von Ottmers Bauten wurde in dem englisch-neugotischen Stile ihrer Zeit errichtet. Wieviel Ottmer selbst darauf gab, läßt sich daraus ersehen, daß er zwei davon, die herzogliche Villa Neu-Richmond (1835) und das Theater in Wolfenbüttel (1838), dieses nur Innenbau, in Abbildungen veröffentlichen ließ. Hier hat er sein Talent für Gruppenanlage, das auch dem Bahnhof zu statten gekommen ist, glänzend bewährt. Das zu Neu-Richmond gehörende Kavalierhaus, infolge des unsoliden Materials leider bereits Ruine, ist im Umriß und in der Anpassung an seine Umgebung ein besonderes Schmuckstück Braunschweigs. Weniger ist die gotische Innenausstattung Ottmers zu loben. Mit ihren steifen, architektonischen Linien weiß sie sich nicht recht in ihre Aufgabe, den Raum wohnlich zu machen, zu schicken. Hier ist die typische Grenze der Leistungsfähigkeit des Klassizismus, die auch Ottmer nicht völlig überschritt. Trotzdem hatte er ein großes Dekorationstalent, wie wir am Wolfenbütteler Theater sehen. Die Aufgabe, mit gotischen Formen auszuschmücken, lag dort so außerhalb alles Hergebrachten, alles Vorbildlichen, daß es Ottmer gelang, mit der hauptsächlich nur gemalten Maßwerkdekoration einen ganz eigenartigen, festlich-heiteren Raum zu schaffen, in der farbigen Helligkeit fast wie das Innere eines für einen vorübergehenden Zweck rasch zusammengezimmerten Festzeltes, dem der Bau hinsichtlich der äu-

[1]) Vergl. Dr C. Schiller, Das Herzogliche Residenzschloß in Br., Brunonia 1839, Februar. Hier die älteste und wohl zuverlässigste Quelle über O's Entwickelung. Danach ist er auch in Berlin schon frühzeitig selbständig beschäftigt gewesen; 1822—24 errichtete er das Königstädtische Theater, darauf bis 1827 die Singakademie.





Dr. Constantin Uhde

zerst leichten und billigen Anlage, meist nur aus Brettern, Latten und Leinwand, ja auch gleichkommt.

Nach Ottmers Tode fand sich lange kein ebenbürtiger Nachfolger. Erst das 1861 vollendete Hoftheater vertritt wieder würdig seine Zeit. Leider läßt sich schwer bestimmen, welchem der beiden offiziellen Erbauer, Wolf oder Ahlburg, der Hauptanteil an seiner künstlerischen Gestalt gebührt, und nach einer mündlichen Überlieferung scheint es fast, als ob auch ein am Bau beteiligter Sachse Namens Erig diesen Ruhm mit zu beanspruchen habe. Die Florentiner Formen des Theaters rücken es übrigens schon weit von Ottmer ab und nähern es der Münchener Schule, namentlich Klenzes Königsbau. Es blieb in Braunschweig eine vereinzelte Leistung.

Vielmehr kommt der eigentliche Klassizismus mit Uhde nun noch einmal zu einer glänzenden Nachblüte, durch einen Mann voll Phantasie und Arbeitskraft, der dem Braunschweig der ersten Dezennien des neuen Kaiserreiches das künstlerische Gewand gegeben hat. Uhde hat die zerrissene Verbindung mit Ottmer noch einmal hergestellt, sodaß er trotz des langen Zeitunterschiedes, wir werden sehen sogar fast in eigentlichster Bedeutung, als dessen

Schüler zu gelten hat. Er nahm aber zugleich auch die ganze Fülle der Vorstellungen und Ideen Sempers in sich auf, der dem gleichaltrigen, aber jung verstorbenen Ottmer an künstlerischer Tatkraft wohl nicht überlegen gewesen, ihm mit Urteilskraft und theoretischer Einsicht aber weit vorausgeeilt war. Mit Uhde geht die einstweilen letzte klassizistische Blütezeit der Kunst in Braunschweig zu Ende, später, aber vielleicht auch reifer und satter als anderswo. — Seine Stellung am Ende einer langen Stilperiode machte die hier vorgeführte Übersicht derselben in Braunschweig unvermeidlich zu seinem Verständnis, um so mehr, als auf eine etwa vorhandene derartige Darstellung nicht verwiesen werden konnte.

Constantin Uhde[1]) wurde geboren am 23 März 1836 in Braunschweig als Sohn des Schulrats und Professors Dr August Uhde und dessen Gattin Pauline aus der schottischen Adelsfamilie Macrae-Holmains. Er besuchte in Braunschweig die Waisenhausschule und dann das Gymnasium, das er Ostern 1854 mit der Reife für Prima verließ. Unmittelbar daran schloß sich seine Fachausbildung auf der technischen Hochschule seiner Vaterstadt bis Ostern 1857, während der er sich Preise in Baukonstruktion sowie im Bau- und Freihandzeichnen errang. Dieser ganze Unterricht ist naturgemäß ein wesentlich formaler gewesen. Von seiner Tüchtigkeit gleichwie von des Schülers Fleiße legt Uhdes meisterhafte Sicherheit auch in allen handwerksmäßigen Grundlagen das beste Zeugnis ab. Allerdings kam dazu in den folgenden Jahren eine praktische Schulung, die durch eine Reihe glücklicher Fügungen ihn alsbald vor seltene Aufgaben stellte und mit technisch-künstlerischen Problemen ersten Ranges vertraut machte. Er wurde nach Erledigung seines Hochschulstudiums von der herzoglichen Baudirektion zunächst unter dem Professor Ahlburg, einem tüchtigen Bautechniker, beschäftigt, 1857 hauptsächlich beim Neubau der Zuckerfabrik in Barum, 1858/59 der Zuckerraffinerie in Braunschweig, für die Uhde auch die von Bretschneider gestochene Verzierung ihrer Aktien entwarf, eine Arbeit, die gerade in ihrer Anspruchslosigkeit schon Uhdes feinen ornamentalen Geschmack erkennen läßt. Bis 1861 war er dann beim Neubau des Hoftheaters tätig und bestand während dessen im April 1860 das Bauelevenexamen. Auch ohne daß sich bestimmte Einflüsse nachweisen ließen, kann man sich denken, wie viel Anregungen dem Künstler nicht weniger als dem Techniker dieser Theaterbau zu geben hatte. Als er vollendet war, trat Uhde in den Dienst der damals noch herzoglichen Eisenbahnverwaltung, anfangs, wie es scheint durch Ahlburgs Einfluß, nur als Ingenieur, seit Juli 1864—1868 aber arbeitete er ausschließlich in deren Hochbauwesen. In dieser Stellung wurde er bis 1863 dem Eisenbahnbaumeister Menadier in Greene zugewiesen, wo ihm die beiden Tunnel und wohl besonders der schöne, etwa 40 Meter hohe Viadukt lehrreichen Arbeitsstoff gegeben haben werden. Daneben hatte er schon 1862 die Genugtuung, daß sein Konkurrenzentwurf für einen Museumsbau in Oldenburg mit dem ersten Preise gekrönt, aber freilich nur sehr verändert auch ausgeführt wurde. In Greene lernte er seine erste Frau kennen, Marie von Schwartzkoppen, mit der er am 9. April 1865 in Wolfenbüttel sich verheiratete. Nach Abschluß seiner Greener Tätigkeit bestand er am 31. August 1863 das Baukondukteurexamen, und begann sodann im März 1865 den Unterricht an der technischen Hochschule in der Baukunst, der ihn seit 7. November 1868 in fester Anstellung — seit 1871 auch mit dem Professortitel — für immer an dieses Institut fesselte und ihm die notwendige Freiheit für sein künstlerisches Schaffen ließ, die er schwerlich in einer anderen, unvermeidlich gebundeneren, amtlichen Laufbahn gefunden haben würde.

Inzwischen aber war die Aufgabe an Uhde herangetreten, die wohl ausschlaggebend für seine baukünstlerische Entwickelung gewesen ist: seine Heranziehung zur Innenausstattung des Residenzschlosses in Braunschweig, besonders in den Jahren 1865 bis 1867. Von Ottmers herrlicher Schöpfung waren in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar 1865 der ganze Mittelbau und die nördliche Hälfte abgebrannt und wurden nun, das Balkenwerk, Kranzgesims und der Dachstuhl in Eisen, unter Wolfs Leitung wieder hergestellt. Nach den erhaltenen Skizzen zu schließen, ist die Dekoration der Zimmerreihe des Hauptgeschosses, Möbelstücke eingeschlossen, im wesentlichen Uhdes Werk. Ein noch etwas starrer, fast schon nicht mehr zeitgemäßer, dem Empire nahestehender Klassizismus herrscht darin, der den beweglichen Gegenständen großenteils eine unleugbare, zu architektonische Schwerfälligkeit gegeben hat. Die Hauptzimmer sind auf den vielleicht Uhden vorgeschriebenen harten Farbengegensatz Weiß-rot-gold gestimmt, nur die Bibliothek und das rundliche Eßzimmer, beide getäfelt, haben einen wärmeren Holzton. Dieser letzte Raum wird den Beifall auch eines strengen Kritikers finden. — Uhde behielt das gar zu steife, offenbar noch unreife künstlerische Empfinden nicht. Es löste sich in der Folge auf in eine freie, seinem Kunstcharakter entsprechende, zwar immer kühle, aber doch von innerem Leben ganz ausgefüllte Dekorationsweise, die nach Semperschem Grundsatze ihre Formen, soweit möglich, material-charakteristisch bildete, ohne je naturalistisch zu werden. Man vergleiche etwa den 1868 für den Speisesaal des

---

[1]) Viele der folgenden Angaben, namentlich auch alle Personalien, beruhen auf Uhdes eigenen, aktenmäßigen Zusammenstellungen.

Schlosses ganz in antikischen Akanthusbildungen ausgeführten vergoldeten Kronleuchter, dessen Material und Herstellungsart auf die Kunstform fast ohne Einfluß war, mit den Beleuchtungsgeräten der Wolfenbütteler Synagoge oder auch dem 1884 für Herrn von Veltheim-Veltheim entworfenen schmiedeeisernen Kronleuchter.

Merkwürdigerweise liegt den Entwürfen für die Ausstattung des Schlosses keine augenscheinliche Anregung durch Ottmersche Kunst zu Grunde, sie ist vielmehr in Pariser Eindrücken zu suchen, wovon später noch die Rede sein wird. Es war das Studium des Schloßbaues selbst, das für Uhdes künstlerische Äußerungsweise bestimmend wurde, denn erst seit dem 1868 entstandenen Ebelingschen Hause Poststraße 7 lassen sich jene Bauten nachweisen, in denen Uhde seine Eigentümlichkeit am besten ausgesprochen hat, und deren Wesen man wohl als klassizistische Renaissance bezeichnen kann, nicht als ob es einer Nachahmung der Hochrenaissance gleichkäme, sondern weil es, gleich dieser, antike Formenelemente in ein ganz innerliches Verhältnis zu Bauten setzt, die doch in keiner Weise ihre modernen Aufgaben verleugnen. Dafür war Ottmer gerade mit seinem Residenzschlosse vorbildlich, während man seinen anderen Bauten, unbeschadet ihrer Schönheit überhaupt, eine solche Formenreinheit nicht nachsagen kann. Uhde hatte sich so sehr in die architektonischen Gliederungen dieses Schlosses versenkt, daß noch ein jedenfalls erst in den siebenziger Jahren entstandener Konkurrenzentwurf für ein Reichstagsgebäude ihn ganz und gar davon abhängig zeigt. Wie sehr jedoch auch die damals noch ungewohnten Eisenkonstruktionen ihn beschäftigt hatten, erfuhr ich von ihm persönlich, als ich vom September bis Dezember 1899 das lehrreiche Vergnügen hatte, ihm bei der Ausarbeitung des zweiten Bandes seiner „Kunstformen" behülflich sein zu können, wie denn auch in diesem Werke einige Abbildungen darauf hinweisen. An Uhdes ausgeführten Bauten kommt diese Schloßepisode rein als eine befreiende und die künstlerische Überzeugung festigende zum Ausdruck.

Aber noch ein letzter, bisher nur flüchtig gestreifter, erheblicher Faktor fehlt uns, der mitbestimmend auf Uhdes Gestaltungssinn einwirkte: seine Reisen, von denen er stets ein reiches Studienmaterial heimbrachte und besonders in seiner letzten Schaffenszeit mit überraschender Anpassungsfähigkeit zu verwerten verstand. Sein erster großer Ausflug, 1859, galt zunächst Schottland, der Heimat seiner Mutter, führte weiter durch England und über Paris und Nancy nach Deutschland zurück. 1862 ging er abermals nach London. Trotz seiner knappen Mittel fand er schon im folgenden Jahre Gelegenheit, auch wieder Paris zu besuchen, wo er von dem Architekten Boeswilwald beschäftigt wurde, und vom Oktober ab war er dort, um nach eigenem Entschlusse eine große Reihe antiker Gefäße und Geräte des Louvre zu zeichnen. Die sorgfältigen, leicht farbigen Bildchen sind noch vorhanden und geben ein Zeugnis ab von Uhdes liebevollem Studium antiker Kleinkunst. Wie sehr ihr Stil ihn gefesselt hatte, verraten die besprochene Ausstattung des Braunschweigischen Residenzschlosses der folgenden Jahre und später eine Reihe von Artikeln in der Zeitschrift „Gewerbehalle", so 1869 Lieferung 4 und 5 eine mit Abbildungen ausgestattete Besprechung des Hildesheimer Silberfundes, 1871 Lief. 6 ein Artikel „Akanthusblatt und Ranke", ebenfalls mit Abbildungen. Daneben her geht in Frankreich, und Uhden wie es scheint äußerlich sogar mehr beschäftigend, das Studium der mittelalterlichen Kunst, des Romanismus und der Gotik. Die Skizzenbücher dieser Reise sind fast nur mit derartigen Erinnerungen angefüllt. Eine Art romantischer, vielleicht durch seine halb schottische Abstammung genährter Begeisterung riß ihn eine Zeitlang mit sich fort und trieb ihn 1864 sogar abermals nach Paris, um als Schüler Viollet Le Duc's, des größten Gotikers seiner Zeit, ganz in dieser Formenwelt aufzugehen. Im Anschlusse an die hier gehörten Vorlesungen machte er mit seinem Freunde, dem Architekten Zahn (aus Kassel, gest. 1905 in Berlin), eine von Viollet Le Duc empfohlene Reise durch Frankreich, eine rechte Künstlerfahrt, zu Fuß und mit den geringsten Mitteln. Sie setzte sich noch in Deutschland fort, und erst hier gönnte Uhde auch wieder den Resten jüngerer Kunstepochen einen Raum unter den meist nur in Blei ausgeführten zahlreichen Reiseaufnahmen. Der Niederschlag dieser französischen Eindrücke ist das 1865 für Herrn von Walbeck gebaute gotische Haus Löwenwall 15, von dem aber nur der vordere Teil erhalten ist. Uhde griff in der Folge nur noch bei dem Hause Bockelsstraße 22 auf mittelalterliche Formen zurück. Außerdem zeigt sein erster, 1860 errichteter Bau Helmstedter Straße 1a, Ecke Parkstraße, gotisches Detail, ist aber, wie er selbst zornig erklärte: „total in der Ausführung verschimpft." Man sieht, wie seinem innersten Wesen, trotz aller zeitweiligen Begeisterung, die künstlerische Ausdrucksweise des Mittelalters fremd blieb. Als er später, nach dem braunschweigischen Schloßbau, wieder Frankreich besuchte, 1867 und 1876 zur Weltausstellung, flüchtiger noch einmal 1899, läßt er die Gotik völlig bei Seite, wie auch aus den Besuchen Großbritanniens 1879, 1881, 1887, 1890, 1891, 1899 keine derartige, schöpferisch verwertete Beute sich nachweisen läßt. Italienische Kunst war es, die ihn fortan auf Ottmers Bahn zwei Jahrzehnte lang an dem ihm so gemäßen Klassizismus festhalten ließ. Das Land selbst besuchte er zuerst 1869, dann 1872, kam aber erst 1879 über den Apennin hinaus bis nach Neapel und

sammelte auf dieser Reise eine besondere Fülle reifer, im Gegensatze zu jenen älteren nun meist in lichten Aquarelltönen ausgeführter Studien, Eindrücke der Antike meist aus Pompeji, der Hochrenaissance und des Barocks — charakteristischer Weise fehlen die zwischenliegenden Epochen — aus Rom. Das Reich der Farbe war ihm wohl nicht erst hier in Italien aufgegangen. Aber sicherlich hatte er es in den sechziger Jahren noch nicht völlig entdeckt. 1879 aber faßte er voll innerlichen Verständnisses und mitteilsamer Freude die lichten Farbenreize italienischer Kunst und Natur auf, wie das in den zarten Tönen seiner Aquarelle meisterhaft nachklingt. Noch einmal kam er 1883 bis Neapel und 1886 sah er Italien zum letzten Male.

Auf der spanischen Reise im Jahre 1888 entdeckte Uhde eine neue Formenwelt, die seinen von der alten klassizistischen Ausdrucksweise gelegentlich schon notgedrungen abweichenden Schöpfungen ein ganz neues Gewand verhieß.

Wir schließen daher mit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre die Epoche streng klassizistischer Bautätigkeit, der die meisten Werke Uhdes angehören.

Das Haus Poststr. 6, das diese Epoche verheißungsvoll einleitet, haben wir schon erwähnt; mit künstlerischer Unerschrockenheit sind hier die Achsen der Obergeschosse zu denen des Untergeschosses verschoben[1]). Es folgte 1869 ein nicht ausgeführter Entwurf für eine Villa in Lembach im Hessischen, ein zweigeschossiger Bau mit elf Fensterachsen in der Front, die gegliedert wird durch drei Risalite, die äußeren nur mit je einer Achse. Ein ähnliches Frontsystem hat danach auch Uhdes größtes und bekanntestes Bauwerk, die Technische Hochschule in Braunschweig, 1874—77 von Körner und U. errichtet, doch ist zweifellos die künstlerische Wirkung allein auf Uhde zurückzuführen. Auch hier die dreiteilige, zweigeschossige Front des Klassizisten, in der bedeutenden Ausdehnung von 23 Achsen (vergl. Neubau der Herzoglichen Technischen Hochschule in Braunschweig, von Constantin Uhde und Körner. Berlin, Wasmuth 1877). Das Untergeschoß ist in Quaderrustika aufgebaut, das obere mit Pilastern gegliedert. Mag man auch die Lösung der Aufgabe in Einzelheiten noch nicht völlig für gelungen halten, z. B. hinsichtlich des etwas schweren Attikaaufsatzes der Mitte, so muß man doch die wohl gegliederte Gesamterscheinung bewundern, in der auch bereits jener Hauch lebensprühender Gediegenheit der Einzelheiten auf uns wirkt, der alle besseren, späteren Bauten Uhdes auszeichnet, und wie ihn nur ein Baumeister zu verleihen vermag, der alle seine Handwerker selbst überwacht. Bei der gebotenen sparsamen Ausstattung ist namentlich auch die Wirkung des Vestibüls (es ist abweichend vom Entwurfe ausgeführt), des als zweischiffige Wandelhalle anschließenden Korridors und an die Seite gerückten Treppenhauses zu loben. Wie ernst Uhde seine Aufgabe nahm, sieht man aber nicht nur am Gebäude selbst. Daneben steht ein gewaltiger Schornstein, eine unvermeidliche Zugabe, die vielleicht ein andrer schlecht und recht sich selbst überlassen hätte. Uhde gab ihm monumentales Wesen, indem er den hohen Schlot auf einen mächtigen Sockel stellte hinter eine von Bäumen flankierte Reihe von Säulen, die für das Vestibül gearbeitet worden waren, aber schließlich nicht dazu benutzt wurden. — Seit dieser Zeit bis in die Mitte der achtziger Jahre (die Häuser Gaußstr. 12 bis Jerusalemstr. 5 sind von 1885) entstanden in rascher Folge nahe der Hochschule die Villen an der Gaußstraße, Jerusalemstraße und dem Fallerslebertorwalle, zusammenhängende Straßenzüge, die einheitlichen Uhdeschen Charakter haben und besonders deutlich zeigen, wie mannigfaltig sich Uhde in der klassizistischen Renaissance auszudrücken verstand. Dazu ist hier die diese Straßen verbindende eiserne Okerbrücke, schon 1871 erbaut, sein Werk und ein jedermann deutlicher Beweis seiner tüchtigen technischen Durchbildung. Villen gleichen Charakters errichtete er auch an anderen Stellen der Stadt, darunter die Voigtländersche, Monumentstraße 2. Noch die kleinere Villa Rebenstraße 20a von 1891 läßt sich in ihrer Schlichtheit diesen Bauten anreihen.

In drei Fällen aber, den Villen Löbbecke, Rimpau, Jüdel, alle noch vor 1887 entstanden[1]), war es Uhde vergönnt, mit den dafür reichlich zur Verfügung gestellten Geldmitteln das ihn erfüllende Ideal einer frei stehenden Villa großen Stils ohne Einschränkung zu verwirklichen. Jeder dieser Bauten ist infolge seiner vollendeten Anpassung an die Umgebung ein vom anderen scharf unterschiedenes Individuum voll herrlichen eigenen Lebens. Hier zeigt sich aufs glänzendste Uhdes Fähigkeit, mit den verhältnismäßig spröden Formen der klassizistischen Neurenaissance einen künstlerischen Bauorganismus zu schaffen, der wie ein ganz aus der Eigenart der Baustelle hervorgegangenes Naturgebilde sich darstellt. Es sind Musterbeispiele, die unter den besten der zeitgenössischen Kunst genannt zu werden verdienen und in erster Linie Uhdes Ruhm auch außerhalb Braunschweigs erhalten werden.

Die Villa Rimpau, Wolfenbüttelerstraße 1, 1882/3 errichtet, ist wie die beiden anderen zweigeschossig, die palastartige Front, mit einem Portikus im Obergeschoß des einzigen Risalits in der Mitte, steht nahe der Straße. Die feierliche Würde des an den übrigen Seiten von einem Parke umgebenen Hauses wird durch seine sichtbare Tiefe zugleich unterstützt und wieder gemildert, denn nun er-

[1]) Auf diese Erscheinung hat zuerst Leitzen in Krampes Kalender für 1906 aufmerksam gemacht.

[1]) Vergl. das Tafelwerk: öffentliche und Privatgebäude, entworfen und ausgeführt von C. Uhde. Braunschweig, Behrens 1887.



scheinen diese großen Gliederungen als eine künstlerische Zusammenfassung des monumentalen Wesens ringsum zum Himmel ragender Baumgruppen, deren Urnatur in diesem Gebäude gleichsam gezähmt sich wiederspiegelt. Um an der Ausführung nichts zu versäumen, ließ Uhde bei diesem Bau, gleichwie den folgenden, seine Risse für die Bauhandwerker reproduzieren, sodaß alle vom Ganzen eine Vorstellung hatten. Aber er war unbefangen genug, von diesem Entwurfe noch während der Ausführung abzugehen. So bekam das Gebälk über dem Portikus einen weicheren Charakter, die Kuppel fiel, wenigstens für den äußeren Aufbau, und mit ihr die Akroterien auf der Attika. Ja, an der Rückseite wagte er es sogar, die strenge Linie des auf dem Entwurf über den hier vorhandenen Friesfenstern glatt fortlaufenden Hauptgesimses in der Ausführung in die Höhe zu knicken. Er empfand sehr richtig die unorganische Härte dieser Fensteranlage, die allerdings dadurch wenigstens gemildert wurde[1]). Man beachte auch, wie das merkwürdig dünne Hauptgesims doch mit seiner starken Schattenwirkung den nötigen Zweck erreicht. Die Wucht des Abschlusses hat die ringsum laufende Attika auszudrücken. Die Behandlung des Hauptgesimses ist immer ein sicherer Maßstab für das künstlerische Empfinden eines Architekten. Wie äußerst geschickt hat Uhde z. B. diese Aufgabe auch bei der Häuserreihe Kaiser-Wilhelmstraße 8 bis 18 gelöst. Sie sollte als einheitlicher, dreigeschossiger Palast erscheinen. Bei den geringeren Mitteln, womit hier auszukommen war, hat er es verstanden, fast allein durch die feinen kleinen Unterschiede in der Behandlung des obersten Abschlusses der langen Front ihre Dreiteilung zu geben. Auch das nachträgliche Abweichen noch während des Baues vom ersten Entwurfe entspringt echt künstlerischem Empfinden, das stets bereit ist, den papierenen Niederschlag der Idee durch die vorher nicht übersehbaren Forderungen der Wirklichkeit zu verbessern. So hat sich Uhde nicht gescheut, trotz des Spottes der Braunschweiger, an der später zu besprechenden Cramer v. Clausbruchschen Villa einen bereits ausgeführten Turm aus ästhetischen Gründen bis auf das Hauptgesims des ganzen Baus wieder fortzunehmen. — Zur äußeren Wirkung der Villa Rimpau gehört aber nicht nur die Behandlung der Mauerflächen. Vor der Auffahrtsrampe stehen zwei prächtige, von Echtermeier modellierte Kandelaber mit kränzewindenden Putten. Uhde hat eine solche Dekoration gewiß vorgesehen. Sie fügt der Feierlichkeit des Eindruckes etwas Festlich-Momentanes hinzu, das den Vorübergehenden und erst recht den Eintretenden einladend begrüßt. Das Innere entspricht dieser Aufforderung. Man wird empfangen von einem durch beide Geschosse gehenden Kuppelraume, den eine Gallerie mit Geländer aus leicht gearbeitetem Rankenwerke umzieht. Rechts daneben führt die breite Treppe in die Höhe. Die fünf Wohnzimmer liegen sämtlich nach dem Garten hinaus. Uhde's Villengrundrisse zeichnen sich alle durch Weiträumigkeit und geschickte Raumverteilung aus. Nach Möglichkeit betont er durch Ausdehnung und Ausstattung Flur bezw. Treppenhaus als den Kern der Hausanlage, bleibt aber dabei ebensoweit entfernt von der barocken Zeremonientreppe wie der englischen Wohnhalle. Der Charakter des Flurs als einheitlichen Verbindungsraumes aller ringsum gruppierten Stuben und Kammern, der Küche und des Haupteinganges wird durchweg festgehalten.

Wir sehen daher dieselben Vorzüge des Grundrisses bei der Villa Löbbecke, Inselpromenade 11, wiederkehren. Das Äußere aber hat einen ganz anderen Charakter. Die Villa liegt auf einer kleinen Anhöhe, von der Straße aus sichtbar hinter einem großen Teiche, dazwischen und ringsum außer hohen Baumgruppen auch viel Buschwerk und offene Rasenflächen. Dieser landschaftlichen Mannigfaltigkeit schmiegt sich das Gebäude an. Die Symmetrie des zweigeschossigen Baukernes ist durch einen eingeschossigen Anbau und durch einen offenen Loggienaufsatz fast aufgehoben. Der größte Teil des Erdgeschosses öffnet sich frontwärts in offenen Arkaden. Diese Auflösung der einheitlichen Geschlossenheit ist freilich wieder durch die antikisierenden Formen und Verhältnisse gemildert. Aber sie hat genügt, um die Villa in innerliche Verbindung mit ihrer ländlichen Umgebung zu setzen. Der Duft des Rasenabhanges und des Laubwerkes flutet durch die Räume, und in dem bewegten Umriß scheint ein lebendiger Ausdruck zu liegen, das Leben und Weben der Parklandschaft in sich aufzunehmen und sich ihm mitzuteilen. Respekt vor der strengen Schulung, die zu einer solchen Leistung gehört und dem Künstler niemals gestattet hat, sich nur von malerischen Absichten leiten zu lassen auf Kosten des konstruktiven Gefüges, der Seele des Hauses. Gleichwie bei der Rimpauschen Villa hatte Uhde auch bei dieser das Glück der Mitarbeiterschaft Echtermeiers gehabt, der den Brüstungsstreifen über den Arkaden des Erdgeschosses mit einem Puttenfries schmückte. Der Bildhauer hat auch sein damaliges eigenes Haus, an der Gaußstraße 12, ebenfalls von Uhde gebaut, mit anmutigen, dem architektonischen Stile innig verwandten Kinderreliefs verziert. Auch Echtermeier gehört zu jener älteren Generation, die ihre Aufgabe

[1]) Derartige Vergehen hat Uhde auch sonst nicht immer vermieden. Von einem geschätzten Architekten werde ich z. B. aufmerksam gemacht auf die Gewaltsamkeit, womit er gelegentlich die Fenster des Treppenhauses von der Stiege durchschneiden läßt, ohne das in der äußeren Gliederung auszudrücken, gleichwie bei der Villa Rimpau das dritte Geschoß an der Gliederung nicht teilnimmt. Die Vermeidung solcher Widersprüche ist vielleicht die schwierigste Aufgabe eines Klassizisten, und völlig ohne Inkonsequenz ist noch keiner ausgekommen.

in der restlosen formalen Wiedergabe klarer, völlig gebändigter künstlerischer Vorstellungen gefunden hat. Noch ein besonderes Kunstwerk entsprang diesem Zusammenarbeiten: die auf dem Wilhelmsplatze zur Jubiläumsfeier des Herzogs Wilhelm 1881 errichtete Ehrensäule. Auf einem oberen Absatze des hohen Unterbaues standen vier von Echtermeier entworfene allegorische Freifiguren. Uhde hatte das Rankenwerk am korinthischen Kapitäl des darüber aufragenden Säulenschaftes mit feinem dekorativen Gefühl in ein gekröntes W verschlungen, und oben stand ein augenscheinlich auch von ihm entworfener flammender Dreifuß. Nur als Festdekoration errichtet, wenn auch von ihren Erfindern vielleicht für die Dauer gewünscht, ist das schöne Monument längst verschwunden. Es war ein Modell für ein Denkmal Herzog Wilhelms, das den Kunstgeschmack seiner Regierungszeit vollendet wiedergegeben hätte, und auf das Braunschweig um so stolzer hätte sein können, als es ganz von einheimischen Künstlern geschaffen worden wäre.

Ganz anders wieder als die besprochene wirkt die dritte von Uhdes Meistervillen, jetzt im Besitze des Herrn Jüdel, Adolfstraße 52. Sind jene aus Haustein errichtet, so besteht diese im Wesentlichen aus einem feinen, gelben und rötlichen Backstein in den beiden Hauptgeschossen, der Sockel aus rotem Sandstein. Dem Material entsprechend eine viel weniger antikisierende Gliederung: die Hauptfenster im Stich- oder Korbbogen geschlossen, breite, vertikale Lisenenstreifen, das Hauptgesims auf florentiner Weise mit den Sparren des fast flachen Daches weit vorkragend, darunter, an der Front und teilweis auch rückwärts, zwischen den Fenstern des Dachhalbgeschosses und als Brüstungs-Füllung des Obergeschosses groteske Ornamente, die Motive in mehrmaliger Wiederholung, was jedoch nicht langweilig, sondern im Zusammenhange mit der Gliederung des ganzen Baues gemessen-feierlich wirkt. So vor allem an der Front, die fast unmittelbar an der Straße liegt und auch von Nachbarhäusern nur wenig entfernt ist, zwischen deren konventioneller Putzarchitektur die Villa noch mächtiger erscheint. Nicht minder geschickt ist an der Rückseite das umgekehrte Problem gelöst, durch ein mannigfaltiges Vor- und Zurücktreten und mehr oder weniger turmartiges In- die- Höhewachsen einzelner Gebäudeteile, Stall und Heuboden eingeschlossen, nicht etwa nur malerisch, sondern nicht weniger großartig zu wirken. Verstärkt wird dieser Eindruck der Rückseite durch eine reiche Terassenanlage auf dem sich zur Oker senkenden kurzen Gartengelände, die das Haus in engste Beziehung zu dem Wasser und den am anderen Ufer sich hinziehenden öffentlichen Parkanlagen setzt. Eine mächtige Gallerie vor dem Obergeschoß dieser Rückseite läßt das Terrassenwerk auch in der Höhe nachklingen. Wir dürfen diese Villa, trotz des florentiner Einflusses, getrost noch zu der antikisierenden Gruppe zählen, die wir besprochen haben. Sie atmet völlig ihren Geist in der strengen, gebundenen Haltung des Ganzen, dem Vermeiden jeder nur malerischen Zutat, der Herrschaft rein konstruktiver Verhältnisse in der Gliederung.

Die Übernahme florentiner Palazzo-Elemente an der Villa Jüdel blieb vereinzelt. Sie kehrt an keinem anderen Bau Uhdes in dieser Eindringlichkeit wieder. Aber sie ist dennoch ein Zeichen beginnenden inneren Wandels, der das Verlassen der während zweier Dezennien von Uhde ausschließlich gepflegten klassizistischen Renaissance bedeutet, meiner Überzeugung nach zu Uhdes Nachteil und nicht aus einem inneren Bedürfnis seiner eigenen Natur. Nur die Änderung des Zeitgeschmackes drängte ihn unwiderstehlich dazu. Uhde mochte fühlen, daß diesem Umschwunge auch die Formen des Jüdelschen Baues noch nicht genug entgegen kamen. Die Giebelrenaissance war es, mit dem Umbau der Gallerie Schack in München durch Gedon 1872 zuerst in Deutschland eingeführt, der nun im Laufe der achtziger Jahre auch in Braunschweig nicht mehr zu widerstehen war. Ich denke mir, daß Uhde nur der äußerste Zwang zu ihr hintrieb. Denn ein schönes klassizistisches Konkurrenzprojekt für den Bau der Straßburger Universität wurde nicht angenommen, monumentale Aufträge auch in Braunschweig blieben aus. Ein für diese Stadt bestimmtes Saalbauprojekt, die Front mit gequadertem Erdgeschoß, das Obergeschoß durch eine Bogenreihe auf Säulen gegliedert, das Hauptgesims wieder durch eine niedrige Attika verstärkt, verließ die Mappe nicht. Es trat ein Moment ein, wo er ganz den inneren Halt verlor und glaubte, die äußere Form seinen Entwürfen wie Kleider an und ausziehen zu können, als ob sie nicht aus der inneren Raumverteilung unlöslich hervorgehen müßte. Es erscheint das daher auch erfolglose Konkurrenzprojekt für ein städtisches Museum in Magdeburg bei immer gleicher Grundrißbildung in dreifacher Form: in klassizistischer Renaissance und im schweren modern-barocken Bahnhofsstil. Unbedingt ist der erste Entwurf den beiden anderen überlegen. Daß Uhde schließlich selbst empfand, welche Formen seinem Talente am gemäßesten seien, erfuhr ich im Jahre 1899, wo er sich damit beschäftigte, — allerdings so unzeitgemäß wie möglich — für den Neubau der Wolfenbüttler Kreisdirektion einen Entwurf ganz im Klassizismus seiner früheren Jahre zu machen.

Schon die vor 1888 errichteten Häuser v. Otto, am Gausberge 2, Westermann, Löwenwall 6, Wolff, Petritorwall 28, verraten das Streben Uhdes nach einer neuen Ausdrucksweise, nach kräftigerer Wirkung, die beiden letzten namentlich in dem harten Gegensatze heller Gliederungen zu dunklen Mauerflächen, das erste dagegen auch durch das schüchterne Eindringen barocken Details. Der

Umbau der Sonne, Kohlmarkt 19, 1885, zeigt den unbedenklichen Übergang zur Giebelrenaissance; vielleicht war es die erste derartige Arbeit Uhdes. Ähnlich, doch nicht ganz so ungestüm wirkt der Umbau des Grotrianschen Hauses Bohlweg 48, von 1888. Noch vor 1887 entstanden, ebenfalls im gleichen Stil, doch zurückhaltender die Villen Girsewald, Inselpromenade 17 und Vieweg, Viewegstraße 1, die letzte mit besonders auffallender Betonung des farbigen Gegensatzes heller Quadereinfassungen zu roten Backsteinflächen. Das Bankhaus Löbbecke, An der Martinikirche 4, 1892/3 errichtet, aus Sandstein, ist besonders fein sowohl in Umriß wie in der Einzelbehandlung des Giebels, und das reifste Ergebnis dieser Anlehnungen an unsere alte deutsche Renaissance[1]). Nun tritt ein Rückschlag ein. Der Klassizist mit seinen strengen Linien sucht sich wieder frei zu machen. So am Eckhause Kattreppeln — Damm von 1893, den Häuserreihen Bohlweg 39—41a von 1894 und Kaiser-Wilhelmstraße 1—1c an der Brücke, am gelungensten vielleicht bei der Villa Seeliger in Wolfenbüttel, deren erster Entwurf von 1894 wieder den Gegensatz von Weiß und Rot aufnimmt, während die Ausführung Sandsteineinfassungen und verputzte Mauerflächen hat.

Alle diese Bauten sind in der sorgfältigen Durchbildung und im Verhältnis der Teile zu einander echte Kinder Uhdescher Kunst. Was aber allen, meines Erachtens, mehr oder weniger fehlt, und Uhdes Natur nach fehlen muß, ist gerade das, was diese Giebelrenaissance vor ihrer Vorgängerin voraus hat: das willkürliche Spiel mit den Einzelheiten, die Lust am rein Dekorativen, am Malerischen, und damit die Neigung ein einzelnes Schmuckmotiv um seiner selbst willen aus dem Organismus des Ganzen, aus dem Rhythmus seiner feinen Linienverhältnisse loszulösen, ohne doch immer die Gesamtharmonie dadurch zu gefährden. Wie sehr beide künstlerischen Elemente sich durchdringen können, lehrt unser Gewandhaus von 1590, ein Musterbeispiel dieser Bauweise. Weit inniger ist aber auch hier die Verbindung des Giebels mit der unteren Gebäudemasse, als am Bankhaus Löbbecke. Das ganze hier zu Grunde liegende Stilproblem ist der volle Gegensatz zu Uhdes bisheriger Kunst, zu seinem innersten Wesen, das klassizistisch empfand. Wirkte seine Kühle in den älteren Bauten lebensvoll und durch und durch vornehm, so wird sie nun mit den Formenelementen der Giebelrenaissance leicht kalt und trocken, die alte Grandezza erscheint in einer Vermummung, in der sie nicht völlig zu ihrem Rechte kommt, und auf das sie doch nicht verzichten kann. Im übrigen braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß diesem kritischen Maßstab keine andere Braunschweigische moderne Musterleistung etwa zu Grunde liegt. In Braunschweig sind auch diese Bauten Uhdes die besten ihrer Art geblieben.

Uhde selbst, darf man glauben, hat sich in seinem rastlosen Schaffensdrange mit diesen Leistungen nicht zufrieden gegeben. Neben ihnen her, und offenbar durch den Widerspruch ihrer Form zu seinem künstlerischen Empfinden angetrieben, suchte er noch nach einem ganz besonderen künstlerischen Ausdrucke, um dem modernen, immer mehr dem Malerischen und Dekorativen zuneigenden Geschmacke gerecht werden zu können, ohne seine Natur verleugnen zu brauchen. Er scheint ihn wirklich gefunden zu haben in den mit orientalischen Zusätzen ganz durchwachsenen Formenelementen der iberischen Halbinsel, die er 1888 und 1889 besuchte, Reisen, die daher mehr noch als die früheren Epoche in seinem Leben machten; aber auch in einem ganz anderen Sinne. Denn fortan wurde Uhdes Privattätigkeit mehr und mehr eine literarische. Auch diese Abkehr vom praktischen Bauen ist für den inneren Konflikt bezeichnend. Leider nur ein einziger Bau, die Villa Cramer von Clausbruch, Bismarckstraße 10, läßt die ganze Fülle von Uhdes Anpassungsfähigkeit zugleich und von seiner Widerstandskraft erkennen, in seiner Isoliertheit aber auch das geringe Verständnis, das dafür das Publikum hatte. Die Entwürfe entstanden bereits 1889, also aus der ganzen Frische der neuen spanischen Eindrücke. Indessen hatten ihm diese orientalischen Formen auch vor dem Besuche der Halbinsel nicht so ganz ferngestanden. Er hatte bereits 1873/74 die braunschweigische Synagoge in solchem Stile gebaut, deren Inneres noch vielleicht etwas steif und ängstlich wirkt, während sich an der Front auch mit diesen fremden Formen, ja von ihnen unterstützt, das Uhdesche Formengefühl völlig erschließt. Uhde bedurfte nur noch einer besseren Kenntnis des Details und der Anschauung, beides nur vor den fernen Gebäuden selbst erlangbar, um bis zur feinsten Wirkung diese fremden Bildungen ausnützen zu können. Es blieb bei diesem einen Versuche vor den spanischen Reisen, aber vielleicht nur, weil Uhde gar nicht darauf kam, daß sie auch für andere Bauten als Synagogen brauchbar sein könnten. Nur zuletzt läßt sich wenigstens auf einem unausgeführten Entwurfe eine schüchterne Wiederaufnahme nachweisen, charakteristischer Weise für die Villa Jüdel, die doch bereits eine Erschütterung der alten Überzeugungen bedeutet. Da zog ihm flüchtig durch den Sinn, mit einer ähnlichen Gallerie von Blendarkaden wie an der Synagoge das Dachgeschoß zu beleben. Man beachte nun, wie auch dieses Motiv an dem niedrigen obersten Geschoß der Cramer von Clausbruchschen Villa noch nachklingt, aber so in das Graziöse und durch die Fliesenfüllung ins Farbige umgewandelt, daß hier doch eine ganz neue Auffassung zu Grunde liegt.

Die Villa steht in der Gesamterscheinung der

[1]) Die Medaillonbildnisse sind von Gottlieb Elster; vergl. Leitzen in Krampes Kalender für 1906.

Jüdelschen am nächsten, mit der sie sowohl das Hauptbaumaterial und die Geschoßfolge gemeinsam hat, wie die Behandlung des Daches und der beiden Sichtseiten, hier wie da die symmetrische Front dicht an der Straße und die von Türmen und Ausbauten belebte Rückseite über der Oker, zu der Terrassen vorgeschoben sind, gegenüber einem öffentlichen Parke. Erst die Einfassungen der Maueröffnungen und der Schmuck der Wandflächen atmen das neue Leben, trotz der echt Uhdeschen Strenge auch ihrer Linien, und übergießen das Haus mit matten blauen, roten und gelben Farben, teils nur in verschiedenen Backsteinflächen, teils in plastischem Arabeskenwerk aus getöntem Sandstein, teils in unglasierten Fliesen. Staunenswert hat es Uhde verstanden, durch die Dämpfung der Farben sie seinem klassizistischen Formengefühl anzupassen, eine scheinbar unmögliche Verbindung, in deren gelungener Lösung noch einmal Uhdes künstlerische Meisterschaft glänzend triumphiert, und zwar gerade an der Front, wo das Problem wegen der symmetrischen Anlage am schwierigsten war, und wo wohl venetianische Erinnerungen zu Hülfe gekommen sind. Hier hat der zwischen zwei Risaliten eingesenkte Mittelbau im Hauptgeschoß drei hohe Fenster mit Hufeisenbögen über schlanken Säulen und unter Kreisfenstern, mit denen sie durch Rahmenwerk und Arabeskenfüllungen verbunden sind. Auf den Ecken über dem flachen Dache lassen Kandelabersäulchen die starren vertikalen Kanten in die Höhe spielend verlaufen. Solche fialenartigen Abschlüsse, wie sie Uhde besonders an den spanischen Renaissancebauten lieben gelernt hatte, kamen seinem Formensinn überraschend entgegen. Schon in den Obeliskaufsätzen der Hochschule klingt das Motiv kräftig an; seit Spanien kehrt es lebhafter und dekorativer wieder, man betrachte z. B. die schon einmal angeführte Häuserreihe Kaiser-Wilhelmstr. 8—18, das Geschäftshaus Ecke Kattreppeln —Damm, oder das, im übrigen nicht einwandfreie, Hotel Monopol. Weniger gelungen ist die Rückseite der Cramer von Clausbruchschen Villa, wo vielleicht eine andere Künstlernatur sich ganz dem malerischen Reize orientalischer Dekoration hingegeben hätte. Uhde ließ es bei der Auflösung des Umrisses durch zwei wieder unter sich verschiedene Türme. Gerade in dieser Unruhe wirkt die Dekoration nicht lebhaft genug; weniger wäre wahrscheinlich, von einem Uhde disponiert, — vergleiche die Villa Jüdel — mehr gewesen. So fühlt man sich, mir wenigstens geht es so, ernüchtert und empfindet Dekoration und Flächendisposition nicht mehr als eine so restlose organische Einheit wie an der Front. (Schluß folgt).

Zu dem Tagebuche eines alten Waterlooers[1]).

Als Heinr. Konrad Ludwig Bosse bei Neubildung des braunschweigischen Truppenkorps 1814 ausgehoben wurde, da eilte sein Vater nach Braunschweig und bat den Herzog um Gehör. Dieser war für jeden zu sprechen und lieh auch dem einfachen Bauersmanne aus Hötzum gnädig sein Ohr. Der bat um die Freilassung seines Sohnes, denn er selbst habe erst unter Karl Wilhelm Ferdinand gedient und an der Schlacht bei Jena und Auerstedt teilgenommen, nun solle sein Sohn schon wieder Soldat werden und womöglich in den Kampf ziehen, der Gedanke sei ihm zu schrecklich. Da fragte der Herzog: „Hast Du denn nur den einen?" Als Bosse bekennen mußte, er habe noch einen Sohn, sagte der Herzog: „Na, Alter, dann laß mir diesen nur, Du sollst ihn auch bald wieder haben." Nach dieser Antwort wagte der Vater nicht, weiter zu bitten, konnte er doch hoffen, seinen Sohn bald wieder bei sich zu sehen.

Dieser erzählte nach seiner Heimkehr von der Bestrafung der Soldaten mit Schlägen aus eigener Beobachtung folgendes: Wenn ein Soldat zu Schlägen verurteilt war, und die Strafe an ihm vollstreckt werden sollte, so mußte die ganze Kompagnie antreten und einen Kreis um ihn bilden. Die Trommelschläger gaben ihm dann mit der Peitsche die bestimmten Schläge auf die bloße Haut, das Hemd war bis zur Hose heruntergezogen. Nach 25 Schlägen mußte ein anderer hauen. Hinter dem schlagenden Trommelschläger stand der Tambourmajor und hinter diesem der Adjutant mit blankem Säbel. Ein Offizier zählte die Schläge, deren 50, 100 bis 400 verabreicht wurden. Der Major ging hinter den Trommelschlägern herum, und wenn er glaubte, daß sie nicht fest schlugen, sagte er zu dem Adjutanten: „Hauen Sie dem Tambourmajor einen über." Dieser gab den Schlag weiter, indem er dem schlagenden Tambour wieder einen mit dem Taktstocke versetzte. Wenn der Gepeitschte ordentlich schrie, so sagte der Major: „Haut man zu, der Kerl heult gut." Nach Vollziehung der Strafe hing die Haut vielfach herab, der Arzt gab etwas Linderndes auf das rohe Fleisch und zog das Hemd darüber. Dann kamen die Bestraften ins Lazarett, in dem sie oft vier Wochen zur Heilung ihrer Wunden verbleiben mußten.

Otto Schütte.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.

54. Sitzung am 18. Dezbr. 1905 zu Braunschweig.

Oberlehrer Schütte sprach über Schüler und Lehrer in Braunschweig im 16. und 17. Jahrhundert. Die Schüler lebten zu Braunschweig in dieser Zeit nichts weniger als züchtig, sie tranken umher,

[1]) Vgl. Br. Mag. in voriger Nummer S. 5. Von verschiedenen Seiten sind wir darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Ausdruck „auf weider orter" (S. 6 Anmerk. 3) nicht durch „im Biwak auf der Weide", sondern durch „auf weitere Ordre" zu erklären ist.

benahmen sich frech gegen ihre Lehrer und griffen sie sogar mit Waffen an. Wegen unzüchtigen Verkehrs mit einer Magd wurde 1569 Joh. Bringmann auf den Löwenturm gesetzt, von dem Magister in der Martenschule mit Ruten gestrichen und aus der Schule verwiesen. Hinr. Struß stach 1587 nach seinem Schulmeister mit dem Messer und wurde deshalb auf ein Jahr aus Braunschweig verwiesen. Auch schlugen sich die Schüler unter einander und mit andern Leuten. Über ihre Lehrer und Prediger führten sie spöttische Reden und entliefen, wenn sie bestraft werden sollten. 1612 betranken sich etliche Schüler im Gosekeller auf dem Altstadtmarkte und schwärmten die ganze Nacht hindurch. Am andern Morgen gingen sie nicht nach Hause, sondern schliefen in der Kirche unter lautem Schnarchen ihren Rausch aus. Daß unter diesen Verhältnissen wiederholt über den Unfleiß der Schüler geklagt wurde, läßt sich nicht verwundern.

Aber ihre Lehrer gaben ihnen auch vielfach kein gutes Beispiel. Der Opfermann Heithman zu Klein Lafferde hielt seine Schüler zum Stehlen an und verkaufte die ihm gebrachten Gegenstände: Brot, Butter, Hühner. Auch zum Fleiße mußten die Lehrer von den Predigern wohl ermahnt werden. Der Lehrer Joachimus an der Katharinenschule kam des öfteren betrunken in die Schule, entließ die Jungen, erschien auch manchmal Tage lang gar nicht in der Schule, ohne sich mit Krankheit zu entschuldigen.

Der mangelhafte Fleiß der Lehrer erklärt sich aus der mangelhaften Besoldung. Sie mußten oftmals Hunger leiden und sahen daher zu, sich durch Privatstunden etwas zu verdienen. Ihrem Gelderwerbe taten Hausleherer und Winkelschulen Abtrag.

Wie die Lehrer an den höheren Schulen, wurden auch die deutschen Schreibmeister schlecht bezahlt. Diese brachten in ihren Schulen — denn eine eigentliche Volksschule gab es damals noch nicht — den Kindern Lesen, Rechnen und Schreiben bei. Sie bekamen von 1584 an 40 Tlr. Besoldung jährlich. Aber sie hielten sich nirgend lange, sondern zogen von Ort zu Ort. Wo es ihnen gefiel, ließen sie sich nieder und baten um die Erlaubnis, deutsche Schulen zu halten. Es war im Allgemeinen ein trübes Bild, das der Redner von dem Schulwesen der Zeit entrollte.

Oberlehrer Hassebrauk machte zu diesen Ausführungen einige ergänzende Angaben.

Archivrat Dr Zimmermann hielt seinen angekündigten Vortrag über Herzog Julius zu Braunschweig und Lüneburg als Volkswirt. Dieser Vortrag wird demnächst in den Hansischen Geschichtsblättern (Heft 32) zum Abdrucke kommen.

55. Sitzung am 15. Jan. 1906 zu Wolfenbüttel.

Lehrer Th. Voges hielt seinen angekündigten Vortrag über vorgeschichtliche Siedelungen. Er hat sich schon seit langer Zeit mit der Untersuchung über die Entstehungszeit unserer ältesten Dörfer beschäftigt und führte etwa Folgendes aus. Geschichtschreiber und Urkunden reichten zur Beantwortung dieser Frage nicht aus, denn selbst bis zum Jahre 1000 nach Christi Geburt wären nur die Namen von elf Dörfern im Herzogtum Braunschweig und dessen allernächster Umgebung überliefert. Dagegen gäben vorgeschichtliche Funde sichere Kunde von einer viel älteren seßhaften Niederlassung ackerbautreibender Bevölkerung. Nicht nur bis in die Zeit von 1200 vor Christi Geburt zurückreichende Urnenfriedhöfe, sondern auch die viel älteren Steingräber hätten durch in den Gräbern aufgefundene Reste von Getreide den Beweis geliefert, daß Ackerbau in unseren Gegenden betrieben worden sei. Die Größe der Urnenfriedhöfe aus der jüngeren Bronzezeit zwänge zu der Annahme, es müßten schon damals in deren nächster Nähe Dörfer bestanden haben. Mit großer Wahrscheinlichkeit sei dies für Beierstedt, Watenstedt, Jerxheim, Sitzum, Ohrum, Kneitlingen, Weddel und Lucklum zu behaupten. Die Meinung, unsere Vorfahren seien zu Caesars Zeiten noch Wanderhirten gewesen, lasse sich nicht aufrecht erhalten, ebensowenig die Ansicht, es seien die Ortschaften, deren Namen auf —leben endigt, erst etwa um 200, und die, deren Namen mit —büttel schließt, erst etwa um 500 entstanden, denn bei manchen von ihnen wären Urnenfriedhöfe aus viel älterer Zeit nachgewiesen. Eine noch sicherere Beantwortung der Frage, als sie schon heute möglich sei, ließe sich von einer fortgesetzten systematischen Erforschung auf prähistorischem Gebiete erhoffen.

Rechtsanwalt und Notar Steigerthal ergänzte durch einige Bemerkungen über Ohrum die mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen.

Besondere Beachtung verdient noch die von Steigerthal gemachte Mitteilung, man habe in der Nähe des Heidenkirchhofs bei Ohrum eine Anzahl kleiner bleierner Crucifixe aufgefunden, welche, wie weggeworfen, zerstreut umhergelegen hätten. Von Interesse wäre es, wenn festgestellt würde, ob einige derselben, wie in Ohrum behauptet wird, nach Hannover oder Hildesheim abgeliefert und dort noch vorhanden sind.

56. Sitzung am 29. Januar 1906 zu Braunschweig.

Oberlehrer Hassebrauk sprach über „Heinrich den Jüngeren und die Stadt Braunschweig (1514—1568).“ Nach kurzer Übersicht über die Hauptkämpfe, welche in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland und im Herzogtum Braunschweig wüteten, besprach er die wichtigsten Tatsachen aus der Zeit Heinrichs des Älteren, die Stadtfehde von 1492—94, die Landesordnung von 1498 und die Versuche Heinrichs, mit Hilfe des Kaisers die Freiheit der Stadt zu schädigen.

Heinrich der Jüngere war anfangs finanziell von

der Stadt abhängig, so daß der Rat versuchen konnte, durch den „bösen" Brief von 1519 und in Sachen der Türkensteuer sich neue Rechte zu erwerben. Bei allem war das Verhältnis — wie z. B. die Teilnahme der Stadt an der Hildesheimer Stiftsfehde zeigt — durchweg gut. Eine Störung trat 1528 ein durch die Einführung der Reformation in der Stadt. Heinrich protestierte gegen diese Neuerung, vor allem weil ihm sein Patronatsrecht verloren zu gehen drohte, und hatte den Kaiser sowohl wie den König Ferdinand dabei auf seiner Seite. Der Rat verhielt sich den heftigen Vorwürfen gegenüber defensiv, bis der Reichsabschied von Augsburg 1530 erschien. Jetzt aber weigerte er sich entschieden, den Abschied anzunehmen, „des Gewissens halber". — Größere Feindseligkeiten verhinderte dann der Religionsfrieden von Nürnberg 1532.

Nach einigen Jahren halben Friedens brach 1538 der Streit von neuem aus, als die Stadt nicht nur dem schmalkaldischen Bunde beigetreten war, sondern auch den Fürstentag desselben in ihren Mauern beherbergt hatte. Der Herzog bestritt der Stadt das Recht dazu; der Rat dagegen erwiderte, Braunschweig sei eine freie Stadt, in der jeder um sein Geld leben könne. Als der Herzog als Feldhauptmann in den katholischen Gegenbund der Liga sancta eingetreten war, verschärfte sich der Streit.

Redner hob besonders hervor den Zwist wegen St. Ägidien, wegen der Burg und der Stifter St. Blasii und Cyriaci, wegen des herzoglichen Hofgerichts und des städtischen jus de non appellando, endlich wegen der Frage, ob die Stadt das Recht habe, in den Pfahldörfern und den Pfandschaften (Asse, Eich, Vechelde usw.) die Reformation einzuführen. Obgleich auch jetzt der Kaiser die Partei des Herzogs nahm, gab die Stadt doch nicht nach, und als auch der Regensburger Reichstag ergebnislos vergangen war, erklärte der Rat (zugleich mit den Schmalkaldnern) im Sommer 1542 dem Herzoge den Krieg.

Nach der Vertreibung Heinrichs und der Eroberung des Landes durch die Schmalkaldner nutzte die Stadt die Gelegenheit, sich die beanspruchten Güter und Rechte zu sichern: jus patronatus, Burg, Stifter und Klöster und eine Erweiterung der Landwehr, die Neuhof, Rautheim, Mascherode und Melverode in die Gewalt des Rates bringen sollte. Andererseits fügte sie sich freiwillig einer Gerichtshoheit des Herzogs Ernst von Lüneburg.

Nach der Rückkehr Herzog Heinrichs im Sommer 1547 suchte die Stadt hartnäckig ihre erworbenen Rechte zu verteidigen und verschmähte zu diesem Zwecke selbst nicht die Hilfe der Franzosen (deren Feldherr Volrad von Mansfeld war) und des Markgrafen Albrecht Alcibiades. Erst im Oktober 1553 ließ sie sich nach zweimaliger Belagerung zu einem Vertrage herbei, der ihr freie Religionsübung, das Gericht in den 4 Pfahldörfern und die halbe Vogtei in der Burg sicherte. Sie mußte dagegen an den Herzog 80000 Taler zahlen und das Amt Eich abtreten, auch sein jus patronatus anerkennen.

Was hier noch nicht entschieden war, wurde in freundlicherem Tone in den nächsten Jahren verhandelt. Ein Hauptvertrag von 1561 regelte besonders die Landwehr und die Verhältnisse in der Burg; an dem neueingerichteten Hofgerichte 1556 nahm die Stadt nicht teil; die Türkensteuer mußte 1566 dem Herzoge entrichtet werden; nur die Prozesse wegen der Pfandschaften währten die ganze Regierung des Herzogs hindurch, ohne daß dieser etwas erreichte.

Bücherschau.

In dem von Ludw. Herrig begründeten **„Archiv f. das Studium der neueren Sprachen und Literaturen"**, das bei G. Westermann in Braunschweig erscheint, B. 114 S. 25—75, 293—325 hat ein junger hoffnungsvoller, inzwischen aber leider bereits verstorbener Gelehrter und gründlicher Kenner der mittelalterlichen lateinischen Sprache und Literatur, Paul v. Winterfeld, dem wir schon eine treffliche Ausgabe der Werke der Gandersheimer Nonne verdanken (Br. Mag. 1903 S. 71), einen äußerst lehrreichen und anregenden Aufsatz über „Hrotsvits literarische Stellung" veröffentlicht. Er behandelt in sicherer Beherrschung der mittelalterlichen Dichtung und unter Heranziehung der ältesten wie der modernsten Poesie zunächst die Frauendichtung des Mittelalters; er zeigt den bodenwüchsigen Charakter der Schöpfungen Hrotsvits, deren letztes und reifstes Werk, ihr Gedicht von den Anfängen des Klosters Gandersheim, man als Heimatkunst im schönsten Sinne bezeichnen könne. Dann verfolgt er auf Grund der Reichschen Forschung die hohe Bedeutung des Mimus für die Kunstdichtung des Mittelalters und der Folgezeit und weist den tiefen Einfluß nach, den dieser auch auf Hrotsvits Werke ausgeübt habe. Er gibt von diesen und der hohen Kunst der Dichterin eine wohlbegründete Schilderung und Schätzung. Erhöht wird die Anschaulichkeit der Ausführungen des Verfassers noch durch seine Übertragung der mittelalterlichen Verse, wobei der Gelehrte zugleich ein feinsinniges vers- und sprachgewandtes Dichtertalent offenbart.

Die **Hansischen Geschichtsblätter** Jahrg. 1904—1905 enthalten S. 33—62 einen Aufsatz von P. Zimmermann, „Herzog Julius zu Br. u. Lün. in volkswirtschaftl. Beziehung", und S. 157—170 eine Besprechung von F. Frensdorffs „Studien zum Braunschw. Stadtrecht" von Heinr. Mack.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.



Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1906. März. Nr. 3.

Christian Oberhey †.

Am 24. Dezember 1905 ist der Nestor der braunschweigischen Geistlichkeit, Kirchenrat D. Christian Oberhey, im 88. Lebensjahre als Emeritus in Braunschweig gestorben, ein Mann, hervorragend durch den Reichtum seiner kirchengeschichtlichen, hymnologischen und exegetischen Kenntnisse, der als langjähriger Mitarbeiter am alten braunschweigischen Magazin ein Denkmal auch an dieser Stätte wohl verdient hat. Mehr noch, als seine Gelehrsamkeit, bedeutete die Macht seiner sittlich-religiösen Persönlichkeit, an deren Ausbildung und Vervollkommnung er sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat. Oberheys Erscheinung hatte in den letzten Jahrzehnten etwas von der hinreißenden Gewalt der alten Propheten. Wenn der ehrwürdige Veteran mit seinen leuchtenden Augen voll Milde und herzgewinnender Freundlichkeit in seinem Studierzimmer vor uns saß, und als „fortwährender Studiosus der Theologie" seine tiefsinnigen Gedanken entwickelte, dann umwallte ihn ein wunderbarer Lichtglanz ewiger Jugend, und wir hatten einen tiefen Eindruck von der Wirklichkeit der unsichtbaren Welt, die eine Quelle der Freude bleibt auch dann, wenn das hohe Alter alle irdischen Dinge zu Scherben und Asche verwandelt.

Aus engen bescheidenen Verhältnissen ist der Verklärte hervorgegangen. Sein Vater betrieb einen Viktualienhandel in dem kleinen Hause auf der Garküche Nr. ass. 433 in Braunschweig. Der Stolz und die Hoffnung der Familie waren zwei begabte Söhne. Der ältere, Wilhelm, geboren am 18. November 1816, stark wie Eichenholz und hervorragend in allen Übungen der Turnkunst, wurde noch ganz klein von der kinderlosen, aber kinderlieben Schwester seiner Mutter und deren Manne, welche nicht ganz ohne Mittel waren, an Kindesstatt angenommen. Der jüngere, Christian, geboren am 12. Februar 1818, war dagegen zart und schwächlich, ganz nach innen gerichtet. Ihn beseelte von Jugend auf ein unermüdliches Streben, sein Wissen auszudehnen, eine Freude am Lesen und Sammeln. Die Welt der Bücher war sein Paradies. Niemand hätte damals gedacht, daß der jüngere Bruder den älteren um 38 Jahre überleben würde[1]).

Da der Vater den hohen Wert einer gelehrten Bildung wohl zu schätzen wußte, wurde Christian gleich seinem Bruder auf das Gymnasium gesandt. Es war damals die Zeit der gemütvollen, religiös und ästhetisch gerichteten Jugendfreundschaften. Mit Karl Barthel, dem leider so früh verstorbenen Literaturhistoriker, und Wilhelm Beste, dem späteren Braunschweiger Generalsuperintendenten, wurde ein inniges Bündnis geschlossen. In dem kleinen Müllerschen Hause auf der Garküche, da acht Geschwister, vier Söhne und vier Töchter, ein dankbares Publikum bildeten, fanden theatralische Aufführungen statt, wozu namentlich die damals so beliebten kleinen Kotzebueschen Lustspiele verwandt wurden. Der mit Barthel, Beste und Müllers gegründete „Linné-Orden" unternahm in freien Stunden „Botanisierreisen" durch Wald und Feld. Außerdem wurde gemeinschaftlich gelesen. Dabei wurden namentlich die Dichtungen der romantischen Schule, die Volksmärchen und Novellen Tiecks, die Gedichte von Novalis, die Dramen Heinrichs von Kleist wahrhaft verschlungen. Je entbehrungsvoller und drückender die Wirklichkeit war, desto verlockender war der Ausflug in eine geträumte Welt, in das weite Reich der Poesie.

Leider starb der Vater Oberheys schon im Jahre 1830 im Alter von 40 Jahren. Nun kamen der hinterbliebenen Witwe doch ernste Zweifel, ob sie imstande sein würde, die materiellen Mittel zum Universitätsstudium für Christian zu beschaffen, zumal sie auch noch eine Tochter zu versorgen hatte, welche sich später mit dem Dr med. Heinrich Valhorn in Braunschweig verheiratete. Ein Oheim, der in

[1]) Wilhelm Oberhey starb am 18. August 1867 als Pastor zu St. Magni in Braunschweig.

Straßburg Sattler war, erklärte sich bereit, den zwölfjährigen Knaben zu sich zu nehmen und ihn später in seinem Handwerk zu unterweisen. Voraussichtlich sollte er dermaleinst das ansehnliche Geschäft erben. Nach langen Verhandlungen erschien der Oheim persönlich in Braunschweig, um den Neffen zu holen. So mußte dieser mit weinendem Auge und blutendem Herzen das Gymnasium verlassen und den trauernden Freunden Lebewohl sagen. In Straßburg besuchte er zunächst noch drei Jahre eine Realschule. Doch als dann der Zeitpunkt kam, da er in die Sattlerwerkstätte treten sollte, da loderte die Liebe zur Wissenschaft, die heimlich in seiner Brust fortgeglüht hatte, hell empor. Er ließ alle die Aussichten auf eine gesicherte gut bürgerliche Existenz im Stich und kehrte nach dreijähriger Verbannung in die heißgeliebte Heimat zurück, nunmehr fest entschlossen, Theologie zu studieren, es komme, was da wolle. Nachdem er eine Zeitlang für das Finanzkollegium geschrieben hatte, fand er Freunde, welche die Mittel zum Besuche des Gymnasiums beschafften. Nun wurde Oberhey in die Tertia aufgenommen und gelangte so erst Michaelis 1835, als die Freunde Beste und Barthel sich bereits zum Abgange nach der Universität rüsteten, in die 5. Klasse des Obergymnasiums. Doch schon Michaelis 1837 wurde er in die zweite Klasse (Mittelprima) versetzt, welche er Ostern 1838 verließ, um auf dem Kollegium Karolinum hauptsächlich unter Hofrat Petris Leitung seine Vorbildung zur Hochschule fortzusetzen. Von Wissensdurst getrieben, ging er in dieser Zeit jedesmal in den langen Ferien zu Fuß nach Göttingen, wo er dann bei dem Bruder logierte, in zahlreichen Vorlesungen hospitierte und sich als „Bücherwurm" in die Universitätsbibliothek stundenlang vergrub.

Endlich schlug im Jahre 1839 die heißersehnte Stunde, da Oberhey nach bestandenem Abiturientenexamen der geliebten Wissenschaft mit Entzücken sich in die Arme werfen konnte. Er ging zuerst nach Jena, wo der treue Bruder studierte, und hörte Vorlesungen bei Karl Hase und Baumgarten-Crusius. Die Tochter des Letzteren unterrichtete er im Italienischen. Michaelis 1840, nachdem Wilhelm Oberhey nach Braunschweig zurückgekehrt war, zog Christian nach Göttingen, wo Abt Lücke, der geistvolle Ausleger des Johannisevangeliums, sein Leitstern wurde. Es ging damals ein frischer Lebenshauch durch die theologische Welt. Abgestoßen von der Nüchternheit und Kahlheit der Aufklärungsperiode mit ihren dürren Begriffen und Formeln verlangten die Kinder des romantischen Zeitalters nach wirklichen, saft- und kraftvollen Lebenserscheinungen. Aus der Tiefe der Seele klang mit leisen Tönen ein Verlangen nach dem Unsichtbaren, das größer ist, als der Mensch, nach einem Sinn dieses rätselhaften Daseins, nach unmittelbarem Erleben und Empfinden des wirksamen Gottes. Schleiermacher wurde der Prophet dieser neuen Strömung, welche man Vermittelungstheologie nannte, weil sie den freien wissenschaftlichen Geist der neuen Zeit mit der Kraft des eigentümlich christlichen verbinden wollte. Auf die konfessionellen Unterscheidungslehren legte man damals noch kein Gewicht. Lutheraner, Reformierte, Katholiken, insbesondere auch Glieder der frommen Herrnhutergemeinde reichten sich unter einander auf dem gemeinsamen Boden der Gottesliebe als Brüder die Hand. Christian Oberhey wurde von dieser Richtung lebendig ergriffen. Abt Lücke erweckte auch in ihm die innige Liebe zum Evangelisten Johannes, der an der Brust des Herrn gelegen und dessen Geist in ganzer Fülle in sich aufgenommen, eine Liebe, die bis zum letzten Atemzuge Oberheys Herz durchglühte, so daß er im Gedanken an seinen Tod sich kindlich darauf freute, dem Verfasser des vierten Evangeliums in der Ewigkeit zu begegnen und ihm allerlei Fragen vorzulegen. Oberhey hat oft hervorgehoben, daß diese Universitätszeit trotz ihrer äußeren Armut die reichste Periode seines Lebens gewesen sei, wegen ihres starken Werdedranges, wegen des täglichen schönen Zusammenklanges mit gleichfühlenden Freundesseelen. Gern besuchte er in späterer Zeit das liebe Göttingen, um die alten, schönen Erinnerungen aufzufrischen.

Am 22. September 1843 bestand Christian Oberhey sein theologisches Tentamen in Wolfenbüttel und wirkte dann als Hauslehrer an verschiedenen Orten. Bald verlobte er sich mit Sophie Christern, einer Tochter des mecklenburgischen Domänenpächters Christern, deren Schwester später die Gattin seines Bruders wurde. Aber noch eine lange, entsagungsvolle Wartezeit sollte verlaufen, bis er die geliebte Braut heimführen konnte. Denn übergroß war damals die Zahl der Kandidaten. Im Jahre 1848, da in Braunschweig seine treue Mutter starb, erlangte er dort zuerst eine kleine Anstellung als außerordentlicher Lehrer für Religion und französische Sprache an der westlichen Bezirksschule. Am 23. September 1853 bestand er das Hauptexamen, welches er wegen der Aussichtslosigkeit auf frühe Anstellung und zugleich zur Erlangung einer höheren Tüchtigkeit bisher aufgeschoben hatte. Dabei erhielt er das selten verliehene Prädikat „wohlbestanden." Dann wirkte er kurze Zeit als Gehülfe des erkrankten Pastors Rohde in Denstorf und trat im Jahre 1855 in die zweite Serie des Wolfenbütteler Predigerseminars, wobei er zugleich an der dortigen Bürgerschule unterrichtete. In seinen Mußestunden arbeitete er fleißig auf der Wolfenbütteler Bibliothek. Hier lernte er einen Mann kennen, der ihm einen kräftigen Anstoß zu weiteren Studien geben sollte: den früheren Wolfenbüttler Konsistorialrat, späteren Marburger Professor, Ernst Henke, der im Jahre 1853 den ersten Band seines großen

Werkes über Georg Calixt und seine Zeit veröffentlicht hatte und nun zu weiteren Forschungen alljährlich auf mehrere Wochen nach Wolfenbüttel kam. Noch in seinem letzten Briefe vom 22. Oktober 1904 schreibt Oberhey über Henke: „Ich habe den prächtigen Henke, diese Seele von einem Menschen, nicht bloß ehedem lieb gewonnen, sondern durch Jahrzehnte lieb behalten." Die Frucht dieser Anregung waren eine Reihe heimatlicher Biographien und kirchengeschichtlicher Rückblicke, welche Oberhey in den Jahren 1855 und 1856 im Braunschweiger Kirchenblatte veröffentlichte, die heute noch ihren Wert haben. Ferner wies ihn Henke hin auf den hervorragenden Schüler Calixts, auf Justus Gesenius, dessen Katechismusfragen Oberhey in vier eingehenden Artikeln, welche im Jahrgange 1856 des braunschweigischen Magazins erschienen, auf Grund wertvollen Quellenmaterials eingehend behandelte.

Inzwischen war Oberhey endlich in den heißersehnten Hafen des Pfarramtes eingelaufen. Zu Anfang des Jahres 1856 erfolgte seine Einführung in Wieda auf dem Harze. Nun konnte er die liebe Braut endlich heimführen. Oft haben alte Wiedaer davon erzählt, mit welchem Eifer Oberhey dort seelsorgerisch wirkte. Noch beim Eintreffen seiner Todesnachricht, 37 Jahre nach seinem Fortzuge von Wieda, lebte sein Andenken so lebendig in jener Gemeinde, daß man ein Trauergeläute zu seinem Gedächtnis veranstaltete. Freilich hatte die Wiedaer Periode auch ihre Schattenseite. Er lebte namentlich im Winter wie auf einer abgelegenen Insel, fern von allen Brennpunkten der Wissenschaft. Da hat es etwas Rührendes, zu sehen, wie Oberhey auch in dem vom geistigen Leben abseits liegenden Harzdorfe mit eisernem Fleiße beständig fortarbeitet. Davon zeugen seine Aufsätze im Braunschweigischen Magazin über die Generalkirchenvisitation im Herzogtum Braunschweig unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege und über die Epigramme des Euricius Cordus in ihrer Bedeutung für die Reformationsgeschichte der Stadt Braunschweig, ferner über Gebhard von Marenholtz, den Diener der Elenden im Spital St. Antonii und Christophori zu Braunschweig; desgleichen im braunschweigischen Kirchenblatt über den Herrnhuterprediger Johann Christoph Schreiber in Braunschweig und die daselbst veröffentlichten Kanzelbilder. Außerdem finden sich kleine Arbeiten Oberheys in der von Schneider herausgegebenen deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben und im braunschweigischen Schulblatt. Auch erschien ein Lebensbild von Georg Nitsch als Beigabe zu dessen von Besser herausgegebenen „Übung in der Heiligung" (Halle, 1863, 4. Aufl.)

In den fünfziger und sechziger Jahren vollzog sich auch in unserer Landeskirche der Umschwung vom persönlichen zum kirchlichen Christentum. Der moderne Wirklichkeitssinn fand kein Genüge an fadenscheinigem Gewebe theologischer Gedanken und philosophischer Begriffe. Er verlangte überall wachstümliches Leben, Ausgestaltung, Darstellung, Leiblichkeit. Man erkannte die Notwendigkeit des kirchlichen Gemeindelebens für die religiöse Erziehung des Volkes. Man suchte die angestammte geschichtliche Kirche der Väter, die Kirche der deutschen Reformation, auf dem Gebiete des lutherischen Bekenntnisses neu zu erbauen. Wie stellte sich nun Christian Oberhey zu diesen Bestrebungen? Ganz gewiß hing sein Herz mit großer Liebe an der evangelisch-lutherischen Kirche, in welcher er seine geistliche Mutter, die Hüterin der heiligsten Güter der Menschheit erblickte. Auch stand er in allen wesentlichen Punkten voll und ganz auf dem Boden ihres Bekenntnisses. Aber es fehlte ihm der Sinn für das kirchenpolitische Parteileben. Er wollte von innen heraus, durch Förderung einer freien persönlichen Überzeugung religiöses Leben erzeugen, und verschmähte die realen Machtmittel einer festen Organisation. Jede schablonenhafte Uniformierung, alle Schlagwörter, alles gedankenlose Nachsprechen fremder Erfahrungen war ihm zuwider. Nur die selbsterkämpfte, selbsterlebte Weltanschauung erschien ihm wertvoll. Hatte er eine Sache für recht erkannt, so blieb er dabei, und wenn er ganz allein dafür eintreten mußte. Ja, er liebte es, sich auf diejenige Seite des Schiffes zu stellen, die am wenigsten besetzt war, um die erkannten Wahrheitsmomente der unterdrückten Sache ans Licht zu bringen. Durch jahrzehntelanges Studium war er wohl der beste Kenner derjenigen Theologen unserer Landeskirche, welche gegenüber einer lehrgesetzlichen Versteinerung das inwendige Christentum, das Christentum der Gesinnung, betonten, eines Arnd, Nitsch, insbesondere Joachim Lütkemanns. So predigte er denn mit ihnen als die Hauptsache im Christentum die innerliche, sittliche Erneuerung und Wiedergeburt, das wahre Lebens- und Herzenschristentum, gegenüber dem die begriffsmäßige Lehre verhältnismäßig zurücktrat. So konnte er die Spuren des von Christo stammenden göttlichen Lichts auch bei den in der Lehre von ihm stark abweichenden, viel freier gerichteten Amtsbrüdern freudig begrüßen und vermittelnde Brücken selbst noch da finden, wo ein tiefer dogmatischer Graben jede Verständigung unmöglich erscheinen ließ, dagegen andererseits, wenn er bei Näherstehenden einen von keiner theologischen Sachkenntnis getrübten Parteieifer fand, sehr ehrlich und offen seine abweichende Meinung sagen. Dabei sah er nicht nach oben und nicht nach unten, sondern folgte lediglich seiner schwer errungenen Überzeugung. Von diesem Standpunkte aus hat er, so lange die positive Richtung gegen den Strom der Zeit kämpfen mußte und von den Machthabern mit Mißtrauen betrachtet wurde, durch Wort und Schrift, insbesondere durch eifrige Mitarbeit am braunschweigischen Kirchen-

blatte diese tatkräftig unterstützt, obwohl er sich deshalb von manchem verehrten alten Lehrer, von vielen lieben Schulfreunden mit scheelen Augen, als Finsterling und Dunkelmann ansehen lassen mußte. Als aber diese Strömung zur Herrschaft gelangt war, als ein jüngeres Geschlecht auftauchte, das satt und fertig auf dem Erbe der Väter ausruhte und die ersten Wecker eines neuen wärmeren Lebenshauches durch seine handfeste Schlagfertigkeit überflügelt zu haben glaubte, da ist er nicht müde geworden vor geistigem Stillstand und gesetzlicher Erstarrung zu warnen und hat sich allmählich von dem kirchlichen Parteileben mehr und mehr zurückgezogen. So erschien er vielen rechts Stehenden als ein Idealist, Subjektivist und Einspänner, während doch **der** Freund der zuverlässigste ist, welcher uns den Spiegel der Wahrheit vorhält und durch Anlegung eines idealen Maßstabes an die Wirklichkeit den Gesinnungsgenossen das Gewissen schärft. Auch die freier Gerichteten sahen wohl zuweilen in ihm einen zurückgebliebenen Vertreter eines aussterbenden Geschlechtes. Aber wegen der Lauterkeit und Wahrhaftigkeit seines Wesens und seines heißen Wahrheitsdranges hatte er doch Freunde bei allen Parteigruppen, die ihn teilweise wie einen geistlichen Vater verehrten. Über seinem Schreibtische hing ein Täfelchen, auf welches seine früh verklärte Tochter zwei seiner Lieblingsgedanken gezeichnet hatte. Zuerst das Wort Lichtenbergs: „Es ist eine goldene Regel, daß man die Menschen nicht nach ihren Meinungen beurteilen müsse, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen.“ Sodann ein englisches Wort, das ich hier deutsch wiedergebe: „Die Religion ist eine wirkliche Umwandlung, ja Umgestaltung des Menschen.“ Das war der ganze Oberhey: „Nicht die Ansichten, die hienieden ewig Stück- und Bildwerk bleiben, sondern die innerliche Erneuerung, die Verklärung in das Bild Gottes, der Charakter, mit dem der Mensch früher oder später diese Erde verläßt, entscheidet über seinen inneren Wert.“

Christian Oberhey hat niemals nach irdischem Erfolge getrachtet. Gegen jede äußere Ehre war er gleichgültig, dazu rührend bescheiden und einfach in seinen Bedürfnissen. Den Lohn seiner Arbeit trug er in seiner Brust: die Freude über das beständige Wachsen des inneren Menschen, über die tägliche Erweiterung seines Horizontes, über die freie Ausprägung seiner christlichen Persönlichkeit. Dennoch war es erfreulich, daß die führenden Männer der Landeskirche, Hille und Ernesti, seine Bedeutung zu würdigen wußten und ihn im Herbst 1868 als Bestes Nachfolger zum Superintendenten in Wendeburg beriefen. Nachdem er dort neun Jahre in Segen gewirkt hatte, wurde er im Jahre 1877 unter Beibehaltung dieser Superintendentur nach Wahle versetzt. Hier entstand als Frucht langjähriger hymnologischer Studien im Jahre 1880 eine Monographie über das braunschweigische Gesangbuch, der er im Jahre 1898 eine genaue Beschreibung der einzelnen Lieder als Nachschlagebuch hinzufügte. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens wandte er seine ganze Liebe dem Johannesevangelium zu. Den reichen Ertrag dieser Studien hat er in seiner Schrift „Der Gottesbrunnen der Menschheit“ im Jahre 1902 veröffentlicht. Seine Vorliebe für dieses „zarte, rechte Hauptevangelium“, wie Luther sagt, ging soweit, daß er überall, wo er auf Grund freier Texte reden durfte, bei Einführungen, Kirchenvisitationen, Trau- und Grabreden, fast regelmäßig Worte aus diesem „Allerheiligsten des neuen Testamentes“ wählte, wie er denn auch für sein Grabkreuz ein Johanneswort (17, 24) bestimmt hat.

In Anerkennung seiner Verdienste erhielt er im Jahre 1892 das Ritterkreuz II. Klasse des Ordens Heinrichs des Löwen, 1893 den Titel Kirchenrat, 1896 das Ritterkreuz I. Klasse. Zu seinem 80. Geburtstage ernannte ihn die theologische Fakultät zu Göttingen zum Ehrendoktor der Theologie.

Seit dem 1. Juli 1896 lebte Oberhey als Emeritus in seiner lieben Vaterstadt Braunschweig, lebendig, frisch wie ein Jüngling mit weißem Haar. Von jeher hatte er das beschauliche Leben, die gelehrten Studien geliebt und jede Stunde, welche er von den Amtsgeschäften erübrigen konnte, literarischen Arbeiten gewidmet. Dieses verborgene, einsame Leben betrachtete er als die Quelle seiner leiblichen und geistigen Gesundheit. Nun konnte er sich ganz diesen Neigungen widmen, so sehr, daß er eine Abwechselung durch seelsorgerische Tätigkeit fast vermißte und oftmals bedauerte, daß es ihm nicht ohne weiteres gestattet sei, als Hilfsgeistlicher die städtischen Kollegen zu vertreten. Im ganzen hat er einen schönen, sonnigen Feierabend genossen. Zwar stiller und immer stiller war's um ihn geworden. Die alten Freunde aus der Jugendzeit waren zuletzt alle heimgegangen. Auch eine feinsinnige, verständnisvolle Tochter sank vor ihm ins Grab. Aber es war ein großer Segen, daß die geliebte Gattin, einst so zart und schwächlich, bei ihm blieb und an seiner Seite ihren achtzigsten Geburtstag feiern konnte. Eine andere Tochter war die liebevolle Stütze und der Augentrost ihrer alten Eltern. Zuweilen kamen jüngere Freunde in die stille Klause und ließen sich erzählen von den alten Zeiten, von den verklärten Lehrern und Freunden, von den schönen Frühlingstagen der religiösen Erweckung. Je älter Oberhey wurde, desto lieber weilte er in dem stillen, ernsten Geisterreich der Erinnerung. In seiner Seele haftete nichts so fest, als die Anschauungen, welche er halb unbewußt in der Jugend in sich aufgenommen. Zwar wünschte er nach dem oft erwähnten Ausspruch des Äschylus den Jüngeren zu beweisen, daß auch das Alter zum Lernen noch jung genug sein soll. Aber lieber war's uns doch, statt moderne Gedanken

ihm vorzutragen, ihm gegenüber zu sitzen und still zu lauschen. Dann erfüllte sich an dem Erzähler und an dem Zuhörer das Goethesche Wort:

Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Oberhey war ein Glied jener stillen Gemeinde des wahren, lebendigen Christentums, welche aus allen Konfessionen, Völkern und Sprachen sich zusammensetzt und in unserer Landeskirche an Johannes Arnd ihr leuchtendes Vorbild hat. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! Dieser sinnige, innige Verkehr mit dem Urquell alles Lebens spiegelte sich ab in der ganzen ehrfurchtgebietenden Erscheinung, insbesondere in dem bedeutenden, von schönem, weißem Haar umwallten Antlitz. In stillen Feierabendstunden hörte er schon die Engel im Himmel singen, und freute sich als Schüler der Unterklasse auf die nahe Oberklasse. Einige Jahre vor seinem Tode hat er unter dem Titel „Lebensbilder" eine Gedichtsammlung veröffentlicht. Das letzte dieser Gedichte schildert das strahlende Glück der Kinder am heiligen Abend, wenn der Vater zur Bescherung ruft und schließt mit den Worten:

O wär' ich doch ebenso kindlich erfreut,
Zur Himmelsbescherung zu kommen,
Sobald ich, wie jene des Glöckchens Geläut,
Den Ruf aus der Höhe vernommen!

Nun hat ihn am Tage vor Weihnachten der Vater gerufen. Wie ein Lied aus alter Zeit ist sein Leben verklungen. Unter dem Geläut der Weihnachtsglocken ist er entschlafen zum ewigen Frieden! I. B.

Constantin Uhde.

(Schluß.)

Wie schon gesagt, fand Uhde für diese neue, ihm ganz eigene künstlerische Ausdrucksweise kein Verständnis. Nur die Arabeskenmotive kehren noch einmal farblos am Götteschen Hause Langerhof 8 wieder, in rechteckigen Rahmen über den Fenstern eines oberen Geschosses. Es ist dies Uhdes ausgedehntester Geschäftsbau, wie andere (Sonne, Ecke Kattreppeln—Damm, Bohlweg 35—41a), mit besonderer Ausnahme aber des weniger gelungenen Fallersleberstr. 50, ohne sichtbare Eisenkonstruktion. Leider stört bei dem Götteschen Hause, trotz der Turmaufsätze, namentlich der Mangel kräftiger oberer Abschlüsse, als ob Uhde, den Renaissancegiebeln gerade an diesem Bau etwas gewaltsam widerstehend, aus einer gewissen Verlegenheit nicht herausgekommen wäre. Oder ist er gar nicht verantwortlich für dieses Ergebnis? Auch bei der Wolfenbüttler Synagoge, mit den beiden Türmen an der Front, die doch gar keine innere Beziehung zum Zwecke des Gebäudes haben, möchte man diese Frage stellen. Gleichfalls nach den spanischen Reisen entstanden, spiegelt aber auch sie, trotz der äußerst sparsamen Ausführung, die orientalischen Eindrücke in Backsteinmosaik geschickt wieder. Ein Konkurrenzentwurf dieser Jahre für eine Synagoge in Dortmund teilte das Schicksal vorhergehender: er wurde nicht angenommen, vielleicht weil er den Auftraggebern zu auffallend orientalisch war. Die schönen Aquarellskizzen führen einen überkuppelten Zentralbau vor, wie ihn nur eine ganz reife Phantasie aus der zarten und schlanken arabischen Formenwelt ohne Vorbild, denn das gibt es nicht, gestalten konnte. Auch seine Innenausstattung hätte Uhden Gelegenheit gegeben, mit den farbigen Mitteln des Orients dekorative Aufgaben ersten Ranges zu lösen, wahrscheinlich ohne mit seinem Formensinn in Streit zu kommen. Daß er ihnen gewachsen gewesen wäre, läßt immerhin auch die bescheidene Wolfenbüttler Synagoge vermuten, deren Inneres nichts mehr von der Befangenheit ihrer Braunschweiger Vorgängerin erkennen läßt. Das Innere der Cramer von Clausbruchschen Villa dagegen konnte naturgemäß orientalische Motive nur ganz untergeordnet erhalten. Die Decken gleichen im Wesentlichen denen aller anderen Uhdeschen Villen: möglichst geradlinige aber äußerst mannigfaltig gemusterte Feldereinteilungen, die mehr oder weniger mit Renaissanceornament in Stuck oder Farben, gelegentlich auch mit Bildern gefüllt sind.

Der Renaissance blieben auch Uhdes ganz selbständige kunstgewerbliche Entwürfe treu, darunter 1898 eine Jardiniere und eine figurenreiche Schatulle mit Adresse zur silbernen Hochzeit des Prinzen Albrecht, Regenten des Herzogtums, und 1895 der Ehrenbürgerbrief der Stadt Braunschweig für Bismarck, dieser in seinem bei aller anmutigen Umbildung ins Unwirkliche architektonischen Grundcharakter besonders bezeichnend. Daß Uhde dekorative Aufgaben aber auch geschickt zu improvisieren wußte, bewies die von ihm künstlerisch ausgestattete Aufbahrung der Leiche Herzog Wilhelms 1884. Die Zierleisten und Vignetten zur Festgabe der Naturforscherversammlung 1897 sind, als Gelegenheitsarbeiten bewertet, recht originelle Beiträge zur Buchillustration und zum Buchschmuck.

Wir überblicken im Zusammenhange Uhdes Bautätigkeit. Trotz aller schönen Leistungen verläuft sie langsam in Resignation. Es blieb ihr versagt, nach dem so hoffnungsvollen Gelingen der Hochschule sich weiter an öffentlichen Bauten zu bewähren und fortzubilden. Wie die vielen erfolglosen Konkurrenzarbeiten und Einzelentwürfe verraten, sehnte sich Uhde bis zuletzt nach solchen anerkennenden Aufträgen, und es ist anzunehmen, daß auch ihr Ausbleiben neben dem besprochenen geringen Eingehen auf den Zeitgeschmack mitbestimmend dafür war, daß sich sein Interesse seit den spanischen Reisen

mehr und mehr der publizistischen Tätigkeit zuwandte, zumal die Professur an der in jener Zeit noch unentwickelten Braunschweigischen Hochschule seine Fähigkeiten nicht hinlänglich in Anspruch nahm.

Daneben her geht allerdings auch eine zunehmende Neigung zum Aquarellieren, die wir nicht übersehen dürfen, wenn sie auch vielleicht nicht frei von ein wenig dilettantischer Überschätzung der eigenen Kraft gewesen ist. Schon in Italien begann bei ihm die Bleistiftzeichnung von der Aquarellstudie verdrängt zu werden, naturgemäß. Denn sein Auge war mit der bisherigen Fülle nur geometrischer Flächen-, Raum- und Formverhältnisse völlig gesättigt. Neues zu lernen aber fand er in zunehmendem Maße im farbigen Sehen. Seine Aquarelle aus dem Ende der siebenziger und den achtziger Jahren haben denn auch eine solche Frische in der Auffassung und Unbefangenheit in der Wasserfarbentechnik, daß ich sie für seine besten halten möchte, zugleich auch deshalb, weil sie sich meist mit der Wiedergabe architektonischer Motive, höchstens noch inmitten ihrer Umgebung, begnügen, jedoch auch in Verbindung damit die südliche Landschaft mit dünn hingestrichenen, lichten Farben glücklich treffen. — Auch die Motive aus Niedersachsen haben anfangs noch diesen hellen, zarten Charakter der Wasserfarbentechnik gegenüber der Ölmalerei. Es scheint, daß Uhde dann in der deutschen und der schottisch-englischen Landschaft, deren Studium ihn immer mehr anzog, unter dem Einflusse ihrer schweren, nordischen Beleuchtung zu dem dunkleren, undurchsichtigeren Farbenauftrage kam, der es schließlich dem Ölbilde gleichzutun sucht. Hier verließ Uhden sein sonst so starkes Stilgefühl, das ihm hätte verbieten müssen, künstlerische Wirkungen anders als materialcharakteristisch zu erreichen. Er ist vielleicht dabei fremden Einflüssen unterlegen. Der Maler Nickol, ein alter Freund seiner Familie, der, wie man mir sagt, schon auf Uhdes Berufswahl von Einfluß gewesen war, hat im Aquarell ebenfalls die tiefen Töne des Öls zu erreichen gesucht; aber bei diesem ist es wohl immer Experiment geblieben, verband er doch sogar die Wasserfarben mit Pastell und suchte als letztes Ziel wohl mit neuen Ausdrucksweisen wirklich neue Wirkungen zu erreichen. Uhdes malerische Schulung reichte dafür nicht mehr aus. Er wird das selbst am besten gewußt haben, denn seine vier Aquarelle, die Meißner & Buch in Leipzig 1897 in Facsimilenachbildung herausgegeben haben: 1) Cathedrale in Sevilla mit der Giralda, 2) Vorhof der alten Moschee, jetzt Cathedrale in Sevilla, 3) Straße in Tanger, 4) Vorhof der alten Moschee in der Alhambra zeigen bei aller Sorgfalt eine leichte und helle Behandlung, auch nur Bauten und unter südlichem Himmel, Umstände, die ihm die technische Bewältigung erleichterten. Zwei zur gleichen Folge gehörige Bilder: Inneres von Sta Maria La Blanca in Toledo und Inneres der Moschee in Cordoba wurden nicht reproduziert. Sie haben einen weit dichteren Farbenauftrag und daher auch eine ölbildartigere Wirkung. Sehr schön gelungen ist die Verteilung des gedämpften, goldigen Innenlichtes, wohl im engen Zusammenhange mit dem Verständnis des Architekten für Raumwirkungen. Damit verglichen ist die Luftperspektive der Straßenansichten weniger fein. Der Baumeister — oder sagen wir lieber der Klassizist? verleugnet sich übrigens auch bei den reinen Landschaften insofern nicht, als hier fast stets die Auffassung des Geländes und der Bäume — namentlich im Umriß — dem Bilde einen monumentalen Charakter gibt, die Seelenverwandtschaft Uhdes mit den Malern heroischer Landschaften von Claude bis Böcklin.

Uhdes publizistische Tätigkeit wurde lebhafter seit der Herausgabe seiner eigenen Bauten 1887 in Lichtdruck bei Behrens in Braunschweig unter dem Titel: Öffentliche und Privatgebäude, entworfen und ausgeführt von C. U. Von 1892 bis 1896 erschienen, ebenfalls in Braunschweig und mit einer größeren Reihe Uhdescher Bauten, Braunschweigs Baudenkmäler, 3 Mappen, herausgegeben vom Vereine von Freunden der Photographie, mit Text von Uhde. Weit wichtiger war das Ergebnis der beiden spanischen Reisen, wozu die Verlagshandlung von Ernst Wasmuth in Berlin die Veranlassung gab. Die damals von Uhde entworfenen Zeichnungen und unter seiner Leitung angefertigten Photographien erschienen 1892 auf 120 Tafeln als Baudenkmäler in Spanien und Portugal, 2 Bde, mit einem noch besonders durch zahlreiche Abbildungen geschmückten, 74 Großfolioseiten langen Texte, in dem ausführlich Technik und Dekoration namentlich der arabischen Bauten behandelt wird, Untersuchungen, die grundlegenden Wert besitzen, indem Uhde die Eigentümlichkeiten dieses Stiles, abgesehen von dem Einflusse mohamedanischer und orientalischer Anschauungen, auf ihre Konstruktion aus überkleidetem Holzwerk zurückführt. Seine auf die iberische Halbinsel und Tanger beschränkten Studien weisen den Weg zu einer ganz neuen Einsicht in die morgenländische Kunst, dessen weiteres Beschreiten unsere Vorstellungen des Zusammenhanges von Konstruktion und Kunstform wesentlich vertiefen wird. — Als gleichartiges Werk, ebenfalls ein Reiseergebnis, erschienen 1894 bei Wasmuth die Baudenkmäler in Großbritannien, 2 Bde, mit 175 Tafeln und einem 21 Seiten langen Texte, der wohl nichts sachlich Neues bringt, aber auch eine Fülle feiner Werturteile birgt. Man kann sich denken, daß alle diese photographischen Aufnahmen das Objekt, wo es irgend möglich war, vom künstlerisch wirkungsvollsten Standpunkte aus geben, oft im Zusammenhange

mit seiner Umgebung, wobei sich Uhde doch nie zu einer künstlichen Staffage hat verleiten lassen.

Es scheint, daß die einzelnen ästhetischen Erfahrungen und reifenden Einsichten des Künstlers und Lehrers in ihrer ganzen Fülle erst seit diesen Werken im Zusammenhange mit Semperschen Ideen zur systematischen Zusammenfassung und scharfen Begriffsbestimmung drängten, wenn es auch bekannt ist, daß die künstlerische Verhältnislehre stets seine Liebhaberei gewesen ist. Jahre lang noch dauerte es, bis der gewaltige Stoff gesichtet, gruppiert und völlig durchdacht worden war. Als eine Art Vorarbeit gab Uhde bei Bruno Heßling in Berlin 1896 heraus: Die Architektur des klassischen Altertums mit besonderer Berücksichtigung der Säulenordnung und Gesimsbildung, 70 Lichtdrucktafeln Großfolio und kurzer Text, worin das Besondere der Sammlung charakterisiert wird im Zugrundeliegen eines absoluten Höhenmaßes für alle Beispiele und in ihrer Zusammenstellung unter dem Gesichtspunkte der Konstruktion und der Formengebung, nicht einer kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise.

Das Hauptwerk erschien bei Wasmuth unter dem Titel: Die Konstruktionen und die Kunstformen der Architektur; Band I, Ihre Entstehung und geschichtliche Entwickelung bei den verschiedenen Völkern, mit 345 Abb., 1902; Band II, Der Holzbau, seine künstlerische und geschichtlich-geographische Entwickelung, sowie sein Einfluß auf die Steinarchitektur, mit 526 Abb., 1903; Band III, Der Steinbau in natürlichem Stein, die geschichtliche Entwickelung der Gesimse in den verschiedenen Baustilen, mit 444 Abb., 1904.— Band IV, Der moderne Eisenbau, Die künstlerische Durchbildung seiner Einzelformen, mit 215 Abb., hat Uhde druckfertig hinterlassen. Die leitenden Grundsätze des Werkes lassen sich durch einige Stellen aus dem Vorworte des Ganzen am besten andeuten: „Kultur und Material bedingen die Form.“ „Es soll nun ganz besonders der Zweck dieses Buches sein, dem Ursprung, der Entstehung, der Fortentwickelung und dem Verfall der architektonischen Kunstform nachzugehen, ihren Zusammenhang mit dem Material festzustellen, die Motive aus der Textilkunst und Keramik, sowie aus der Natur herzuleiten und durch alle Zeiten zu verfolgen, um so die konstruktive Grundlage der Einzelformen während der Blütezeit der Kunstperioden festzulegen, sowie in den Verfallsperioden auch die Degeneration des Details nachzuweisen.“ Äußerst anschaulich heißt es sodann im Vorwort zu Band III von diesen Kunstperioden: „Diese lange, auf- und abgehende Bewegung der Kunst ist einer Ozeanwelle vergleichbar, die an dem fernen unbegrenzten Horizonte (Prähistorische Kunst) in verschiedenen Abstufungen (Vorgriechische Kunst) aufsteigt, um durch Wind gepeitscht, einen sich hoch auftürmenden Kamm zu erreichen, der mit weißem, weithinleuchtendem Schaum überfällt (Griechische Kunst), um auf seiner abfallenden Seite das Wasser mit Schaum zu übersprudeln (Römische Kunst) und dann in langer flachgebogener Talmulde scheinbar ruhig zu stehen (Frühchristliche Kunst). Aus diesem Wellentale heraus erhebt sich mit elementarer Gewalt, von einer neuen Windsbraut getrieben, die andere Welle (Romanische Kunst) in einem hochaufspringenden Wellenberge, der wiederum mit weißem Gischt überfällt (Gotik), um sich in kleineren auf- und abwogenden Absätzen wieder zum Horizont auszugleichen (Renaissance).“ Eine selbständige, völlig durchdachte Auffassung von der geschichtlichen Bewegung der Bauformen verrät sich dem Kunstfreunde bereits in diesem knappen Bilde. Uhde geht unbefangen seinen geraden Weg; von der Kunstgeschichte zumal entlehnt er nur ihren eisernen Bestand. Er darf das als schaffender Künstler, der dem Gelehrten, wo er ihm an Wissen nachsteht, an Einsicht überlegen ist in die ästhetische Wirkung formaler Eigentümlichkeiten eines Kunstwerkes. Von so vielen anderen, ebenfalls schriftstellernden Künstlern aber unterscheidet er sich vorteilhaft durch Einfachheit und Deutlichkeit seiner Sprache, in der derselbe klare, fein disponierende, mit dem schlichtesten Ausdrucke sich begnügende Geist des Klassizisten lebt wie in den eigenen Bauten. Ganz als Klassizist geht er auch an die Bewertung der Denkmäler heran, nur als Klassizist konnte er überhaupt ein so streng geschultes Gefühl für die Linie haben, um allein an der Bildung der Gesimse und der Träger, also der horizontalen und vertikalen Gliederung, als dem wesentlichsten Ausdrucksmittel der Baukunst, ihre Eigentümlichkeit und ihre Geschichte zu verfolgen. Die Grundrißbehandlung, die malerischen Vorzüge sind ihm in diesem Zusammenhange sekundäre Begleiterscheinungen und kein Maßstab für den architektonischen Wert eines Baues. Aber seine ästhetischen Urteile über die Wirkung der Darstellungsmittel gleichwie über die vorhandenen Bauten sind immer vortrefflich, gerade weil sie sich ganz in diesen Schranken seiner Aufgabe halten. Als Mann der Praxis, der Anschauung, gestattet er den Denkmälern seiner niedersächsischen Heimat, die er am besten kannte, einen breiten Raum voll wertvoller Anregungen. Man lese z. B. wie er die Stiftskirche zu Königslutter geradezu als Parthenon der deutsch-romanischen Baukunst (ein für Uhde charakteristischer Vergleich!) würdigt, oder den bekannten Wesensunterschied des rheinischen und niedersächsischen Kirchenbaues auch in den Gesimsen wiederfindet (III, S. 191): „Ein Hauptunterschied zwischen dem sächsischen und rheinischen Detail liegt jedenfalls in dem Verhältnisse der Größe der Einzelformen zum Ganzen.“ Und: „Rheinische Kirchen erscheinen

größer als niedersächsische, weil sie zierlichere, kleinere Gesimse haben, „obgleich andererseits der Organismus und der klare Gedankengang der Gesimse nicht entfernt den sächsischen Stand halten kann.“ — Gelegentlich scheut Uhde auch energischen Widerspruch gegen herrschende Meinungen nicht. Am ausführlichsten entwickelt er einen solchen an der Rekonstruktion der griechischen Tempeldecke. Ob er Recht hat, kann ich nicht entscheiden. Jedenfalls weiß er seine Ansicht als praktischer Architekt wie als Theoretiker, der seinen Semper studiert hat, sehr faßlich zu machen. Die zu Grunde liegende Idee, im Friesstreifen mit den Triglyphen und Metopen, statt wie bisher die Balkenköpfe und ihre Zwischenräume, vielmehr die aufrecht gebogene Kehle des ägyptischen Gebälkes mit ihrem Federbelage zu sehen, ist geistreich genug, um Uhde Ehre zu machen, auch wenn er mit ihr nicht durchdringen könnte. — Der größere Teil des gewaltigen Abbildungsmaterials dieser Bände ist anderen Büchern entnommen oder nach Naturaufnahmen wiedergegeben, daher ebenfalls die Frucht vielfach nur literarischer Tätigkeit. Die Auswahl selbst, verbunden mit den eigenen Zeichnungen, gibt ein Lehrmaterial, wie man es nirgends wieder findet, und dessen Zusammenstellung zweifellos die mühsamste Arbeit des ganzen Werkes war.

So endete der Künstler Uhde als Schriftsteller, umgekehrt wie sein großer Vorgänger und Geistesverwandter Semper, der als ein solcher begann. Die Parallele mit diesem ließe sich bis in Einzelheiten verfolgen. Freilich: Uhde war Epigone, er stand am Ende der klassizistischen Hochflut des XIX. Jahrhunderts, auf deren Höhe noch Semper zu seinen Erfolgen getragen wurde. Bitter mußte Uhde das mit der Ablehnung seiner großen Bauprojekte erfahren. Sein Temperament, seine künstlerische Überzeugung hielten ihn dennoch in dieser veraltenden Ausdrucksweise fest und fesselten ihn an Braunschweig. Wie wir bemerken zu können glaubten, fand sich Uhde nie völlig in diese Lage. Aus dem Widerstande dagegen erklärt sich die unverkennbare Unruhe, die ihn bis zuletzt auf die Suche nach neuen Ausdrucksformen trieb, als ob er doch noch den unübertrefflichen Klassizisten in sich hätte überholen können.

Genug: ein Leben voll ungebrochener Arbeitslust, voll Leistungen und schließlich auch voll Anerkennung ging zu Ende, als Uhde am 31. Mai 1905 die Augen für immer schloß. Seine letzten Jahre waren durch ein Nervenleiden, das die Sprache beeinträchtigte, getrübt. Er war dadurch schon den 1. Oktober 1901 gezwungen worden, sein Lehramt niederzulegen. Es war ihm gewiß ans Herz gewachsen, wenn es auch nur den nach außen unbedeutenderen Teil seiner Tätigkeit in Anspruch nahm. Er besaß nicht die Gabe, durch besondere Beredsamkeit seine Hörer zu fesseln, von denen wohl nicht alle imstande waren, in dem unscheinbaren Vortrage Uhdes die Vorzüge seiner formenstrengen Auffassung zu würdigen. Zudem war die Hochschule, als er auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit stand, noch zu klein, als daß sie ihm überhaupt einen ständigen Kreis auserlesener Schüler hätte zuführen können. Was er einem aufmerksamen Hörer sein konnte, erzählen am besten seine „Konstruktionen und Kunstformen“, die ja ein Lehrbuch und als solches ein Ergebnis seiner Lehrtätigkeit sind, der beste Beweis, wie ernst er es mit dieser nahm. Wie sehr ihm das Wohl der Hochschule am Herzen lag, hat Herr Professor Leitzen in seinem Vortrage über Uhde am 23. Oktober 1905 (gedruckt bei A. Limbach) durch den Hinweis erläutert, daß ihr durch finanzielle Schwierigkeiten früher einmal gefährdeter Fortbestand großenteils erst durch Uhdes „Wühlarbeit“ wieder gesichert worden sei. Freilich war Uhde überhaupt geneigt, gerade durch solche Wühlarbeit seine immer guten Absichten auszuführen, sie dadurch aber auch den nicht Eingeweihten zu verdunkeln, sodaß manche Braunschweiger sich verleiten ließen, ungerecht gegen seine Offenherzigkeit und Opferwilligkeit zu werden. Man lese dagegen, was über die Vorzüge seines Charakters in dem Vortrage Prof. Leitzens, der ihm besonders nahe stand, mitgeteilt wird. Auch ist daselbst der lebhafte und beharrliche Anteil gebührend hervorgehoben, den Uhde am Gedeihen des braunschweigischen Kunstgewerbevereins genommen hat, damit zusammenhängend also auch am Emporblühen der Kunstgewerbeschule, Bestrebungen, die wieder an gleichen Unternehmungen anderer tatkräftiger Städte, einem Bedürfnis der Zeit folgend, ihre Stütze fanden. Der Verbindung mit diesem Vereine verdankte Uhde, neben seiner persönlichen Bedeutung, daß er im Auftrage des Reiches als Juror 1893 zur Weltausstellung nach Chicago geschickt wurde. Einige Beobachtungen dieser Reise hat er mitgeteilt in: „Die Anlage der Weltausstellung in Amerika und die Columbia-Weltausstellung in Chicago“, S. 263; herausgegeben von Herm. Hillger. Chicago 1893, Großfolio.

Titel- und Ordensauszeichnungen blieben, soviel ich weiß, in den Schranken seines Amtes. 1893 wurde er als älterer Hochschulprofessor Geheimer Hofrat, 1898 bekam er das Kommandeurkreuz 2ter Klasse vom Orden Heinrichs des Löwen. Der Regent nahm aber außerdem persönlichen, verständnisvollen Anteil an Uhdes Leistungen. Er studierte mit warmem Interesse die ersten Bände der „Konstruktionen und Kunstformen“ und teilte seinen Beifall über die darin ausgesprochene künstlerische Gesinnung dem Verfasser mehrere Male brieflich mit.

In einem innigen Familienleben, das seit 1882 in dem von ihm selbst gebauten gastfreien Hause

Jerusalemstraße 8 verlief, fand Uhde trotz herber Verluste immer wieder Erholung und frischen Arbeitsmut. Schwer traf ihn besonders der Tod seiner ersten Frau 1871. Seiner Schwägerin Emma von Schwartzkoppen reichte er dann die Hand zu neuem Ehebunde, in dem das Glück des ersten wiedererstand. Die Gattin, deren nimmermüde, geduldige Pflege noch seine letzten Leiden linderte, überlebt ihn und neben ihr vier erwachsene, der trefflichen Frau trostreich zur Seite stehende Kinder.

K. Steinacker.

Verzeichnis von Uhdes Bauten, noch von ihm selbst 1905 zusammengestellt. (Hie und da sind kleine Irrtümer berichtigt, anderes, z. B. der Abbildungennachweis, ist hinzugefügt.)

A. In Braunschweig.

1) Villa Vieweg, Viewegstr. 1. Roter Backstein mit Quadern und hohem Schieferdach. Abgebildet unter Nr. 24—27 in den „Öffentlichen und Privatgebäuden".
2) Wolfenbüttlerstr. 29a. Charlottenhöhe. Torweg aus Sandsteinquadern.
3) Villa Rimpau, Wolfenbüttlerstr. 1. Quaderbau mit jonischem Portikus. Abgebildet unter Nr. 28—34 in den „Öffentlichen und Privatgebäuden".
3) Wolfenbüttlerstr. 3, Ecke Campestraße. Gelber Backstein und Putz.
4) Villa Jüdel, Adolfstr. 52. Siegersdorfer Backstein. Abgebildet unter Nr. 21—23 in den „Öffentlichen und Privatgebäuden" und unter Nr. 77 in „Braunschweigs Baudenkmälern".
5) Adolfstr. 35. Verputzter Backstein.
6) Helmstedterstr. 1a. Verputzter Backstein.
7) Villa Cramer von Clausbruch, Bismarckstr. 10. Freistehende Villa in Backstein und Majolika, mit maurischen Anklängen. Abgebildet unter Nr. 55 in „Braunschweigs Baudenkmälern".
8) Kaiser-Wilhelmstr. 1—1c. Gruppe in Quadern und Putz.
9) Kaiser-Wilhelmstr. 8—18. Gruppe in rotem Backstein und Putz.
10) Moltkestr. 1. Villa in Aschaffenburger roten Quadern und Putz.
11) Moltkestr. 2. Villa in Frankfurter Quadern und Putz (? etwa Nr. 3?)
12) Moltkestr. 4. Villa in gelbem Backstein und Putz.
13) Moltkestr. 5. Villa in rotem Backstein und Putz.
14) Gaußstr. 12—15 und Jerusalemerstr. 5 (Eckhaus). Alleinstehende Häuser, alle sich ähnlich, in gelbem Backstein und Putz, mit flachem Dache.
15) Jerusalemstr. 6. Villa in rotem Backstein und Putz.
16) Jerusalemstr. 7. Villa in rotem Backstein und Putz.
17) Jerusalemstr. 8. Villa in verputztem Backstein. Uhdes Wohnhaus.
18) Pockelsstr. 22. Wohnhaus aus Backstein.
19) Technische Hochschule aus Quadern und Backstein. Die chemischen Laboratorien baute Prof. Körner. Abbildungen unter anderem in den „Öffentlichen und Privatgebäuden", Nr. 3—7, in „Braunschweigs Baudenkmälern" Nr. 71 und das Vestibül in der „Festgabe" der Naturforscherversammlung von 1897, Tafel XXVI.
20) Fallerslebertorwall 10. Villa in gelbem Backstein und Quadern.
21) Rebenstr. 20a. Villa in gelbem Backstein und roten Quadern bez. rotem Putz.
22) Monumentstr. 2. Villa in gelbem Backstein und Quadern.
23) Löwenwall 6. Villa in rotem Backstein und Putz.
24) Löwenwall 15. Villa in gelbem Backstein und Quadern, von anderer Seite fast völlig umgebaut.
25) Katholische Schule, Friesenstr. 49a. Backstein.
26) Sandweg 5. Villa aus Quadern.
27) Kaffee Lück, Steinweg 22, Theaterwall 1. Uhdes zweiter, 1860 errichteter Bau.
28) Sandweg 9. Umbau, Fachwerk mit Bretterbekleidung.
29) Theaterwall 17. Wohnhaus aus gelbem Backstein.
30) Fallerslebertorwall 12. Villa in gelbem Backstein und roten Quadern.
31) Fallerslebertorwall 13. Villa in gelbem Backstein und Quadern.
32) Fallerslebertorwall 15. Villa in gelbem Backstein und Quadern.
33) Fallerslebertstraße 50. Eckhaus, zusammen mit An der Katharinenkirche 16, Wohn- und Geschäftshaus aus rotem Backstein und Putz.
34) Langerhof 8. Wohn- und Geschäftshaus in Quadern.
35) Bohlweg 39—41a. Wohn- und Geschäftshaus in Backstein und Quadern.
36) Bohlweg 48. Umbau des Wohn- und Geschäftshauses, in Putz und Quadern.
37) Am Gaußberge 2. Villa in Backstein und Aschaffenburger Quadern. Abgebildet unter Nr. 12 und 13 der „Öffentlichen und Privatgebäude."
38) Inselpromenade 17. Villa in Backstein und Quadern. Abgebildet unter Nr. 14—16 der „Öffentlichen und Privatgebäude."
39) Inselpromenade 16. Umbau, Wohn- und Gewächshaus.
40) Inselpromenade 13. Villa in Putz mit Fachwerk und Erker.
41) Villa Löbbecke, Inselpromenade 11. Wohnhaus und Stallgebäude in Königslutterschem Kalkstein. Abgebildet unter Nr. 17—20 der „Öffent-

lichen und Privatgebäude", Nr. 80 von „Braunschweigs Baudenkmälern" und Tafel XXV der „Festgabe" von 1897.

42) Petritorwall 28. Villa in rotem Backstein und Quadern. Abgebildet unter Nr. 35—37 der „Öffentlichen und Privatgebäude."
43) Steinstraße 4, Synagoge. Dolomit. Abgebildet unter Nr. 8—11 der „Öffentlichen und Privatgebäude" und Nr. 23 in „Braunschweigs Baudenkmälern."
44) Friedrich-Wilhelmsplatz 4, Hôtel Monopol. Rötlicher Backstein und Putz.
45) Kattreppeln 1, Ecke Damm. Wohn- und Geschäftshaus in Quadern.
46) Kohlmarkt 19 (Sonne). Umbau des Wohn- und Geschäftshauses in Putz. Abgebildet unter Nr. 38 der „Öffentl. und Privatgebäude" und Nr. 40 in „Braunschweigs Baudenkmälern."
47) Poststraße 6. Sandstein und gelber Backstein.
48) An der Martinikirche 4. Wohn- und Geschäftshaus in Sandstein. Abgebildet in „Braunschweigs Baudenkmälern" Nr. 67, 79 und in der „Festgabe" von 1897 Tafel XX.
49) Münzstr. 5 (vergl. Leitzen in Krampes Kalender 1906).

B. Außerhalb Braunschweigs.

1) Villa Louis Seeliger in Wolfenbüttel, in Haustein und Putz.
2) Synagoge in Wolfenbüttel in Haustein und rotem Backstein.
3) Erbbegräbnis der Familie van den Brincken in Gebesee.

C. Denkmäler und Anderes.

1) Siegesdenkmal in Harzburg 1870/71.
2) Siegesdenkmal in Bodenburg 1870/71.
3) Jubiläumssäule in Braunschweig 1881.
4) Okerbrücke zwischen Pockelsstraße und Fallerslebertorwall.

D. Konkurrenzentwürfe.

1) Augusteum in Oldenburg. I. Preis.
2) Synagoge in Braunschweig. I. Preis.
3) Kunsthalle in Hamburg.
4) Bank in Gera.
5) Reichstagsgebäude.
6) Universität in Straßburg.
7) Herzogl. Museum in Braunschweig, mit Stadtbaurat Winter.
8) Synagoge in Dortmund.
9) Kunstgewerbemuseum in Magdeburg.
10) Hasselbach-Brunnen in Magdeburg.

Das dem Aufsatze beigegebene Klischee ist nach einem freundlichst zur Verfügung gestellten Holzschnitte des Herrn August Schnüge in Braunschweig angefertigt.

Bücherschau.

Oskar Doering, Braunschweig. Mit 118 Abbild. Leipzig, E. A. Seemann 1905. 136 S. gr. 8°. 3 M.

Dieses Heft Nr. 31 der „Berühmten Kunststätten" soll nach den einleitenden Worten des Verfassers keineswegs ein Denkmälerinventar sein oder solchem vorgreifen, dagegen der Bürgerschaft des Ortes zum erstenmal in vollständigerer Form schildern, was ihre Heimatstadt von Werken alter und neuer Kunst ruhmvoll ihr eigen nennt. Auf Seite 1—14 wird die Geschichte der Stadt vorgetragen. Einige dabei zu Tage tretende veraltete Ansichten sind naturgemäß dadurch entstanden, daß von Hänselmanns Schriften nur zwei benutzt worden sind, namentlich aber dessen „Geschichtliche Entwickelung" vom Jahre 1897 unbeachtet geblieben ist. Seite 15 bis 23 handelt von den nicht mehr erhaltenen Baudenkmälern. Das ist ein ungemein schwieriges Kapitel. Es gehört dazu eine sehr genaue Kenntnis der örtlichen Verhältnisse, nicht nur der jetzigen, sondern auch der älteren Topographie. Unserer Meinung nach sollte ein nicht Einheimischer sich nur mit der größten Vorsicht damit befassen. Im vorliegenden Falle konnte ohne Schaden darauf ganz verzichtet werden, diesen Gegenstand abzuhandeln. Der Augenschein lehrt, daß sich zahlreiche Mißverständnisse dabei ergeben haben. Gleich Abbildung 1 liefert den Beweis. Sie stellt den Gitterabschluß dar, der nach Entfestigung der Stadt behufs Erhebung der Schlacht- und Mahlsteuer quer über die Helmstedter Straße hergestellt wurde. Mit dem Steintore Heinrichs des Löwen am Ende des Steinweges steht er in gar keinem, mit dem zu Anfang des 18. Jahrhunderts eröffneten neuen Steintore, das beim Museum lag, doch auch nur in einem sehr entfernten Zusammenhange. Abbildung 2 wird für das Redingetor am Bohlwege ausgegeben, ist aber in Wirklichkeit das Burgtor nach der Straße vor der Burg. Der lange Turm stand nicht neben dem Bruchtore am Friedrich-Wilhelms Platze, sondern vor der langen Brücke im Kattreppeln. Von der Jakobskirche existiert heute nicht weniger als 1861, und das dreifach gekuppelte spätromanische Fenster an der Ecke der Jakobstraße steht mit ihr in keinem Zusammenhange. Daß die Autorskapelle an einer nicht genau bekannten Stelle gelegen habe, ist zu viel gesagt. Sie lag neben dem Altstadtrathause in der Breitenstraße, nur die Freilegung ihrer Fundamente steht noch aus. Die Kreuzgänge des Doms bedeckten nur den östlichen Teil des Wilhelmsplatzes. Kapellen im Hofe der Kreuzgänge werden nicht erwähnt. Die Paulinerkirche hat niemals die Bezeichnung Johanniskirche gehabt. Sie stand nicht neben dem neuen Rathause, sondern neben dem Finanzgebäude. Das Refektorium ist nicht vom Erdboden verschwunden. Lessings Sterbehaus ist keines-

wegs auch dessen Wohnhaus gewesen. Das Rat- und Gewandhaus des Hagen ist sicherlich kein kapellenartiges Gebäude gewesen. Der übrige Teil des Buches — mehr als hundert Seiten — gilt dem gegenwärtigen Zustande. Wenn in diesem Hauptteile die Ansichten des Verfassers hin und wieder von den bisher gehörten abweichen, so darf man dies nicht als einen Nachteil bezeichnen. Im Gegenteil wird man es freudig begrüßen, daß fachmännisches Urteil sich hier vernehmen läßt und zu neuen gründlichen Studien und zu fachmännischen Gegenäußerungen veranlassen wird und auch schon veranlaßt hat. Die berufene Stelle wird bei Inventarisierung der Denkmäler nur Nutzen daraus ziehen. Hervorgehoben darf indessen schon jetzt werden, daß die Zweifel des Verfassers an der Bedeutung des durch Abbildung 71 wiedergegebenen Christusbildes im Dom[1]) und an der ursprünglich niedrigeren und schmaleren Konstruktion der Seitenschiffe in den Marktkirchen der drei vornehmsten Weichbilde durch Tatsachen widerlegt sind. H. M.

J. Fr. Ruthe, Auf der Flucht vor den Strickreitern im Königreich Westfalen 1809 bis 1811. Selbsterlebnisse. Braunschweig, Wilh. Scholz 1906. 70 S. gr. 8°. 1 M.

A. u. d. T.: Aus der Zeit der schweren Not. III.

Diese Schrift, die sich als Nr. III den schon früher besprochenen[2]) Heften: „Ein Braunschweiger im Russischen Feldzuge von 1812" und „Treue Bauern in Nöten der Fremdherrschaft" würdig anschließt, erschien unter dem Titel: „Leben, Leiden und Widerwärtigkeiten eines Niedersachsen, von ihm selbst beschrieben" 1841 zu Berlin im Selbstverlage des Verfassers. Die Erzählung ist in der neuen Ausgabe stark zusammengezogen; denn sie umfaßt in dem jetzt wiederholten Teile dort die Seiten 118—494. Auf der einen Seite ist es gewiß ein Gewinn, daß die etwas weit ausgeführten Erlebnisse hier kürzer und knapper vorgetragen werden. Aber andererseits läßt sich auch nicht leugnen, daß ein Teil des ursprünglichen Charakters des Buches und seines Reizes auf diese Weise eingebüßt wird. Schon dadurch, daß jetzt von dem Helden der Geschichte stets in dritter Person gesprochen wird, während er in der alten Fassung von sich selbst erzählte. Man empfindet das unwillkürlich schon auf S. 18 ff., wo die Selbsterzählung des Verfassers im Wortlaute eingefügt wird. Der inhaltliche Wert des Buches als eines Zeitbildes erleidet übrigens kaum Eintrag. Lebendig und anschaulich werden uns vor Augen geführt die Schrecken der westfälischen Polizei und ihrer ausübenden Organe, der Gendarmen, die im Volksmunde als „Strickreiter" bezeichnet wurden. Weshalb das geschah, dürfen wir wohl aus dem S. 26 mitgeteilten Vorfalle schließen, der mehr oder weniger einer Sitte dieser Beamten entsprochen haben wird, nämlich der, die Gefangenen an Stricken neben ihrem Pferde herlaufen zu lassen. Als Deserteur aus Magdeburg entflohen, in Hildesheim wieder aufgegriffen und dann bei Lutter a. B. einem Gefangenentransporte abermals entsprungen, hatte Ruthe reichlich Gelegenheit, die gefürchteten Gendarmen, die Gefängnisse verschiedener Städte, sowie die Stimmung der Bevölkerung im Lande kennen zu lernen, durch das er bald als Gefangener geführt wurde, bald als Flüchtling sich schleichen mußte. In Halberstadt stieß er 1809 zu der Schar des Herzogs Friedrich Wilhelm, aber er schloß sich ihr nicht an. Denn entschiedene Tatkraft und kühner Wagemut waren nicht seine Sache. Es ist überhaupt schade, daß der Held uns nicht mehr Teilnahme für seine Persönlichkeit einflößt. Denn unbegreiflich bleibt es, daß er aus sicherem Gebiete wiederholt zu seiner Mutter flieht, obwohl er diese dadurch auf das schlimmste gefährdete und einmal bereits in die schwerste Bedrängnis gebracht hatte.

In den **Grenzboten** (65. Jahrg. Nr. 3 S. 156—162) behandelt Stephan Kekule von Stradonitz in einem Aufsatze: „Über einen mütterlichen Ahnen Bismarcks", d. i. Luise Maria Witten, die Vorfahren dieser Frau, die an den Helmstedter Professor Gottfried Ludwig Mencke verheiratet war. Es sind dies besonders die Domherren Johannes Witten († 13. Februar 1673) und Anastasius Witten († 16. Aug. 1763) in Gandersheim, der Stiftsrat Michael Büttner daselbst († 4. Mai 1677), der Senator Geitel in Braunschweig und der Domherr Geitel in Gandersheim und der bekannte Georg Engelhard von Löhneysen auf Remlingen und Neindorf, sämtlich Träger hier wohlbekannter Namen und Persönlichkeiten, die in unserer heimischen Geschichte eine gewisse Rolle gespielt haben.

Wilhelm Herrmann, Deutschlands Improvisatoren. Handschriftlicher Nachlaß vom Improvisator W. H. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Oswald Berkhan. Mit 7 Portraits. Braunschweig, H. Sievers u. Co. Nachf. (Inh. F. W. Goebel) 1906. VIII und 96 S. 8°. 1,50 M.

Unser Landsmann Wilh. Herrmann hat nicht nur die Kunst der Improvisation als ihr letzter berühmter Vertreter selbst ausgeübt, sondern sich auch eifrig mit ihrer Geschichte beschäftigt. Die von ihm gemachten Aufzeichnungen sind einem seiner Braunschweiger Bekannten, der sich zunächst von naturwissenschaftlichem Standpunkte aus für seine Kunst interessierte, dem Sanitätsrate Dr O. Berkhan, anvertraut worden. Dem Eifer dieses Herrn für die Sache und seiner Pietät für den Verstorbenen ist es gelungen, die Arbeit zum Abschlusse zu bringen und sie uns jetzt in einem schmucken Büchlein vorzulegen, in dem uns die Hauptvertreter der Kunst

[1]) Vergleiche die Ausführungen von Richard Andree in Nr. 2 des Br. Mag. von 1904.

[2]) Br. Mag. 1897 S. 71 und 1903 S. 95.

auch im Bildnis vorgeführt werden. Es sind dies Friedr. Taubmann, Daniel Schönemann, Anna Luise Karschin, Chr. Fr. Dan. Schubart, Gottlob Wilh. Burmann, Aug Frh. v. Steigentesch, Oskar Ludw. Bernh. Wolff, Max Langenschwarz und Max Volkert, denen der Herausgeber dann noch das Lebensbild anschließt, das er nach Herrmanns Tode († 26. Aug. 1900) von diesem selbst im Br. Magazin (1901. S. 97—100) entworfen hat. Nicht berücksichtigt sind die Mitteilungen, die Eugen Isolani am gleichen Orte (1901 S. 132—34) hat folgen lassen. Wir vermissen in der Reihe der Improvisatoren die von Isolani öfter genannte Karoline Pierson. Auch hätte vielleicht Joh. Fried. Reinecke genannt werden können, der unter anderm vor der unglücklichen Königin Karoline Mathilde in Celle auf das Erfolgreichste Proben seiner Improvisationskunst abgelegt hat. Da es für diese Kunst, die in Deutschland im Allgemeinen als eine seltene bezeichnet werden muß, unseres Wissens bislang an einer zusammenfassenden geschichtlichen Darstellung fehlt, so werden wir dem ursprünglichen Verfasser des Werks wie seinem Herausgeber für ihre Gabe nur dankbar sein können.

Karl Schattenberg, Till Eulenspiegel und der Eulenspiegelhof in Kneitlingen. Zumeist nach ungedruckten Akten dargestellt. Mit Abbildungen. Braunschweig und Leipzig, Hellm. Wollermann 1906. 79 S. 8° 1 M.

Der Verfasser wollte nach seiner eigenen Aussage (S. 8) über Till Eulenspiegel „die kritischen Untersuchungen, deren schon viele vorhanden sind, nicht noch vermehren", sondern es war ihm „lediglich darum zu tun, aus seinen Nachforschungen über den Eulenspiegelhof und seine Bewohner zu Kneitlingen einen kleinen Beitrag zur Eulenspiegelkunde zu liefern". So hat er sich denn betreffs Eulenspiegels selbst darauf beschränkt, das Ergebnis der bisherigen Forschung kurz mitzuteilen, nur durch Zugabe einiger örtlichen Überlieferungen das vorhandene Material zu vermehren. Eingehend und auf Grund ganz neuen Stoffes, der ihm von dem jetzigen Besitzer des Eulenspiegelhofes, Herrn Fritz Fricke, bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurde, behandelt er dagegen diesen Hof, an dem der Name des volkstümlichen Schalkes seit langer Zeit haftet. Hier wird seine Darstellung, die auf die Westfälische Zeit und ihre Lasten, sowie auf den Herrendienst besonders eingeht, zugleich zu einem Stücke Kneitlinger Ortsgeschichte. Kulturgeschichtlich sehr zu beachten ist der Abschnitt (S. 46—51): „Die Hauptnahrung der Bauern vor 100 Jahren", der namentlich auf Anregung des inzwischen leider entschlafenen Stadtarchivars Dr Hänselmann entstanden ist. Ein Dutzend Schwänke Eulenspiegels nach dem Volksbuche von 1515 bilden den Schluß des Büchleins, das schön ausgestattet ist und eine besondere Zier erhält durch etliche gute Abbildungen, darunter zwei vom Eulenspiegelhofe und eine von dem schönen Entwurfe des Eulenspiegelbrunnens von A. Kramer, der sich bald vor der einstmaligen Wohnstätte des Schalks in Braunschweig als das Geschenk eines kunstsinnigen Bürgers der Stadt zu unser aller Freude erheben wird.

Theodor Benecke, Kloster Scharnebeck. Historisch-topographische Beschreibung des ehemaligen Klosters und Dorfes Scharnebeck bei Lüneburg. Mit 17 Abbildungen. Bremen, Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann 1905. 61 S. 8° 1 M.

Das mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete Heft, das von dem Verfasser „seinen Scharnebecker Landsleuten in alter Treue gewidmet ist", zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Die Gründung des Klosters Scharnebeck (1243). 2. Das St. Marienkloster von seiner Übersiedelung von Steinbeck nach Scharnebeck bis zur Aufhebung im J. 1528. 3. Die letzten Schicksale des Klosters Scharnebeck. 4. Kloster und Dorf S. nach Aufhebung des Marienklosters, (das zeitweise zum Wohnsitze einer fürstlichen Witwe, 1598—1620 der Herzogin Ursula z. Br. u. Lün. diente). 5. Die Klosterkirche einst und jetzt und die bis heute erhaltenen Reste aus klösterlicher Zeit (S. 39 Grabstätte der Herzogin Magdalena zu Br. u. Lün. vgl. Br. Mag 1900 S. 24). 6. Kriegsstürme und und sonstige Drangsale, (die sehr kurz behandelt sind). 7. Küster-, Organistendienste und Schulnachrichten. 8. Name und mutmaßliche Bedeutung des Ortes Scharnebeck. Wir wünschen dem schönen Zwecke des Büchleins, die Liebe zur Heimat zu fördern, den besten Erfolg.

Braunschw. Landwirtschaftl. Zeitung 1905. Nr. 12 u. 13. Generalversamml. d. landwirtschaftl. Zentral-Vereins d. Herzogt. Br. am 28. Febr. 1905. — 14. Bericht über d. Tätigkeit d. Landwirtschaftl. Versuchsstation 1904. — 15. Vibrans, Kartoffel-Versuchsfeld Kalvörde 1904. — 30. Bericht über d. 3. u. 4. Wiederholungskursus für Hufbeschlagschmiede des Herzogtums. — 36. Preise auf d. Stuten- u. Fohlenschauen des Landes-Pferdezuchtvereins des Herzogt. Br. — 49. Übersicht d. durchschnittl. Ernteerträge der hauptsächl. Fruchtarten in d. Amtsgerichtsbezirken d. Herzogt. Br. 1905. — 50 u. 51. Herbst-Versammlung des Zentral-Ausschusses d. landwirtschaftl. Zentral-Vereins zu Br. am 28. Nov. 1905.

1905. Nr. 6. Sitzung des Vorstandes ꝛc. des landwirtschaftl. Zentralvereins zu Br. am 23. Jan. 1906. — 9. Besetzung der Beschälstationen im Herzogt. Braunschw. im J. 1906 mit Landbeschälern.

Monatsblätter, hg. von d. Gesellschaft f. Pommersche Gesch. u. Altertumsk. 1905 Nr. 3. S. 43. Strecker, Durchzug Herzog Erichs v. Braunschweig durch Pommern 1563.

Jahrbuch des Vereins f. Niederd. Sprachforschung. 31. Jahrg. (1905). S. 38—43. Fritz Goebel, Ein niederdeutsches Lied auf d. Schlacht an der Conzer Brücke am 1. Aug. 1675 (an der Braunschweig-Lüneburgische Truppen unter den Herzögen Georg Wilhelm, Ernst August und Georg Ludwig ruhmvollen Anteil genommen).

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1906. April. Nr. 4.

Das Vaterländische Museum in Braunschweig.

Als am 12. Dezember 1888 der Landsyndikus A. Rhamm in einer Versammlung des Geschichtsvereins zu Braunschweig den Antrag stellte, im Jahre 1890 zum Andenken an die 75jährige Wiederkehr der Tage von Quatrebras und Waterloo eine Ausstellung vaterländischer Erinnerungen aus jener Zeit zu veranstalten, da ahnte weder er selbst noch ein anderer der Versammlung, die freudig auf diese Idee einging und den Antrag zum Beschlusse erhob, welche Folgen dieser Vorschlag demnächst nach sich ziehen sollte. Denn dieser leicht hingeworfenen Anregung hat im Grunde das Vaterländische Museum seinen Ursprung zu danken. Jener Gedanke fiel auf fruchtbaren Boden, und es fanden sich eifrige und tatkräftige Männer, die ihn zur Ausführung brachten. Nachdem die Einzelheiten im Vereine reiflich erwogen und vorbereitet waren, wurde am 1. November 1889 ein großer Ausschuß gebildet, der sich wieder zur Erledigung der verschiedenen Aufgaben in sechs Unterausschüsse gliederte. Als Vorsitzende des großen Ausschusses wurden Generalleutnant z. D. v. Wachholtz und Oberbibliothekar Prof. Dr O. v. Heinemann in Wolfenbüttel gewählt, während der damalige Wirkliche Geheimrat Dr Otto auf Wunsch sich bereit erklärte, den Ehrenvorsitz im Ausstellungsausschusse zu übernehmen. Am 4. Februar 1890 wurde dann in den Braunschweigischen Zeitungen ein allgemeiner Aufruf erlassen, in dem zur Einsendung von Beiträgen für „eine Ausstellung vaterländischer Erinnerungen aus der Zeit von 1806—15" öffentlich aufgefordert wurde. Diese sollte sich „auf solche Gegenstände beschränken, die zu dem Herzogtume Braunschweig und seinem Fürstenhause in unmittelbarer Beziehung stehen, auf diesem Gebiete aber größt mögliche Vollständigkeit erstreben, um ein anschauliches Bild von den Erscheinungen zu liefern, in denen jene Zeit der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege sich hier zu Lande darstellte." Es wurde daher gebeten um „Bilder des Herzogs Friedrich Wilhelm, seiner Familie und seiner Getreuen, des Königs Hieronymus Napoleon, seiner Generäle und Beamten, um gleichzeitige Schriftstücke und Drucksachen, Flugblätter, Caricaturen, Münzen, Medaillen, Büsten, Reliefs, Braunschweigische und Westfälische Waffen und Uniformen, sowie um sonstige Gegenstände aller Art, an die sich geschichtliche Erinnerungen aus jenen Tagen knüpfen".

Der Erfolg, den diese Aufforderung hatte, übertraf weit alle Erwartungen, die man gehegt haben mochte. Nicht nur die Anstalten und die Behörden des Landes, allen voran die herzogliche Hofhaltung in Braunschweig, stellten ihre Schätze bereitwillig zur Verfügung, auch aus Privatbesitz wurden von allen Seiten Gegenstände für die Ausstellung herangebracht, z. T. sogar aus weiter Ferne eingesandt. Man verspürte deutlich aus dem eifrigen Bestreben, mit dem ein jeder hier helfen und fördern wollte, wie kräftig das Bewußtsein an jene schwere und große Zeit im Volke noch fortlebt. Anfangs hatte man für die Ausstellung bescheiden ein paar Säle des gerade verlassenen, leerstehenden alten Museumsgebäudes ins Auge gefaßt, aber die Fülle des schnell angewachsenen Stoffes ward so bedeutend, daß man Ende April hoffen konnte, auch den größten und schönsten Raum, den die Stadt Braunschweig für solche Zwecke bot, die weite Halle der alten Ägidienkirche damit ausfüllen zu können. Der Plan kam zur Ausführung und gelang aufs Beste. Trefflich kamen in den großartigen, einfach und würdig gezierten Räumen in übersichtlicher, geschmackvoller Aufstellung alle die Bilder, Büsten, Waffen, Uniformen, Schriften, Drucke usw. usw., die hier zusammen getragen waren, zur Geltung. Und als am 3. Juni 1890 der Wirkliche Geheimrat Dr Otto die Ausstellung durch eine warm gehaltene Ansprache feierlich eröffnet hatte, da war man aller-

seits erstaunt und freudig überrascht über den Reichtum des Stoffes, der hier von allen Seiten vereinigt worden war. Dieser wuchs noch an, als die klare Erkenntnis, um was es sich hier handele, in weiteren Kreisen sich verbreitete. Wer noch jetzt eine deutliche Vorstellung von dem großen und vielseitigen Inhalte der Ausstellung gewinnen will, den können wir nur auf die sorgfältig gearbeiteten Verzeichnisse verweisen, die damals erschienen und für diesen Abschnitt unserer heimischen Geschichte bleibenden Wert behielten[1]). Überall fand das Unternehmen auch in der Presse die günstigste Beurteilung, und die stets wachsende Zahl der Besucher, die großenteils oft wiederkehrten, war der klarste Beweis dafür, daß die ganze Veranstaltung den Wünschen und Neigungen weitester Volkskreise auf das Glücklichste entgegen kam. Die Folge davon war, daß die Ausstellung, die ursprünglich nur für ein paar Wochen geplant war, auf vielseitiges Verlangen bis zum 15. Juli offen gehalten werden mußte.

Bald nach Beginn der Ausstellung ward anfangs von Einzelnen, dann immer allgemeiner das Bedauern darüber laut, daß nach ihrem Schlusse alle diese heimischen Erinnerungen nach den verschiedensten Richtungen wieder auseinander gerissen würden. Das weckte den Gedanken, ob es sich nicht könne ermöglichen lassen, wenigstens einen Teil dieser Stücke sicher und zugänglich an einer Stelle zusammen zu behalten und andere gleichartige Gegenstände aus früherer und späterer Zeit ihnen anzuschließen, und es entstand der lebhafte Wunsch, einen Versuch in dieser Richtung zu wagen. Diese Strömung wurde allmählich so stark und kam von so verschiedenen Seiten, daß der Ausschuß sich verpflichtet glaubte, die Angelegenheit in Überlegung zu ziehen. Hätten an der Ausstellung die Vorstände der beiden Museen Braunschweigs, des Herzoglichen und des Städtischen, selbst tätigen Anteil genommen, lebhaftes Interesse und Verständnis für sie gezeigt, so würde es ihnen oder einem von ihnen nicht schwer gefallen sein, zum Nutzen ihrer Anstalten den Wind in ihren Segeln zu fangen. Aber sie hatten sich von dem Unternehmen fern gehalten; die Haupttriebkräfte waren einige andere Herren gewesen, die mit den Museen in keiner Verbindung standen und nur aus Lust und Liebe zur guten Sache die Arbeit im Wesentlichen übernommen und ausgeführt hatten. Auf Hülfe von jenen Anstalten war daher, wie die Verhältnisse lagen, nicht zu rechnen, und die Frage stand demnach nur so, ob man auf jeden bleibenden sichtbaren Erfolg der Ausstellung Verzicht leisten oder ein neues Unternehmen ins Leben rufen wollte. Nach längerem Schwanken und trotz manchen Bedenken, die vorgebracht wurden, entschloß man sich für das Letztere. Es wurde ein Ausschuß gebildet, der die Begründung eines Vaterländischen Museums, wie man schon damals dreist und vertrauensvoll sagte, in die Hand nehmen sollte. Er bestand zunächst aus dem Generalleutnant z. D. v. Wachholtz als Vorsitzenden, dem Landsyndikus A. Rhamm, Professor Dr Ed. Steinacker, Bankprokurist P. Walter, Stadtbaurat Winter und dem Archivar Dr P. Zimmermann in Wolfenbüttel; bald nachher sind ihm noch Oberstleutnant Gerloff, Baurat E. Wiehe und Kommerzienrat H. Wolff beigetreten. Es wurde nun zuerst der Versuch gemacht, aus der Ausstellung selbst soviel Gegenstände wie möglich für das neu geplante Unternehmen zu gewinnen. Die Bitte um diese fand eine über Erwarten günstige Aufnahme, und so kam ein tüchtiger Grundstock für das Museum sogleich hier schon zusammen. Die Sachen hatten natürlich fast durchweg auf die Jahre 1806—15 Beziehung.

Das alles war, getragen von dem Eindrucke der Ausstellung, im Sturme der Begeisterung verhältnismäßig noch leicht erreicht. Aber bald erhoben sich ernstere Schwierigkeiten. Es war zu überlegen: wie wollte man die neue Gründung überhaupt gestalten? Was wollte man sammeln? Schwerer noch als solche theoretische Fragen wogen die praktischer Natur: mit welchen Mitteln sollten die nötigen Ausgaben bestritten werden? und zunächst die brennendste war: wo wollte man die Sachen, die man bereits besaß, zur Aufstellung bringen? Die Ägidienhalle mußte schnell geräumt werden. Da war es als ein Glück zu betrachten, daß dem Ausschusse in dem zum Abbruche bestimmten alten Gebäude des Collegium Carolinum vom Stadtmagistrate ein paar Zimmer überwiesen wurden, in denen jene Gegenstände notdürftig untergebracht werden konnten.

Aus dieser wohl recht mißlichen Lage wurde im Jahre darauf das junge Unternehmen durch die wirksame Unterstützung des Herzoglichen Staatsministeriums gezogen. Es gewährte ihm nicht nur einen Geldzuschuß, sondern stellte ihm auch einige Zimmer des Obergeschosses im nördlichen Flügel des alten Museums im Hagenscharren, würdig zugerichtet, zur Verfügung. Sobald dieser Raum dem Vaterländischen Museum überwiesen und ihm dadurch die Möglichkeit, seine Sammlungen aufzustellen und zu entwickeln gegeben war, so nahmen diese sofort einen erfreulichen Fortgang. Ganz besonders dankenswert waren die Zuwendungen, welche die Anstalt durch die Huld des Regenten des Herzogtums, S. K. H. des Prinzen Albrecht, aus dem Herzoglichen Zeughause und aus dem Residenzschlosse erhielt, von wo

[1]) Braunschweig in den Jahren 1806 bis 1815. 1. Heft. Ein Schriftenverzeichniß (von Paul Zimmermann) Wolfenbüttel, Zwißler 1890. 2. Heft. Ein Bilderverzeichnis (von Otto Könnecke) Braunschweig, Vieweg 1890. 3. Heft. Verzeichnis militärischer Erinnerungsstücke (von Paul Walter) Braunschweig, Krampe 1890. 4. Heft. Ein Verzeichnis der zusammengetragenen Erinnerungsgegenstände, Büsten und Reliefs, Münzen und Medaillen und Siegel. Braunschweig, Limbach 1890.

namentlich die sogenannte Modellkammer abgegeben wurde. Die Waffensammlung, die so entstand, gewann schon jetzt ihre Bedeutung. Auch von Privaten bekam das Museum reichlichen Zuwachs. So konnte sich dieses für den Anfang, wenn man die Umstände in Betracht zog, immerhin schon sehen lassen, als es am 11. Oktober 1891 zuerst eröffnet wurde. Blickte damals auch noch der eine oder andere Privatsammler mit mitleidigem Lächeln auf einzelne Teile der Sammlung herab: diese hat in allen Zweigen stetig zugenommen und, wie nicht genug dankbar anerkannt werden kann und daher auch hier sogleich hervorgehoben werden muß, von der Gunst und der Unterstützung weitester Kreise getragen, immer mehr die Ziele erreicht, die der Vorstand des Museums sich gesteckt hatte. Über diese ließ er in allen hiesigen Zeitungen [1]) um diese Zeit einen kleinen Aufsatz erscheinen, der gleichsam als Programm für die Anstalt gelten sollte und tatsächlich gegolten hat. Denn in dem hier umschriebenen Rahmen ist die Entwickelung des Museums ruhig und zielbewußt, je nachdem die Umstände lagen, bald mit mehr, bald mit weniger Erfolg vor sich gegangen.

Die Aufgabe des Vaterländischen Museums ist, wie hier gesagt wird, „ein klares Abbild der Geschichte unseres Herzogtums zu geben. Es soll demnach Alles, was seine Vergangenheit uns vergegenwärtigen kann, darin nach Möglichkeit vollständig gesammelt und übersichtlich und anschaulich aufgestellt werden. Alle Zeiten, Stände und Einrichtungen sollen in den für sie charakteristischen Erscheinungen und Formen uns vorgeführt, das Gedächtnis an hervorragende Männer und bedeutende Ereignisse in sichtbarer Weise festgehalten werden. Naturgemäß werden dabei die Mitglieder unseres Fürstenhauses in erster Reihe zu berücksichtigen sein. — So werden denn Bilder allerlei Art, Ansichten und Pläne, plastische Darstellungen, Büsten, Reliefs und Medaillen, Waffen, Uniformen und sonstige militärische Ausrüstungsstücke, die insbesondere für unser Land eigenartigen Trachten, Haushaltungsgeräte und sonstige Gebrauchsgegenstände, Architekturstücke und Kunstaltertümer, zumal wenn sie für die hiesige Kunstentwickelung, die Bau- und Lebensweise unserer Vorfahren charakteristisch sind, und vieles Andere der Art in bunter Fülle in der neuen Anstalt Aufnahme finden. Man sieht, es ist ihr ein weiter Rahmen gesteckt, aber doch sind es feste Grenzen, die sie umschließen. Denn Alles, was zu unserm Lande in keiner Beziehung steht, ihm innerlich fremd ist, bleibt ausgeschlossen. Es würde sonst der eigentliche Grundcharakter der Sammlung verloren gehen und ein Sammelsurium entstehen, dem die Einheitlichkeit völlig fehlte. Andererseits darf nicht nur das Schöne und künstlerisch Wertvolle berücksichtigt werden, sondern es müssen alle Erscheinungen, die für unser Herzogtum in den verschiedenen Perioden seiner Entwickelung bezeichnend sind, mögen sie sich selbst in künstlerischer Beziehung augenfällig als Unarten der Zeit erweisen, zur Anschauung gebracht werden."

Zugleich wurde auch schon damals der Versuch gemacht, das Sammelgebiet des Vaterländischen Museums gegen das des Herzoglichen und Städtischen abzugrenzen und so nach Möglichkeit ein friedliches Zusammenarbeiten der drei Anstalten in die Wege zu leiten und jede feindselige und der Sache schädliche Konkurrenz von ihnen fern zu halten. Wenn man sich erinnert, zu welcher Erregung diese ruhigen, reinsachlichen Ausführungen damals in gewissen städtischen Kreisen Anlaß gaben [2]), so kann man jetzt, wo die der Zeit ausgesprochenen Wünsche zumeist zur Tatsache geworden sind, gewiß nicht ohne einige Befriedigung auf das inzwischen Erreichte zurück blicken.

Außer um Ausstellungsgegenstände bat jetzt der Museumsverein zur Unterstützung des Unternehmens auch um Geldbeiträge. Denn wenn seine eigentliche Leitung, die von einem geschäftsführenden Ausschusse freiwillig besorgt wurde, zuerst von Professor Dr Steinacker, Bankprokurist Walter und Dr P. Zimmermann, auch keine Kosten verursachte, so waren solche für Aufsicht, Heizung, Instandsetzung der Sachen, Aufbewahrungsschränke, -ständer usw. doch nicht zu vermeiden. Ganz abgesehen von der Erwerbung neuer Stücke, die bei dem schon damals überall erwachten Sammeleifer immer schwieriger und kostspieliger geworden war. Die private Hülfe hat auch hier nicht versagt. Eine Reihe von Städten des Landes und zahlreiche Freunde der Anstalt setzten diese in den Stand, die laufenden Kosten zu bestreiten, zumal die Zuwendungen, die das Museum erhielt, größtenteils schenkungsweise erfolgten. Für wichtige Anschaffungen hat auch ein Mitglied des Vorstandes, Kommerzienrat Wolff, wiederholt die erforderlichen Mittel gespendet. Es würde zu weit führen, auf Einzelnes hier einzugehen. Nur auf einige besondere Erwerbungen, die umfassenderer Art waren, sei gelegentlich kurz hingewiesen. Dahin gehören die Überweisungen, die von seiten des Geschichtsvereins erfolgten. Dieser, damals noch ein Zweigverein des Harzvereins, hatte satzungsgemäß einen Teil seiner Einnahme für Anlage einer Altertumssammlung zu verwenden [3]), die zu Wolfenbüttel, dem damaligen Hauptsitze des Vereins, im Archiv-

[1]) Braunschw. Anzeigen Nr. 238, Braunschw. Tageblatt Nr. 475, Braunschw. Landeszeitung Nr. 474, alle vom 10. Oktober 1891.

[2]) Vgl. die Verhandlungen der Stadtverordneten zu Braunschweig vom 15. Oktober 1891, dazu Br. Tagebl. Nr. 547 vom 22. November 1891 und den Bericht der Geschichtsvereinssitzung in den Br. Anzeigen Nr. 12 vom 15. Jan. 1892.

[3]) Zeitschr. d. Harzvereins 6. Jahrg. (1873) S. 557.

gebäude verwahrt wurde. Von vorgeschichtlichen Gegenständen abgesehen, die im Vaterländischen Museum, um die Konkurrenz der drei damit beschäftigten Sammlungen in Braunschweig [1]) nicht noch zu vermehren, von vornherein ausgeschlossen wurden, war hier im Wesentlichen nach denselben Gesichtspunkten gesammelt worden, wie sie jetzt auch für das Vaterländische Museum aufgestellt waren. Was der Geschichtsverein mit bescheidenen Mitteln angestrebt hatte, wurde jetzt mit umfassenderen Kräften von jenem zu verwirklichen gesucht. Da nun die Absicht des Vereins besser durch Zusammenfassung der Kräfte als durch Zersplitterung zu erreichen war, so wurde in der Sitzung vom 14. Dezember 1891 der Vorstand bevollmächtigt, geeignete Stücke aus der Vereinssammlung unter Vorbehalt des Eigentumsrechts an das Vaterländische Museum abzugeben. Da der Conservator, der jene Sammlung in der Hauptsache allein zusammengebracht hatte, dem Vorstande des Vaterländischen Museums angehörte, so läßt sich denken, daß von jener Erlaubnis sogleich ausgiebiger Gebrauch gemacht wurde. Es ist dem Museum dadurch für verschiedene Zweige ein sehr willkommener Zuwachs entstanden, der dann später, als der Zweigverein des Harzvereins sich zu einem selbständigen Geschichtsvereine für das Herzogtum Braunschweig umgestaltete, und dieser auf die Anlage eigener Sammlungen von vornherein verzichtete [2]), in das volle Eigentum des Museums überging.

Sogleich im folgenden Jahre begann der Vorstand des Museums mit einer Veranstaltung, wie deren später bei verschiedenen Gelegenheiten noch mehrere gefolgt sind, mit einer Sonderausstellung, die zum Gedächtnis an den 100jährigen Todestag Herzog Ferdinands, des Siegers von Krefeld und Minden, († 3. Juli 1792) gemacht wurde. Sie fand, da hierzu zwei neben dem Museum gelegene Schulzimmer von Parallelklassen des Realgymnasiums nur während der Ferien benutzt werden konnten, im Juli 1892 statt und erfreute sich eines sehr lebhaften Zuspruchs. Wie in der ersten Ausstellung alle Erinnerungen an die Jahre 1806—15, so waren hier alle Andenken, Bilder, Büsten, Schriften rc. zusammen getragen, die sich aus dem Museum selbst, aus anderen Sammlungen und aus Privatbesitz für den Herzog Ferdinand und die übrigen Braunschweigischen Fürstensöhne gewinnen ließen, die an dem siebenjährigen Kriege ruhmvollen Anteil genommen haben [3]). Es wurde über dies alles ein schöner Überblick erzielt und zugleich aus verborgenen Ecken manches ans Licht gebracht, was nun im Museum einen guten und sicheren Aufbewahrungsort gewann. Auch eine kleine Festschrift ließ das Museum bei diesem Anlasse erscheinen, die erste und einzige, die es bislang hat ausgehen lassen. Als ein freigebiger Freund der Anstalt, Kommissionsrat Otto Müller, den Wunsch danach ausgesprochen und sich zugleich zur Übernahme der Kosten bereit erklärt hatte, war auch vom Vorstande sogleich eine Kraft bereit, die Arbeit auszuführen und ein „Gedenkblatt“ zusammen zu stellen, das dann zum Besten des Museums mit gutem Erfolge verkauft wurde [4]).

Sonderausstellungen der Art haben dann später noch wiederholt stattgefunden und sich stets einer sehr großen Beliebtheit erfreut. Mitunter waren die Räume dann so gefüllt, daß die Bewegung in ihnen auf das Äußerste erschwert wurde. Sie gaben immer erwünschte Gelegenheit, den großen Reichtum an Bildern, Plänen usw., den das Museum für die verschiedensten Zeiten und Gegenden unseres Landes besitzt, und der sonst in Kisten und Kasten sicher geborgen ruht, gleichsam im Ausschnitte zur Darstellung zu bringen. An sich unscheinbare Blätter, die hier in die richtige Verbindung gebracht wurden und nun als dienende Glieder willig dem Ganzen sich anschlossen, gewannen hier oft überraschende Bedeutung. Diese Erkenntnis förderte das Verständnis für die Aufgaben des Museums in weitesten Kreisen, und manche Zuwendung an die Anstalt ist die Folge davon gewesen. So wurde schon zur Erinnerung an den zehnjährigen Todestag Herzog Wilhelms († 18. Okt. 1884) im Oktober 1894 eine Herzog-Wilhelm-Ausstellung veranstaltet. Im Juli 1895 wurde zur Feier des 150jährigen Bestehens des Collegium Carolinum, der jetzigen technischen Hochschule, die Geschichte der Anstalt in Bild und Schrift durch eine besondere Ausstellung vor Augen geführt [5]), und noch im Herbste desselben Jahres das alte Braunschweig in den Jahren 1830—70, das den lebhaftesten Anklang fand. Den größten Umfang von ihnen allen aber gewann im Jahre darauf (20. Sept. bis 13. Dezbr. 1896) die Theaterausstellung, die ein abgeschlossenes und sehr volkstümliches Gebiet in überraschender Ausdehnung und Reichhaltigkeit zur Anschauung brachte und einen überaus eifrigen Besuch aus allen Schichten der Bevölkerung anzog. Diese ganze Schaustellung war nur dadurch möglich geworden, daß große Teile der Sammlungen des Museums durch diese Theatererinnerungen verdeckt oder ganz beseitigt und in

[1]) Das Herzogliche, das Städtische und das Naturhistorische Museum.

[2]) Braunschw. Mag. 1901 S. 182.

[3]) Vgl. Br. Anzeigen Nr. 139 vom 16. Juni 1892, dazu auch den Aufsatz, „die braunschweigischen Herzöge in den Kriegen Friedrichs d. Großen“ in der Br. Landeszeit. Nr. 345, 347 u. 349 vom 26.—28. Juli 1892.

[4]) Gedenkblatt an Herzog Ferdinand zu Braunschweig und Lüneburg zur Feier seines hundertjährigen Todestages am 3. Juli 1892 ausgegeben von dem Vorstande des Vaterländischen Museums zu Braunschweig. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1892. 4°.

[5]) Vgl. Br. Anzeigen Nr. 200 vom 21. Juli 1895.

schon vorher recht gefüllten Vorratsräumen untergebracht wurden. Denn der Platzmangel machte sich bei dem erfreulichen Anwachsen der Sammlungen immer empfindlicher fühlbar. Es hat daher auch in den folgenden Jahren von solchen Sonderausstellungen wohl oder übel ganz Abstand genommen werden müssen.

Denn wenn auch die Räume des Museums öfter in dankenswerter Weise eine Erweiterung erfuhren, so hielt diese mit der Vermehrung der Sammlung doch nicht entfernt gleichen Schritt. Zu Anfang des Jahres 1894 wurde ihm der große nach Westen gelegene Oberlichtsaal überwiesen, der an der Westseite der Paulinerkirche nach dem Ruhfäutchenplatze zu gelegen war. Er lieferte vor allem eine treffliche Bilderwand, an dem die Gemälde unseres Fürstenhauses, nach Möglichkeit chronologisch geordnet, sehr schön zur Geltung kamen. Diese Sammlung hatte im Sommer 1893 eine wertvolle Bereicherung insbesondere durch eine hochherzige Schenkung S. M. des Königs Albert von Sachsen erfahren, der dem Museum außer etlichen Erinnerungen an Herzog Friedrich Wilhelm und Herzog Wilhelm aus Sibyllenort namentlich eine Reihe von Ölgemälden überwiesen hatte, die aus dem Schlosse zu Oels stammten und besonders den Herzog Friedrich August von Braunschweig-Lüneburg-Oels, seine Geschwister und weiteren Verwandten darstellten. Ein großer Übelstand war mit diesem Oberlichtsaale, der am 5. August 1894 dem Besuche geöffnet wurde, allerdings verknüpft; er lag ziemlich fern von den übrigen Zimmern des Museums, von denen aus er nur durch einen weiten Vorraum, eine bedeckte Gallerie und ein Klassenzimmer des Realgymnasiums zu erreichen war. Nur Sonntags war daher eine Verbindung herzustellen, der erst durch Beiseiteschiebung der Klassenbänke und Vorsetzung einer Reihe von Bildergestellen, die alle Abend wieder beseitigt werden mußten, und durch andere Maßnahmen ein einigermaßen gefälliges Äußere gegeben werden konnte. Später erhielt das Museum auch im Erdgeschosse noch etliche Zimmer, die nach ihrer Lage und ihren Lichtverhältnissen sich aber schlecht zu Ausstellungszwecken eigneten und daher mehr als Vorratsgelaß verwandt wurden, zu dem sonst auch noch einige Dachkammern dienten.

Auf die Länge waren diese Raumverhältnisse, wie man sieht, für die weitere Entwickelung des Vaterländischen Museums keineswegs ersprießlich, und das um so weniger, da der Abbruch des ganzen Gebäudes doch nur eine Frage der Zeit war. Kam eine größere Zuwendung, die man nicht ohne weiteres in den Vorrat stecken konnte, so mußte für sie durch Entfernung anderer Gegenstände das Feld erst frei gemacht werden. So im März 1895, als auf Befehl S. K. H. des Prinzen Albrecht eine prächtige Sammlung älterer Zaum- und Sattelzeuge, die im Herzoglichen Marstalle ein kleines „Marstall-Museum“ gebildet hatten, dem Vaterländischen Museum übergeben wurden. Sehr wenig konnte von der Bauerntrachtensammlung zur Aufstellung kommen, die Professor Dr Herm. Seidel zusammengebracht und seine Witwe dem Museum überlassen hatte. Nicht anders ging es mit vielen Gegenständen der verschiedensten Art.

In der Leitung des Museums war inzwischen auch mannigfacher Wechsel eingetreten. Doch blieb die ganze Zeit hindurch Bankdirektor Paul Walter mit unermüdlichem Eifer die Seele des Unternehmens, dessen Hauptarbeit fast allein auf seinen Schultern ruhte. Einen großen Verlust im geschäftsführenden Ausschusse rief am 5. Januar 1893 der Tod des Professors Dr Ed. Steinacker[1]) hervor, der sich gerade in dieser Zeit mit dem Gedanken der Pensionierung im Schulamte trug und dann seine ganze Kraft dem Vaterländischen Museum widmen wollte. Daß seine reichen und vielseitigen Kenntnisse und Fertigkeiten, sein reger, selbstloser Eifer, sein stets hilfsbereites, liebenswürdiges Wesen nicht länger für die von ihm mitbegründete Anstalt sich nützlich erweisen sollten, haben alle ihre Freunde auf das Lebhafteste bedauert. Am 1. August 1894 starb Baurat Ernst Wiehe[2]), der namentlich in feinsinniger Weise den architektonischen Teil der Sammlungen zu bilden und zu pflegen eifrigst bestrebt war. An seine Stelle trat sein Amtsnachfolger Baurat Hans Pfeifer, der mit bestem Erfolge seines Vorgängers Bemühungen auch im Museum fortsetzte. Schon vorher waren in den Vorstand getreten Major Helmke, der die Aufsicht über die kleine Münzsammlung übernahm, Gutsbesitzer Aug. Vasel in Beierstedt, der unausgesetzt bei seiner eigenen rastlosen Sammelarbeit auch für das Museum geeignete Stücke erwarb und ihm schenkte, sich sonst aber vorzüglich der Abteilung der Bauernsachen mit Tatkraft und Sachkunde annahm, Apotheker Rob. Bohlmann, der seine früher in Hildesheim auf diesem Gebiete gewonnenen Erfahrungen hier mit bestem Erfolge verwertete und nach verschiedenen Seiten die Sammlung zu mehren suchte, und schließlich der jetzige Direktor des Herzoglichen Museums Dr P. J. Meier, durch dessen Eintritt vor allem ein gutes, für beide Anstalten gedeihliches Verhältnis des Vaterländischen zu dem Herzoglichen Museum angebahnt wurde. Am 27. Dezember 1897 verschied dann der Generalleutnant v. Wachholtz, der verdiente Vorsitzende des Ausschusses, der die Angelegenheiten des Vaterländischen Museums bis dahin mit würdiger Ruhe geleitet hatte, und dessen Eifer, Einfluß und Namen des Museum unendlich viel zu danken hat. Die Stelle blieb länger unbesetzt. Erst im August 1901

[1]) Vgl. Br. Anz. Nr. 6 vom 7. Jan. 1893; Allgem. deutsche Biographie Bd. 35, S. 681 f.

[2]) Vgl. Allgem. deutsche Biographie Bd. 44 S. 492 ff.

wurde sie wieder von einem früher Braunschweigischen Offizier, dem Generalleutnant z. D. v. Otto, eingenommen, unter dessen tätiger und umsichtiger Leitung das Vaterländische Museum in den folgenden Jahren verschiedene wichtige Wandelungen und Wanderungen durchmachen sollte.

Daß die bestehenden Verhältnisse auf die Länge unhaltbar waren, lag offen zu Tage. Schon längst hatte man nach einer neuen Unterkunft für das Museum nach verschiedenen Seiten Umschau gehalten. Baurat Wiehe hatte früher an das schöne Gebäude der Paulinerkirche gedacht, vor der auf der Südseite nach seinen Plänen das stattliche Finanzbehördenhaus erstand. Er wünschte den Chor der Kirche nach dem Bohlwege zu freizulegen und auf deren Nordseite, wo das Museum sich damals noch befand, für dieses in Verbindung mit der Kirche einen neuen Flügel zu errichten. Aber solche Pläne mußten aufgegeben werden, als an maßgebender Stelle der feste Entschluß gefaßt war, die Paulinerkirche mitsamt ihren Umbauten ganz niederzulegen und an dieser Stätte ein neues großes Behördenhaus zu erbauen. Für das Vaterländische Museum lag die Angelegenheit insofern günstig, als diese Absicht doch nicht gut ausgeführt werden konnte, ohne ihm ein neues sicheres Heim zu gewähren. Schon in der Landtagssitzung vom 6. März 1896 hatte der Staatsminister Dr Otto als ein solches die architektonisch höchst wertvollen Reste des Ägidienklosters bezeichnet und damit den Weg gewiesen, der dann wirklich mit Erfolg beschritten worden ist. Die Regierung erklärte sich bereit, für das Museum diese Klostergebäude, die die ältesten Bauwerke der Stadt Braunschweig darstellen, würdig und zweckmäßig auszubauen und daneben den baugeschichtlich ebenfalls interessanten Chor der dem Untergange geweihten Paulinerkirche wieder aufzustellen. Sie machte im April 1902 darüber eine Vorlage an die Landesversammlung, die nicht nur den jetzt geforderten Betrag von 165000 M., sondern später (9. März 1904) auch noch eine Nachtragsforderung von 37000 M. einstimmig bewilligte. Die warme Befürwortung, die diese doch nicht unbeträchtlichen Aufwendungen vorzüglich von seiten der ländlichen Vertreter gefunden haben, war ein höchst erfreuliches Zeichen dafür, daß die Bestrebungen des Vaterländischen Museums sich in allen Kreisen des Landes lebhafter Anerkennung und opferbereiter Zustimmung erfreuen.

Aber die Landesregierung hatte, ehe sie diese Beschlüsse zur Ausführung brachte, an den Vorstand des Vaterländischen Museums noch eine Forderung gestellt, die dessen eigenen lange gehegten Plänen nur entgegen kam. Sie verlangte mit gutem Grunde für das Museum die Rechtspersönlichkeit, die ihm bis dahin immer noch gefehlt hatte; nur so erschien ihr mit Recht eine von den jeweiligen Leitern des Museums unabhängige Organisation und Dauer im öffentlichen Interesse gesichert. Dagegen wünschte sie im übrigen im Museum die Fortführung der Leitung in der alten Weise; die ganze Anstalt auf den Staat zu übernehmen, trug sie Bedenken, da sie dann glaubte fürchten zu müssen, daß die Anstalt besonders in den Augen der Bevölkerung den bisherigen Charakter und die allgemeine freudige Hülfsbereitschaft verlieren würde, die sie ins Leben gerufen und in die Höhe gehoben hatte. Nach einigen Verhandlungen zwischen dem Ministerium und dem Vorstande des Museums einigte man sich deshalb bald dahin, dieses in eine Stiftung umzuwandeln, über deren Verwaltung das Ministerium sich nur eine gewisse Oberaufsicht vorbehielt. Es bedingte sich das Recht aus, ein Mitglied des Vorstandes zu ernennen und knüpfte an die Gewährung des Staatszuschusses die Forderung einer jährlichen Vorlage der Abrechnungen. Unterm 2 September 1903 wurde dann höchsten Orts die Stiftung „Vaterländisches Museum zu Braunschweig" genehmigt und mit den Rechten milder Stiftungen ausgestattet[1]. Als Regierungsvertreter wurde im Vorstande der Museumsdirektor Dr P. J. Meier bezeichnet.

Daß dieser dem Vorstande des Vaterländischen Museums schon seit längerer Zeit angehörte, erleichterte zum mindesten die Verhandlungen, die um diese Zeit zwischen den beiden seiner Obhut ganz oder zum Teil anvertrauten Anstalten über den Austausch von Sammlungs-Abteilungen und -Gegenständen geführt wurden. Diese erstreckten sich zugleich von beiden Seiten auch auf das Städtische Museum, dessen Direktor Dr F. Fuhse in liebenswürdigster Weise, zugleich aber auch im Interesse der eigenen Anstalt, den Wünschen der anderen Museen und damit auch denen der zahlreichen Benutzer und Freunde aller drei Sammlungen entgegenkam, die nun hoffen durften, demnächst Zusammengehöriges nach Möglichkeit auch zusammengebracht zu finden. Man einigte sich in freundschaftlicher Besprechung über die Grenzen, die man zwischen den Gebieten der drei Museen ziehen konnte, über das, was jedes von ihnen in Zukunft sammeln sollte und was nicht. Blieben hier auch einzelne Strecken, die auf der Grenze lagen oder unter verschiedenen Gesichtspunkten sowohl hier als dort berücksichtigt werden konnten, unentschieden, so wurde doch in der Hauptsache eine reinliche Scheidung erreicht, und es fiel somit für die Zukunft der Grund zu zwecklosem Wettbewerbe fort, der bis dahin zum Vorteil der Händler den Anstalten mannigfachen Schaden gebracht hatte. Nach den hier festgestellten Gesichtspunkten, über die Dr Fuhse in einer Hauptversammlung des Geschichtsvereins vom 18. Mai 1903 öffentlich Bericht erstattete, wurden dann auch

[1]) Gesetz- und Verordnungssammlung 1903 Nr. 55 S. 455.



die Bestände der drei Museen durchmustert und bestimmte Gruppen und einzelne Gegenstände ausgesucht, die je von einer Anstalt an die beiden andern abgegeben werden sollten. Diese Abkommen fanden die Zustimmung der vorgesetzten Behörden, die sich auf alle Fälle nur das Eigentumsrecht an den fortgegebenen Stücken vorbehielten, und kamen dann wirklich zur Ausführung. Allen drei Anstalten konnte diese Beschränkung ihres Gebietes, auf dem dann jede sofort wieder eine willkommene Bereicherung erhielt, nur zum Vorteil gereichen, und es läßt sich schon jetzt nicht verkennen, daß dieses friedliche Hand in Handarbeiten des einen Museums mit den andern bereits mancherlei Nutzen gebracht hat und solchen in reichem Maße auch für die Zukunft verspricht. Schon im Sommer 1904 kam der Austausch des Vaterländischen Museums mit dem Herzoglichen zustande. Jenes erhielt die Vaterländischen Erinnerungen, Bilder, Uniformen, Waffen, Trachten usw., die nicht von so hohem Kunstwerte waren, daß sie deshalb im Herzoglichen Museum eine Stätte hätten behalten müssen; es verzichtete zu Gunsten des herzoglichen Museums namentlich auf die Werke der mittelalterlichen Kunst mit Ausschluß der Architektur und gab alle dazu gehörigen Gegenstände dorthin ab. In ähnlicher Weise wurde mit dem städtischen Museum ein Vertrag geschlossen, der erst in diesen Tagen zur Ausführung gelangt ist. Dieses erhielt besonders eine reiche Sammlung von Braunschweiger Fayencen und gab dagegen Waffen, Uniformen und allerlei geschichtliche Erinnerungsstücke an das Vaterländische Museum ab.

Schon im Sommer 1902 begann der Abbruch der Paulinerkirche und der Museumsgebäude am Ruhfäutchenplatze und Hagenscharren. Es wurde daher im Anfange des Juli 1902 das Vaterländische Museum hier geschlossen. Eine vorläufige Unterkunft erhielt es nun auf dem hohen Chore und im Querschiffe der Ägidienkirche, deren Langschiff einstweilen noch wegen des Umbaus des Hoftheaters mit ihm gehörigen Requisiten gefüllt war. Obwohl jener Raum nur vorübergehend dem Museum dienen sollte, so hielt der Vorstand es doch für notwendig, die Schätze des Museums in ihm nicht nur notdürftig, sondern würdig zur Aufstellung zu bringen, damit in der doch immerhin nicht kurzen Zwischenzeit die Teilnahme der Bevölkerung an der Anstalt nicht etwa erkalten oder gar aufhören möchte. Als Vorratsräume wurden dem Museum einige Zimmer im leeren Amtsgerichtsgebäude an der Auguststraße eingeräumt.

Am 24. August 1902 wurde das Museum in der Ägidienhalle wieder eröffnet. Der hohe Chor machte mit den malerisch aufgestellten Waffen, Fahnen, Bildern und Büsten einen großartigen Eindruck, und der Chorumgang gewährte in seinen einzelnen Kapellenräumen gutbeleuchtete Abschnitte, in denen die einzelnen Teile der Sammlung sich trefflich gruppieren ließen. Der an sich sehr schöne Raum hatte aber den großen Nachteil, daß er sich nicht heizen ließ, und daß deshalb das ganze Museum während der kalten Wintermonate geschlossen werden mußte. Die Eröffnung im nächsten Jahre verzögerte sich etwas länger; sie geschah erst am 31. Mai 1903. Denn inzwischen war das Langschiff der Kirche frei geworden, und es hatte nun infolge des so gewonnenen Platzes großenteils eine Neuaufstellung der Sammlungen erfolgen müssen.

Es war natürlich, daß durch diesen wiederholten Umzug der Museumsbestände, durch die Instandsetzung der neu hinzu gekommenen Stücke, durch die Anschaffung und Umarbeitung der für sie erforderlichen Schränke, Gestelle usw. sehr bedeutende Ausgaben erwuchsen, leider viel beträchtlichere, als mit den Jahreseinnahmen, die sich auf den Staatszuschuß von 1500 Mk. und freiwillige Gaben einiger Städte und Privater beschränkten, zu bestreiten waren. Die unausbleibliche Folge war, daß das Museum in eine Schuldenlast geriet, die um so bedenklicher war, als die Anstalt jetzt vor einem neuen Umzuge stand. Dieser sollte sie in bleibende Verhältnisse führen, so daß hier alles für die Dauer berechnet, somit solide und gründlich ausgeführt werden mußte. Aus dieser argen Verlegenheit hat ein Appell an die hülfsbereite Opferwilligkeit seiner Freunde das Museum jetzt in dankenswertester Weise gerettet. Von den verschiedensten Seiten ist die Anstalt so ausgiebig unterstützt, daß sie völlig schuldenfrei in den neuen prächtigen Räumen, die jetzt eröffnet werden sollen, einen neuen Abschnitt ihrer Entwickelung beginnen kann. Daß auch sonst bei der Einrichtung des Museums im neuen Heim, bei der Stiftung von gemalten Fenstern u. a. ihm kommunale und private Hülfe in reichem Maße zu Teil geworden ist, sei hier nur im Vorübergehen erwähnt; wir hoffen in einem späteren Aufsatze über das Gebäude selbst noch ausführlicher hierauf zurückkommen zu können.

Auch für die Zukunft wird das Museum das gleiche Wohlwollen weiter Kreise nicht entbehren können. Denn die Kosten werden in den neuen Räumen, wo die Aufsicht vermehrt, im Winter geheizt und mancherlei Ausgaben erhöht werden müssen, von dem Staatszuschusse nur zum Teil bestritten werden können. Auf dessen Steigerung ist aber unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen in keiner Weise zu rechnen. Das Museum muß sich daher aufs neue an den Opfermut seiner Gönner und Freunde wenden, damit das ganze Werk, wie es entstanden und bis hieher gebracht ist, auch in Zukunft nach aller Wunsch sich mehre und weiter entwickle. Findet aber das Museum auch in dem neuen Gewande, das Landesregierung und Landesvertretung ihm schön bereitet haben, den freudigen Beifall, der ihm bisher niemals gefehlt hat, so steht

zu hoffen, daß auch die Mittel zur Erhaltung, Mehrung und Nutzbarmachung der Sammlungen nicht ausbleiben werden, und daß das Vaterländische Museum nach wie vor die hohe Aufgabe, die ihm gesetzt ist, zu erfüllen vermag, den Sinn für die Vergangenheit zu wecken und damit das Verständnis der Gegenwart zu fördern, durch beides aber die Liebe und Anhänglichkeit an unsere Heimat lebendig und kräftig zu erhalten. P. Z.

Der Klub zum schiefen Ständer.

Über die Gründung des großen Klubs im Jahre 1780 und des Kunstklubs im Jahre 1836 hat Hänselmann Denkwürdigkeiten aufgezeichnet. Als dies geschah, war ihm die im Jahre 1821 erfolgte Gründung des Klubs zum schiefen Ständer noch völlig unbekannt, in seinen letzten Lebensjahren hat ihn indessen auch dieser Gegenstand beschäftigt. Es war ihm selbst keineswegs verborgen, daß er in seiner Verherrlichung der Gründer des Kunstklubs mehr Humorist als Historiker gewesen war, und es wäre ihm erwünscht gewesen, wenn er seine Übertreibungen über den Genius loci, die in den Worten gipfelten: „Zum Teufel war der Spiritus, das Phlegma war geblieben!“ hätte gut machen können. Leider ist er nicht mehr dazu gekommen. Wir glauben in seinem Sinne zu handeln, wenn wir durch einige Mitteilungen über den schiefen Ständer darzutun vermöchten, daß Braunschweig im ersten Jahrzehnt nach den Befreiungskriegen, wenn auch allenfalls „eine Phäakenstadt“, so doch keineswegs „ein banausisches Nest“ gewesen ist.

Bekanntlich ist der große Klub erst 1837 Hauseigentümer geworden und bot bis dahin „namentlich in Frühlings- und Herbstzeiten, keine Stätte rechten Behagens.“ Hänselmann nennt ihn in seinen Denkwürdigkeiten des Kunstklubs „stumm und starr, eine grimmig gravilätische Lese- und Spielbruderschaft.“ Seine Mitglieder, die sich nach den Gesetzen von 1781 aus Herren vom Hofe, vom Militär, hommes de robe et des lettres und Kaufleuten, nach denen von 1813 aus Adel, Militär, Civilstand und Kaufmannschaft zusammensetzten, mochten sich daselbst um 1820 nicht alle besonders wohl fühlen.

So ist es denn erklärlich, daß einige anderswo lieber verkehrten, nicht etwa nur junge Leute, sondern Männer von im Durchschnitt etwa 40 Jahren. Zu ihnen gehörten zwei Gebrüder Ribbentrop, der Polizeikommissär Wolff und der Stadtgerichtsassessor Geitel, der zum dreiunddreißigsten Stiftungstage des großen Klubs am 1. November 1813 ein begeistertes Jubellied gedichtet hatte, dessen Schlußvers lautete:

> Unser Schutzgeist Ferdinand
> Schwebt vom Himmel nieder.
> Alte deutsche Tapferkeit
> Bringt die alte, goldne Zeit,
> Seine Zeit uns wieder.

Diese und andere trafen sich in der Weinstube von Rittmeyer am Hagenmarkte. Aus dieser Zusammenkunft hat sich dann der Klub zum schiefen Ständer entwickelt und zwar auf Vorschlag von Wilhelm Ribbentrop, dessen Persönlichkeit den Lesern des Braunschweigischen Magazins[1]) aus den dort mitgeteilten Pariser Briefen als Mitglied der Kommission zur Wiedererlangung der geraubten Kunstschätze bekannt ist. Wie diese Gründung sich etwa vollzogen hat, erfahren wir aus einem Liede, welches zwei Jahre später beim Stiftungsfeste nach der Melodie: „In diesen heiligen Hallen“ gesungen ist, und aus einer bei eben dieser Gelegenheit vorgeführten plastischen Darstellung, die wahrscheinlich der Kaufmann und Konditor Christian Grabenhorst gestiftet hat, und die sich jetzt im städtischen Museum befindet. Letzte ist nach Art einer Puppenstube gefertigt und stellt die Tafelrunde in Rittmeyers Weinstube dar, fünf sitzende Figuren, unter denen Wilhelm Ribbentrop mit dem Klingelzuge in der Hand zweifellos sich bestimmen läßt, dann eine stehende Figur, die den damaligen Küper, späteren Weinhändler Telgmann vorstellt. Das Lied lautet:

> In Rittmeyers trauten Hallen
> Kennt man die Grillen nicht!
> Dahin des Abends wallen,
> War längst uns süße Pflicht;
> Da schlürften wir den alten Wein
> Zwar mäßig, doch genußreich ein!
>
> Was noch die Zeit uns kürzte
> Und unser kleines Mahl
> Mit Lust und Frohsinn würzte,
> So oft den Unmut stahl,
> War denn so mancher heitre Schnack
> Erzeugt beim dampfenden Taback!
>
> Einst saßen fünf der Musen,
> Wie dort Figura zeigt,
> Mit tiefem Gram im Busen,
> Der immer höher steigt;
> Auf einmal bricht er laut hervor
> Und wird zu diesem Klagechor:
>
> „Wie sind die Winterstunden,
> Die hier uns eng vereint,
> So schön dahin geschwunden!
> Doch wenn der Lenz erscheint,
> Verscheuchet er, wie jeder weiß,
> Von hier auf Monde unsern Kreis.“
>
> Flugs wurde Rat geflogen,
> Dem Übel zu entgehn,
> Die Klingel rasch gezogen,

[1]) Jahrgang 1896 Nr. 7.

Da ließ Freund T.[1]) sich sehn.
„Ach", sprach da unser dicker Freund[2]),
„Ein Ort, der uns auch Sommers eint!"

Bald ward uns durchs Erfragen
Von diesem Ehrenmann[1])
Ein Garten vorgeschlagen,
Wo, nah am Tor, fortan
Wir oft beim Ton- und Kegelspiel
Genössen des Vergnügens viel!

Da wurde frei der Busen
Vom Grame, der uns quält,
Und Neun und dreißig Musen
Für den Parnaß gewählt,
Der, weil er schräger Richtung stand,
Zum schiefen Ständer ist benannt.

Der von Herrn Telgmann durch Erfragen ermittelte und dem Kreise der Musen in Rittmeyers Weinstube zum Parnaß vorgeschlagene Garten gehörte einem Herrn Wilhelms und lag am Wendentorwalle zwischen den jetzt Allerdistschen[3]) und Zängelschen[4]) Grundstücken, schloß die jetzt Dammschen[5]) und Schaarschen[6]) Grundstücke in sich, und hatte eine ansehnliche Größe. Das auf diesem Garten liegende Gartenhaus lag schräg zur Flucht. Hiervon, also vom Grundrisse nicht vom Aufrisse, erhielt es den Namen „der schiefe Ständer". Nicht sehr geräumig, leicht gebaut, keineswegs aber alt und baufällig war dieser Parnaß. Herr Wilhelms, der ihn an die Musen vermiethete, trat zu ihnen auch in das Verhältnis als Klubwirt. Unumwunden ist von den Musen die Absicht ausgesprochen, „daß sie bei Ton- und Kegelspiel[7]) genössen des Vergnügens viel." Immerhin mag man sie daher für Phäaken erklären, keinesfalls aber verdienten sie den Namen von Banausen.

Die 39 Musen, welche den Parnaß am Wendenwalle bevölkern sollten, wurden vom Stifter Wilhelm Ribbentrop in sehr glücklicher Weise auserkoren. Er selbst gehörte als Jurist der obersten Staatsbehörde, dem Fürstlichen Geheimrats-Collegium, als Geheimer Kanzlei-Sekretär an. Es ist daher natürlich, daß die Beamten mit 17 Musensitzen bedacht wurden. Durch seine Beziehungen in den Kreisen der angesehenen Kaufleute wurde es ihm wohl nicht schwer, 10 Musen aus diesem Stande zu werben. Seine Familie hatte indessen auch enge Fühlung mit den Künstlerkreisen, namentlich den musikalischen Größen, zu denen seine eigene Schwester, die Kammerrätin Johanne Friederike Henriette Karoline Mahner, geborene Ribbentrop, als begnadete Sängerin hinzugehörte. Es gab dem Klub zum schiefen Ständer seine eigentliche Bedeutung, daß es dem Stifter gelang, die noch fehlenden zwölf Musenplätze mit Jüngern der Kunst zu besetzen.

Von den 17 Beamten, zu denen ich 5 Offiziere, einen Professor des Carolinums und einen Mediziner rechne, waren folgende 10 Juristen:

Der Geheime Kanzleisekretär, spätere Hofrat Wilhelm Ribbentrop[8]), dessen älterer Bruder der Kammerrat Ludwig Ribbentrop[9]), deren Schwager, der Kammerrat Wilhelm Mahner[10]), der Stadtgerichtsassessor, spätere Hofrat am Landesgerichte August Geitel[11]), der Kreisamtmann, spätere Stadtdirektor Wilhelm Bode[12]), der Stadtgerichtsassessor, spätere Justizamtmann Wegener[13]), Vater des Majors, der Polizei-Kommissär August Wolff[14]), der Polizei-Kommissär, spätere Obergerichts-Präsident Wilhelm Hoffmeister[15]), der Kanzleisekretär, spätere Hofrat Ernst Graberg[16]) und der Hofrat Johann Gottfried Daniel Petri[17]), die beiden letzten Spezialkollegen des Stifters.

[1]) Telgmann.
[2]) Wilhelm Ribbentrop.
[3]) Wendentorwall 21.
[4]) Nr. 3039, Wendentorwall 16.
[5]) Nr. 3035, Wendentorwall 17.
[6]) Nr. 2972, Wendentorwall 18, wo die Spuren des Parnasses noch erkennbar sind.
[7]) Dabei ist noch nicht einmal hervorgehoben, daß auch dem Whist ein breiter Raum gewährt werden sollte, und daß man auch Commers spielte.

[8]) Geboren 23. 12. 1782, † 20. 6. 1827, Sohn des Verfassers der Topographie, des Kammerrats Philipp Ribbentrop, 1814 Geheimer Kanzleisekretär, 1824 Hofrat, 1815 Mitglied der Kommission in Paris zur Wiedererlangung der Kunstschätze.
[9]) Geboren 1773, † 6. 10. 1827, Bruder des Stifters, 1815 Kammer-Assessor, 1817 Kammerrat.
[10]) Geboren 1769, † 1858, Sohn des Wirklichen Geheimrats Johann Paul Mahner, in der westfälischen Zeit Domänen-Receveur, 1814 Kammer-Assessor, 1819 Kammerrat, 1833 Geheimer Kammerrat.
[11]) Geboren 7. 1. 1776, † 10. 6. 1832, Sohn des Hauptmanns Geitel, schon in altbraunschweigischer Zeit Hofsekretär, während der Fremdherrschaft Mairie-Sekretär, vermählt seit 1802 mit einer Schwester des Abtes Hoffmeister, Vater des früh verstorbenen Advokaten und Notars Dr. Albert Geitel, der auch Mitglied des schiefen Ständers war, und des Forstmeisters Carl Geitel.
[12]) Geboren 1779, † 1854, Sohn des Stiftspredigers zu Königslutter, vermählt mit Caroline Henke. In der westfälischen Zeit Friedensrichter in Vahrdorf.
[13]) Ludwig Friedrich August Wegener, geboren 1772, † 1853, Sohn des Syndikus Wegener, in der westfälischen Zeit Sekretär beim Friedensgerichte des Süd-Stadtkantons, dann Friedensrichter in Remlingen, bis 1821 Stadtsekretär, dann Stadtgerichtsassessor, 1827 Justizamtmann und 1832 Kreisrichter.
[14]) Geboren 1782, † 1848 als Polizeirat, unvermählt, Sohn des Dompredigers, 1807 Advokat und Notar, dann Suppleant des Friedensgerichts des Nordkantons.
[15]) Geboren 1796, † 1858, Sohn des Kammersekretärs, 1826 Distriktsgerichts-Assessor, 1833 Justizamtmann.
[16]) Geboren 1788, † 1838, Sohn des Apothekers Aug. Christ. Graberg. 1834 Mitglied der Ständeversammlung als Besitzer des Gutes Rimmerode.
[17]) Geboren 5. 5. 1786, † 1834 zu Ballenstedt. Studierte 1804 bis 1807 zu Göttingen. 1808 bis 1813 Büreauchef der Präfektur, 1813 Sekretär, 1814 erster Geheimer Kanzleisekretär beim Staatsministerium und Kabinetssekretär des Herzogs Friedrich Wilhelm. 1823 bis 1827 Kabinetssekretär des Herzogs Karl. 17. 10. 1827 entlassen.

Von den Militärs gehörten nur der Kapitän Leuterding[1]) und der Kriegszahlmeister Trott[2]) ausschließlich dem aktiven Dienststande an, die beiden v. Münchhausen, der Major Christian[3]) und der Hauptmann August[4]), gelangten im Hofdienste, erster auch im Staats-Ministerium, zu hervorragender Verwendung, und der Rittmeister a. D. Ernst Meier[5]) war Dr juris und wurde Stadtrat.

Ferner gehörte zu den Musen der Kollaborator am Katharineum Dr Friedrich Griepenkerl[6]), später einer der bedeutenderen Professoren des Karolinums, endlich ein Oheim des späteren Gymnasialdirektors Gravenhorst, Dr med. Johann Andreas Christoph Gravenhorst[7]).

Von den 12 Künstlern gehörten 9 der Bühne an, allen voran Cornet[8]), dann Meck[9]), Haake[10]), Wehrstedt[11]), Günther[12]), Bachmann[13]), Gerber[14]), Metzner[15]) und Würtemberger[16]). Ferner wurden erwählt und traten ein als Tonkünstler:

Musikdirektor Bäseke[17]), der Organist Osthoff[18]) und der Kantor am Katharineum, Musikdirektor Ludwig Bürger[19]). Letzter scheint in Bezug auf das allgemeine Plaisir die allerglücklichste Erwerbung des Stifters gewesen zu sein. Nicht daß sein Gesang die Hörer erfreut hätte — die Stimme des Sechzigjährigen wird der eines Katers verglichen — dagegen scheint er sich ganz prachtvoll dazu geeignet zu haben, die allgemeine Zielscheibe des Witzes abzugeben, und muß eine ungemeine Gutmütigkeit besessen haben, um alles über sich ergehen zu lassen, was namentlich der Stifter, der die Gewohnheit hatte, seine derbhumorvollen Gesänge ihm in den Mund zu legen, ihm angedichtet hat.

Guten Klang haben die Namen der Herren aus dem Kaufmannstande: Johannes Schmidt[20]), Friedrich Löbbeke[21]), Carl Conrad Krause von der Breitenstraße[22]), Johann Christian Hauswald[23]), Georg Conrad Meyer[24]) von der Scharrnstraße, Eberhard Wiedemann[25]) und Friedrich Grassau[26]). Ihnen gesellten sich zu der wohl auch aus dem Kauf-

14. 5. 1828 Herzoglich Anhalt Bernburgischer Geheimer Kanzleirat. Sohn des Predigers an der reformierten Kirche zu Braunschweig Dr. theol. Joh. Friedr. P. und Bruder des Hofrats Viktor Friedr. Lebrecht P., Dr. phil. und Professors am Carolinum.

[1]) Geboren 26. 6. 1796, Sohn des Kaufmanns L. zu Br., 1813 Freiwilliger Jäger, 5. 8. 1813 Fähnrich im engl.-braunschw. Inf. Regt., 26. 12. im Jäger-Korps, 1814 Leutnant, 1824 Kapitän, † 1832 als Hauptmann und Kommandant des Kadetteninstituts.

[2]) Patent vom 4. Januar 1815. 1833 auch Revisor der Hauptkasse des Hoftheaters

[3]) Geboren 5. 11. 1781 † 1832, 1806 als Br. Offz. kriegsgefangen. 4. 11. 1813 Kapitän, 1820 als Major Mitglied der Militär-Administrations-Kommission, 1827 Hofmarschall, 1828 Oberstaatsrat, 1829 Geheimer Oberstaatsrat, 1830 Oberhofmarschall, Vater des späteren Hofmarschalls und Theaterintendanten Carl Liborius Ludwig v. M.

[4]) Geboren 9. 11. 1789 † 1858. 1803 Fähnrich in altbraunschweigischen Diensten, 1806 kriegsgefangen. 31. 1. 1808 Lt. in der Westph. Garde, später Kapitän in westfälischen Diensten, 7. 8. 1814 wieder in Br. als Kpt. angestellt, 1831 als Major zum Kammerherrn und Hoftheater-Intendanten ernannt. War 1839 Präsident des schiefen Ständers.

[5]) Geboren 1790 † 1874, Sohn des Pastors an der Katharinenkirche, 1809 Junker beim Husaren-Regimente, 1812 Kornet in der Legion, 1814 Leutnant, 1818 Rittmeister.

[6]) Geboren 1782 zu Peine † 1849.

[7]) Geboren 1769 † 1833, Sohn des Fabrikanten Christoph Julius G.

[8]) Trat 1820 zuerst als Tamino in der Zauberflöte auf. Später (1833) Regisseur.

[9]) Als alter Moor in den Räubern und als Herzog Alba im Don Carlos aufgetreten.

[10]) Als Franz Moor, Marquis v. Posa und Max Piccolomini aufgetreten.

[11]) Georg Friedrich Engelhard Wehrstedt, sang den Caspar im Freischütz. Wurde Opern-Regisseur und Kammersänger.

[12]) Karl Günther, Opernsänger und Schauspieler, sang den Papageno und spielte den Isolani. Geboren 1786 † 1840.

[13]) Schauspieler. Spielte den Kapuziner in Wallensteins Lager, den Hofmarschall v. Kalb in Kabale und Liebe und den Roller in den Räubern.

[14]) Opernsänger und Schauspieler. Sang den Mohr in der Zauberflöte und den Ottokar im Freischütz. Spielte den Terzky. Er besaß eine zahlreiche Kinderschar. Oft trat er als Gelegenheitsdichter auf.

[15]) Opernsänger und Schauspieler. Sang den Ruben in Joseph in Aegypten und gab den Spiegelberg.

[16]) Opernsänger und Schauspieler. Sang den Naphtali in Joseph in Aegypten und spielte den Daniel in den Räubern. 1828 Hoftheater-Inspektor, dann Regisseur (1833).

[17]) Auch Böseke genannt. † ? 1831.

[18]) † ? 1836.

[19]) Geboren 1763 † 1829.

[20]) In Firma Pfeiffer und Schmidt. Geboren 1770 † 1848.

[21]) Geboren 9. 4. 1783 † 20. 8. 1847, Sohn des Bankier Carl Friedrich L., 23. 10. 1823 vermählt mit Amalie Henneberg, einer Nichte des Präfekten, die durch ihre Stiftungen in dankbarer Erinnerung fortlebt

[22]) Geboren 1770 † 1839, unvermählt. Sein Speditionsgeschäft, früher Joh. Christoph Krause, 1807 Krause und Degener, befand sich in dem späteren Sperlingschen Hause Breitestraße Nr. 772 und 773.

[23]) Geboren 1785 † 1844, Sohn des Kaufmanns und Cichorienfabrikanten Johann Gottlieb Hauswald, Wendenstraße Nr. 1586.

[24]) Geboren 1796 † 1871. In Firma G. C. Meyer und George, Garnhandlung. Sohn des Kaufmanns Georg Conrad Meyer. Das Geschäft befand sich auf der Scharrnstraße Nr. 744 im jetzt Buschmannschen Hause. Bei seiner Vermählung mit Auguste Charlotte Koch, Tochter des Kaufmanns Joh. Christoph Koch und einer Schwester des Kaufmanns Friedrich August Meyer (im grünen Löwen), am 9. April 1828 veranstaltete der schiefe Ständer eine Aufführung.

[25]) Geboren 1766 1807 Teilhaber der Tabacks-Meubel- und Camlotthandlung seines Vaters Conrad Eberhard Wiedemann Nr. 108, Neuestraße 19, dann (1813) Geschäftsteilhaber seines Vetters Dietrich Wilhelm Krause, in Firma Conrad Wilhelm Krause und Sohn, Bäckerklint Nr. 873 und 874. Dietrich Wilhelm Krause, der Erbauer des Hauses „Salve hospes“, trat später ebenfalls ein.

mannstande hervorgegangene Güterbestätiger Christian Jorns[1]), der Kaufmann und Konditor Christian Grabenhorst[2]) und der spätere Weinhändler Carl Telgmann[3]).

Der Letztgenannte sorgte, wie es scheint, für die Beschaffung eines preiswürdigen Getränks. Von Lafitte und Haut Sauterne ist die Rede. Letzter wird wohl auch gemeint sein, wenn von dem Gelben, „dem zu Fünf“, die Rede ist. Telgmanns Verdienste wurden anerkannt, indem man ihm den Beinamen „der Erzschenk“ gab. Zu ihm gesellte sich als „Truchseß“ der Güterbestätiger Jorns, dessen Funktion sich wohl weniger auf die Beschaffung als vielmehr auf das Vorschneiden des Bratens bezog. Zu diesen Erzämtern wurden noch andere erkoren: Geitel zum Erzpoeten, Cornet zum Erztenor, Griepenkerl zum Erzbaß, Baeseke zum Erzmusikus und Grabenhorst zum Ober-Zuckerbäcker. Diese alle scheinen ihren Ämtern volle Ehre gemacht zu haben. Die Bezeichnung des Herrn Johannes Schmidt als Erzpapa und des alten Bürger als Erzkantor fällt schon in das Gebiet der Spitznamen, deren sofort eine ziemliche Anzahl verliehen wurde. Ribbentrop hieß ein für alle mal „der Stifter“, Wegener „Bötel“, auch „der kleine Bötel“; ob man dabei an Büttel dachte, der die Diebe fängt, bleibt ungewiß. Wolff wurde seiner kolerischen Ausfälle halber „Knirsch“ genannt, Löbbecke seines Geldes wegen „Rotschild“. Meier „mit einem i nur in der Mitte“ hatte den Beinamen „der spanische Reiter“, auch wohl „Renonce“, weil er beim Whist so viel tadelte, daß keiner gern sein Aide war, Hoffmeister „das junge Schwert“[4]), Johannes Schmidt „der Schwiegervater“ im Hinblick auf seine zwei damals allerdings kaum heiratsfähigen Töchter, von denen die eine 1826 den Kammerrat v. d. Brinken, die andere 1833 den Kaufmann Wilhelm Krause[5]) geheiratet hat. Der Kantor Bürger hieß „der alte Preuße“, Cornet „der Tyroler“. Von den Beinamen der Bühnenkünstler sind die von Meck und Gerber „der lange Fritz“ und „der kleine Fritz“ verständlich. Daß Würtemberger „das Pumpelmännchen“ hieß, mag ebenfalls von dessen Statur herrühren Weshalb aber Bachmann „die Schlabberbacke“ und Metzner „Spengler“ genannt wurde, bedarf noch der Aufklärung, vollends erst die Bezeichnung des Truchseß Jorns als „Gesandtenmörder“.

Zu den 39 Musen wurden schon 1822 drei Vikare aufgenommen: der Hauptmann, spätere Finanzrat Ferdinand Wolff[6]), der Hauptmann und Regimentszahlmeister Friedr. Carl Aug. Felix Ribbentrop III[7]) und der Schauspieler Henkel. Bei dieser Zahl von 42 blieb es geraume Zeit, wohl bis 1827.

Halten wir noch einmal Umschau in den Reihen dieser Männer, so erscheint uns besonders bemerkenswert, daß ein großer Teil derselben in den besten Traditionen altbraunschweigischer Zeit aufgewachsen war. Vierzehn von ihnen waren noch auf dem Carolinum von den besten Lehrern dieser Schule des Humanismus angeleitet worden[8]). Wohl würden in ihnen die Kräfte vertreten gewesen sein, einen Verein mit ausgesprochen wissenschaftlichen Zwecken oder hochtrabenden Zielen auf dem Gebiete der Kunst zu begründen. Das aber lag ihnen völlig fern. Und wer wollte es ihnen verargen? Näher liegt es, sie zu beneiden.

Die Ständergesetze scheinen niemals ernsthaft zu Papiere gebracht zu sein. Scherzhaft nach der Melodie des Zapfenstreichs gesungen, lauten sie:

> Bestimmt ist ein für allemal,
> Nur neununddreißig sei die Zahl
> Der Musen, die zum Ständer gehn
> Und obenan hier stehn.
>
> Was sonst im Ständer, nennt man Vikare, doch man wehrt es nie,
> Daß sie bei einem Glase Wein
> Sich mit den Musen freu'n.
>
> Und alle Woche wählen wir
> Uns einen frischen Präses hier.
> Der strengt sich dann nicht wenig an,
> Daß fröhlich Jedermann.
>
> Fehlt's ihm dazu an Spiritus,
> Gereicht's uns nimmer zum Verdruß,
> Wenn er sich solchen kommen läßt,
> Der unsre Kehlen näßt.
>
> Zum Frohsinn, unserm steten Ziel,
> Bedarf es in der Welt nicht viel,
> Drum leisten wir auch gern Verzicht
> Auf vielerlei Gericht.

*) Geboren 1784 † 1845, Sohn Johann Heinrichs, erst Sonnenstraße Nr. 731, dann 732. Kaufmann und Cichorienfabrikant, Vorgänger von Selwig.

[1]) Besitzer des großen Gartengrundstücks links vom Petritore, Nr. 2942, gehörte schon in der westfälischen Zeit zu den Offizianten des Packhofs.

[2]) Geboren 1768 † 1838, Sohn des Kaufmanns und Konditors Peter Grabenhorst, Bohlweg Nr. 2043.

[3]) Geboren 11. 8. 1789. 1828 Gastwirt im Schützenhause. Sein Vater war (1813) Hof-Fourier.

[4]) Meiers Vetter von der Vaterseite, also „Schwertmagen.“

[5]) Später v. Krause Bendeleben.

[6]) Bruder des knirschenden Polizei-Kommissärs Geboren 1791, Vater des verstorbenen Leutnants Wolff. War Vorsteher des Packhofs.

[7]) Geboren 1791 zu Vorsfelde als Sohn des dortigen Justizamtmannes Joh. Frdr. R. † 1869. Hatte Waterloo mitgemacht. Später Postrat. Vater des Hauptmann Erich R. Ein Vetter des Stifters.

[8]) Immatrikuliert sind Gravenhorst 1786, Mahner 1788, Wegener 1790, Geitel 1793, Loebbecke und Grassau 1798, Wolf I 1799, Ribbentrop II 1800, Hauswald 1801, Petri 1802, Graberg 1806, Meier, Wolff II und Ribbentrop III 1807.

Wen harte Braten nicht erbau'n,
Kann immer noch Kartoffeln kau'n,
Und tut er's brummend, zeigt er an,
Daß er für uns kein Mann.
usw.

Die Sitte, daß das Präsidium oder Direktorat alle Wochen wechselte, und daß der Direktor jedesmal die Verpflichtung hatte, etwas besonderes zu veranstalten, scheint eine vorzügliche Wirkung gehabt zu haben. Herr Bachmann war als Direktor auf die Idee gekommen, einen Erbsensuppenschmaus zu veranstalten, und da der Erzpapa, Johannes Schmidt, gerade ein Schwein geschlachtet hatte, erbat er sich von ihm die zur Erbsensuppe gehörigen Schweineohren. Dieser Vorgang hat den Erzpoeten Geitel zu dem klassischen Erbsensuppenliede veranlaßt, welches nach der Melodie „Bei Männern, welche Liebe fühlen" zu singen ist und folgendermaßen lautet:

Vier Schweine hat heute Morgen geschlachtet
Der Schwiegervater für sein Haus.
Freund Bachmann hat nach den Ohren getrachtet
Zu einem Erbsensuppenschmaus.
Johannes Schmidt, als Mann von Ehr',
Gab alle seine Ohren her.
Die Erbsensuppe macht viel Plage,
Doch liebt sie jede Kreatur,
Sie würzet unsre Lebenstage,
Die Plage kommt von hinten nur.
Am Dienstag denn in dieser Woch'
Kommt dazu her in dieses Loch.
Wer es wagt und saget nein,
Ist nicht wert ein Mensch zu sein.

Dieses Lied muß damals in Braunschweig eine große Popularität erlangt haben. Ein kleines Mädchen, das von seiner Mutter zum ersten Male mit in die Zauberflöte genommen war, rief im Jahre 1823 ganz laut im Theater: „Mutter, die singt ja das Erbsensuppenlied!" Aber auch ernsthafte Sentenzen aus Schiefenständer-Liedern gingen in Braunschweig von Mund zu Mund, so der Vergleich des Erdenlebens mit einem Bühnenspiel, wo es am Schlusse heißt: „Wohl uns, wenn wir es durchgeführt und der Direktor[1]) applaudirt".

Was es mit den Erzämtern für eine Bewandtnis hatte, erfahren wir nach der Melodie „Ein freies Leben führen wir:"

Zum schiefen Ständer wandeln wir,
Dem Sitze hoher Wonne,
Der Frohsinn fand sein Plätzchen hier,
Und voller Jubel zechen wir
Aus unseres Erzschenks Tonne.

Der Frohsinn macht uns überreich,
Gehn wir mit ihm zu Gaste;
Des Truchseß Braten macht er weich,
Den Turholt[2]) Parmesanen gleich,
Den Ständer zum Palaste.

Hoch lebe der Erz-Musicus,
Der sich zu uns gefunden.
Er ist zwar ein Phlegmaticus,
Doch danken wir ihm den Genuß
Von vielen frohen Stunden.

Der Erztenor ist auch kein Hund,
Gar rühmlich sein Bestreben,
Und öffnet singend er den Mund,
So ruft die ganze Tafelrund:
„Tyroler, Du sollst leben!"

Der Erzpoet er lebe auch,
Sein Reim hat uns ergriffen.
Der Stifter mit dem dicken Bauch —
Kaum sieht man ihn vor Tabaksrauch —
Sei auch mit einbegriffen.

An musikalischen Genüssen wurde hiernach den Musen des schiefen Ständers vorzügliches geboten, und man darf wohl annehmen, daß solches bei Gelegenheit des gemeinschaftlichen Abendessens geschehen ist, es also eine starke poetische Übertreibung ist, wenn geschildert wird, wie der Gesang des Liedes „Senk dein goldenes Gefieder, Holder Phöbus auf uns nieder" durch folgende Ausrufe und Reden unterbrochen sei: Hier ein Trick und deux d'honneur. Wir sind aus. Was woll'n wir mehr? Eine Pumpe! So'n Malheur! Keinen Kegel treff' ich mehr. Herr Direktor! bitte sehr: Ist für mich kein Plätzchen mehr? He! Marqueur! Holla Marqueur! Ein Couvert muß noch hierher! Mir Lafitte! Mir haut Sauterne! Noch ein Pfeifchen raucht ich gern! Noch ein Pfeifchen? Nein! Nein! Nein! Bring den Braten uns herein! Dieser Wurf wird mich gereu'n. Donnerwetter! Alle Neun!" (Schluß folgt).

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 1—2. Zum 25jährigen Jubiläum der Evang.-luth. Wochenblätter. — 10. Das kirchliche Küstereivermögen. — 11—15. Die Landtagsverhandlungen. — 12—13. Siebenter Jahresbericht des lutherischen Gotteskastens im Herzogt. Braunschw.

Lüneburger Museumsblätter Heft 2 (1895). W. Reinecke, Entstehung des Johanneums. — Fr. Krüger, Beischläge in L. — Ders., Steingrab b. Raven. — Ed. Schröder, Bilder des Fürstensaales.

---

[1]) Im vorhergehenden Verse heißt es: „Nun aber hinter den Kulissen — Wir merkten's anfangs nicht — Steht der Direktor, das Gewissen, Macht uns ein schief Gesicht. O glücklich, wer sich warnen läßt Und fühlt, er sei nicht bretterfest.

[2]) Ein beliebter Käse, von dem es einmal heißt: „Turholt! Turholt! sei willkommen, Heute streust du Veilchenduft."

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1906. Mai Nr. 5.

[Nachdruck verboten.]

Festrede zur Feier der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Herzog Wilhelms und zur Eröffnung des Vaterländischen Museums[1]).

Von Wilhelm Brandes.

Ew. Königliche Hoheit!
Hochansehnliche Festversammlung!

„Nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder", so hat einst Goethe dem „guten Menschen" verheißen und damit gemeint, sein Gedächtnis solle Jahrhunderte immerfort lebendig überdauern. Unsere Zeit hat dafür Zentenarfeiern zum stehenden Gebrauch erhoben, an denen die Nachwelt sich besinnt auf Dasein, Wirken und Schaffen verdienter Vorväter. Und das ist uns freilich nütze und not. Denn wenn von je Dankbarkeit eine seltnere Blume und Vergessen empfangener Guttaten das grüne Gras gewesen ist in der Menschennatur, so hat vollends ein Zeitalter, wie das unsrige, das mit seinem Blick den Erdkreis umspannt und in der reißenden Hast seiner Entwickelung mit Jahrzehnten Jahrhunderte von ehedem überholt, darum aber auch in Jahren vergißt, was sich einst dem Menschen für das ganze Leben einprägte — dieses Zeitalter hat wahrlich alle Ursache, sich wenigstens solche Tage des Gedächtnisses zu setzen, um rückblickend auf die Grundlagen der flüchtigen Gegenwart wieder einmal inne zu werden, was es denen zu danken hat, denen es schuldig bleibt.

Wir, die wir hier versammelt sind, und draußen alle im Braunschweiger Lande, die heute mit uns feiern, wollen an seinem hundertsten Geburtstage eines Fürsten in Dankbarkeit gedenken, der diesem Lande in einem langen Leben viel Gutes getan hat und darin hat werden lassen, mehr vielleicht als irgend einem seiner geschichtsberühmten Ahnen vergönnt war, und der doch schon bei seinen Lebzeiten und vollends jetzt den meisten seiner eigenen Landeskinder fast zu einem wunderlichen Mythus geworden ist, zusammengesetzt aus nebelhaften Vorstellungen und vielfarbiger Nachrede.

Einst vor 75 Jahren, als man aufatmend wie in reinerer Lebensluft schon ihn selber und dann sein Walten als eine neue Wohltat empfand und nun Jahr für Jahr aus dem Wust und Graus, den er vorgefunden, immer vollendeter einen Bürgerstaat des Rechts und der Ordnung erwachsen sah und dazu ihn persönlich in frischer Jugend- und Manneskraft vor Augen hatte, war das anders gewesen. Aber jenes Geschlecht, das noch die Zeiten schwerer Nöte durchgemacht, ging vor ihm dahin, und die jüngeren Generationen, hineingeboren in sein Regiment, genossen dessen Segnungen als selbstverständlich, und weil der Alternde immer weniger ihnen das sein und geben konnte und mochte, was diese Kinder einer neuen Welt von ihm verlangten, erschwangen sie nur noch in festlichen Zeiten, bei Jubiläen und schließlich in den auch die Gleichgültigsten erschütternden Tagen seines Heimganges und seiner Totenfeier einen rasch verfliegenden Enthusiasmus. Wer Herzog Wilhelm von Braunschweig gerecht werden will, — und das und nichts anderes wollen und brauchen wir heute, um ihm auch dankbar zu sein — der muß sich gegenwärtig halten, wie dieser Mensch war und werden mußte, und was dieser Fürst gelitten und geleistet hat.

Selten wohl ist über ein eben im vollen Sonnenschein des Glücks geborenes Fürstenkind so früh und

[1]) Wenn wir diese Rede, die bereits in den Braunschweigischen Anzeigen Nr. 96, den Neuesten Nachrichten Nr. 96 und der Braunschw. Landeszeitung Nr. 192 (26. April 1906) abgedruckt gewesen ist, entgegen dem sonst von uns befolgten Grundsatze, schon Gedrucktes nicht zu wiederholen, hier nochmals zum Abdrucke bringen, so geschieht es in Rücksicht auf Inhalt und Form des hier Gebotenen und in der Absicht, dem Wunsche zahlreicher Leser zu entsprechen, die diese Rede gern in festerer Gestalt, als Zeitungsblätter zu geben vermögen, sich aufbewahren möchten.

jäh eine solche fast endlose Kette schwerster Heimsuchungen verhängt, wie über August Ludwig Wilhelm Maximilian Friedrich von Braunschweig, den zweiten Sohn des Erbprinzen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin Marie von Baden, eines eigenwillig leidenschaftlichen Vaters und einer sanften, fast schüchternen Mutter Sproß. Noch hallte der Jubel, mit dem die Geburt dieses anderen Stammhalters eines auf wenigen Augen stehenden Geschlechtes den grauen Hof, die alte Stadt und das getreue Land erfüllt hatte, in den Herzen der Seinen nach, als das weltgeschichtliche Ungewitter von Westen heraufzog, das sich bei Auerstädt und Jena in vernichtenden Schlägen entladen, dem Großvater Feldherrnruhm, Augenlicht und bald das Leben rauben, ihn selber im zartesten Alter den Unbilden und Gefahren eines wechselvollen Lebens auf irrer Landesflucht preisgeben sollte. Und damit nicht genug: ehe noch seine Kindesseele zum Bewußtsein erwacht war, starb ihm die Mutter und erlosch mit ihr der stetige Polstern in dem stürmischen Dasein des Vaters, der nun bis zu seinem Heldentode auf dem Felde von Quatrebras in seinem zornigen Welfenmute anderes zu planen und zu leisten hatte, als — was freilich auch seinem Naturell widerstrebte — der Erziehung seiner beiden Knaben zu leben. Von neuem umgetrieben von den Wirbeln der wildbewegten Zeit, nun am Hofe der überzärtlichen Großmutter für kurze Frist geborgen, nun flüchtig durch nordisches Land und empörtes Meer in die Fremde verschlagen und auch nach der Heimkehr bald pflicht- und kenntnislosen Mietlingen, bald wohlmeinenden Pedanten überantwortet, vollends seit des Vaters Tode ohne Anhalt, Vorbild und feste Führung — so im Innersten sich selbst überlassen, haben die armen Fürstenkinder nie den unschätzbaren Segen eines Elternhauses, geschweige den einer geordneten Familienerziehung erfahren.

Nur eine karge Entschädigung für unwiderbringlich verlorene Zeit gewährte das eine glückliche Jahr, das Prinz Wilhelm auf der Universität Göttingen unter getreuen Jugendgespielen aus den ersten Familien des Landes verlebte. Dann folgte der Mündiggesprochene der ruhmreichen Überlieferung seines Geschlechts und trat in die preußische Armee. Gebt dem jungen glänzenden Reiteroffizier das Feld und zeigt ihm den Feind, so wird dieser gutmütig leichtherzige Jüngling fechten wie ein Held, seines Namens wert, er wird vielleicht fallen gleich seinem Vater und Großvater und jenen drei Welfenprinzen, die auf des großen Friedrichs Schlachtfeldern für Preußens Ehre starben und jenen andern beiden, die für Habsburg im spanischen Erbfolgekriege ihr Leben ließen! Aber die Zeit war nach dem großen Weltbrande still und zahm geworden, sein brausendes Blut fand diesen Ausweg und — Gott sei gepriesen! — solchen Ausgang nicht. Das damalige Soldatenleben im Frieden an dem befreundeten und nahe verwandten, ihm allzeit treulich wohlgesinnten Hofe Friedrich Wilhelms III. und im Kreise lebensfroher Kameraden umfing und trug ihn auf leichtbewegten Wellen helle, gleichmäßig sorglose, die letzten sorgenlosen Jahre seines langen Lebens.

Denn mitten heraus ruft den Vierundzwanzigjährigen jene in Erscheinung, Verlauf und Folgen seltsamste aller Revolutionen, die seinem Bruder den Thron kostet und ihm das ernsteste und verantwortlichste Amt auflädt, das Gottes Hand auf Menschenschultern legen kann — auflädt unter Umständen, die sich nicht schwieriger und verworrener denken lassen. Das war keine Thronbesteigung, wie sie sonst Sohn oder Bruder mit reiner Trauer um den hingeschiedenen Vorgänger und mit reiner Bahn vor sich zu fürstlichem Wirken und Walten nach althergebrachter Ordnung und festem Recht vollzieht, das war, so sehr man sich bemühte, ihr unter maßlosen Schwierigkeiten durch Agnatenbeschluß und Bundeszustimmung eine gesetzliche Form zu geben, nach strengem Recht eine Usurpation. So und nicht anders mußte sie der legitimistische Sinn des Mannes ansehen und je länger je tiefer empfinden, den doch ein unausweichliches Schicksal und eine harte Pflicht, den vor allem die Rücksicht auf das Wohl des angestammten Landes dazu zwang — dieses Landes, das einer ratlosen Anarchie und unabsehbaren widrigen Zerrungen preisgegeben war, wenn er nicht in die Bresche sprang.

Mit diesem Sprunge beginnt die innere Tragödie Herzog Wilhelms des Menschen und Fürsten. Im Triumph geleitet ihn das jubelnde Volk vorüber an dem Denkmale der Tyrannenvertreibung, den rauchgeschwärzten Ruinen seiner Geburtsstätte, in der Flammen und schnöder Raub die Traditionen seines Hauses verwüstet haben. So etwas vergißt sich nicht, und versänke es Jahrzehnte lang hinter andern freundlicheren Bildern und Eindrücken, der Abend des Lebens wird diese und dergleichen Erinnerungen mehr in der Seele des einsamen Mannes wieder heraufbringen und mit der ohnehin so bittern Neige im Lebenskelche nachschmecken lassen.

Des einsamen Mannes — denn das wird und muß er werden. Hatten die Brüder auch niemals inniger zusammengehangen, jetzt verloren sie einander auf immer, jetzt ward Feindschaft zwischen sie gesetzt. Jemehr der Vertriebene erkennen mußte, daß er freventlich alles verspielt habe, Land und Leute, Namen und Ehre, desto fester klammerte er sich an das Letzte, das ihm geblieben war, an sein fürstliches Recht. Vierzig Jahre lang erläßt er fortan von Paris aus seine Rechtfertigungs- und Anklageschriften, seine Proteste und Manifeste, vierzig Jahre lang steht er als eine lebendige Drohung zwischen dem Bruder und dessen Lebensglück. Vermählt er sich jemals ebenbürtig, so werden seine Kinder vor

dem Bruder und vor dessen Geschlecht Ansprüche auf den Thron erheben können. Immer noch tut er es nicht, aber er kann es jeden Augenblick tun, und das ist es, was Herzog Wilhelms stolzem Herzen verbietet, selber in einem Ehebündnisse häusliches Glück und die reinste aller selbstischen Freuden, die Freude am Wachstum vollbürtiger Blutserben, zu suchen; das ist es, was ihn zwingt, als der Letzte des älteren Stammes aus Heinrichs des Löwen Geschlecht seinen Weg zu gehen bis zur Pforte der Domgruft, über der geschrieben steht: Hic finis invidiae, persecutionis et irae — Hier müssen Neid, Verfolgung und Haß enden. Wohl dauerte es eine gute Weile, bis das von Natur so lebensfrohe Gemüt des Fürsten sich von alledem dauernd trüben und verbittern ließ: in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung nahm er auch äußerlich oft fröhlichen Anteil an dem Leben seines Volkes und seiner Hauptstadt, baute sein Sibyllenort sich zum heitern Sommersitze aus, genoß die Jagdlust in seinen lieben Harzbergen, knüpfte auf Reisen die Beziehungen zu verwandten und befreundeten Höfen fester, blieb im Verkehr mit den Jugendgefährten im eigenen Lande. Dann aber, wie es allgemach anfing, leerer um ihn zu werden, wie alte Bande sich lösten durch Zeitläufte, Schicksale und Eigenwillen, wie das Alter kam und der Gedanke an die Zukunft seines Landes sich immer drückender auf sein Herz legte, da zog er sich mehr und mehr in sich selber zurück, da ward er, der nie die Kunst und nie die Neigung besessen hatte, Schau zu spielen, vollends zu dem fast menschenscheuen Sonderlinge, als der er in die Erinnerung der jüngeren Generation, meist unbegriffen, hineinragt.

Ew. Königliche Hoheit! Hochansehnliche Festversammlung! Wenn ich nach bestem Wissen und Gewissen ungescheut, denn alle diese Dinge gehören der Geschichte an, dieses Fürstenlebens trüben Unterstrom, der dem Schicksale eignet, in Ihr Gedächtnis gerufen habe, so darf ich nun um so freier und freudiger Ihre Augen erheben zu alledem, was dem Menschen selber und ihm allein gehört, zu dem Wollen und Vollbringen Herzog Wilhelms des Fürsten und Regenten. Gerade jene Hemmnisse der Natur und der Umstände lassen die Kraft und den Willen, den reinen, ernsten, heiligen Willen, sein von Gott ihm gewiesenes Amt von alledem unbeirrt zum Heile seines Volkes und Landes zu führen, um so heller leuchten und erhöhen das Verdienst, das er sich damit nicht nur für seine, sondern für alle Zeiten um sein Braunschweig erworben hat, geben endlich unserem Danke, der nicht bloß heute gesprochen, vielmehr für immer dem Bewußtsein unserer Landesgenossen eingeprägt bleiben sollte, erst das rechte volle Maß.

Was dem neuen Landesherrn bei seiner Thronbesteigung an Lebenserfahrung und Kenntnis der Geschäfte abgehen mußte, das ersetzte er vom ersten Jahre an durch das redlichste Bemühen, die Verheißung seiner Proklamation zu erfüllen: „Rechnet auf mich, ihr geliebten Untertanen, wo es gilt euer Glück zu befördern, soweit es in meiner Macht steht!“ Bei diesem Bemühen unterstützte ihn ein natürlich klares, durch keine Voreingenommenheit verworrenes Urteil und eine ganz einzige Gabe, die Geister zu unterscheiden und den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen. Nie hat er bei der Wahl seiner Minister und Ratgeber einen ernstlichen Fehlgriff getan, und wen er so einmal ersehen und an seine Seite gezogen hatte, an dem hielt er wandellos fest und ließ ihm zudem freie Hand, im Rahmen des Ganzen seine Kräfte zu entfalten und so die Freude am eigenen Schaffen zu gewinnen. Mit der gleichen Vornehmheit der Gesinnung, die er bei ihnen voraussetzte, vertraute er diesen seinen Männern unbedingt und gab ihren aus der Einzelkenntnis der Bedürfnisse und Vorteile des Landes erwachsenden Ratschlägen selbst dann statt, wenn diese seinen persönlichen Anschauungen und Neigungen mitunter schroff genug widerstrebten. Nie hat vollends Laune oder Gunst, eigene wie fremde, ein Wort mitzusprechen gehabt in den Angelegenheiten des Staates, der eben dadurch seine ganze Beamtenschaft von oben herab mit strengem Rechts- und Pflichtgefühl durchdrang. So kam nach dem Hinhalten der Vormundschaftsregierung und der recht- und zuchtlosen Mißwirtschaft Herzog Karls ein rüstiges Vorwärtsstreben in Leitung und Verwaltung, das nicht anders als zum äußeren und inneren Gedeihen des Herzogtums ausschlagen konnte.

Gleich die ersten Jahre des jungen Regiments schufen in der „neuen Landesordnung“ ein für jene Zeit wahrhaft vorbildliches Grundgesetz, das den gesamten Staatsorganismus durchaus umgestaltete und dabei, zumal in seinen Bestimmungen über die Rechte der Krone und die der Landesvertretung jedermann erkennen ließ, wie frei dieser Fürst von allen eigensüchtigen Interessen und wie viel ihm an der Eintracht zwischen Regierung und Regierten gelegen war. Dasselbe gilt von dem gleichzeitigen „Finanznebenvertrage“, der mit der erstmaligen Festlegung einer Zivilliste und der Überweisung aller übrigen Einkünfte aus Forsten und Domänen an die Landeskasse die Grundlagen eines wohlgeordneten Staatshaushaltes sicher stellte. Mehr aber noch als diese Vereinbarungen selber, dergleichen ja auch in anderen Bundesstaaten unter dem Drucke politischer Erregungszeiten zu Stande kamen, zeugt es für die selbstlose Redlichkeit des Fürsten, daß er nie, auch nicht nach 1848, an einen Titel vom Gesetz gerührt hat. „Recht muß Recht bleiben“, dies sein Lieblingswort band eben in seinen Augen vor allen ihn selber. An Versuchen, ihn auf andere Bahnen zu locken und zu drängen, ihn eigenen und fremden

Standesinteressen dienstbar zu machen, hat es nicht gefehlt. Sie mußten scheitern an der Festigkeit des Herrn und seines ersten Ratgebers, des Staatsministers Freiherrn von Schleinitz, des einzigen vormärzlichen Ministers in Deutschland, der — seit 1830 im Amt — nicht nur das Jahr 48, sondern auch die Reaktion überdauert hat. Kein Wunder das, denn neben dem Herzog dankte man ihm, der von vornherein die treibende Kraft zu einem im besten Sinne liberalen Ausbau der Landesordnungen gewesen war, die lange Reihe jener großartigen und tiefgreifenden Reformen, die mit der Ablösung der bäuerlichen Reallasten, der Mobilisierung des Grundbesitzes und der in jahrzehntelanger sorgfältiger Arbeit durchgeführten Aufteilung der ländlichen Gemeinheiten beginnt. Diese Agrargesetzgebung legte, den analogen Neugestaltungen in anderen Bundesstaaten voraufeilend, den Grund zu einem glänzenden Aufschwunge der heimischen Landwirtschaft und der gesamten bäuerlichen Verhältnisse. Hand in Hand ging damit eine ebenso weitsichtige Ausdehnung des Selbstverwaltungsprinzipes in den Stadt- und Landgemeinden. Zugleich hob die Neuorganisation des Gerichtswesens, das demnächst von der Verwaltung gelöst und auf sich selber gestellt wurde, und eine ganze Folge groß gedachter und klar durchgearbeiteter Rechtsordnungen die Justiz im Herzogtum auf eine Höhe, daß fortan die Entscheidungen Braunschweigischer Gerichte, zumal des Oberlandesgerichts, auch in anderen deutschen Staaten von vornherein als mustergültig geachtet wurden. Auch das Kirchenregiment trägt den Stempel der Aera: unter allem Wechsel der Zeitströmungen in der Landeskirche und der führenden Persönlichkeiten im Konsistorium, wie demnächst in der Landessynode, ist es sich gleichgeblieben in Gerechtigkeit gegenüber den verschiedensten Meinungen, sofern sie evangelisch heißen dürfen. Niederes und höheres Schulwesen erfreuten sich je länger je mehr einer besonderen Fürsorge des Staates, der schließlich seinen Aufwand für diesen wichtigen Faktor der öffentlichen Wohlfahrt mit der Umwandlung des altehrwürdigen Collegium Carolinum in eine allen Forderungen einer neuen Zeit Genüge leistende Technische Hochschule, die Carolo-Wilhelmina, krönte. So blieb kein Gebiet des Staats- und Volkslebens rückständig. Eine musterhafte Forstwirtschaft vermehrte und sicherte zugleich für die Zukunft die Einnahmen des Landes aus seinem ausgedehnten Waldbesitz. Ein Netz von wohlgepflegten Landstraßen spann sich über das ganze Herzogtum, und als die neue Zeit neue Verkehrsmittel schuf, ging Braunschweig allen übrigen deutschen Territorien mit dem Bau von Staatseisenbahnen voran. An ihre Linien aber, auf denen der wachsende Handel und Verkehr nun seine Wege zog, knüpfte sich bald eine rege, rasch und reich erblühende Industrie, die in nicht wenigen Zweigen auch heute noch in Deutschland ihres Gleichen sucht.

Und das alles trug seine Früchte. Waren die ersten Jahrzehnte der Regierung Herzog Wilhelms vorwiegend dem verfassungsmäßigen Unterbau und der innern Organisation der Landeskräfte und -behörden gewidmet, so ernteten die letzten vollends den Ertrag dieser Arbeiten. Die Gunst der Finanzen ermöglichte eine Fülle von gemeinnützigen Anlagen und namentlich eine Reihe glänzender Bauten, die noch Jahrhunderte lang als redende Denkmäler für dieses Zeitalter zeugen werden. Nicht bloß die Hauptstadt wurde damit ausgestattet und geschmückt: sie verteilen sich auch über die Städte des Landes, wie sie andererseits den verschiedensten Bereichen der Staatsfürsorge, der Verwaltung und der Justiz, der Kunst und der Wissenschaft, dem Unterricht und der Krankenpflege dienen.

Überschaut man im Geiste das alles, was diese halbe Stunde nur eben in großen Zügen anzudeuten gestattet, so wird man den beiden gewiß einwandfreien Beurteilern Recht geben, die statt meiner die Summe ziehen mögen: Heinrich von Treitschke, der leidenschaftliche Ankläger des Kleinfürstentums und der welfischen Dynastie zumal, nennt doch Braunschweig unter Herzog Wilhelm „einen der bestregierten Bundesstaaten", und ein heimischer, gerechter, aber gestrenger Totenrichter, Ludwig Hänselmann, läßt für ihn „den einen und größten Ruhm unwandelbar bestehen, daß unter seinem Walten dem Lande Braunschweig eine Wohlfahrt beschieden gewesen ist, die man ohne Überschwenglichkeit wohl als die Vollendung des Strebens der besten seiner Vorfahren anerkennen darf."

Aber auch damit werden wir Herzog Wilhelm noch nicht völlig gerecht, wenn wir in ihm nur den braunschweigischen und nicht auch einen deutschen Fürsten erkennen. Daß er dies in Wahrheit gewesen ist in seiner Art und nach dem Geiste seiner Zeit, daß er deutsch fühlte, wie nur irgend einer der Bundesfürsten, das hat er mehr als einmal mit der Tat bewiesen. Mag der mit schweren Opfern verbundene Übertritt des Landes aus dem nordwestdeutschen Zollverbande in den preußischen Zollverein, dieses wirtschaftliche Vorspiel der politischen Einigung, seinen Grund auch in anderen Erwägungen gehabt haben — daß der Herzog 1848 sich ernstlich für die Reichsidee erwärmte, daß er nicht zufrieden, seine Truppen zur Bundesexekution nach Schleswig-Holstein zu senden, selbst auf den Kriegsschauplatz eilte — freilich um bald genug inne zu werden, wie in dieser Kriegführung für Friedrich Wilhelms Sohn kein Platz war — daß er mit regem Eifer für das Erbkaisertum der Hohenzollern eintrat und dann, an Preußens Seite ausharrend, der letzten einer nicht eher in den Bund zurückkehrte, als bis Olmütz alle Hoffnungen zunichte gemacht hatte, dieser ehrliche Glaube und Wille soll ihm unvergessen sein! Freilich konnte er sich dann in die neuen Wege, die der alte Reichsgedanke

nahm, nicht mehr finden: hatte es ihn schon 1859, wo er mobil machte, verdrossen, daß der Bund Österreich im Kampfe mit Frankreich ohne Unterstützung ließ, hatten 1864 sein Sympathien dem Herzoge Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg gehört, so hat er vollends 1866, obwohl er von vornherein dem gegen Preußen gerichteten Bundesbeschlusse seine Zustimmung versagte, sich doch nur zögernd und spät, der Not gehorchend, dem siegreichen Nachbar angeschlossen, auch nachmals von den Ergebnissen des großen Jahres weder das Ausscheiden Oesterreichs noch die Einverleibung Hannovers innerlich je ganz überwinden können. Als aber 1870 der Krieg gegen Frankreich entbrannte und König Wilhelm am 1. August von seiner Hauptstadt an Braunschweig vorüber der Grenze zueilte, da trieb es den greisen Welfen zu dem Freunde seiner Jugend; er fuhr hinaus, ihm unter Umarmung und Tränen seines herzlichen und getreuen Anteils zu versichern.

Er hat danach noch vierzehn Jahre gewissenhaft seine Pflichten gegen Kaiser und Reich erfüllt. Das letzte, was er dem Reich und seinem Lande zugleich in beider Interesse geben konnte, war das Regentschaftsgesetz, das die Regierungsverhältnisse des Herzogtums für den Fall seines Todes regelte und sicher stellte — dies Gesetz, dem wir das Glück verdanken, in Ew. Königlichen Hoheit nun seit bald einem Vierteljahrhundert das Haupt unseres Staatswesens zu verehren. Wie Ew. Königliche Hoheit all diese Zeit in reichem Segen Ihr hohes Amt geführt haben, davon ein weiteres zu reden, steht mir hier nicht zu. Aber eins darf im Zusammenhange mit dieses Tages Feiern nicht unausgesprochen und ungedankt bleiben, daß Ew. Königliche Hoheit nicht nur in getreulicher Innehaltung der überkommenen Ordnungen und Rechte die Traditionen des Hochseligen Herzogs fortgeführt, sondern weit über alle Pflicht hinaus in freier und schöner Pietät jederzeit die Erinnerungen an Braunschweigs und seiner Welfen Vergangenheit unter uns gepflegt und lebendig erhalten haben. Niemals wäre ohne Ew. Königlichen Hoheit Huld und Fürsorge inmitten unserer Stadt die Burg Heinrichs des Löwen in neuem Glanze erstanden, neben der jetzt Herzog Wilhelms ehernes Bild im symbolischen Kranze seiner Verdienste aufragt, und nun und nimmer wäre ohne diese Huld die reiche Sammlung vaterländischer Zeugnisse und Denkmäler in solcher Fülle und Abrundung zusammen- und in den würdigen Räumen unter Dach gekommen, denen dieser Tag zugleich mit der Gedächtnisfeier, die wir begehen, ihre Weihe geben soll.

Mit der Aera Herzog Wilhelms neigte sich auch die Zeit einer besonderen kulturellen Eigenart unseres Landes ihrem Ende zu. Wie durch das Zuströmen anderer deutscher und fremder Bevölkerungselemente dieser „blonde Fleck“ auf Deutschlands anthropologischer Karte sich allgemach — man muß sagen leider! — verwischen wird, so schwinden reißend vor der gleichmacherischen Ausbreitung einer allgemein modernen, ihrem Ursprung nach großstädtischen Kultur die alten besonderen Formen des Lebens und Schaffens in Wohnstätten und Gerät, Tracht und Brauch, und gleich ihnen wären mit der heimischen Volkssprache, Sitte, Sinnes- und Denkart auch die historischen Zusammenhänge mit unserer eigenwüchsigen ruhmvollen Vergangenheit in Gefahr, im Gedächtnis der Folgezeit zu verblassen und sich zu verflüchtigen. Da haben zur rechten Zeit kluge und getreue Männer, die besser, als ich es vermöchte, ihr Werk lobt und ihr Bewußtsein lohnen wird, sich vor nun achtzehn Jahren zusammengetan, dem Verlust und der Vergessenheit so edelen Gutes zu steuern. Was sie seitdem in unermüdlicher erfolgreicher Arbeit mit vieler selbstloser Helfer Unterstützung, dank der Förderung unserer staatlichen und städtischen Behörden, dank vor allem auch der Liberalität Ew. Königlichen Hoheit, zusammengebracht und nun hier an ehr- und denkwürdiger Stätte, die der hohen Landesstände Freigebigkeit ihnen gewährt und bereitet hat, für immer geborgen haben — das stellt sich bald selber unsern Blicken dar. Möge der köstliche Schatz sich ferner mehren und erwachsen zu einem Inbegriff altbraunschweigischer Art und Kunst, und so den Bewohnern der Stadt und des Landes werden und bleiben ein Hort kernhaften Selbstgefühls, ein Bollwerk gegen jegliche geschichtslose Verschwemmung und Verflachung und ein Jungbrunnen echter Heimatliebe, die allzeit und allerorten einströmt in die Liebe zum großen Deutschen Reich und Vaterlande! Das walte Gott!

Zur deutschen Politik Herzog Wilhelms.

Des Herzogs Wilhelm persönliche politische Stellungnahme zur deutschen Frage ist durch einige gutbeglaubigte geschichtliche Tatsachen in ein so klares Licht gestellt worden, daß es im höchsten Grade verwunderlich erscheint, auf welche Irrpfade die landesübliche Tradition in dieser Hinsicht geraten ist. Reine Äußerlichkeiten, nämlich die österreichische Mütze und die österreichischen Gradabzeichen, haben, wie es scheint, bei vielen Leuten hingereicht, ihn als Vasallen Österreichs und Preußenfeind erscheinen zu lassen. Nun ist es ja wohl nicht unwahrscheinlich, daß Herzog Wilhelm im Frühjahr und Sommer 1851, als er diese Äußerlichkeiten ins Leben rief, damit einer gewissen Verstimmung gegen König Friedrich Wilhelm IV. hat Ausdruck geben wollen, indessen jeder deutsche Patriot wird solche Verstimmung für berechtigt halten, wenn er sich vergegenwärtigt, wie in dem voraufgegangenen Winter von

1850 auf 1851 die preußische Mobilmachung auch in Braunschweig eine Stimmung hervorgerufen hatte, die kein geringerer als der nachmalige Kaiser Wilhelm I. mit dem Frühjahr von 1813 verglichen hat, und wie dann Friedrich Wilhelm IV. trotz der bis zum Ultimatum vorgeschrittenen Feindseligkeit des mit Rußland verbündeten Österreichs seinem Minister eine Zusammenkunft mit dem Leiter der österreichischen Politik in Olmütz ermöglichte, die dem Könige von Preußen als ein halber Triumph, der ganzen übrigen Welt aber als eine entsetzliche Niederlage erschien und tatsächlich das Ansehen des preußischen Staates volle 16 Jahre lang auf das schwerste geschädigt hat.

Doch versuchen wir es, uns die Hergänge im Zusammenhange zu vergegenwärtigen. Als Herzog Wilhelm unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen 1830 seine Regierung antrat, war es ganz allein König Friedrich Wilhelm III., der ihm dabei wirkliche Unterstützung zu Teil werden ließ. Kaiser Franz von Österreich nannte den Regierungsantritt des Herzogs einen bedenklichen Schritt und hielt nicht damit zurück, sein Bedauern darüber auszusprechen. Der deutsche Bund gab seinen Unwillen über diese, wie er es nannte, eigenmächtige Thronbesteigung mit den unhöflichsten Ausdrücken zu erkennen, und die hannoverschen Minister weigerten sich, mit dem Grafen Oberg amtliche Verhandlungen anzuknüpfen. Kein Wunder, daß die Sympathien des jungen Herzogs ganz und gar dem greisen Monarchen an der Spree gehörten, und daß die engen Beziehungen, die er in Berlin als preußischer Offizier mit den Prinzen des Königlichen Hauses angeknüpft hatte, bis an sein Lebensende Bestand gehabt haben. Bald nach seinem Regierungsantritte hoffte er unter Preußens Führung seine Truppen gegen Frankreich ins Feld zu führen, ebenso 1841, beidemale vergeblich. Im Frühjahr 1848 bei Ausbruch des Krieges um Schleswig-Holstein war er einer der ersten auf dem Kriegsschauplatze. Am 23. April machte er das Treffen von Schleswig mit. 1849 war er einer der wärmsten Anhänger der preußischen Vorherrschaft und blieb bis zu deren Scheitern eine Hauptstütze der Unionspolitik. Im Dezember 1849 schloß er zum größten Ärger seines Königlichen Vetters zu Hannover eine Militärkonvention mit Preußen, während König Ernst August kein Hehl daraus machte, daß er im Falle eines Krieges auf die österreichische Seite überzutreten entschlossen sei. Der mit Hannover gleichgesinnte Kurfürst von Hessen, der ein Doppelspiel betrieb und auf der Zusammenkunft der Unionsfürsten in Berlin erschien, die König Friedrich Wilhelm IV. im Mai 1850 berief, erregte des Herzogs besonderen Unmut. Als der Kurfürst den König von Preußen küßte, rief Herzog Wilhelm ganz laut „Judas!" und kennzeichnete damit auf das treffendste diesen schmäligen Vorgang, denn gleich darauf beschickten Hannover und Kurhessen den österreichischen Bundestag, der im September 1850 die Exekution in Kurhessen verfügte und damit in Kriegszustand mit Preußen und seinen 21 Verbündeten trat. Herzog Wilhelm war darunter der treuste und setzte seine Schwarzen in Kriegsbereitschaft. Er war es, der den Konflikt auf die Spitze zu treiben gesonnen war. Im November meldete er nach Berlin, der sogenannte Bundestag wolle eine Exekutionstruppe von Kurhessen über braunschweigisches Gebiet nach Holstein senden. Er wolle den Durchmarsch nicht gestatten und frage an, ob Preußen ihn schützen werde, was König Friedrich Wilhelm sofort bejahte und in Wien ankündigen ließ. Dies hatte zur Folge, daß Kaiser Nicolaus am 22. November in Berlin erklären ließ, er sei durch das Auftreten des Herzogs von Braunschweig in seiner eigenen Ehre gekränkt und habe die Mobilmachung des Grenadierkorps und der Donischen Kosaken befohlen. Drei Tage darauf erschien das österreichische Ultimatum. Ich erinnere mich dieses geschichtlichen Moments aus meiner Sextanerzeit sehr deutlich. Wir waren zum größten Teile mit unserm Herzoge gut preußisch. Auf dem Schulwege mußte man erklären, ob man Preuße oder Österreicher sei. Im Engpasse der Schützenstraße kam es zum Handgemenge und die Österreicher wurden glänzend in die Flucht geschlagen. General v. Wachholtz, der zu dieser Zeit Adjutant beim Generalkommando in Magdeburg war, hat mir erzählt, Herzog Wilhelm sei damals zum Kommandierenden des Preußischen Garde-Korps bestimmt gewesen. Man kann sich denken, welche Enttäuschungen ihm die Abmachungen von Olmütz bereitet haben; aber eine völlige Abschwenkung ins österreichische Lager war damit keineswegs verbunden. Erst im Herbst 1854, als der alte Bund wieder in voller Wirksamkeit war, löste er die Militärkonvention mit Preußen und erregte damit die größte Freude in Hannover, wo König Georg V. verkündete, er danke Gott für die frohe Nachricht. 1855 kam dann allerdings eine Annäherung des Herzogs Wilhelm an Österreich zum Vorschein; aber das Motiv dazu war ganz vorübergehend. Es bestand lediglich darin, daß Österreich sich zeitweise der westmächtlichen Politik gegen Rußland anzuschließen schien.

Wenn man sich der Vorgänge von 1850 erinnert, wird man begreifen, daß Herzog Wilhelm aus seiner Russenfeindschaft kein Hehl machte. Und damit befand er sich wieder einmal in voller Übereinstimmung mit dem größten und besten Teile seiner Untertanen. Diese Tatsache steht mir aus meiner Tertianerzeit lebhaft vor Augen. Etwa wie man einen ansieht, den man auf böser Tat ertappt hat, flüsterte man sich damals von einem, der die Kreuzzeitung las, ins Ohr: „Er ist ein Russenfreund!"

Als solcher steht mir nur der Major v. Bülow, ein sehr ehrenwerter alter Offizier in Erinnerung. Alle andern waren Türkenfreunde oder, vielleicht richtiger, Freunde der Engländer. Unter diesen standen obenan die alten Legionssoldaten. Österreich sah nun gleichwohl voraus, daß es zu einer kriegerischen Mitwirkung des Bundes nicht kommen würde und wandte sich daher vertraulich direkt an einige deutsche Höfe, ob man mit Österreich sich zum Kriege gegen Rußland verbünden wolle. Da erhielt es überall Absagen. Nur Herzog Wilhelm erklärte sich bereit. Aber es kam nicht zum Kriege, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die auf kriegerische Betätigung gerichtete Sympathie für Österreich damit in ähnlicher Weise eine Abkühlung erlitt wie 1851 die für Preußen. So stand er seit 1855 nicht etwa als ein Partikularist, sondern als ein deutscher Patriot, aber mit kühlerer Beziehung ohne ausgesprochene Parteistellung, abwägend und resigniert zwischen beiden deutschen Großmächten. Hannover benutzte diese Situation nicht ungeschickt, um ihn zu einer gewissen Annäherung an das benachbarte, aber in seinen innerpolitischen Verhältnissen so unvorteilhaft von der Musterwirtschaft des Herzogtums abstechende Königreich zu bewegen. Mit großem Trara setzte es 1858 das berühmte Manöver des 10. Bundeskorps bei Nordstemmen in Szene und vollends 1859, da sich Hannover den Anschein gab, als wollte es allen voran an den Rhein stürmen und das „zaghafte" Preußen hinter sich herziehen, übertrug König Georg V. dem Herzoge Wilhelm das Kommando des 10. Bundescorps. Aber es wird dem Herzoge nicht entgangen sein, daß die in Hannover bestehende Furcht, einem preußischen General unterstellt zu werden, das Auge auf einen in der preußischen Rangliste obenanstehenden, also nur seiner unübertrefflichen Anciennität wegen auf ihn gelenkt hatte. Und von der in Hannover herrschenden Preußenfurcht oder gar von dem Preußenhasse irgendwie angesteckt zu werden, lag für Herzog Wilhelm auch nicht der geringste Grund vor. Denn mit unverrückbarer Energie hatte der Prinz-Regent die deutsche Kriegsrüstung zu Ende geführt, und Kaiser Franz Joseph war es diesmal gewesen, der die in dem alten Welfenblute auflebende Sehnsucht des Herzogs nach kriegerischer Betätigung durch vorzeitigen Friedensschluß bitter enttäuscht hatte. Und da es sich diesmal um einen Krieg mit dem alten Erbfeinde jenseits des Rheins gehandelt hatte, war das Leid, das ihm 1859 zugefügt wurde, sogar noch größer als das von 1850. Von einer Voreingenommenheit für eine der beiden deutschen Großmächte ließ sich seitdem bei Herzog Wilhelm nicht die leiseste Spur beobachten. Mit gleichen deutschkameradschaftlichen Gefühlen interessierte er sich für die preußischen und österreichischen Offiziere. Beide zugleich an seiner Tafel zu sehen war ihm eine besondere Freude, an welcher teil zu nehmen auch mir in den Jahren von 1861 bis 1866 namentlich in der Weihnachtszeit oftmals beschieden gewesen ist. Bei den militärischen Meldungen, die er stets gern entgegennahm, ließ der hohe Herr die Verehrung, welche er dem Könige Wilhelm zollte, stets in wohltuendster Weise kund werden.

Von den hannoverschen Manövern hielt er sich seit 1858 fern, 1863 ließ er seine Truppen ganz für sich üben und 1865 verharrte er in Sibyllenort, während er seinen Truppen nur gestattete, an zwei Tagen den Übungen der Hannoveraner bei Hildesheim beizuwohnen. Diese vermieden es in letzter Zeit nicht genugsam, sich in die Rolle des glücklichen Erben hineinzudenken und des Herzogs Untertanen schon bei dessen Lebzeiten als die ihrigen zu behandeln. Sogar die kurzen zwei Manövertage, an denen ihnen der Herzog die Gegenwart seiner Truppen gegönnt hatte, benutzten sie zu politischen Demonstrationen in diesem Sinne. So kam das Entscheidungsjahr 1866 heran.

In der entscheidenden Sitzung des Bundestages am 14. Juni ließ der Herzog den Vertreter Braunschweigs gegen Österreich stimmen. Durch diesen bedeutungsvollen Entschluß trennte sich Herzog Wilhelm von seinem hannoverschen Vetter. Dessen Zumutung, die braunschweigischen Truppen zur hannoverschen Armee bei Göttingen stoßen zu lassen, lehnte er entschieden ab, allerdings dann auch zunächst ebenso entschieden die Teilnahme am Kriege gegen Österreich. Aber der Gedanke selbständiger Neutralität war wohl nur ein momentanes Auflodern der Erinnerung an seines glorreichen Vaters selbständigen Kriegszug. Zum Heile des Landes ließ er ihn fallen, und nach der Schlacht bei Königgrätz entschloß er sich zur Teilnahme am Kriege gegen Österreich.

Schon aus diesen wenigen Zügen ergibt sich ein Bild eines Fürsten, der seiner Zeit volles Verständnis entgegenbrachte.

Wenn man in Betracht zieht, daß der Segen seiner Regierung in ganz überwiegender Weise auf dem Gebiete der inneren Politik erwachsen ist, so wird man um so mehr mit Befriedigung davon Notiz nehmen, daß Herzog Wilhelm auch da, wo er sich in der auswärtigen Politik betätigen konnte, eigentlich stets auf der Seite gestanden hat, wo Heil zu erwarten war für das deutsche Vaterland.

H. Meier.

Der Klub zum schiefen Ständer.

(Fortsetzung.)

Die drei ersten Jahre sind offenbar die Glanzperiode des schiefen Ständers gewesen, namentlich das Jahr 1823 war eins der glücklichsten. Im Frühjahr dieses Jahres wurde für die Abgebrannten in

Oels eine Vorstellung mit Gästen und Damen veranstaltet, im Sommer fand eine gemeinschaftliche Harzreise zu Wagen statt, deren Erlebnisse dann dem Stifter erwünschte Gelegenheit zu humorvoller Poesie darboten, und besonders erregte der Regierungsantritt des Herzogs Karl große Freude[1]), die wiederum in einem Feste mit Damen und Gästen am 15. November 1823 gipfelte. Wehmütig berührt es uns heute, wenn wir erfahren, daß damals gesungen ist:

Wir nehmen die klingenden Gläser zur Hand
Und füllen sie bis an den blinkenden Rand
Mit feurigem Safte der Reben;
Und preisen dich glücklich o Vaterland,
Dem wieder ein köstliches Gnadenpfand
Der himmlische Vater gegeben.
Wir haben das Zeichen, vom Himmel gesandt,
Im jugendlich blühenden Fürsten erkannt.
Ja! Carl, der Beglücker soll leben!

Der Schluß des Jahres 1823 brachte dann nochmals eine Veranstaltung zur Milderung der Not Abgebrannter, diesmal einer näher liegenden Gemeinde, des Dorfes Büddenstedt.

Das Jahr 1824 brachte im Frühjahr nochmals ein Fest mit Damen bei Gelegenheit der Gastspiele der Madame Amalie Neumann. Hatte man sich im Herbst 1822 bei Anwesenheit Ludwig Devrients noch damit begnügt, ihn zum Ehrenmitgliede zu ernennen, weil er, wie es im Ehrendiplom heißt, „den Beweis geliefert hatte, daß er als Liebling der göttlichen neun Musen mehr wie jedes andere Menschenkind der Aufnahme unter die irdischen Neununddreißig Musen wert und würdig sei“, so sah man diesesmal die Gefeierte im schiefen Ständer einkehren und begrüßte sie daselbst als Thalia. Eine Fahrt nach Wolfenbüttel auf Bodes Rat zur Besichtigung der Bibliothek und eine Tour nach dem grünen Jäger boten dem Stifter abermals reichen Stoff zu unübertrefflicher Poesie, die er indessen selbst nicht hoch einschätzte. Denn als im Herbst 1824 Geitel an das Landgericht nach Wolfenbüttel versetzt wurde, ließ er den Cantor Bürger klagen:

Beschränkt sind wir auf Gerbers Fritz
Und auf des Stifters schlechten Witz,
Auf den man gern verzichtet.

Schon längere Zeit hatte sich die Unzulänglichkeit des Gartenhauses am Wendenwalle erwiesen und man löste den Mietskontrakt zu Ostern 1825. Der Neubau eines eigenen Hauses schwebte dem Stifter als wünschenswertes Ziel vor. Durch Aktien von je 10 Tlr. sollten die Musen die Baukosten decken. Auf einige Musen, die mit Glücksgütern gesegnet waren, hatte er besonders gerechnet, und Gerber reimte:

[1]) Diese Freude wurde gesteigert durch die Befriedigung über das Aufhören der Vormundschaft:
„Das englische God save the King
Lag nicht in unsern Kehlen.“

Muse Schmidt
Graßau bitt',
Und daß Löbbecke zutritt,
Jorns ist da
Graberg ja
Bod' und Mahner nah.
Grabenhorst und Wiedemann,
Wegner — Alle krieg Du d'ran!
Stifter schau —
Mir vertrau,
Dann gelingt der Bau.

Indessen Fritz Löbbecke brachte durch seinen Widerspruch dies Projekt zum Scheitern, und es ist höchst charakteristisch, wie sich der Stifter in dieser schwierigen Situation verhielt. Erst griff er den Gegner unter der Maske des Kantors an, dann trat er ohne Maske gegen solche Verunglimpfung in die Schranken. Was er bei dieser Gelegenheit zur Ehrenrettung Löbbeckes vorbrachte, verdient aufgezeichnet zu werden!

Denk auch der Zeit, wo wir in fremden Banden,
Wo uns're Künste mit den Zöpfen schwanden,
Wo alle, die hier beides cultivirten,
Ein elend jammervolles Leben führten:
Wie war er da zu helfen unverdrossen!
Nur Mitleid war's, daß er die Flöte bließ,
Und Mitleid nur mit seinen Hausgenossen,
Daß er es später bleiben ließ.

Es ist Wegners Verdienst eine Lösung der Frage dadurch herbeigeführt zu haben, daß er einen Garten auf dem Petriwalle beim Petriwehr, Bierbaums Insel gegenüber, in Vorschlag brachte, den man zu Ostern 1825 für 300 Tlr. ermieten konnte, wo ein ausreichend geräumiges Haus soeben im Bau begriffen war. Dieser zuletzt vor seiner Aufteilung Herrn Iken gehörige große Garten[2]) war damals Eigentum des Kunstmeisters Friedrichs. Für die Beschaffung eines eigenen Mobiliars kam dann die Idee des Stifters, die Musen zu Aktionären zu machen, wenn auch im beschränkten Maße doch noch zur Ausführung. Als Ökonomin wurde die Witwe Dreyer, als Klubdiener der Leineweber Eduard Hesse angenommen. Daß die finanzielle Fundierung des Unternehmens besonders aussichtsvoll gewesen wäre, wird sich kaum sagen lassen. Die Mitgliederbeiträge von 8 Taler jährlich reichten zwar zur Bezahlung der Miete, ließen aber doch nicht viel zu der Tilgung der Aktien und den sonstigen Ausgaben übrig. Einstweilen jedoch sah man voller Hoffnung

[2]) Jetzt Inselwall 4, 5 und 6. Er grenzte östlich an den Garten, in dem Ludwig Witting die Villa mit der Inschrift „Hoc erat in votis“ erbaut hat, westlich an den großen Eckgarten am neuen Petritore (den Dreyerschen), in dessen östlichem Teile später die Turnhalle lag. Der Garten des schiefen Ständers war von der Neustadtmühle her durch eine Sackgasse zu erreichen, wo jetzt die Okerstraße sich befindet. Dort lag unter Nr. 3082 ein Haus, an der Neustadtmühle Nr. 3, nahe der Lessingloge.

in die Zukunft, und Ribbentrop konnte beim dritten Stiftungsfeste im Dezember 1824 sagen:

Wenn Zwietracht auseinanderriß,
Was Freundschaft eng verbunden,
Sei ferner von dem letzten Schiß-
ma unter uns hier ganz gewiß
Auch jede Spur verschwunden.

So sind denn die Musen Ostern 1825 in ihren neuen Parnaß[1]) eingezogen und haben dort noch 14 Jahre eine in vieler Hinsicht beneidenswerte Geselligkeit gepflegt. Die erste wesentliche Veränderung der Mitgliederschaft trat im Frühjahr 1826 ein, als das Nationaltheater in ein Hoftheater umgewandelt wurde. Bei dieser Gelegenheit verließen Gerber, Meck, Bachmann, Metzner, Haake und Henkel Braunschweig, und noch weitere 4 Mitglieder des Nationaltheaters, wenn sie auch vom Hoftheater jetzt oder später übernommen worden sind, wurden dem schiefen Ständer entfremdet: Cornet, Würtemberger, Günther und Wehrstedt. Auch der Musikdirektor Bäsecke schied aus und der Organist Osthoff, so daß der Ausfall an ausübenden Künstlern ein recht erheblicher war. Dieser Ausfall zwar ließ sich ersetzen. Schwer aber traf den schiefen Ständer am 20. Juni 1827 der Tod seines Stifters. Geitel dichtete bei diesem Vorfall ein Trauerlied, welches am Abend des Begräbnistages nach der Melodie: „Wie sie so sanft ruh'n" gesungen wurde:

Herber, gerechter Schmerz
Füllet jetzt unser Herz:
Er ist nicht mehr!
Traure du Ständerband,
Daß er dem Vaterland
Ach sich so früh entwand!
Er ist nicht mehr!

Und seiner Lyra Klang,
Die uns die Freude sang,
Ist nun verhallt!
Das ist des Schönen Loos,
Daß es der Erde Schoß
Himmelan, fessellos
Flüchtig entwallt!

Doch wie der Sterne Pracht
Sich durch die dunkle Nacht
Herrlich ergießt:
So blitzt der Strahlenkranz,
Der ihn in lichtem Glanz
Droben im Sphärentanz
Leuchtend umfließt.

Ribbentrops Tod war für den Klub ein großer Verlust. Seine Begabung zur Leitung einer derartigen Gesellschaft war zweifellos eine ganz hervorragende. Seine Poesien tragen etwas stark den Stempel des Junggesellentums und eignen sich durchaus nicht dazu, weiteren Kreisen mitgeteilt zu werden, man kann sich aber wohl vorstellen, welchen Beifallssturm sie bei ihrem ersten Erscheinen hervorgerufen haben. Voraussetzung dafür war allerdings die in diesen Kreisen damals herrschende gute Sitte, sich gegenseitige Neckereien nicht übel zu nehmen, wenn nur die Form eine witzige war[2]).

Ribbentrops älterer Bruder folgte ihm schon nach wenigen Monaten und der Kantor Bürger überlebte ihn nur zwei Jahre. Außer diesen 3 Toten verlor der schiefe Ständer noch 5 Mitglieder durch Veränderung des Wohnsitzes und andere Verhinderungen: Graberg, Petri[3]), Hoffmeister[4]), Telgmann[5]) und Wegener[6]). So betrug der Verlust an Mitgliedern bis 1829 zwanzig Musen. Siebenundzwanzig Neue traten an ihre Stelle. Am wichtigsten bei der Eigenart des Klubs und dem unverhältnismäßigen Abgange war der Eintritt von 7 Vertretern der Kunst. Die Bühnenkünstler wurden nur in geringer Zahl hinzugezogen: Marr[7]), Schütz[8]) und Größer[9]). Dagegen war die Musik durch 4 Musen vertreten, darunter zwei der berühmten vier Gebrüder Müller[10]), der Kapellmeister Christoph Gottlob Wiedebein[11]) und der Organist Kloß. Von den eintretenden 20 Nichtkünstlern hielten sich Beamte, einschließlich Offiziere, und Kaufleute genau die Wage; aber die Offiziere überwogen erheblich die sonstige Beamtenschaft. Von letzter traten nur ein der Forstmeister v. Praun[12]), der Regierungsrat

[1]) Eine Abbildung des Hauses zeigt ein aus der Stobwasserschen Fabrik hervorgegangener Präsentierteller.

[2]) Neben Ribbentrop und Geitel haben in der Zeit bis 1827 Gerber, Wiedemann, Grabenhorst, Wolf I, einmal sogar die Klubwirtin Madame Wilhelms und ein Meßfremder aus Leipzig, der Kaufmann und Ratsherr Limburger, Gedichte für den Klub geliefert.

[3]) Diese beiden Hofräte verließen den Staatsdienst und die Vaterstadt wohl in Folge der 1827 und 1828 immer unerträglicher werdenden inneren Verhältnisse. Sonst vermelden die Ueberlieferungen des Ständers nichts dergleichen; denn, daß der Kantor einmal den Hofmarschall v. Kalb mit einem Herrn aus des Herzogs Umgebung verwechselte, wird man nicht dahin rechnen wollen. Man vermied alle Politik.

[4]) Nach Wolfenbüttel versetzt.

[5]) Uebernahm die Wirtschaft auf der Masch.

[6]) Trat mit 55 Jahren in den Ehestand; außerdem hatte ihn seine Vorliebe für den Bartelsschen Garten vor dem Petritore dem Ständer entfremdet.

[7]) Heinrich Marr, geb. 1797 zu Hamburg, † 1871 daselbst. Darsteller der Shylock und Mephisto.

[8]) Joh. Nic. Erdmann Schütz, geb. 1788 † 1868. Trat zuerst 1821 als Don Carlos auf.

[9]) Adam Größer, Opernsänger.

[10]) Der zweite und der jüngste. Erster, geb. 1797 † 1873, der Konzertmeister Carl Müller, letzter der Musikdirektor Georg Müller, geb. 1806 † 1855 als Kapellmeister, dessen Witwe, geborene Lüttge, die Müllersche Pension hatte.

[11]) Geb. 1779 zu Eilenstedt † 1854, seit 1828 Kapellmeister.

[12]) Georg v. Praun, Sohn des Oberforstmeisters August Ernst v. P. zu Walkenried, 1828 Oberjägermeister, Forstmeister in Braunschweig bis 1857.

Kuntzen[1]) und der Berghandlungs-Kommissär Franz du Pré[2]). Die Offiziere waren durch die 4 Majors Graebe[3]), v. Bülow[4]), Morgenstern[5]) und Bause[6]), durch den Hauptmann v. Brömbsen[7]), den Rittmeister v. Praun[8]) und den Premier-Leutnant Rischmüller[9]) vertreten. Die Reihe der Kaufleute eröffnete Dietrich Wilhelm Krause[10]), der Begründer des Hauses Salve hospes. Es folgen: Gerhard Krause[11]) vom Hagenmarkte, Johann Gottlieb Hauswaldt[12]), Bruder des Christian, Johann Friedrich Degener[13]) vom Damme, Julius Degener[14]) vom Wollmarkte, die Weinhändler Heinrich Friedrich Rudolf Rittmeyer[15]) und Johann Franz Rönckendorf[16]), der Tuchfabrikant Heinrich Haßlicht[17]), der Seidenhändler Eduard Schaade[18]) und der Kaufmann Wilhelm Gottfried Busse[19]) von der Schuhstraße.

So konnte denn der schiefe Ständer im Dezember 1829 sein achtes Stiftungsfest mit 49 Mitgliedern feiern und auch während der letzten 10 Jahre hat es ihm niemals an Teilnehmern gefehlt. Er verlor in diesem Zeitraume 7 Mitglieder durch den Tod[20]) und 17 aus anderweitigen Ursachen; dafür gewann er aber auch 36 neue Mitglieder, von denen wenigstens 27 ihm bis zuletzt treu geblieben sind, so daß er 1839 mit 52 Mitgliedern dastand.

Bei dem letzten Zuwachs des schiefen Ständers trat das militärische Element immer mehr in den Vordergrund: Vier Stabsoffiziere, vier Hauptleute und vier ganz junge Offiziere des Husaren-Regiments wurden aufgenommen. Es waren die Majors Metzner[21]), v. Förster[22]), v. Rosenberg[23]) und v. Specht[24]), die Hauptleute Rudolph[25]), Haberland[26]), Ahrberg[27]) und Dormeyer[28]) und die Second-Leutnants v. Walbeck[29]), Thomas[30]), v. Strombeck[31]) und

[1]) Karl Heinr. K., geb. 1778 † 1855. Zur westfälischen Zeit Kontrolleur der indirekten Steuern in Braunschweig, dann K. Preuß. Regierungsrat.

[2]) Geb. 1792 † 1862. Sohn des Stallmeisters am Carolinum.

[3]) Karl Graebe, geb. 1776 zu Rinteln. Major vom 7. 1. 1814, 1829 Oberstleutnant, 1848 a. D, † 1849.

[4]) Hans Christian Otto v. B., geb. 3. 7. 1784 † 1869. 1806 a. D., 1814 als Cap. wieder angestellt, 1833 schon a. D.

[5]) Franz Morgenstern, geb. 1787 † 1869, Sohn des Hauptmanns Karl Frdr. M., 1804 Fähnrich in altbraunschweigischen Diensten, Kapitän in westfälischen Diensten, 25. 11. 1813 in Br. als Lt. wieder angestellt, Major v. 21. 10. 1830, 1845 Oberst.

[6]) Friedrich Ludwig August Bause, Sohn des Regiments-Chirurgen Johann Karl Bause, geb. zu Mastricht während des Patriotenkrieges 1789 † 1867. Trat 1806 in französische, später in westf. Dienste. 1813 in Br. angestellt. Major vom 30. 4. 1831 und Flügeladjutant des Herzogs Wilhelm. Geadelt 1854. Zuletzt Generalleutnant.

[7]) Adolf Otto v. Brömbsen, geb. 1791 zu Lübeck, 1809 als K. Pr. Fähnrich in das schwarze Korps eingetreten. Hauptmann vom 8. 3. 1815, † 1876 als Oberstleutnant a. D.

[8]) Ferdinand v. Praun, geb. 1794 † 1846, Sohn des Oberforstmeisters zu Walkenried. Rittmeister vom 27. 1 1825.

[9]) 1832 a. D. zu Thedinghausen.

[10]) Geb. 1773 † 1845, Sohn des Senators Konrad Wilhelm K.

[11]) Geb. 1779 † 1838, Sohn des Kaufmanns Dietrich Gerhard K. Das Geschäftshaus dieser Familie war von 1688 bis 1829 am Hagenmarkte Nr. 2104.

[12]) Geboren 1789

[13]) Geb. 1772 † 1846, Sohn des Kaufmanns Joh. Frdr. D. Besaß den jetzigen Saalbau.

[14]) Geb. 1782 Sohn des Joh. Frdr. D Wollmarkt Nr. 1204.

[15]) Geb. 1773 † 1846 in Firma Rittmeyer und Abeken, Hagenmarkt Nr. 2401. Sohn des Brauers Caspar Ludwig R., Vater des Obersten.

[16]) Johann Franz R., der dritte gleichen Vornamens. Geb. 1771 † 1840. Pächter des Weinkellers im Altstadt-Rathause, Bruder des Besitzers des Hotel d'Angleterre.

[17]) Geboren 1787 † 1836, Sohn des Kaufmanns, Tuch- und Zeug-Fabrikanten Caspar Heinrich Christian H., Vater des späteren Kommerzienrats Ferdinand Haßlicht Nickelnkulk Nr. 1241 im jetzt du Roischen Hause.

[18]) Sohn des Heinrich Jacob Schaade, Begründers des jetzt Götteschen Geschäfts.

[19]) In dem jetzt abgebrochenen, später Herbstschen Hause Nr. 175, Ecke der zur Stephanstraße ausgebauten Twete.

[20]) Geitel, Leuterding, v. Münchhausen I, Gravenhorst, Karl Krause, Grabenhorst und Haßlicht.

[21]) Ferdinand Metzner, geb. 9. 6. 1789 zu Achim. Altbr Offz. 1808 Lt. in Westf. Diensten, 5. 12. 1813 in Br. wieder angestellt. Major vom 25. 12. 1813. 1839 Oberstleutnant z. D.

[22]) Maximilian v. Förster, geb. 1786 zu Bojanowo. 1809 Leutnant im schwarzen Korps. Major vom 4. 7. 1826. † 1865 als Major a. D.

[23]) Friedr. Karl v. Rosenberg, geb. 1788 zu Wolfenbüttel. Altbr. Offz. 1808 a. D. 13. 11. 1813 in Br. als Kpt. wieder angestellt. Major vom 1. 11. 1828.

[24]) Karl v. Specht, geb. 29. 9. 1793 als Sohn des späteren Oberstleutnant Frdr. Anton v. Specht. 1806 Fähnrich in altbraunschweigischen Diensten, dann bei den Westfalen, 4. 4. 1814 Br. Kapitän, 20. 10. 1830 Major, 1842 Oberstleutnant und Regiments-Kommandeur, 1845 Oberst, 1848 Truppenführer in Schleswig-Holstein, als Kammerherr, 1877.

[25]) Regiments-Zahlmeister. Patent vom 2. 5. 1814.

[26]) Karl Haberland, geb. 1788 zu Zellerfeld, † 1869 als Major a D. Trat 1809 in das schwarze Korps. 1814 Leutnant, 3. 7. 1820 Hauptmann, Vater des Generalmajors z D. Ferdinand Haberland.

[27]) Karl Theodor Ahrberg, geb. 1791 † 1854. Premier-Leutnant vom 10. 5. 1815. Zuletzt Major und Kommandant des Kadetten-Instituts.

[28]) Johann Heinrich Ludwig Dormeyer, geb. 1795 zu Wolfenbüttel, † 1867 zu Braunschweig als Platzmajor. 1814 Korporal. Premier-Leutnant vom 20. 4. 1825. 1832 Regiments-Adjutant des Husaren-Regiments, 1833 Platzadjutant.

[29]) Karl v. Walbeck, geb. 1811, † 1893 als Landstallmeister. Offizier vom 25. 4. 1832. Vater des jetzigen Landstallmeisters.

[30]) Moritz Thomas, Second-Leutnant im Husaren-Regiment Patent vom 1. 2. 1834.

[31]) Christian v. Strombeck, geb. 1811, Sohn des bei Quatrebras gefallenen Majors Joh Heinr. Theod. v. Strombeck. Offizier vom 24. 4. 1836. Zuletzt Kommandeur des Husaren-Regiments.

v. Daehne[1]). Zehn Kaufleute traten hinzu: Theodor Zimmermann[2]), Wilhelm Dommerich[3]), Johann Friedrich Haase[4]) von der Sonnenstraße, Gottfried Meyer[5]) vom Damme, Ludwig Witting[6]), J. C. Meinecke[7]) von der Breitenstraße, Karl Bohnstedt[8]) vom Altstadtmarkte, Karl Schmidt[9]), Karl Giebel[10]) vom Steinwege und ein Partikulier Dohren. Von den hinzutretenden Künstlern sind besonders hervorzuheben der Kapellmeister Albert Methfessel[11]) und der dritte der vier Gebrüder Müller, der damalige Musiklehrer, spätere Kammermusikus Theodor August Müller[12]), dann als eine ganz neue Spezies, ein Vertreter der bildenden Künste, der Theatermaler Karl Weiß[13]). Die neuen Bühnenkünstler waren Pöckh[14]) und Schmezer[15]), Fischer[16]), Kettel[17]) und Cramolini[18]).

Unter den neuerdings in den schiefen Ständer aufgenommenen Beamten stehen zwei Militärärzte an der Spitze: der Oberstabsarzt Dr August Pockels[19]) und der damalige Bataillonsarzt, Begründer des Blindeninstituts Dr Heinrich Wilhelm Ludolph Lachmann[20]). Zwei waren vom Steuerfache: der Königlich Hannoversche Steuerdirektor Georg Hüpeden[21]), der in Folge des 1834 mit Hannover geschlossenen Steuer-Vereins als Delegierter in Braunschweig wohnte, und der Steuersekretär Karl Herman Melsheimer[22]). Von eigentlichen Juristen wurden nur 2 aufgenommen: der damalige Kammersekretär und Kammerjunker Liborius Ludwig Karl v. Münchhausen[23]), der Sohn des unter den ersten 39 Musen genannten Majors und Oberhofmarschalls, 1847 Kammerherr und seit 1858 Hoftheater-Intendant, Vater des jetzigen Zeremonienmeisters, ferner der Advokat und Notar Dr jur. Albert Geitel[24]), ältester Sohn des Erzpoeten, der leider schon 1834 seinem zwei Jahre früher verstorbenen Vater im Tode nachfolgte.

An künstlerischen Leistungen und Darbietungen blieb der schiefe Ständer auch nach Ribbentrops Tode nicht zurück. Namentlich an musikalischen Kräften erster Größe war er nicht ärmer geworden. Die Gebrüder Müller gaben ihm im Gegenteil eine erhöhte Anziehungskraft. Theatralische Aufführungen unter Beteiligung nicht zunftmäßiger Darsteller fanden namentlich bei Hochzeiten der Mitglieder bis in die dreißiger Jahre hinein statt. Auch das Gelegenheitsgedicht trat noch in Erscheinung. Schütz und Marr versuchten es darin dem Stifter nachzueifern. Besonders Schütz hat sich redlich bemüht; aber die Urkraft des Genies blieb ihm versagt. Auf alle Fälle blieb der schiefe Ständer bis spät in die Dreißigerjahre eine Stätte anregenden Verkehrs. Die Gründe seines schließlichen Unterganges liegen auf rein materiellem Gebiete. Wenn auch die halbe Flasche Wein nur fünf Gutegroschen kostete und die Kosten des gemeinschaftlichen Abendessens sich mit acht Gutengroschen erschwingen ließen, so brachten es dennoch die veränderten Zeitverhältnisse mit sich, daß manchen solche Ausgaben unter Hinzurechnung des Jahresbeitrages von 8 Talern zu teuer erschienen. Es war die Zeit, in der, wie Hänselmann sagt, „der Viertisch seine Kulturmission antrat", und wo es „der geschichtliche Beruf jenes Fluidums aus Bayern wurde, die Dämme, hinter denen sich die Menschen verkrochen hatten, zu überfluten und niederzureißen." Auch die topographische Entwickelung Braunschweigs seit dessen Entfestigung spielte wohl eine Rolle. Der Luxus einer eigenen Häuslichkeit auf dem Walle ließ sich kaum noch erschwin-

[1]) Hugo v. D., Sohn des Obersten. Sec.-Lt. im Husaren-Regiment. Patent vom 25. 4. 1836.

[2]) Geboren 1811 als Sohn des Kaufmanns Joh. Chrph. Friedrich Michael Zimmermann. Das Geschäftshaus befand sich Sack Nr. 11.

[3]) Geb. 1805 als Sohn des Kaufmanns Georg Ludwig Dommerich. Das Geschäftshaus befand sich an der Ecke der Reichenstraße und Hagenbrücke. Er besaß Villa und Garten auf dem Zuckerberge.

[4]) Geb. 1811 als Sohn des Kaufmanns Gottfried Ernst Haase. Besaß das Geschäft, welches jetzt unter der Firma Günther und Gelbke betrieben wird.

[5]) Geboren 1799 als Sohn des Kaufmanns Franz Christian Meyer. Das Geschäftshaus befand sich Nr. 2144 neben dem Saalbau. † 1867.

[6]) Geb. 1800 als Sohn des Kaufmanns Ernst Franz Witting. Vater des kürzlich verstorbenen Herrn Ludwig Witting.

[7]) Kolonial- und Fettwarenhandlung en gros, Speditions- und Kommissionsgeschäft. Nr. 886, Breitestraße 21.

[8]) Galanterie-, Bijouterie- und Parfümeriewaren-Handlung en gros und en detail von Johann Gottfried Bohnstedt sen. und Karl Bohnstedt jun. Vorgänger des Geschäfts von „Knopfmeyer" neben den Siebentürmen, Nr. 94.

[9]) Besaß ein Geschäft, wo sich jetzt die Papierhandlung von Fischer befindet. Nr. 2773.

[10]) Geb. 1793 † 1843, Sohn des Kaufmanns Joh. Heinr. Matthias Giebel. Steinweg Nr. 1926 neben dem jetzigen Central Hôtel (jetzt Bruns).

[11]) Geb. 1785 † 1869. Geboren zu Stadtilm. 1832 in Braunschweig angestellt. Siehe Allg. Deutsche Biographie.

[12]) Geb. 1803 † 1875, Sohn des Kammermusikus Aegidius Müller aus Görsbach bei Nordhausen, der 1841 in Braunschweig gestorben ist.

[13]) Seit 1828 am Hoftheater.

[14]) Joseph Pöckh, geb. 1804 † 1869. Opernsänger. Trat zuerst 1837 in Braunschweig als Jäger im Nachtlager auf.

[15]) Friedrich Schmezer, geb. 1807 zu Wertheim a/M. Opernsänger. Trat zuerst 1836 in Braunschweig als Zampa auf.

[16]) Seit 1837?

[17]) Georg Kettel, Schauspieler. Trat 1826 zuerst als Hamlet auf.

[18]) Ludwig Cramolini, Opernsänger, seit 1837

[19]) Geb. 1791 zu Einbeck als Sohn des Braunschw. Hofrats. † 1840.

[20]) Sohn des Pastors zu St. Andreas, Stiefbruder des berühmten Philologen Geb. 1801.

[21]) Schwager des Forstmeisters v. Praun.

[22]) Wohl ein Sohn des 1829 verstorbenen Kammerrats Joh. Georg M

[23]) Geb. 1805. War 1826 Auditor beim Distriktsgericht in Braunschweig.

[24]) Geboren 9. 10. 1804 † 7. 2. 1834, der älteste Bruder des späteren Forstmeisters Karl Geitel.

gen. Vor den Toren hatten sich Wirtsgärten aufgetan, die dem schiefen Ständer Abbruch taten. Schon 1824 hatte Ribbentrop mit Sorgen bemerkt, daß Wegner lieber nach Bartels Garten als zum Ständer wanderte. Ähnliches bewirkte der große Klub[1]), in welchem damals, wie Hänselmann nach mündlicher Überlieferung[2]) berichtet, Zuckerwasser das kanonische Genußmittel war. Alles in Allem: der schiefe Ständer hatte eine genügende Anzahl Mitglieder; aber ihr Besuch war kein so regelmäßiger mehr, daß die Ökonomin auf ihre Unkosten kam. Sie machte Schulden, und es gab kein Mittel, dieses Übel zu beseitigen, als die Auflösung des Klubs.

Am 16. März 1839 wurde einstimmig[3]) beschlossen, das ganze nach völliger Abzahlung der Aktien zum Eigentum der Gesellschaft gewordene Inventarium (Mobilien und Gerätschaften) zu Gunsten der Witwe Dreyer meistbietend zu verkaufen mit Ausnahme von 6 Stühlen. Damit hatte es folgende Bewandnis. Der langjährige Diener des schiefen Ständers, Leinewebermeister Eduard Hesse, der „mit dem Schiefen gleichsam schief und alt geworden, den die Musen zum Gesellen und Meister, auch, wenn man will, zum Ehemanne und pater familias, alles successive, promoviert haben, trauert an der Todtenbahre des S. S. und wünscht sich als Andenken an den Seligen 1/2 Dutzend Stühle, gleichsam als Sterbegewand zur Begräbnisfeier; kann er auch seinen Leib damit nicht kleiden, so kann er doch unstreitig auf diesen 6 Stühlen sich ausruhen von den in S. S. Angelegenheiten gehabten Beschwerden, sodann auch vielleicht der ihm nunmehr entrückten Fleischtöpfe Egyptens lebhafter sich erinnern." Es wurde ihm votiert, 6 Stühle aus dem der Witwe Dreyer zum unbeschränkten Eigentum zu überweisenden Ständer-Inventario, nach eigener Wahl und sachgemäßer Einsicht, als ein nach dem Testamente des S. S. ihm zugebilligtes Prälegatum, vorweg zu nehmen.

Schließlich wurde Herr Morgenstern, „der Menschenfreund", gebeten, der Auktion, aus Menschenliebe, zu assistieren.

Am 6. April 1839 fand ein Abschiedsmahl statt. Hierbei beschlossen einige Mitglieder, sich acht Tage darauf „bei dem Herrn Büschoff auf der Masch einzufinden, um daselbst einen neuen, wenn auch keinen schiefen, doch einen wandernden, ambulanten, peripatetischen Ständer zu stiften, konnten jedoch nur über eine einzige Grund-Bedingung völlig einig werden, darin bestehend, daß überall keine Abgaben erhoben werden sollen. Ein ansprechenderes Grundgesetz dürfte kaum auszumitteln sein."

Diese Verbindung wird wohl nicht von dauerndem Bestande gewesen sein, ist aber bezeichnend für eine neue Form von Geselligkeit. Ihre Spuren lassen sich bis auf den heutigen Tag im „Kleiderseller" und in manchen Kegelgesellschaften verfolgen, in denen Humor und Frohsinn sich fortgepflanzt haben, ähnlich wie sie der schiefe Ständer seiner Zeit gepflegt hat.

[1]) Schon 1825 wird geklagt, daß Johannes Schmidt statt in den schiefen Ständer in den „Wachsklub" ginge, 1826 waren Mahner und Grabenhorst daselbst eingetreten. Letzter war 1828 in dessen Vorstande und verleitete sogar das standhafteste Ständermitglied Wolf I zum Eintritt. 1832 war Grassau Präsident des großen Klubs.

[2]) Die geschichtliche Überlieferung des Ständers bestätigt dies 1824, wo Karl Krause besungen wurde: „Man bringt Zuckerwasser, Er ist ja kein Prasser; —"

[3]) Nur Herr Grassau hatte Bedenken und vermeinte, es könnte nicht durch Stimmenmehrheit entschieden werden, wurde jedoch dahin belehrt, daß er den letzten Mitgliederbeitrag verweigert, folglich der Berechtigung zur Abstimmung sich begeben habe.

Bücherschau.

Otto Ernst, Lessing. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler [1905]. 78 S. kl. 8°. kart. 1 M. 50. A. u. d. T.: Die Dichtung, eine Sammlung von Monographien hg. von Paul Remer B. 35.

Ein mit warmer Liebe und vollem Verständnis geschriebenes eigenartiges Büchlein, in welchem der Verfasser den Dichter Lessing gegen die moderne Ästhetik, die einen Schiller verachtet und auch Lessing „den Dichterlorbeer ganz oder bis auf wenige Blättchen abgesprochen" hat, mit bestem Erfolge in Schutz nimmt, indem er in feinsinniger Weise und mit durchschlagendem Erfolge den hohen dichterischen Wert seiner drei Meisterdramen, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan des Weisen, in kurzen, treffenden Zügen aufweist. Niemand, der an den Werken unserer klassischen Dichter noch seine ungetrübte Freude hat, wird das Buch ohne innere Befriedigung aus der Hand legen.

Die **Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen** enthalten im 25. Hefte (Meißen, 1906) S. 34—78 einen Aufsatz des Geh. Studienrats Rektor Dr Peter: „G. E. Lessing und St. Afra," dessen erster, darstellender Teil aus der Deutschen Rundschau XXVI (1881) S. 366—88 hier wiederholt wird, während der zweite Abschnitt, der „das Urkundliche über G. E. Lessings Aufenthalt auf der Fürsten- und Landesschule St. Afra 1741—1746" bringt, aus dem Archive für Literatur-Geschichte X S. 285—308 hier übernommen ist.

Braunschweiger Sonntagsblatt. Nr. 1. J. Beste, Lebensbilder Braunschw. Stadtgeistlicher (41. Wilh. Gottlob Keittel). — 4. Otto Schütte, Braunschw. Volksdeutungen. — 6. Fr. Cunze, Christian Oberhey († 24. Dez. 1905.) — 8. Lagershausen, von der neuen St. Paulikirche. — 12. Otto Schütte, deutsche Vornamen. — 13. Gerlich, die evangelischen Gemeinden Braunschweigs (ihre Seelenzahl usw. betr.); Franz Hahne, Karl Söhle. — 19. Wilh. Gagelmann, der Vereinsgarten des evang. Männer- und Jünglingsvereins zu Br.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1906. Juni **Nr. 6.**

Neubau und Einrichtung des Vaterländischen Museums in Braunschweig.

Die Stätte, auf der vor Kurzem nach mannigfachen Wanderungen das Vaterländische Museum endlich ein bleibendes Heim gefunden hat, ist altgeschichtlicher Boden: sie begreift in sich vielleicht die ältesten und ehrwürdigsten Bauteile, die aus der reichen Vergangenheit unserer alten Stadt auf uns gekommen sind¹). Es sind, zum mindesten im Grundrisse erhalten, die Reste des ursprünglichen Baues des Ägidienklosters, das der letzten Brunonin, der Markgräfin Gertrud, der Schwiegermutter Kaiser Lothars und Urgroßmutter Herzog Heinrichs des Löwen, im Beginne des 12. Jahrhunderts seine Entstehung verdankte. Erhalten, wenn auch wohl aus etwas späterer Zeit herrührend, sind noch der östliche Teil des Kreuzganges, des einzigen romanischen, den wir in hiesiger Stadt, und des einzigen flachgedeckten (nicht gewölbten), den wir im Lande noch besitzen, und die daran stoßenden Räumlichkeiten, die als Kapitelsaal, Sprechsaal und Refectorium gedient haben werden und in ihren prächtigen Kapitälen und Säulenschäften das Zeugnis hoher Kunst und hohen Alters deutlich zur Schau tragen. Blieben diese Teile des romanischen Bauwerks bei dem späteren Umbau des Ganzen zu einem Gefängnisse, das die einzelnen Säulen in die Mauern der einzelnen Zellen schützend aufnahm, ganz vorzüglich erhalten, so ist der darüber liegende Raum, der zuerst das Dormitorium, den Schlafsaal der Klosterbrüder, enthielt, später vollständig umgebaut und jetzt zu einem einzigen großen

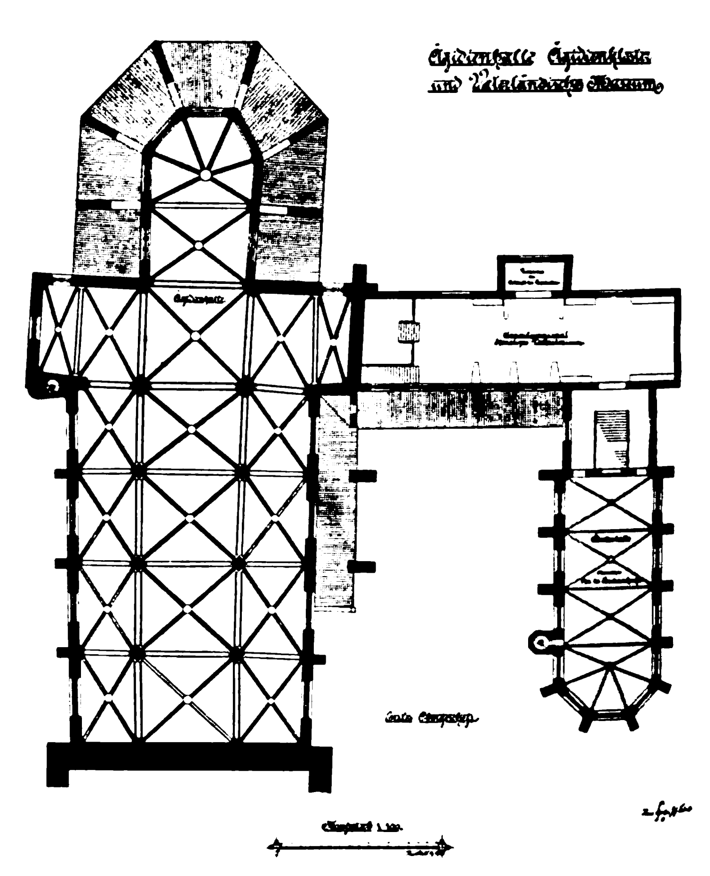


¹) Vgl. H. Pfeifer im Br. Mag. 1902 S. 130.

Saale umgestaltet. Die gotischen Fenster, die er nun trägt, sind selbstverständlich nicht die alten; sie sind der abgerissenen Paulinerkirche entnommen, deren schöner Chor im rechten Winkel zu dem östlichen Kreuzgange hier neu wieder errichtet worden ist[1]). Nur etwas hat man dabei dem neuen Zwecke Rechnung tragen müssen. Die Höhe der Fenster ist um einen Meter verkleinert und der ganze Raum in zwei Stockwerke geteilt, von denen das untere natürlich durch neu angelegte Fenster erhellt werden mußte, während das obere in etwas veränderten Verhältnissen die volle Schönheit des alten Baues getreu wiedergibt. Zwischen diesem Paulinerkirchenchore und den Klostergebäuden von St. Ägidien ist ein Neubau eingeschoben, der als Verbindungsraum und Treppenhaus verwandt wird und ebenfalls von der Paulinerkirche das Maßwerk der beiden Fenster erhalten hat.

Aus viel jüngerer Zeit als der östliche rührt der nördliche gotische Teil des Kreuzganges her, über den dann der stolze schwere Bau der Ägidienkirche hervorragt. In der Mitte des auf einer Seite jetzt freien Klosterhofes steht noch, im Mauerwerke gut erhalten, der alte Klosterbrunnen von 1473, von einer Kastanie beschattet. Die ganze Baugruppe übt trotz oder vielleicht gerade bei der verschiedenen Entstehungszeit der einzelnen Teile eine ebenso eigenartige wie stimmungsvolle Wirkung aus; man spürt unwillkürlich die Weihe der Vergangenheit, von hohen geschichtlichen Erinnerungen über dem Ganzen ausgebreitet. Nicht leicht könnte man für ein Vaterländisches Museum ansprechendere Räumlichkeiten finden, als sie hier günstige, mit Geschick ausgenutzte Umstände zur Verfügung gestellt haben.

Den Plan zu der Anlage dieses ganzen Baues wie zu der Ausführung seiner einzelnen Teile verdanken wir dem Geheimen Baurate Hans Pfeifer, der mit liebevoller Sorgfalt vom alten Ägidienkloster wie von der Paulinerkirche, was irgend möglich war, zu erhalten suchte, ohne dabei den praktischen Zweck, dem die Räume hinfort dienen sollten, aus den Augen zu verlieren, und der mit bestem Erfolge die neuen Teile, die die Verbindung zwischen den alten herzustellen hatten, diesen nach Möglichkeit anzugliedern und anzuschmiegen strebte. So ist mit Glück jedes störende Mißverhältnis vermieden und ein Ganzes geschaffen, das trotz der Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit seiner Teile doch einen einheitlichen harmonischen Charakter trägt. Treulich unterstützt haben Pfeifer bei Bewältigung dieser

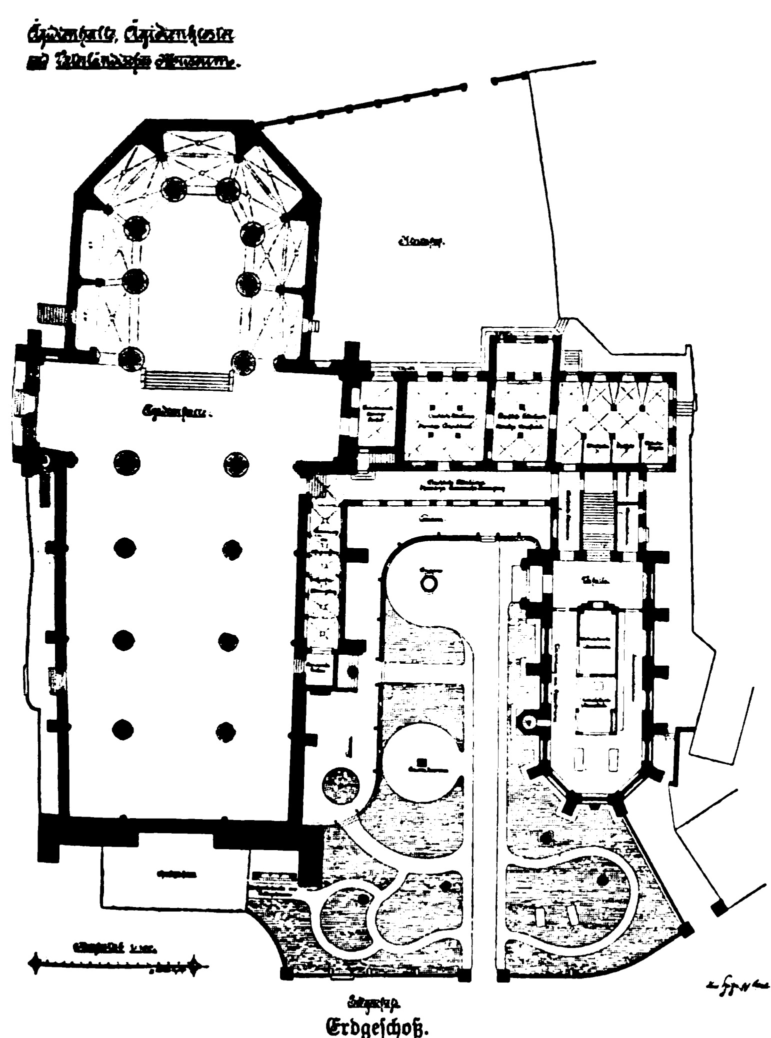


Oberes Stockwerk.

Aufgabe die Herzoglichen Regierungsbaumeister Albert Bierberg und Rudolf Schadt, die unter seiner Oberleitung die Ausführung im Einzelnen emsig überwachten. Auch die Werkmeister, die bei dem Bau tätig waren, haben zu seinem guten Gelingen nach Kräften beigetragen. Es wurde von der Firma Fröhlich und Baumkauff das Mauerwerk aufgeführt, an dem die Steinmetzarbeiten das Geschäft von Dellner und Hüser, die Bildhauerarbeit das von Friedrichs und Riecke (W. Bayern Nachf.) besorgten. Die Zimmerarbeiten wurden vom Hofzimmermeister Gerecke und Zimmermeister Heine ausgeführt, die Dächer vom Dachdeckermeister Mittendorf, die Deckenkonstruktion vom Hoflieferanten Maring, die Klempnerarbeiten vom Klempnermeister Kuhfahl, die Schlosserei vom Schlossermeister Bergert, die Tischlerei von den Tischlermeistern Löhr und Siedler, die Holzschnitzerei vom Bildhauer Gudehus. Die Glaserarbeit, wie insbesondere die zahlreichen gemalten Glasfenster, lieferte die Glaskunstanstalt der Ge-

[1]) Vgl. über die Paulinerkirche ꝛc. den Aufsatz Hans Pfeifers: „Das Fürstliche Zeughaus in Braunschweig und die Unterbringung des Vaterländischen Museums im Ägidienkloster daselbst“ im Br. Mag. 1902 S. 121—131.

brüder Fischer, während die Malerei der Innenwände in die bewährten Hände des Hofdekorationsmalers Adolf Quensen gelegt war. Die Anlage der Heizung rührt von den Gebrüdern Körting in Hannover her. Bei Aufstellung der Sammlungen wurde



Erdgeschoß.

dann insbesondere noch die Hülfe des Bildhauers Götting und des Tischlermeisters Büdcher in Anspruch genommen.

In die Räume, die von diesen vereinigten Kräften geschaffen und in stand gesetzt waren, mußten nun die Sammlungen des Museums so verteilt und aufgestellt werden, daß die einzelnen Abteilungen insgesamt je als ein Ganzes und dann wieder in ihren einzelnen Stücken übersichtlich und deutlich zur Anschauung kamen, daß Zusammengehöriges nicht getrennt, und die geschichtliche Entwickelung in allen Teilen nach Möglichkeit zur Darstellung gebracht wurde, daß dabei aber doch Alles zugleich einen gefälligen, harmonischen Eindruck machte und in den baugeschichtlich wertvollen Rahmen, dessen Charakter entsprechend, sich willig einfügte. Eine streng schematische Aufstellung war durch die letzte Rücksicht verboten. Es galt den geschichtlichen und den ästhetischen Forderungen, die hier beide volle Berechtigung hatten, in gleicher Weise gerecht zu werden. In der Lösung dieser schweren Aufgabe hat die leitenden Baumeister insbesondere Bankdirektor Walter unterstützt, nach dessen wohldurchdachtem Plane nicht nur die gesamten Waffen und Uniformen aufgestellt, sondern auch alle mehr dekorativen Gruppierungen von Sammlungsgegenständen ausgeführt wurden. Das war besonders im Treppenhause und hohen Chorraume der Fall, für die eine solche ausschmückende Tätigkeit vornehmlich erforderlich war.

Mußten nun die verschiedenen Abteilungen des Museums ihrem Wesen und ihrer Wirkung entsprechend in den Räumen angemessen verteilt werden, so bildete den gegebenen Platz für zahlreiche Gegenstände sogleich der mit Rasen und einigen Sträuchern bedeckte Vorhof des Museums, der schon nach der Straße hin durch ein gewissermaßen geschichtliches Denkmal abgeschlossen ist, das Gitter und die Pfeiler des alten Zeughauses am Bohlwege, die durch das gekrönte Monogramm L R auf ihren Spitzen auf ihren Erbauer, den Herzog Ludwig Rudolf (1731—35), hinweisen. In der Mitte des ganzen Platzes steht eine große Sandsteingruppe, den Raub der Proserpina darstellend, die, eine Nachbildung der von Girardin nach Bernini für Versailles geschaffenen Marmorgruppe, mutmaßlich aus dem Schloßgarten von Salzdahlum stammt und erst vor etwa einem Jahre auf einem Grundstücke an der Campestraße ausgegraben und vom Besitzer, Kaufmann Bernstein, dem Museum geschenkt wurde. Sie umgibt eine Probe des alten, jetzt fast ganz verschwundenen Braunschweiger Pflasters, das unter sachkundiger Leitung nach der sog. „Bremer Manier[1])" hier neu gelegt worden ist. In der Ecke des Gartens vor dem üppigen Epheu, das an der

[1]) Vgl. Br. Mag. 1903 S. 129.

Ägidienkirche emporrankt, ist ein interessantes Renaissancefenster aus Riddagshausen aufgestellt, das in reicher Umrahmung das Wappen des Abts Peter Windruwe († 1614) aufweist. Neben einer Anzahl alter Grabsteine, die großenteils hier aus dem Ägidienkloster stammen, erhebt sich auf der Rückseite des Turmvorsprunges der Kirche ein Beispiel der heimischen Holzarchitektur, das von einem Gebäude des 16. Jahrhunderts herrührt, welches vor einigen Jahren auf dem Hofe der Herzoglichen Kammer beseitigt wurde. Ihm reiht sich im Westen des gotischen Kreuzgangsteiles ein zweiter Fachwerkbau an, der von der alten, nun abgerissenen Kirche von Benzingerode stammt und besonders noch durch das alte Holzschloß und den schönen Türbeschlag bemerkenswert ist. Sonst füllen diesen Vorraum des Museums einige Kapitäle aus der Paulinerkirche, zwei niedrige horizontale Grabdenkmäler von sargartiger Form aus Benzingerode und zwei hochgerichtete für Vorfahren der Familie von Bause, die von dem Kirchhofe der reformierten Gemeinde hierher überführt worden sind. Unter den Architekturteilen, Wappen u. a., die überall am Erdboden und an den Mauerwänden angebracht sind, und deren Aufstellung die Steinmetzmeister Dellner und Hüser geschenkweise besorgten, möchten wir nur noch auf das Monogramm des Herzogs Julius und seiner Gemahlin Hedwig vom Jahre 1573 hinweisen, das von einem abgebrochenen Tore der Festung Wolfenbüttel herrührt.

Neben dem Haupteingange auf der Nordseite des Neubaues, dessen dem 18. Jahrhunderte angehöriges Portal von der Nordseite der Paulinerkirche stammt, steht ein altbraunschweigisches Schilderhaus, dessen früher allbekannte Form dem Gedächtnisse der jüngeren Generation schon zu verschwinden beginnt. Sogleich im Vorraume der Eingangshalle beginnen die systematischen Sammlungen. Es sind die alten Ofenplatten, wohl durchgehends Erzeugnisse der Harzer Eisenhütten, die hier den Reigen eröffnen. Die Sammlung ist hier beschränkt auf solche Stücke, die Sinnbilder, Wappen, Wahlsprüche u. a. von Braunschweigischen Fürsten, sowie heimische geschichtliche Darstellungen oder Erinnerungen enthalten; Platten mit rein biblischen, allegorischen u. a. Szenen und Gestalten sind in den Vorrat verwiesen. Der zur Verfügung stehende Raum zwang, was sogleich im Anfang betont werden muß, zu einer gewissen Beschränkung auf das Wichtige und Wertvolle. Auch so ist die Zahl der ausgestellten Eisenplatten bereits auf mindestens 70 angewachsen, die nach den einzelnen Fürsten geordnet und, so weit die Raumverhältnisse es gestatteten, chronologisch aufgestellt worden sind. Sie setzen sich von jenem Vorraume auf den unteren Wandflächen des Untergeschosses des Chorbaues fort, das sonst fast völlig von den Bauernsachen in Anspruch genommen wird.



Wenden wir uns beim Eintritt in das Museum sogleich rechts, so kommen wir zunächst vor ein Bauernhaus, dessen strohgedecktes Dach im unteren Teile noch zum Vorschein kommt. Wir sehen durch alte Schiebefenster und eine Öffnung der Außenwand das Innere einer Bauernstube mit Ehebett, Wiege und allerlei Hausrat — auch die Milchsatten unter der Decke sind nicht vergessen — am Tische einen alten Bauern über der Hausbibel sitzend und eine junge Bäuerin mit Handarbeiten beschäftigt: das Ganze ein nach Möglichkeit getreues Bild aus dem früheren Leben unseres heimischen Landvolks, das jetzt schon seit langen Jahren durch die moderne Kultur eine völlige Umgestaltung erleidet. Durch eine Tür gelangt man auf die Dehle, die mit dem „Rähm“, dem Rauchfange (aus Thedinghausen) und dem Herde ausgestattet uns

das Charakteristische unseres niedersächsischen Bauernhauses deutlich vor Augen stellt; die Verwendung der Seitenräume und des Bodens als Stall- nnd Lagerräume ist durch vordringende Halme u. a. geschickt angedeutet. Der Innenraum ist auch sonst reich ausgestattet; Würste und Speckseiten hangen vom „Wostwieme" herab; unten auf der Tenne von Lehmschlag stehen die verschiedensten landwirtschaftlichen Geräte, wie sie zur Feldbestellung, zur Flachsbereitung u. a. gebraucht wurden. Andere Stücke der Art hangen an den Wänden des Hauses, dessen Zimmerarbeit ein Geschenk der Herren Hofzimmermeister Karl Gerecke und Architekt Rud. Gerecke bildet. Ein paar freistehende Glasschränke auf der Westseite des Raumes enthalten weibliche und männliche Bauernanzüge, prächtige Gewänder, Tücher und Bänder, großenteils auf das Kostbarste gestickt, die den ganzen Reichtum und die volle Farbenpracht unserer früheren ländlichen Frauenkleidung deutlich erkennen lassen; einige Pultschränke vor den Fenstern zeigen allerlei Bauernschmuck, wieder z. T. von sehr kunstvoller Arbeit, Schnallen und Knöpfe von Silberfiligran, Gehänge an Silberketten, Korallenhalsbänder von teilweise beträchtlicher Schwere usw. Diese Sammlung von Kleidungstücken, Röcken, Miedern, Mützen, Hauben, Schürzen, Schmuck, Bettzeug und Gebrauchsgegenständen der verschiedensten Art, von Ellen und anderen Holzschnitzereien, wie sie besonders die Schäfer herzustellen liebten, von Zinngerät, irdenen Schüsseln und Krügen, von Kuchenformen usw. usw.: alles dieses setzt sich in der Reihe von Glasschränken fort, die an der Rückwand des Bauernhauses stehen und jenseits der Eingangshalle neben der südlichen Eingangstür ihren Abschluß finden. Auf den Schränken stehen Spinnräder, Wocken, Haspeln usw. in großer Anzahl und in verschiedenster Gestalt. Auf Einzelheiten aus dem reichen Inhalte dieser Schränke können wir hier nicht eingehen. Er ist zumeist das Ergebnis der unermüdlichen, verständnisvollen Sammelarbeit eines der Hauptförderer des Vaterländischen Museums, des Gutsbesitzers Aug. Vasel in Beierstedt. Die Außenwände jenes ganzen Raumes sind über den Ofenplatten mit Bildern ländlicher Gestalten und Szenen, sowie Braunschweigischer Städte und Ortschaften bedeckt.

Den Hauptschmuck der Eingangshalle bildet außer einigen schönen alten Glasfenstern mit Herzoglichen Wappen ein Kamin aus Rübeländer Marmor, der sich im Schutte des Gefängnishofes vorfand und vermutlich aus dem ehemaligen sog. Bevernschen Schlosse am Wilhelmsplatze stammt, und besonders über ihm der buntbemalte hölzerne Aufsatz, der das große Herzogliche Wappen und den Wahlspruch Herzog Augusts: „Alles mit Bedacht" aus dem Jahre 1660 enthält. Dieses Wappen saß früher an der Innenseite des 1820 abgebrochenen Herzogtores in Wolfenbüttel, während auf dessen Außenseite die beiden Standbilder jenes Fürsten zu Pferde und zu Fuß, die in anderen Räumen des Museums untergebracht sind, und die beiden Trabanten sich befanden, die jetzt hier neben dem Wappen stehen. Ihm gegenüber flankieren den Treppenaufgang zwei für ihre Zeit höchst charakteristische Schränke, die eine Erinnerung an das berühmte Schuldenedikt des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand vom 1. Mai 1794 darstellen und vor ihrem oberen Teile wohl das Bildnis dieses Fürsten und seines damaligen Finanzministers Feronce von Rotencreutz tragen. Das Edikt wurde in vollem Einverständnis mit den Landständen zur Verstärkung von dessen Einfluß erlassen[1]). So leiten die Schränke trefflich zu dem Wappen der Landschaft über, das beim Beschreiten der Treppe vor uns auftaucht und in sinniger Weise den Dank zum Ausdrucke bringen soll, den das Vaterländische Museum der freigebigen Unterstützung der Landesversammlung schuldet. Unter diesem Wappen steht der Goethische Spruch, der auf eine der wichtigsten Aufgaben des Museums bezeichnend hinweist:

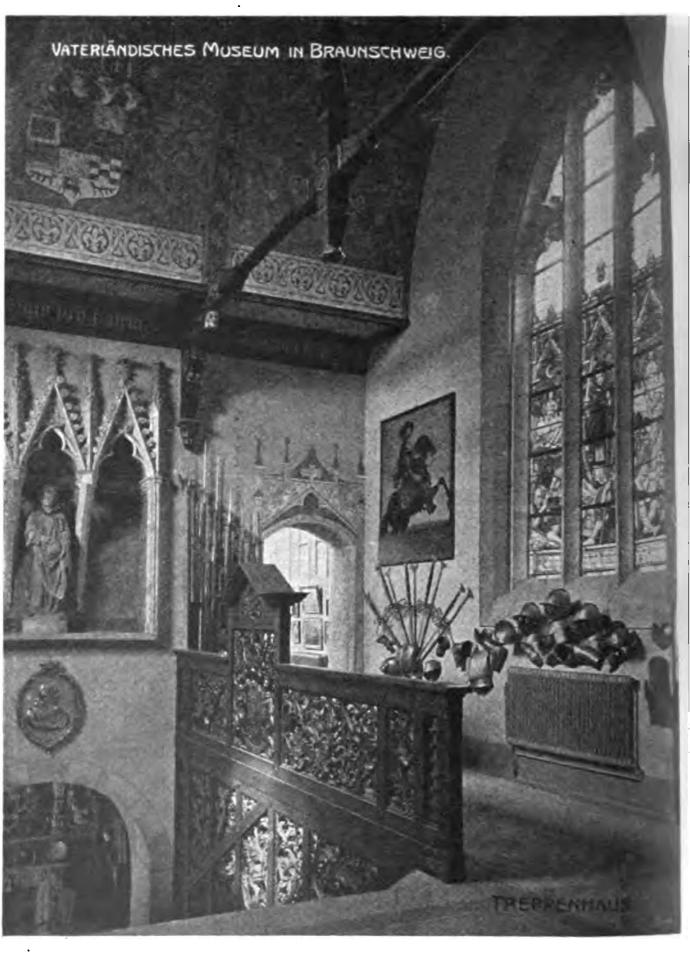
Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Die Wangen an der Treppe und die Brüstungen über ihr sind durch kostbare Holzschnitzereien mit dem Braunschweigischen Wappen, kriegerischen Emblemen und Rankenwerk gebildet, die früher den Aufgang zu den Emporen des alten Zeughauses schmückten. Ebenfalls über der Treppe, aber an der Westwand des oberen Raumes ist eine aus der Paulinerkirche stammende große Steinmetzarbeit eingemauert, eine dreiteilige Nische mit gotischen Baldachinen, in deren Mittelteile die Figur des heiligen Stephanus steht. Neu dagegen sind die beiden Glasfenster, das eine vom Regierungsassessor Emil Bartels, das andere von der Kunstanstalt der Gebr. Fischer gestiftet. Sie führen uns bedeutsame Momente aus der Geschichte des Ägidienklosters vor Augen: die Markgräfin Gertrud, wie sie die Reliquien des heiligen Ägidius, die sie aus dem Kloster St. Gilles in Frankreich geholt hat, dem Abte Heinrich von St. Ägidien übergibt, und den heiligen Autor, den zweiten Hauptpatron des Klosters, wie er auf der Mauer Braunschweigs dem Könige Philipp, der die Stadt belagert, im Traume erscheint und zur Umkehr veranlaßt. Im Übrigen ist der ganze Raum mit Hellebarden, Spontons und Lanzen, Helmen und Rüstungsstücken, gewaltigen Zweihändern u. a. in wirksamer Weise zu einer Waffenhalle eingerichtet. Die Westwand ist in der Höhe, dem

[1]) Der Herzog knüpfte in diesem Edikte, das seiner Zeit viel Aufsehen machte, und auf das die Inschrift des Schrankes zur Rechten (Decret. 1. Mai 1794) hinweist, die Belastung des Kammerguts mit Schulden, die Veräußerung und Verpfändung von Domanialgut an die Zustimmung der Landstände, damit „das enge Band zwischen dem Wohlstande des Landesherrn und der Glückseligkeit der Unterthanen nie möge geschwächt oder wohl gar aufgelöst werden."

Wappen der Landschaft gegenüber, mit dem Herzoglich Braunschweigischen Wappen geziert; darunter und über den beiden Türen stehen die Wahlsprüche der Herzöge Heinrich Julius, Karl I. und Wilhelm: Honestum pro patria! Nunquam retrorsum! und Immota Fides!

So werden wir aufs Beste eingeführt in die sog. Fürstenhalle, die den oberen Teil des Pauliner Kirchenchores einnimmt und mit ihren wappengeschmückten Maßwerkfenstern und hochanstrebenden Gewölben einen überwältigenden Eindruck hervorruft. Wir betreten in ihr den schönsten und würdigsten Saal des ganzen Gebäudes, der vornehmlich zur Aufbewahrung der Erinnerungen an unser Braunschweigisches Fürstenhaus dient und deshalb mit ganz besonderer Liebe und Sorgfalt eingerichtet und ausgeschmückt ist. Schon die Fenster, die sonst nirgends eine so reiche Fülle des Lichts wie hier einlassen, haben eine eigenartige Zierde erhalten. Sie sind in ihren unteren, gut sichtbaren Teilen fast sämtlich mit bunten Glasmalereien geschmückt, die die Wappen aller der adligen Familien enthalten, die in der Geschichte von Stadt und Land Braunschweig eine hervorragende Rolle gespielt haben. Das Mittelfenster der Westseite, das den Mittelpunkt des Ganzen bildet, ist zwar noch leer geblieben; es ist für das Wappen des Herzoglichen Hauses und die der heimischen Dynastengeschlechter bestimmt, aber leider hat sich noch kein edler Gönner gefunden, der sie zu stiften übernommen hätte. Denn die übrigen Wappen sind fast durchweg von den Familien selbst geschenkt, deren Andenken sie gewidmet sind. Es sind ihrer im Ganzen nicht weniger als 141, die nun nach bestimmten Gesichtspunkten in die einzelnen Fenster verteilt werden mußten. Das war keine ganz leichte Aufgabe, da viele Familien sich in ihren einzelnen Gliedern nach verschiedenen Richtungen betätigt haben und demgemäß auch an verschiedenen Stellen hätten untergebracht werden können. Man hat als Hauptgruppen nun folgende unterschieden. Zu beiden Seiten des Mittelfensters hat der alteingesessene niedersächsische Uradel Platz gefunden, also die Familien, die wie die v. Cramm, v. Veltheim, v. Steinberg u. a. seit dem frühen Mittelalter im Gefolge der Herzöge von Braunschweig erscheinen und in deren Heerschar wie Rate einen tiefgreifenden Einfluß auf die Geschicke unseres Herzogtums ausgeübt haben[1]. An sie schließt sich an der Nordseite des Gebäudes der städtische Adel, die Patrizier der Stadt Braunschweig, die in deren einst so starken Mauern nicht minder bedeutsam gewaltet haben[2]. Blühen manche dieser Geschlechter, wie die v. Damm, v. Kalm, v. Pawel, v. Strombeck u. a. noch heutigen Tages, so sind andere, wie die v. Vechelde, seit Kurzem, viele aber, die einst mit an erster Stelle standen, schon vor langer Zeit im Mannstamm erloschen. Bei den



letzten war auch die Unterstützung der weiblichen Nachkommen oder der Besitznachfolger, die sonst

[1]) Es sind die Familien v. Adelebsen, v. d. Asseburg, v. Bartensleben, v. Bortfeld, v. Bothmer, v. Campe-Deensen, v. Campe-Isenbüttel, v. Cramm, v. Gadenstedt, v. Grone, v. Hake, v. Heimburg, v. Honrodt, v. Klencke, v. Kniestedt, v. Knigge, v. Marenholtz, v. Münchhausen, v. Oberg, v. Oeynhausen, v. Oldershausen, v. Rauschenplat, v. Rheden, v. Rutenberg, v. Saldern, v. Sambleben, v. d. Schulenburg, v. Schwicheldt, v. Steinberg, v. Veltheim, v. Wallmoden und v. Weferling.

[2]) Es sind folgende Geschlechter: v. Broizem, v. Damm, v. Döring, v. Glümer, v. Hantelmann, die Holtnicker, die Kalen, v. Kalm, v. Pawel, die Schrader, die Stapel, v. Strombeck, v. Vechelde, v. Velstede, v. Walbeck und v. Zweidorf.

wiederholt hülfreich eingesprungen sind, nicht mehr zu erlangen. Damit nun aber diese städtischen Familien dennoch nach Gebühr auch hier vertreten sein möchten, hat die Stadt Braunschweig in schöner Pietät gegen ihre verdienten Söhne eine Anzahl von Wappen ausgestorbener Geschlechter anfertigen lassen. Diesem Fenster gegenüber befindet sich auf der Südseite das sog. Ministerfenster. Es enthält die Wappen der Männer, die das Vertrauen ihrer Fürsten zur Leitung des Staatswesens an die erste Stelle berufen hat. Die Reihe beginnt mit dem Kanzler Herzog Heinrichs d. J., dem berühmten Juristen Münsinger von Frundeck, dem Kanzler Jagemann des Herzogs Heinrich Julius und zieht sich dann durch die Jahrhunderte zu dem jetzigen Staatsminister Dr v. Otto herunter[1]). Natürlich hätten hier auch noch manche andere Wappen, wie die der v. Münchhausen, v. Cramm, v. Campe u. a. aufgenommen werden können, wenn sie nicht schon bei dem niedersächsischen Uradel eine Unterkunft gefunden hätten. An dieses Fenster schließen sich drei andere, die dem Andenken zumal der alten Braunschweigischen Offiziere gewidmet sind. Das erste von ihnen stellt die altbraunschweigische Zeit dar, die 1806 mit der Vertreibung unseres Herzoghauses und der Begründung des Königreichs Westfalen ihren Abschluß gefunden hat[2]); das zweite führt uns die tapfere Schar Herzog Friedrich Wilhelms vor Augen[3]); das dritte die jüngere Zeit, die in der Hauptsache in die langen Regierungsjahre des Herzogs Wilhelm fällt[4]). Selbstverständlich lassen sich die Grenzen hier nicht haarscharf ziehen; es haben auch von den im ersten und im dritten Fenster genannten Familien manche Angehörige unter Friedrich Wilhelm gefochten und auch von den ersteren noch manche unter Wilhelm gedient. Ebenso haben zahlreiche Träger dieser Namen als Zivilbeamte sich nicht geringere Verdienste erworben als ihre Vettern im Militärdienste.

Auf der Gegenseite schließen sich an den Stadtadel in zwei Fenstern alle die Familien an, die im Staats- und Hofdienste unseres Landes oder sonst im öffentlichen Leben eine hervorragende Stellung bei uns eingenommen haben. Hier war es am schwierigsten, eine bestimmte planmäßige Ordnung durchzuführen; so weit es ging, hat man auch hier das besondere Wirkungsfeld und die Zeit des Hervortretens der einzelnen Geschlechter zur Richtschnur genommen. Es ist Uradel und Briefadel aus den verschiedensten deutschen Landesteilen, der hier unter dem Gesichtspunkte vereinigt ist, daß alle diese Familien durch würdige Vertreter zu der Geschichte unseres Herzogtums in enger Beziehung stehen[1]). Nicht unberücksichtigt konnte wenigstens innerhalb der Fenster auch die ästhetische Seite bleiben; es kam hier bei der Zusammensetzung der Wappen natürlich auch darauf an, eine gefällige Farbenwirkung der einzelnen Fenster zu erzielen. So stellt denn dieser reiche schöne Wappenschmuck, der dem ganzen Raume einen eigenartig feierlichen Charakter verleiht, ein gut Stück heimischer Geschichte für jeden dar, der sich die Gründe für die Zusammenstellung dieser Wappen vergegenwärtigt. Vielleicht dürfte es sich empfehlen, diese in einer besonderen kleinen Arbeit auch weiteren Kreisen darzulegen.

Aus der Höhe dieser Fenster herab hangen, ebenfalls sichtbare Zeichen einer großen Vergangenheit, die zum Teil in heißen Schlachten arg zerfetzten Fahnen und Standarten, die vom dreißigjährigen Kriege bis zu den Tagen Herzog Friedrich Wilhelms den braunschweigischen Truppen auf ruhmvoller Bahn vorangeweht haben.

Zwischen den Fenstern haben die meisten der Ölbilder Platz gefunden, die das Vaterländische Museum von den Fürsten und Fürstinnen des Welfenhauses besitzt. Ihre Reihe beginnt mit Herzog Heinrich d. J., der bislang leider nur in einer neueren Kopie vertreten ist. Kann die Bildersammlung, die hier bereits zusammengekommen ist, für die Zeit ihres Bestehens auch schon recht stattlich genannt werden, so weist sie doch noch manche Lücke auf, und es wären gewiß von vielen Fürsten bessere Darstellungen erwünscht, als sie hier vorhanden sind. Hier kann nur mit der Zeit Rat geschafft werden. Doch gelingt es hoffentlich allmählich immer mehr, diese wichtige Abteilung des Museums auf eine wirklich würdige Stufe zu heben.

Beherrscht wird der ganze Saal auf der Ostseite von der großen aus Eichenholz geschnitzten Waffentrophäe mit dem Monogramm des Herzogs Ludwig

[1]) Es sind Münsinger v. Frundeck, v. Jagemann, v. König, v. Schwartzkoppen, Probst v. Wendhausen, Schrader v. Schliestedt, v. Bötticher, v. Praun, v. Hardenberg, v. Alvensleben, v. Schmidt-Phiseldeck, v. Schleinitz, v. Geyso, v. Liebe, v. Görtz-Wrisberg und v. Otto.

[2]) v. Blum, v. Both, v. d. Busch, v. Ehrenkrook, v. Imhoff, Koch v. Herrhausen, v. Kropff, v. Mansberg, v. Petersdorff, v. Rhetz, Riedesel zu Eisenbach, v. Specht, v. Völcker, v. Warnstedt und v. Westphalen.

[3]) v. Bernewitz, v. Brandenstein, v. Breymann, v. Dörnberg, v. Erichsen, v. Girsewald, v. Heinemann, v. Herzberg, v. Holstein, v. Holwede, v. Lübeck, v. Normann, v. Schrader, v. Wachholtz, v. Wulffen.

[4]) v. Bause, v. Brömbsen, v. Eschwege, v. Förster, v. Frankenberg, v. Griesheim, v. Henninges, v. d. Heyde, v. Holy und Ponieciß, v. Löbbecke, v. Meyern, v. Otto, v. Paczinsky und Tenczin, Röder v. Diersburg, v. Seckendorff.

[1]) v. Amsberg, v. Bülow, Cramer v. Clausbruch, v. Ditfurth, v. Hohnhorst, v. Keller, v. Lauingen, v. Löhneysen, v. Lüneburg, v. Meibom, v. d. Mülbe, v. Sierstorpff, v. Thielau, v. Trauwitz-Hellwig, v. Unger und v. Wangenheim.

v. Alten, v. Bosse, v. Campen, v. Dähne, v. Davier, v. Dobbeler, v. Häseler, Hoyer v. Rotenheim, v. Kaufmann, v. Langen, v. Lengerke, Mackensen v. Astfeld, v. Rosenstern, v. Schwartz, v. Stutterheim und v. Voigts-Rhetz.

Rudolf, die einst das Giebelfeld des Zeughauses auf dem Bohlwege zierte und hier trefflich wieder zur Geltung kommt[1]). Darunter erscheinen die Ölbilder etwas schwächlich, während die auf dem Boden um eine Kolossalbüste Herzog Wilhelms aus Fahnen, Waffen u. a. gebildete Gruppe von schönster und kräftigster Wirkung ist. Den Innenraum nimmt zumeist eine Anzahl von Schränken in Anspruch, die wesentlich mit Andenken an Braunschweigs Fürsten gefüllt sind. An bevorzugter Stelle steht derjenige, der die Uniformen birgt, die Herzog Karl I. getragen, als er in Jugendkraft den Rhein durchschwamm, Herzog Leopold, als er in edler Nächstenliebe in den Fluten der Oder versank, und Herzog Friedrich Wilhelm, als er bei Quatrebras die Todeskugel empfing. Daneben stehen u. a. Andenken an Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der bei Auerstädt die Todeswunde erhielt, an die jugendlichen Prinzen Albrecht, Friedrich Franz und Albrecht Heinrich, die im siebenjährigen Kriege den Heldentod starben. In einem besonderen Schranke sind fünf verschiedene Uniformen des Herzogs Wilhelm vereinigt, braunschweigische und preußische, während leider die seines hannoverischen und seines österreichischen Regiments noch nicht vertreten sind. Das Gegenstück bildet eine Sammlung von Reitzeugen und kostbaren Schabraken desselben Fürsten. Ferner sind in einem großen Schranke allerlei Erinnerungsstücke der verschiedensten Art von allen jenen Fürsten gesammelt, deren Bilder auf uns herniedersehen. Dann wieder besonders vereinigt sind die mannigfachsten Gebrauchsgegenstände und Dinge, die nicht direkt an einzelne Fürsten anknüpfen, für bestimmte Zeitabschnitte aber charakteristisch sind. Es ist eine bunte, vielgestaltige Menge, die hier auch nur im Allgemeinen aufzuführen uns der Raum fehlt. In Glaskasten sind Bücher mit Wappen und Monogrammen, Bücherzeichen, Handschriften und Medaillen von Braunschweigischen Fürsten ausgestellt. Von der Anlage einer eigentlichen Münzsammlung hat der Vorstand des Museums absehen zu müssen geglaubt, da deren in der Stadt schon zwei von bedeutender Ausdehnung in öffentlichen Sammlungen vorhanden sind. Er hat sein Augenmerk daher vorzüglich nur auf Medaillen von Braunschweigischen Privatpersonen gerichtet, deren Sammlung hier am Orte bislang an keiner Stelle als Besonderheit gepflegt ist.

[1]) Vgl. Br. Mag. 1902 S. 121.

Daneben wird natürlich auf die Zusammenbringung der Braunschweigischen Orden und Ehrenzeichen besonderes Gewicht gelegt. In den Fensternischen haben dann auch noch einige größere Stücke aus fürstlichem Besitze Platz gefunden. Von der stattlichen Rüstung für Roß und Mann vor dem noch



leeren Mittelfenster rühren wenigstens einige Teile von dem Herzoge Heinrich d. J. her. Unscheinbarer und doch nicht minder ehrwürdig ist in ihrer Nähe das schlichte Feldbett des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, auf dem der todwunde Fürst von Auerstädt über Braunschweig nach Ottensen getragen wurde und hier sein Leben aushauchte[2]). Den östlichen Teil der Halle nehmen dann noch zwei Glasschränke ein, deren einer die jetzt so selten gewordenen Braunschweigischen Uniformen, Waffen und Ausrüstungsstücke aus den Jahren 1809 bis 1815 birgt, während der andere Braunschweigische Generalsuniformen der späteren Zeit enthält.

Die Fortsetzung dieser ausgedehnten und wertvollen Uniformensammlung befindet sich in dem

[2]) Vgl. Br. Anzeigen 1879 Nr. 79

großen Saale, der sich im Osten an das Treppenhaus ansetzt und über den alten Klosterräumen hinzieht. Es sind hier vier Schränke mit zumeist militärischen Uniformen aus den Zeiten Herzog Karls II. und Herzog Wilhelms gefüllt, welche letzteren zahlreiche Besucher immer wieder den Verlust dieser geschmackvollen, geschichtlich bedeutsamen Tracht schmerzlich empfinden lassen. Daran schließen sich einige Civiluniformen. Doch ist deren Zahl noch gering. So haben wir die Uniform eines Braunschweigischen Eisenbahnbeamten darunter noch nicht finden können. Und doch steckt in dem frühzeitigen Bau von Eisenbahnen, der ersten Staatsbahn in Deutschland, ein nicht unwichtiger Ruhmestitel unserer Heimat, der der Hervorhebung auch an dieser Stelle wohl wert wäre. An die Militäruniformen in Original reihen sich naturgemäß deren Abbildungen, die auf Veranlassung des Bankdirektors Walter in reicher Fülle und peinlich genauer, lebenswahrer Darstellung von Künstlerhand ausgeführt worden sind. Außer von ihnen werden die Wände und die eingebauten Bildergestelle von Ölgemälden, Kupferstichen, Holzschnitten und Gipsbüsten eingenommen, die Fürsten, verdiente Beamte, Gelehrte, Künstler, Offiziere u. a. zur Anschauung bringen. Vorläufig ist dies alles noch ein etwas buntes Allerlei, das zunächst in Rücksicht auf den Raum hat untergebracht werden müssen, in das aber mit der Zeit eine mehr systematische Ordnung sich wird bringen lassen. In Glaskasten werden auch hier einzelne Abteilungen: Sieges- und Familienbänder, Miniaturen, Dosen, Postmarken u. a. ausgestellt. Nur im Vorübergehen hingewiesen sei auf die Truhen, Portchaisen, Wachsfiguren und anderes, das besonders vor und auf dem erhöhten nördlichen Teile des Saales Aufstellung gefunden hat, der sich über dem früheren alten Klosterarchive erhebt, und den ein altes Eisengitter aus dem Dome von St. Blasien wirkungsvoll abschließt. Darüber befindet sich im Bogenfelde der Nordwand ein Gemälde, das A. Quensen dem Museum gestiftet hat: ein mittelalterliches Turnier vor den Toren der Stadt Braunschweig, in dem, an dem Wappen leicht erkennbar, ein v. Cramm und ein v. Wallmoden um den Preis ringen. Vielleicht ist bei der Wahl des Letzteren die Erinnerung an die alte Volkssage von Thedel Unverfehrd von Wallmoden, des tapferen Gefolgsmannes Herzog Heinrich des Löwen, bestimmend gewesen.

Eine besondere Zier hat der Raum gerade gegenüber noch durch das große Glasfenster im Süden bekommen, das die Wappen der 14 Städte des Herzogtums enthält und von diesen dem Vaterländischen Museum geschenkt worden ist. In treffender Weise wird dadurch angedeutet, wie das Museum die Vergangenheit aller Gemeinwesen und Landesteile unseres Herzogtums zu umfassen strebt, wie sie alle ihm dabei hülfreiche Hand geleistet haben und in Zukunft hoffentlich auch leisten werden. Daß die Stiftung dieses Fensters der Anlaß zur endgültigen Feststellung der Formen und Farben einer Anzahl von Städtewappen geworden ist, braucht den Lesern dieser Blätter, die eingehend darüber gehandelt haben[1]), nicht erst gesagt zu werden.

Weit größere Anziehungskraft aber als alles dieses besitzt insbesondere für die Jugend das Diorama der Schlacht von Quatrebras, das der Stationsassistent a. D. Herm. Meyer schon für die Ausstellung von 1890 angefertigt, jetzt aber vollständig erneuert hat. In der durch eine große Glasplatte völlig abgeschlossenen, durch Oberlicht gut beleuchteten Neuaufstellung kommt das Werk jetzt weit besser als vordem zur Geltung. Wir verschmerzen darüber auch den Lichtverlust, den es uns für den Saal gebracht hat. Und wenn wir diesen im Allgemeinen auch gern noch etwas heller gehabt hätten, so soll das den Dank nicht mindern, den wir u. a. Herrn Baumkauff für die Stiftung eines der an sich sehr schönen bunten Glasfenster schulden.

Kehren wir nun in das Erdgeschoß zurück, so gelangen wir aus der Eingangshalle nach Osten in einen Gang, dessen Wände mit kirchlichen Altertümern bedeckt sind. Es sind namentlich Stücke aus dem Dome St. Blasii hieselbst, Teile der abgerissenen Kirche in Jerxheim, wie die Brüstung der fürstlichen Prieche mit reichem Wappenschmuck u. a. Links kommen wir dann in den Ostarm des Kreuzgangs, der noch einige alte Grabsteine an ursprünglicher Stelle[2]), sonst aber besonders einzelne Architekturteile in Original und Gipsabguß enthält. Es sind zumeist kunstgeschichtlich wertvolle Stücke aus Königslutter, die hier Aufnahme gefunden haben. Vielleicht gelingt es später einmal, diesen Raum mit Gipsabgüssen für die Geschichte unseres Fürstenhauses und Landes bedeutsamer Grabdenkmäler zu füllen. Das würde in Form und Stimmung gerade dieses Raumes zweifelsohne sich am schicklichsten fügen.

Fortgeführt wird dann die Sammlung kirchlicher Altertümer, deren Zusammenbringung und Aufstellung im Wesentlichen das Werk des Geheimen Baurats Pfeifer ist, in den daran stoßenden Gewölben, auf deren schönen Säulenschmuck wir bereits im Eingang hingewiesen haben. Es liegt klar zu

---

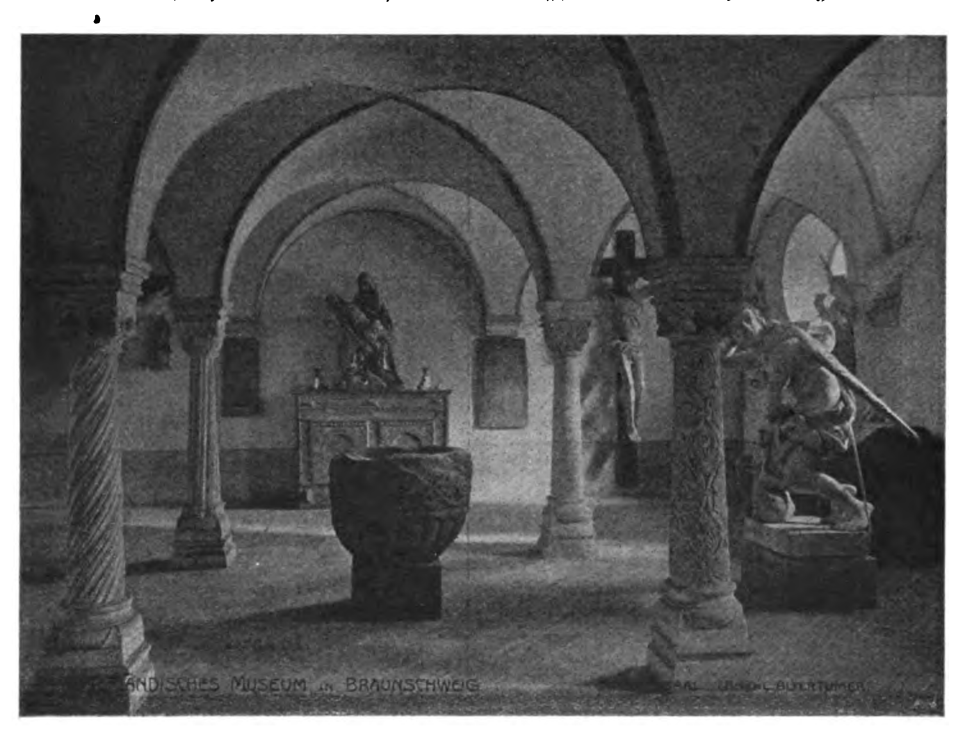
[1]) Br. Mag 1905 S. 97 ff.

[2]) Von diesen ist der Heinrichs von Graslege († 22. Okt. 1368) auch dadurch interessant, daß er wohl eine der ältesten Darstellungen eines deutschen Schulmeisters uns vorführt. Vgl. die Abbildung in den Braunschw. Anz. vom 21. Sept. 1757 Sp. 1279. Wenn wir nicht irren, hat bereits Oberschulrat Dr D. Koldewey früher in einer Sitzung des Geschichtsvereins auf den Denkstein hingewiesen, dessen Umschrift in schrecklichem Latein vier Hexameter enthält:

Anno M tria C L et X bis quatuor adde
Obiit Henricus de Grasleghe cognominatus
Rector singlorum puerorum prima dierum
Post undecim virgo sit mille pluraliter ambo.

Tage, daß für die Altäre, Taufsteine, Kruzifixe u. a., die hier vereinigt sind, kein geeigneterer Ort hätte gefunden werden können, als ihn diese schönen altkirchlichen Stätten hier bieten.

Sehr verschiedenen Zwecken dient schließlich noch der letzte dieser Räume im Südosten des Grundstücks. Da ist zunächst auf der Westseite zwischen drei Pfeilern eine alte Apotheke mit Laboratorium und Kräuterkammer untergebracht, die Frucht langjähriger Arbeit des Apothekers Rob. Bohlmann, Luntenschloß- bis zum modernen Magazin-Gewehr umfaßt, und die zu den Bestandteilen des Museums gehört, die am ehesten schon zu einer gewissen Vollständigkeit gelangt sind. Daran schließen sich Modelle von Geschützen, Fahrzeugen usw. Den Abschluß nach Westen bildet die sehr malerisch aufgestellte Sammlung von alten Geschützrohren, vor denen sog. Orgelgeschütze, die Vorgänger der Mitrailleusen, stehen, und hinter denen u. a. die gewaltige Kugel der „faulen Mette" hervorragt.



den viele seiner Kollegen dabei erfolgreich unterstützt haben. Nur so war es möglich, diese Unzahl von alten Büchsen, Gläsern, Retorten, Mörsern und sonstigen Geräten zusammen zu bringen, ein für die Geschichte des Apothekerwesens höchst lehrreiches Material, das hier zugleich ein äußerst reizvolles malerisches Bild aus der Vergangenheit bietet. Gegenüber ist in der Südostecke um den eisernen Stuhl, auf dem am 7. Februar 1575 Anna Marie Zieglerin gen. Schlüter-Liese verbrannt wurde, alles vereinigt, was das Museum an Folterwerkzeugen, Schließeisen und derartigen Dingen besitzt. Daran reihen sich etliche Bilderwände mit Ansichten besonders aus der Stadt Braunschweig und anderes, das hiereinzeln zu nennen zu weit führen würde.

An den östlichen Teil des Kreuzganges setzt sich vor der Ägidienkirche der nördliche in gotischem Stile erbaute Arm an. Er ist in geschickter Weise zur Waffenhalle benutzt worden. Hier ist namentlich die große Gewehrsammlung aufgestellt, die dank dem unablässigen Bemühen des Bankdirektors Walter die ganze Entwickelung der Handfeuerwaffen vom

Es konnte nicht der Zweck dieser Zeilen sein, eine erschöpfende Übersicht über den reichen und vielartigen Inhalt des Vaterländischen Museums zu bieten. Hier kam es nur darauf an, die Räume und die Verteilung der Sammlung in ihnen mit wenigen Worten zu schildern und auf die Hauptsachen im Allgemeinen kurz hinzuweisen. Sollte der Leser daraus den Eindruck gewinnen, daß Manches bereits erreicht ist, so darf doch andererseits nicht verschwiegen werden, daß die Abteilungen überall noch große Lücken aufweisen, ja daß manche von ihnen noch ganz in den Anfängen stecken. Doch der Anfang ist jedenfalls gemacht worden. Und erweist sich auch hier das Sprichwort als wahr, daß aller Anfang schwer ist, die Fortführung aber dann leichter fällt, so dürfen wir getrost der festen Hoffnung leben, daß auf dem jetzt gelegten Grunde immer höher und stolzer ein Bau sich erhebe, der die reiche Geschichte unserer Heimat und den Anteil, den sie an der Entwickelung unseres Gesamtvaterlandes gehabt hat, stets vollständiger und klarer zur Anschauung bringe.

Bücherschau.

Ludwig Kubel, die Apotheke zu Angerbeck. Roman. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler 1905. 487 S. 8°. 4 M.

„Die Apotheke zu Angerbeck" nennt sich eines der merkwürdigsten Bücher, das ich mich gelesen zu haben erinnere. Es ist nicht so sehr an sich merkwürdig als wegen seiner literarischen Beziehung. Wenn das Magazin eine Literatur-Zeilung wäre, müßte weit ausführlicher hier darüber gesprochen werden, als geschehen soll. Denn es ließe sich gewiß durch ausführliche Analyse ein Einblick in das Geheimnis des literarischen Schaffens gewinnen, der für die Förderung sozusagen phylogenetischer Literaturforschungen von großem Werte sein könnte.

Es gehört nicht eben viel dazu, um zu sehen, daß der Verfasser in vorherrschender Abhängigkeit von seinem großen Landsmanne Wilhelm Raabe geschrieben hat, Erfindung und Aufbau der Handlung, Milieu und Charakteristik, auch die Formensprache im Ganzen und Einzeln, also der Stil, beweisen das auf Schritt und Tritt. Und doch vermag sich der Verfasser gegen seinen überlegenen Meister zu behaupten, man legt das Buch doch nicht so ohne Weiteres aus der Hand, um zu sagen: Nachahmung. Woran liegt das?

Willibald Alexis führte sich bekanntlich beim Lesepublikum durch eine Mystifikation ein, er ließ seinen „Walladmor" als eine Schöpfung Skotts auftreten und fand dann seinen Weg. Ludwig Kubel gibt sich in seinen Erzählungen sinnenfällig als treuen Gefolgsmann Raabes und wird in seiner Art doch einen Platz einnehmen, sich dann freilich, auch äußerlich, immer weiter von seinem Lehrherrn entfernen. Er vermeidet meines Erachtens, sicherlich unbewußt, eine Absonderlichkeit der Schöpfungen Wilhelm Raabes. Ihm fehlt das Anspruchsvoll-Prophetische des Meisters, also kommt er nicht in die Versuchung, mit seinem Stoffe und dem Leser gelegentlich zu spielen, er bleibt auf dem Boden gemütvoller Würdigung menschlicher Art auch in kleinen Verhältnissen. So gewinnt er sich den Anteil des Teiles der Verehrer Raabes, der sich von der Bevorzugung des äußerlich Kleinen und Unbedeutenden angesprochen fühlt und darin einen Akt poetischer Gerechtigkeit, eine Vorwegnahme der göttlichen Gerechtigkeit am jüngsten Tage, empfindet. So setzt Kubel seinem Werke als Motto den Spruch des Salomo voran: Mancher ist arm bei großem Gut, und mancher ist reich bei seiner Armut. Auf die Angabe einer so planen, fast platten Quintessenz seiner Gedanken würde Wilhelm Raabe gar nicht kommen, gar nicht kommen können. Denn bei ihm ist, und das ist das Moment, das den andern Teil seiner Leser bewegt, das Schicksal selbst mit seinem ganzen Apparate, das sonst nur für die höchsten Größen, etwa das Geschlecht des Tantalus, in Szene gesetzt wird, auch für die Kleinen und Schwachen dieser Welt tätig. Und weil sich das nicht sinnenfällig zeigen läßt, weil für das Auge Landrat und Pastor das Schicksal und den lieben Gott vertreten müssen, so muß der Dichter, der als Prophet und Seher ganz genau Bescheid weiß, die äußeren Dinge so oft hin- und herschieben und ihren Zusammenhang in einem höheren Sinne durch häufiges Dazwischensprechen unterstreichen. Wer das nicht versteht, der gehört zu denen, die den Sinn Raabescher Dichtungen nicht zu fassen vermögen. Aber auch der Verehrer fühlt sich gelegentlich beleidigt. Es kommt vor, daß sich der große Weltenlenker Raabes unerwartet von Zeitlichkeiten und Menschlichkeiten unterkriegen läßt.

Kubel bleibt in der Welt, in der Landrat und Pastor unmittelbar die Vertretung der unbegreiflichen Weltregierung übernehmen und sich im Ganzen gut aus der Affaire ziehen.

Nimmt man noch hinzu, daß der durch allerlei —Ismen ermüdete Sinn allmählich wieder für Heimatskunst empfänglich geworden ist, die freilich auch wieder eine Modetorheit zu werden droht, so kann man dem Buche Kubels einen schönen Erfolg vorhersagen.

Die Fabel der Erzählung haben wir absichtlich nicht besprochen, sie erschien uns nebensächlich im Vergleiche zu des Verfassers Verhältnisse zu seinem Meister. Auch darüber hat hier nur Einiges gestreift werden können. Der Abstand der Zeiten z. B. ist gar nicht berührt worden, obschon darin wesentliche Bezüge zu liegen scheinen.

Wennschon nun das durch den Zwißlerschen Verlag schön ausgestattete Buch zunächst in den Kreisen Beachtung und Liebe finden wird, die durch den Größeren geweckt worden sind, so soll zum Schlusse nochmals seine eigene Bedeutung betont werden.

Karl Mollenhauer.

Moritz Hartmann, Geschichte der Handwerkerverbände der Stadt Hildesheim im Mittelalter. Hildesheim, Aug. Lax 1905. 89 S. gr. 8°. 1,80 M.

A. u. d. T.: Beiträge für die Geschichte Niedersachsens und Westfalens. Herausgegeben von Georg Erler. 1. Heft.

In würdiger Weise wird durch dieses Heft die neue Sammlung eröffnet, die „vorzugsweise der Verbreitung solcher Arbeiten dienen will, die um ihres größeren Umfangs willen nur ausnahmsweise in einer der bestehenden Zeitschriften Aufnahme finden und, einzeln veröffentlicht, Gefahr laufen, leicht übersehen zu werden." Der Verfasser hat auf Grund des reichen zumal von Rich. Doebner veröffentlichten sowie des ungedruckten Quellenmaterials und der umfassenden einschlagenden Literatur — S. 5 bis 8 ist dies alles zusammen gestellt — ein anschauliches Bild vom Werden und Wesen der Handwerkerverbände der Stadt Hildesheim gegeben. Nachdem er deren allgemeine Geschichte und namentlich ihre Entstehung und gewerblich wirtschaftliche Entwickelung im Mittelalter auseinandergesetzt hat, geht er auf die Zahl, das Alter und den Ursprung der

Handwerkerverbände ein. Man zählte deren bis zur Vereinigung der Altstadt mit der Neustadt (1583) zwanzig, von denen die Schuhmacher und Bäcker noch bis in das 12., die Knochenhauer und Leineweber in das 13. Jahrhundert zurückreichen. Ihren Ursprung findet der Verf. in der Marktordnung. Die ersten gewerblichen Verbände standen unter dem Bischofe, die späteren unter dem Rate. Nachdem der Verf. dann ihre staatsrechtliche Stellung, den frühen Eintritt der Handwerker in den Rat und ihren Einfluß im politischen Leben der Stadt geschildert hat, geht er im zweiten Teile seines Buches auf das innere Leben der Handwerkerverbände ein. Er behandelt ihre Verfassung, wobei er u. a. Stellung, Lehrzeit, Lohn und Zahl der Lehrlinge und Gesellen, das Wandern, das Meisterstück, die Aufnahme in die Innungen, die Zahl der Meister, die Mitgliedschaft solcher, die kein Gewerbe ausübten und doch z. T. mehreren Innungen angehörten, die Vorsteher und Beamte der Verbände, die Versammlungen (Morgensprachen), die Gildehäuser, die eigene Gerichtsbarkeit und Polizei, das Finanzwesen der Innungen usw. berücksichtigt. Dann geht er über auf die wirtschaftliche Bedeutung der Handwerkerverbände, um zuletzt auch den kirchlich religiösen Charakter zu erörtern, den sie im Mittelalter trugen. Das Buch sei Jedem, der sich für die Entwickelung des Innungswesens interessiert, bestens empfohlen; für uns ist es natürlich bei den vielen und nahen Beziehungen, die zwischen Hildesheim und Braunschweig im Mittelalter bestanden, von besonderer Bedeutung.

Otto Gerland, Kunst- und kulturgeschichtliche Aufsätze über Hildesheim, Aug. Lax 1905. 68 S. gr. 8°. 2 M.

Auf Veranlassung der rührigen Verlagsbuchhandlung von Aug. Lax ist hier eine Reihe von Aufsätzen eines guten Kenners der Hildesheimschen Vergangenheit, Dr Otto Gerlands, vereinigt worden, die in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht waren, eine solche für weitere Benutzung sehr erwünschte Zusammenfassung aber vollauf verdienen. Schon die Angabe des Inhalts bezeugt die Vielseitigkeit des hier gebotenen Stoffes, dessen Darstellung durch reichliche Beigabe von trefflichen Abbildungen und Plänen noch mehr veranschaulicht wird. Es wird behandelt: 1. Die Frage: Warum wurde der Bischofsitz von Elze nach Hildesheim verlegt? 2. Die alte Westfront von St. Andreas zu Hildesheim. 3. Der Kreuzgang im St. Michaelis-Kloster zu Hildesheim, ein Aufsatz, auf den wir schon früher (Br. Mag. 1898 S. 40) einmal hingewiesen haben. 4. Die Kirche zum heiligen Kreuze zu Hildesheim. 5. Die Werke der Kleinkunst in der Kirche zum heiligen Kreuze zu Hildesheim, von denen für uns von besonderm Interesse ein S. 53 von beiden Seiten abgebildetes, kostbares Kreuz ist, das Herzog Heinrich der Löwe wohl 1172 dem Kreuzstift geschenkt hat. 6. Das Wappen von Stift und Stadt Hildesheim. 7. Zwei interessante heraldische Stücke aus Hildesheim, von denen eins einen Nachtrag zum vorigen Artikel bringt, den einfachen gold-rot-quadrierten Hildesheimer Wappenschild, von einem Einspännigen gehalten, und ein prächtig geschnittenes Geschäftssiegel des Hildesheimer Domstifts.

Hermann Schulz, Eine deutsche Familie. Aus dem Leben unserer Eltern und Voreltern meinen Geschwistern erzählt. O. O., [1904]. 111 S. gr. 8°.

Das gefällig geschriebene und mit Bildern schön ausgestattete Büchlein, zugleich ein Ergebnis emsigen Fleißes und ein Zeugnis schönen Familiensinnes, ist eigentlich nur für den engeren Kreis der Familienangehörigen bestimmt. Aber es bietet auch für Fernerstehende, insbesondere die Freunde unserer heimischen Vergangenheit des interessanten Stoffes nicht wenig. Denn es werden uns hier eine Reihe für unser Land bedeutsamer Persönlichkeiten vorgeführt, der Hofprediger Hartw. Joh. Christian Schulz († 1830), dessen Sohn der Staatsminister Friedr. Schulz († 1864), der wieder der Vater des gleichnamigen Präsidenten des Reichseisenbahnamtes gewesen ist, der verdiente Direktor des Katharineums Konr. Heusinger († 1820), der bekannte Mineraloge Friedr. Hausmann, der zuerst in braunschweigische Dienste trat und 1859 als Professor in Göttingen starb, u. a. Wir möchten daher auch an dieser Stelle auf das kleine Werk hinweisen.

Im ersten Ergänzungshefte des **„Archivs für Kulturgeschichte"** herausgegeben von Georg Steinhausen (Berlin, A. Duncker 1905. 92 S. 8°. 3 M.) veröffentlicht Professor Dr Richard Fester in Erlangen einen interessanten Aufsatz: „Der Universitäts-Bereiser" Friedrich Gedike und sein Bericht an Friedrich Wilhelm II.. Dieser Bericht wird hier zum Abdrucke gebracht und mit kurzen Anmerkungen versehen. Er enthält eine anschauliche Schilderung der Zustände und der Professoren auf 14 nichtpreußischen Universitäten, die Gedike im Jahre 1789 im Auftrage der preußischen Regierung selbst besuchte, um „teils überhaupt die Verfassung der fremden Universitäten kennen zu lernen, teils um von dem Vortrag solcher Professoren, auf die einmal bei irgend einer preußischen Universität reflektiert werden könnte, zuverlässig Nachricht und Kenntnis einzuziehen." Zuerst kam er nach Helmstedt, über dessen Hochschule und Lehrer, besonders Henke, Sextro, Beireis, Bruns u. a. S. 6—12 eingehend berichtet wird. Dann nach Göttingen usw. Interessant sind bei Jena S. 78 und 84 seine Mitteilungen über Vorträge des erst kurz vorher hierher berufenen „theatralischen Dichters Schiller."

In den **Preußischen Jahrbüchern 124. B.** (Mai 1906) S. 222 bis 245 veröffentlicht Dr Heinrich Meyer-Benfey in Göttingen einen sehr interessanten Aufsatz über Ricarda Huch und ihre Werke. Nicht ganz richtig ist die Angabe S. 223, daß die Dichterin „einer alten, sehr angesehenen Familie aus der bürgerlichen Aristokratie der Hansestädte entstammt." Denn eine Patrizierfamilie des Namens hat es in Braunschweig niemals gegeben.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1906. Juli **Nr. 7.**

Die figürliche Plastik der Fürstenberger Porzellanmanufaktur während ihrer Blütezeit von 1770 bis gegen 1790.

Von Chr. Scherer.

Die Geschichte der Fürstenberger Porzellanfabrik, die uns Heinrich Stegmann in seinem Buche ebenso gründlich wie fesselnd geschildert hat, läßt sich, wenn man absieht von der an greifbaren Erfolgen fast völlig armen Vorgeschichte, in drei Hauptabschnitte zerlegen, nämlich in die Frühzeit, die die 50er und 60er Jahre des 18. Jahrhunderts umfaßt und die eigentliche Rokokoperiode Fürstenbergs darstellt, ferner in die Zeit der Hauptblüte, die den 70er und 80er Jahren angehört, und endlich in die im wesentlichen durch die Amtsdauer des Intendanten Gerverot gekennzeichnete Periode, die bis gegen 1815 reicht und als eine Art Nachblüte betrachtet werden kann. Von diesen drei Abschnitten zeigt der mittlere, die eigentliche Blütezeit, die Fabrik auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit, wo sie, unbeeinflußt durch äußere Verhältnisse und im Vollbesitz technischen wie künstlerischen Könnens, die Saat zur Reife zu bringen sucht, die die vorhergehenden Jahrzehnte in mühevoller Arbeit und im beständigen Kampf mit den Schwierigkeiten der Technik ausgestreut hatten.

Vor allem ist es die figürliche Plastik, die erst jetzt einen kräftigen Aufschwung nimmt, nachdem sie während der Frühzeit, hauptsächlich wegen der schlechten Beschaffenheit der für feinere Arbeiten wenig geeigneten Masse, noch zu keiner rechten Entfaltung hatte gelangen können. Eine kleine Schar geschickter und fleißiger Modelleure, unterstützt von geübten Formern, entfaltet jetzt eine rege Tätigkeit, indem sie in dem knappen Zeitraume von etwa einem Jahrzehnt den weitaus größten Teil aller Figurenmodelle fertigt, die überhaupt aus Fürstenberg hervorgegangen sind.

Der älteste aus dieser Künstlerschar war Johann Christoph Rombrich aus Blankenburg, der zwar schon 1758 nach Fürstenberg gekommen und seitdem dort neben dem Modellmeister Feilner als Modelleur beschäftigt war, dessen eigentliche Tätigkeit aber erst zu Beginn der 70er Jahre einsetzte und erst mit seinem 1794 erfolgten Tode ihr Ende fand. Wohl nicht allein seines Alters und seiner Erfahrung, sondern gewiß auch seiner Tüchtigkeit[1]) wegen dürfte R. verhältnismäßig früh — er führte ihn schon 1762 — den Titel eines Inspektors bei der Porzellanfabrik erhalten haben, der ihm ein erhöhtes Ansehn und eine bevorzugte Stellung im Kreise seiner übrigen Kollegen verlieh.

Zu diesen gehörte ferner Anton Karl Luplau, der, wie Rombrich, aus Blankenburg gebürtig und zuerst als Former[2]), später als Poussierer, und zwar anfänglich unter Feilners Leitung, tätig war. Wie schon sein älterer Bruder, der Maler Luplau, war auch er, durch die Aussicht auf reicheren Gewinn verlockt, 1765 heimlich aus Fürstenberg entwichen, sehr bald aber reumütig zurückgekehrt und von neuem dort beschäftigt worden. Denn Stegmann irrt, wenn er glaubt, L. sei zur Strafe für seine Untreue zunächst in das Herzogl. Leibregiment gesteckt worden, wobei er während seines Aufenthaltes in Braunschweig Gelegenheit gehabt habe, sich beim Hofbildhauer Oden in der Bildhauerei und Modelleurkunst auszubilden. Tatsächlich nämlich begegnet uns Luplaus Name in den nächsten sechs Jahren sowohl in den Akten des Wolfenbütteler Landeshauptarchivs wie in den Kirchenbüchern zu Boffzen Jahr für Jahr, sodaß kein Grund zu jener Annahme vorhanden ist. L. scheint vielmehr sofort oder

[1]) R. scheint auch, falls es sich hierbei nicht um ein anderes Mitglied der Familie handelt, als Edelsteinschneider Bemerkenswertes geleistet zu haben, da er, wie aktenmäßig feststeht, 1772 den Auftrag erhielt, die Bildnisse der ganzen Braunschweigischen Fürstenfamilie in Carneol zu schneiden.

[2]) Als solcher wird er unter den 1762 vorübergehend in Braunschweig befindlichen Fürstenberger „Fabrikanten" erwähnt.

wenigstens bald nach seiner Rückkehr wieder angenommen und dann ohne weitere Unterbrechung bis 1776 tätig gewesen zu sein. In diesem Jahre aber entfloh er von neuem und begab sich, den Spuren seines Bruders folgend, nach Kopenhagen, wo er an der dortigen Königlichen Porzellanfabrik in der Stellung eines Modellmeisters bis zu seinem Tode (1795) in gleich erfolgreicher Weise wie zu Fürstenberg gewirkt hat[1]).

Zu diesen beiden Modelleuren kam dann im August 1769 als dritter ein Franzose, Namens Desoches, der indessen schon nach kaum fünfjähriger Tätigkeit 1774 Fürstenberg wieder verließ, ohne daß über seine Herkunft und weiteren Schicksale näheres zu ermitteln gewesen wäre[2]).

An seine Stelle scheint jedoch bald darauf Karl Gottlieb Schubert aus Gräbel im Fürstentum Schweidnitz getreten zu sein. Denn obwohl Stegmann dessen offizielle Tätigkeit erst im Frühjahr 1778 beginnen läßt, wird ihr Anfang doch um wenigstens drei Jahre früher anzusetzen sein, da sich in den Fürstenberger Formenverzeichnissen mehrere Arbeiten dieses Modelleurs schon aus den Jahren 1775/6 mit Sicherheit nachweisen lassen. Es scheint demnach, und dahin dürfte auch wohl Stegmanns Angabe zu berichtigen sein, daß Schubert zunächst auf Probe und erst von 1778 ab mit fester Anstellung in Fürstenberg beschäftigt gewesen sei. Dagegen muß es ungewiß bleiben, ob er, wie man aus einer weiteren Zahl von in derselben Quelle angeführten Werken schließen könnte, auch schon 1774 dort gearbeitet habe. Jedenfalls aber blieb er, wenn auch während seiner letzten Jahre augenscheinlich nur wenig beschäftigt, bis 1804, seinem Todesjahr, bei der Fabrik als ihr letzter bedeutender Vertreter in der Kunst des Modellierens.

Denn der in den 80er Jahren noch neben ihm tätige Hendler, der, wie aus einem 1781 vom damaligen Faktor Borchers aufgestellten Personenverzeichnis der Fabrik hervorgeht, aus Meißen stammte und also wohl mit dem Poussierer dieses Namens identisch ist, der 1769 von dort entlassen und zunächst nach Wien gegangen war[3]), gehörte offenbar nur wenige Jahre, wahrscheinlich von 1780 bis 1785, zum Künstlerpersonal der Fabrik. Doch hat er in diesem kurzen Zeitraum wenigstens einige größere Gruppen von einer gewissen Eigenart geschaffen, die unter der Kleinplastik Fürstenbergs eine besondere Stellung einnehmen.

Diese fünf Modelleure waren es, die hauptsächlich im achten Jahrzehnt an der Fürstenberger Manufaktur beschäftigt waren, und deren Leistungen wir nunmehr mit Hilfe der noch vorhandenen Formenbücher und der auf uns gekommenen Arbeiten ihrer Hand etwas genauer betrachten wollen; zuvor aber noch ein Blick auf jene Formenbücher.

Im Besitze der Fabrik befinden sich nämlich noch heute drei handschriftliche Verzeichnisse der von ihr gefertigten Gruppen und Figuren, die sämtlich erst nach 1770 aufgestellt sind und heute, wo der Bestand an diesen Werken sehr zusammengeschmolzen und bei seiner weiten Zerstreutheit schwer zu übersehen ist, die wichtigste und, so zu sagen, einzige Quelle für unsere Kenntnis von den Leistungen Fürstenbergs auf dem Gebiete der Kleinplastik überhaupt bilden.

Das erste dieser drei Verzeichnisse, das wir der Kürze halber mit A bezeichnen wollen, scheint in den 70er Jahren, vielleicht schon 1770, begonnen zu sein, da es als einzige Zeitbestimmung gerade dieses Jahr enthält. Es umfaßt sowohl „Formen zu allerhand Geschirr" als auch „Figuren-Formen" und zwar von letzteren insgesamt 201 Nummern, die jedoch nicht in fortlaufender Folge angeführt, sondern, mit Ausnahme der Tiere, die nach einer großen und einer mittleren Sorte unterschieden sind, nach ihren Höhenmaßen in sieben verschiedene Gruppen, mit Nr. A oder 1 (Höhe bis zu 3") beginnend und mit Nr. G oder 7 (Höhe bis zu 11—12") endigend, zusammengefaßt werden. Bei den meisten ist außerdem die Zahl der zu jeder Form gehörigen Stücke sowie öfters der Name des Modelleurs und gelegentlich wohl auch das von ihm benutzte fremde Modell angegeben.

Das zweite Verzeichnis (B), das den Titel führt „Verzeichnis der Figuren, Thiere und Vögel bey hiesiger echten Porzellan-Fabrik zu Fürstenberg", ist im Juni 1782 aufgestellt; doch enthält es nur Eintragungen bis zum Jahre 1780 und zwar im Ganzen 331 Nummern, darunter die bereits in A erwähnten, zu denen noch einige andere kommen, die nach Angabe des damaligen Faktors Schulze erst nach der Aufstellung dieses Verzeichnisses angefertigt wurden. Die äußere Anordnung nach der Formengröße sowie die Angabe der Formenstückzahl, des Namens der Modelleure usw. entspricht — von den letztgenannten, noch nachträglich entstandenen abgesehen, die nur nach ihrer Formengröße zu Gruppen vereinigt sind — vollkommen dem Verzeichnis A; doch ist bei den Tieren noch eine „kleinste Sorte" hinzugekommen, und zugleich werden die in A noch fehlenden Vögel nach einer großen und kleinen Sorte unterschieden. In diesem Verzeichnis begegnen auch zahlreiche Daten, mit deren Hülfe die Entstehungszeit einer ganzen Reihe von Modellen sich feststellen läßt. Da außerdem die Namen der Modelleure häufiger und genauer an-

[1]) Vergl. E. von Ubisch im Kunstgewerbeblatt N. F. V p. 211 ff.

[2]) Nach Stegmann p. 85 soll er ein Attest der Academie Royale de Sculpture zu Paris besessen haben, aus dem hervorging, daß er 7 Jahre unter Mignot gearbeitet habe.

[3]) Vergl. Berling, Das Meißener Porzellan p. 174, Anm. 319.

gegeben werden, erhalten wir auch bezüglich der Urheberschaft der einzelnen Arbeiten eine bessere Auskunft als in A.

Am weitesten, nämlich bis zum Jahre 1790, reicht endlich das dritte, 1771 begonnene Verzeichnis (C), das die Aufschrift trägt „Journal So über die Sämdlichen Figuren Büsten Porträts Reliefs Wie auch über Vögel Thiere Vasen geführt worden. Fürstenberg 1771." Allerdings ist dieses Verzeichnis nicht ganz lückenlos, da die Gruppen A (1), B (2) und D (4) vollständig fehlen, während die zu Gruppe E (5) gehörigen Nummern zum größten Teil entweder ebenfalls fehlen oder an falscher Stelle, nämlich in Gruppe C (3), eingeschaltet sind. Dazu kommt, daß es mancherlei fehlerhafte und unrichtige Eintragungen enthält und auch sonst den Eindruck macht, als ob es ziemlich flüchtig und ungenau abgefaßt sei. Da endlich auch seine Angaben über Daten, Modelleure usw. vielfach von denen des Verzeichnisses B abweichen, dürfte gerade diesem Verzeichnis bezüglich seiner praktischen Benutzbarkeit nur ein bedingter Wert beizumessen sein. Immerhin gibt es aber in Verbindung mit den beiden andern gewisse Anhaltspunkte für die Entstehungszeit einzelner Modelle sowie für deren Urheber.

Da ich das Gesamtwerk jedes einzelnen Modelleurs auf Grund dieser drei Verzeichnisse in meinem Buche über das Fürstenberger Porzellan zusammenzustellen gedenke, kann ich hier davon absehen und mich darauf beschränken, nur die einigermaßen sicheren Resultate meiner Untersuchungen mitzuteilen, die einerseits auf der sorgfältigen, kritischen Prüfung jener drei Verzeichnisse, anderseits auf einer Vergleichung ihrer Angaben mit den noch erhaltenen Werken selbst beruhen.

Wir beginnen mit Rombrich, aus dessen Gesamtwerk sich schon durch ihre Zahl drei Gruppen scharf herausheben, nämlich die Amoretten, die Tiere und die Kopien und zwar zunächst die nach sächsischen Modellen und sodann die nach Werken der Kleinplastik in Elfenbein, Holz und Bronze.

Nicht weniger als 18 Figürchen von Amoretten in den verschiedensten Verkleidungen und menschlichen Beschäftigungen hat R., offenbar angeregt durch die zahlreichen ähnlichen Figürchen Meißens, modelliert und damit für Fürstenberg ein gegenständlich wie geistig verwandtes Gegenstück zu jenen Statuetten Kändlers geschaffen. Freilich können diese Fürstenberger Statuetten nicht mit der leichten Eleganz und lebendigen Frische ihrer Vorbilder wetteifern, da sie nicht nur derber und plumper in Formen und Gebärden, sondern auch nüchterner und, so zu sagen, hausbackener in ihrem ganzen Tun und Treiben erscheinen. Trotzdem sind auch unter ihnen viele von hohem Reiz und da, wo die Hand eines geschickten Formers den Absichten des Modelleurs feinfühlig entgegenkam, auch von wirklich künstlerischer Durchbildung. Jedenfalls waren diese Amoretten ein für Fürstenberg neues Genre, das erst R. in der dortigen Plastik heimisch gemacht und ausgebildet hat.

Anders verhält es sich mit jener zweiten Gruppe seiner Arbeiten, den Tierfiguren, Vierfüßlern und Vögeln, die ja schon während der 50er Jahre vom Modelleur Feilner und neben ihm von Rombrich selbst in größerer Zahl gefertigt und daher nichts Neues mehr waren. Ja es scheint sogar, als ob die sämtlichen Tierfiguren, die aus des letzteren Hand hervorgegangen, gerade jener ersten Schaffensperiode des Künstlers angehörten, und daß er später, vermutlich weil inzwischen die Liebhaberei an solchen Darstellungen aufgehört hatte, diese überhaupt nicht mehr oder nur noch ganz vereinzelt ausgeführt habe.

Dagegen nehmen jetzt in den 70er Jahren einen verhältnismäßig breiten Raum in seinem Schaffen die Kopien und zwar zunächst diejenigen nach Meißener Modellen ein, von denen ich die vier Jahreszeiten (Nr. 61—64), Schäfer und Schäferin, Gärtner und Gärtnerin (65—68), Mädchen, Hühner fütternd (71), die sieben musikalischen Affen (72—78), Galanteriekrämer und -Krämerin (79/80), sowie endlich die satirische Gruppe eines Mönches, der eine Frau im Stroh auf dem Rücken ins Kloster schafft (81), nenne, Arbeiten, die in den Formenverzeichnissen sämtlich mit der Angabe „nach sächsischem Modell" versehen sind.

Allein Rombrich hat sich nicht nur auf die Nachbildung von Meißener Figuren beschränkt, sondern seine Kopistentätigkeit auch auf gewisse Werke der Kleinkunst in den damaligen Sammlungen des Herzoglichen Museums ausgedehnt. Zu solchen Arbeiten des Künstlers, die später in größerem Zusammenhang noch einmal erwähnt werden sollen, gehören: 183—4 Bettler und Bettlerin, für die er Elfenbeinfiguren, jedoch in freier Weise, benutzte, ferner 219 „Venus auf Postament", die er nach einem Holzschnitzwerk formte, sowie endlich 208 Reiterstatuette Marc Aurels, für die ihm zweifellos die Statuette in der Sammlung der Renaissancebronzen des Museums als Vorbild diente.

Endlich scheint Rombrich aber auch gelegentlich gewisse Modelle Feilners aus dessen beiden bekannten Folgen der Bergleute und italienischen Komödianten kopiert zu haben. So fertigte er z. B. einen Ruthengänger (100), der zu jener, von seinem Kollegen Luplau nach den alten Feilnerschen Modellen kopierten Folge der sog. kleinen Bergleute gehörte, und weiter werden die Figuren eines Scapins (204) und Mezeties (293) als seine Arbeiten angeführt, in denen es nahe liegt, Nachbildungen von Figuren aus jener zweiten Folge Feilnerscher Modelle zu erkennen, die wiederum zum größten Teil von Luplaus Hand herrührten. Daß er auch sonst in künst-

lerischen Beziehungen gerade zu diesem Modelleur gestanden, beweist dessen Gruppe Herkules, Omphale und Cupido, die Rombrich in der Weise umformte, daß er die drei Figuren, die bei Luplau nebeneinander stehen, zu einer Art Rundgruppe umkomponierte, indem er sie in Dreiecksform aufstellte (326).

So dürfte bei einer kritischen Betrachtung seiner Arbeiten im Ganzen nicht allzuviel an wirklich selbständigen und originalen Leistungen übrig bleiben, da weitaus die Mehrzahl seiner Modelle fremden Vorbildern ihre Entstehung verdankt und nur wenige, darunter an erster Stelle die Statuette des neben seinem Wappenschilde stehenden Herzogs Karl I. (260), die ausdrücklich mit „Rombrich inv." bezeichnet ist, sowie die Reiterstatuette desselben Herzogs (139) eine Ausnahme machen.

Indessen war ja, um das von vornherein zu betonen, Selbständigkeit und Originalität überhaupt nicht die starke Seite der Fürstenberger Modelleure; denn auch Luplau verfügte, wie man schon aus der Zusammenstellung seiner Werke erkennen kann, vielleicht in noch geringerem Maße über beide.

Wenn wir nämlich die etwa 80 Nummern zählende Gruppe von Luplaus sicheren Werken durchmustern, finden wir zunächst eine Reihe von Arbeiten, die durch den Zusatz „nach Modell" ganz allgemein als Kopien bezeichnet sind, während gleichzeitig bei einer Anzahl anderer durch Zusätze wie „S. (= sächs.) Cop.", „nach dem Caßlischen Modell copiret", „nach französisch Stück copieret" noch deutlicher auf die für seine Kopien benutzten fremden Modelle hingewiesen wird. Ferner wurden auch von Luplau gelegentlich kleinplastische Werke des Museums nachgebildet, wie das u. a. die Nummern 284—288 bezeugen, für die wiederum Elfenbeinstatuetten als Modelle gedient haben. Endlich war es wieder Luplau, der, außer den Figuren der vier Jahreszeiten von Desoches, vor allem auch jene beiden bekannten Feilnerschen Figurenfolgen, die Bergleute und die italienischen Komödianten, in kleinerem Maßstabe, aber, wie die übereinstimmende Beschreibung sowie einige noch erhaltene Figuren zeigen, offenbar ziemlich getreu kopierte, wobei er sich bei einigen dieser Figuren, wie bereits hervorgehoben wurde, der Hülfe Rombrichs bedient zu haben scheint. Es sind alles in allem, 43 von jenen 80 Werken, die als solche mehr oder weniger freie Nachbildungen von Modellen anderer anzusehen sind. Doch dürfte hiermit die Gesamtzahl keineswegs erschöpft sein, da, wie z. B. Nr. 246 (ein Dukatenmännchen) und 291/2[1]) (Schmied und Böttcher aus der Folge der kleinen Handwerker) beweisen, die auf ein bekanntes Meißener, bezw. auf Höchster Modelle zurückgehen, vermutlich noch andere Kopien unter den Arbeiten des Künstlers sich finden.

Wenn somit Luplaus Tätigkeit auch in erster Linie weniger in dem selbständigen Erfinden neuer als vielmehr in einer mehr oder minder getreuen Nachbildung schon vorhandener oder von auswärts beschaffter fremder Modelle bestanden zu haben scheint, hat er doch in Fürstenberg seinen Platz vollständig ausgefüllt und besonders in den 70er Jahren mit Fleiß und Erfolg dort gearbeitet.

Ohne eine bestimmte Gattung zu bevorzugen, entnahm er seine Stoffe und Motive dem ganzen weiten Gebiet der damaligen Porzellanplastik. Indessen treten doch seine mythologisch-allegorischen Figuren zurück gegenüber den, dem täglichen Leben entlehnten Darstellungen, unter denen neben allerlei typischen Gruppen und Einzelfiguren einige Miniaturgruppen, wie die kleine ländliche Idylle (Nr. 195), oder wie die Figuren Nr. 253 (Flohfängerin) und Nr. 254 (Lausefänger), das in der Porzellanplastik jener Zeit im allgemeinen seltenere, derb-realistische Genre gut und humorvoll vertreten. Das feinere oder sog. galante Genre scheint dagegen weniger sein als seines Genossen Desoches Fach gewesen zu sein, obwohl auch Luplau einige Gruppen, wie z. B. Nr. 202 (jugendliches Paar, sich umfassend), das Gegenstück zu einer Gruppe Feilners, ferner Nr. 215 (musizierendes Schäferpaar) und Nr. 217 (ein, auf einem Tabouret sitzendes Liebespaar) geschaffen hat, die zu den reizvollsten Werken dieser Art gehören.

Am eigenartigsten und originellsten aber unter Luplaus sämtlichen Schöpfungen wirken die Gruppen und Figuren seiner altgermanischen und römischen Krieger (205—7, 210—11), sowie seine Typen aus dem russischen Volksleben (222—3, 225—6, 228), denen Aquatintablätter und Radierungen von J. B. Le Prince zu Grunde liegen. Während diese, direkt nach dem Leben geschaffenen Gestalten in ihrer äußeren Erscheinung vom Modelleur genau so realistisch dargestellt sind, wie sie ihm die Vorlage des Zeichners übermittelte, geben sich jene ersterwähnten Figuren, weit entfernt, uns geschichtliche Wahrheit zu liefern, in Tracht und Gebahren vielmehr als durchaus moderne, des Künstlers Zeit und Umgebung angehörige Menschen, die ihren maskeradenhaften Aufputz nur zu vorübergehender Kurzweil angelegt, sonst aber nichts mit ihren historischen Vorbildern aus heidnischer Zeit gemein haben. In der Lebendigkeit der Darstellung und in der Sorgfalt der künstlerischen Behandlung, die überhaupt einen Vorzug von Luplaus Kunst bilden, sind jedoch die Figuren beider Folgen einander durchaus gleich.

An Zahl erheblich geringer, an innerem Wert aber den Werken seiner beiden Vorgänger durchaus ebenbürtig, ja in mancher Hinsicht sogar überlegen: so stellt sich uns das Werk des dritten Modelleurs, De-

[1]) Auch die Nrn. 207, 270, 282/3, die jedoch als Arbeiten Luplaus nicht ganz gesichert sind, würden hier zu nennen sein.

soches, dar. „Er arbeitet“, so bemerkt der Oberfaktor Kohl von ihm, „aus der Idee, und ich lasse ihn jetzt an den vier Jahreszeiten[1]) arbeiten. Seine Arbeit gehet geschickt von Statten nnd ist modern und leicht.“ Dieses Urteil dürfte im wesentlichen das Rechte treffen; wenn indessen die Worte „aus der Idee“ dahin zu verstehen sind, daß er die Motive seiner Werke ganz ausschließlich aus eigner Phantasie geschöpft habe, bedürfen sie im einzelnen doch der Berichtigung. Denn auch Desoches hat, obwohl er sich einen Schüler Mignots nannte, dem allgemeinen Brauche jener Zeit folgend, es doch bisweilen nicht verschmäht, fremde Modelle ohne weiteres nachzuformen. Allerdings läßt sich dies im Verzeichnis seiner Arbeiten zunächst nur von Nr. 128—9, den beiden, als Gegenstücke gedachten reizenden Figuren eines sitzenden Cupido[2]) und einer Venus, die E. M. Falkonet ursprünglich für Sèvres modelliert hatte, behaupten, da diese mit dem Zusatz „nach Sèvres-Modell copiret“ versehen sind. Bei weiterem Nachforschen finden wir aber, daß auch die beiden Gruppen Nr. 181 („Marchande à crême“) und Nr. 187 („Marchand à oiseaux“) Kopien, und zwar wieder, wie zumeist, nach Meißener Modellen sind, und endlich dürfte auch, obwohl die Identität in diesem Falle mit zweifelloser Sicherheit nicht festzustellen ist, Nr. 86 (Venus im Bade) zu diesen Kopien des Künstlers gehören, da sie einer französischen Bronzestatuette des Museums nachgebildet zu sein scheint. Dies wären jedoch die einzigen Beispiele, in denen sich eine direkte Benutzung fremder Modelle feststellen ließe, wobei auf die weniger überraschende als durch das landsmannschaftliche Verhältnis genügend erklärte Tatsache hingewiesen sei, daß allein drei von jenen fünf Beispielen sich gerade auf französische Werke als Vorbilder derselben beziehen. Wo sonst in dem Verzeichnis der Zusatz „copiert“ vorkommt, wie z. B. bei Nr. 121—2 (Perseus mit dem Ungeheuer, Andromeda am Felsen), ist, wie fast stets, an graphische Vorlagen, d. h. an Kupferstiche und Radierungen, zu denken, die ja nicht nur von den Malern, sondern auch von den Modelleuren gern und oft benutzt zu werden pflegten.

Verglichen mit den genannten ähnlichen Arbeiten Rombrichs und Luplaus ist also die Zahl der bis jetzt bekannten eigentlichen Kopien im Gesamtwerk Desoches nur gering. Zu dieser größeren geistigen Selbständigkeit des Künstlers kommt aber auch eine erhöhte künstlerische Tüchtigkeit. Zu seinen frühesten Arbeiten gehört die, zwar auf eine eigene Erfindung zurückgehende, aber ganz von Chardins und Greuzes Geist erfüllte Gruppe „ein Kaffeetisch mit 8 Figuren als 4 großen und 4 kleinen Bekleideten (Nr. 107)“, die, wie es scheint, bis jetzt nur in modernen Ausformungen bekannt ist. Die zwanglose Art, wie diese Figuren, Erwachsene und Kinder, um den Tisch gruppiert, und wie sie einzeln charakterisiert und beschäftigt sind, verrät viel natürliche Beobachtungsgabe und künstlerisches Feingefühl. Freilich vermißt man auch hier, wie so oft bei größeren Gruppen in der Porzellanplastik des 18. Jahrhunderts, die innere Geschlossenheit des Ganzen; zwischen den einzelnen Figuren und Gruppen besteht keine unmittelbare Verbindung, kein gemeinsames geistiges Band hält sie zusammen, vielmehr ist jede mit sich selbst beschäftigt und nur äußerlich mit ihrer Umgebung zusammengebracht, schon dadurch gewissermaßen auf die Entstehung des Ganzen aus einer Zusammenfügung verschiedener Einzelformen hindeutend. Es überrascht daher auch nicht, wenn wir der Gruppe des jugendlichen Liebespaares noch einmal als besonderem Werk unter Nr. 108 („Dame und Chapeau sitzend“) begegnen; denn ebenso wie hier, hätte auch jede andere Figur oder Gruppe des Ganzen für sich allein als selbständiges Modell Verwendung finden können.

Dieselbe Beobachtung können wir auch bei einem andern Werke dieses Modelleurs, nämlich bei seiner Vulkangruppe (Nr. 110) machen. Hier steht der Gott hämmernd am Amboß, neben dem Amor und Psyche, jener einen Pfeil, diese am Boden sitzend und ein Herz emporhaltend, angebracht sind. Man wird gewiß vergebens nach einem engeren Zusammenhang zwischen dieser Liebesgruppe und dem Schmiedegott suchen und daher auch kaum verwundert sein, die erstere noch einmal unter Nr. 22 („Zwei nackte Kinder, die Liebe vorstellend“) als besonderes Modell aufgeführt zu finden.

Noch auffälliger ist vielleicht ein drittes Beispiel dieser Art, nämlich Nr. 201 „die vier Elemente mit dem beysitzenden Cupido.“ Bei dieser Rundgruppe, in der die Elemente durch Kindergestalten mit ihren Attributen dargestellt sind, ist als fünfte Figur ein sitzender Cupido hinzugefügt, der, als eine genaue Kopie des obenerwähnten Sèvresmodelles, mit den übrigen Figuren nicht das Geringste zu tun hat und offenbar nur deshalb beigegeben wurde, um diese Gruppe zum Gegenstück von Nr. 41, der ähnlich komponierten Gruppe der fünf Sinne, machen zu können. Wenn man nun auch nicht gerade behaupten kann, daß dieser Ausweg besonders geistreich und glücklich gewesen, so blieb doch offenbar zur Erreichung jenes Zweckes nichts anderes übrig als aus der Not eine Tugend zu machen und zu diesem, etwas ungewöhnlichen Mittel zu greifen. Ob übrigens Desoches selbst die Schuld hieran beizumessen ist, mag dahin gestellt bleiben; wenn man nämlich im Formenverzeichnis bei Nr. 41 den Vermerk „Desoches und Rombrich zusammengesetzt“ liest, möchte man eher auf die Vermutung kommen, daß dieser letztere und nicht Desoches der Übeltäter

[1]) Gemeint sind in diesem Zusammenhang offenbar die unter Nr. 1—8 genannten Folgen der Jahreszeiten als „Chinesen“, bezw. als „deutsche Bauern“.

[2]) Abgeb. Kunstgewerbeblatt. N. F. III p. 32.

gewesen. Doch wie dem auch sei, in jedem Falle war es ein Mißgriff, den man diesem, im allgemeinen feinfühligen und geschmackvollen Künstler nicht gerne zutraut.

Denn als solchen zeigt er sich in der Tat in der Mehrzahl seiner Werke. Man braucht nur jene zierlichen, die Jahreszeiten verkörpernden Chinesenfigürchen (Nr. 1—4), deren zwei, Frühling und Sommer, das Herzogl. Museum besitzt, oder die ebendort befindliche anmutige Gestalt des Winters aus einer andern Folge der als französische Bauern charakterisierten Jahreszeiten (Nr. 82—85) oder sein, durch die Pastoralen Fr. Bouchers stark beeinflußtes Liebespaar mit dem Vogelbauer (Nr. 106) zu betrachten und mit solchen Arbeiten alsdann Werke, wie die nach einem Stich von L. Cars modellierte Andromeda (Nr. 122[1]) oder die eigenartig aufgefaßten Göttergruppen (Nr. 109—112) oder gar die große, etwas akademisch befangene Gruppe des das Ungeheuer tötenden Perseus (Nr. 121) zu vergleichen, und man wird nicht nur dem Umfang und der Mannigfaltigkeit seines Schaffens[2]), sondern auch der Begabung und Geschicklichkeit des Künstlers Beifall zollen und solchen Eigenschaften zu Liebe jene oben gerügten Schwächen gewiß gern in Kauf nehmen. Die Kunst Desoches kann in der Tat Heimat und Herkunft nicht verleugnen; denn fast allen seinen Schöpfungen ist der Stempel französischen Geistes aufgeprägt, der in der Wahl der Motive wie in seiner Formensprache deutlich zum Ausdruck kommt. Desoches ist Franzose nicht nur seinem Namen, sondern auch seiner Kunst nach und als solcher seinen damals neben ihm in Fürstenberg beschäftigten Kollegen in vieler Hinsicht überlegen.

(Schluß folgt).

Zum Volksleben in Braunschweig vor dem dreißigjährigen Kriege.

Vor mehreren Jahren hat Herr Professor Hassebrauk über das Volksleben in Braunschweig vor dem dreißigjährigen Kriege einige Aufsätze geschrieben. Da ich bei meinen Namenstudien nicht versäumt habe, mir auch Sittengeschichtliches zu merken, so bin ich in der Lage, seine anziehenden Ausführungen in einigen Punkten zu ergänzen. Meine Quellen sind folgende Originalhandschriften des Stadtarchivs: das Blutbuch, das Vorvestingebok, die Gerichtsprotokolle, das Brokebuch, Orgichtbok, Gerichtsbuch der Altstadt, Briefbuch, Rechtsbelehrungen, die Memorandenbücher, die Acta coll. rev. minist. und das Pfarrsachenbuch.

[1]) Abgebild. Kunstgewerbeblatt N. F. III p. 33.

[2]) D. hat auch Arbeiten mehr kunstgewerblicher Art, wie z. B. einen Armleuchter mit nackten Kindern und Tieren sowie einen Kronleuchter mit Zieraten und Figuren geschaffen.

Beginnen wir mit dem Abschnitte über die Sicherheit, Polizei und das Gericht. Die Sitten der Braunschweiger waren auch noch im 16. Jahrhundert roh. Waren im 15. Jahrh. Mißhandlungen und Schlägereien so allgemein gewesen, daß selbst Frauen sich daran beteiligten — mißhandelte doch Henningh Gersenbuttel 1424 sogar die Papen in der Kirche, als sie ihn um den Zins mahnten, und Cord Brakels Frau die Richteherren, schlug doch Bertelt Rischaw[3]) einen Schäfer, der auf sein Kornfeld getrieben hatte, mit einer Peitsche so kräftig, daß er starb (1462) —, so wirkte das böse Beispiel, das die Eltern gegeben hatten, auf Kind und Kindeskinder weiter. Den guten Ruf des Nächsten anzutasten, war man leicht bereit. „Sie machen Lieder auf mich", klagte 1560 die Stieftochter Dorthie des Joh. Perdin, und dieser übergab dem Gericht das Lied, das Jacob von Lüneburg mit einem Unbekannten gedichtet hatte. Kürschnergesellen sangen in der Nacht auf den Valentin Wedeler und seine Hausfrau ein Spottlied[4]). Der Katharina Bosse wurde in Helmstedt fälschlich nachgesagt, daß sie in Braunschweig zur Staupe geschlagen, ihr die Haarflechten abgeschnitten und diese an die Staupe genagelt worden seien, während ihr in Wirklichkeit laut Bescheinigung des Rats in Braunschweig[5]) (1585) die Haare bei einer Krankheit ausgefallen waren. Frauen wurde gern ein Verhältnis mit dem Teufel vorgeworfen. Valentin Schaper mußte 1564 drei Gulden geben, weil er der „Slotzken thogelecht, se hedde up dem bocke gereden[6])." Oder es wurde von ihnen erzählt, sie hätten „in ihrem Jungfernstande ein Kind zur Welt getragen." Heinr. Sostman hatte dieses Gerücht über die Frau Hansen Knesebecks 1571 ausgesprengt[7]). Als er aber verhaftet war, erbot er sich im Gefängnisse, einen Widerruf zu tun und sich aufs Maul zu schlagen. Dies tat auch Matz Stuuer 1558, der die Bürger Schelme und Bösewichter gescholten und mit seinem Hammer durch die Fenster zu ihnen eingeworfen hatte. Als er vor Gericht gestellt wurde, schlug er sich auf den Mund, bat um Vergebung und sprach: „Mund, do du dat sedest, do logestu[8])."

Witwen und ihre Töchter wurden oftmals mit häßlichen Schimpfworten belegt, wofür es leicht wäre zahlreiche Beispiele anzuführen, wenn deren Beibringung an dieser Stelle nicht leicht Ärgernis hervorrufen könnte. So nannte Tonnies Hane[9]) eine Witwe und ihre Kinder „Geelringshuren." Deshalb sollte er zwei Jahre verfestet, vor Gericht geführt werden, dort Widerruf tun und sich aufs Maul schlagen (1575).

[3]) Neustädter Degedingeb.

[4]) Gerichtsprotokolle.

[5]) Kopeienb. 7.

[6]) Brokeb.

[7]) Memorandenb. 10.

[8]) Orgichtb.

[9]) Vorvestingeb.

Waren Beleidigungen der Bürger unter sich häufig, zumal bei den Gildebrüdern — ich erwähne, daß David Koch[1]) die Wandscherer 1584 in Schriften schmähte und ihnen eine „Kundschaft, die sie ihm versiegelt hatten, an den H . . . . . wischte" und ihnen dann zurückschickte, so richteten sich die Schmähungen auch oft gegen den Rat und die Brokeherren. Den letzten gab Curd Brotzem 1563 unnütze Worte, als er die Broke für seiner Schwester Verlöbnis bezahlen sollte, indem er sagte, er wollte, daß der Teufel dem den Kopf abrisse, der das Gesetz gemacht hätte[2]). Hans Luders erklärte 1564, er frage nach dem Rate in der Neuenstadt „so vele alse de Kreie na dem Sondage[3])". Noch unverschämter war Jonas Stolle 1585 gegen den Bürgermeister Bußmann, der ihm einen Befehl gab, denn er antwortete: Wenn alle Bürgermeister auf einander säßen, wollte er dem nicht nachkommen, und es sollte der Bürgermeister Bußmann ihm . . . .[4]). Warf Hans Brachman (1586) den Herren Trägheit vor, sie lägen auf den Betten und die Bürger müßten wachen, beschuldigte Curdt Brostidt 1587 den Bürgermeister Schwalenberg, er hielte es mehr mit den Bauern als mit den Bürgern, so klagte Claus Gabriel den Rat 1589 an, dieser wollte ihnen, den alten Schmiedemeistern, „einen Klack in den Rock gießen[5])." Henning Wolffens Witwe hatte 1566 eines Tages von den Bauermeistern Bescheid bekommen, sie solle zu Hause bleiben am folgenden Tage, da wollten die Gerichtsherren kommen. Zu Hause blieb sie freilich, ließ aber die Tür verschließen, und als die Herren klopften, sah ihr Knecht aus dem Fenster und fragte diese: „Was wiltu[6])?" Noch rücksichtsloser benahm sich Zacharias Roue gegen den Markmeister 1583. Als dieser ihn wegen Mißhandlung seiner Ehefrau gefangen nehmen wollte, griff er nach einem Topfe und goß dessen häßlichen Inhalt über den unter dem Fenster stehenden Markmeister aus[7]).

Wo aber die Bürger Hochmut gegen die Obrigkeit zeigen, pflegt auch das Verhalten gegen die Geistlichkeit nicht ehrerbietig zu sein. Hans Bosse zu Ölper griff den Pastor Joh. Koch 1579 mit trotzigen Worten an und wollte ihn zu Boden schlagen, weil er von ihm in einer Predigt gestraft war[8]), und Hans Harbrecht warf 1582 bei einer Tauffestlichkeit in Rüningen dem Pastor einen Hund auf den Tisch, als ihm Essen vorgesetzt war, wollte ihn auch sogar mit einer Plodzen (kurzen Degen) schlagen[9]). In Wirklichkeit verwundete den Gleidinger

[1]) Handelbuch d. Kuchenrates.
[2]) Gerichtsprot. 7.
[3]) Orgichtb.
[4]) Handelb. d. Kuchenr.
[5]) Handelb. d. Kuchenr.
[6]) Vorvestb.
[7]) Handelb. d. Kuchenr.
[8]) Memorandenb. III.
[9]) Handelb. d. Kuchenr.

Pastor bei der Rotenburg Heinr. Reineke 1567. Dem Braunschweiger Pastor Jurgen Oeding aber wurde durch Schmähreden Flotwedels sein Amt schwer verleidet. Dieser schalt ihn einen schwarzen Pfaffen, drohte, nach seiner Predigt würden Blutwunden folgen, sagte, Oeding hätte in seiner Samtmütze den Teufel, der ihn holen würde, und schlug vor, man sollte die Pfaffen alle hängen, „es wären ihrer wohl eher gehenket[10])." Dafür mußte er ein Einlager halten, zumal er geäußert hatte, wenn der Rat ihn einsetze, so sollten ihn die Fresenstraßer und Klinter wohl los machen (1598).

Bei dieser Gesinnung können wir uns nicht wundern, wenn im Jahre 1599 viel darüber geklagt wurde, daß die Nachtwache an den Toren nicht gehalten wurde. Hatte doch schon 1576 Levin Paulings, ein Brauerknecht, statt das innere Tor zu schließen „mit den Schlüsseln zu Biere gesessen[11])." Mit dem Mangel an Pflichtgefühl ging Widersetzlichkeit Hand in Hand. Als dem Gothart Heyne 1586 sein Haus gerichtlich verschlossen wurde, schlug er das Schloß ab und öffnete das Haus mit Frevel und Mutwillen[12]). Und als ein Torwächter 1590 von dem Fußgänger Curd Schilling einen Wegpfennig forderte, wollte ihn dieser in die Gosse werfen und mit einer Barte hauen. Noch ärger trieb es Harmen Flame 1595. Als er aus dem Hohentore hinausfuhr und die Türhüterin den Wegpfennig haben wollte, sagte er zu seinem Knechte, er solle in tausend Teufels Namen fahren[13]). Die Frau verbot ihm zu fahren. Er aber kehrte sich so wenig an ihr Verbot, daß er in den Flügel des Tores fuhr und die Frau mit dem Torflügel stieß, daß sie ein blaues Auge bekam.

Am verabscheuenswertesten aber ist der Verrat, der allerdings selten vorkam. Zwei Fälle nur sind mir zur Kenntnis gekommen: Curd von Wasten zeigte 1572 einem Feinde Braunschweigs die Pferde, die in Ilsenburg standen, und nahm dafür 33 Taler Verrätergeld[14]), und Henning Hoppe schrieb 1579 einen verräterischen Brief an den Herzog[15]). Deshalb wurde er auf den Hauptberg geführt, ihm zunächst zwei Finger, dann das Haupt abgeschlagen und auf den Pfahl genagelt, der Körper wurde aufs Rad gesetzt, die beiden Finger in der Stadt auf dem Markte an den Kak genagelt.

Unfug auf der Straße läßt man sich noch gefallen, wenn er dem Nächsten nicht schadet. Wir lachen über den Jost Pein, der 1563 in der Nacht einen Jungen mit einer Pfeife vor sich hergehen ließ und Lärm machte[16]), sind aber unzufrieden über den Bartwart

[10]) Memorandenb. 8.
[11]) Gerichtsprot.
[12]) Rechtbelehrg.
[13]) Gerichtsprot.
[14]) Gerichtsprot.
[15]) Blutb.
[16]) Gerichtsprot.

Meier, der, wie es leider oft vorkam, bei nächtlicher Weile seine Büchse losschoß, verurteilen es, daß 1583 zwei Badergesellen bei Nacht ihrem Meister die Becken abrissen, empfinden es aber unwillig, daß ein Goldschmiedegesell 1588 bei Nacht auf dem Bohlwege etzliche Fensterlädenstücke abschnitt[1]).

Und wie sah es zu Hause aus? Die Väter waren oft böse Haushalter, verzehrten die Güter ihrer Frauen, ja verkauften sogar ihre Kleider, um das dafür erhaltene Geld vertrinken zu können. Und die Söhne folgten dem Beispiele ihrer Väter. Wollten diese ihren Vorgesetzten nicht gehorchen, so gehorchten die Kinder ihren Eltern ebenso wenig, ja schalten und mißhandelten sie. Peter Linden wurde 1574 in die Buttelei gesetzt, weil er seine Eltern geschlagen und ihnen geflucht hatte, auch Wilcken Liesegang schlug 1579 seine Mutter, führte in ihrem Hause ein wüstes Leben und ging unachtsam mit dem Feuer um; Hans Ringe drohte 1583, seine Stiefmutter in Stücke zu zerhauen, Hans Leisegang, seine Mutter zu erstechen[2]). In den Gerichtsprotokollen klagt 1562 Hans Eisenbuttel über seinen Sohn von 18 Jahren, er spiele Doppel, wolle kein Handwerk auslernen und tue ihm dadurch großes Herzeleid an. Zur Besserung wurde der leichtsinnige junge Mensch auf Kosten seines Vaters einige Zeit auf den Lawentorn gefangen gesetzt.

Wie Hans Eisenbuttels Sohn wurden alle die eben erwähnten jungen Leute wegen ihres Vergehens in Haft genommen und 4 Wochen oder 14 Tage mit Wasser und Brot gespeist, ebenso wurden die bösen Haushalter zunächst bestraft, dann der Stadt verwiesen, auch ein „Epikuräer", der nicht zum Abendmahle gehn wollte, wurde 1609 ins Gefängnis gelegt. Dieselbe Haftstrafe erlitten teilweise auch die Schmäher, z. B. der obengenannte Koch, und gleichfalls ein Brauerknecht Heinr. Fahrenhorst, der 1584 seinen Herrn schlug und ihm den halben Bart ausriß[3]).

Wie über die Gesellen, so ertönen auch schon damals Klagen über die Dienstmädchen. Rembert Remmerdes hatte im Jahre 1563 eine Magd, die in der Nacht mit ihren Sachen ausrücken wollte. Seine Frau merkte es und wollte sie zurückhalten. Da aber schlug die Magd ihre schwangere Herrin so vor den Leib, daß sie krank zu Bette liegen mußte[4]). Nur frech in Worten und widerspenstig war die Magd des Hans Niemann, Mette Konnings. Sie wollte nicht aufwaschen, als es ihr geboten wurde, sondern wann es ihr beliebe. Ganz modern aber klingen die Bedingungen, die ein Mädchen 1697 stellte[5]), ehe es den Dienst bei der Frau eines Braunschweiger Pastors zusagte, nämlich: 1) wollte es kein Vieh warten, 2) keinen Tragkorb oder Kiepe tragen, 3) kein Braunbier trinken.

Wollte das Mädchen Hans Niemanns nicht abwaschen, so wollten 1582 einige Tischlergesellen wider die bestätigte Ordnung nicht allein für ihre Person freien Montag machen, sondern wiegelten auch andere dazu auf[6]). Über eine solche Aufwiegelung zum Streik wird 1566 im Vorvestingebok und 1569 im Blutbuche berichtet. Da heißt es an der ersten Stelle: „Hans Vette von Alden und Curd Schrader von Lotter haben sich mutwillig und fürsätzlich gelüsten lassen, auf der Brücke vor dem Peterstore etzliche inheimische und fremde Tagelöhner und Arbeitsleute, so einem ehrbaren Rate und gemeiner Stadt Braunschweig an ihrer Stadt Feste um Tagelohn gearbeitet, an sich zu ziehen und Meuterei zu machen, zu der Behuf sie auch die Finger aufgehoben und sich zusammen verbinden wollen, um das Tagelohn, darum sie bis daher gearbeitet, nicht länger zu arbeiten, es wäre denn, daß ihnen ein ehrbarer Rat ein größeres Lohn geben werde." Und im Blutbuche wird mitgeteilt, daß Hans Ridder aus dem Vogtlande, ein Maurer, deshalb in den Kniep gesetzt und später ausgewiesen wurde, weil er mit seinem Mitgesellen vor dem Neustadttore in der Herren Arbeit Meuterei angerichtet hatte. Sie hatten einen Kreis oder Ring geschrieben, „darein gestippt" und sich verschworen, nicht zu arbeiten, wenn nicht die Herren für die Feiertage, die in die Woche fielen, und auch für solche Tage, an denen es so regnete, daß sie nicht arbeiten könnten, den Lohn bezahlten. Und wer das nicht hielte oder dagegen handelte, der sollte und wollte ein Schelm sein. Man sieht also, der Ausdruck Streik ist neu, die Sache ist alt.

Bei den ewigen Streitereien und Scheltereien, von denen oben die Rede gewesen ist, blieb es aber nicht bei Beleidigungen, sondern ihr Ende war oft eine Drohung, eine Forderung, eine Mißhandlung, wie wir das auch schon sahn. So drohte Henning Lindemann dem Heinr. Luders 1564, ihm die Nase so spitz zu machen, wie seinem Bruder. Diesen hatte er „böslich" entleibt.

Forderungen (Duelle) kamen schon vor dem 30jährigen Kriege in Braunschweig vor. In den Gerichtsprotokollen ist mehrfach davon die Rede. Der deutsche Ausdruck für duellieren ist damals balgen. Sogar Handwerksgesellen ließen Herausforderungen ergehn, wie die folgenden Beispiele beweisen: Jost Ludewig schalt 1574 den Volkmar Ziegemeyer einen ehrlosen Dieb, Verräter, Bösewicht und einen meineidigen Schelm, dann zog er mit einem Spaten einen Kreis und forderte den Ziegemeyer auf zu kommen, wenn er von einer frommen Mutter geboren wäre,

1) Gerichtsprot.
2) Memorandenb. III.
3) Handelb. d. Kuchenr.
4) Gerichtsprot.
5) Acta coll. rev. min.
6) Gerichtsprot.

schwor ihm zweimal mit aufgerichteten Fingern den Tod und rief, er solle kommen, sein oder Ziegemeyers Kopf sollte im Kreise bleiben. Weiland Becker forderte 1568 den Bäckerknecht Hans Heldrung auf, sich mit ihm zu balgen, und wurde darnach flüchtig. Da Hans Heldrung die Forderung nicht annahm, wurde er — man beachte den Corpsgeist — von den Bäckern gescholten, und man wollte ihm sogar das Backwerk legen. So forderten Jacob vom Stadthagen 1573, Moritz Clewenberg 1575 ihre Gegner mit bloßer Wehre heraus; als aber der letzte Strafe dafür bezahlen sollte, entlief er, indem er zugleich erklärte, er frage nach dem Rate nicht. Im Jahre vorher hatte Bartold Lücke den Franz von Dam gefordert. Vor die Behörde beschieden, suchte er sich mit Trunkenheit zu entschuldigen, mußte aber trotzdem auf ein Jahr die Stadt räumen und hernach 21 Gulden 29 Pfennig Strafe zahlen.

Häufig kam es auch gleich zu Tätlichkeiten auf der Stelle. Darin taten sich leider die Adligen hervor. Eines Tages im Jahre 1568 ging Hans Woltman ruhig vor dem S. Ägidientore spazieren. Da kam Wulff von Straßburg auf ihn zugeritten und rannte ihn an. Woltman wollte sich das nicht gefallen lassen, fiel dem Pferde in den Zügel und griff auch nach der Büchse des Reiters, weil er fürchtete geschossen zu werden. Da sagte dieser zu ihm: Wo kommst Du her, Schelm, hätte ich Dich am gelegenen Orte, so wollte ich Dich es wohl lehren, ihr Schelme am Dinge möget wohl wissen, daß Hofleute vorhanden seien. Ebenso ritt im folgenden Jahre Christoff von Schweichelt den Claus Schulte von Neuen Brandenburg allhier auf der Straße an, schlug ihn mit seiner Büchse und ritt davon, nachdem er ihn kampfbar verwundet hatte[1]).

Und die Knechte der Adligen und andere folgten ihrem Vorgehen. Wenige Beispiele genügen. Valentin, Levins von Marenholtz Knecht, sprengte den Autor Beren 1571 auf der Echternstraße an, und dabei trat ihn der Gaul übel in die Schultern. Und in der Osterwoche des Jahres 1567 kam Hans Neid auf den Schulmeister Bartold Lafferdes und seine beiden Söhne auf dem Wege nach dem Lafferskampe angesprengt und hielt dem Magister ein gespanntes Rohr auf die Brust, als ob er schießen wollte. Als dieser um Schonung bat, sprengte er auf seine Söhne los und verwundete sie kampfbar[2]).

Kam Totschlag öfter vor, so war Mord erfreulicherweise ein seltenes Verbrechen, abgesehen von den Kindesmorden. Denn über die wird oft verhandelt, von Kinderaussetzungen dagegen hören wir nur selten. Aber auch in Braunschweig wurden die Kindesmörderinnen lebendig begraben, erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts sah man hier davon ab. Noch 1557 wurde die Catharine Adensteins, die ihr Kind umgebracht und an der Landwehr in einem Fuchsloche begraben hatte, lebendig unter dem Galgen begraben. Dasselbe Los traf die Meta Stollings, die ihr Kind getödtet und in die Heimelicheit geworfen hatte (1564), und ebenso die Hille Niemeyers 1568[3]).

Ich komme nun zu den Übertretungen des 7. Gebotes. Hatte man noch im 15. Jahrhundert (vgl. das Briefbuch z. J. 1475) die Diebe mit einem Seile an ein Pferd gebunden und sie nachschleifen lassen, so war man im 16. Jahrhundert milder geworden, aber die Strafen für Diebstahl, unter denen Freiheitsstrafen nicht erwähnt werden, waren gemäß den Gesetzen noch immer recht streng. Im Jahre 1557 wurde die Ilsebe van Weigen wegen verschiedener Diebstähle lebendig begraben, wie es der Hanneke Ebberdes 1507 auch ergangen war[4]). 1562 wurde Lorentz Homan wegen Diebstahls erstlich gerädert, dann auf dem Rad in den Galgen gebunden[5]). Ludeke Ludeken hatte 1565 Tische und Blumen aus den Gärten gestohlen und auch Bäume darin abgeschnitten. Nachdem er am Kake gestäupt und ihm ein Ohr abgeschnitten war, wurde er aus der Stadt und des Rates Gebiete verwiesen. Auch Henning Gotze wurde wegen seiner Diebereien „am Kake mit Roden (Ruten) gestupet" und ausgewiesen, dem Hans Luders wurde nur ein Ohr abgeschnitten, während Hans Tymmermans an den Galgen gehängt wurde. Henning Herdes, ein Junge von 15 Jahren, der 1571 gestohlen hatte, wurde seiner Jugend wegen auf Bitten des Herzogs verschont und im Keller durch den Scharfrichter mit Ruten gezüchtigt und ewig aus der Stadt verwiesen. Ebenso milde war man auf Bitten des Bestohlenen und seiner Eltern gegen einen anderen Jungen. Ludeke Ekeman jedoch wurde wegen Einbruchsdiebstahls in demselben Jahre aufgehängt gleich dem Jonas Krüger, der in den Ratskeller zu Celle eingebrochen war und 300 Taler, aber nicht für 300 Tlr. Wein, wie Hassebrauk angibt, gestohlen hatte. Auch Kurt Jans wurde 1580 an den Galgen gehängt, weil er Pferde und Wagenketten entwendet hatte. Dasselbe Los traf im gleichen Jahre die Winneke Sprengels[6]), und noch im Jahre 1713 wurde eine Diebin gehängt[7]).

Anziehend für die Freunde der Volkskunde ist eine Bemerkung in den Gerichtsprotokollen vom Jahre 1560, daß die Leute dem Claus Gibeldes, der beschuldigt wurde, bei einem Brande im Hagen gestohlen zu haben, einen Strick vor die Tür hängten.

Über Raub wird nur selten geklagt, wegen Be-

[1]) Gerichtsprotok.
[2]) Gerichtsprot. „Kampfbar" ist nach Sachsenrecht eine Wunde, die eines Nagels tief und eines Gliedes lang ist. Grimms Wörterb. V B. Sp. 144.
[3]) Blutb.
[4]) Gerichtsb. d. Altst.
[5]) Orgichtb.
[6]) Blutbuch.
[7]) Acta coll. rev. min.

truges ließ 1500 der Rat die Anneke Bruns „tor Stupe slan", und es wurde ihr ein Löwe „up de Backen brant", weil sie auf eines Andern Namen Leinwand geholt hatte[1]); wegen Zollentziehung wurde 1583 Georg Stauwer verfestet, 1584 Andreas Escheman, dem ein Ochse genommen wurde, damit er den Armen gegeben würde[2]).

Gut war die Bestrafung des Wuchers nach dem Stadtrechte. Denn für jeden Fall, daß jemand Wuchers überführt wurde, mußte er fünf Pfund geben und dazu das Geld, das er sich durch Wucher verdient hatte, den Leuten, die es ihm ausgezahlt hatten, wieder erstatten. So erging es 1560 dem Tonnies Ziegemeier. Er hatte nicht weniger als 16, 20, auch 26 % genommen und noch mehr und hatte dann gesagt, in der Krone des Rates säßen wohl Leute, die noch ärgeren Wucher trieben. Ja, er hatte auch erklärt, wenn Gott vom Himmel zu ihm käme und wollte Geld von ihm borgen, so wollte er ihm ohne Zins nichts leihen. Dafür wurde er auf ein halbes Jahr der Stadt verwiesen[3]). Auch der Spielgewinn mußte nach altem Stadtrechte ausgeliefert werden und zwar dem Rate. In zwei Fällen jedoch, die im 16. Jahrhundert angeführt werden, entliefen die glücklichen Gewinner. Zwei Falschspielern aber, die falsche Würfel gemacht und damit gespielt hatten, wurden 1500 die Augen ausgebrochen[4]).

Selbst Lebensmittel wurden schon im 16. Jahrhundert verfälscht. Thomas Knofeler[5]) kaufte 1501 von einem Kaufmanne in Erfurt ein Faß „Kampwin" (Trester-, Nachwein) von 5 Eimern, fand ihn aber ganz anders vor, als die Zusage gelautet hatte, nämlich daß es ein frischer guter Wein sein sollte. Zwei Ratspersonen besichtigten ihn und fanden darin viel Weinranken, Weinblätter, faule Weinreben und anderes unnütze Kraut. Der Erfurter ersetzte denn auch gutwillig den Schaden.

Anerkennenswert ist, daß die Gilden einschritten, sobald sie hörten, es sei etwas vorgefallen, was ihre Ehre schädigen konnte. So straften die Knochenhauer 1567 einen, dessen Fleisch „wandelbar" (verdorben) gewesen war. Es hatte nämlich Andreas Woler eine Kuh geschlachtet, die eine „Wehne" gehabt hatte und nicht Verkaufens wert gewesen war. 1569 wurden Heinr. von Schaden und Albr. Ritelman beschuldigt, ein gestorbenes Schwein geschlachtet und das Fleisch hier verkauft zu haben.

Es wurde aber auch den Fleischern manches in die Schuhe geschoben. So bildete sich während des dreißigjährigen Krieges die Meinung, die Fleischer bliesen das Fleisch auf. Sogar der Superintendent[6]) strafte das angebliche Vorgehn der Fleischer in einer Predigt 1644. Dafür wurde er freilich von ihnen verhöhnt, denn wenn einer in einem Fleischerladen das Fleisch, das er kaufen wollte, zu lange besah, so sagten die Fleischer: „O, der Superintendent stecket nicht darinnen."

Und wie waren die sittlichen Zustände in der Stadt? Leider traurig genug. Wegen Unzucht wurden viele Junggesellen und Jungfrauen aus der Stadt verwiesen, ebenso die letzteren wegen Abtreibung der Leibesfrucht, wegen Kuppelei wurden besonders Witwen bestraft, viele Männer wegen Ehebruchs. Alimentationsprozesse beschäftigten die Gerichte oft. Erfreulicherweise selten kam nur vor Notzucht und widernatürliche Unzucht. Otto Schütte.

[1]) Gerichtsb. d. Altst.
[2]) Handelb. d. Kucheur.
[3]) Gerichtsprot.
[4]) Gerichtsb. d. Altst.
[5]) Gerichtsprot.
[6]) Acta coll. rev. min.

Kleine Beiträge zur Braunschweigischen Biographie.

1. Konrad Buno.

Als ich vor einigen Jahren für die Nachträge der Allgemeinen deutschen Biographie (Bd. 47 S. 368 f.) über den bekannten Kupferstecher Konrad Buno, der namentlich für Merians Braunschweig-Lüneburgische Topographie die Zeichnungen zu den Kupfertafeln lieferte und in Wolfenbüttel am 22. Mai 1671 gestorben ist, einen kurzen Lebensabriß zu liefern hatte, konnte ich mich über seine Herkunft nur vermutungsweise äußern: wenn er ein Bruder des Rektors Johann Buno in Lüneburg sei, so stamme er aus Frankenberg in Hessen usw. Kürzlich spielte mir der Zufall einen Beweis für die Richtigkeit dieser Vermutung in die Hände. Konrad Buno wurde laut der im Wolfenbüttler Landeshauptarchive erhaltenen Originalurkunde unterm 30. Dezember 1649 von Herzog August zu Br. und Lün. für ein Vikariat des Stifts St. Blasii in Braunschweig (parochia S. Jacobi) präsentiert. Im folgenden Jahre (12. Juni 1650) stellte er für den Notar Julius Dunten eine Vollmacht aus, die Pfründe in Empfang zu nehmen, den Eid der Vikare zu leisten, der in eigenhändiger Niederschrift Bunos beiliegt, usw. Wichtiger aber als dieses ist eine Bescheinigung des Rats der Stadt Frankenberg vom 6. Juni 1650, die ebenfalls anliegt, und aus der wir folgendes ersehen. Konrad Buno stammt wirklich aus Frankenberg und ist hier am 22. Oktober 1613 getauft; den Geburtstag, der nicht angegeben ist, dürfen wir nach der Tauffitte der Zeit nur wenige Tage früher ansetzen. Er hatte in Frankenberg einen Bruder Christian, der hier hessischer Rentschreiber war. Sein Vater Ludwig Buno oder Baun (beide Namen werden genannt) hatte sich am 6. Juni 1608 mit Elisabeth Helffreich verheiratet, einer Tochter des Pfarrers Ignatius H. zu Gemünden a. d. Wohra und seiner Gemahlin Katharine geb. Soldan. Der väterliche Großvater führte wie der Enkel den Namen

Konrad B., war Bürgermeister in Frankenberg gewesen und hatte sich mit Eva geb. Haußin verehelicht. Alle diese Angaben stehen in bestem Einklange mit den Nachrichten, die uns J. G. Bertram in seinem „Evangelischen Lüneburg" S. 683 über Johann Buno bringt, der danach in der Tat ein Bruder Konrads gewesen ist.

2. Georg Kaspar Schürmann.

Über G. K. Schürmann, „einen der genialsten deutschen Opernkomponisten aus dem Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrhunderts", der im Jahre 1697 und von 1708 bis 1741 als Sänger und Kapellmeister am Wolfenbütteler Hofe bekannt ist, wußte Rob. Eitner, der über ihn in der Allgem. deutschen Biographie B. 33 S. 94 ff. gehandelt hat, weder eine genaue Geburts- noch Todesangabe zu bringen. Die Letztere habe ich jetzt kürzlich aufzufinden vermocht. Sie steht im Kirchenbuche der Schloßkirche zu Wolfenbüttel, wo es heißt: Den 25. Febr. 1751 des Morgens zwischen 5 und 6 Uhr ist der H. Capellmeister Schurmann im 79. Jahre gestorben und den 2. Martii begraben. Da hätten wir zugleich wenigstens ein ungefähres Geburtsdatum gewonnen; er muß, wenn er im Februar 1751 im 79. Lebensjahre verstarb, im Jahre 1672 oder spätestens im Anfange des folgenden geboren sein. Er soll der Sohn eines Pastors aus dem Hannoverschen gewesen sein. Die Prediger des Namens aus jener Zeit sind hier aber vorläufig so leicht nicht festzustellen. Denn in den Akten des Hannoverschen Konsistoriums sind sie, wie mir von dort freundlichst mitgeteilt wurde, bei den einzelnen Ortschaften zu suchen, ohne Kenntnis ihres Wirkungskreises die Träger eines bestimmten Namens also schwer zu ermitteln. Erst wenn die Übersichten über „die hannoverschen Pfarren und Pfarrer seit der Reformation", deren Herausgabe seit ein paar Jahren Karl Kayser im Auftrage der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte begonnen hat[1]), weiter gefördert sind, wird man hoffen dürfen, den Vater, Heimatsort und Geburtstag unseres Komponisten ohne große Schwierigkeit ausfindig zu machen. Wir gewinnen übrigens aus jenem Kirchenbuche noch einige weitere biographische Notizen für Schürmann. Er war jedenfalls zwei Mal verheiratet. Seine erste Frau, deren Namen uns nicht genannt wird, ist am 21. Januar 1719 in Wolfenbüttel gestorben und am 23. d. M. begraben. Er vermählte sich dann am 7. Januar 1724 aufs neue mit Sophie Amalie Meiners, der Tochter des verstorbenen Fürstlichen Stallmeisters Christian Friedr. M., die wenige Tage vor ihrem Gatten am 7. Februar 1751 verschieden ist. Ihre letzte Ruhe fanden in Wolfenbüttel auch einige andere Angehörige Schürmanns, seine Mutter, die hier am 9. April 1725 in der Stille beigesetzt wurde, und seine Schwester, die einen Kantor Namens Jahrandt zur Ehe gehabt hat und am 23. Juli 1737 gestorben ist. Eine Tochter S.'s aus zweiter Ehe war wohl die Mademoiselle Schurmann, die nach demselben Kirchenbuche 54 Jahre alt am 6. Oktober 1780 verschied und am 10. d. Mts. beerdigt wurde. — Bei dieser Gelegenheit möchten wir nicht unterlassen, noch kurz auf einen Aufsatz Ernst Stiers hinzuweisen: „Georg Caspar Schürmann ein Hofkapellmeister des 18. Jahrhunderts", der im 2. Januarhefte des 3. Jahrganges (1903/4) der Zeitschrift „Die Musik" S. 107—111 erschienen ist und namentlich eine Würdigung der musikalischen Verdienste des Mannes enthält.

3. Daniel von Superville.

Über D. v. Superville, dessen Einflusse man die Stiftung der Universität Erlangen und die Begründung des Herzoglichen Museums zu Braunschweig verdankt, ist 1893 als Festschrift zum 150jährigen Jubiläum der Universität Erlangen von dem Professor E. Sehling daselbst eine kleine interessante Monographie[2]) veröffentlicht worden, für die ich damals in betreff des Braunschweiger Aufenthalts Supervilles einige Mitteilungen beisteuern konnte. Erst später sind mir für die letzte Lebenszeit des Mannes einige weitere Nachrichten aufgestoßen, die ich hier kurz mitteilen möchte, da sie als eine Ergänzung der Sehlingschen Schrift angesehen werden können. In dieser wird S. 56 die Behauptung des Oberstleutnants Mahn, Superville habe seine Laufbahn als Direktor des Braunschweiger Museums 1761 beschlossen und den Rest seines Lebens in Holland zugebracht[3]), mit Berufung auf Pertz als unrichtig bezeichnet. Das ist sie aber mit nichten. Er hat in der Tat 1761 Braunschweig verlassen und seinen Wohnsitz im Haag aufgeschlagen. Der Herzog Karl I verfügte unterm 13. Aug. 1761, daß ihm von seiner bisherigen Pension (1000 Gulden) während seines Aufenthalts im Auslande, von vergangenen Ostern an gerechnet, die Hälfte (= 333 Taler 12 Mgr.) ausgezahlt werden sollte. Es finden sich dann auch aus den folgenden Jahren etliche Quittungen Supervilles vor, die sämtlich im Haag ausgestellt sind; gelegentlich sind auch wohl Anfragen in dieser Zeit von Braunschweig aus dorthin an ihn gerichtet. Er erscheint als Pensionär in den Rechnungsbüchern der Fürstlichen Kammer bis zum Rechnungsjahr 1773/74. In diesem ist er gestorben,

[1]) Wir machen hier sogleich auf diese verdienstliche Sammlung aufmerksam. Es sind von der Generaldiözese Hildesheim erschienen die Inspektion Clausthal bearbeitet von G. Schreiber (Nr. 26), die Stadt und Inspektion Einbeck von Th. Wedekind (Nr. 27 u. 28).

[2]) E. Sehling, Daniel von Superville. Das Kanzleramt an der Universität Erlangen. Ein Beitrag zur Universitätsgeschichte. Leipzig 1893.

[3]) Braunschw. Magazin 1828 Sp. 322.

und zwar im November 1773. Wir entnehmen diese letztere Angabe, die mit den Kammerrechnungen aufs beste stimmt, den Geschichtsblättern des Deutschen Hugenotten-Vereins (Zehnt VII, Heft 10. Magdeburg 1898), wo S. 35 ff. die leider nicht datierbare Rede abgedruckt ist, mit welcher Superville als Ancien der reformierten Kirche zu Braunschweig eingeführt wurde, und in einer Anmerkung folgende Lebensdaten über ihn stehen: „Sohn des Jacques und der Marguerite Vetteheuke, geboren am 2. und getauft 5. Decb. 1696 zu Rotterdam, seit 26. April 1722 Gatte der Catharine Elisabeth le Cointe, seit 13. Mai 1770 Gatte der Marie Marthe le Cointe, preußischer Arzt und Rath (S. Erman, Mémoires, IX. 276 fg.), später Geh. Rath und Gesandter des Markgrafen von Bayreuth zu Voorburg beim Haag, starb laut Collection des fiches zu Rotterdam Nov. 1773. Sein Körper wurde in der Woche vom 13. bis 20. November nach Leyden gebracht und in der französischen Kirche beigesetzt." Danach ist die Angabe Sehlings auf S. 57, es sei 1776 als Todesjahr Superville's anzusehen, zu berichtigen. P. Z.

Bücherschau.

Zeitschrift der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte, unter Mitwirkung von D. Paul Tschackert und D. Karl Kayser herausgegeben von Lic. Ferdinand Cohrs. 10. Jahrg. Braunschweig, Limbach 1905. 307 S. 8°. 4 M.

Der zehnte Jahrgang dieser Zeitschrift enthält an erster Stelle einen Aufsatz des Superintendenten D. Kayser in Göttingen über Hannoversche Enthusiasten des siebzehnten Jahrhunderts, in welchem auch mehrere Schwärmer unsrer braunschweigischen Landeskirche erwähnt werden, insbesondere der Pastor Mylius in Woltwiesche, der in der Vorrede seiner Postille den kurz vorher verstorbenen hochverdienten Generalissimus D. Basilius Satler „einen falschen Propheten, einen höfischen Wolf und Feind Gottes" zu nennen wagte und dafür mit Abbitte, Suspension und hoher Geldbuße gestraft wurde; ferner der „Lakenmacher" Hans Engelbrecht in Braunschweig, der Knabe Christoph Martens in Gr. Stöckheim und später die vom Superintendenten Petersen in Lüneburg beeinflußten pietistischen Wolfenbüttler Geistlichen, Generalsuperintendent Bartold Meier, Konsistorialrat Justus Lüders nnd der als geistlicher Liederdichter geschätzte Pastor Heinrich Georg Neuß, welche alle drei am 9. März 1692 abgesetzt wurden. Es folgt ein zweiter Artikel über die deutschen lutherischen Katechismen in den braunschweig-hannoverschen Landen während des sechzehnten Jahrhunderts von Professor D. Knoke in Göttingen; hierauf ein Beitrag zur Lebensgeschichte Johann Lorenz von Mosheims von Dr phil Karl Heussi in Leipzig, der die Unglaubwürdigkeit einer im Archiv zu Wolfenbüttel enthaltenen, von braunschweigischen Oberauditeur Prätorius verfaßten Handschrift über die Abkunft des berühmten Abtes nachweist. Heussi stellt für das Jahr 1906 die Veröffentlichung einer ausführlichen Biographie Mosheims in Aussicht, der wir mit Interesse entgegensehen. An vierter Stelle bringt die Zeitschrift handschriftliche Briefe Joachim Mörlins vom Jahre 1543 bis 1550, herausgegeben von Professor D. Tschackert in Göttingen, an fünfter die erste Hälfte eines Aufsatzes vom Pastor Lic. Steinmetz in Neuenkirchen über die Generalsuperintendenten in den Herzogtümern Bremen-Verden mit den Bildern Havemanns, Lüdemanns und Diecmanns, dann kommt eine Geschichte des Predigerseminars zu Riddagshausen von dem Unterzeichneten, mit Veröffentlichung der im Herzoglichen Landes-Hauptarchiv befindlichen Statuten der Anstalt. Den Schluß machen Briefe der Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg und ihres Sohnes, des Herzogs Erichs des Jüngeren, aus dem Jahre 1545 bis 1554, erste Hälfte, veröffentlicht von Franz Koch in Eydtkuhnen, eine Übersicht über die Literatur zur niedersächsischen Kirchengeschichte aus dem Jahre 1904 nebst Ergänzungen zu den früheren Übersichten, zusammengestellt vom cand. min. Kretzmeyer in Wennigsen am Deister, und Bücheranzeigen, sowie ein genaues Register und ein Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft. Nach demselben betrug die Mitgliederzahl in unserm Herzogtum im Jahre 1905 abgesehen von drei öffentlichen Bibliotheken nur 20, von denen überdies noch zwei (Satzinger und Witten), welche bereits im Jahre 1903 gestorben sind, gestrichen werden müssen. Da die Gesellschaft im Jahre 1906 ihre alle drei Jahre stattfindende Wanderversammlung in der Stadt Braunschweig abzuhalten beabsichtigt, so ist ein Wachsen der Teilnehmerzahl namentlich unter den praktischen Geistlichen unsers Landes, welche auf 8 zusammengeschmolzen ist, dringend zu wünschen. D. Johannes Beste.

Verzeichnis der Schulen und sonstigen Bildungsanstalten des Herzogtums Braunschweig nebst ausführlichen Angaben über Aufsicht, Schulvorstand, Leitung, Lehrkörper, Gehaltsverhältnisse, Schülerzahl, Schulgeld, Mittel, Lehrgang u. Lehrziel und Geschichte. Mit drei Bildnistafeln. Braunschweig und Leipzig, H. Wollermann 1906. VII und 215 S. 8° 2 M.

Ein sehr zweckmäßig angelegtes, sorgfältig gearbeitetes und übersichtlich gedrucktes Handbuch, aus dessen reichem Inhalte mit Unterstützung zweier Register ein Jeder in allen den Beziehungen, die der Titel aufführt, leicht und sicher Auskunft gewinnen kann. Die Bildnistafeln stellen dar die Mitglieder der Herzoglichen Landesregierung, des Konsistoriums und der Oberschulkommission.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1906. August **Nr. 8.**

Die figürliche Plastik der Fürstenberger Porzellanmanufaktur während ihrer Blütezeit von 1770 bis gegen 1790.

Von Chr. Scherer.

(Schluß).

So kann sich auch der Nachfolger von Desoches an der Manufaktur, der Modelleur C. G. Schubert, in keiner Weise mit ihm messen.

Schuberts Stoffkreis war im wesentlichen derselbe wie der der andern Modelleure. Er hat mythologische Einzelfiguren und Gruppen geschaffen, darunter einen lebendig bewegten und im Nackten fein durchgebildeten blitzschleudernden Jupiter (Nr. 303), ferner eine nach einer Bronze modellierte Leda sowie die anmutige Gruppe einer schlafenden Venus mit dem leise heranschleichenden Cupido (Nr. 346); vor allem aber scheinen gewisse Typen aus dem Volke, kleine Straßenverkäufer und ähnliches, die meist paarweise gedacht u. z. T., wie z. B. Nr. 304/7 (Mädchen mit Federvieh und Junge mit Gurken, sowie Mädchen mit zwei Milchkannen und Junge mit Rettichen), Berliner Modellen nachgebildet sind, die Lieblingsgegenstände des Künstlers gewesen zu sein. Daneben hat er zwei von Luplau 1774 begonnene Figurenfolgen vollendet, indem er einmal den Gestalten des Herbstes und Winters aus dessen „Jahreszeiten" die des Sommers und Frühlings (Nr. 300/1) nach den beiden noch heute im Herzogl. Museum befindlichen Elfenbeinstatuetten Permosers hinzufügte, und ferner aus der Reihe der sog. kleinen Handwerker die Figürchen eines Bildhauers und Steinmetzen (Nr. 320/1), und zwar, wie ihre „Compagnons", nach Höchster Modellen, fertigte. Seine schönsten und populärsten Arbeiten aber waren — von einer opfernden Vestalin (Nr. 345), die als Räucherfigur gedacht ist, abgesehen — die beiden Reiterstatuetten Friedrichs des Großen und Kaiser Josephs II., die um 1780 entstanden und noch in mehreren Exemplaren[1]) auf uns gekommen sind. Doch begegnet jene aus naheliegenden Gründen häufiger, diese dagegen seltener. Ein schönes, reich bemaltes Exemplar derselben befindet sich z. B. im Kunsthandel, ein anderes weißes im Besitze des Nordböhmischen Gewerbemuseums zu Reichenberg[2]). Ein Thonmodell hiervon, jedoch ohne Sockel, besitzt das Herzogl. Museum, wo sich auch die Statuette Friedrichs des Großen nebst ihrem Thonmodell befindet.

Die, einschließlich des Sockels, etwa 52 cm hohen Statuetten sind als Gegenstücke gedacht und daher im wesentlichen gleich komponiert. Beide Herrscher sitzen in der historischen Tracht auf ruhig schreitenden Pferden, die auf einem hohen, vorn und hinten geschweiften Postamente stehen, das in seinen Füllungen mit Trophäen und Emblemen, vorn aber mit dem Namenszug bezw. Doppeladler in einer gekrönten Kartusche geschmückt ist. Bei den meisten Exemplaren sind die Statuetten selbst in Biskuit gebildet, die Sockel aber entweder weiß glasiert und nur in Gold verziert, oder lava- bezw. porphyrartig bemalt und mit Goldverzierungen versehen. Je nach dem Grade der malerischen Ausführung schwankte schon damals der Preis für jede zwischen 45 und 50 Talern; heute wird für ein guterhaltenes, farbiges Exemplar etwa das zehnfache dieses Preises gefordert und — leider auch bezahlt. Gleichwohl sind auch diese beiden Werke keine Originalarbeiten in dem Sinne, daß sie auch ihrer Idee und Erfindung nach vom Künstler selbst herrührten. Von der Statuette Friedrichs II wenigstens scheint festzustehen, daß Schubert sie nach einem, vom Berliner Bildhauer E. Bardou 1778 gefertigten Erzmodell zu einem Reiterstandbild des großen Königs fertigte; doch dürfte daneben auch Chodowieckis Stich „König Friedrichs II Wachtparade in Potsdam" (1777) nicht ganz ohne Ein-

[1]) Von der Friedrichstatuette sind übrigens gerade in den letzten Jahren auch wiederholt moderne Ausformungen im Kunsthandel vorgekommen.

[2]) Abgebildet: Mitteilungen des Nordböhm. Gewerbe-Museums. Herausgegeb. von G. E. Pazaurek 1905.

fluß gewesen sein, sodaß möglicherweise sowohl Bardou, der 1775 Modelleur an der Berliner Porzellanmanufaktur wurde, als auch Schubert nach diesem Stiche gearbeitet haben.

Nur gering ist dann endlich die Zahl der Modelle Hendlers, des letzten dieser fünf Modelleure, dessen Tätigkeit bereits in jene Periode fällt, wo der Geschmack an Porzellanbildwerken und die Vorliebe für diese schon stark im Abnehmen begriffen waren. Indessen befinden sich unter ihnen, von verschiedenen Genredarstellungen der bekannten Art abgesehen, auch einige schon durch Größe und Komposition bemerkenswerte Werke, die noch eine besondere Erwähnung verdienen.

Dahin gehört zunächst die große Weinküpergruppe (Nr. 327), bei der drei Figuren, nämlich der Weinküfer selbst mit einem Heber, eine Kellnerin mit Becher und Gläserkorb und ein Knecht, der ein Faß herbeirollt, zu einer Rundgruppe auf hohem, runden Felsensockel zusammengestellt sind in der Art etwa, wie wir es bei gewissen, der Spätzeit angehörigen figurenreichen Gruppen Meißens und anderer Manufakturen sehen. Ferner gehört hierher die dramatisch bewegte Gruppe der Dryope (Nr. 355), die, ihr Kind auf dem Arme haltend, von der am Boden knieenden Magd umfaßt wird, während aus ihrem klagend erhobenen Kopfe und der ausgestreckten Linken Blattwerk emporsprießt als Andeutung der beginnenden Verwandlung in einen Lorbeerbaum, sowie die kompositionell mit ihr verwandte Gruppe des langgewandeten bärtigen Prometheus, der in seiner Tätigkeit als plastischer Künstler und Menschenbildner dargestellt ist, wie er der an einen Felsen gelehnten nackten Menschengestalt mit geschickter Hand die letzte Form gibt (Nr. 356). Beide, verhältnismäßig große Gruppen erheben sich auf flachem, kreisrundem Erdsockel, dessen äußerer Rand mit dem für diese Spätzeit[1]) charakteristischen Mäanderornament verziert ist. Dieselbe späte Sockelform zeigt auch die anmutige, 1785 entstandene Gruppe Nr. 354 („Stehende Juno (richtiger Venus), an der Seite hat sie den Cupido, welcher auf einem Delphin stehet"), für die wohl ein Meißener Modell als Vorbild gedient hat. Es ist Hendlers einziges Werk aus diesem Jahre und zugleich sein letztes. Seit diesem Zeitpunkt scheint man aber überhaupt in Fürstenberg nur noch ganz vereinzelt und wohl meist auf besondere Bestellung neue Figurenmodelle angefertigt zu haben, wie das z. B. bei den beiden, erst 1790 entstandenen Gruppen Schuberts Nr. 357/8 („Cupido auf Löwen reitend" und „Hund mit beisitzendem Cupido") der Fall gewesen sein dürfte.

So endigte dort ein Zweig künstlerischer Tätigkeit, der der Fabrik zwar niemals große materielle Vorteile gebracht, der aber immerhin, und zwar besonders in diesem Zeitraume, eine wichtige Rolle in ihrem gesamten Kunstbetriebe gespielt hatte. Dazu kommt, daß es gerade die Plastik ist, bei der wir klarer als bei den übrigen Kunstzweigen die vielfachen Beziehungen Fürstenbergs zu den auswärtigen Porzellanfabriken erkennen können, Beziehungen, die sich allerdings weniger in einem wechselseitigen als vielmehr in einem mehr oder minder sichtbaren Abhängigkeitsverhältnis der Fürstenberger Modelleure und ihrer Modelle von eben jenen Fabriken äußern. Endlich ist es wieder die Plastik, die uns an der Hand ihrer Werke und deren Vorbilder allerlei interessante Einblicke in die Arbeitsmethode jener Modelleure verschafft, wie sie in gleich lehrreicher Weise weder Formerei noch Malerei zu gewähren vermögen. Aus allen diesen Gründen soll im Folgenden auf diese ganze, bisher nur gelegentlich gestreifte Frage noch einmal näher eingegangen werden.

Bekanntlich war es im 18. Jahrhundert nicht allein in Fürstenberg, sondern fast überall Brauch, die Modelle auswärtiger Fabriken, wo man ihrer habhaft werden konnte, ohne weiteres nachzubilden. Dieser Brauch mochte wohl zunächst durch das beständige Wandern der Künstler von der einen zur andern Fabrik entstanden sein, wodurch beliebte, marktgängige Modelle leicht überall bekannt und verbreitet wurden. Dazu kam, daß man häufig Porzellan, Geschirre wie Figuren, außerhalb anzukaufen pflegte, um sie daheim ohne Bedenken als Muster und Vorbilder zu verwerten; endlich aber geschah es auch nicht selten, daß Maler und Modelleure nach auswärtigen Fabriken gesandt wurden, um dort Studien zu machen und neue Modelle oder Zeichnungen von solchen zu sammeln. Auf solche Weise waren die Fabriken allmählich in den Besitz einer bestimmten Anzahl fremder Modelle gelangt, die ihre Modelleure dann, je nach ihrer Individualität und Begabung, entweder sklavisch nachbildeten oder mehr oder weniger frei für ihre Zwecke verwendeten.

Wie man nun auch über dieses Verfahren vom Standpunkt des Rechts und einer strengeren Kunstanschauung denken mag, die Tatsache seiner allgemeinen Verbreitung in jenem Jahrhundert steht außer Zweifel und dürfte sich z. T. wenigstens aus den Gewohnheiten einer Zeit erklären, welche die Gesetze vom Rechte des Urhebers noch nicht kannte und einer weniger ernsten Auffassung vom Berufe des Künstlers huldigte; möglich auch, daß eine zeitweilige Arbeitsüberhäufung oder lebhafte Konkurrenz manche Modelleure an der Entfaltung einer selbständigen Tätigkeit hinderte und zwang, nach dieser leichteren und sicher auch einträglicheren Methode zu arbeiten.

Letztere beide Gründe treffen allerdings auf die Fürstenberger Modelleure kaum zu, zu deren Tugenden Erfindungsgabe und Originalität nur in

[1]) Die Dryopegruppe ist 1782, die Prometheusgruppe erst 1784 modelliert.

bescheidenem Maße gehörten. Schon oben wurde wiederholt darauf hingewiesen, welch' ausgedehnten Gebrauch gerade sie von diesem künstlerischen oder, richtiger gesagt, unkünstlerischen Freibeutersystem gemacht haben, und es wurde an einer Reihe von Beispielen dargelegt, wie keiner von ihnen, selbst Desoches nicht, von diesem Vorwurf freizusprechen wäre. Freilich muß man hierbei berücksichtigen, daß jenen Künstlern in ihrer Abgeschiedenheit und fern von aller Berührung mit der Außenwelt jede Anregung bei ihrem Schaffen fehlte, die auf die Dauer keiner, er mag eine Kunst ausüben, welche er will, entbehren kann, und die auch ihren Kollegen an den meisten andern Fabriken täglich, ja stündlich in mehr oder minder reichem Maße zu Teil wurde. Das mag wohl immerhin zu ihrer Entschuldigung dienen, wenn es auch die durch zahlreiche Beispiele schon oben belegte Tatsache nicht hinwegräumt, daß die Fürstenberger Plastik dieser Periode den Fabriken von Sèvres, Höchst, Cassel, Berlin und vor allem Meißen einen beträchtlichen Teil ihrer Modelle zu verdanken hatte, worauf hier im Einzelnen nicht weiter eingegangen zu werden braucht.

Solche Anleihen bei auswärtigen Fabriken bildeten aber nicht die einzige Quelle, aus der die Modelleure Fürstenbergs sich ihre Motive holten. Gelegentlich haben auch sie auf die Stiche und Kupferwerke des, der Fabrik gehörigen Kunstinventars, das freilich zunächst für die Maler bestimmt war, zurückgegriffen und aus ihnen Anregungen aller Art geschöpft. Hierauf deutet ja schon die Bemerkung hin „nach Kupfer poussiert", die jener oben genannten Gruppe zweier schachspielender Krieger beigefügt ist und kaum anders verstanden werden kann, als daß dieselbe nach einem Kupferstich modelliert worden sei. Während es aber in diesem Falle noch nicht gelungen ist, den benutzten Stich nachzuweisen, hat sich das in einer Anzahl anderer Beispiele, über die ich z. T. schon früher einmal berichtet habe[1]), mit Sicherheit feststellen lassen.

So ist z. B. die von der Hand Desoches's herrührende und noch in mehreren Exemplaren erhaltene Figur der an den Felsen geschmiedeten Andromeda, die in energischer Bewegung sich von den ehernen Fesseln zu befreien sucht, einem von L. Cars gestochenen Gemälde des Fr. Lemoine entnommen, und so sind ferner die beiden Gruppen Hendlers, von denen die eine die Verwandlung der Dryope, die andere den Prometheus als Menschenbildner darstellt, einerseits einer von Le Grand gestochenen Zeichnung J. M. Moreau's le Jeune, anderseits einem Stich De Longueil's nach Chr. Eisen nachgebildet, die sich beide in der bei Prault 1769 zu Paris erschienenen Ausgabe der Metamorphosen des Ovid, einer für die Fürstenberger Maler wie Modelleure gleich wichtigen Quelle, III pl 27 bezw. I pl 4 finden. In allen drei Fällen ist aber die Übereinstimmung des plastischen Werkes mit dem Stich, von unbedeutenden Einzelheiten abgesehen, eine so völlig getreue, daß an der Abhängigkeit des einen von dem andern nicht der leiseste Zweifel bestehen kann.

Nicht anders verhält es sich mit Luplau's Figur eines russischen Limonadehändlers und mit desselben Künstlers Gruppe einer russischen Frau mit einem Knaben an der Hand. Für diese beiden Werke wurden nämlich — und dasselbe dürfte auch von allen übrigen, zu dieser Gattung von Luplaus Arbeiten gehörigen Werken anzunehmen sein — zwei Radierungen von Le Prince aus dessen 1765 erschienener „Suite de divers cris des marchands de St. Petersbourg et de Moscou" benutzt, von denen die eine „Le marchand de Limonade", die andere „Retour de la Promenade" betitelt ist; doch wurde bei beiden Figuren der Technik zu Liebe von einer genauen Wiedergabe aller Einzelheiten, die dem Modelleur mancherlei Schwierigkeiten bereitet haben würden, abgesehen und alles etwas vereinfacht und, so zu sagen, abgekürzt. Auch zwei weitere Werke Luplaus, eine Jägergruppe und eine zierliche Liebesgruppe, die einen Herrn in der modischen Zeittracht mit einer Dame im zärtlichen Tête à tête auf einem Tabouret sitzend darstellt, sind in ähnlicher, etwas freier Weise graphischen Vorlagen entnommen, nämlich den beiden „la Terre" und „L'air" benannten Stichen aus einer Folge der Elemente von der Hand des Augsburgers J. E. Nilson. Zwar stimmen beide Gruppen in allen wesentlichen Zügen mit ihren Vorlagen überein; doch hat Luplau jener Liebesgruppe durch eine geringfügige Änderung noch einen besonders pikanten Reiz zu verleihen gewußt. Während nämlich im Stich die Dame ihrem Liebhaber sich zuneigt, ihm so gewissermaßen auf halbem Wege entgegenkommend, wendet sie sich in der Gruppe spröde und seine zärtliche Annäherung scheinbar nur mit Widerstreben duldend von ihm ab. Dieser feine und geistreiche Zug darf aber, in Verbindung mit der geschickten Übertragung der ganzen Szene in eine andere Umgebung, als eine dem Modelleur persönlich anzurechnende Variante angesehen werden.

Noch etwas mehr versteckt wie hier und daher nicht ohne weiteres als solches zu erkennen ist dann endlich das Vorbild für jene, mir allerdings bisher nur in modernen Ausformungen bekannte Gruppe desselben Modelleurs, die einen, von einem Mohren begleiteten Sultan darstellt, der im Begriff ist, einer Schönen seines Harems — die, im Gegenstück zu dieser Gruppe, von einer Sklavin gefolgt sein Heran-

[1]) Kunstgewerbeblatt N. F. III p. 30 ff. — Neuerdings hat auch A. Brüning in Behandlung des gleichen Themas an einer Reihe interessanter Beispiele dargelegt, wie nicht nur die Modelleure, sondern auch die Porzellanmaler solche Stiche für ihre Zwecke auszubeuten gewußt haben. Vergl. Kunst und Kunsthandwerk. 1904 p. 130 ff und „Europaeisches Porzellan des 18. Jahrh." p. XXII und XXVI ff.

kommen zögernd erwartet, — das Taschentuch als Zeichen seiner besondern Gnade zuzuwerfen. In diesem Falle ist es nämlich eine, „le mouchoir" benannte dekorative Füllung Christoph Huëts[1]), in der wir im Mittelpunkte einer figurenreichen Haremsszene, die die Überreichung des Taschentuchs an die demütig vor dem Sultan knieende Dame seiner Wahl darstellt, unsere Gruppe wiederfinden. Trotz einer leichten Änderung kann es auch hier keinem Zweifel unterliegen, daß die Porzellangruppe durch diese Panneaudarstellung angeregt und nach ihr gefertigt worden ist.

Gewiß wird sich die Zahl solcher Beispiele für die Verwendung von Kupferstichen seitens der Modelleure Fürstenbergs im Laufe der Zeit noch leicht vermehren lassen; indessen werden die genannten wohl genügen, um darzutun, wie oft und in welcher Weise solche Vorlagen von ihnen benutzt worden sind. Bald mehr, bald weniger sich anlehnend an dieselben haben sie nicht nur in deren Wahl für ihre besonderen Zwecke fast stets eine glückliche Hand bekundet, sondern auch den meisten ihrer Werke durch Hinzufügungen oder Weglassungen von Einzelheiten irgend eine persönliche Note aufzudrücken gewußt, die ihnen eine gewisse Eigenart und ein bestimmtes individuelles Gepräge verleiht.

Neben den Modellen fremder Fabriken und den graphischen Vorlagen des eigenen Kunstinventars gab es aber noch eine dritte Quelle, die leicht erreichbar und deshalb ebenfalls gern von den Modelleuren in Anspruch genommen worden war. Wie nämlich bereits in den 60er Jahren bisweilen Werke der Kleinplastik aus den Sammlungen des erst kurz zuvor begründeten Herzogl. Museums behufs Nachbildung durch die Modelleure von Braunschweig nach Fürstenberg geschickt zu werden pflegten[2]), so läßt sich auch noch für diesen Zeitraum aus den Formenverzeichnissen der Fabrik wie aus den Werken selbst das Fortbestehen jenes Brauches an einer ganzen Reihe von Beispielen nachweisen, die z. T. schon oben berührt wurden.

Vor allem war es die kostbare und umfangreiche Sammlung der Elfenbeinbildwerke, die in ausgedehntem Maße solche Vorbilder und Modelle geliefert zu haben scheint. Denn hierfür spricht u. a. schon der Umstand, daß eine Anzahl von Figuren, wie z. B. Nr. 183/4 (Bettler und Bettlerin von Rombrich), ferner Nr. 284/5 und 300/1 (Die vier Jahreszeiten von Luplau und Schubert) sowie endlich Nr. 286—288 (Paris, Diana und Cleopatra) in den Formenverzeichnissen mit der ausdrücklichen Angabe „nach Helfenbeinern Modell" usw. versehen sind, und daß bei einigen von ihnen sich die benutzten Vorbilder sogar noch heute in der Elfenbeinsammlung des Museums nachweisen lassen. So sind z. B. die durch Feinheit der Modellierung wie Zartheit der Farbengebung gleich ausgezeichnete Figur der Cleopatra[3]) der Elfenbeinstatuette Nr. 567, die Figuren des Frühlings und Sommers[4]) aber den beiden herrlichen Elfenbeinstatuetten Nr. 207 und 490, Arbeiten B. Permosers, nachgebildet. Auch die Modelle für die beiden andern, zu dieser Folge der Jahreszeiten gehörigen Figuren sowie für Luplaus Gruppe von Herkules, Omphale und Cupido befanden sich, wie ich schon anderweitig nachgewiesen habe[5]), ursprünglich im Elfenbeinkabinett des Museums, aus dem sie erst seit der französischen Fremdherrschaft verschwunden sind. Dagegen scheint es sich bei den beiden Bettlerfiguren Rombrichs weniger um eine direkte Nachbildung als vielmehr nur um eine Anregung oder eine Art von Umbildung zu handeln, falls ihnen, was freilich nicht ganz sicher ist, die beiden im Trogercharakter gehaltenen Statuetten Nr. 508/9 der Elfenbeinsammlung zu Grunde liegen.

Neben der Elfenbeinsammlung war es die der Kleinbronzen, die ebenfalls, wie noch verschiedene Beispiele zeigen, von den Modelleuren zuweilen benutzt worden ist. So konnte ich schon früher einmal nachweisen[6]), daß eine in verschiedenen Exemplaren noch erhaltene „Venus im Bade" von der Hand des Modelleurs Desoches nichts weiter als die getreue Kopie einer Bronzestatuette des Herzogl. Museums (Nr. 51) ist, die ihrerseits wieder der im Louvre befindlichen Statue der „Amphitrite", einem Werke des französischen Bildhauers Michel Anguier, nachgebildet wurde; ebenso dürfte für die Reiterstatuette Marc Aurels, einer Nachbildung der bekannten antiken Statue auf dem Capitol (Nr. 208), dem Modelleur, in dem wir wohl wiederum Desoches zu erkennen haben, die italienische Bronze Nr. 35 des Museums als Vorbild gedient haben.

Übrigens hatte Desoches schon im August 1771 durch den Kaufmann Wiedemann, der in Braunschweig einen Kunsthandel betrieb und als Agent Kunstgeschäfte vermittelte, beim Herzog Karl um die Erlaubnis nachgesucht, dessen von Cavaceppi verfertigte Büste sowie einige von den im Kunstkabinett befindlichen Figuren und Tieren von Zeit zu Zeit kopieren zu dürfen. Der Herzog gestattete dies auch, „da Desoches durch solche Übungen in seiner Kunst gutermaßen profitieren und dadurch der Fabrik immer nützlicher werden könne", und es scheint, als ob gerade auf diese Erlaubnis auch jene Kopien des Künstlers nach Kleinbronzen des Museums zurückzuführen seien.

Daß diese letzteren auch sonst noch für solche

[1]) abgebild.: Gazette des beaux arts 1895 zu p 488.

[2]) Kunstgewerbeblatt N. F. III p 34.

[3]) Abgebild.: Kunstgewerbeblatt N. F. I p 110.

[4]) Abgebild.: Chr. Scherer, Studien zur Elfenbeinplastik der Barockzeit Taf. VII.

[5]) Studien zur Elfenbeinplastik der Barockzeit 1897 p 26. 36.

[6]) Kunstgewerbeblatt N. F. I p 111 und III p 30.

Zwecke verwendet wurden, zeigen Figuren wie die „Leda" von der Hand Schuberts und eine, in den Formenverzeichnissen leider noch nicht mit Sicherheit identifizierte Venus, von der mir freilich bis jetzt nur moderne Ausformungen im hiesigen Kunsthandel bekannt geworden sind. Während das Vorbild für jene Figur heute zwar nicht mehr im Herzogl. Museum, wohl aber an anderen Orten, wie z. B. im Dresdener Albertinum und im Herzogl. Museum zu Gotha, noch nachzuweisen ist, wird man dasjenige der Venus in einer von den beiden köstlichen Bronzestatuetten (Nr. 90 und 91) erkennen dürfen, die sich durch ihre charakteristische Stellung und Bewegung ohne weiteres als Arbeiten des Giovanni da Bologna verraten.

Daß endlich auch noch andere Sammlungen bisweilen Modelle lieferten, beweist Rombrichs „nackte Venus auf einem Postament" mit ihrem Zusatz „nach einem braunschweigischen Holzmodell kopieret"; doch läßt sich, da diese Figur bisher nicht näher bekannt ist, vorläufig auch nicht mit Sicherheit sagen, ob das zu Grunde liegende Original sich noch gegenwärtig unter den figürlichen Holzschnitzereien des Museums befindet.

Wie dem aber auch sei, die Tatsache, daß in verhältnismäßig weitem Umfange gewisse Werke der Kleinplastik aus den damaligen Sammlungen des Herzogl. Museums von den Modelleuren der Fürstenberger Fabrik, und zwar fast von allen und zu jeder Zeit, abgeformt und nachgebildet sind, steht außer Frage. Ob man aber berechtigt ist, ihnen hieraus einen besondern Vorwurf zu machen, dürfte um so weniger zuzugeben sein, als gerade hier höchstwahrscheinlich bestimmte höhere Weisungen oder Befehle eingewirkt haben.

Trotz alledem kann nicht geleugnet werden, daß die ganze Art, wie diese Modelleure sich ihre Vorwürfe und Motive zu verschaffen und wie sie dieselben zu benutzen pflegten, etwas unkünstlerisches an sich trägt, das sich mit der gewohnten Auffassung vom Beruf des frei und selbständig schaffenden Künstlers nicht leicht in Einklang bringen läßt. Denn selbst wenn wir ihnen manches zu Gute halten und in dem allgemeinen Brauche der Zeit, in vorübergehender Arbeitsüberhäufung, im Kampfe mit der Konkurrenz, vor allem aber in der weltabgeschiedenen Lage Fürstenbergs eine gewisse Entschuldigung für ihre oft recht mechanische Arbeitsweise erkennen wollen, bleibt doch der Vorwurf künstlerischer Unselbständigkeit und einer, bald größeren, bald geringeren Abhängigkeit von fremden Vorbildern, wenigstens bis zu einem gewissen Grade nach wie vor bestehen.

Um aber gerecht zu sein, müssen wir anderseits anerkennen, daß in der figürlichen Plastik Fürstenbergs neben jenen zahlreichen Anleihen, Entlehnungen und Kopien doch auch viele Werke von hervorragender Eigenart und Originalität vorhanden, und daß ferner da, wo sich mit der Kunst des Modelleurs die Arbeit eines geschickten Formers[1]) und feinfühligen Staffiermalers vereint, in der Regel treffliche Werkchen voll Schönheit und Geschmack entstanden sind, die, wenn sie auch nicht gerade mit den Schöpfungen eines Kändlers, Melchiors, Beyers und anderer berühmter Bossierer des 18. Jahrhunderts verglichen werden sollen, doch vielen ähnlichen Arbeiten Meißens, Höchsts, Ludwigsburgs usw. sich sehr wohl an die Seite stellen lassen. Werke wie z. B. die Andromeda, das jugendliche Liebespaar mit dem Vogelbauer sowie Amor und Psyche von Desoches, ferner die Liebesgruppe, die germanischen Krieger- und die russischen Volkstypen von Luplau, sodann die Reiterstatuette Friedrichs II, die Gruppe der Venus mit Cupido und die Leda von Schubert, sowie endlich Hendlers Weinküpergruppe und dessen Verwandlung der Dryope, die sich sämtlich im Herzogl. Museum befinden, gehören nicht nur zu den hervorragendsten plastischen Schöpfungen Fürstenbergs, sondern werden auch in der gesamten deutschen Porzellanplastik des 18. Jahrhunderts stets eine bemerkenswerte Stelle einnehmen.

Allein das Bild von dem Können der Fürstenberger Modelleure wird sich noch mehr zu ihrem Gunsten verschieben, wenn wir auch eine zweite Gruppe ihrer Arbeiten, die bisher noch außer Acht gelassen wurde, in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, nämlich ihre Büsten und Reliefs in Biskuit, die an Zahl ihren figürlichen Arbeiten fast gleichkommen, an Kunstwert sie aber meist übertreffen.

Diese Büsten, Büstchen, Bildnisreliefs usw. sind überhaupt ein Genre, das zwar andern Fabriken keineswegs fremd gewesen, das aber in Fürstenberg schon frühe — vereinzelt kommen Biskuitbüsten schon in den 60er Jahren vor — mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde, sodaß man es geradezu

[1]) Unter den Formern dieses Zeitraums, soweit sie für figürliche Arbeiten in Betracht kommen, waren die tüchtigsten Heinrich Wegener und Ferdinand Jürgens, daneben noch Christian Jürgens und Karl Becker. — Nach einer Bemerkung im Formenverzeichnis B. sollte „unter jeder Figur die richtige Formnummer sowie der Name des Arbeiters verzeichnet stehen"; doch scheint diese Bestimmung, die ähnlich auch in Meißen bestand (vergl Berling a. a. O. p 162/3), in F. nicht streng durchgeführt zu sein, da sich nur bei verhältnismäßig wenigen Stücken Name und Formnummer zugleich finden. Meist kommt nur die letztere vor, oft fehlt aber auch jegliche Bezeichnung. Dagegen sind Fälle, in denen der vollständige Formername begegnet, wie z. B. bei Luplaus Bacchusgruppe im Herzogl. Museum, die unter dem Boden eingeritzt die Bezeichnung Heinr. Weg(ener) trägt, selten. Häufig wird nur der Anfangsbuchstabe des Zunamens, bisweilen auch der von Zu- und Vornamen, angegeben, wie das auch oft an den Geschirren der Fall ist. Vielleicht erklärt sich das seltene und ungleichmäßige Vorkommen dieser Zeichen aus dem Umstande, daß die Mehrzahl der auf uns gekommenen Figuren Ausformungen aus einer späteren Zeit sind, wo jene Bestimmung vergessen oder außer Kraft gesetzt war.

als eine Spezialität dieser Fabrik bezeichnen darf, in der es keine andere mit ihr aufzunehmen vermocht hat.

Auch von diesen Arbeiten sind uns Verzeichnisse erhalten, von denen das eine an jenes Verzeichnis C der Figurenformen, das unter dem Titel „Journal" usw. 1771 begonnen wurde, angeschlossen, das andere mit der Aufschrift „Verzeichniß der Büsten, Porträts und Reliefs bey hiesiger echten Porcellein-Fabrik zu Fürstenberg" gleichzeitig mit dem obenerwähnten Verzeichnis B 1782 aufgestellt ist, aber, wie dieses, ebenfalls nur bis Anfang 1780 reicht.

Ihrem Inhalt nach zerfallen diese beiden Verzeichnisse in vier Abteilungen, deren erste „Portraits-Formen nach Originalen und Gemälden" überschrieben ist. Diese Abteilung enthielt im Ganzen 112 Nummern; doch fehlt Nr. 101, sodaß in Wirklichkeit nur 111 Nummern vorhanden sind, die sich in der Mehrzahl auf die Zeit von 1770 bis 1791 oder, da nur fünf Nummern nach 1784 noch entstanden sind, auf die Jahre 1770 bis 1784[1]) verteilen. In einem 1779 gedruckten Preiskourant der Fabrik wurden diese Arbeiten genauer und zutreffender als „Portraits en medaillon, en biscuit" bezeichnet; denn es handelt sich hier durchgängig um Medaillonbildnisse in Biskuit und zwar von ovaler, ganz selten runder Form, bei denen sich die Köpfe oder, richtiger, die Brustbilder nach Kameenart als Hochreliefs, bisweilen auch als Flachreliefs vom Hintergrunde abheben. Dabei sind sie gewöhnlich von schmalen, entweder weiß oder königsblau glasierten oder auch vergoldeten Rähmchen umschlossen; bisweilen umziehen auch noch Inschriften in Gold, wie Namen, Titel usw. den innern Rand[2]).

An der Herstellung dieser Reliefs, die zumeist zeitgenössische Fürstlichkeiten, darunter die wichtigsten Mitglieder des braunschweigischen Fürstenhauses, ferner andere hochgestellte Personen, Staatsmänner, Dichter und Gelehrte, darunter auch die damaligen Professoren der Universität Helmstedt, darstellen, waren die sämtlichen obengenannten Modelleure der Fabrik sowie ein sonst nicht näher bekannter Bildhauer Möller (oder Müller) aus Hannover beteiligt. Von ihnen scheint Desoches fast alle Fürstlichkeiten, Rombrich die Helmstedter Professoren sowie, zusammen mit den andern Modelleuren, alle übrigen Personen modelliert zu haben. Daß viele von ihnen unmittelbar nach dem Leben, d. h. auf Grund von Zeichnungen nach dem Leben, entstanden sind, beweist nicht nur die Bezeichnung „nach Originalen", die kaum anders zu verstehen ist, sondern auch die Frische und Unmittelbarkeit in der Wiedergabe einzelner Bildnisse. Dieser Umstand und die sorgfältige Behandlung aller Einzelheiten läßt außer Zweifel, daß die Künstler in vielen Fällen nach der Natur gearbeitet haben; in zahlreichen andern Fällen haben freilich auch Gemälde oder Kupferstiche[3]) als Vorlagen dienen müssen und zuweilen mögen auch, wie das z. B. von Nr. 65 ausdrücklich angegeben wird, Miniaturbildnisse benutzt worden sein, mit denen sich überhaupt, wie mir scheint, diese ganze Gattung kleinplastischer Kunst geistig am unmittelbarsten berührt. Ob und in wie weit dann endlich auch noch ähnliche Arbeiten Josiah Wedgwoods eingewirkt haben, wird sich kaum feststellen lassen; doch liegt die Annahme nahe, daß dieselben bei ihrer großen Beliebtheit und weiten Verbreitung sowohl hier wie bei den Reliefs der nächsten Abteilung, die sonst einen etwas andern Charakter tragen, nicht ohne Einfluß gewesen sein dürften.

Die 61 Reliefs dieser zweiten Abteilung werden unter der Überschrift „Portraits-Formen mit behängten Rahmen Nr. 2 nach Braunschweigischen Modellen" zusammengefaßt, wobei im Verzeichnis von 1771 noch hinzugefügt ist: „welche 1778 von Braunschweig an die Fabrik abgesandt worden." Es sind dieselben Reliefs, die in dem erwähnten Preiskourant von 1779 als „eine Suite von 60 alten Köpfen" angeführt werden; denn gemeint sind jene Köpfe von bekannten Dichtern, Philosophen und Staatsmännern des griechischen Altertums, die in Biskuit als Hochreliefs auf ovalem Grunde ausgeführt und von einem, mit einer Guirlande bekrönten und entweder weißglasierten oder vergoldeten Rahmen umschlossen sind. Bisweilen ist der Grund matthellblau gefärbt, und oft ist auch noch der Name des Dargestellten in goldener Antiqua über dem Kopfe angebracht.

Der Modelleur dieser Arbeiten war Schubert, der dieselben, wie uns eine Bemerkung im Verzeichnis C belehrt, „aus dem Kunst Cabinet in Braunschweig abgegossen", also offenbar über Kameen aus Glas oder Halbedelstein, die jedoch heute in den Sammlungen des Herzogl. Museums nicht mehr nachzuweisen sind, abgeformt hatte. Die Reliefs sind also mit den zahlreichen ähnlichen Arbeiten Wedgwoods nahe verwandt, denen sie besonders dann, wenn die Köpfe sich nach Art der Jasperware weiß vom blauen Grunde abheben, auch äußerlich vollkommen gleichen.

Wichtiger und umfangreicher ist die dritte Abteilung, die die „Büsten-Formen nach Gips-Originalen, große à 7 Zoll, kleine à 2 Zoll" („wie auch nach der Ähnlichkeit poussieret"[4]) aus dem Zeitraum von 1771 bis 1794 umfaßt. Von ihnen sind die

[1]) Stegmann irrt, wenn er behauptet, daß die Mehrzahl bis 1776 entstanden sei; im Gegenteil sind weitaus die meisten erst nach 1776 angefertigt worden.

[2]) Die Rückseite trägt in der Regel außer der eingeritzten F Marke und Nr. 1 auch den eingeritzten Namen des Dargestellten; oft ist die Marke auch in Gold aufgemalt, so gewöhnlich bei den Medaillons mit Goldrand.

[3]) So scheint z. B. das zierliche Reliefbildnis der Marie Antoinette nach einem Stich von F. Hubert gearbeitet zu sein.

[4]) Zusatz im Verzeichnisse C.

bis 1773 einschließlich entstandenen, die, wie es scheint, sämtlich von Desoches herrühren, durch Buchstaben in alphabetischer Reihenfolge und zwar jedesmal die größeren Büsten durch große, die kleineren Büsten durch kleine Buchstaben bezeichnet, wobei außerdem jene, wenigstens im Verzeichnis von 1771, durch die Nummern 4, 5 und 6, diese durch die Nummern 1, 2 und 3 noch näher unterschieden werden. Seit 1774 aber werden alle nur mit diesen sechs Nummern bezeichnet, doch entsprechen ihnen durchaus nicht immer die Nummern auf den Büsten selbst sowie deren Maße, ebenso wie auch jene, die Größe angebenden Buchstaben meines Wissens bis jetzt noch nicht auf den Büsten und Büstchen selbst gefunden sind [1]).

Eine gewisse Willkür und Ungleichmäßigkeit, vermutlich aus dem Mangel an einer schärferen Kontrolle hervorgegangen, scheint also auch hier gewaltet zu haben. Im übrigen aber befinden sich gerade unter diesen Arbeiten, wie unter den Reliefbildnissen, eine ganze Anzahl ausgezeichneter Werkchen, die uns die Leistungsfähigkeit der Fürstenberger Modelleure in diesem Zweige der Biskuitplastik von ihrer besten Seite zeigen.

Das gilt jedoch weniger von den Büsten, die, nach antiken Gipsabgüssen oder Originalen modelliert, in ziemlich großer Zahl vertreten sind; denn ihnen fehlt fast stets jene Frische und Unmittelbarkeit, wie sie allein eigenes Schauen und direkte Berührung des Künstlers mit den Persönlichkeiten seiner Zeit zu verleihen vermag. Die Arbeiten dieser Art, wie z. B. die von Rombrich und Luplau modellierten 12 Kaiserköpfe oder die der Niobe und ihrer Kinder, sind daher meist nur flaue und verwässerte Kopien, denen fast allen, so vortrefflich sie auch im Einzelnen durchgeführt sein mögen, eine gewisse akademische Manier anhaftet, von der auch einige, an sich interessantere griechische Bildnisköpfe, wie z. B. die des Homer, Euripides, Plato u. a., nicht freizusprechen sind.

Ganz anders wirken die Köpfe der Zeitgenossen, nicht nur der Fürstlichkeiten, sondern fast mehr noch der Dichter, Gelehrten usw., die bisweilen — ich nenne hier nur die Büsten von Lessing, Beireis, Jerusalem, Voltaire und aus späterer Zeit noch Mirabeau und Friedrich II — eine so überraschende Lebenswahrheit, feine Charakterisierung und vortreffliche Durchführung zeigen, daß man sie trotz ihrer Kleinheit als vollkommene Meisterwerke realistischer Bildniskunst bezeichnen darf, wie sie nur wirkliche Künstler hervorzubringen imstande sind.

Aus Künstlerhand hervorgegangen sind ferner auch jene etwas größeren (gegen 0,100 hohen) Büsten fürstlicher Personen, die unten gerade abgeschnitten und hier von einer Manteldrapierung umrahmt sind. Ich kenne vorläufig erst drei, von denen sich die Büsten Friedrich Karl Ferdinands von Braunschweig-Bevern und seiner Schwester, der Prinzessin Friederike Albertine, Äbtissin von Steterburg, in Privatbesitz, diejenige eines bisher noch nicht mit Sicherheit bestimmten Fürsten [2]) im Herzogl. Museum befinden. Durch lebensvollen Realismus und eine bis in jede Einzelheit sorgfältige Modellierung ausgezeichnet gehören diese, vielleicht noch in den 60er Jahren, sicher aber vor 1771 entstandenen Büsten, deren Folge wohl noch größer war, zu den bemerkenswertesten Darstellungen dieser kleinplastischen Porträtbildnerei, die besonders da, wo, wie in dem ersten Beispiel, ein mit Trophäen aller Art geschmückter und fein bemalter Sockel hinzukommt [3]), ein Ganzes von hohem künstlerischen Reize bilden.

Geradezu als Unikum aber muß eine, mit dieser Folge eng verwandte Büste des Leipziger Kunstgewerbe-Museums angesprochen werden, deren völlige Bemalung in fein zusammengestimmten, mit der Patina des Alters überzogenen Farben den Eindruck der Lebendigkeit bis zum Äußersten steigert. Besonders eigenartig wirkt dabei das auf kaltem Wege mit Lackfarben bemalte Gesicht, zu dem wiederum die Glasur der weißen Perücke und der stumpfe Glanz des schwarzen, goldverzierten Panzers einen reizvollen Gegensatz bilden. Wenn diese Büste ihre ungewöhnliche Bemalung wirklich in Fürstenberg selbst erhalten hat, woran zu zweifeln kein Grund vorliegt, muß sie als ein durchaus einzig in seiner Art dastehendes Meisterwerk bezeichnet werden.

Angesichts solcher und ähnlicher Arbeiten, die ja einen erheblichen Bruchteil ihres gesamten Schaffens darstellten, wird man über manche nicht wegzuleugnende Schattenseite der Fürstenberger Modelleure gern hinwegsehen und nur lebhaft bedauern müssen,

[1]) Die Buchstaben, die uns an diesen Büsten hauptsächlich begegnen, sind ein eingeritztes W oder J, seltener ein G. Alle drei beziehen sich aber, wie bei den Figuren, offenbar nur auf die Namen des Formers, wobei wohl unter W Wegener, unter J einer von den drei Formern des Namens Jürgens, unter G Günter zu verstehen ist. Was die übrigen Zeichen an diesen Büsten betrifft, so tragen fast alle als Fabrikmarke ein eingestempeltes springendes Pferd und daneben in der Regel auch noch eine Größennummer aus der Zahlenfolge 1—6. Doch kommen zuweilen noch Abweichungen hiervon vor, indem das Pferd oder der Formenbuchstabe oder auch beide fehlen. — Die Büsten stehen meist auf Sockeln von runder, geschweifter oder cylindrischer Form, die nicht selten auch noch im klassizistischen Geschmack jener Zeit verziert sind. Doch kommen auch einige abweichende Sockelformen von besonders schöner und reicher Ausgestaltung vor.

[2]) Ich vermute in ihm August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, den Bruder der beiden vorgenannten, sodaß wir also hier drei, zweifellos von derselben Hand (vermutlich von Rombrich) modellierte Büsten von Mitgliedern der gleichen Familie vor uns haben.

[3]) Siehe A. Brüning, Europäisches Porzellan Taf. 28 Nr. 798. — Ein zweites Exemplar dieser Büste mit einfachem Sockel im Besitz des Herrn Sanitätsrats Dr Kreite in Schöningen.

daß dieser Bildniskunst nach jenen, so viel versprechenden Leistungen aus den 70er und 80er Jahren kein längeres Dasein beschieden gewesen ist[1]).

Nur gering an Zahl sind endlich die Arbeiten der letzten Abteilung des Verzeichnisses, die überschrieben ist „Basreliefs, welche theils aus dem Kunst Cabinet Nachcopiret o. mit Fleiß abgegossen sind.“ Wenn man nämlich von den beiden letzten Stücken absieht, deren Zugehörigkeit zu dieser Abteilung nicht feststeht, sind es nur neun Reliefs, die sämtlich mythologische Gegenstände, darunter ein Göttermahl und den Tod der Niobiden, behandeln und in den Jahren 1778/79 von Schubert angefertigt d. h. von Originalen aus dem Kunstkabinett abgeformt wurden. Diese Originale gehörten ebenfalls wieder der Elfenbeinsammlung des Museums an, in der sie heute fast alle noch vorhanden sind[2]); von jenen alten Biskuitreliefs aber kenne ich bis jetzt nur eins, nämlich das im Besitze des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe befindliche Relief mit dem Bacchusfest, das von einem weißglasierten Rähmchen in antikisierender Form umschlossen und von dem Elfenbeinrelief Nr. 281 abgeformt worden ist. Daß solche Reliefs auch gern zu dekorativen Zwecken benutzt wurden, zeigt eine, bis jetzt allerdings nur in modernen Ausformungen vorliegende Schmuckkassette von rechteckiger Form, an deren Langseiten und Deckel jene beiden Reliefs mit dem Göttermahl und den Niobiden, an deren Schmalseiten aber jedesmal das Bacchusfest als Füllungen verwendet sind. Indessen können diese modernen Abformungen, zumal sie mit einer dicken Glasur überzogen sind, nur eine unvollkommene Vorstellung von der zarten Schönheit jener echten und alten Biskuitreliefs gewähren.

Sambleben und die Herren von Cramm[3]).

Von R. Schmidt.

Das Gut Sambleben war in früheren Zeiten ein Besitztum der uralten Familie gleichen Namens, welche in den hiesigen Landen, besonders am Elme und an der Asse, reich begütert, zu den angesehensten des Herzogtums gehörte. Sambleben, das beträchtliche Ländereien und ausgedehnte Forsten am Elme umgaben, war ihr Hauptsitz; daneben besaß sie noch das Gut Rottorf, bedeutende Grundstücke in und bei Königslutter, das Dorf Watzleben, mehrere freie Sattelhöfe zu Voigtsdahlum, Hedeper, Meinersen und eine große Menge einzelner Hufen Landes, Höfe, Zehnten und Gefälle jeder Art[4]). Sehr vieles davon und namentlich das Hauptgut Sambleben selbst scheint ursprünglich ihr freies Erbe gewesen zu sein, das sie späterhin, nach der Sitte der Zeit, um sich des Schutzes Mächtigerer zu versichern, diesen zu Lehen aufgetragen hatte.

Ihre Lehnsherren waren für den größten Teil ihrer Güter die Herzöge von Braunschweig, für einen zweiten, auch noch erheblichen das Vizedominat des Domkapitels Halberstadt, für einen dritten das Hochstift Halberstadt selbst, und endlich ging das Geschlecht auch noch bei den Grafen von Regenstein zu Lehen. Nur durch die Voraussetzung einer Lehnsbeauftragung läßt sich das seltsame Zusammentreffen mehrerer Lehnsherrschaften bei einem Gute, wie es hier stattfand, erklären. Denn das Dorf Sambleben mit vieler Länderei und einigen Forsten rührte von Braunschweig, das Schloß Sambleben mit anderen Äckern und Holzungen vom Vizedominat und wieder andere Zubehörung vom Stifte Halberstadt, der Holtorfer[5]) Zehnten aber von Regenstein her, das hier sonst gar keine Besitzung hatte. Die von Sambleben selbst hatten dagegen wiederum viele besonders ihrer entlegenen Grundstücke teils als Afterlehn, vorzüglich an Braunschweiger Patriziergeschlechter, wie die von Kalm, von Schwalenberg und von Zweidorf, teils als Meier- und Erbenzinsgut ausgetan.

Die Kriegsdrangsale im Anfange und in der Mitte des 16. Jahrhunderts, dazu die öfteren Teilungen in der Familie, auch wohl Unordnung im Haushalte selbst untergruben allmählich den Wohlstand des sonst so begüterten Hauses. Christoph und Daniel von Sambleben, Antons Söhne, denen nach ihrer Brüder und Vettern Absterben alle Güter, aber auch alle Schulden der Familie zufielen, waren gegen Ende des 16. Jahrhunderts so tief in Vermögensverfall geraten, daß sie sich wider den Andrang ihrer Gläubiger nicht mehr zu schützen vermochten. In ihrer bedrängten Lage suchten sie Hülfe bei dem Herzog Julius von Braunschweig und schlossen mit ihm am 13. Februar 1584 einen merkwürdigen Vertrag[6]). Sie überließen ihm darin auf 25 Jahre ihre

[1]) Wie rasch die Liebhaberei an diesen Werken der Kleinkunst abnahm, können wir schon aus der Tatsache erkennen, daß im Jahre 1784 auf der Porzellanniederlage zu Braunschweig große Mengen von Büsten von Gelehrten usw. lagerten, die keinen Käufer fanden, also damals schon nicht mehr zu den gängigen Waren zählten.

[2]) Das Göttermahl führt die Nr. 262, der „Tod der Niobiden“ die Nr. 263; für die übrigen Reliefs mit einzelnen Götterfiguren kommen die Nr. 328, 395, 332, 333 ff in Betracht.

[3]) Benutzt wurde ein vom Obergerichtspräsidenten und Archivar J. H. A. Hettling, „einem genauen Kenner der von Crammschen Familien- und Güterverhältnisse“, entworfenes Rechtsgutachten, betr. Ermittlung der Ansprüche, welche den Allodialerben gegen die Lehnserben zustehen vom Jahre 1828. — Vergl. Bege, Gesch. d. Stadt Seesen und Scheppenstedt 1846 S. 67—71.

[4]) Lehnsbrief Heinrich des Jüngeren für Christoph von Sambleben vom 19. Oktober 1563, S. 121 im Hausbuche der Familie von Cramm, welches Hettling stets als Quelle anführt.

[5]) Holtorf ist wüst zwischen Sambleben und Kneitlingen. S. Merians Stich Klein-Vahlberg, Buchstabe G. Vergl. auch Zeitschr. f. N.-S. 1862 S. 103; Bege, Burgen S. 57.

[6]) S. Hausbuch S. 141.

sämtlichen Lehn- und Erbgüter, deren Auskünfte währenddessen zur Schuldentilgung verwendet werden sollten, und erhielten dagegen die Zusicherung lebenslänglicher Versorgung für sich, sowie einer Leibzucht für ihre Frauen und eines Brautschatzes für ihre Töchter. Christoph von Sambleben ward darauf zum Hauptmann auf der Feste Neubrück ernannt, Daniel blieb auf Rottorf; beide starben indes kurz darauf, ersterer im Jahre 1585, letzterer 1587 ohne männliche Erben zu hinterlassen, und so ist mit ihnen ihr Geschlecht im Mannesstamme völlig erloschen[1]).

Durch ihren Tod wurden nun dem Herzoge die von dem Hause Braunschweig abhängenden Lehen eröffnet; derselbe hatte sich aber schon früher von seinem Sohne, dem Herzoge Heinrich Julius, damals Bischof zu Halberstadt, mit den von diesem Stifte zu Lehen gehenden Samblebenschen Gütern beanwarten[2]) lassen (25. Mai 1583). Bald nachher (13. August 1592) erlangte Herzog Heinrich Julius selbst vom Vizedominate in Halberstadt auch die Belehnung[3]) mit den von diesem relevierenden Lehen, und da um die nämliche Zeit (4. Juli 1599) durch den Tod des letzten Grafen von Blankenburg-Regenstein, Johann Ernst, auch dessen lehnsherrliche Gerechtsame über einen zu Sambleben gehenden Zehnten dem Herzoge anfielen, war dieser nunmehr im Besitze aller den Herren von Sambleben zuständigen Lehen und damit das gesamte Samblebensche Vermögen ein Besitz der Braunschweigischen Fürsten. Der Herzog Heinrich Julius bildete daraus mit Hinzulegung der Dörfer Kneitlingen und Remlingen ein besonderes Domanialamt, dessen lebenslänglichen Genuß er seiner Gemahlin Elisabeth von Dänemark am 24. Mai 1593 verschrieb. Nach deren Tode fiel das Ganze ihrem Sohne dem Herzoge Friedrich Ulrich wieder zu.

Dieser unglückliche Fürst, der beständig in drückender Geldnot steckte, hatte im Jahre 1624 zur Bezahlung einer Schuld von seinem Kammer- und Hofrate Franz Jakob von Cramm auf Ölber 6000 Taler erborgt und ihm dafür pfandweise das Vorwerk Altenhagen eingeräumt. Als dieses jedoch im Kriege verwüstet und ihm dadurch ein bedeutender Schaden zugefügt wurde, machte F. J. von Cramm dem Herzog den Antrag, ihm zur Tilgung sowohl seiner Hauptforderung zu 6000 Talern, als der auf 2000 Taler anerkannten Entschädigungsansprüche das Gut Sambleben als Lehn einzugeben.

Die Familie von Cramm, der Franz Jakob entstammte, gehörte unstreitig zu den ältesten des nördlichen Deutschlands, wenn auch die Überlieferung, welche ihr einen Ahnherrn unter den Hofbeamten Kaisers Ludwigs des Frommen gibt[4]), aller geschichtlichen Grundlagen entbehrt. Sie war seit sehr frühen Zeiten im Braunschweigischen und Hildesheimischen reich begütert und besaß urkundlichen Schriften zufolge schon im 13. Jahrhundert das Dorf Volkersheim und im 14. Jahrhundert gemeinschaftlich mit den von Bortfeld das Haus Ölber. Daß die Familie von Cramm in dem Dorfe Kramme ihr Stammgut gehabt, läßt sich aus der Namensähnlichkeit mutmaßen, aber nicht sicher nachweisen. Zwar besaß sie noch im 15. Jahrhundert einzelne Grundstücke in diesem Dorfe, wie denn im Jahre 1475 Heinrich von Cramm einen Hof und eine halbe Hufe Landes in Kramme an das Kreuzkloster versetzte; das adelige Gut in Kramme aber gehörte schon viel früher der Familie von Salder, welche schon im Jahre 1366 darüber mit Herzog Magnus einen Pfandvertrag abschloß.

Die Familie von Cramm teilte sich im Anfange des 14. Jahrhunderts in zwei Linien, die Aschwins und die Burchhards. Jene, aus der unter anderen Aschwin III., ein namhafter Kriegsmann zu Luthers Zeit, entsprossen war, erlosch im Jahre 1576 mit Aschwin V., und ihre Güter fielen zum Teil an die überlebende Linie, während viele andere, z. B. auch das Hildesheimische Erbschenkenamt, auf andere Familien übergingen.

Aus der Burchardschen Linie stammten die Brüder Franz und Burchard der Jüngere, Burchards Söhne, jener Rat des Herzogs Julius von Braunschweig und Pfandinhaber von Hallerspring, dieser landgräflich Hessischer Statthalter zu Marburg. Sie schlossen im Jahre 1581 den wichtigen, von Kaiser Rudolf II. bestätigten Hausvertrag, durch den sie ihren damaligen Gütern Stammgutseigenschaft beilegten und die weibliche Nachkommenschaft, solange der Mannesstamm fortdaure, gegen eine bestimmte Abfindung auch von der Nachfolge in die mit ihren damaligen Lehnsgütern verbundenen Allode ausschlossen. — Beide Brüder nahmen eine Teilung ihrer Güter vor, bei welcher Burchard neben anderen Grundstücken den Oberhof in Volkersheim, Franz aber den Unterhof daselbst und den väterlichen Anteil am Gute Ölber erhielt. Jener wurde der Stammvater derjenigen Familienzweige, welche das Erbschenkenamt des Herzogtums Braunschweig und das Gut Lesse besaßen, dieser dagegen durch seine Söhne Heinrich, der Volkersheim, und Franz

[1]) An die Herren von Samleben erinnert eine Grabplatte aus Elmstein hinter dem Altar der Kirche zu Sambleben, 2,30 m hoch, 1,10 m breit. Sie stellt Ludwig von Sambleben dar. Dieser steht barhäuptig nach rechts gewendet, sonst aber voll gerüstet, in der Rechten die Streitaxt, die Linke am Schwertgriff, zu Füßen links der Helm, rechts das Sambl. Wappen: Pflanze mit zwei gesenkten Blättern. Die Inschrift lautet: Ao. Dom. Dusent vifhundert. Darna im söstigesten Jahr Mondages na Quasimodogeniti is der Ernveste und Erh.... Lodewich von Sampeleme in Godt vorstorven. Dem de leve Godt gnedich sy. 1560. Vergl. Voges, Sagen Nr. 262.

[2]) S. Hausbuch S. 129 ff.

[3]) S. Hausbuch S. 149.

[4]) S. F. A. Blume, Hildesh. Geschichten, Teil I. S. 320.

Jakob, der Ölber anahm, Stifter der beiden Linien, von welchen die eine das ganze Gut Volkersheim, die andere Ölber und Sambleben inne hatten.

Der letztgenannte Franz Jakob I., Franzens von Cramm jüngerer Sohn, war der schon erwähnte Geheime Kammer- und Hofrat Friedrich Ulrichs. Der Umstand, daß Cramm für seine hergeliehenen Kapitale Lehen nehmen wollte, jene also nicht zurückbezahlt zu werden brauchten, erleichterte dem Herzog den Entschluß. Gute Freunde werden zugeredet haben, und so stimmte der Herzog dem Antrage seines Beamten zu. Er trat ihm durch einen Vertrag vom 16. Mai 1627[1]) sein ganzes Haus Sambleben mit Zubehör ab. Dennoch hatte Franz Jakob v. Cramm noch bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, ehe er sich in seinem neuerworbenen Besitztum sicher behaupten konnte.

Schon im Jahre 1628 nahm die getrennt von ihrem Gemahl zu Schöningen lebende Herzogin Anna Sophie die sämtlichen Samblebenschen Güter als Zubehörung ihres Leibgedinges in Besitz, und nachdem sie im folgenden Jahre das Hauptgut Sambleben auf inständiges Ansuchen und auf höhere Verwendung v. Cramm wieder eingeräumt hatte, trat im Jahre 1630 der Reichshofrat Johann von Heyen[2]) infolge einer vom Bischofe und Domkapitel zu Halberstadt erteilten Belehnung mit neuen Ansprüchen an das Gut Sambleben hervor. Und als auch dieser, vermutlich durch beträchtliche Geldopfer, zur Ruhe gebracht und darauf unterm 21. Sept. 1635 vom Vizedominate dem F. J. v. Cramm die förmliche Belehnung mit den von ihm abhängenden Lehen erteilt war[3]), ließ dennoch im Jahre 1636 der bischöfliche Statthalter zu Halberstadt unter dem Vorwande, die Belehnung sei ungültig und das Gut dem Bischof als eröffnetes Lehn heimgefallen, dieses durch kaiserliche Soldaten besetzen, die sich darin auch bis zum folgenden Jahre behaupteten. Die späteren politischen Veränderungen im Stifte Halberstadt scheinen auch diesen Ansprüchen ein Ziel gesetzt zu haben.

Das Gut selbst, das schon in früheren Kriegsjahren hart mitgenommen und dem von Cramm im Zustande des tiefsten Verfalles übergeben war, konnte sich unter diesen Verhältnissen sehr langsam erholen, und es bedurfte der Verwendung sehr bedeutender Summen, wenn überhaupt nur irgend ein Ertrag sich daraus erwarten lassen sollte. Eine Beschreibung, die bei Gelegenheit der Besitznahme des Gutes für die Herzogin Anna Sophie am 21. April 1628 von ihm aufgenommen wurde, läßt ersehen, daß es völlig verödet, von allem Vieh entblößt, der Acker durchaus unbestellt, die Gebäude fast sämtlich dach- und fachlos und gänzlich verfallen, die Gärten vernichtet, sogar die Hofplätze ganz mit Gras bewachsen waren. Insbesondere heißt es vom Wohnhause, nachdem einige Zimmer darin beschrieben worden: „Ob man nun wohl auch die anderen Gemächer besehen und was darin zu befinden beschreiben wollen, weil jedoch das ganze Haus und Gebäude ohne Dachungen, Treppen und Böden also verfallen und vom Regen eingeweicht, daß man sich darauf zu gehen nicht trauen dürfen, wie der Augenschein bezeugt, also hat man es hierbei bewenden lassen." Von dem Vorwerk Holtorf wird gesagt, daß Haus, Scheune und Ställe ganz verfallen, dach- und fachlos seien und jetzt ganz ledig, öde und wüste ständen. Die durch Plünderungen, Verwüstungen usw. in den Kriegsjahren von 1624—1628 verursachten Schäden sind in einer gleichzeitigen Berechnung für das Gut allein auf 19249 Taler 22 Gr. und für das Dorf noch besonders 3191 Thl. 8 Gr., insgesamt also auf 22450 Taler veranschlagt.

F. J. von Cramm hatte durch die ihm erteilte Belehnung bei weitem nicht die sämtlichen braunschweigischen Lehen der Familie Sambleben, sondern nur das Hauptgut Sambleben mit seinen unmittelbaren Zubehörungen erhalten. Er hatte deshalb unterm 10. Sept. 1627 ausdrücklich erklären müssen, auf die übrigen Samblebenschen Lehenstücke keine Ansprüche erheben zu wollen. So wurden namentlich die beträchtlichen Elmforsten ausgenommen und von der Herzogin Anna Sophie genutzt. Doch gelang es F. J. von Cramm, sich auch noch über diese Holzungen von Herzog Friedrich Ulrich die Belehnung zu verschaffen[3]) und demnächst durch Vergleich[4]) mit der Herzogin Anna Sophie sie auch in Besitz zu bekommen. Als Grund zur Belehnung mit den Forsten hatte F. J. von Cramm in seinem Gesuche den Schaden angeführt, den ihm die Occupation des Gutes und die Ansprüche des Reichshofrats von Heyen verursacht hatten, auf dessen Ersatz er jedoch keinerlei Recht hatte. Zwar erwirkte er vom Herzog August zur Tilgung seiner großen Besoldungsrückstände, eine Art Anweisung auf die übrigen Samblebenschen Lehnsgüter, insofern darüber nicht schon verfügt sei, doch mußten seine Söhne (da den Herzog der Handel gereuete) die erteilte Urkunde zurückgeben, und die Anweisung blieb ohne Wirkung; die Veranlassung dazu gab unstreitig der Kanzler Schwartzkopf, den der Herzog inzwischen mit den sämtlichen nicht vergebenen Samblebenschen Lehnstücken beliehen hatte.

Die vom Vizedominate in Halberstadt abhängenden Lehen bekam hingegen F. J. von Cramm in der Art, wie die von Sambleben sie besessen hatten, und auch über die bischöflich-halberstädtischen Lehen, von denen in dem Vertrage von 1627 gar nicht die

[1]) Hausbuch S. 171.

[2]) S. Havemann, Gesch. d. Ld. Braunsch. und Lüneb. III. Bd. S. 46.

[3]) Hausbuch S. 187.

[3]) S. Lehnsbrief v. 2. Aug. 1633 und die Bestätigungsurkunde vom 8. Mai 1634. S. Hausbuch S. 182 u. 184.

[4]) 2. Jan. 1639 und 16. bezw. 23. Okt. 1647.

Rede gewesen war, erlangten endlich seine Söhne eine förmliche der altsamblebenschen gleichlautende Belehnung[1]). Eine Vergleichung der braunschweigischen Lehnsbriefe für die von Cramm mit den ehemals den von Sambleben erteilten ergibt, daß von allem, was die letzteren außer Sambleben besaßen, den von Cramm nichts mit verliehen, daß dagegen in und bei Sambleben den von Cramm mehreres als Lehen mit angesetzt ist, was in den Samblebenschen Lehnsbriefen nicht vorkam, und was dieses ausgestorbene Geschlecht teils gar nicht oder doch nicht als Lehen, sondern vermutlich noch als Allod besessen hatte. Dahin gehört das Kirchlehn oder Patronat, das Vorwerk Holtorf, welches die von Sambleben freilich mit Widerspruch des Herzogs als Allod behaupteten u. a.

Demnach besaß nun die Familie von Cramm oder sollte besitzen: A. Vermöge der Braunschweigischen Belehnung 1. das Dorf Sambleben mit dem Gericht und Untergericht, Diensten, Pflichten und Unpflichten über dasselbe; 2. das Kirchlehn allda; 3. den ganzen Zehnten über das Dorf und Feld Sambleben; 4. 16 Hufen[2]) Landes mit der Vogtei über 11 Hufen; 5. noch $11^1/_2$ Hufen; 6. die Mühle zu Sambleben; 7. das Vorwerk Holtorf; 8. eine Hufe Landes daselbst; 9. Teiche, Wasser, Wiesen, Jagden, Mastung, Hude, Trift und Weide; 10. die Holzungen am Elme als: Osterberg, Kohlhei und Boßleber Hei mit aller Schlacht Nutzung und Zubehörung, wozu endlich 10. noch kam das Holz, das Kleine Roth genannt. B. Vermöge der Vizedominatslehnsbriefe: 1. Das Schloß zu Sambleben; 2. den Zehnten einer Hufe; 3. 6 Hufen Landes im Felde und Dorfe daselbst belegen; 4. den Zehnten zu Twelken; 5. den Holzfleck, das Koppel- oder Kopholz genannt. C. Vermöge des bischöflich- oder fürstlich-halberstädtischen Lehnsbriefes: 1. das Große Roth auf dem Elme und 2. dessen Zehnten; 3. eine zehntfreie Hufe geheißen die Kammerhufe zu Sambleben; 4. die Kranenburg[3]) und die scheefe Worth und 5. noch eine Hufe Landes daselbst; 6. mehrere (vermeierte) Hufen Landes und Höfe zu Beierstedt, Reinstedt, Gr. Winnigstedt, Vansleben, Ahlum, Söllingen, Volzum usw.; 7. den Zehnten von Gilzum; 8. die Mühle von Hoyersdorf; 9. einen Holzfleck am Fallstein. Hiervon sind aber wohl nur das Große Roth, die Ländereien von Sambleben und einige Meiergefälle aus Vansleben und Volzum, vielleicht auch aus Beierstedt wirklich in den Besitz der Familie von Cramm gekommen, alles übrige ist verdunkelt und namentlich ist über die Kranenburg und scheefe Worth nichts bekannt.

Immerhin war diese ganze Erwerbung Franz Jakobs von Cramm für seine Nachkommen das Fundament ihres Wohlstandes. Zunächst allerdings ging der Besitz dieses Einzelnen auf seine fünf Söhne über, welche sich im Jahre 1650 in die väterlichen Güter dergestalt teilten, daß 1. Burchard, deutscher Ritter und Komtur zu Bürow, mit einigen Zehnten und anderen Gefällen abgefunden wurde, die aber nach seinem Tode an seine Brüder zurückfielen; 2. Franz das Vorwerk Holtorf bei Sambleben, welches ebenfalls nach seinem 1653 ohne Nachkommenschaft erfolgten Tode seinen Brüdern wieder zuwuchs; 3. Thedel I. die eine Hälfte des Gutes Sambleben, das Hinterhaus genannt; 4. Hans Philipp die zweite Hälfte, das Vorderhaus genannt; 5. Bartold den väterlichen Anteil an Ölber usw. empfing. Die drei letztgenannten überlebenden Brüder wurden mit dem Herzog August in einen weitausgedehnten Streit, der bis an das Reichskammergericht gelangte, verwickelt und nach Verlauf desselben zu dem folgenreichen Vertrage vom 9. Mai 1662 veranlaßt. Herzog August, der in der späteren Zeit seiner Regierung der von Crammschen Familie seine Gunst entzogen zu haben scheint, wird es unwillig empfunden haben, daß diese das Gut Sambleben und besonders die herrlichen Elmforsten seines Erachtens nach so sehr wohlfeilen Kaufes an sich gebracht hatte. Diese Forsten waren allerdings bedeutend, da nach dem alten Sambleber Erbregister von 1584 der Osterberg 1285 Morgen 25 Ruten hielt. Die Herzogin Anna Sophie, welche mittels des zweiten Vergleichs von 1647 darauf verzichtete, hatte nach dem ersten Vergleich von 1639 daraus alljährlich ein Deputat von 100 Klaftern Buchenholz und 500 Klaftern Unterholz empfangen. Dem Herzog August, welcher diese Forsten bei verschiedenen Gelegenheiten „die besten am ganzen Elme nennt“, waren sie besonders der Jagd wegen wichtig[4]), und es mußte ihm allerdings schmerzlich sein, daß F. J. von Cramm sie durch Vermittelung guter Freunde von dem schwachen Herzoge Friedrich Ulrich eigentlich ganz ohne Entgelt erlangt hatte. Er unternahm es daher, wenigstens die Forsten und Jagden am Elme einzuziehen, indem er die Gültigkeit ihrer Verleihung bestritt. Während der Prozeß noch schwebte, hatte er die Forsten schon in Besitz nehmen und für mehrere tausend Taler Holz schlagen lassen, bis sie ihm nach dem Vergleich von 1662 endgültig zufielen. Die Gebrüder von Cramm, Franz Jakobs Söhne, traten dem Herzoge die Braunschweigischen Lehnsholzungen am Elm, nämlich den Osterberg, den

[1]) S. Hausbuch S. 25. Lehnsbrief vom 14. bezw. 4 November 1646.

[2]) Das Maß der Hufen war in alten Zeiten sehr unbestimmt und diese Benennung wurde bald von 20—24—30, dann aber wieder nur von 15—16 bisweilen sogar von 40 Morgen gebraucht. Vergl. Gesenius. Meierrecht.

[3]) Über die Kranenburg vergl. Zeitschr. d. Harz-Ver. f. Gesch. 1870. S. 632.

[4]) Vergl. Kornhardt, Langeleben, Schulblatt v. Stausebach 1867 S. 16: „Er ließ den ganzen Elm in ein Gehege schlagen, um so der Wildbahn noch besser auf die Beine zu helfen.“



Kohlhei und Boßleberhei nebst der hohen und niederen Jagd jetzt ab und erhielten dafür als Äquivalent besonders: a. das Dorf Kneitlingen mit Ober- und Untergerichten, Diensten ꝛc.; b. Kotdienste aus Eitzum; c. 60 Morgen Landes vom Vorwerke Altenhagen; d. die Braugerechtsame zum freien Verkauf für Sambleben und Ölber; e. notdürftiges Brenn- und Bauholz behuf der Gebäude auf dem Gute Sambleben u. a., sowie endlich die Anwartschaft auf die Schulenburg-Hehlenschen und Bortfeldschen Lehen. In diese Anwartschaft wurden die verschiedenen von Crammschen Linien eventuell mit aufgenommen, während alles übrige, sowie das Gut Sambleben selbst Sonderlehn der Linie Franz Jakob I. blieb. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Paul Peßler, Zur Feststellung des Geisteszustandes der Beschuldigten im Strafverfahren. Kriminalpsychiatrische Plauderei nebst einer Sammlung von Strafrechtsfällen. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1905. IV und 157 S. 8° 2 M. 40.

Daß einmal ein Jurist zu diesem heiklen, meist auf dem Gebiete der medizinischen Fachwissenschaft liegenden Kapitel das Wort ergriffen hat, gehört zu den Seltenheiten, ist auch im allgemeinen nicht ohne Bedenken, in diesem Falle aber mit Freuden zu begrüßen. Denn dem Verfasser liegt es ganz fern, wissenschaftliche Grenzüberschreitungen zu begehen. Wo sie unvermeidlich waren, läßt er medizinische Praktiker für sich reden. Im übrigen schöpft er meist aus seiner eigenen reichen Erfahrung und dem Inhalt der von ihm gewissenhaft durchgearbeiteten Strafprozeßakten. Die knappen und doch erschöpfenden Auszüge aus diesen bilden den Hauptteil des äußerst anregend geschriebenen Büchleins und verleihen diesem seinen hauptsächlichsten Wert. Denn wenn der Verfasser auch anscheinend keinen Anspruch darauf erhebt, eine wissenschaftliche Behandlung seines Themas zu bieten, so hat er doch unzweifelhaft gerade durch seine mustergültige Kasuistik manchen wertvollen Stein zu dem Gebäude der Psychiatrie hinzugefügt. A. H.

Asseburger Urkundenbuch. Urkunden und Regesten zur Geschichte des Geschlechtes Wolfenbüttel-Asseburg und seiner Besitzungen. III. Teil bis zum Jahre 1500. Mit [2] Stamm- und [6] Siegeltafeln, sowie Register zu III. Herausgegeben aus dem Nachlaß des J. Graf von Bocholtz-Asseburg vom Grafen Egbert von der Asseburg. Hannover, Hahn 1905. 591 gr. 8° 25 M.

Als am 18. August 1898 Graf Johannes von Bocholtz-Asseburg[1]) die Augen schloß, war der dritte Band des Asseburger Urkundenbuches, seines Hauptlebenswerkes, im Wesentlichen druckfertig und bis zum 10. Bogen abgesetzt. Aber es *wäre doch wohl* ein Bruchstück geblieben, wenn Graf Egbert von der Asseburg in schöner Pietät für den Verstorbenen wie für die eigene Familie sich des Werkes nicht hülfreich und tatkräftig angenommen hätte. Er gewann zur Vollendung des Textes die treffliche Unterstützung unseres nun auch entschlafenen Professors Ludw. Hänselmann, der die Abschriften wie die Regesten der Urkunden nochmals einer kritischen Durchsicht unterzog und die Korrektur besorgte. Zur Bearbeitung des Registers fühlte der Siebenzigjährige sich aber nicht mehr im stande; sie übernahm Dr Hans Legband, während die noch fehlenden Stammtafeln aus Liebe zur Sache und in Freundschaft für Hänselmann von August Frh. v. Minnigerode-Allerburg hergestellt wurden. So ist denn durch verschiedener Männer Arbeit der vorliegende Band erwachsen, der aber doch, weil Alle dem bewährten Plane der ersten Teile willig sich anschlossen, einen durchaus einheitlichen Charakter trägt und sich würdig den Vorgängern anreiht. Betrifft dieser dritte Band auch nicht mehr in so hervorragender Weise unsere heimischen Verhältnisse wie namentlich der erste, der gerade in ihnen seinen Schwerpunkt besaß, so ist es doch immer noch ein schönes und reiches Material, das uns für sie in mannigfacher Hinsicht wohl zubereitet uud leicht benutzbar dargeboten wird, und für das wir Allen, die zum Gelingen des Ganzen beigetragen haben, nur aufrichtig dankbar sein können. Es werden uns hier im Wortlaut oder Regest 1128 Urkunden aus den Jahren 1401—1500 mitgeteilt; dazu kommen noch als Nachträge zu den ersten beiden Bänden 41 Nummern aus der Zeit von 1275—1400. Verschiedene Stichproben haben uns von der Zuverlässigkeit des Werkes überzeugt, dessen treffliche Druckeinrichtung und Ausstattung schon beim Erscheinen des ersten Bandes verdiente Anerkennung gefunden haben. Mit Stolz kann das Geschlecht, wie auf seine Vergangenheit, auch auf dieses Urkundenbuch blicken. Denn es sind wenige Familien, die für ihre mittelalterliche Geschichte ein Werk von gleicher Vorzüglichkeit aufzuweisen haben.

Festschrift für das vierzehnte Kreis-Turnfest des VII. deutschen Turnkreises (Oberweser) am 14., 15., 16. und 17. Juli 1906 in Holzminden. Herausgegeben vom Preß-Ausschuß. Holzminden, J. H. Stock 1906. 40 S. 8°.

Außer einem Aufsatze L. Stichs über das deutsche Turnen, Mitteilungen über die Veranstaltungen des Festes usw. enthält das mit verschiedenen Bildern geschmückte Heft S. 11—16 auch eine Geschichte der Stadt Holzminden und S. 21—25 eine solche des dortigen Männer-Turn-Vereins von G. Schmidt.

[1]) Vgl. Braunschw. Mag. 1898 S. 201 f.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1906. September Nr. 9.

Israel Jacobson[1]).

Von Paul Zimmermann.

Die Hoffnung, die wir alle hegten, daß wir zu unserer heurigen Wanderversammlung von sachkundiger Seite ein anschauliches Bild von der Politik des Fürsten erhalten sollten, der vor 100 Jahren hier zu Lande die Regierung führte und in wildbewegter Zeit einen jähen tragischen Abschluß seiner ruhmvollen Laufbahn fand, hat sich leider nicht verwirklichen lassen; wir müssen auf die fest erwartete Charakteristik des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand für heute verzichten und unsere Ziele weit niedriger stecken. Ich möchte mir erlauben statt seiner Ihnen heute einen Mann vor Augen zu stellen, der, ein jüngerer Zeitgenosse jenes Fürsten, die Wohltaten seines klugen, aufgeklärten und wohlwollenden Regiments in vollem Umfange und in einer die Zeitverhältnisse bezeichnenden Weise erfahren hat, der, ein echtes Kind seiner Zeit, deren tiefgreifende geistige und ethische Gedanken verständnisvoll in sich aufnahm und unter kluger Benutzung der wechselnden politischen Zustände erfolgreich zu betätigen wußte, und der vor allem der Stadt, die uns heute so gastlich in ihren Mauern aufgenommen hat, ein Förderer und Woltäter war, wie ihr seitdem kein zweiter erwachsen. Schon hieraus werden Sie ersehen, daß es Israel Jacobson ist, von dem ich heute reden möchte, eine eigenartige, tüchtige und liebenswürdige Persönlichkeit, deren Leben und Wirken nicht nur hier, wo sein Werk in reichem Segen fortlebt, sondern auch überall da, wo man die geistigen Strömungen seiner Tage verfolgt, auf wirkliche Teilnahme werden rechnen können. So ist es denn gewiß nicht unberechtigt, wenn wir heute an dieser Stelle dieses Mannes gedenken.

Israel Jacobson[2]) stammte aus Halberstadt, wo er am 17. Oktober 1768 geboren wurde. Sein Vater Israel Jacob war hier ein angesehener Kaufmann, der es durch eigene Anstrengung zu nicht unbedeutendem Wohlstande gebracht hatte. Aber er war nicht nur ein tüchtiger Geschäftsmann, sondern auch eine streng religiöse Natur, deren fromme Gesinnung sich in hülfsbereiter Menschenliebe aufs schönste betätigte, dabei wissenschaftlichen Bestrebungen nicht abhold und besonders in den talmudischen Schriften gut bewandert. Wohl begreiflich daher, daß sein sehnlicher Wunsch dahin ging, in seinem einzigen Sohne Israel demnächst einen gelehrten Rabbiner zu erblicken. Eine reiche Begabung, schnelle Auffassung, klarer Verstand und ausdauernder Fleiß hätten diesen dazu aufs beste befähigt, und seine Erziehung strebte anfangs auch diesem Ziele zu. Aber bald genügte dem heranwachsenden Jünglinge diese Aufgabe nicht mehr; er lernte die neuere deutsche Literatur, insbesondere die Schriften von Mendelssohn und Lessing, kennen; im Widerstreite der alten und neuen Anschauungen rang er in ehrlichem Streben sich zu einer freieren und weiteren Weltauffassung durch, als sie damals

[1]) Vortrag gehalten am 18. August 1906 auf der 5. Wanderversammlung des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig zu Seesen, hier an einigen Stellen erweitert. — An gedrucktem Materiale über Jacobson ist zu vergleichen Dr Brüssow's Aufsatz im Neuen Nekrolog der Deutschen VI. Jahrg. (1828) 2. Th. S. 693—98. — Arnheim, die Jacobson-Schule zu Seesen am Harz (Br. 1867). — G. Rülf, Einiges aus der ersten Zeit und über den Stifter der Jacobson-Schule in Seesen (Br. 1890). — Arthur Kleinschmidt, Dr Israel Jacobson. Nach d. Quellen (Zeitschrift des Harzvereins. 23. Jahrg. 1890 S. 202—12). — Dess. Geschichte des Königreichs Westfalen (Gotha 1893). — L. Horwitz, Die Israeliten unter dem Königreich Westfalen. E. aktenmäß. Beitrag z. Gesch. der Regierung König Jérôme's (Berlin [1900]). — Fels, Israel Jacobson. Festschrift zur 100jähr. Stiftungsfeier der Jacobson-Schule (Hamburg 1901). — Das außerdem hier benutzte handschriftliche Material befindet sich fast ganz im Herzoglichen Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel.

[2]) So nannte er sich nach der Kgl. Westfälischen Verordnung vom Oktober 1808, nach der die Juden unveränderliche Zunamen annehmen mußten. Vorher begegnet meist die Namensform „Jacobssohn."

in dem engen Kreise des jüdischen Gemeindelebens eine Statt hatte; Geist und Herz wurden ihm von den Idealen der Aufklärung erfüllt, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der deutschen Geisteswelt immer siegreicher die Herrschaft sich errungen hatte. Diesen Anschauungen ist er denn auch sein ganzes Leben hindurch treu geblieben; die Gedanken und Forderungen der Aufklärung nach dem Maße seiner Kräfte im Leben zu verwirklichen, war und blieb das ernsteste Bestreben, das ihn bis zu seinem Tode erfüllte. Der Rabbiner wurde aufgegeben. Er suchte sich ein freieres Feld der Tätigkeit, auf dem er seine nicht zum wenigsten durch innere Arbeit an sich selbst gestählten und zur Selbständigkeit gereiften Kräfte erproben und bewähren könnte.

Ein glückliches Geschick führte den jungen Israel Jacob nach Braunschweig, wo der damalige Kammeragent des Herzogs Karl Wilh. Ferdinand, Herz Samson, an ihm großes Gefallen fand. Dieser erfreute sich hier damals mit Recht hoher Achtung. Hatte doch seine Hülfe in der Zeit schwerer finanzieller Bedrängnis viel dazu mit beigetragen, dem Braunschweiger Lande den Kredit wieder zu schaffen, der für eine Zeit lang verloren war. Das hielt der Herzog, der als Erbprinz jene rettenden Maßnahmen vor allem veranlaßt und durchgeführt hatte, in dankbarem Gedächtnis. Das Vertrauen, das er ihm schenkte, übertrug er später auch auf unseren Israel Jacob, dem Herz Samson 1786 seine Tochter Minna zur Frau gegeben, und der unter der Firma Israel Jacobssohn erst in Halberstadt dann in Braunschweig ein selbständiges Handelshaus begründet hatte. Schnell gelangte dies unter des Inhabers umsichtiger Leitung zu Ansehen und Bedeutung; der Ruf strenger Rechtlichkeit, den es sich erwarb, mehrte und festigte bald die Geschäftsverbindungen, die sich nach den verschiedensten Seiten ausdehnten. Auch die Persönlichkeit des Leiters kam fördernd hinzu; weite Reisen durch Deutschland und die Niederlande hatten seine Kenntnisse vermehrt, ihn mit Erfahrungen bereichert und seinen Gesichtskreis erweitert; im Verkehre mit vornehmen Gesellschaftskreisen hatte er gute Umgangsformen gewonnen, die durch seine stattliche äußere Erscheinung noch mehr zur Geltung kamen. So konnte es nicht fehlen, daß nach Herz Samsons Tod, der am 12. Dezember 1794 erfolgte, Israel Jacobson auf seinen Wunsch zu seines Schwiegervaters Nachfolger ernannt wurde; schon um die Wende des Jahres hat er seine Bestellung als Kammeragent erhalten. Als solcher wurde er zu allen wichtigen Finanzoperationen des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand herangezogen, zu dessen voller Zufriedenheit er alle ihm erteilten Aufträge ausführte.

Aber Jacobson ging keineswegs auf in dem Streben nach irdischem Gute, so reichlich ihm dies auch zu teil wurde. Er fühlte, wie kaum ein anderer der Zeit, die Verpflichtung, die der Reichtum auferlegt, und suchte den seinigen daher auch, wo und wie er konnte, zum Besten seiner Mitmenschen zu verwenden. Dabei verfuhr er aber keineswegs planlos; er wollte sich nicht einer wie eine Last empfundenen Verpflichtung schnell entledigen, sondern auch hier, ein echtes Kind der Aufklärung, zielbewußt höhere Interessen im Sinne allgemeiner Menschenliebe fördern. Zugleich mit dem Amte seines Schwiegervaters als Kammeragent war ihm am 1. Jan. 1795 auch dessen Würde als Landrabbiner für den Weserdistrikt übertragen, der die jetzigen Kreise Gandersheim und Holzminden umfaßte. Wie mit allen Pflichten so nahm er es auch mit dieser genau. Je näher er aber die dortigen Verhältnisse kennen lernte, um so mehr jammerte ihn die Verwahrlosung der jüdischen Jugend, um so eifriger war er auf Abstellung der schreienden Mißstände bedacht. So reifte in ihm allmählich der Gedanke, die Errichtung eines jüdischen Erziehungsinstituts in die Wege zu leiten. Verständnisvolle Teilnahme fand er für solche Pläne in dem Hofrate und Gerichtsschuldheißen Karl Friedr. Wilh. Zincken in Seesen. Dieser war Advokat bei der Justizkanzlei in Wolfenbüttel gewesen, war daneben 1760 zum Garnisonauditeur und 1773 zum außerordentlichen Prokurator beim Hofgerichte ernannt worden. 1776 hatte er als Generalstabsauditeur die Braunschweigischen Truppen nach Amerika begleitet und nach seiner Rückkehr 1784 das Gerichtsschuldheißenamt in Seesen erhalten, wo er bis zu seinem Tode († 2. Aug. 1806) segensreich gewirkt hat. Die Beziehungen zu diesem Manne, die Hoffnung auf seine Förderung, zugleich auch die gesunde Lage und die günstigen Lebensbedingungen des Ortes sind wohl der Anlaß gewesen, daß J. gerade die Stadt Seesen zur Ausführung seines Planes gewählt hat. Aber so wohltätige Absichten er für diese auch trug: anfangs war es nicht leicht, das junge Unternehmen ins Werk zu setzen und die öffentliche Stimmung dafür zu gewinnen. In kurzsichtiger Befangenheit wurden ihm gerade von der Seite, wo man am ehesten tätiges Entgegenkommen hätte erwarten sollen, allerlei Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Das ahnten wohl Jacobson und Zincken; sie haben daher alle Vorbereitungen zu dem Werke nach Möglichkeit im Geheimen getroffen, um mit einer fertigen Tatsache die Bürger Seesens zu überraschen. Als jedoch vom Biersteuer-Inspektor Meyer ein Haus für die Anstalt gekauft war und Jacobson gerichtlich überlassen werden sollte, konnte die Sache nicht länger mehr verborgen bleiben. Es machte sich nun gegen die Errichtung des Institutes eine lebhafte Bewegung in der Bürgerschaft geltend, als deren Wortführer der Stadtassessor Österreich auftrat. Dieser wandte sich am 2. Juni 1801 mit einer

Eingabe an den Herzog, schilderte die Nachteile, die der Stadt durch das Unternehmen erwachsen müßten und bat, vor einer Entscheidung die Meinung des Stadtmagistrats einzuholen. Sobald Jacobson davon gehört hatte, richtete auch er unterm 10. Juni ein Schreiben an den Herzog, in dem er um Genehmigung seines Planes bat. Schon zwei Tage darauf forderte der Fürst einen Bericht ein, aber nicht vom Stadtmagistrate, wie die Gegner hofften, sondern vom Hofrate Zincken, der Jacobsons Unternehmen unterm 27. d. M. warm befürwortete. Der Herzog stellte sich ganz auf seine Seite, bestätigte die gewünschten Rechte und Freiheiten, insbesondere auch die, Grundstücke für das Institut zu erwerben, und stellte dieses inbetreff der inneren Schuleinrichtungen unter das Ministerium, in rechtlicher Hinsicht aber unter den Gerichtsschulzen und wiederum nicht unter den Stadtmagistrat. Das war diesem besonders ärgerlich; Bürgermeister Grimm und Stadtassessor Österreich wandten sich dagegen nochmals am 21. Juli mit einer Eingabe an den Herzog, der sich dadurch aber nicht wankend machen ließ und sofort verfügte, daß es bei seiner Entscheidung vom 3. Juli sein Bewenden haben sollte.

Jacobson hegte die Absicht sein Institut zu einer Industrie- und Ackerbauschule auszugestalten. Es war ein Lieblingsgedanke von ihm, seine Glaubensgenossen von dem einseitigen Betriebe von Handelsgeschäften, auf den sie jahrhundertelanger Zwang beschränkt hatte, abzulenken, freie Berufswahl auf den verschiedensten Gebieten ihnen zu ermöglichen und sie dazu zu befähigen; Ackerbau und Handwerk faßte er dabei vorzugsweise ins Auge. Für Ackerbauzwecke suchte er nun verschiedene Grundstücke in und bei Seesen für seine Anstalt zu erwerben. Das verursachte hier aufs Neue heftige Erregung; die Kleinbürger der Stadt besorgten, mehr oder weniger ihre Nahrungsquelle zu verlieren, wenn größerer Grundbesitz in Jacobsons Hand vereinigt und eine „ländliche Ökonomie" von ihm errichtet würde. Sie wandten sich daher an den Herzog mit einer Bittschrift, die vom Stadtmagistrate befürwortet wurde. Auch rechtliche Bedenken über die Natur der veräußerten Grundstücke wurden dabei vorgebracht, die nicht jeder Grundlage entbehrten. Jedenfalls hat der Widerspruch soviel gewirkt, daß Jacobson zur Aufgabe seiner landwirtschaftlichen Pläne bestimmt wurde.

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand ließ sich aber durch diesen anfänglichen Widerstand der Seesener Bürgerschaft in seiner günstigen Beurteilung des jungen Unternehmens nicht irre machen. Mit reger Teilnahme verfolgte er dessen weitere Entwickelung. Schon nach Verlauf eines Jahres mußte ihm Hofrat Zincken, der die ersten beiden Jahre der Anstalt auch als Direktor vorstand und monatlich die Führungslisten der einzelnen Schüler durchsah, darüber Bericht erstatten. Danach hatten fünf Lehrer, zwei jüdische und drei christliche, Unterricht an dem Institute erteilt, das zwölf Zöglingen, darunter nur einem aus dem Auslande, Aufnahme gewährte; mit ihnen zugleich wurden dann auch die sechs Kinder der jüdischen Gemeinde unterrichtet, deren Gottesdienst ebenfalls in das Institut verlegt wurde. Es herrschten hier im Tempel Ordnung und Sitte, die man sonst, wie der Berichterstatter meinte und das Sprichwort besagt, selten in den Judenschulen antreffen könne. Der Herzog erwiderte am 27. August 1802, daß er den guten Fortgang des Juden-Schul-Instituts gern vernommen habe, und daß dieses, so lange es auf den jetzigen Zweck hin arbeite, seines Schutzes sich stets versichert halten könne; auch sollten die beiden dabei angestellten jüdischen Lehrer, so lange sie sich wohl verhielten und mit keinem Handel abgäben, eines besonderen Schutzbriefes nicht bedürfen.

So konnte denn Jacobson an dieser höchsten entscheidenden Stelle für seine Schöpfung immer auf eine wohlwollende Beurteilung und Behandlung rechnen. Es kam ihm nun aber auch darauf an, sie und sich mit den Einwohnern der Stadt in ein gutes Einvernehmen zu bringen. Auch dieses gelang ihm; er überwand die Abneigung der Bürger durch seinen Edelmut, indem er ihnen die Überzeugung erweckte, daß er ihnen nur zu nützen suchte, an allen ihren Angelegenheiten den lebhaftesten Anteil nahm und dabei vor eigenen großen Opfern nicht zurückschreckte. Es machte schon in weiten Kreisen der Bürgerschaft einen äußerst günstigen Eindruck, daß Jacobson seiner Schwägerin Tolzchen, die sich mit dem Bankier Meyer Levy Haas in Frankfurt a. M. vermählte, in Seesen die Hochzeit in glänzender Weise zurichtete. Mehr als 2000 Taler, sagte man, sei durch diese Feier zu Seesen in Umlauf gekommen. Man erkannte allmählich, daß der Kammeragent der Stadt doch recht viel einbringe. Solche Einsicht erleichterte das Verständnis auch für andere Bestrebungen Jacobsons. Und als im Notjahre 1804 eine Fehlsumme bei der Armenverwaltung sich eingestellt hatte und diese durch eine dauernde Stiftung Jacobsons beseitigt wurde, da trat ein völliger Umschlag der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten ein. Die Kirchenvisitatoren, zu denen der schon genannte Österreich, jetzt als Bürgermeister, gehörte, redeten ihm bei seinem Bestreben, einen öffentlichen Tempel in Seesen zu erbauen, im Mai 1805 ganz entschieden das Wort; auch dem Institute, in dem inzwischen die Zahl der Zöglinge auf 47 herangewachsen war, sprachen sie jetzt offen und rückhaltlos ihre Anerkennung aus. Auch sonst finden Jacobsons Wünsche bereitwillige Unterstützung. Um dieselbe Zeit wird die Erwerbung einer Wiese zu einem Judenkirchhofe in Seesen genehmigt; er erhält jährlich 300 Malter Brennholz für das Institut, sowie

die Erlaubnis zur Anlegung einer Tabakfabrik, durch die er die industrielle Entwicklung Seesens zu heben und zu fördern gedachte.

Im Herbste 1805 verließen die ersten Schüler, fertig ausgebildet, die Anstalt, und mehrere von ihnen zeigten, dem Wunsche Jacobsons entsprechend, Neigung ein Handwerk zu erlernen. Jacobson war bereit, ihnen auch ferner Kost und Wohnung im Institute zu gewähren und doppeltes Lehrgeld für sie zu bezahlen. Es folgten nun interessante Verhandlungen mit dem Magistrate, den Gilden und der Regierung. Die Gilden waren an sich nicht abgeneigt, jüdische Lehrlinge anzunehmen, aber die Besorgnis, daß sie auswärts sehr leicht deshalb „geschimpft" werden könnten, ließ es ihnen wünschenswert erscheinen, daß die Anweisung der jüdischen Lehrlinge zu den verschiedenen Gewerken ohne ordentliches Ein- und Ausschreiben mehr als Privatunterricht erfolge. Auch wünschten sie eine gefährliche Konkurrenz für die Zukunft sich fern zu halten; die Regierung sollte ihnen deshalb die Versicherung erteilen, daß niemals ein jüdischer Handwerker in Seesen die Konzession zum Betriebe seines Handwerks erhalten würde. Im Wesentlichen stellten sich auch die Behörden auf diesen Standpunkt, wenn in der Begründung auch etwas abweichende Anschauungen zum Ausdrucke kamen. Die Fürstlichen Geheimräte hielten es „für völlig ohnbedenklich, den Gilden die Versicherung zu erteilen, daß nie ein Jude per Concessionem die Erlaubnis erhalten solle, ein zunftmäßiges Professions-Gewerbe zu treiben". Der Herzog machte sich diese Ansicht nicht zu eigen, er ließ vielmehr bemerken, den Gilden sei zu willfahren, um das letzte Hindernis, welches der Annahme jüdischer Lehrlinge entgegenstehe, wegzuräumen und so das Emporkommen und den Zweck der jüdischen Bildungsanstalt zu fördern. Der Stadtmagistrat von Seesen hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß der Geist der Zeiten eine höchste Versicherung, wie sie heute noch erbeten werden müsse, künftig unnötig machen möge. Es sei ja auch, fügte er hinzu, was wohl bedacht werden müsse, die erste Bresche, welche in alte Vorurteile gelegt werden solle; wenn dies in einem kleinen Orte, wie Seesen, einige Schwierigkeiten mache, so seien diese doch nichts gegen die Hindernisse, welche in einem größeren Orte in gleichem Falle entgegenstehen würden.

Die Richtigkeit dieser Worte sollte Jacobson zu seinem bitteren Schmerze demnächst in der Stadt Braunschweig erfahren. Auch dieser war die ausgebreitete Wohltätigkeit Jacobsons, der nach Geburt, Stand oder Religion niemals einen Unterschied machte, in ausgedehntem Maße zu Gute gekommen. Wie weit dieselbe ging, ersieht man aus der Tatsache, daß er von seinen Ausgaben, die sich auf 30000 Taler beliefen, nur 4000 für seinen eigenen auf einfachem Fuße eingerichteten Haushalt, 26000 aber für Wohltätigkeitszwecke verwandte. Wohl erwarb er sich durch dieses edle Handeln zahlreiche und dankbare Freunde, aber nicht minder erregte der große Reichtum, der sich bei ihm ansammelte, wenn auch an seinem Erwerbe kein Makel haftete, das Glück, das ihm bei allen seinen Unternehmungen lächelte, die Gunst, deren er sich bei dem Landesfürsten erfreute, den Neid und die Mißgunst zumal in den höheren Kreisen, die, weit davon entfernt in edlen Bestrebungen mit ihm zu wetteifern, diese herabzusetzen, ihn selbst, mehr versteckt als offen, zu verdächtigen und, wo sie nur konnten, ihm Unannehmlichkeiten zu bereiten suchten. Häufig wurde ihm auch statt des verdienten Dankes der gröblichste Undank zum Lohne. Sehr bitter hat er sich darüber später[1]) einmal in einem Briefe an den Geheimrat v. Strombeck ausgesprochen. Er preist das ruhige Glück, das diesem seine gelehrten Forschungen gewähren, und fährt dann fort: „Ich hingegen bereichere oder beärmere (ich weiß nicht, wie ich es benennen soll) mich an Menschenkenntniß, und mache solche üble Erfahrungen, daß ich wirklich große Anlage zur Misanthropie bekomme, und beinahe, wie jener französische Autor, sagen muß: wer nach seinem 40sten Jahre kein Menschen f e i n d wird, ist nie ein Menschen f r e u n d gewesen. Diese leidige Erfahrung wirkt, ich gestehe es selbst, auf meinen moralischen und physischen Charakter. Dieses thut mir doppelt weh."

Nur zu oft verkannte man auch seine besten Absichten. Er hatte wirklich mit voller Kraft der Allgemeinheit im besten Sinne zu nützen gesucht. Verschiedene seiner Maßnahmen dienten in erster Linie diesem Zwecke. So hatte er eine förmliche Leih- und Depotbank errichtet, in der ein jeder das ihm lästige Geld selbst auf kürzeste Zeit zu 3% Zinsen belegen konnte. Namentlich Witwen und Waisen, die der Unterstützung bedurften, genossen aus seiner Bank 4 bis 5% Zinsen. Da es bei den öffentlichen Kassen wegen der Menge des angebotenen Geldes schwer fiel, dieses auch zum niedrigsten Zinsfuße unterzubringen, so hatte er mit bestem Erfolge große Anleihen für fremde Regierungen zu Stande zu bringen gewußt, so den heimischen Zinsfuß gehoben und das heimische Kapital im Auslande auf das Vorteilhafteste genutzt. Mit der größten Gefahr eines bedeutenden Verlustes rettete er das Lotterie-Unternehmen vor gänzlichem Untergange, der ihm drohte. Dennoch wurden ihm hier unzählige nutzlose Schwierigkeiten bereitet, die wohl der Anlaß wurden, daß er im November 1804 die Lotteriepacht den Kaufleuten Dietrich Gerhard Krause, Joh. Christoph Thies, Konr. Berend Krause und Dietr. Wilh. Krause überließ.

[1]) Brief vom 30. Okt. 1811 im Herzoglichen Landeshauptarchive.

Die Anleihen, die er für fremde Staaten vermittelte, waren wohl der Anlaß gewesen, daß er von deren Regierungen mit hohen Titeln ausgezeichnet wurde. Der Markgraf von Baden hatte ihn unter dem 7. März 1803 zum Hofagenten ernannt, der Landgraf von Hessen-Darmstadt am 26. Febr. 1803 zum Kommerzienrat, der Herzog von Mecklenburg-Schwerin am 2. Juni 1806 zum Geheimen Finanzrate. Wo er konnte, hatte er auch hier seinen Einfluß zur Besserung der Lage seiner Glaubensgenossen geltend zu machen gesucht. Man schrieb es seiner Einwirkung zu, daß am 20. Jan. 1804 in Baden die gehässige Abgabe des Leibzolls in Fortfall kam[1]), die in Braunschweig, wohl auch nicht ohne sein Betreiben, schon durch eine Verordnung vom 23. April 1803 aufgehoben worden war. Gegen derartige Ehrungen, wie Jacobson sie auswärts erfuhr, scheint er keineswegs unempfindlich gewesen zu sein, und es wäre ihm gewiß nicht unangenehm gewesen, wenn in Braunschweig, wo man mit dergleichen billigen Gnadenbezeugungen sparsamer umging, etwas mehr geschehen wäre. Es klingt doch wie ein Vorwurf, wenn er später schrieb, daß er für den verdienten Leiter der Seesener Anstalt eine ehrende Titelverleihung in Braunschweig nicht habe durchsetzen können, während diesem dann auf seine Bitte von Hessen-Darmstadt aus der Titel eines Hofrats sofort gegeben worden sei. Im Uebrigen aber konnte er sich über die Behandlung, die er von seiten des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand erfuhr, in keiner Weise beklagen. Mit innigem Danke hat er vielmehr lebenslang der edlen vornehmen Gesinnung, die ihm dieser Fürst entgegen trug, stets sich erinnert. Aber es lag außerhalb der fürstlichen Macht, ihn vor jeder Unbill zu schützen, und zugleich im Charakter des Herzogs, selbst abweichenden Ansichten, die ihm entgegengebracht wurden, wenn sie sachlich begründet waren, ihre Berechtigung zuzugestehen und eine entschiedene Maßregel dagegen so leicht nicht zu ergreifen. Als „ein verdientes Denkmal der höchsten Gnade wegen treu geleisteter Dienste" hatte ihm der Herzog unterm 24. Febr. 1804 eine Naturalisierungsurkunde verliehen, durch die er und die Seinigen das volle Bürgerrecht erhielten. Da ihm angedeutet war, er habe eine Gebühr von 40 Talern dafür zu erlegen, so zahlte er sogleich 12 Dukaten ein. Das Geheimratskollegium aber schickte das Geld zurück und berechnete in einem Berichte an den Herzog die zu zahlende Summe auf 384 Taler. So sparsam und genau der Fürst sonst auch für sich und Andere war, so schienen ihm diese fiskalischen Künste seiner Räte, wonach ein fürstlicher Gnadenerweis die Staatskasse füllen sollte, doch nicht mehr ganz anständig; er bestimmte daher, daß in diesem Falle von jeder Gebühr abzusehen sei. Als Jacobson davon hörte, übersandte er drei kurbadische Obligationen im Werte von 3000 Talern für das Armen-Direktorium, die dann auf Befehl des Herzogs unter dem Namen „des Kammeragenten Israel Jacobsohnsche Stiftung" als ein besonderer Fonds stets zusammengehalten, und deren Zinsen für die Armen verwandt werden sollten.

Viel Verdruß und auch geschäftlichen Eintrag machte Jacobson ein früherer Angestellter seines Kontors, Israel Nathan aus Halberstadt, den er unter der ausdrücklichen Bedingung in seinen Dienst genommen hatte, daß er sich niemals in Braunschweig niederlassen dürfe. Als er sich von ihm getrennt hatte, blieb er dennoch in Braunschweig und trieb hier Geschäfte. Das war natürlich Jacobson, in dessen Geschäftsbetrieb und -verbindungen er völlig eingeweiht war, sehr unangenehm. Aber Beschwerden darüber halfen nichts, obwohl der Mann keinen Schutzbrief besaß, und so eine rechtliche Handhabe, ihm das Handwerk zu legen, vorhanden gewesen wäre. Als der Herzog sich nach ihm erkundigte, stellte das Ministerium ihm das beste Zeugnis aus und sah in seinem Verbleiben am Orte nur einen Vorteil für das Land. Da Philipp Samson vor kurzem[2]) gestorben sei, würde sonst das Wechselgeschäft schließlich das Monopol eines Einzigen, d. i. Jacobsons werden. Man kann bei ruhiger Erwägung der Umstände den Geheimräten keinen Vorwurf daraus machen, daß sie solchen Zustand zu verhindern suchten, es auch begreiflich finden, daß sich der Herzog dadurch von gewaltsamen Schritten gegen J. Nathan zurück halten ließ, und es dabei doch Jacobson nachempfinden, daß solcher Vorfall einen gewissen Stachel in seiner Seele zurück ließ. Der geschäftliche Nachteil, der Wortbruch seines früheren Untergebenen, der ungenügende Schutz seines vermeintlichen Rechtes mußten ihn ärgern; er konnte in letzterem bei seiner lebhaften Empfindlichkeit auch leicht eine Ehrenkränkung erblicken. Trotz aller Anerkennung, die ihm von den verschiedensten Seiten und nicht zum wenigsten von höchster Stelle zu Teil wurde, konnte er die quälende Empfindung nicht los werden, daß man ihn, den Juden, von vielen Seiten doch nicht als gleichberechtigt ansah. Er hatte ein zu feines Gefühl, um dahin zielende Andeutungen und Zurücksetzungen, die wohl mehr in versteckten Sticheleien als in offenen klaren Worten sich äußerten, gelassen über sich ergehen zu lassen, andererseits aber auch nicht Seelengröße genug, um sich mit innerer Ruhe still und stolz über alle Anzapfungen der Art hinweg zu setzen. Sie berührten ihn aber um so empfindlicher, da er in Handel und Wandel mit peinlicher Sorgfalt stets alles das zu vermeiden gesucht hatte,

[1]) Die Bittschrift, die Jacobson um Aufhebung des Juden-Leibzolls an den Kurfürsten von Baden richtete, ist abgedruckt in Häberlins Staatsarchive XI B. (1804) S. 340—45.

[2]) Er starb am 4. Dez. 1805.



was man seinen Glaubensgenossen zum Vorwurfe zu machen gewohnt war; er hatte seine besten Kräfte daran gesetzt, den Unterschied zwischen ihnen und ihren christlichen Mitbürgern auszugleichen, ihnen die vorenthaltenen Rechte zu verschaffen, aber auch sie zu lehren, alle Pflichten, die daraus erwuchsen, in vollem Umfange zu erfüllen. Auch das Staatsbewußtsein suchte er in ihnen zu stärken und jede Gelegenheit zu benutzen, dieses offen zu bezeugen. Als die Geburt des lange ersehnten Enkels des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand am 30. Okt. 1804 erfolgt war und nun, wie es auf einer Medaille hieß, „Braunschweigs Glück der Nachwelt gesichert" erschien, da nahm wie das ganze Land auch die jüdische Gemeinde in Braunschweig an diesem freudigen Ereignisse den lebhaftesten Anteil. Es wurde am 19. Dezember in der Synagoge eine Feier veranstaltet, bei der nicht nur ein Zögling der Jacobsonschen Schule in Seesen, Levy Helft, sondern auch Israel Jacobson selbst eine von Vaterlandsliebe erfüllte Rede hielt[1]). Daß dieser in der Gemeinde eine sehr angesehene Stellung einnahm, ist natürlich; ebenso, daß ihm bei feierlichen Gelegenheiten, da er gut und gern redete, häufig die Führung des Wortes anvertraut wurde. Er erhielt deshalb im Ceremonialwesen der Gemeinde auch eine amtliche Stellung, zu der er nach Anweisung eines Fürstlichen Reskripts vom 6. Dez. 1806 in Gegenwart des ersten Rabbiners feierlich beeidigt wurde.

So fühlte sich denn Jacobson mit dem Braunschweiger Lande und dessen Interessen auf das engste verwachsen; er glaubte mit den Seinigen hier eine bleibende Stätte gefunden zu haben. Es war daher nur natürlich, daß er den Wunsch hegte, seinen ältesten Sohn in die Braunschweigische Kaufmannschaft aufgenommen zu sehen. Die Polizeibehörde kam seinem Wunsche nach und gab unterm 7. März 1806 der Kaufmannsgilde auf, Meyer Jacobson als Lehrling bei sich einzuschreiben. Hier aber rief dieser Auftrag den lebhaftesten Unwillen hervor; die gesamte Kaufmannschaft setzte dem Ansinnen, einen Juden bei sich aufzunehmen, den heftigsten Widerstand entgegen. Vergebens wies Jacobson darauf hin, daß an anderen Orten naturalisierten Juden die Aufnahme in die Kaufmannsgilde gewährt worden sei. Es gelang der Kaufmannschaft für ihre Auffassung die Zustimmung der Landschaft zu gewinnen, die sich auf die Verfassung berief, nach der es keinem Juden gestattet sei, Mitglied einer Innung zu werden. Man bat den Herzog daher dringend um Wiederaufhebung der polizeilichen Verfügung. Ehe hier eine Entscheidung erfolgt war, kam Jacobson in einem umfangreichen Schreiben[2]) am 8. Juni 1806 um seine Entlassung ein. Denn dieser Vorgang hatte eine geradezu niederschmetternde Wirkung auf ihn ausgeübt. Er sah sich nach dieser bittern Enttäuschung am Ende seiner Kräfte, alle seine Hoffnungen und Wünsche vernichtet, alle wirklichen oder vermeintlichen Kränkungen aber, die er jemals erfahren, um so lebhafter vor seiner Seele erwacht. „Ich habe vergeblich gelebt!", rief er aus; er wollte Braunschweig für immer verlassen, wo sein unermüdliches Wirken solch groben Undank gefunden habe. Aber zuvor schüttete er seinem Fürsten, den er innig verehrte, sein übervolles Herz aus. Er zählte die vielen Verdienste, die er sich um das Land und dessen Einwohner glaubte erworben zu haben, offen auf, um dann alle ihm zugefügten Beleidigungen um so kräftiger dagegen hervorzuheben. Er wollte dem Herzoge eine höchst peinliche Entscheidung ersparen und daher seinen Widersachern freiwillig das Feld räumen.

Der Herzog, der den Bestrebungen und Verdiensten Jacobsons stets volle Gerechtigkeit hatte angedeihen lassen, konnte die formellen Rechtsgründe der Landstände wie der Kaufmannschaft nicht übersehen, wenn er auch von der Härte und der inneren Ungerechtigkeit des hier Geschehenen voll überzeugt war. Er mußte es zugleich auch für seine Pflicht halten, den um ihn und um das Land hochverdienten Mann diesem zu erhalten. Deshalb schrieb er sogleich nach Empfang jenes Schriftstückes an Jacobson folgende Zeilen:

„Mein lieber Herr Kammer-Agent
Israel Jacobsohn!

Mit besonderer Theilnahme habe ich Ihren Vorsatz, die hiesige Stadt verlassen zu wollen, erfahren, und Ich darf gestehen, daß Mir derselbe um so unerwarteter war, da Ich jederzeit an Ihrer Zufriedenheit mit dem hiesigen Aufenthalte aufrichtigen Antheil genommen und dazu nach Meinen Kräften beizutragen mit Vergnügen mir zur Pflicht gemacht habe. Ich ersuche Sie, die Ausführung Ihres Vorhabens wenigstens nicht zu beeilen, indem Ich Mir schmeichele, daß, wenn Mir nähere Aufklärungen über den Inhalt der Ihrem gefälligen Schreiben beigefügten Anlage zugehen, vielleicht eine Abänderung in dem von Ihnen gefaßten Entschlusse Meinem Wunsche gemäß herbeigeführt werden könne.

Mit vieler Hochschätzung bin Ich jederzeit

Braunschweig, am 9. Juni 1806.

Ihr
ganz ergebener
Carl Wilhelm Ferdinand."

Einige Tage darauf ließ dann der Herzog durch den Geheimrat v. Wolffradt Jacobson auffordern, ihm näher seine Wünsche anzugeben, deren Gewährung ihn zum Verbleiben in seiner Stellung bestimmen könnte. Er stellte nun sechs Punkte auf, in denen er seine Wünsche zusammen faßte. Sie be-

[1]) Sie ist ebenso wie die Rede von Levy Helft bei Friedr. Vieweg im Druck erschienen, während die Gebete, Gesänge ꝛc. dieser Feier hier in einem dritten Hefte veröffentlicht wurden.
[2]) Es ist abgedruckt bei Rülf S. 18—30.

zogen sich auf die Stellung seiner Söhne, die Kammeragentur, die Behandlung seiner Schwäger, der Söhne Herz Samsons, die Firma Nathan Jacob, die gesetzliche Lage seiner Glaubensgenossen im Allgemeinen und die Schule in Seesen. An demselben Tage, an welchem Jacobson jene Punkte niedergeschrieben hatte, am 20. Juni 1806, erfolgte die Entscheidung des Herzogs, die im Wesentlichen alle Wünsche Jacobsons befriedigte. Das war eine Genugtuung, wie er sie vollständiger und schneller sich selbst wohl nicht hätte wünschen können.

Den Hauptstein des Ärgernisses hatte Jacobson allerdings vorsichtig aus dem Wege geräumt. Sein ältester Sohn hatte, tief gekränkt über das Verhalten der Kaufmannsgilde, auf die Aufnahme in sie Verzicht geleistet. Der Vater hat zum Ersatz dafür für ihn und etwaigenfalls für seine jüngeren Söhne um eine ausgedehnte Handelskonzession gebeten, auch für den Fall seines Todes um die Übertragung der Kammer-Agentur auf einen von ihnen, der dazu geeignet sei.

Sein Rivale Nathan Jacob soll einen Schutzbrief lösen und dabei alles Nähere bestimmt werden. Höchst charakteristisch für Jacobson ist namentlich eine der Forderungen, die er für seine jüdischen Mitbürger erhob. Er bat eindringlich darum, ihnen das Recht zu nehmen, ein Prozent mehr fordern zu dürfen als die Christen, da ein solches Recht nur zu leicht zum Wucher verführe. Denn seine volle Überzeugung ging dahin, „daß es gut ist, wenn die Juden sich nach den bestehenden Landesgesetzen richten müssen und bloß in Religionssachen ihr eigenes Forum haben, daß aber alsdann auch bei der Handhabung der Gerechtigkeit kein Unterschied gemacht werde.“ Auch für seine geliebte Anstalt in Seesen hat er einige Zusicherungen erhalten. Freilich trug der Herzog nach wie vor einiges Bedenken gegen die jetzt wiederholte Bitte, den entlassenen Zöglingen der Schule die Freiheit zu gewähren, sich demnächst als Meister im Lande besetzen zu dürfen; er war hier lieber zu einer Konzessionserteilung bereit. Im Uebrigen hatte sich die Schule, die Jacobson jährlich 9000 Taler kostete, sehr gut entwickelt; sie umfaßte jetzt 100 Kinder, darunter 20 christliche, die von 5 jüdischen und 6 christlichen Lehrern unterrichtet wurden.

Auch sonst wird der Herzog alles getan haben, um Jacobson die ihm von seinen christlichen Berufsgenossen zugefügte Kränkung vergessen zu machen. Seinem wenigstens mittelbaren Einflusse werden wir es auch wohl zuschreiben dürfen, wenn seine Schwester, die Herzogin Auguste Dorothee, auf ihrer Abtei Gandersheim ihm bald nachher eine besondere Ehrung zu teil werden ließ. „Sie schätzte“, nach des Geheimrats v. Strombeck Zeugnis[1]), „Jacobsons mannigfache Verdienste, und ehrte vorzüglich sein Bestreben, seine Nation aufzuklären und den Christen möglichst gleichzustellen. — Mag immer die nur zu sehr in die Augen leuchtende Eitelkeit unsers Jacobson — sagte sie wohl — einen großen Antheil an seinen Handlungen haben: in hohem Grade ist es doch zu achten, daß sich seine Leidenschaft auf diese Weise äußert. Andere sind auch eitel: aber beobachten Sie einmahl, auf welche Art sie zu glänzen suchen. Durch ihre vermeintlichen Verdienste wollen sie andere herabsetzen, während Jacobson sich auf eine nützliche und edele Weise unsterblich macht. Ich achte den Mann auf das vollkommenste, und mein Bruder achtet ihn auch.“ Die Herzogin hatte mit ihrem Gefolge auf Einladung Jacobsons an einer religiösen Feier, vielleicht der Grundsteinlegung des Tempels, in Seesen Teil genommen, bei der jener zu allgemeinem Ergötzen in der Tracht eines evangelischen Geistlichen figurierte. Sie wollte sich dafür erkenntlich erzeigen und ließ daher Jacobson zum 8. Oktober zu einem Feste nach Gandersheim laden, dessen Höhepunkt darin bestand, daß Jacobson von schöner Mädchenhand eine von der Fürstin aus Eichenlaub selbst gewundene Bürgerkrone unter Vortrag folgender Verse aufs Haupt gesetzt wurde:

„Dich rief, ein unterdrücktes Volk zu heben,
Nach langer schwerer Zeit die Vorsehung.
Verlaß'nen brachtest Du ein neues Leben,
Und es zu thun, dieß war Dir Lohn genung.
Du sahst die Flamm' erloschen, ed'ler Mann,
Und fachst sie kräftig an zu neuem Glanz;
Du zeigst, was Tugend, Muth und Arbeit kann:
Darum empfange jetzt den Bürgerkranz[2]).“

Jacobson, auf das äußerste überrascht und auf das tiefste gerührt, fast unfähig zu reden — beugte das eine Knie vor der edeln Fürstin, nahm den Kranz vom Haupte und drückte ihn an seine Brust mit den Worten: „Der Kranz soll einst mit in meinen Sarg.“

In wohltuendem Gegensatze zu der Haltung der Braunschweigischen Kaufmannschaft gegen Jacobson steht die der ersten wissenschaftlichen Korporation des Landes, der Universität Helmstedt, die in ehrenvoller Weise ihm ihre Wertschätzung kund gab. Jacobson hatte sich im Sommer zur Herstellung seiner Gesundheit wiederholt im Bade bei Helmstedt mit Erfolg aufgehalten und auch hier verschiedene Beweise seiner edlen Freigebigkeit gegeben; auf dem Wege, der aus der Stadt nach dem Bade hinaus-

[1]) Friedr. Karl von Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. I Th. S. 232 ff.

[2]) Kleinschmidt hält die Erzählung von diesem Vorgange für unwahr (Harzztschr. 1890 S. 205). Aber es liegt kein Grund vor, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln. Der Bericht v. Strombecks a. a. O. S. 233 f. ist durchaus unverdächtig und erhält durch einen Brief der Fürstin an v. Strombeck, der im Herzogl. Landeshauptarchive vorhanden ist, seine volle Bestätigung.

führt, hatte er eine steinerne Brücke erbauen lassen, die nach ihm Jacobsbrücke genannt wird. Er war hier auch mit den Professoren der Hochschule bekannt geworden, die gern mit ihm verkehrten. Für den munteren, witzigen Umgangston, wie er hier herrschte, ist eine Anekdote charakteristisch, die ich allerdings nur aus mündlicher, aber, wie ich glaube, sicherer Überlieferung mitteilen kann. Als in einer Gartenwirtschaft einige Professoren mit Jacobson zusammensitzen, läßt der Professor der Theologie Abt Henke sich den Königslutterschen Dukstein trefflich munden. Jacobson sieht etwas mißtrauisch auf das Getränk, aber Henke redet ihm zu: „Trinken Sie den Dukstein nur, er ist gut und nicht getauft.“ „Aber, Herr Abt“, wandte Jacobson ein, „wird man denn schlechter, wenn man getauft wird?“ „Mit Unterschied“, entgegnete dieser sofort, „der Dukstein verliert, wenn man ihn tauft, gerade so wie der Dukate, wenn man ihn beschneidet.“

Daß wirkliche Hochachtung die Helmstedter Professoren für Jacobson beseelte, ersieht man deutlicher als aus dem Elogium des Diploms und dem Begleitschreiben des Professors Wiedeburg[1]), Schriftstücken, die natürlich voller Anerkennung abgefaßt sein mußten, aus den Verhandlungen, die über die Verleihung der philosophischen Doktorwürde an ihn von den Professoren der Fakultät unter sich geführt wurden. Von wem der Gedanke zuerst ausgegangen ist, wissen wir nicht. Fr. A. Wiedeburg bringt als Dekan auf Anregung eines Kollegen die Sache in einem Rundschreiben vom 4. September 1807 in Erwägung. Er selbst fügt dabei hinzu: „Herr Jacobsohn hat zwar nicht eine solche gelehrte Bildung, als man bei einem Doktor der Philosophie gewöhnlich voraussetzt, aber er ist ein gelehrter Jude und Oberrabbiner und ein sehr talent- und kenntnißreicher Mann. Seine Kenntnisse hat er sich zum Theil durch Umgang mit Gelehrten erworben, welchen Umgang er sehr liebt, so wie er die Wissenschaften überhaupt hochschätzt und auch thätig und freigebig unterstützt. Besonders läßt er sich die Aufklärung seiner Nation sehr angelegen sein, wozu er bekanntlich die Schule zu Seesen gestiftet hat und auf dieselbe jährlich eine beträchtliche Summe (die man auf 9000 Tlr. angiebt) wendet.“ Wiedeburg geht dann noch etwas näher auf diese Schule, die Freigebigkeit Jacobsons auch gegen die studierende Jugend, darunter die der hiesigen Universität, u. a. ein.

Am freudigsten von den Kollegen begrüßt P. J. Bruns den Vorschlag. Er schreibt: „Angesehen die großen Verdienste, die H. Jacobsohn um die Aufklärung seiner Nation hat, die gründlichen Kenntnisse, die er in der Hebräischen Literatur besitzt, und seine anderweiten dem Lande nüzlichen Einsichten, auch seinen liebenswürdigen Charakter stimme ich für die ihm zugedachte Ehrenbezeugung.“ „Auch ich, aus voller Ueberzeugung“, setzt der Chemiker und Mineraloge Lorenz v. Crell darunter. Der Philosoph Schulze erklärt die Auszeichnung „den Kentnißen u. den Verdiensten des Mannes für angemeßen“, der bekannte Beireis: „Ich habe nichts dawieder“. . . Die kürzeste Form fand der Mathematiker Pfaff: Consentio cum plurimis, was in diesem Falle, da kein einziges abweichendes votum erfolgte — Bredow war verreist —, eine Zustimmung bedeutete. Das Doktor-Diplom wurde unterm 9. September 1807 feierlich ausgestellt und Jacobson von Wiedeburg mit einem Begleitschreiben vom 17. September nach Braunschweig übersandt. Der neue Doktor zeigte seine Erkenntlichkeit für diese Ehrung durch die Ueberweisung einiger Werke an die Universitätsbibliothek und die Bestimmung, daß bei Ausfüllung eines Platzes in seiner Seesener Schule für ein Kind christlicher Religion stets auf die Rücksicht genommen werden solle, die die Universität Helmstedt dafür empfehle. In deren Namen sprach als Vizerektor der Abt Henke den Dank für diese Zuwendungen aus.

Wie ängstlich in diesen Tagen die Kreise der Universität den neuen Zeiten entgegensahen, die dieser bald den völligen Untergang bringen sollten, so hoffnungsfreudig blickte Jacobson auf sie hin. Denn für alle diejenigen Bestrebungen, denen er vorzugsweise seine lebhafteste Teilnahme zugewandt hatte, für die Befreiung und Hebung der jüdischen Nation, schien unter Napoleons Einflusse eine goldene Zeit anzubrechen. Was Wunder, daß er lebhaften Sinnes leichter als andere das Alte vergaß, das viel Finsteres barg, und dem neuen Lichte entgegenjubelte. Napoleon hatte nach Paris eine Notabelnversammlung der Israeliten berufen, die am 25. Juli 1806 zusammentrat. Jacobson folgte diesen Vorgängen mit gespanntestem Eifer und suchte selbst Einfluß auf sie zu gewinnen. Er ließ in Paris eine Schrift erscheinen: Les premiers Pas de la nation juive vers le bonheur sous les auspices du grand Monarque Napoléon, in der er den Kaiser bat, für die gesamte europäische Judenschaft einen Hohen Rat unter Vorsitz eines Patriarchen zu bestellen. Und als auf die Notabelnversammlung der große Sanhedrin gefolgt war, da sandte er Benedict Schott, den trefflichen Leiter seiner Schule, nach Paris, der den Abgeordneten eine Denkschrift über die Notwendigkeit einer besseren Erziehung der jüdischen Jugend überreichen sollte.

Er fühlte sich als der berufene Vertreter der Judenschaft. Als Dalberg, der Fürst-Primas des Rheinbundes, unterm 30. Nov. 1804 eine „Stättigkeits- u. Schutzordnung“ für die Juden in Frankfurt a. M. erließ, die sein lebhaftes Mißfallen erregte, ließ er dagegen sofort eine: „Unterthänigste

[1]) Abgedruckt bei Rülf a. a. O. S. 36 ff.

Vorstellung an Seine Hoheit den Fürst-Primas[1])" im Drucke ausgehen. Schnell erschien darauf eine gewandt verfaßte Gegenschrift, die keines Geringeren als Goethes Beifall errang. Der sah die Verhältnisse mit nüchterneren Augen, nicht im verklärten Lichte wie Jacobson an und schrieb darüber am 3. April 1808 an Bettina von Arnim: „Dem braunschweigischen Judenheiland ziemt es wohl sein Volk anzusehen, wie es sein und werden sollte; dem Fürsten-Primas ist es aber nicht zu verdenken, daß er dies Geschlecht behandelt, wie es ist und wie es noch eine Weile bleiben wird."

Gerade in dieser Zeit, wo Jacobson sich mit hochfliegenden Ideen trug und dem kommenden Herrscher des neugebildeten Königreichs Westfalen vertrauensvoll entgegensah, meldete sich bei ihm plötzlich in Seesen am 4. Dez. 1807 der Sohn seines alten Gönners Karl Wilhelm Ferdinand, der Herzog Friedrich Wilhelm, an. Dieser war damals, natürlich im strengsten Incognito, auf der Reise von Bruchsal nach Glückstadt begriffen, wo er sich über den nach Holstein geretteten Familienbesitz mit seinen Brüdern verständigen wollte, und hätte jetzt auf der Durchreise gern einige Privatangelegenheiten mit Jacobson erledigt. Wohl keines Menschen Besuch vom weiten Erdenrunde mußte Jacobson damals unangenehmer sein als gerade dieser, der, wenn er bekannt wurde, unangenehme Folgen befürchten ließ. Er antwortete daher, es sei ihm leid, er sei krank und befürchte auch sich zu kompromittieren. Gewiß erscheint uns diese Handlungsweise jetzt nicht mutvoll und würdig, aber doch dürfen wir darob mit Jacobson nicht zu hart ins Gericht gehen. Soll es doch leichter sein, einem Fürstenhause in Glück und Glanz als im Unglücke zu dienen, leichter von der deutschen Treue begeistert zu singen und zu sagen, als sie im harten Leben ruhig und pflichtbewußt zu bewähren. Damals wie zu anderen Zeiten jubelte die große Menge arglos dem äußeren Erfolge zu. Wenn das aber die Christen germanischer Abkunft taten, so kann man es einem Juden, dem die kommenden Tage Großes zu bringen versprachen, zum mindesten weniger verübeln. Auch den Herzog scheint diese Ablehnung keineswegs aufgeregt zu haben. Er schreibt seiner Gattin nur die Tatsache, verliert sonst über Jacobson kein Wort; er wolle, fährt er fort, auf Bernewitz warten, der erst des Abends eintreffen könne, ihm die Angelegenheit mit Jacobson übertragen und dann sofort seine Reise fortsetzen.

Nicht ganz eine Woche nach diesem Vorfalle, am 10. Dez. 1807, hielt König Jerome von Westfalen den Einzug in seine Residenzstadt Kassel. Dies war der Ort, wo hinfort alle wichtigen Entscheidungen für das große Gebiet, das unter des neuen Herrschers Scepter vereinigt war, zu erwarten standen. Auch für Jacobson eröffnete sich hier ein weites Wirkensfeld; er brachte es zu einer hohen, ja glänzenden Stellung; seine kühnsten Träume schienen jetzt ihre Erfüllung zu finden.

(Schluß folgt).

[1]) Die Schrift erschien 1808 bei Fr. Vieweg in Br.

Sambleben und die Herren von Cramm.

Von R. Schmidt.

(Schluß.)

Hiernächst verglichen[1]) sich die drei Brüder untereinander dahin, daß Bartold seinen Anteil an des verstorbenen Bruders Franz' Besitzung Holtorf, welche seit dessen Tode gemeinschaftlich geblieben war, den beiden Besitzern von Sambleben, diese dagegen ihm ihre Anteile an des ebenfalls verstorbenen Bruders Burchard Nachlasse abtraten. Zugleich wurden die aus dem Vertrage mit Herzog August gemachten Erwerbungen so geteilt, daß das Dorf Kneitlingen nebst den sonstigen auf Sambleben bezüglichen Verleihungen, diesem Gute, die Länderei von Altenhagen aber und was sich sonst auf Ölber bezog, dem dortigen Gutsanteile Bartolds beigelegt wurde. Bald nachher ging nach dem Erlöschen des alten Bortfeldschen Geschlechtes (1686) die in jenem Vertrage erteilte Antwartschaft in Erfüllung. Es fielen dadurch den Brüdern von Cramm außer mehreren Zehnten, Meiergefällen usw. auch die Bortfeldschen Anteile am Gute Ölber und drei Lehnshäuser in Braunschweig zu. Dieser Zuwachs wurde der Gegenstand vielfacher Familienverhandlungen und Streitigkeiten.

Die von den Söhnen Franz Jakobs I. von Cramm vorgenommene Dreiteilung des Gesamtgutes Sambleben: in Holtorf, Vorderhaus Sambleben und Hinterhaus Sambleben bestand nur kurze Zeit, da Holtorf nach dem Tode seines Besitzers mit Sambleben vereinigt wurde und Thedels I. Sohn, Thedel II. von Cramm, durch den mit Hans Philipps Söhnen im Jahre 1696 geschlossenen Vertrag auch die beiden Hälften dieses letzteren Gutes wieder zusammenbrachte. Johann Ludwig und Hieronymus Wilhelm von Cramm, Söhne des Landdrosten Hans Philipp, waren allmählich in Vermögensverfall geraten und beim Andrange ihrer Gläubiger sowie bei der Notwendigkeit neuer Bauten nicht mehr im Stande, ihr Gut länger zu halten. So verkauften sie dieses an Thedel II. für ein bares Kaufgeld von 16000 Talern. Als nun Thedel II. das ganze Gut wieder vereinigt hatte, ließ er das Vorwerk Holtorf gänzlich eingehen und zog dessen Ländereien zu Sambleben. Hier führte er statt der verfallenen großenteils neue Gebäude,

[1]) S. Vertrag zwischen Barthold und Hans Philipps Söhnen vom 28. März 1683 und den zwischen Barthold und Thedel II. 24. März 1684.

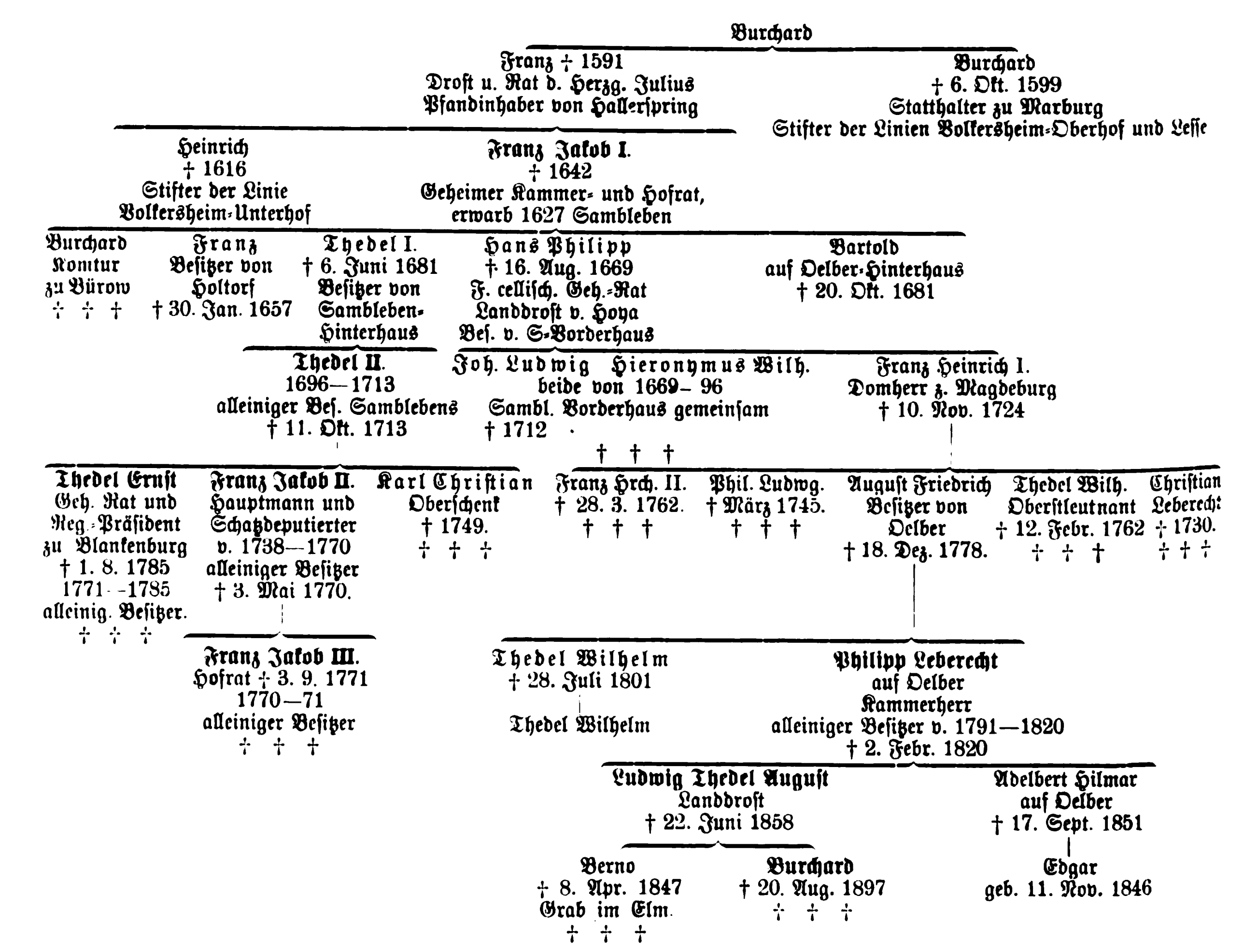


besonders ein neues Wohnhaus[1]) auf. Was er nicht vollenden konnte, wurde von seinen Nachfolgern hinzugefügt, und von ihm schreibt sich, abgesehen von den durch die Zeit notwendig gewordenen baulichen Änderungen und den durch ungünstige Vermögenslage veranlaßten Veräußerungen von Forstgrundstücken bis auf 590 Morgen, sowohl die jetzige Gestalt, wie die Zusammensetzung des Gutes her.

Um dem gestellten Thema gerecht zu werden, zugleich aber weitläufigen Erörterungen aus dem Wege zu gehen, möge eine gedrängte Übersicht über die Zeitfolge der einzelnen Besitzer von Sambleben aus der Familie von Cramm, sowie eine Stammtafel, welche nichts weiter als die verwandtschaftlichen Verhältnisse dieser ehemaligen Besitzer des Gutes Sambleben darstellen soll, hier Platz finden.

1. Der Geh. Kammer- und Hofrat Franz Jakob I. erwarb im Jahre 1627 das Gut Sambleben. 2. Von seinen fünf Söhnen teilten sich darin im Jahre 1650 folgende drei: a) Franz erhielt Holtorf, er starb 1653 kinderlos; b) Thedel I. erhielt Sambleben-Hinterhaus; c) Hans Philipp, nachmals Herzogl. Cell. Rat, erhielt Sambleben-Vorderhaus. 3. Hans Philipps Erbteil nahmen nach seinem 1669 erfolgten Tode seine Söhne, Johann Ludwig und Hieronymus Wilhelm, an. 4. Diese traten 1696 das Vorderhaus an Thedel II., Thedels I. Sohn, ab, so daß dieser von 1696—1713 alleiniger Besitzer von ganz Sambleben war. 5. Nach seinem Tode blieb das Gut von 1713—1738 unter vormundschaftlicher Verwaltung seinen drei Söhnen Thedel Ernst, Franz Jakob II. und Karl Christian gemeinsam. In einem Erbvergleich vom 19. Januar 1738 überließen der älteste und jüngste gegen ein Lehnsstammkapital von je 26000 Talern ihrem Bruder Franz Jakob ihre Anteile am Gute. Dieser besaß nun das Gut von

[1]) Das stattliche, damals errichtete Gebäude steht heute noch. Von besonderer Wirkung ist das prächtige wappenverzierte Portal. Eine Inschrifttafel über dem Torbogen lautet: Sibi et posteritati sedem hanc. A. C. MDCXXVII. ab avo numerata pecunia comparatam aedificiorum vetustate deformatam eaque de causa funditus destructam sumtibus non modicis de integro ezitavit (!) Theodulus, Theod. fil. Franz Jac. Nep. a. Cramm. A. Æ. C. MDCCI. Vergl. Olorino (Nolten) in d. Br. Anzeigen 1750 Stück 87 Sp. 1755—56.



1738—1770 allein[1]). 6. Sein gleichnamiger Sohn und einziger männlicher Erbe, der Hofrat von Cramm, starb schon im September 1771 kinderlos. 7. Nun fiel das Gut an dessen Onkel Thedel Ernst zurück, der es von 1771—1785 besaß. 8. Da auch dieser ohne männliche Nachkommenschaft starb, übernahmen entfernte Neffen (Urenkel von seines Großvaters Bruder) Philipp Leberecht und Thedel Wilhelm von 1785—1791 das Gut gemeinsam. Nachdem der letztere im Jahre 1791 abgefunden war, blieb Philipp Leberecht bis 1820 alleiniger Besitzer des Gutes. 9. Sein Sohn Ludwig Thedel August, bekannt durch seine Differenzen mit Herzog Karl II.[2]), hinterließ es 10. dem in Celle geborenen[3]) letzten von Cramm auf Sambleben, Burchard, der am 20. August 1897 fast 70 Jahre alt, unverehelicht, starb.

Bücherschau.

Willi Peßler, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Ein Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn 1906. XVIII u. 258 S. gr. 8° geb. 10 M.

Mit jugendlicher Begeisterung hat der Verfasser seine große und schöne Aufgabe gelöst. Die Feststellungen sind fast durchweg das Ergebnis eigener Bereisung Nordwestdeutschlands. Die Grenze des altniedersächsischen Einhauses läuft danach vom Jadebusen durch Oldenburg an die Ems, geht den Fluß aufwärts, überschreitet den Rhein, dringt bis über Geldern vor, läuft östlich und nordöstlich über Essen, Lüdenscheid, Olpe, Corbach (Waldeck), trifft bei Karlshafen auf die Weser, umzieht südlich und östlich den Solling, durchquert das Braunschweigische auf der Grenze der Kreise Holzminden und Gandersheim, stößt, sich um Alfeld nördlich herumwendend, auf Hildesheim, durchzieht dann in östlicher Richtung das Braunschweigische auf der bereits von Andree im wesentlichen festgelegten Linie, geht mehr nördlich über Öbisfelde zur Elbe westlich bei Wittenberge, durchschneidet Mecklenburg über Parchim—Güstrow bis Rostock und Ribnitz, einen östlichen Ausläufer bis Demmin entsendend. Die Nordgrenze bilden die Meere und eine Landstrecke von Schleswig bis Husum.

Das reiche Abbildungsmaterial bringt alle verschiedenen, konstruktiv charakteristischen Typen der Grenzgebiete zur Anschauung. Mit Scharfsinn ist auch das allgemeinste Bild des niedersächsischen Bauernhauses schematisiert, ja an einem wirklichen Beispiele aus dem Herzogtume Bremen vorgeführt, wobei als seine Haupteigenschaft die „Mittellängsdiele"*) herausgehoben ist. Überhaupt ist ein Vorzug des Buches die klare Einsicht in die konstruktiven Eigentümlichkeiten, wobei es nicht viel verschlägt, daß etwa der Verfasser den Begriff „Dachstuhl" viel zu sehr einengt, denn er ist eine notwendige Voraussetzung jeden Daches, das Gerüst, auf dem der Belag ruht, daher der Name. So ist es auch nicht richtig, wenn der Verfasser S. 124 sagt, daß in keinem echten Sachsenhause liegende oder stehende Dachstühle vorhanden seien; vielleicht hat er das nur sagen wollen von dem normalen Typ, den er im Herzogtum Bremen festgelegt hat. „Echt" ist auch das sächsische Einhaus z. B. des Kreises Holzminden, und hier ist der stehende Dachstuhl durchaus die Regel. Bei einer wie dort völlig durchgeführten Konstruktion mit zweigeschossigen Seitenschiffen ist überhaupt die Größe des Hauses ein zwingendes Moment für die Konstruktion des Daches. Die Größe aber wieder hängt ab von der Größe des Hofes, der bewirtschaftet sein kann von einem Ackermann (Meier), Halbspänner (Halbmeier), Köther und Brinksitzer. Bei kleinsten Anlagen sind denn auch zweischiffige Bauten nicht selten, die durchaus Sachsenhaustyp haben, trotzdem die von Peßler herausgeschälte Kerneigenschaft, das Vorhandensein einer Mittellängsdiele, aber nicht mehr sich feststellen läßt.

Im Einzelnen können hier nur die Forschungen auf Braunschweigischem Gebiete besprochen werden. In den Kreisen Braunschweig und Helmstedt vertraut Peßler mit gutem Grunde der von P. J. Meiers Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler und von Andrees Volkskunde bereits festgelegten Grenze. Eine Ausnahme macht Schandelah, das nach Andree nur die Erinnerung an nicht mehr vorhandene sächsische Einhäuser bewahrt, während nach dem Inventar hier noch drei solche Bauernhäuser vorhanden sind. Augenscheinlich hat bei diesem Orte der Verfasser nur Andree zu Rate gezogen. Oder sollten die 3 Häuser sämtlich in den letzten sechs Jahren verschwunden sein? — Ganz ohne literarische Hilfsmittel gibt Peßler seine Mitteilungen über das Vorkommen und die Gestalt des sächsischen Einhauses im Kreise Holzminden. Sie sind durchweg verläßlich, soweit sie das tatsächliche

[1]) Er erbaute an Stelle der von Hans Philipp und Thedel I. von Cramm Anno 1666 errichteten Kirche die heute noch stehende im Barockstil, starb aber vor Vollendung (Einweihung am 18. p. Tr. = 2. Okt. 1774) im Jahre 1770. Ein von seinen Töchtern Antoinette v. Arnim, Luise v. Krosigk und Sophie v. Bötticher errichtetes kunstvolles Epitaphium sowie die Inschrift über dem Kirchenportal: Anno MDCCLXX Franciscus Jacobus a Cramm erinnern an ihn.

[2]) Vergl. (Corvin) Herzog Carl. Jena 1843 S. 74 ff.

[3]) Vergl. ebd. S. 76. geb. 19. Dez. 1829.

*) Peßler schließt sich der jüngeren Schreibweise „Diele" an. Aus sprachlichen Gründen empfiehlt sich mehr die Schreibweise „Däle", die angewendet worden ist z. B. von der Braunschw. Inventarisation und von Andree. Sie hat auch den Vorzug, daß sie unterscheidet von dem wenigstens im Braunschweigischen gängigen Begriffe „Dielen", d. h. einen Fußboden mit Brettern belegen, wozu das Substantiv Diele für diese Bretter selbst gehört.

Vorhandensein solcher Häuser in verschiedenen Orten feststellen. Unrichtig dagegen sind die ausdrücklichen Ausschließungen in fünf Dörfern: Wegensen besitzt immerhin noch eines, Ölkassen 3 (das älteste von 1688), Denkiehausen und Mainzholzen je 5, in Warbsen sind nicht weniger als 18, darunter das reichste des ganzen Kreises und die älteste Datierung, 1588. Diese Unvorsichtigkeiten stellen freilich Peßlers Grenzbestimmung in dem vom Berichterstatter übersehbaren Gebiete nicht in Frage, sie werden daher, auch wenn sie noch an anderer Stelle sich eingeschlichen hätten, dem günstigen Gesamtergebnis schwerlich schaden. Aber zu wünschen wäre, wenn sie den Verfasser zur Vorsicht mahnten, künftig nicht gar so lebhaft und immer wieder an die Schwierigkeit und Exaktheit seiner kritischen Methode zu erinnern. Er hätte gut 100 von den etwa 250 Seiten des Buches sparen können, und es würde immer noch Platz gewesen sein, über wissenschaftliche Technik und persönliche Vorarbeiten kurze Rechenschaft zu geben. Ein Zuviel von dergleichen wird mit gutem Grunde in der Wissenschaft vermieden, mag es auch in der Geschäftswelt gut und nützlich sein. Bei unserem Verfasser ist, zu seinem Lobe sei es gesagt, dieses Übermaß das Zeichen eines fröhlichen Arbeitens und herzlicher Freude am Gelingen eines größeren Erstlingswerkes. Möge er bei seiner nächsten Arbeit auch in der Form sein treffliches, von ihm so hochgeschätztes Vorbild Richard Andree erreichen, dem er mit soviel sachlichem Erfolge nachgestrebt hat. Karl Steinacker.

A. Wollemann, Bedeutung und Aussprache der wichtigsten schulgeographischen Namen. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Braunschweig, Wilhelm Scholz. 1906. 80 S. gr. 8°. 1,20 M.

Die erste Auflage dieses Buches erschien vor etwa Jahresfrist. Daß jetzt schon zur Herstellung der zweiten Auflage geschritten werden mußte, ist ein Zeichen dafür, daß die Unterrichtsanstalten das Gebotene als willkommenes und praktisches Hilfsbuch für den geographischen Unterricht aufgenommen haben. Die neue Auflage ist um ca. 500 Namen vermehrt. Durch bessere Ausnutzung des Platzes und kürzere Ausdrucksweise ist der Umfang des Buches nur wenig gewachsen; die dadurch entstandene Preiserhöhung beträgt 0,20 M. Der Verfasser hat die seit dem Erscheinen der ersten Auflage bekannt gewordene Fachliteratur über Namenkunde eingehend verwertet und an der Hand derselben mancherlei Verbesserungen vorgenommen. Dies gilt insbesondere von den erhobenen Ausstellungen, die durch gründliches Studium und namentlich dadurch beseitigt sein dürften, daß der Verfasser, sobald außerdeutsche Interessen vorlagen, mit Autoritäten der entsprechenden Länder zwecks Klarstellung strittiger Punkte, in Verbindung trat. Es ist nicht zu zweifeln, daß die zweite Auflage von den Interessenten mit Freuden begrüßt wird. K.

Oskar Ballin, Das Finanzwesen der Stadt Gandersheim im Wechsel der letzten 150 Jahre. Studie. Gandersheim, 1906. 23 S. 8°.

Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung werden uns in je einem Abschnitte 1. das Aktivvermögen, 2. die Einnahmen und 3. die Ausgaben der Stadt Gandersheim in übersichtlicher Weise vorgeführt und danach 4. die Entwicklung des städtischen Finanzwesens während der letzten 150 Jahre klar dargestellt. Ein Anhang enthält die Haushaltspläne der Kämmereikasse von 1750/1, 1799/1800, 1850/1, 1875/6 und 1904/5. Es ist ein lehrreiches Bild, das der Verfasser in kurzen Zügen hier zeichnet, dankenswert nicht nur für die Geschichte Gandersheims, sondern, da diese einen bestimmten Charakter, den alten Typus einer Landstadt, stets bewahrt hat, auch für andere Orte in derselben oder abweichender Lage zur Vergleichung von großem Interesse.

In der **Museumskunde**, Zeitschrift für Verwaltung und Technik öffentlicher und privater Sammlungen (B. II Heft 3 S. 128—139), veröffentlicht Direktor Dr F. Fuhse einen interessanten Aufsatz über das „Neue Städtische Museum in Braunschweig", in dem er kurz Geschichte, Zweck und Bestände der Anstalt schildert, um dann eingehender die sehr beherzigenswerten Grundsätze darzulegen, nach denen die Unterbringung der Sachen in den neuen Räumen erfolgt und zwischen dem Architekten und dem Museumsdirektor in betreff der Raumverteilung und Innendekoration eine Verständigung erzielt worden ist. Das schöne Ergebnis dieser gemeinsamen Arbeit wird den Lesern auch durch verschiedene Grundrisse und Lichtbilder anschaulich vor Augen geführt.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 1. Kleinknecht, Bericht über d. Internat. Tuberkulosekongreß in Paris Okt. 1905. — 2. H. Beckurts, aus der Geschichte unserer Nahrungs- und Genußmittel. — 4. K. Koch, Turninspektor Aug. Hermann †. — 5. Henking, das Genesungsheim d. „Braunschw. Krankenkassen" im Lechlumer Holz b. Wolfenb. — 6. R. Blasius, die Badeanstalten in der Stadt Braunschweig. — 7. v. Frankenberg, Alkoholgenuß der Schulkinder. — 8. Hamm, Schwerhörige Schulkinder. — 9 u. 10. Schlee, der gesunde und der kranke Fuß.

Monatsschrift f. Handel und Industrie. 1. 57. Plenarversammlung der Handelskammer f. d. Herzogt. Br. 9. Jan. 1906; Lehrplan der kaufmänn. Fortbildungsschule zu Br. f. Wirtschaftsgeographie; Gesellschaft z. Förderung der Wasserwirtschaft im Harze. — 1 bis 3. Konservenindustrie und Konservenhandel. — 2 bis 6. Industrie unseres Bezirkes im Jahre 1905; 5 u. 6. II. Handel unseres Bezirkes im Jahre 1905; Anlegung von Musterobstplantagen. — 7. u. 8. 58. Plenarversammlung d. Handelskammer f. d. Herzogt. Br. 2. Juli 1906; Verkauf des Gewandhauses an die Stadt Br. — 9. 59. Plenarversammlung. — Beil. zu 4 u. 7/8: Mitteilungen der Gesellschaft z. Förderung der Wasserwirtschaft im Harze 1 u. 2.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1906. Oktober Nr. 10.

[Nachdruck verboten.]

Das Denkmal bei Hassenhausen.

Von Hugo Zimmermann.

Die Schlacht, welche als die von Auerstädt bezeichnet wird, spielte sich im Kreise der Pfortaischen Amtsdörfer ab, der Ortschaften, in welchen das Kloster Pforta, später als dessen Rechtsnachfolgerin die Landesschule Pforta, die Gerichtsbarkeit und wesentliche Rechte anderer Art ausübte. Bei der seit den Freiheitskriegen Königlich Preußischen Landesschule Pforta befindet sich ein Aktenstück K. G. A. No. 9227 mit der Inschrift: „Das Schlachtfeld bey „Hassenhausen, die Transportirung der Blessirten „und Beerdigung der Todten, samt was dem an„hängig besonders das von dem Herzogthume Wei„mar für den verwundeten Herrn Herzog von Braun„schweig errichtete Monument betreffend. 1806." Das Aktenstück gibt hauptsächlich Auskunft über die Räumung des Schlachtfeldes von Leichen und Pferdekadavern, zu deren Beerdigung und Verscharrung die frohnpflichtigen Einwohner der Amtsdörfer durch den Justizamtmann von Pforta aufgeboten werden. Da die Arbeiten mangelhaft ausgeführt sind, werden immer von neuem Nacharbeiten erforderlich, um widerwärtigen Anblick und Verwesungsgeruch zu beseitigen, und so läuft das Aktenstück weiter. Am 7. Juni 1807 übersendet der Herzoglich Sächsische Regierungsrat Lauhn zu Weimar dem Justizamtmann Siegismund Polycarp Gutbier zu Pforta einen Vertrag, welchen er am 14. Mai 1807 mit Eva Juliane Wollenweber, gebornen Mengel, zu Taugwitz abgeschlossen hat, und durch welchen die Genannte dem Lauhn „das Recht und die Befugnis „einräumt, auf dem ihr — — zustehenden Ackerstück „in der Taugwitzer Flur, auf der sogenannten lan„gen Mulde gelegen, zum Andenken der am 14. „Oktober vergangenen Jahres in hiesiger Gegend „vorgefallenen Schlacht und eines in derselben auf „diesem Acker verwundeten großen Feldherrn einen „Denkstein nach der der Wollenweberin vorgelegten „Zeichnung zu setzen —." Eine Abschrift des Vertrages und eine von ungeschickter Hand gefertigte Wiedergabe der Zeichnung befindet sich bei den Pfortaischen Akten. Die Zeichnung stellt auf einer rechteckigen Unterlage eine ebenfalls viereckige, nach oben sich verjüngende, stumpfe Säule mit einer Deckplatte dar, die an jeder Seite giebelfeldähnlich ausgearbeitet ist. Den Vertrag sendet Lauhn an den Ortsrichter Gottfried Kelz zu Taugwitz, weil der Kurfürstlich Sächsische Herr Amtmann in Pforta es doch wohl gern sehen möchte, wenn er ihm den Vertrag mitteilte und vorzeigte. „Gehe er also, sobald er „diese Abschrift erhält, hinein in die Pforte, zeige „er sie dem Herrn Amtmann und höre er, was sol„cher dazu sagt. Will derselbe solches nach Dresden „berichten: so hängt es von ihm ab."

Am 17. Juni überreicht der Ortsrichter den Vertrag in Pforta. Da er nicht wisse, wie er sich in gegenwärtigem Falle verhalten solle, so wolle er hiermit um desfallsige Instruktion und Weisung bitten, dabei aber auch noch gedenken, daß, wie ihm selbst entfernt von dem Herrn Regierungsrat Lauhn versichert worden und wie ihm auch außerdem bekannt sei, dieser Stein eigentlich dem an dieser Stelle verwundeten Herzog von Braunschweig gelten solle. Dem Ortsrichter wird der Bescheid erteilt: es läge zwar in der Absicht zur Setzung eines Denksteins an den merkwürdigen Batailletag und den an diesem Tage verwundeten Herrn Herzog von Braunschweig eigentlich nichts, was dem Amte besondere Berücksichtigung nötig zu machen scheine, allein da es dem Vernehmen nach höchst wahrscheinlich sei, daß dieser Denkstein nicht von Herrn Regierungsrat Lauhn, sondern von einer höheren Person ins freie Feld nicht fern von der Landstraße gesetzt werden sollte, und derselbe solchem nach auch ein großes, öffentliches Monument werden würde, so könne man doch ohne davon Allerhöchsten Ortes Anzeige zu tun und vor Eingang der Höchsten Resolution hierauf die Errichtung dieses Denksteines nicht geschehen lassen und wolle ihn daher bedeuten,

darauf genaue Obacht zu führen, daß deshalb vor Eingang Allerhöchster Resolution nichts vorgenommen würde, und daß, wenn er ja mit einem Steinhauer dieserhalb Rücksprache nehmen wolle, er denselben zugleich hierauf aufmerksam zu machen hätte. Übrigens habe man durchaus keine Zweifel, daß diese höchst löbliche Absicht nicht sollte gebilligt werden, und selbst seitens des Amtes würde alles zu deren möglichster Beförderung beigetragen werden.

Die Verhandlung ist nicht von dem Justizamtmann Gutbier, sondern von dem Amtsaktuar Hunger aufgenommen. Ersterer erfordert von den Gerichtspersonen zu Taugwitz noch eine Nachricht, ob die Errichtung eines solchen Denksteines, wenn auch nicht der gegenwärtigen Besitzerin, doch vielleicht ihren Besitznachfolgern wegen Beartung des Grundstückes und dessen Schmälerung, in Gleichen den angrenzenden Feldnachbarn wegen des öfteren Zugangs zu dergleichen Monumente und eines etwan dadurch entstehenden Kommunikationsweges, die Überweisung dergleichen Servitut in der Folge lästig fallen möchte.

Am 27. Juni meldet der Ortsrichter mündlich, daß die Wollenweberin sich durch den Vertrag, welcher ihr eine Entschädigung von 10 Talern zusichert, für gebunden erachte. Zu dem für das Denkmal ausersehenen Platz könne man auf einem Fußsteige sowohl von Hassenhausen als auch von Taugwitz wenigstens in die Nähe gelangen. Nur wenn man ganz nahe an das Denkmal kommen wolle, was wohl auch nicht unterbleiben würde, müsse man über Christoph Panse's Grundstück sich dahin begeben, und es habe sich auch dieser auf angemessene Entschädigung Rechnung gemacht. Am 27. Juni berichtet der Justizamtmann Gutbier an die nunmehr Königliche Regierung zu Dresden: „Zuerst „wird von Euer Königlichen Majestät Allergnädig„stem Ermessen abhangen, ob Allerhöchstdenensel„ben gefällig, dieses öffentliche Monument insbe„sondere mit der angegebenen Inschrift, mit oder „ohne Modifikation derselben, errichten zu lassen. „Bis zu Eingang Allerhöchster Entschließung habe „ich dem Richter Kelz die Weisung gegeben, daß die „Setzung des Denksteines bis dahin ausgesetzt blei„ben, er auch insbesondere Obsicht führen solle, daß „deshalb eher etwas nicht vorgenommen werde." Der Bericht erwähnt, daß nach dem Anführen des Ortsrichters das Denkmal dem verstorbenen Herzog von Braunschweig, einem Onkel des regierenden Herrn Herzogs von Weimar Durchlaucht, errichtet werden solle, und hebt hervor, daß von der Wollenweberin und Panse für ihre Erben und Besitznachfolger Verzicht darauf zu leisten sein würde, dieserhalb auf eine Moderation der Steuern und Amtsgefälle einen Anspruch machen zu können und zu dürfen. Eine Befürwortung oder ein sonstiger Vorschlag ist in dem Bericht nicht enthalten. Die beabsichtigte Inschrift ist nicht angegeben, wenn sie nicht aus der Angabe zu entnehmen ist, daß die Absicht bestehe,

„zum Andenken der am 14. Oktober vergangenen Jahres vorgefallenen Schlacht und eines in derselben auf diesem Acker verwundeten großen Feldherrns"

einen Denkstein zu setzen.

Die Landesregierung zu Dresden weist am 22. Juli den Justizamtmann Gutbier an: „Du wollest „über die auf das Monument zu bringende In„schrift Erkundigung einziehen und an Uns den Er„folg gehorsamst berichten."

Von dem Justizamtmann ergeht am 7. August an den Ortsrichter Kelz die Verordnung, seinem Kommittenten, dem Herrn Regierungsrat Lauhn in Weimar, von dem Bescheide Nachricht zu geben und durch selbigen die verlangte Anzeige allhier offiziell beizubringen. Lauhn meldet dem Justizamtmann am 23. September, daß der zu errichtende Denkstein in der Taugwitzer Flur bloß die Aufschrift mit lateinischen Lettern erhalten solle:

Hier ward
am 14ten Oktober 1806
Carl
regierender Herzog
zu Braunschweig und Lüneburg
tödtlich verwundet.
P.
C. A. D. S. V.

Die Bedeutung der letzten Buchstaben ist offenbar: P. (posuit?) C. (Carolus) A. (Augustus) D. (dux) S. (Saxoniae) V. (Vimariensis).

Am 30. September erstattet Gutbier die entsprechende Anzeige an die Landesregierung in Dresden, erhält aber von dieser keinen Bescheid, sondern am 23. Dezember 1807 eine Antwort des Königlich Sächsischen Hof- und Justiz-Kanzley-Sekretairs Friedrich Moßdorf folgenden Inhalts:

„Auf — soll ich der erhaltenen hohen Anordnung „gemäß, Ihnen hiermit eröffnen, daß, da die Sache „bei der höchsten Behörde beygelegt worden, denen„selben zwar einige Resolution hierunter nicht werde „ertheilet werden, daß man sich jedoch zu Ihnen „versehe, daß Sie auf eine gute, nicht auffallende „Art dergestaltige Vorkehrungen treffen werden, „damit die intendierte Setzung des quästionierten „Monuments ganz unterbleibe."

Seinem Auftrage genügt der Justizamtmann, indem er am 28. Dezember Lauhn mitteilt, daß auf seinen Bericht wegen Errichtung des Denkmals eine höchste Resolution nicht zu erwarten sei. Er, der Justizamtmann, finde sich zu dem Ersuchen veranlaßt, auf eine gute Art dergestaltige Vorkehrungen zu treffen, daß die intendirte Setzung des quästionirten Denkmals ganz unterbleibe. Zugleich werden die Gerichtspersonen in Taugwitz, da nach den

beim Amte vorhandenen Nachrichten von Seiten Herzoglich Sächsischer Regierung zu Weimar die Setzung eines Denksteins für den Herzog von Braunschweig weiter nicht beabsichtigt werde, von neuem angewiesen, pflichtmäßig darauf zu sehen, daß ohne Vorwissen und Anordnung des Amtes nichts unternommen werde.

Am 18. Februar 1808 wendet sich der Geheimrat Voigt in Weimar (Christian Gottlob Voigt, der Mitarbeiter Goethes im Weimarischen Ministerium) brieflich an den Justizamtmann. Durchlaucht der Herzog gehe morgenden Freitags Mittag nach Naumburg und weiter und möchte gern von dem Amtmann die itzige Bewandtnis jener Sache (wegen des Denkmals) wissen, auch das Reskript lesen, das darüber von Dresden eingegangen sei. Er werde also bei Schulpforta anhalten und den Amtmann invitiren lassen, ihm darüber kurze mündliche Auskunft zu geben.

Am 19. Februar erwidert Gutbier dem Geheimen Rat Voigt, daß Seine Durchlaucht am Freitag gegen 1/2 12 Uhr an dem Pfortaischen Thor eingetroffen sei. Er, Gutbier, sei gleich am Wagen zugegen gewesen und habe die offizielle Notiz aus der Kanzlei der Landesregierung wegen des bewußten Monuments überreicht; denn ein Reskript sei nicht ergangen, und die Akten seien bei höchster Behörde beigelegt. Seine Herzogliche Durchlaucht hätten solches durchlesen, den Namen des sich unterschriebenen Kanzlei-Sekretärs anmerken lassen, nach dessen Departement gefragt und die Absicht der Weiterreise nach Dresden geäußert.

Am 7. April 1809 zeigt in Pforta der Gerichtsschöppe Kelz aus Taugwitz an, daß der Regierungsrat Lauhn nach Taugwitz gekommen sei und zu erkennen gegeben habe, daß an dem Orte der dortigen Flur, wo am 14. Oktober 1806 der Herzog von Braunschweig tödlich verwundet worden sei, ein ganz kleiner, viereckiger Stein und auf dem Gottesacker in Taugwitz ein ordentlicher, großer Denkstein gesetzt werden solle. Es sei ihm eröffnet, daß die Gerichtspersonen von dem Pfortaischen Amte die Instruktion erhalten hätten, ohne besondere Verordnung desfalls nichts unternehmen zu lassen, und daß sie also dergleichen Steinsetzung nicht geschehen lassen könnten. Darauf habe Lauhn erklärt, wie er dieses schon alles abmachen und selbst nach Pforta ins Amt reisen werde.

Der Amtmann Gutbier bedeutet darauf am 8. April die Gerichtspersonen zu Taugwitz, daß es habe verlauten wollen, daß Tags zuvor den erlassenen schriftlichen und mündlichen Anordnungen zuwider in Taugwitzer Flur ein dem Andenken des Herrn Herzogs von Braunschweig gewidmeter Stein eingesetzt worden sei, so sei sofort darüber bestimmte Nachricht in Person zu erteilen, ob diese Sache gegründet sei oder nicht, und auf ersteren Fall, wie hoch und breit der Stein sei, und welche Figur, Lage und Inschrift er habe. Weitere Weisung sei sodann zu gewärtigen.

Inzwischen zeigt am 14. April der aus anderem Anlaß in Taugwitz verhandelnde Amtsaktuar Hunger seine Wahrnehmung an, daß ungefähr 300 Schritt von der Chaussee nicht weit von der Taugwitzer Meerrettigwiese ein Stein von 19 Zoll Länge und 15 Zoll Breite auf der Wollenweberin Felde so tief eingegraben sei, daß dessen Oberfläche mit dem Acker horizontal fortlaufe. Auf dem Steine sei ein Kreuz erhaben gearbeitet und der 14. Oktober 1806 eingegraben, überdies stehe an jeder Ecke des Steines, ungefähr 1 1/2 Elle von einander entfernt, eine junge lombardische Pappel. Am folgenden Tage meldet der Ortsrichter, daß der Stein ganz wider seinen Willen, und ehe der Schöppe Kelz aus dem Amte zurückgekommen, am 7. April auf Anordnung des Regierungsrats Lauhn, und ohne daß der Richter es hätte verhüten können, eingesetzt worden sei. Seinem Widerspruche sei durchaus kein Gehör gegeben worden. Da er sich mit Gewalt zu widersetzen nicht gewagt hätte, so glaube und hoffe er mit aller Verantwortung verschont zu werden. Eine Anzeige habe er unterlassen, weil er mit Gewißheit erfahren habe, daß solches der Regierungsrat Lauhn selbst bewirken wollen.

Von einer Lauhnschen Anzeige enthalten die Akten, die nunmehr schweigen, nichts. Dagegen wird aus den Pfarrakten von Hassenhausen, welches als der Mittelpunkt der Auerstädter Schlacht angesehen werden kann, dem Verfasser mitgeteilt, daß Sockel und Obelisk 1809 von dem Herzog Karl August geschenkt, und am 14. April desselben Jahres nach dem Bericht des Taugwitzer Ortsrichters der Sockel an dem Orte der Verwundung und am 18. desselben Monats der Obelisk auf dem Friedhofe zu Taugwitz aufgestellt worden sei. Karl August war trotz aller Hindernisse seinem Vorhaben treu geblieben.

Inzwischen reinigten die Freiheitskriege die Luft und verscheuchten die knechtische Angst der Völker. Die Pfortaischen Akten enthalten noch eine Benachrichtigung des Rentamts zu Eckartsberga zum Zwecke der Berichtigung des Hypothekenbuches vom 22. September 1816 und eine Anzeige vom 4. Oktober 1816 über die genaue Stelle, wo das Denkmal „hinkommen solle.“ Dagegen ist nach den Hassenhäuser Pfarrakten der Obelisk schon 1815 an die Stelle gebracht worden, an welcher der Herzog von Braunschweig verwundet war. Die Grundbesitzer haben danach von dem Hause Braunschweig 20 Taler als Entschädigung für den Platz erhalten. Als Grund, warum erst 1815 das Denkmal auf den Platz, wo es heute noch steht, gesetzt worden sei, geben die Hassenhäuser Pfarrakten an, daß der Bauer Krippendorf, der dem verwundeten Herzog in und aus der Schlacht als Führer gedient habe, erst damals

den Ort als den der Verwundung angegeben habe. In der Bevölkerung der Gegend lebt die Überlieferung, daß die Furcht vor Napoleon den schon 1809 gehegten Plan vereitelt habe.

1851 ist bei der Taugwitzer Separation das Denkmal mit Buschholz und Bäumen umgeben, die keinen langen Bestand hatten. 1855 klagt ein Hauptmann von Luck über den Zustand des Denkmals und regt eine Erneuerung an. Darauf ist ein neuer Fichtenzaun mit einer niederen Holztür aufgeführt und an die Ecken sind Schwarztannen gestellt. Die Kosten soll der Braunschweigische Kammerherr von Bersworth getragen haben. Seitdem gewährte die Stätte einen würdigeren Anblick, aber die Eingangstür verfiel, und unberufene Hände, besonders die gefangner französischer Offiziere, die 1870 in Kösen interniert waren, hatten in den Stein Buchstaben und Bemerkungen eingeritzt. 1879 wurde der Taugwitzer Ortsrichter von dem Preußischen Landrate zu Naumburg a./S. aufgefordert, dem Schaden abzuhelfen. Dem Steine wurde ein grauer Ölfarbenanstrich gegeben, die Inschrift mit schwarzer Farbe kenntlich gemacht, innerhalb und außerhalb der Umzäunung wurden Trauereschen angepflanzt. Die Kosten wurden aus Kreismitteln bestritten. 1887 sah es wieder um das Denkmal böse aus, und ein Braunschweigischer Hauptmann, Adjutant des Generalmajors von Mantey, machte diesen darauf aufmerksam. Der General berichtete über den Mißstand an die braunschweigischen Behörden, welche für die Instandsetzung einen Beitrag von 1500 Mk. anwiesen. Aus diesen Mitteln ist 1888 das Denkmal in seiner jetzigen Gestalt mit eisernem Gitter erneuert.

Schon 1856 hat eine 50jährige Gedächtnisfeier am Denkmal stattgefunden, und in diesem Jahre ist die hundertjährige begangen worden, zugleich mit der Setzung eines Grabdenkmals für die gefallenen Offiziere und Mannschaften, sowohl auf dem Friedhofe zu Hassenhausen wie auf dem Schlachtfelde von Vierzehnheiligen bei Jena, wozu namentlich aus Offizierskreisen zahlreiche Beiträge geflossen sind. Möge durch den alten und die neuen Steine dem unglücklichen, aber ehrenvollen Schlachttage von 1806 und dem Heerführer, der dabei sein Leben ließ, ein treues Gedenken gesichert bleiben.

Israel Jacobson.

Von Paul Zimmermann.

(Schluß)

Es war für die Sache des Judentums äußerst förderlich, daß der junge König viel Geld gebrauchte. Denn es lag in der Natur der Sache, daß diejenigen, die es ihm schafften, Einfluß auf ihn und auf das Staatswesen gewannen. Das war, wie sich bald zeigen sollte, für Jacobsons Bestrebungen ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Anfänglich konnte zwar von solchen Einwirkungen noch nicht die Rede sein; aus freien Stücken kam die Westfälische Regierung den Wünschen der Israeliten vielleicht über Erwarten entgegen. Sogleich im § 10 der Verfassung war es ausgesprochen: „Alle Unterthanen sollen vor dem Gesetze gleich sein und die verschiedenen Konfessionen ihren Kultus frei ausüben." Bald folgte die Verordnung vom 27. Jan. 1808, die den Juden völlige Gleichstellung mit ihren christlichen Mitbürgern gewährte. Das war für sie nach langer Knechtschaft ein gewaltiger Schritt vorwärts; man kann es wohl verstehen, daß sie darob in einen Freudentaumel gerieten. Die leitende Triebkraft aber bei allen den Schritten, die sich hieran schlossen, war Israel Jacobson. Auf seinen Vorschlag berief der Minister Siméon aus allen Departements Deputationen der jüdischen Nation, die über ihre gemeinsamen Angelegenheiten beraten sollten. Am 8. Febr. 1808 stellte Jacobson dem Minister die Herren vor; am folgenden Tage wurden sie von dem Könige empfangen, an den Jacobson dabei eine Anrede hielt. Am 11. Febr. fand dann im Tempel zu Kassel ein feierliches Dankfest für die Verleihung des Bürgerrechtes statt. Der hessische Landrabbiner Löb Meyer hielt eine hebräische Predigt, Jacobson eine deutsche Rede[1]). Letzterer verbreitete sich über den Text: „Fürchtet den Ewigen und den König" und sprach am Schlusse der Feier über die Königliche Familie den Segen aus. Es folgten nun Beratungen über die Organisation der jüdischen Gemeinden; eine besondere Kommission hatte unter Jacobsons Vorsitze einen Entwurf über die rechtlichen Verhältnisse eines jüdischen Konsistoriums auszuarbeiten. Schon unterm 31. März 1808 wurde ein königliches Dekret über diese jüdische Zentralbehörde erlassen.

Noch immer hatte Jacobson seinen eigentlichen Geschäftssitz in Braunschweig. So kam es, daß er von dort, vom Okerdepartement, neben dem Kaufmann Löbbecke als Vertreter von Handel und Gewerbe in die Versammlung der Reichsstände entsandt wurde, deren Eröffnung am 2. Juli 1808 stattfand. Hier war es natürlich die leidige Finanznot, aus der das Westfälische Königtum die ganze Zeit seines Bestehens hindurch nicht herauskommen sollte, die ihm Mühe und Arbeit verursachte. Es galt, Geld zu schaffen, eine Anleihe zu stande zu bringen. Zu dem Zwecke reiste Jacobson mit einem anderen Mitgliede des Reichstags, Nathusius aus Althaldensleben, nach Holland, wo auch Napoleon gerade in dieser Zeit wegen einer solchen verhandeln ließ. Deshalb kam, obwohl Jacobson sich mit einer halben Million beteiligen wollte, eine Anleihe für Westfalen hier nicht zu stande. Schon damals wird

[1]) Rede am Dankfeste wegen des den Juden erteilten Bürgerrechts. Br. Vieweg [1808]. Vgl. auch den Westphälischen Moniteur 1808 St. 22.

der König die Geldmittel Jacobsons wohl auch selbst im Geheimen in Anspruch genommen haben; denn bis Mitte 1809 war er ihm bereits 1½ Millionen Francs schuldig geworden. Es stellte sich dies heraus, als Jerome in seiner Verlegenheit sechs Nonnenklöster durch Dekret vom 13. Mai 1809 aufhob und zum Verkauf stellte. Jacobson erwarb sie für 2 200 000 Francs, aber er zahlte nur einen Teil der Summe bar aus und behielt 1 200 000 Francs als Rest von den 1½ Millionen zurück, die er Jerome geliehen hatte. Auch die Heiligenbilder nahm Jacobson, der von den Gütern sogleich Besitz ergriff, zum Taxwerte an. Es handelte sich um die Cisterzienser-Nonnenklöster Adersleben, Burchardi, Marienstuhl und Wöltingerode, das Benediktinerinnenkloster Hadmersleben und das Bernhardiner-Nonnenkloster Teistungenburg. Das vor dem Harze bei Vienenburg gelegene Wöltingerode richtete er sich als Wohnsitz ein; die anderen hat er zunächst mit Vorteil verpachtet. Solche Erwerbungen hat Jacobson später noch wiederholt gemacht. Als die Deutschordensgüter des Königreichs zur Veräußerung kamen, hat er die Kommenden Bergen und Weddingen an sich gebracht. Auch die Harzbergwerke hätte die Regierung gern an Jacobson verpachtet; aber er wollte sich doch nicht dazu verstehen, eine Million dafür herzuleihen.

Jacobson war in Geldsachen der Vertrauensmann des Hofes wie der Regierung; er besaß, was beiden nur zu häufig fehlte, das bare Geld. Sie kamen daher auch seinen Wünschen gern entgegen, und als der König im Frühlinge 1808 eine große Rundreise durch sein Land antrat, verschmähte er es nicht, in Seesen sein Absteigequartier bei ihm zu nehmen. König und Königin kamen am Nachmittag des 10. April hier an; zierlich gekleidete Mädchen streuten ihnen Blumen auf den Weg; Jacobson hatte alles aufs beste für seine hohen Gäste vorbereitet, die am folgenden Mittag die Reise nach Braunschweig fortsetzten[1]). Bei dieser Stellung zu dem Monarchen kann es nicht Wunder nehmen, daß Jacobson unterm 12. November 1812 auch zum Ritter des Ordens der Westfälischen Krone ernannt wurde.

Die Gunst dieser Lage suchte nun Jacobson ganz besonders für seine israelitischen Reformideen auszunutzen; hier eine hohe Stellung für seine Person zu gewinnen, war das Ziel des Ehrgeizes, der ihn vor allem erfüllte. Es machte sich wie von selbst, daß seine Wünsche hier befriedigt wurden. Als es sich darum handelte, das Konsistorium wie die Rabbinerstellen der Departements mit geeigneten Persönlichkeiten zu besetzen, wandte sich der Minister Siméon an Jacobson, der ihm unterm 2. Oktober 1808, noch immer von Braunschweig aus, die geforderten und bald genehmigten Vorschläge machte. Nur bei der Stelle des Konsistorialpräsidenten wollte er nicht mit der Sprache heraus. „Was die Wahl des Präsidenten betrifft," schrieb er, „so kann ich mir nicht anmaßen, mich da hinein zu mischen." Siméon verstand ihn und übertrug ihm selbst das hohe Amt. In diesem hat er dann eine sehr eifrige und einflußreiche Tätigkeit entfaltet. Jetzt mußte er natürlich seinen eigentlichen Wohnsitz nach Kassel verlegen, aber dennoch hat er an dem Reichstage von 1810 wieder als Vertreter des Okerdepartements teilgenommen.

Man hat nun Jacobson in der Führung seines Amtes zum Vorwurfe gemacht, daß er es gern zu öffentlichen Schaustellungen, bei denen er redend aufgetreten sei, angewandt habe. Daran ist wohl so viel wahr, daß er wie viele Männer, die leicht und gewandt sprechen, auch gern redete, daß er dabei auch auf Äußerlichkeiten, in denen manche vielleicht nicht ganz mit Unrecht eine gewisse Eitelkeit erblickten, einen großen Wert legte. Aber das alles hatte bis zu einem gewissen Grade doch auch wieder seine volle Berechtigung. Er wollte auch die Kultusformen der Juden heben, denen der Christen näher bringen und ihnen einen deutschen Charakter verleihen. Da war er genötigt, neue Wege einzuschlagen. Er wählte sich daher eine Tracht, die der der protestantischen Geistlichen ähnlich war; er führte Orgelspiel, Chorgesang und vor allem die deutsche Predigt in den Gottesdiensten ein. Es war das ein Glied in der Kette der Maßregeln, durch die er den Ausgleich zwischen Juden und Christen, in dem er seine Lebensaufgabe erblickte, zu fördern suchte. Denn es war ihm ein heiliger Ernst um seine Sache. Was er redete, war ihm volle Überzeugung, Tugend und Menschenliebe kein leerer Wahn. Dafür war seine ganze Lebensführung ein sprechender Beweis. Es war seine volle Überzeugung, wenn die Rede, die er sogleich bei der Eröffnung des Konsistoriums hielt, in den Worten gipfelte: „die Wahrheit lieben, das Gute wollen und das Beste tun." Und man kann es ihm nachfühlen, wenn er die Einweihung des Tempels in Seesen, die sein eigenstes Werk darstellte, mit einer besonderen Feierlichkeit vornahm[2]). Will man in solchen Handlungen allein Eitelkeit sehen, so kann man nur wünschen, daß diese opferbereite Eitelkeit sich recht weit in der Welt verbreiten möge.

Die hohe Stellung, die Jacobson ganz seinem Wunsche gemäß zugefallen war, bildete für ihn keineswegs einen Ruheposten. Jetzt gerade glaubte er die Träume seines Lebens in Wirklichkeit umsetzen zu können. Die Tätigkeit des Konsistoriums regelte sich im allgemeinen nach dem Vorbilde der

[1]) Westphäl. Moniteur vom 13. April 1809 Nr. 44.

[2]) Die Worte, die er bei dieser Gelegenheit sprach, sind im Druck erschienen: Rede bei Einweihung des Jakobstempels zu Seesen über die Worte des Psalm 127: „Wenn der Herr nicht das Haus bauet rc." den 20. Juli 1810 gehalten. Sie erschien auch in französischer Sprache und stand in der Casselschen Allgem. Zeitung 1810 St. 39.

geistlichen Behörden der christlichen Kirche; dreimal in der Woche wurden Sitzungen gehalten. Es galt, den ganzen kirchlichen und weltlichen Zustand des Judentums zu bessern und zu veredeln. Es wurden für die Gemeinden Rabbiner und Syndiken angestellt, deren Geschäftskreis und Pflichten man genau bestimmte und umgrenzte. Auf gute Ausbildung der Rabbiner wurde Wert gelegt und vor allem auch der Bildung und Unterricht der Jugend große Sorgfalt zugewandt. Dazu sollte besonders die Errichtung eines Seminars für israelitische Volks- und Schullehrer beitragen, das am 23. September 1810 in Kassel eröffnet wurde. Auch die Begründung eines jüdischen Waisenhauses faßte man ins Auge. Die Einrichtung der Gottesdienste erhielt in dem freiheitlichen Sinne, dem Jacobson huldigte, eine wesentliche Umgestaltung. Eine Konfirmation der Jugend wurde neu eingeführt, für die Trauung eine neue Vorschrift getroffen. Zugleich wurde die den Juden zugesagte bürgerliche Gleichstellung sorgsam überwacht und in Einzelheiten durchgeführt. Der Ausdruck „Schutzjude" wurde abgeschafft, die Eidesleistung der Juden vor Gericht in würdiger Weise neu geregelt. Man sieht, es war ein weites fruchtbares Feld, welches das jüdische Konsistorium hier zu bestellen hatte und in der Tat bestellt hat. Welch ein Fortschritt war hier in wenigen Jahren für das Judentum gemacht worden!

Wesentlich erleichtert wurde nun dieser Erfolg durch den Umstand, daß man an die Staatskasse kaum Anforderungen stellte. Die Kosten für die neuen Einrichtungen mußten in der Hauptsache die Israeliten selbst tragen. In Prinzipienfragen, die kein Geld erforderten, fand man die Regierung leicht willig, die Gemütlichkeit aber hörte, wie so oft im Leben, dann auf, wenn Geldfragen daraus erwuchsen. Die machten den westfälischen Staatsleitern unausgesetzt schon so wie so die Köpfe heiß genug. Es war klug und ihrer Sache zunächst sehr förderlich, daß die Israeliten da mit keinerlei Forderungen hervortraten.

Aber die Sache hatte doch auch ihre Kehrseite. Das Geld für die neuen Einrichtungen mußte beschafft, von den jüdischen Glaubensgenossen selbst aufgebracht werden. Deren Zahl war aber im Königreiche im allgemeinen nicht groß. Man hatte im Jahre 1808 nur 3015 jüdische Familien mit etwa 15060 Seelen ermittelt. Da kam auf den Einzelnen ein immerhin nicht unbeträchtlicher Kostenteil, der um so drückender wirkte, da ohnehin die bestehenden Staatslasten nichts weniger als leicht waren. Das gab den Erfolgen des israelitischen Konsistoriums einen etwas bitteren Beigeschmack in manchen Kreisen und nährte eine gewisse Unzufriedenheit mit seinen Maßnahmen, die sich bald auch noch in anderer Richtung bemerkbar machte. Jacobson hatte mit einer gewissen Gewaltsamkeit und Rücksichtslosigkeit, wie sie der verstandesmäßigen Aufklärung leicht eignet, in alte Formen, in geheiligte Überlieferungen eingegriffen, die ihm, weil er sie innerlich überwunden hatte, veraltet und leer erschienen, die aber doch zahlreichen Gemeindemitgliedern noch immer fest ans Herz gewachsen waren. Es bildete sich daher allmählich gegen diese Reformbestrebungen in orthodox gesinnten Kreisen ein gewisser Widerstand aus. Aber dieser hatte sich noch nicht gefestigt, noch keinerlei bedenkliche Formen angenommen, als die Tage der Westfälischen Herrlichkeit ihr Ende bereits erreichten. Jacobson befand sich gerade noch auf dem Gipfel seines Ruhmes, als am 28. September 1813 die Kosacken unter General Tschernitschew vor den Toren Kassels erschienen. Unwillkürlich ahnte er nun wohl den drohenden Zusammenbruch auch seines Glückes, und es war gewiß seine wahre Empfindung, wenn er in diesem Augenblicke, der anderen das Morgenrot der Befreiung zu bringen schien, die jüdische Gemeinde im Tempel versammelte und klagend ausrief, die Gesänge Zions sollten in lauten Tönen auf Westfalens Gebirgen erschallen.

Den völligen Untergang konnten sie von dem Westfälischen Königreiche nicht abwenden. Böse Tage aber brachen nun für diejenigen an, die sich an der Huld des fremden Gewalthabers gesonnt, ihren Vorteil unter diesem Regimente gefunden hatten. Nicht nur edle vaterländische Begeisterung wurde nun laut; es regten sich auch niedrigere Instinkte, die sich nicht zum wenigsten gegen die unter Jerome so hoch emporgekommenen Juden wandten. Manche Spottgedichte der Zeit geben davon ein deutliches Zeugnis. So bereits einige Verse eines der besten von ihnen, das man keinem Geringeren als dem ehemaligen Westfälischen Finanzminister Hans v. Bülow zuschreibt[1]), der selbst an Jacobson einst Kirchengüter verschachert haben wird. Er gedenkt in seinem rührenden Singspiele „Der Abschied von Kassel" mit Nachdruck auch der drei jüdischen Ritter, denen Jerome den Orden der westfälischen Krone verliehen hatte. Er läßt zuerst den Ordens-Kanzler mit folgenden Worten auftreten:

Juden schlug ich einst zu Rittern,
Wunder that das blaue Band,
Doch in solchen Ungewittern
Hält da wohl der Mauschel Stand?
V. 70. Ritter Zadig, Ritter Mayer[2]),
Heldenkühner Jacobssohn!
Zittert nicht so ungeheuer,

---

[1]) Vgl. Ztschr. des Harzvereins 24. Jahrg. (1891) S. 46 ff.

[2]) Abraham Zadig war der erste Leibarzt des Königs, Mayer-Dalmbert Sekretär und Adjunkt der Mairie zu Kassel. Beide waren, wie Jakobson, am 8. November 1812 mit dem Kronenorden decoriert worden.

Lauft doch nicht zu Fuß davon!
Auf! ihr sollt zu Rosse sitzen
V. 75. Und mit eurem Ritterschwert
Euren bangen König schützen,
Der so hoch die Juden ehrt.

Dann folgen die drei Ritter selbst, die folgenden Chorgesang anstimmen und dann eiligst davonlaufen:

Weh! es sprach: „Du sollst nicht tödten!“
Einst der Herr am Horeb schon.
Weih mir! Weih in solchen Nöthen
Läuft wohl selbst der Christ davon.

War so die Stimmung in den oberen Kreisen, wessen konnte man sich da von den unteren versehen? Es war klar, daß für Jacobson jetzt Kassel kein Aufenthaltsort mehr war. Eine ähnliche Stimmung wie hier konnte er aber auch in Braunschweig voraussetzen, wo jetzt der schon früher so schroff hervorgekehrte Geschäftsneid so schön und wirkungsvoll mit patriotischer Gesinnung sich umhüllen konnte. Es war unter diesen Verhältnissen für Jacobson geraten, daß er ein neutrales Gebiet aufsuchte. Er begab sich daher zunächst auf sein Gut zu Wöltingerode und siedelte dann 1814 zu dauerndem Aufenthalte nach Berlin über.

Viel Freude hat er auch in dieser Stadt, in der er erst am 1. Oktober 1824 das Staatsbürgerrecht erhielt, nicht mehr erlebt. Was half es ihm groß, daß sein irdisches Gut sich noch mehrte? Aus den v. Moltkeschen und Flüggeschen Konkursmassen hat er 1815 die Güter Tressow, Klentz, Klein Marckow, Gehmckendorf und Grambow mit Charlottenthal erworben. Gern nahm er in Tressow vorübergehend Aufenthalt, und mit dem alten Opfermute hat er auch hier auf seinen neuen Gütern den Bedürftigen geholfen und gemeinnützige Anstalten, besonders Schulen und Armenhäuser, tatkräftig unterstützt. Aber so eifrig er auch jetzt sogleich wieder die Sache der Judenreform in die Hand nahm: es lag kein dauernder Segen mehr auf dem, was er hier in Berlin in Angriff nahm. Er richtete sogleich in seinem Hause einen zeitgemäßen Gottesdienst mit deutschen Gebeten und Gesängen ein, predigte hier selbst und konfirmierte einen seiner Söhne; er fand auch Zuspruch und in dem Bankier Jacob Herz Beer, dem Vater des Komponisten Meyerbeer, einen eifrigen Gesinnungsgenossen, der ähnliche Gottesdienste in seinem Hause einführte. Aber den orthodoxen Juden waren diese Neuerungen ein Gräuel; sie setzten es durch, daß durch eine Kabinetsordre König Friedrich Wilhelms III beide Privattempel geschlossen wurden und alle Einwände dagegen unberücksichtigt blieben. Als Herz Beer später den Versuch wiederholte, hatte dieser das gleiche Schicksal. Eine Kabinetsordre vom 9. Dezember 1823 befahl, daß „der Gottesdienst der Juden nur in der hiesigen Synagoge und nur nach dem hergebrachten Ritus ohne die geringste Neuerung in der Sprache und in der Ceremonie, Gebeten und Gesängen, ganz nach dem alten Herkommen gehalten werden solle.“ Da war allen den Bestrebungen, an denen Jakobson mit voller Seele hing, jeder Grund und Boden entzogen.

Auch schwere Schicksale im Hause blieben nicht aus. Seine treue Gattin Minna wurde ihm am 4. Februar 1819 durch den Tod entrissen; schon im Jahre vorher hatte ihn selbst ein Nervenschlag getroffen, der seine geistigen und körperlichen Kräfte nicht unerheblich schwächte. Er fand zwar ein neues Glück in einer zweiten Ehe, die er mit seiner Nichte Jeanette, einer Tochter des Bankiers Jakob Leffmann Cohen in Hannover, einging. Wenn aber auch heftige Gemütsbewegungen seinen Lebensabend umwölkten: niemals, wo man seine Hilfe anging, hat er vergessen wohlzutun und mitzuteilen. Das hat vor allen in reichem Maße auch die Anstalt erfahren, die hier in Seesen seinen Namen trägt. Und als im Jahre 1825 den Ort ein großes Brandunglück heimsuchte, da war auch er wieder nach Kräften bemüht, durch eine reiche Geldsendung der Not zu steuern. Nur wenige Jahre darauf, in der Nacht vom 13. zum 14. September 1828 ist er in Berlin einem heftigen Blutsturze erlegen. In der Gedächtnisfeier, die dort für ihn veranstaltet wurde, sprach Dr Gotthold Salomon über die Worte: „Der wahre Fromme stirbt nicht.“ Wenn wir aber jetzt nochmals zurückschauen auf den Lebensgang des Mannes und vor uns sehen das Gedeihen seines Werkes in hiesiger Stadt, so können wir ihm nur beipflichten mit dem alten Bibelworte: „das Andenken der Gerechten bleibt im Segen“, uns selbst aber daraus die Mahnung entnehmen, die als fruchtbarste Lebensweisheit unser Altmeister Goethe in die kurzen Worte zusammengefaßt hat: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut.“

Griepenkerliana.

Mitgeteilt von Heinr. Mack.

Am Schlusse seines Büchleins „Robert Griepenkerl, der Dichter des Robespierre“, das bislang die zuverlässigste und vollständigste Auskunft über Leben und Werke des Mannes gibt, prophezeit Otto Sievers, dereinst werde sich die Stadt Braunschweig der Pflicht, Griepenkerls Grab mit einem Denkmale zu schmücken, nicht entziehen, und dann würden alle, die Freude und Erhebung in seinen Werken gefunden hätten, mit Blumen zu seinem Leichenhügel wandern. Man kann daran zweifeln, daß diese Voraussage in Erfüllung gehen werde, denn ein kräftiges Neuaufleben des Interesses an Griepenkerls Dichtungen, wenn auch nur in seiner Vaterstadt, ist doch zum mindesten sehr unwahrscheinlich. Selbst die bei weitem bedeutendste unter ihnen, der „Robespierre“, verdankt den stürmischen Beifall, den sie in

den ersten Jahren nach ihrer Vollendung vielerorts in Deutschland entfesselt hat, keineswegs allein ihrem sehr bedingten künstlerischen Werte, sondern in hohem Grade der lebhaften Teilnahme, welche die Zeitgenossen der Revolution von 1848 dem aktuellen Stoffe entgegenbrachten. Nun wird zwar der Stoff für immer ein dramatischer bleiben, nur hat man inzwischen eingesehen, daß Griepenkerl ihm bei weitem nicht gerecht geworden ist. Er kannte, so sagt Professor Aulard in einem Briefe, der einer 1892 veröffentlichten französischen Übersetzung des „Robespierre" von Auguste Dietrich[1]) vorgedruckt ist, unzweifelhaft richtig, die Revolution nur durch Lamartine, der sie nicht kannte. Also selbst an eine Renaissance dieses Werkes vermögen wir nicht zu glauben. Damit wird aber natürlich an der Tatsache nicht gerüttelt, daß Griepenkerl zeitweilig als Dichter und Rhapsode eine bedeutende Rolle auf dem deutschen Parnaß gespielt und zahllose Volksgenossen begeistert und hingerissen hat. In Rücksicht hierauf hat es sich die Stadtbibliothek zu Braunschweig zur Aufgabe gemacht, sowohl Gedrucktes als Ungedrucktes von und über Griepenkerl in möglicher Vollständigkeit zu sammeln. Das geht leider recht langsam. Nur selten erscheint hie und da eins von des Dichters Werken, die bei den Verlegern längst vergriffen sind, in den Katalogen der Antiquare, noch seltner wird ein Brief von ihm oder an ihn oder gar ein ungedrucktes Gedicht von seiner Hand angeboten. Darüber darf man sich nicht wundern. Griepenkerl ist eben so rasch und so sehr in Vergessenheit geraten, daß gewiß viele Exemplare seiner Schriften, vieles Handschriftliche von ihm der Aufbewahrung nicht für wert gehalten worden sind. Manches Stück mag aber auch noch auf alten Bücherbrettern oder in verstaubten Schreibtischfächern ein mehr oder weniger unbeachtetes Dasein fristen, und vielleicht hilft es die Aufmerksamkeit auf derartiges lenken, vielleicht wird es sogar diese oder jene freundliche Zuwendung an die Stadtbibliothek zur Folge haben, wenn wir hier aus der Griepenkerlmappe der genannten Anstalt einige bisher noch nicht veröffentlichte Schriftstücke zum Abdruck bringen.

1.

Es ist schon von Sievers völlig zutreffend hervorgehoben worden, daß Robert Griepenkerl auch seinem innern Menschen nach durchaus der Sohn seines Vaters war. Deshalb dürfte es nicht unangebracht sein, an erster Stelle einen Brief dieses Mannes mitzuteilen, worin er ein Stück Selbstbiographie entwirft und zwar auf historisch allgemein interessantem Hintergrunde. Sievers hat für seine kurze Charakteristik des Vaters Griepenkerl diesen Brief offenbar benutzt[2]), aber keineswegs völlig ausgeschöpft. Als Friedrich Konrad Griepenkerl ihn schrieb, war er 33 Jahre alt. Empfänger ist vermutlich Jakob Ludwig Römer gewesen, der, zuerst Lehrer am Katharineum zu Braunschweig, hierauf ein Jahr lang Kabinetsrat Herzog Friedrich Wilhelms, im April 1815 zum Konsistorialrat ernannt worden war, vornehmlich für das Schulressort. Auch das höhere Schulwesen des Herzogtums unterstand damals wie noch lange nachher dem Konsistorium, und so begreift man, daß von dieser Behörde die Aufforderung an Griepenkerl ergehen konnte, sich um eine erledigte Stelle am Katharineum zu bewerben, die er dann demnächst auch wirklich erhielt. Im übrigen spricht der Brief für sich selbst.

Hochwürdiger Herr
Consistorialrath
verehrtester Lehrer und Freund

Für Ihre gütige Zuschrift, die mir höchst unerwartet und erfreulich war, danke ich Ihnen und den Hochwürdigen Herren Consistorialräthen gehorsamst.

Ihrem mir so ehrenvollen Vorschlage gemäß, würde ich augenblicklich dem Hochfürstlichen Consistorium mein unterthäniges Gesuch um eine passende Anstellung im Braunschweigischen eingereicht haben, hätte ich nicht kurz zuvor ein ähnliches an das Hochfürstliche Geheime-Raths-Collegium abgesandt. ich darf daher nur privatim die mir gütigst ertheilte Erlaubniſs benutzen und Ihren eigenen Händen eine umständlichere Darstellung meiner Persönlichkeit und Thätigkeit übergeben, mit der gehorsamen Bitte, bei den übrigen Hochwürdigen Herren Consistorialräthen meine Nichterfüllung Ihres Befehls bestmöglichst zu entschuldigen.

Erhalten Sie mir, bitte ich, Ihre gütige Gewogenheit während folgender langen Rede von mir selbst, die Ihrer Nachsicht so sehr bedürfen wird.

Die Universität Göttingen bezog ich vor zehn Jahren mit dem Vorsatze, neben anderen Hülfswissenschaften, besonders Philosophie und schöne Litteratur, des Alterthums sowohl als der neueren Zeit, zu studiren, um mir wo möglich einst die Lehrerstelle dieses Faches am Collegium Carolinum zu erarbeiten. Kaum waren die ersten vorbereitenden Anstalten dazu getroffen, als die Freiheit meines Vaterlandes verloren ging. Dies alles erschütternde traurige Ereigniſs warf auch mich aus meiner Bahn; denn ich hatte zu bedenken, wie wenig mein Vaterland zunächst der schönen Litteratur bedürfen würde. Frei, wie ich war, und fast durchaus unabhängig von der neuen ungenehmen Regierung, durft' ich einen Entschluſs fassen, der mich von der Theilnahme an ihren Absichten gänzlich losriſs. Es galt die Erhaltung des bedrohten Deutschen Sinnes,

[1]) Dietrichs Ausgabe ist auch deshalb merkwürdig, weil jener in der Einleitung fast nur — und sehr oft wörtlich — Sievers' Buch ausschreibt, ohne es ein einziges Mal zu nennen.

[2]) A. a. O. S. 6 f.

der (!) sich, wie ich wohl nicht mit Unrecht meinte, jeder Deutsche, auch in der beschränktesten Lage, schuldig war. Die meinige erlaubte mir nichts Weitergreifendes, als Erziehung und Unterricht der Deutschen Jugend nach Deutschem Sinn. Mein Hauptfach wurde also nun die Pädagogik, auf welche ich schon durch Philosophie von einer höchst bedeutenden Seite her aufmerksam gemacht war, und dieses verdankte ich meinem verehrten Lehrer und Freunde, dem Professor Herbart, der jetzt an Kants Stelle in Königsberg Philosophie lehrt. Statt der ausschließlichen Betreibung eines einzelnen Hauptfaches, außer der Philosophie und der Pädagogik, als Wissenschaften, wurden jetzt fast alle einzelnen Fächer, deren man sich zum Unterrichte der Jugend zu bedienen pflegt, durchmustert, um jedem eine Seite abzugewinnen, von welcher aus ihre Würkung auf die jugendliche Seele unfehlbar sein möchte. Sie alle konnten durch die Art ihrer Behandlung dazu dienen, ernsten Forschungseifer, Verbreitsamkeit, dem Rufe des Talents gemäß, nach allen würdigen Seiten des Wissens hin, tiefe Innigkeit des Gemüths, unzerstörbare Vaterlandsliebe, strenge Sittlichkeit und die ganze Seele durchdringende Religiosität — so früh als möglich zu begründen.

Unter diesen Bestrebungen schwand die Möglichkeit der Ausübung des etwa Gewonnenen im Vaterlande immer mehr, da die Absicht nicht hätte verborgen bleiben können. Dies bestimmte mich, Fellenbergs Rufe nach der Schweiz zu folgen. Der Mann versprach, eine deutsche Erziehungsanstalt zu gründen. Der Zustand seines Vaterlandes drängte ihn dahin, wie uns der des unsrigen. Wir vereinigten uns leicht über die Art der Ausführung und in einem Zeitraume von nun beinahe acht Jahren hatten wir die Freude, unser gemeinschaftliches Werk stets mehr gedeihen zu sehen. Eine landwirthschaftliche Lehranstalt, Fellenbergs eigenthümlichste Anlage, zeigte dem Bauer wie dem Gutsbesitzer manche bedeutende und bewährte Vortheile. Eine Armenschule, von jetzt zwei und dreißig Zöglingen, machte es der Schweiz und einigen von Deutschlands Häuptern begreiflich, wie aus dem aufgegebenen, von der Gasse genommenen, jedermann lästigen Knaben ein brauchbarer, tüchtiger, dem Vaterlande nützlicher Mann gezogen werden könne. Eine Normalschule, in welcher einmal zwei und vierzig und ein anderes Mal zwölf Landschullehrer versammelt waren, bestrebte sich, der Schweiz die Nothwendigkeit und Nützlichkeit solcher Anstalten, die in den hiesigen Landen fast gänzlich fehlen, vor Augen zu stellen. Unsere höhere Erziehungsanstalt endlich, die wir vor sieben und einem halben Jahre mit einem Zöglinge anfingen, ist bis auf funfzig herangewachsen, unter welcher Zahl sich drei Prinzen befinden, zu denen noch vier andere Söhne Deutscher Fürsten auf nächstes Frühjahr erwartet werden. Zwölf Lehrer arbeiten an derselben und bestreben sich, in den durchaus geordneten und abgestufften Fächern, die zu höherer gründlicher Bildung erforderlich sein mögen, nach Kräften den bestmöglichsten Unterricht zu erteilen.

In allen diesen Anstalten, die landwirthschaftliche allein ausgenommen, lebte und würkte ich durch Rath und That und hatte Gelegenheit gnug, in jeder derselben mir Erfahrungen und Fertigkeiten zu erwerben. Dennoch wurde das Pestalozzische Erziehungshaus in Iferten, wo ich mich zu dem Zwecke einmal zwei Monate aufhielt, nicht unbenutzt gelassen. Meine meiste Zeit aber widmete ich der höheren Erziehungsanstalt, zu der ich den Plan entwarf, den ich eben jetzt zum Druck ausführlicher bearbeite. Die Unterrichtsfächer, mit denen ich ihr zu Hülfe trat, waren: Mathematik; Griechische Sprache, Geschichte und Geographie, nämlich der vorbereitende Unterricht darin und die Lesung der Odyssee; Deutsche Sprache und Litteratur, das Mittelalter hindurch bis auf unsere Zeit, und eben bin ich im Begriff, mit unseren sechszehn- bis achtzehnjährigen Zöglingen das Nibelungenlied in der Ursprache zu lesen; Musik, welche ich mir, als eins der kräftigsten ästhetischen Bildungsmittel, zu pädagogischen Zwecken besonders bearbeitet habe; höhere Denkübungen endlich trieb ich mit unseren älteren Zöglingen theils aus allgemein pädagogischen Gründen, theils aber auch deshalb, daß die Früchte langjähriger Anstrengung bei ihnen nicht der Raub schwärmerischer Philosopheme werden möchten, welche jetzt auf mancher Deutschen Universität herrschen.

Mit diesen Fächern, zu denen ich noch die Lateinische Sprache zählen darf, bin ich dem Vaterlande zu dienen bereit, wenn es meine geringen Kräfte der Benutzung würdig achtet. Sie sind es auch, die ich, außer der Musik, dem Hochfürstlichen Geheime-Raths-Collegium genannt habe. Mit meiner Kenntniß des Griechischen und Römischen Alterthums, wie auch der Mathematik, trage ich indeß Bedenken, mich in die oberste Classe eines Gymnasiums zu wagen, weil dahin Philologen und Mathematiker von Fach gehören, welches ich nicht bin. Dafür aber darf ich, gestützt auf meine vielfältige Übung — ich hatte ein Paar Jahre täglich sieben Lehrstunden in verschiedenen Classen — einen desto tüchtigeren Unterricht etwa in Tertia, mit der Mathematik auch in Secunda, versprechen.

Unter solchen Umständen kann mir die erledigte Lehrerstelle am Catharineum als ein erwünschtes Gut erscheinen. Bin ich aber so glücklich, den höchsten Behörden meines Vaterlandes einst durch die That Beweise einer weiteren Brauchbarkeit zu geben, dann möchte mir, meiner Lieblingsneigung und meinen Hauptstudien gemäß, die Bildung künftiger Volkslehrer in Städten und Dörfern, die Einrichtung und Beaufsichtigung von Volksschulen in

einem höheren Sinne, als das beneidenswerteste Geschäfft erscheinen, welches alsdann in einem gewissen Umfange zu erlangen, ich meine Bitten nicht sparen würde. — —

Doch selbst Ihre freundschaftlichste Gewogenheit habe ich durch diese lange Darstellung meiner kleinen Angelegenheiten ermüden müssen. Verzeihen Sie gütigst diese unvermeidliche Unhöflichkeit.

Meine beiden Freunde, Lippe und Schacht[1]), haben mir aufgetragen, Ihnen für die ehrenvolle Aufforderung, der sie mit nächster Post zum Theil entsprechen werden, gehorsamst zu danken.

Herzlich danke auch ich Ihnen noch ein Mal für das ausgezeichnete Wohlwollen, das Sie mir und meiner Familie schenkten, und habe die Ehre, mit vollkommenster Hochachtung, Ergebenheit und Freundschaft mich zu nennen

Hofwyl bei Bern in der Schweiz am 20sten November 1815

Ew. Hochwürden gehorsamster
F. Griepenkerl.

2.

Die geistige Verwandtschaft Robert Griepenkerls mit seinem Vater tritt nicht zuletzt darin hervor, daß er wie dieser sehr musikalisch war. Wie der Vater spielte er ausgezeichnet Klavier, war er eifrig um die Hebung des Musiklebens in Braunschweig bemüht und betätigte er sein Interesse an der Musik auch literarisch. Bekannt ist seine feurige Propaganda für Hector Berlioz, die ihm dessen dankbare Freundschaft eintrug. Doch auch mit manchem andern berühmten Komponisten trat er in nahe Berührung, so mit Spontini, Felix Mendelssohn und Meyerbeer. Am ältesten waren wohl die ihm vom Vater überkommenen Beziehungen zu dem ersten dieser drei. Während seiner Studienzeit in Berlin verkehrte er bei ihm im Hause, nachher stand er mit ihm im Briefwechsel. Selbstverständlich schickte er ihm auch seine im Jahre 1838 herausgegebene Novelle: „Das Musikfest oder die Beethovener", in der er Beethoven als großen Humoristen, nebenher aber auch die von ihm verehrten lebenden Komponisten feiert. Die Stadtbibliothek besitzt den vom 13. November 1839 datierten Dankbrief Spontinis für diese Zusendung. Auf einen offiziellen Briefbogen geschrieben, dessen gedruckter Kopf Titel und Würden des maßlos aufgeblasenen Italieners pomphaft registriert[2]), lautet er folgendermaßen:

[1]) Über Lippe war nichts näheres zu ermitteln; Theodor Schacht (geb. 7. Dez. 1786 zu Braunschweig, gest. 10. Juli 1870 zu Darmstadt), Verfasser eines „Lehrbuchs der Geographie alter und neuer Zeit", hat sich in leitender Stellung um das Unterrichtswesen im Großherzogtum Hessen verdient gemacht (vgl. Allgem. deut. Biogr. Bd. 30, S. 772).

[2]) „Der Ritter Spontini, Erster Kapellmeister und Generalintendant der Kapelle Sr. Majestät des Königs von Preußen."

Monsieur

Les occupations inombrables qui, dépuis mon rétour, ont absorbé tout mon tems, ne m'ont pas permis de répondre plutôt à votre très obligeante lettre, pour vous rémercier infiniment du volume très intéressant qu'il vous a plu de m'offrir! D'allieurs il me fallait avant tout le parcourir et m'en instruire! et c'est d'après cela, que je me fais un vrai plaisir de vous rémercier beaucoup, et de vous complimenter sincerement de l'hommage (*jamais* assez grand pour un aussi grand mérite) que vous avez si spirituellement et si poetiquement rendu publiquement à l'un des Astres les plus lumineux, qui eclaireront toujours l'Orizon musical de l'Allemagne, et du monde de l'harmonie!!.. Il est très malheureux pour l'Art, que l'on s'acharne à l'imiter, ou à le copier, ou, pour mieux dire, à le piller! tout musicien dépourvu de genie, veut être un grand compositeur, un Beethoven! et de là vient le ridicule et la décadence de l'Art, sa corruption en est le résultat. Je vous suis fort réconnoissant pour les sentimens d'estime qui vous ont aussi inspiré à mon égard, et je vous prie de croire à ma réciprocité, et à mon plus parfait attachement, dont je vous offre ici l'assurance.

Spontini.

a Monsieur
Monsieur Griepenkerl
franco à Braunschweig

(Schluß folgt).

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.

57. Sitzung am 26. Februar 1906 zu Braunschweig.

Georg Hieb hielt seinen angekündigten Vortrag über Schottelius' Leben und Wirken. Er schilderte den Lebensgang im wesentlichen auf Grund einer 1676 gedruckten Leichpredigt, aus deren hinzugefügten Anhängen er auch einiges vorlas. Von den Werken des berühmten Mannes hob er besonders eingehend die theologischen Inhalts hervor. Aus der „grausamen Beschreibung und Vorstellung der Hölle und der Höllischen Qual, oder des andern und ewigen Todes" teilte er größere Teile mit unter Vorzeigung der dem Werke beigegebenen Abbildungen. Von der „deutschen Vers- und Reimkunst" gab er einige Auszüge, von der „Lingua Germanica" das Inhaltsverzeichnis.

Der Vorsitzende hob darauf kurz die großen Verdienste hervor, die sich Justus Georg Schottelius um die deutsche Sprache erworben hat. Mit Recht könne man ihn den Jakob Grimm des 17. Jahrhunderts nennen. Es würde eine dankbare Aufgabe für den Geschichtsverein sein, wenn er sich noch öfter mit diesem bedeutenden Germanisten befaßte.

Weniger ersprießlich sei es, ihm auf dem Gebiete der theologischen Literatur zu folgen, da ihm als Juristen und Sprachforscher dieses Gebiet doch eigentlich ferngelegen habe.

Oberstleutnant z. D. Meier berichtete zum Schluß über den Klub zum schiefen Ständer in der Zeit von 1821—38. Seine Mitteilungen sind inzwischen im Braunschw. Magazin S. 44—48 und 55—60 bereits zum Abdrucke gebracht worden.

58. Sitzung am 12. März 1906 zu Wolfenbüttel.

Vor Eintritt in die Tagesordnung gedachte der Vorsitzende des heimgegangenen korrespondierenden Mitgliedes des Geschichtsvereins Geh. Reg.-Rats, Professors Dr Moriz Heyne zu Göttingen. Die Anwesenden ehrten das Andenken des Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen. Superintendent Dr Beste sprach über die Salzburger Emigranten im Braunschweigischen. Nach kurzer Einleitung über deren Vertreibung durch Bischof Firmian und Berufung nach Preußen durch König Friedrich Wilhelm I. schilderte der Redner den Einzug der Salzburger in Blankenburg am 30. August 1732 nach einer damals erschienenen Schrift, welche den Titel führt: „Das Wohltun der Stadt Blankenburg an 940 aus dem Salzburgischen betrübt ausgezogenen Glaubensgenossen."

Archivrat Dr Zimmermann berichtete über ein Stammbuch und eine Silhouettensammlung von J. A. Leisewitz, über die man jetzt den Aufsatz im 4. Jahrgange des Jahrbuchs (1905) S. 114 ff. vergleiche.

Professor Dr Meier berichtete zum Schluß über das Abkommen, das der Braunschw. Geschichtsverein mit dem Historischen Verein für Niedersachsen dahin getroffen hat, daß jeder der beiden Vereine, der eine den Mitgliedern des andern die Mitgliedschaft für einen Jahresbeitrag von 3 M. zugesteht.

59. Sitzung (fünfte Hauptversammlung) auf dem Sternhause im Lechelnholze am 11. Juni 1906.

Der Schriftführer verlas den 5. Jahresbericht. In 11 Sitzungen, einschließlich der Wanderversammlung zu Königslutter und der fünften Hauptversammlung, sind 19 Vorträge gehalten worden.

Über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege berichtete Dr Steinacker.

Der Schatzmeister erstattete den Kassenbericht. Die Einnahmen des Geschichtsvereins haben im Rechnungsjahre 1905 betragen 5802 M. 85 Pf.
die Ausgaben.................... 5686 „ 06 „
mithin verblieb ein Überschuß von 110 M. 79 Pf.

Das in sicheren Wertpapieren angelegte Vermögen des Vereins beläuft sich auf 5923 M. 9 Pf.

Zurzeit der vorjährigen Hauptversammlung betrug die Zahl der Mitglieder 522. Seitdem hat der Verein 9 Mitglieder durch den Tod verloren und weitere 22 sind ausgetreten. Dagegen sind neu eingetreten 52 Mitglieder, so daß die Gesamtzahl der Mitglieder sich gegenwärtig auf 543 beläuft. Davon wohnen 249 in der Stadt Braunschweig, 66 in Wolfenbüttel, 170 im übrigen Herzogtume und 58 außerhalb des Landes.

Apothekenbesitzer Bohlmann, der die Rechnung geprüft hatte, erklärte sie für richtig und beantragte, dem Schatzmeister Entlastung zu gewähren, was geschah. Herr Bohlmann wurde auch für das nächste Jahr als Rechnungsprüfer bestellt.

Die Versammlung bewilligte einen Kredit von 2—300 Mark zur Drucklegung eines Führers durch Braunschweig für den VII. Tag für Denkmalpflege.

An Stelle des zweiten Vorsitzenden, Generalleutnant v. Otto, der gebeten hatte, von einer Wiederwahl Abstand zu nehmen, wurde Museumsdirektor Dr P. J. Meier gewählt und an dessen Stelle zum Konservator der Museumsassistent Dr Steinacker. Die übrigen Mitglieder des Vorstandes wurden wiedergewählt.

Professor Dr Hassebrauk hielt einen Vortrag: „Das Jahr 1806 und die Gründung des Königreichs Westfalen."

Der erste Teil des Vortrages gab in großen Zügen die Entwicklung Preußens und Norddeutschlands bis zum Feldzuge von 1806, erörterte besonders die Fehler der preußischen Politik und der Heeresverwaltung, die zu dem Unglück bei Auerstädt führten. Daran schloß sich die Beantwortung der Frage, weshalb auch der Oberfeldherr, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, keine Rettung habe bringen können. Eine kurze Charakteristik dieses Fürsten betonte besonders den Umstand, daß er als Feldherr und Staatsmann bei den Zeitgenossen für ein Genie galt, während er doch nur ein Talent war.

Der zweite Teil beschäftigte sich mit den Folgen der Schlacht von Auerstädt für unser Land. Der persönliche Haß Napoleons gegen den Herzog drohte sofort das Schlimmste; seine Versicherung dagegen, die Franzosen würden als Freunde kommen und das Land nach Möglichkeit schonen, gab doch wieder zu Hoffnungen Anlaß. Die Antworten allerdings, welche dem Spezialgesandten des Herzogs und denen der Landstände zu Teil wurden, vernichteten diese sofort wieder. Das Land wurde von französischen Truppen besetzt, entwaffnet und mit einer Kriegssteuer von 5 Millionen Francs beschwert. Die Beamten, auch die Minister, blieben zunächst im Amte, waren aber nur die Werkzeuge in der Hand der französischen Regenten Bisson, Malraison und Marcial Daru. Diese drei wurden etwas genauer charakterisiert und ihre mangelhaften Erfolge dargelegt. Die durch die Okkupation hervorgerufene Stimmung war im ganzen keine freudige, wenn sich auch manche Gebildete, wie Joachim Heinrich Campe und Ja-

cobson, in unklarer Begeisterung oder aus egoistischen Gründen den Fremden anschlossen. Die Verwirrung der Begriffe, die sich bei diesen zeigte, erfaßte bald die breiten Massen des Volkes; man begann die Zahlung der Steuern zu verweigern; man sah die Wälder als herrenloses Gut an; ja es entstanden zahlreiche disziplinierte Räuberbanden, die ihr Unwesen bis 1809 trieben. Zu dieser Verwilderung des Volkscharakters trug auch die schwere wirtschaftliche Notlage nicht wenig bei. Die Grundsteuer wurde erhöht; Extrasteuern wurden auf die Gehälter der Beamten, auf Pachtungen, ja auf Mieten gelegt. Alle Lebensmittel wurden teuer; Ref. führt dies an den Getreidearten, an Gemüse, Fleisch und Bier des Nähern aus. — So war das Volk in dumpfe Gleichgültigkeit und heftigen Groll gegen die Unsicherheit der öffentlichen Verhältnisse geraten; schon jetzt werden schwere Gewalttaten gegen die Franzosen gemeldet. Es war die Frage, ob die Gründung des neuen Königreichs Westfalen Besserung bringen konnte (1807).

Die eigentliche Bildung dieses ephemeren Staates berührte Ref. (im Interesse der Zeit) nur mit kurzen Worten; dagegen suchte er im dritten Teile seines Vortrages die eben gestellte Frage durch die Finanzgeschichte des Landes zu beantworten. — Von Anfang an fehlte die Möglichkeit durch geordnete Wirtschaft zu einer guten finanziellen Grundlage zu kommen; denn Napoleon hatte sich sogleich die Hälfte der Domänen vorbehalten und weigerte sich hartnäckig, von den auferlegten Kriegssteuern auch nur einen Teil zu erlassen. Dazu kam, daß der erste Finanzminister Jeromes, Jollivet, sich in der Steuerkraft des Landes ganz erheblich verrechnete. So konnte sein Nachfolger, der ehrliche Beugnot, nur wenig bessern. Mehr Hoffnung setzte man mit Recht auf Hans von Bülow, der im Frühjahr 1808 die Leitung der Finanzen übernahm. Ref. schilderte die Versuche, die Steuern zu regeln und zu bessern, die Landesschulden zu berechnen und zu amortisieren, für den augenblicklichen Bedarf Anleihen aufzunehmen. Da die Verhandlungen wegen der letzteren im Auslande scheiterten, mußten sie als Zwangsanleihen im Lande selbst erhoben werden; aber auch hier fehlte der volle Erfolg. Die Aufhebung der Universitäten Helmstedt und Rinteln, sowie anderer Lehranstalten wurde vom Ref. ebenfalls durch die finanzielle Not erklärt. Trotzdem war eine leichte Besserung zu konstatieren, wenn auch das jährliche Defizit noch längst nicht beseitigt war, als Bülow im April 1811 durch Intriguen gestürzt und durch Baron Malchus ersetzt wurde. Sofort fielen die westfälischen Staatspapiere um volle 15 Prozent. Von nun an sanken Wohlstand und Kredit des Landes unaufhaltsam; durch die Grund- und Patentsteuer wurden die Untertanen in solche Verzweiflung gebracht, daß viele derselben in Braunschweig, Hannover und Magdeburg ihr Besitztum freiwillig aufgaben, weil sie die Lasten nicht mehr erschwingen konnten. Selbst der Staatsbankerott, den man am 28. Juni 1812 insofern erklärte, daß die Staatspapiere auf 1/3 ihres Wertes herabgesetzt wurden, half nichts mehr. Der russische Krieg und besonders das Jahr 1813 fanden Staat und Volk in der drückendsten Armut.

60. Sitzung (fünfte Wanderversammlung) zu Seesen am 18. August 1906.

Die Vereinsmitglieder und die Geschichtsfreunde, die sich ihnen anschlossen, kamen am Nachmittage des 18. August im Kurhotel zum „Grünen Jäger" zusammen, um von hier aus eine Besichtigung der spärlichen Überreste der Hausschildburg vorzunehmen, über deren Geschichte Oberlehrer Dr Schäfer-Seesen die gewünschte Auskunft gab. Daran schloß sich 6 Uhr im Saale des Ratskellers zu Seesen die eigentliche Sitzung, die vom stellvertretenden Vorsitzenden, Museumsdirektor Dr P. J. Meier-Braunschweig, da der Vorsitzende erst später erscheinen konnte, eröffnet wurde. Namens der Stadt hieß als Mitglied des Magistrats W. Schüneman die Versammlung willkommen. Zunächst sprach Rektor Buchheister-Seesen über die „Stadt Seesen im Jahre 1757 nach den Vermessungsakten", indem er kurz die ältere Vergangenheit der Stadt seit dem Jahre 973 vorführte und dann eingehend auf Grund reichen, hier ausgestellten Kartenmaterials den Zustand und die Verhältnisse des Gemeinwesens in der Mitte des 18. Jahrhunderts behandelte. In eine spätere Zeit der Stadt leitete der zweite Redner des Abends, Archivrat Dr P. Zimmermann-Wolfenbüttel, die Zuhörer, indem er ihnen ein Lebensbild des größten Wohltäters der Stadt, Israel Jacobsons, vor Augen stellte. Ein gemeinsames Abendessen im Gasthofe zum „Kronprinzen" mit gemütlichem Beisammensein bildete den Abschluß des Tages.

Am folgenden Morgen wurde früh die Fahrt nach Kreiensen angetreten, wo sich eine Anzahl Herren vom Einbecker Geschichtsverein der Versammlung anschlossen, für die sie dann in liebenswürdigster Weise die Führung übernahmen. Zuerst wurde die Burg Greene besucht, deren Vergangenheit Rector Dr Brackebusch-Gandersheim kurz erläuterte, dann über die Hube, wo kurze Rast gemacht ward, der Weg nach Einbeck fortgesetzt. Hier wurden unter der sachkundigen Leitung der Herren Prof. Dr Ellissen, Oberlehrer Feise, Stadtbaurat Jürgens u. a. die reichen Sehenswürdigkeiten der alten Stadt in Augenschein genommen: das Alexanderstift, die Befestigungen, die stattliche Holzarchitektur, das städtische Museum usw. Beim Mittagsessen begrüßte Senator H. Domeier in herzlicher Weise die Braunschweiger Damen und Herren, die Abends mit aufrichtigem Danke für die freundliche Aufnahme schieden, die sie in der Stadt Einbeck gefunden.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1906. November **Nr. 11.**

Braunschweig und andere mittelalterliche Städte in Beziehung zu den natürlichen Richtungen der großen Handelswege.

Von Heinrich Meier.

Neuerdings ist mehrfach erkannt worden, wie man den ursprünglichen Grundriß einer Stadt, sofern sich solcher heute überhaupt noch mit Sicherheit feststellen läßt, zur Ergänzung sonst unvollständiger Geschichtsquellen verwerten kann.

Bemerkenswert ist der von Dr Joh. Fritz[1]) geführte Nachweis, daß eine sehr große Zahl der wahrscheinlich im 13. Jahrhundert entstandenen Städte östlich der Elbe einen durchaus geometrischen Grundriß[2]) aufweist. Seine Erklärung für diese Erscheinung, es habe das 13. Jahrhundert das große Werk der Wiedergewinnung des Ostens vollendet und sei eine Zeit gewaltiger, in der Geschichte beispielloser Kolonisation gewesen, ist so einleuchtend, daß sich kaum begreifen läßt, wie es dem Verfasser noch um eine Untersuchung[3]) der Herkunft des geometrischen Schemas für den Aufbau jener Städte zu tun sein konnte. Wo zu allen Zeiten und in aller Welt die Verhältnisse so gelegen haben, daß keinerlei Beschränkung bestand, sind alle Städte geometrisch aufgebaut worden. Voraussetzung ist eben nur ein Machthaber, der über allen Grund und Boden der ganzen Gegend das alleinige Verfügungsrecht hatte. So ist Alexandria, so sind die Römerstädte Pompeji, Florenz, Turin, Lyon und Marseille, so die Städte des deutschen Ordens Königsberg, Thorn und die Rechtstadt Danzig, so die zahlreichen von Fritz aufgeführten Städte deutscher Kolonisation z. B. Demmin, Cöslin, Neubrandenburg, so die Städte Ludwigs XIV und seiner Nachahmer Neu-Breisach und Saarlouis, Mannheim und Karlsruhe, so ist Petersburg, so die Friedrichstadt in Berlin, so sind Neu-York, Baltimore und Chicago aufgebaut. Man vergleiche den Grundriß von Alexandria[4]) mit dem von Chicago. Sie gleichen sich wie ein Ei dem andern. Und das konnte gar nicht anders sein, denn wer die Freiheit hat, mit Lineal und Zirkel zu konstruieren, müßte geradezu ein Narr sein, wenn er sich deren nicht bediente. Zwar in allerneuster Zeit gibt es Verfechter von krummen Stadtanlagen aus ästethischen Gründen; aber daß dergleichen Gesichtspunkte in früheren Zeiten schon einmal bestanden haben könnten, ist angesichts der einleuchtenden Nützlichkeit gradliniger und rechtwinkliger Anlage nicht im entferntesten vorauszusetzen. Ist also eine Stadt nicht geometrisch konstruiert, so haben sicherlich die Voraussetzungen gefehlt, welche die Durchführung eines geometrischen Bebauungsplanes ermöglichten. Die Erbauer waren dann nicht unbeschränkte Herrn des zu bebauenden Gebietes, sie hatten „des Eigentums gemessene Grenzen" zu ehren, sie mußten mit schon früher vorhandenen Anlagen rechnen.

Im Gebiete der deutschen Städte westlich der Elbe waren dies unter andern karolingische Königshöfe, kirchliche Stifte, Burgen Heinrichs des Finklers und vor allem die großen Heer- und Handelswege[5]), an denen vor Entwickelung städtischer Ge-

[1]) Dr Joh. Fritz, Deutsche Stadtanlagen. Straßburg 1894.

[2]) Charakteristisch ist nicht eigentlich das gradlinige, sondern das rechtwinklige. Die Häuserblöcke sind Quadrate oder so wenig von der Quadratform abweichende Rechtecke, daß zwischen Längs- und Querstraßen kein Unterschied besteht.

[3]) Seite 37 sub III. Dem hier gesagten kann in keiner Weise zugestimmt werden; am wenigsten ist das Seite 42 über Braunschweig gesagte zutreffend.

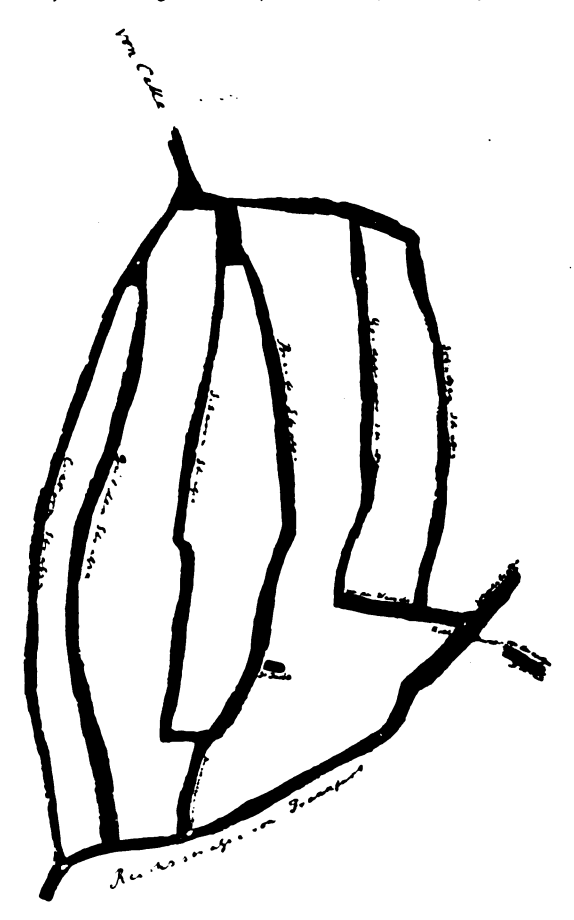
[4]) Natürlich den alten. Der jetzige hat davon fast nur noch die alte Kanobische Straße aufzuweisen, die jetzt Rue de la Porte de Rosette genannt wird.

[5]) Vergl. Schmidt in der Ztschr. des hist. Vereins für Niedersachsen 1896 S. 444, 448, 473 und Lamprecht Wirtschaftsleben im Mittelalter III, 247.

meinschaft dörfliche Anlagen entstanden waren, an die sich dann erst nach und nach der Kaufmann angegliedert hat.

Für Braunschweig hat Hänselmann den Versuch gemacht diese Verhältnisse bildlich darzustellen. Nachdem er schon lange erkannt hatte, welchen bedeutenden Einfluß die an und für sich nur geringen Höhenunterschiede des Geländes auf die Entwickelung der Kaufmannschaft und des städtischen Anbaues ausgeübt haben, hat er kurz vor seinem Tode zum dritten Bande seines Urkundenbuches einen Plan[1]) entwerfen lassen, welcher die älteste Besiedelung des Areals der Stadt Braunschweig darstellt und die Niveauverhältnisse nebst den durch sie bedingten ältesten Straßenführungen deutlich zur Anschauung bringt. Vergleicht man diesen Plan mit dem demselben Bande des Urkundenbuches beigegebenen Stadtplane[2]), so ergibt sich etwa folgendes:

Die Straße von Frankfurt a. M.[3]), welche im Zuge der späteren Südstraße oder Steinstraße über Kohlmarkt, Schuhstraße und Sack sich der Fürstenburg zuwandte, ist von der „Höhe" des linken Okerufers unter dem Namen „Reichsstraße" in das Okertal hinabgestiegen, um dem Bedürfnisse der hier beginnenden Okerschiffahrt zu entsprechen, hat sich von dort aus unter dem Namen „Kaiserstraße" wieder westwärts dem hohen Okerufer zugewandt und nordwärts die Richtung auf Celle[4]) eingeschlagen. Natürlich war aber der Landweg nach Celle und von da weiter nach Bardowik doch weit mehr von Bedeutung als die Schiffahrt durch Oker und Aller zur Weser. Dieser Landweg aber hatte seinen Ausgangspunkt von den Klinten bei St. Peter. Von der Reichsstraße dorthin also richtete sich nach und nach eine Anzahl von Fahrwegen, sechs von Süden nach Norden[5]), dreimal parweise beim Bäckerklinte zusammenlaufend, drei von Osten nach Westen[6]) auf den Radeklint gerichtet. Auf dem höchsten Teile des linken Okerufers bei St. Jacob vorbei mag der Hauptverkehr gelaufen sein. Dort war frühzeitig agrarisches Eigentum. Wie solches durch Zufall ohne Meßkette und Schnur seine Begrenzung erhalten hatte, wich man ihm aus. So wurden die Fahrwege, welche die Kaufmannsgüter da hindurch nehmen mußten nicht gradlinig. Ihre Wagenspuren glichen denen, wie sie noch zu unserer Väter Zeiten in der Lüneburger Heide die Regel waren. Niemals gradlinig, niemals parallel, liefen sie dennoch ohne große Umwege nebeneinander her, um sich beim nächsten Heidekruge in eins zusammenzufinden. Als der Anbau an diesen sechs Fahrwegen sich nach und nach vermehrt hat und durch das Aufblühen des Handels seinen dörflichen Charakter



Die Straßen der Altstadt als Fortsetzung der Straße von Frankfurt a. M. in der Richtung über Celle nach Bardowik.

langsam verlor, ist auf dem Höhengelände des linken Okerufers die Altstadt geworden. Bevor diese sich indessen als befestigte Stadt zusammenschloß, war etwas hinzugekommen, was vermutlich der städtischen Entwickelung erst den Abschluß gab: die feste Überbrückung der Oker, die in Verbindung mit künstlichen Dammbauten den Uferwechsel an dieser Stelle bequem und sicher gestaltete. Das war von großem Nutzen; denn hierdurch wurde der Verkehr von Magdeburg, Leipzig und Halle nach Minden und Bremen über Braunschweig gelenkt[7]). Hier-

[1]) Blatt I, entworfen für das Urkundenbuch der Stadt Braunschweig vom Geometer W. Schadt 1903.

[2]) Blatt II. Braunschweig um 1400.

[3]) Vergl. Meier, Straßennamen der Stadt Braunschweig. Wolfenbüttel 1903. S. 5. 6. 86. 87. Sie kam von Witzenhausen. Vergl. Teilungsurkunde von 1203 bei Rehtmeyer S. 421.

[4]) Von dort führte sie als „Dietwech" durch die Heide, wie 1060 bezeugt ist. Vergl. Lüntzel, Die ältere Diöcese Hildesheim S. 122.

[5]) Echtern-, Gülden-, Scharrn-, Breite-, Gördelinger- und Schützenstraße.

[6]) Beckenwerker-, Weber- und Langestraße.

[7]) Vergl. Straßennamen S. 5. 6. 25. 35. 50 und Urkunde des Stadtarchivs Nr. 678 vom Jahre 1433. Letzte spricht von der Kaiserlichen Straße die aus Meißen, Thüringen und aus dem Magdeburgischen Lande herkommt.

durch entstand eine Durchquerung der von Süden nach Norden gerichteten Wege von Osten nach Westen, mit welcher die Entstehung der Märkte der Altstadt auf die allernatürlichste Art verbunden war. Diese Durchquerung ist, wenn man die unvollständige durch Garküche und Heinenstraße mitrechnet, eine dreifache; aber sie ist auf engstem Raume um St. Jacob zusammengedrängt. Der ganze Raum nördlich des Altstadtmarktes entbehrt der Querstraßen in höchst auffallender Art und Weise. Malertwete, Glumertwete und Klopperstraße bringen jede nur eben zwei der benachbarten Straßen in die allernotdürftigste Verbindung. Wenn man als entscheidend für den Begriff einer städtischen Straße den Umstand betrachtet, daß nach ihr zu sich die Türen der Häuser und Höfe öffnen, so sind diese Tweten bis in die Neuzeit hinein überhaupt keine Straßen gewesen, sondern sind es erst dadurch geworden, daß in ihnen Buden eröffnet worden sind, welche von den großen Eckhäusern abgezweigt worden waren, wie sich noch heute deutlich erkennen läßt. Diese Erscheinung kennzeichnet die Altstadt so zweifellos, namentlich in ihrem nördlichen Teile als ein gänzlich planloses Gebilde von dörflichem[1]) Charakter, daß es für einen Kenner der Stadt die höchste Verwunderung erregen muß, wenn trotzdem bei Fritz von einer planmäßigen Stadtanlage die Rede ist, die den Kolonisatoren des 13. Jahrhunderts im deutschen Osten als Vorbild für ihre rechtwinklig sich schneidenden Straßenanlagen gedient haben soll[2]).

Über die Zeit, in welcher sich die Entwickelung der Altstadt vollzogen hat, lauten die Ansichten der Geschichtsforscher noch immer verschieden. Im Allgemeinen ist man lange Zeit darüber einig gewesen, daß Braunschweig im Jahre 1861 das Fest seines tausendjährigen Bestehens verfrüht gefeiert habe; indessen Hänselmann hat sich doch 1897[3]) etwas anders geäußert. Die natürlichen Bedingungen der Örtlichkeit, meint er, hätten zum Teil schon zu Zeiten Karls des Großen wirksam werden müssen. Es sei wahrscheinlich, daß hier der Markt aus wilder Wurzel erwachsen sei, bevor bald nach der Mitte des neunten Jahrhunderts das Marktregal ausgebildet war. Was späte Chronikanten zum Jahre 861 von einer planmäßigen Gründung der Altstadt berichten, sei Sage; aber vielleicht sei im Jahre 861 ihre älteste Marktkirche, St. Jacobi, des Patrons aller wandernden Leute, geweiht. Urkundlich beweisen läßt sich ja allerdings nur, daß die Altstadt vor dem Regierungsantritte Heinrichs des Löwen schon Stadtrecht besessen hat, denn im Ottonischen Stadtrechte bestätigt Otto den Bürgern ihr Recht, wie sie es bei Zeiten Heinrichs des Löwen gehabt[4]), nicht erst von ihm erhalten hatten. Zieht man aber ferner in Betracht, daß etwa 1036[5]) Bischof Godehard von Hildesheim die Ulrichskirche auf dem Kohlmarkte geweiht hat, deren Pfarrgemeinde sich auf das rechte Ufer des linken Okerarms zwischen Hutfiltern und Dammbrücke erstreckt, so ist hierdurch einerseits an und für sich die Vollendung städtischer Entwickelung dokumentiert, anderseits bewiesen, daß der letzte Schritt, welcher dazu gehört hat, nämlich die Herstellung des festen Okerübergangs bereits vollzogen war. Mit dem, was keiner wirklichen Stadt des Mittelalters gefehlt hat, nämlich mit einer Befestigung, werden wir sie 1036 versehen denken müssen, mag solche nun aus Pfahlwerk oder gar schon aus Mauern bestanden haben. Im Süden und Westen ist solche Befestigung, soweit sie sich nicht südlich an die Oker lehnte, zweifellos von Anfang an denjenigen Eigentumsgrenzen gefolgt, welche bis in die neuste Zeit als Grenzen der Gesamtstadt kenntlich geblieben sind. Völlig ohne Kunde sind wir dagegen über die Linienführung des Abschlusses nach Norden und Osten. Zwischen Altstadt und Burg lag indessen fürstliches Eigentum. Das erstreckte sich als Vorland der Burg bis nahe an die Schützenstraße und hinter den Brüdern bis an den alten Convent[6]). Beim alten Convent und nicht weiter ostwärts wird man sich demnach die Nordostecke der städtischen Befestigung gelegen denken müssen. Von dort aus müssen Anschlüsse westwärts an das Petritor, südwärts an das Ulrichstor bestanden haben. Wie die Echternstraße nach Westen, so wäre dann nach Osten die Schützenstraße die äußerste längs des Befestigungswerks gewesen. Von den zu dessen Verteidigung bestimmten Schützen könnte sie den Namen erhalten haben. In einem Oval von etwa 500 m Breite und 700 m Länge hat diese befestigte Stadt länger als ein Jahrhundert der Burg gegenüber gelegen in dem geringen Abstande von nicht viel über 200 m. Jede von beiden befand sich nur im Besitze einer unbedeutenden Teilstrecke des Flußlaufes. Die Burg selbst besaß keinerlei Einfluß auf

zu verstehen ist von Leipzig (Meißen), Eisleben (wo der Verkehr aus Thüringen zusammenlief und Halle (Erzstift Magdeburg). Daß sie, bevor die hohe Brücke in Halle (vor 1172) erbaut ist, über Magdeburg selbst gegangen sei, ist zu vermuten. Danach ist Straßennamen S. 25 zu berichtigen, denn 1433 war das sicher nicht mehr der Fall. Vergl. Wustmann, Geschichte der Stadt Leipzig S. 7.

[1]) Man vergleiche Weddel, Büddenstedt, Flechtorf, Lehre, Ölper, Fümmelse, Broistedt, Bleckenstedt, Abbenrode a. d. Ecker, Hötensleben, Hoheneggelsen, Vorsfelde.

[2]) Fritz S. 41.

[3]) Geschichtliche Entwickelung der Stadt Braunschweig. S. 2.

[4]) Varges, Gerichtsverfassung. Marburg 1890. S. 12.

[5]) 1030 ist die Stiftskirche in der Burg, 1031 die Dorfkirche in der Altenwik, 1036 die Stadtkirche geweiht. Dies zeitliche Zusammentreffen ist doch höchst auffallend. Diese wahrscheinlich unter der Regierung Kaiser Heinrichs II. begonnene Bautätigkeit läßt vermuten, daß hier zur Zeit der letzten Sachsenkaiser ein Herrscherwille mächtig war. Man wird an den Brunonen Ludolf zu denken haben.

[6]) Vergl. Blatt I zum dritten Bande des Urkundenbuches sub. 2.

die Verteidigung der Flußübergänge. Ihre militärische Bedeutung, wenn sie solche abgesehen von dem Schutze gegen Überfall jemals besessen hatte, war längst dahingeschwunden. Die Unzulänglichkeit dieser Verhältnisse muß man sich vergegenwärtigen, will man den Wandel der Dinge gebührend würdigen, welchen das Machtwort Heinrichs des Löwen gebracht hat. Die Stadtbefestigung Heinrichs des Löwen[1]) ist uns zum Glück als redendes Zeugnis und Urkunde erhalten geblieben. Zwar das Mauerwerk ist bis auf geringe Spuren hinweggeräumt; aber noch vorhanden ist der Wassergraben, der diese Mauer begleitet hat, in solcher Ausdehnung, daß sich das Fehlende mit Sicherheit ergänzen läßt. So konnte das denkwürdige Werk auf Blatt II zum dritten Bande des Urkundenbuches zur Darstellung gebracht werden. Wie drei mittelalterliche Chroniken[2]) übereinstimmend berichten, ist es im Jahre 1166 vollendet worden. Es verdient die eingehendste Betrachtung. Im Süden und Westen hat es sich augenscheinlich den schon bestehenden Verhältnissen auf das engste angepaßt. Namentlich das Michaelis- und Petritor waren durch den Eintritt und Austritt der Straße von Frankfurt nach Celle dermaßen genau festgelegt, daß sich daran nichts mehr ändern ließ. Zwischen diesen beiden Toren bewahrt die Mauer Heinrichs des Löwen auch jene unregelmäßige Krümmung, welche durch zufällig entstandene Grundstückgrenzen seit den ältesten Zeiten sich ergeben hatte. Anders in den neu hinzutretenden Gebietsteilen. Hier kommt die gerade Linie unbehindert zur Geltung. Eine solche allein bringt fast vollständig das ganze Befestigungswerk des linken Okerufers zum Abschluß. Dabei ist eins höchst beachtenswert. Die schnurgerade Linie, welche das Gebiet der Neustadt abschließt, ist nämlich vom Nickelnkulke nicht, wie man denken sollte, in der Richtung auf das Petritor gezogen worden. Sie läuft vielmehr auf einen Punkt los, der etwa 50 m außerhalb des Petritors liegt, so daß zum Anschluß der Mauer an das Petritor eine kurze Krümmung nach innen zu erforderlich geworden ist. Diese seltsame Anomalie ist nur zu erklären, wenn man sich erinnert, daß im Gebiete der Neustadt von alten Zeiten her drei Fahrwege von der Reichsstraße her nach Osten gerichtet waren. Diese trafen auf dem bis dahin außerhalb des Petritores der Altstadt gelegenen Radeklinte zusammen. Der Radeklint aber mußte nunmehr natürlich in das Befestigungswerk aufgenommen werden. Seinetwegen ist ohne Zweifel das seltsame Ausbiegen der Stadtmauer erfolgt. Man kann hieraus mit Sicherheit schließen, daß er bei Errichtung der Mauer namentlich da, wo jetzt das Haus zum grünen Löwen liegt, bereits städtisch bebaut oder wenigstens zur städtischen Bebauung in bestimmte Aussicht genommen war, denn sonst würde die Stadtmauer vom Nickelnkulke direkt auf das Petritor gerichtet worden sein. So ergibt sich die Neustadt als eine Gründung, welche mit bereits früher vorhandenen Anlagen zu rechnen hatte. Eine fürstliche Gründung ist sie trotzdem. Namentlich die Anlage ihres Marktes hängt doch in ganz unverkennbarer Weise mit der Erbauung des Tores zusammen, auf dessen Benutzung der Herzog die Bewohner der Neustadt anwies. Von diesem Tore aus durchschneidet in schöner, breiter und gradliniger Ausführung eine großartige Marktanlage die bereits vorhandenen westwärts gerichteten Straßen von Norden nach Süden. Ganz ähnlich wie mehr als hundert Jahre früher die Altstadt bei Entstehung ihrer Durchquerung, nur etwas weniger natürlich, man möchte sagen gewaltsam, erhielt hierdurch die Neustadt den Abschluß ihrer städtischen Entwickelung. Daß ihr der Herzog gleichzeitig das Stadtrecht verliehen hat, läßt sich wohl kaum bezweifeln. Für die dörfliche Vorexistenz der Neustadt spricht aber das Stadtbild sehr deutlich. Auf der ganzen Strecke zwischen Markt und Radeklint entbehren die drei Längsstraßen mit Ausnahme der einen Kupfertwete jeder Verbindung unter einander. Außerdem scheint die Neustadt im Nickelnkulke die Reste eines uralten Fischer- und Schifferdorfes zu bewahren, und wir möchten daran erinnern, wie Hänselmann nicht als Historiker sondern als Dichter darüber in einer Art und Weise berichtet hat, welche geschichtlich glaubwürdige Züge mit Seherblick zu offenbaren scheint.

Den dritten und letzten Teil der Befestigung Heinrichs des Löwen bildet die Umschließung des auf dem rechten Okerufer gelegenen Hagen. Hier zeigt sich eine polygonale Linienführung. Man könnte sagen, die Stadtmauer bilde ein halbes reguläres Sechseck, wenn nicht die südliche Anschlußlinie an die Oker auf dem grauen Hofe nochmals einen Bruchpunkt erhalten hätte. Diese leichte Anomalie deutet mit Sicherheit darauf hin, daß doch auch hier auf diesem jungfräulichen Boden bereits eine Eigentumsgrenze bestand, welche zu respektieren der fürstliche Gründer sich bewogen fand. Es hat sich dabei um dasjenige fürstliche Eigentum gehandelt, welches nebst dem dazugezogenen Ackerhofe allein von allen andern früher dazu gehörigen Stücken bis auf den heutigen Tag herzoglich geblieben ist, den grauen Hof, auf dem im 18. Jahrhundert die herzogliche Residenz entstanden ist. Im übrigen ist die Regelmäßigkeit der fortificatorischen Anlage ganz unverkennbar. Charakteristisch ist namentlich, daß an den beiden stumpfen Winkeln, welche an die von Norden nach Süden gerichtete Polygonseite anstoßen, Tore eröffnet worden sind, aus deren einem die Fallersleberstraße nach Tangermünde, aus deren anderem

[1]) Vergl. Straßennamen S. 3. 6. 7. 109 und 110.
[2]) Albert. Stad., Chron. Luneburg. und Niedersächsische Chronik.

der Steinweg nach Magdeburg in gerader und fast paralleler Linienführung hinausgeleitet worden ist. So schließt sich der Bebauungsplan der auf jungfräulichem Boden zu errichtenden Stadt auf das engste an die durch die Fortification gegebenen Verhältnisse an. Augenscheinlich ist er mit Lineal und Zirkel konstruiert; aber doch nur mit gewissen Ausnahmen. Denn der Stadtgründung war doch auch in diesem Gebiete schon anderes vorausgegangen. Vor allem Entwässerungsarbeiten. Das Vorhandensein des zu diesem Zwecke umgestalteten Ridderborns bedingte für die mittlere Straße der Stadt eine Abweichung von der geraden Linie. Wie in Amsterdam den Grachten, folgte sie dem Laufe des Grabens. Ferner mag die Anlage des Bohlweges dem städtischen Anbau vorausgegangen sein, denn nicht allein dem städtischen Bedürfnisse diente er. An ihm lagen Lehnshöfe, welche sich nördlich bis zum Steinwege, ja sogar bis zum Hagenscharrn erstreckten und ein volles Drittel des von der neuen Stadtmauer umschlossenen Raumes dem städtischen Anbau entzogen. Man greift vielleicht nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Urbarmachung des Hagen gar nicht in erster Linie zu Gunsten der dortigen Stadtanlage, sondern vielmehr aus dem Grunde geschehen ist, um neue und bessere Heer- und Handelswege zu schaffen. Der Bohlweg ist in seiner Fortsetzung nach Süden die Leipziger Heerstraße in der Richtung über Halle, wo eben zur Zeit des Löwenherzogs die hohe Brücke[1]) über die Saale erbaut worden ist. Noch wichtiger aber ist, daß er mit seiner nördlichen Fortsetzung, der Wendenstraße, den Weg über Gifhorn durch die Lüneburger Heide eröffnete, durch den der Umweg über Celle vermieden wurde. Diesen beiden Landstraßen öffneten sich das Redinger- und das Wendentor. Das alles beeinträchtigte den genau geometrischen Grundriß der Stadt im Hagen. Eine weitere Unregelmäßigkeit ergab sich durch Hineinziehung des Werders in die städtische Bebauung. Wir haben es also hier mit einer Städtegründung zu tun, bei der trotz größter Machtvollkommenheit des Gründers gewisse Beschränkungen naturgemäß sich ergeben haben.

Weit wichtiger indessen als die Entstehung der neuen Weichbilde ist deren Zusammenschluß zu einer einheitlichen Stadt. Nicht im rechtsgeschichtlichen Sinne[2]), aber der Tat nach (topographisch) ist dies die unmittelbare Folge des großen Fortificationswerkes gewesen. Und wenn sich auch hierbei die Dinge meistenteils ganz natürlich von selbst entwickelt haben, so wird man dennoch nicht vergessen dürfen, daß Heinrich der Löwe der Gründer der Gesamtstadt Braunschweig geworden ist. Zweierlei ist dafür besonders entscheidend gewesen: Der Fortfall der bisherigen Schranken der Altstadt und die Überbrückungen der Oker in der Richtung auf den Bohlweg und Hagenmarkt. Zwei Straßen scheint die neue Gesamtstadt durch Abbruch der Ostumfriedigung der Altstadt gewonnen zu haben, nämlich „die neue" und den Zug hinter den Brüdern über den Schild zum Sacke. Damit war das ganze Straßennetz des Sackweichbildes bereits nahezu vollendet, denn Schuhstraße, Sack und Höhe waren ja als Teile der alten Reichsstraße ihrer Richtung nach seit den ältesten Zeiten festgelegt worden. Nur etwa die Kannengießerstraße mag später angelegt und noch später durch den Hof des Herrn Embern fortgeführt worden sein. Der Fortfall der Schranke zwischen Altstadt und Neustadt hat dagegen in keiner Weise dazu beigetragen, diese beiden Weichbilde in engere Verbindung zu bringen. Nur unmittelbar hinter dem nun beiden gemeinsamen Petritore ist von der äußersten Nordecke der Altstadt die äußerste Westecke der Neustadt notdürftig erreichbar gemacht worden, denn der schmale Durchgang an der Turmseite der Petrikirche, der sich seit Fortfall der Schranke zur Neustadt öffnet, ist natürlich vorher schon vorhanden gewesen und ist nicht der Neustadt zu Liebe angelegt worden.

Die neuen Okerbrücken sind ganz vorzugsweise der Neustadt zu Gute gekommen und haben ganz im Gegensatze zu der höchst mangelhaften Verbindung dieses Weichbildes mit der Altstadt, dessen engste Vereinigung mit dem Hagen geschaffen. Hagenbrücke und Stecherstraße führen direkt auf den Hagenmarkt und das Rathaus des Hagen, und an ihrem Ausgangspunkte auf der Höhe steht das Rathaus der Neustadt. Der lange Steg, die spätere Hagenscharrnbrücke, die den Zugangsweg aus der Burg zum Bohlwege bildete, ist durch die Straße bei der kleinen Burgmühle (Marstall) mit der Höhe und hierdurch mit dem Sacke und der Altstadt verbunden worden.

Das alte Herrendorf und das Kloster St. Ägidien hat Herzog Heinrich außerhalb der Stadtmauer gelassen, wohl weil erstes noch zu wenig entwickelt war, letztes aber bereits eigene Schutzwehren besaß. Daß trotzdem die Altewik schon bald nach Heinrichs Tode eine städtische Entwickelung genommen hat, ist, wenigstens indirekt, vielleicht in erster Linie ihm zuzuschreiben, denn durch die Gründung des Hagen, im Besondern durch die Eröffnung des Bohlweges ist offenbar der Verkehr in ganz neuer Richtung dorthin gelenkt worden. An der durch das Redingetor des Hagen über die Stobenstraße heranführenden Leipziger Heerstraße nämlich, beim Kloster St. Ägidien, nicht an der von St. Magni herankommenden älteren Straße von Magdeburg, ist der Markt dieses Weichbildes entstanden. Andererseits

[1]) 1172 wird sie zuerst urkundlich erwähnt. Vergl. Hertzberg, Geschichte der Stadt Halle. Halle 1889. S. 84.

[2]) Wie Fritz S. 4 sich treffend ausdrückt, soll man über den rechtlichen „geistigen" Teil der Städte nicht vergessen, daß sie doch auch einen sichtbaren, materiellen Teil: einen Körper haben.

verdankt diese Wandelung jene Gegend unzweifelhaft den Benediktinern. Zwischen ihrem 1115 errichteten Kloster und der 1031 geweihten Magnikirche hatte sich auf dem Klinte und an der Kuhstraße im Anschlusse an das alte Herrendorf bei St. Magni eine dörfliche Ansiedelung entwickelt, deren Andenken noch heute zwischen Kuh- und Mantelstraße in dem Namen „Das kleine Dorf" fortlebt. Daneben entwickelte sich mit Anlage der Dämme und Erbauung der Dammbrücke der Durchgangsverkehr von Magdeburg nach Braunschweig auf der langen Dammstraße[1]). An ihr bestand bereits 1179 unter dem Patronate des Klosters St. Ägidien die Kirche St. Nicolai. Nachdem dann unter Heinrich dem Löwen die vorerwähnte Straßenführung nach Leipzig entstanden war, siedelte der Convent des Klosters Wollenweber aus Ostfriesland neben der Magnikirche an, und so entstand schon bald nach Heinrichs Tode das Bedürfnis, die alte Wiek als fünftes Weichbild in die Gesamtbefestigung der Stadt einzuschließen, mit ihr natürlich auch das Kloster. Fortificatorische Gründe mögen hierbei mitgesprochen haben. Um Johannis des Jahres 1200 hatte König Philipp Braunschweig zwar vergeblich belagert; aber die Belagerer waren doch, wie die im 13. Jahrhundert verfaßte Reimchronik berichtet, bis an die lange Brücke vorgedrungen[2]). Dabei kommt gar sehr in Betracht, daß es sich damals um die Stadt eines deutschen Kaisers handelte. In der Tat hat Kaiser Otto IV. fünf Jahre nach seines Vaters Tode dessen Befestigungswerk zum Teil, man darf wohl sagen, umgestoßen. Denn der ganze südliche Teil der Hagenmauer vom Steintore bis zum Redingetore wurde einige dreißig Jahre nach deren Erbauung gegenstandslos. Das neue Befestigungswerk des Kaisers Otto IV.[3]) zeigt ebenso wie das seines Vaters einen Teil, der unter Benutzung des altbestehenden, und einen, der völlig neu geschaffen ist. Den alten Klostergrenzen folgt der eine in unregelmäßiger Linienführung von der Oker bis zum Ägidientore. Eine polygonale Neuschaffung schließt sich dem an. Sie geht über das Magnitor zum Friesentore und lehnt sich beim Steintore an die Hagenmauer Heinrichs des Löwen. Das so zu Anfang des 13. Jahrhunderts zum Abschluß gebrachte Befestigungswerk Braunschweigs stellt sich im großen und ganzen als ein Sechseck dar, das sich trotz ungleicher Seitenlängen und sonstiger Unregelmäßigkeiten dennoch ziemlich genau in einen Kreis einschließen läßt, dessen Mittelpunkt in der Burg beim Löwensteine liegt.

[1]) Die Straße der Ölschläger darf man als eine Verzweigung dieses Straßenzuges ansehen.

[2]) Es heißt daselbst: „Dhe sturm wart so krestig und so lanc, Daz de werden helden balt quemen mit krapht und mit gewalt unz an Dhe Langhen Brucke."

[3]) Die Reimchronik sagt: „Dhisse vurste hoheboren leyg begraben hi bevore und vesten dhe Alden Wich."

Wie sich alles zu solcher scheinbar von vorn herein beabsichtigten Rundung ganz allmählich, zwar sehr natürlich aber doch halb zufällig zusammengetan hat, ist uns deutlich vor Augen getreten, und wir sind überzeugt, daß manches hier beobachtete Fingerzeige zur Aufklärung der Entwickelungsgeschichte auch anderer westdeutscher Städte zu geben vermag, namentlich insoweit solche ebenfalls an großen Heer- und Handelswegen entstanden sind. Andererseits sind wir uns wohl bewußt, daß die Lokalforschung leicht Gefahr läuft, gewisse örtliche Verhältnisse zu überschätzen. Daher liegt der Wunsch nahe zu untersuchen, ob nicht an anderen Orten Analogien bestehen. Wenn es auch nur weniges ist, was sich in dieser Hinsicht ohne intensive Lokalkenntnis bis jetzt, vorsichtig tastend, feststellen zu lassen schien, so möge es dennoch hier anzuführen gestattet sein.

(Schluß folgt).

Griepenkerliana.

Mitgeteilt von Heinr. Mack.

(Schluß).

3.

Nachdem Griepenkerl seine beiden großen Dramen, den „Robespierre" und „die Girondisten", vollendet hatte, wandte er sich der Bearbeitung eines frei erfundenen Stoffes zu, der, weil in vergleichsweise engen Grenzen sich haltend, viel leichter zu gestalten war als die früher gewählten. So entstand das Schauspiel „Ideal und Welt", wie Sievers sagt[1]), „Griepenkerls erstes eigentliches Drama, in welchem er vom Scenenconglomerat zum einheitlichen und geschlossenen Kunstwerke fortschreiten wollte." Sein Inhalt ist kurz der: ein um das Gemeinwohl hochverdienter und von seinem Fürsten entsprechend geschätzter Kabinetsrat hat einem Grafen Dorn, um dessen voller Eifersucht bemerkter Annäherung an seine heißgeliebte Frau zu wehren, einen Wechsel über eine Spielschuld ausgestellt; behufs Einlösung des Wechsels vergreift er sich in furchtbarster seelischer Not an fürstlichen Geldern, erhält zwar, da sein edler Freund, der Major v. Marwitz, mannhaft für ihn eintritt, die Verzeihung des Fürsten, zieht aber dennoch die durch die Moral geforderte Konsequenz seiner Handlung, indem er auf seiner Entlassung besteht. Von diesem Stücke spricht ein Brief Griepenkerls an Franz Dingelstedt, der in der kürzlich gehaltenen Versteigerung der berühmten Autographensammlung des Literaturfreundes Alexander Meyer-Cohn für die Stadtbibliothek angekauft worden ist. Ob und was Dingelstedt darauf erwidert hat, entzieht sich leider unsrer Kenntnis, auch würde es gewagt sein Vermutungen darüber aufzustellen. Denn daß die Ausgabe von 1855 von

[1]) A. a. O. S. 112.

der ersten Fassung insofern abweicht, als der von Marwitz im Duell niedergestreckte Dorn mit dem Leben davonkommt, diese Änderung braucht nicht gerade durch Dingelstedts Antwort auf die ihm zum Schlusse vorgelegte Frage, ob er an Dorns Tode keinen Anstand genommen habe, herbeigeführt worden zu sein. Doch nun möge Griepenkerl reden!

Braunschweig d. 5./3. 54.

Hochgeehrter Herr!

Ihr Brief hat mich sehr glücklich gemacht und würde mir noch werther gewesen sein, wenn Sie zugleich die Ausstellungen, welche Sie an „Ideal und Welt" zu machen haben, mit bemerkt hätten. Von Ihnen, dem tüchtigsten und dem thätigsten Vorstande deutscher Bühnenwelt! Nicht wahr, hochgeehrtester Herr, Sie werden mir später Ihre Ausstellungen nicht vorenthalten, damit ich davon lerne. O, Ihre Anerkennung ist ein schöner Lohn für gewissenhafte Arbeit.

Ich glaube, dass die Darsteller sich leicht zurecht finden. Eins nur möchte ich erwähnen. Der Fürst ist, glaube ich, schwer zu treffen. Ich möchte die Darstellung wäre kurz, etwas heftig, kantig — mit einem Worte modern; im Äußeren nur blasirt, leicht wegspringend über Unbequemes. Im fünften Akt dagegen, wo er Marwitz gegenüber Rede steht und zumal da, wo er umschlägt, die volle Würde der Hingabe an sittliche Principien. So gespielt, glaube ich, wächst er am Schluss über alle hinaus und ist das Bild eines Fürsten, das keinen Anstoß erregen kann.

Wenn Sie es können, streichen Sie dem Marwitz kein Wort; denn eigentlich strichen Sie es dem Fürsten; doch überlasse ich Ihnen Alles, was Sie für zweckmäßig halten.

Ich sende Ihnen 6 Exemplare zu beliebigem Gebrauch für die Darsteller.

Werden Sie mir über die Besetzung vielleicht berichten?

Haben Sie an Dorn's Tod keinen Anstand genommen? Das möchte ich von Ihnen wissen. Es liegen mir ein Dutzend Briefe vor — Alle widersprechen sich darin.

Mit größter Hochachtung

Ihr
ganz ergebener
Robert Griepenkerl
Professor.

Des
Königl. Baiernschen Hoftheaterintendanten
Ritters pp.
Herrn Dr. Fr. Dingelstedt
Hochwohlgeboren
München

Anbei ein Paket gez.
H. D. No. 24.
Gedrucktes enthaltend
franco

4.

Nach „Ideal und Welt" hat Griepenkerl noch drei Dramen verfaßt, „Anna v. Walsek", „Auf der hohen Rast" und „Auf St. Helena". An das dritte, das sich um einen Fluchtversuch Napoleons I. dreht, knüpfte er sehr weitgehende Hoffnungen: er meinte dadurch die Gunst Napoleons III. gewinnen zu können. Indessen mußte er sich mit dem Erfolge begnügen, den ihm sein Werk im deutschen Vaterlande eintrug. So wurde ihm reicher Beifall zu Teil, als er es im Oktober 1860 in Hannover zuerst öffentlich, dann bei Hofe vorlas. Ein Vierteljahr später brach jene jammervolle Katastrophe über ihn herein, aus der er sich nicht wieder hat emporringen können. Zunächst freilich verließ ihn sein überschwänglicher Optimismus noch nicht. Das lehrt deutlich ein gleichfalls ganz kürzlich von der Stadtbibliothek erworbenes kleines Gedicht, das Griepenkerl am 21. Mai 1861, also in der Zeit, da er der Freiheit entbehren mußte, an einen seiner Bekannten, den Finanzcalculator Riemann in Braunschweig, richtete. Es soll den Beschluß dieser Mitteilungen bilden.

Trinklied.

Die Erd' ein Pokal,
Das Meer der Wein —
Zum tausendsten Mal
Nun, Himmel, schenk ein!

Es brauset, es fließt,
Es perlet so rein,
Die Sonne sie gießt
Ihr Feuer hinein.

Es lebe die Welt!
Hoch, hoch der Pokal!
Mein ist sie die Welt!
Zum tausendsten Mal
Lebe hoch!

Bitte meine Gesundheit zu trinken
Robert Griepenkerl.

Begräbnisse in Braunschweig im 16. und 17. Jahrhundert.

Von Otto Schütte.

Ehe die Friedhöfe vor die Tore der Stadt Braunschweig verlegt wurden — und dies geschah erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts — wurden die Leichen auf den Kirchhöfen beigesetzt. Man duldete aber auf dem geweihten Boden neben der Kirche nur solche Tote, die sich im Leben gut geführt, zur Kirche gehalten und vor allem das heilige Abendmahl zu nehmen nicht verschmäht hatten. Wer jedoch seinen Tod durch Fressen und Saufen, durch Zweikampf oder Übermut verschuldet oder gar sich selbst das Leben genommen hatte, dem wurde ein ehrenvolles Begräbnis nicht zu teil, ja meistens wurde

ihm nicht einmal ein Platz in der Ecke des Kirchhofes eingeräumt, sondern ohne Sang und Klang wurde er im freien Felde und zwar ohne Sarg begraben.

Des Müllers Sohn von Denstorf verunwilligte sich 1621 mit einem Spielmanne namens Rüding und forderte ihn auf, sich mit ihm zu balgen. Dies geschah vor dem Hohentore an der Papenkule. Als sie mit dem bloßen Degen auf einander losgingen, wurde dem Müller die Pulsader an der „Dünningen" bei dem Auge abgestochen, sodaß er verblutete. Auf Anordnung des Rates wurde er auf des heiligen Geists Kirchhofe an einem äußersten Orte sang- und klanglos begraben. Ebenso wurde 1636 auf S. Leonhards Kirchhofe ein Kind beiseits ohne Sarg bestattet. Es war im Schweinebruche erschlagen aufgefunden und wurde auf Befehl des Rates durch einen Wächter in einem Korbe nach dem Kirchhofe S. Leonhard getragen.

Bertrams Vater hatte ein Soldatenweib bei sich und wollte es trotz Ermahnung der Prediger nicht abschaffen. Als er es endlich tat, kam er doch nicht zur Kirche und zum Abendmahle. Daher bedrohten ihn seine Freunde, er würde wie ein Esel begraben werden[1]), wenn er einmal plötzlich stürbe. Das traf 1657 ein, als er an der Pest erkrankt war. Da sich das Gerücht verbreitete, er sei in schrecklicher Gestalt mit umgedrehtem Halse tot aufgefunden worden, und der Bericht nach der Untersuchung der Leiche unvollkommen und verdächtig war, so wurde bestimmt, daß der tote Körper unter einem weißen Laken an einem unsauberen Winkel auf dem Kirchhofe begraben, auch kein Schüler dazu „verstattet" würde. Daher wurde er ganz still ohne jemandes Begleitung unter einem weißen Laken aus seinem Hause herausgetragen und an einem unreinen Orte unter dem Turme eingescharrt, den übrigen gottlosen Verächtern zum Schrecken. (Ernsthaft lautet der Bericht im Pfarrsachenbuche 1658: „Ein solches Ende hat es endlich mit dem elenden Menschen genommen, der so lange Zeit mit seiner Magd die christliche Gemeinde hat geärgert, daß man viele Klagen gehört, sie lebten zusammen wie Eheleute, der auch ganz dem Müßiggange und der Völlerei ergeben gewesen, also daß er fast täglich etliche Stübichen Bier zu sich genommen und darüber ganze zehn Jahre unsere Kirche verachtet, der er doch so nahe gewohnt hat.")

Ein Sarg ist, selbst wenn er schön mit Blumen geschmückt ist, für uns kein erfreulicher Anblick, einen wie schrecklichen Eindruck muß es erst gemacht haben, wenn eine Leiche, nur in ein Laken eingewickelt, aus dem Hause getragen wurde. Ein anderer Verächter göttlichen Worts und des Abendmahles war der Dachdecker Curdt Tieman. Als er sich 1652 zu Tode fiel, wurde er durch die Wächter auf S. Catharinen Kirchhof getragen und dort an einem gar unehrlichen Orte ohne alle Ceremonien begraben.

Ein Schüler der Martenschule, der in einer Nacht des Jahres 1698 badete und ertrank, wurde abends heimlich beigesetzt. Ein anderer, Bastian Steinmetz aus Harbke, ertrank gleichfalls beim Baden 1693. Er wurde ohne Läuten der Glocken und ohne Singung der Kollekte nur mit der Viertelschule begraben. Vor dem kalten Baden, zumal in Flüssen, wurden nämlich die Schüler gewarnt. Im Lehrplane und in den Schulgesetzen des Katharineums vom Jahre 1548 lautet eine Bestimmung[1]): „Balnea frigida sine consensu parentum, dominorum vel praeceptorum vitent", und in der Schulordnung des Martineums vom Jahre 1562 heißt es[2]): Aestivo tempore vitabunt aquam profluentem periculi causa".

Während 1610 ein Brauerknecht, der beim Fischen ertrunken war, mit christlichen Ceremonien und unter Gesang der Schüler begraben wurde, weil ihm ein gutes Zeugnis ausgestellt war, wurde dem Jochim Beckers, der 1638 in der Teufelskule ertrunken war, die Kollekte zu singen verweigert, weil er sich vorsätzlich in Gefahr begeben hatte. Ohne Sang und Klang begraben wurde 1644 ein Brauerknecht. Dieser hatte zu seiner Liebsten wollen. Aber diese war von ihrem Herrn entlassen und an ihrer Stelle ein anderes Mädchen genommen worden. Als er nun bei diesem einstieg, machte es Lärm und weckte dadurch den Herrn. Dieser suchte den Eindringling, den er für einen Dieb hielt. Da er glaubte, daß er sich, wie es auch tatsächlich der Fall war, im Flachse auf dem Boden versteckt habe, so stach er hinein und verwundete den Brauerknecht. Darauf ließ er ihn verbinden und wollte ihn in die warme Stube führen lassen. Der Barbier aber erklärte, die Verwundung sei nicht tödlich, er solle ihn nur auf dem Boden seinen Rausch ausschlafen lassen. Da er in der Nacht verstarb und kein Bericht eingebracht werden konnte, wie er sich in seinem letzten Stündlein verhalten, so wurde er sang- und klanglos begraben. Dasselbe Los traf mit Recht die Witwe Hans Schapers 1658. Denn sie hatte alle Tage gesoffen und starb plötzlich, als sie beim Glase Brantwein saß und zwar zur Zeit, wo die Leute in der Kirche versammelt waren, um die Predigt zu hören. Die Trunkenbolde bestrafte man überhaupt gern noch nach ihrem Tode: Biermann aus dem Sacke, der sich betrunkener Weise in dem Altstadtkeller totfiel, wurde 1613 ohne Sang und Klang beigesetzt.

War des Müllers Sohn aus Denstorf ebenso begraben worden, so wurde der Rittmeister Michael Gerstenbruch mit allen Ceremonien bestattet, es

[1]) Vgl. Jeremias 22, 19: er soll wie ein Esel begraben werden, zerfleischt und hinausgeworfen vor die Tore Jerusalems.

[1]) s. Koldewey, Braunschweig. Schulordnungen S. 104.
[2]) Ebenda S. 117.

wurde vor der Leiche und hinter ihr ein Fähnlein getragen, auf den Gassen sang man: „Mitten wir im Leben sind ꝛc.", die beiden Prediger folgten der Leiche. Er war aber auch nach seiner tödlichen Verwundung im Zweikampfe in die Stadt geschafft, und als er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, nach vorhergehender Prüfung und Beichte mit dem Abendmahle versehen worden.

Die Selbstmörder bekamen für gewöhnlich keine Ruhestätte auf geweihtem Boden, sondern wurden, wie die Mörder, an irgend einem Orte vor den Toren der Stadt begraben. Ebenso erging es denen, die tot aufgefunden wurden, wenn sie niemand kannte.

Hart behandelt wurde Hans Himstedt. Er war zu seinen Lebzeiten wegen unrichtigen Schosses mit der Hälfte seiner Güter bestraft worden und des Bürgerrechtes verlustig gegangen. Als er gestorben war, wollte man seine Leiche auf dem Kirchhofe zu S. Magni nicht dulden, wiewohl er in dem Weichbilde der Altenwik gewohnt hatte. Er wurde daher auf dem Kirchhofe zu S. Ägidien begraben, aber auch nicht in der Reihe, sondern am Wege nicht weit von der Mauer, also als ob er ein Selbstmörder gewesen wäre.

Am Zaune bei der Klosterkirche fand ihre letzte Ruhestätte Catharina Harden, eine Klosterjungfrau aus dem Kloster S. Crucis. Sie war lange Zeit mit schwerer „Melancholei" behaftet gewesen, hatte sich bei Eisenbüttel ins Wasser gestürzt und war ertrunken. Da sie sonst ein gutes Zeugnis hatte, so begleiteten zwei Lehrer mit etlichen Knaben die Leiche. Es ward geläutet und gesungen: „Aus tiefer Noth." Auf den Sarg, den Opferleute und Lehrer trugen, war ein weißes Laken gelegt worden. Ebenfalls aus Melancholie erhängte sich 1690 ein Mann namens Ladensack. Da auch er ein gutes Zeugnis wegen seiner Frömmigkeit hatte, so wurde er noch auf dem Kinderkirchhofe, doch an einem abgesonderten Orte, an der Mauer des Zeughauses des Abends in aller Stille begraben. Ebeling Deneken, ein Hutfiltergesell, hatte einen Hut aus Versehen verbrannt. Aus Furcht vor seinem Vater hängte er sich 1614 auf. Er wurde zu S. Jobst durch ein Quartal Schüler bestattet.

Nicht so milde war man gegen einen Soldaten, der im Fieberwahne sein Gewehr nahm, es auf die Erde setzte und sich erschoß. Er wurde durch den Scharfrichter 1658 auf dem Hauptberge eingescharrt. Hier wurde auch ein Notar Kappel aus Helmstedt beigesetzt, der sich in einem Hause auf dem Steinwege im Jahre 1701 erhängt hatte; da ihm kein gutes Zeugnis über seinen Lebenswandel ausgestellt wurde, ward er durch die Wächter ohne Sang und Klang aus dem Peterstore getragen und an einem besonderen Orte begraben. Am Galgenberge eingescharrt wurde in demselben Jahre eine Schusterswitwe aus dem Hagen, die sich gleichfalls erhängt hatte. Der Körper wurde durch den Diebhenker abgeschnitten und begraben. Vom Meister Michael auf die Schinderkarre gelegt und unter dem Galgen begraben wurde 1637 Jacob, der Wächter in der Altstadt, der sich erschossen hatte aus Zorn darüber, daß ihn ein gewisser Bosse geärgert hatte. Kindlich erklärte er seiner Mutter, bevor er sein Rohr vor sich auf die Erde setzte, dieser sollte es am jüngsten Tage verantworten, was er tue.

Die Magd des Hans Niemann, Mette Konnings, wollte eines Tages nicht aufwaschen und auch nicht den Tisch decken. Da sagte ihr Herr, sie sollte ihr „kiventt" lassen; wenn sie nicht tun wolle, was ihre Frau heiße, so wollte er ihren Lohn ihr geben, und sie solle gehen, „dar ore perde stunden". Darauf antwortete sie, sie wollte aufwaschen, wenn es ihr beliebte, nach seinem Lohne frage sie nicht, „he mochtett in den hindern steken". Da sie sich dann aufhängte, so wurde sie „up den konnistich" (Königstieg) durch den Scharfrichter begraben (1568). Dieser mußte 1624 auch eine Frau aus Bortfeld im Holze unweit der Stelle, wo sie sich aufgehängt hatte, einscharren. Sie hatte sich aus Schwermut erhängt, denn ihr Mann behandelte sie schlecht, und an dem Tage hatte er sie bei der Rückkehr von Braunschweig wiederholt mit der Peitsche geschlagen. Bei der Besichtigung der Leiche durch den Rat — denn es war städtisches Gebiet, auf dem sie gefunden wurde —, war auch ihre Mutter zugegen und bat, man möchte sie doch in Bortfeld am äußersten Ende des Kirchhofes begraben, sie habe ja eine böse Ehe gehabt, weil sie nichts mit in die Brautgabe gekriegt hätte. Aber der Rat gab ihren Bitten nicht nach.

1627 wurden von der Oker zwei tote Körper angeschwemmt. Keiner kannte sie und wußte, woher sie gekommen waren. Daher wurden sie „auf hohem Ufer vorn in dem Ellernbruche bei der Zingel, so auf den Gieseler schaut, durch die Wächter begraben und verscharrt". Das geschah auch mit vier Soldaten. Diese hatten die Stadt durch das Michaelistor verlassen. Bald darauf erhob sich vor dem Tore ein Geschrei, um das man sich aber nicht kümmerte. Am andern Morgen wurden alle vier tot und beraubt gefunden und durch die Wächter am Wege begraben.

1628 wurde ein toter Mann auf dem Bruderstiege bei Lehndorf gefunden und nach dem Ziegelhofe gebracht. Da ihn keiner kannte, so wurde er dort an der Seite begraben. 1634 wurde ein Kerl in der Oker bei Eisenbüttel in der Nähe der Borken- und Pulvermühle nackt mit zwei Schüssen im Rücken und einem im Arme gefunden. Da keiner seinen Namen und seine Abkunft noch den Täter kannte, so wurde er bei der Pulvermühle bestattet.

An einem abgesonderten Orte eingescharrt wurden 1717 zwei Karrensträflinge. Diese hatten sich alle auf dem Walle gegen die Wache empört, diese

bis auf den Tod verwundet und waren dann ins Wasser gesprungen, um sich ans andere Ufer zu retten. Dabei waren zwei im Wasser untergegangen und nach einigen Tagen von den Henkersknechten herausgezogen worden.

Eine Weibsperson mit Namen Voß hatte 1720 ein stummes Mädchen entleibt. Sie wurde vor dem Peterstore enthauptet, der Körper in einen Sarg gelegt und an dem Köpfelberge eingescharrt.

Auffallender Weise wurde dem Goldschmied Froböse, der einen Glaser, „da sie zusammen den Tag vor der Hochzeit, das Reisverlesen genannt, zu Hause gehen wollen, bei dem Hagenscharren mit einem Messer ermordet hatte", bei der Beerdigung die Kollekte gesungen. Er wurde 1650 auf dem Hagenmarkte mit dem Schwerte gerichtet, darauf in einen Sarg gelegt und vor dem Tore begraben. Daß dem Zuge viel Volk folgte, kann uns nicht wundern.

An dem Hauptberge wurden 1714 noch zwei Leute begraben, die Straßenraub verübt hatten. Der eine war ein alter Mann von sechzig Jahren. Nach der Enthauptung wurde er in einen Sarg gelegt und eingescharrt. Der andere, der mit dem vorigen gemeinsame Sache gemacht hatte, war ein Soldat. Er wurde gleichfalls enthauptet, sein Leichnam aber zunächst auf das Rad geflochten und das Haupt oben auf einen Pfahl genagelt. Nach einigen Tagen wurde er auf Fürbitten seiner Frau abgenommen, und sein Körper samt dem Kopfe in einen Sarg gelegt und eingescharrt.

Auf dem Kirchhofe zum Heiligen Geist wurde 1567 begraben Arndt Bethmann, dem wegen Hausfriedensbruchs, bei dem er die Waffe gezogen hatte, freilich ohne jemanden zu verwunden, das Haupt abgeschlagen war. Hier gönnte man 1632 auffallender Weise auch einen Platz dem Jochim Beere, der auf dem Rennelberge hingerichtet war, weil er bei dem Löwen in der Burg ein Mädchen mit Gewalt geschändet und also zugerichtet hatte, daß es innerhalb weniger Tage gestorben war.

Man war also schon milder geworden als früher, denn Meta Stollings, die 1564 ihr uneheliches Kind umgebracht und in einen Abort geworfen hatte, wurde lebendig unter dem Galgen begraben. Ebenso war es 1557 der Catharina Adensteins aus demselben Grunde gegangen, und die Dortie Krauwels, die davon gewußt hatte, daß ihr Mann einen Juden totschlagen wollte und diesen unter dem Vorgeben, altes Geld zu haben, in ihr Haus geladen hatte, wurde in demselben Jahre vor dem Neustadttore „versopet un darna van stund an up den hovetberg begraven". Wo im gleichen Jahre die Hanneche Ebberdes, die wegen Diebstahls verurteilt war, lebendig begraben wurde, sagt das Gerichtsbuch der Altstadt nicht.

Ein Beitrag zur Geschichte des Braunschweiger Theaters.

Von G. Hassebrauk.

K. Schüddekopf erwähnt in seinem Aufsatze „Caroline Neuber in Braunschweig" (Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig 1902 p. 116 ff.) eine Theatervorstellung der Königl. Groß-Britanisch- und Chur-Fürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Hof-Comödianten unter ihrem Prinzipal Spiegelberg in Blankenburg, am 29. November 1717. Sie beginnt mit einem Prologe, in dem die vier damals bekannten Erdteile sich rühmen und zuletzt von Europa zur Ruhe verwiesen werden. Alle vereinigen sich dann zu einer Arie, welche den Herzog (Fürsten) Ludwig Rudolf und das Welfenhaus verherrlicht. Sch. fügt hinzu: „Es ist ein Beweis für das armselige Repertoire dieser Wandertruppen, daß der eben erwähnte Prolog mit wenigen .... Abweichungen von einer andern Truppe 14 Jahre später wieder aufgewärmt wurde. In der Herbstmesse 1731 eröffnete Leonhardt Andreas Denner, vermutlich Spiegelbergs Schwager, in Frankfurt a. M. damit eine Vorstellung von „Le Cid Oder Streit zwischen Ehre und Liebe." — Auch der Prolog von 1717 ist nicht ganz original, sondern in ähnlicher Weise in dem Denner-Spiegelbergschen Kreise schon längst in Gebrauch gewesen. In der Städtischen Bibliothek zu Braunschweig[1]) liegt die Ankündigung einer Vorstellung vor dem Herzoge August Wilhelm (dem damaligen Erbprinzen), die schon denselben Gedankengang des Prologes aufweist. Da der Zettel noch nirgends veröffentlicht ist und manches neue Licht auf die damaligen Theaterverhältnisse im allgemeinen und die braunschweigischen insbesondere wirft, so lasse ich den Wortlaut hier folgen:

Comoedia / genandt / die billige Bestraffung der Tyrannischen Böhmischen Königin Orismannae, /Oder/ Der Durchl. Bauer und die Durchl. Zigeunerin /Dedicirt und praesentirt/ dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, /Herrn/ August Wilhelm, /Hertzogen zu Braunschweig und/ Lüneburg rc./ Meinem gnädigsten Fürsten und Herrn /Wolte dieses aus unterthänigster Ehr-Bezeugung / praesentiren / der Prinzipal / der Chur-Fürstl. Braunschw. Lüneb. /Hoff Comödianten/ den 22. des Monaths Augusti, anno 1713. — Vor der Action sollen sich im Prologo die Vier Theile der /Welt, als Asia, Africa, America und Europa in gehörigen/ Vorbildungen[2]) singend praesentiren.

Die 4 Strophen dieses Prologes sind unbedeutend, jeder Erdteil rühmt sich geschmacklos selbst; nur die „Schluß-Aria" mag folgen:

[1]) In der s. g. Müllerschen Sammlung im Fascikel „August Wilhelm". 8 S. in groß 4°

[2]) d. h. Verkleidungen.

Auf, ihr Helden, und thut euch bereiten,
Mit Europa in vollen Freuden;
Ja laßet das Vivat uns gar nicht verheelen,
Daß Wilhelm der Grosse mög' Nestors Jahr zehlen.

Darauf folgt eine überschwengliche Lobeshymne auf den Herzog in Alexandrinern, verfaßt und wohl auch gesprochen von dem Prinzipal Leonhard Andreas Denner, der sich gerade hier mit vollem Namen und Titel unterzeichnet.

Den Gang des Stückes selbst, das zuerst den allgemeinen Titel Komödie, später den speziellern einer Hauptaktion führt, will ich nur kurz skizzieren. 1. Akt. Die Königin Orismanna von Böhmen kehrt, begleitet von ihrem Brudersſohne Sigislaus, von einem siegreichen Kriegszuge aus dem Wendenlande zurück. Die wendische Prinzessin Hedregundis, die als Gefangene mitgeschleppt wird, soll auf Befehl der Orismanna den Göttern geopfert werden. Sigislaus aber verliebt sich in die schöne Königstochter und sucht das Opfer zu verhindern, doch gelingt dies erst dem Hohenpriester Protopan. 2. Akt. Prinz Sigislaus wird durch einen „nächtigen Geist" benachrichtigt, daß sein Vater durch den Herzog Odoardus vergiftet sei und schwört diesem Rache. Nach einem Gespräch mit Hedregundis, das durch die „ungestüme Königin" unterbrochen wird, eröffnet er der letzteren seine Kenntnis und seinen Racheplan. Die (schuldbewußte) Orismanna dirigiert den heftigen Mahner in ein Zimmer, das mit Ottern und Schlangen angefüllt ist und glaubt ihn damit unschädlich gemacht zu haben. Dann versammelt sie das Gericht, bezichtigt Hedregundis und Sigislaus der Majestätsbeleidigung, verurteilt jene zu einem Tranke, der sie des Verstandes beraubt, und treibt sie in eine Wüste. Indessen ist Sigislaus in Bauernkleidern entkommen. 3. Akt. Hedregundis wird von einer Zigeunerin Saga geheilt und als Tochter angenommen, während Sigislaus als Knecht bei einem Bauern arbeitet. Inzwischen hat Orismanna beschlossen, ihren „heimlichen Bulen" Odoardus auf den Thron zu erheben. Da die Reichsstände widerstreben, wird das Orakel befragt. Dies antwortet: der böhmische Thron werde einem Bauern und einer Zigeunerin zuteil werden. Darüber erzürnt, schlägt Orismanna das Götzenbild entzwei, wird aber zur Strafe von der Erde verschlungen. Nachdem der verdächtige Odoardus von den Ständen in Haft genommen ist, wird das Orakel abermals befragt und erwidert, daß der König sein solle, der sein Brot von einem eisernen Tische esse. Um diesen Mann zu suchen, werden nun viele Hofbediente ausgeschickt. 4. Akt. Sigislaus der Bauernknecht und Hedregundis die Zigeunertochter „geraten in einen Liebes-Diskurs". Ein Fürst findet ihn, wie er auf seiner eisernen Pflugschar das Brot zerschneidet und trägt ihm dem Orakelspruche gemäß den böhmischen Thron an. Der neue König stellt sich zuächst „wunderlich" an, indem er den Fürsten seiner Ämter entkleidet, sowie den Odoardus, seine Wirte und die ganze Zigeunerzunft gefangen setzt. 5. Akt. Sigislaus „leget seine verstellte Grausamkeit ab" und setzt alle, auch den Odoardus, in ihre Würden wieder ein. Er selbst vermählt sich endlich „nach einer scharfen Keuschheitsprobe" mit der Zigeunerin Hyacinthe, die zuletzt als Prinzessin Hedregundis erkannt wird.

Man sieht, daß in diesem ernst gemeinten Stücke von einer künstlerischen Komposition nicht die Rede ist. Auch die Charakteristik ist bis auf die der Orismanna nicht berücksichtigt; die verfolgte Unschuld wird nur durch Orakel und Zufälle zum Siege geführt. Die komische Figur endlich, der Bauer Hedwan, bei dem Sigislaus als Knecht arbeitet, steht mit der Entwicklung des Ganzen überhaupt in keinem Zusammenhange.

Das Stück wurde nicht im Hoftheater zu Wolfenbüttel, auch nicht im Opernhause auf dem Hagenmarkte, sondern in einem Privathause auf der Gördelingerstraße, „in des Herrn Lilly Behausung" aufgeführt[1]), und zwar folgte, wie üblich, auf die Hauptaktion noch eine „lustige Nach-Comödie". Die Truppe war der Sommermesse wegen in Braunschweig.

[1]) Etwas später wird die „Kofféestuben" von Wägener auf der Breiten Straße als Theater genannt.

Himmelsbriefe.

Die sogenannten Himmelsbriefe, auch Haus- und Schutzbriefe genannt, sind in den Ortschaften des Harzes noch mehrfach anzutreffen, und der Glaube an ihre schützende Kraft ist noch nicht erloschen, wenn ihn auch nicht alle Bewohner teilen. Besonders Hausierer tragen auf ihren Wanderungen einen solchen Brief bei sich, meistens auf der Brust. Aber auch bei einem Gewitter pflegt man ihn zu lesen oder auf den Tisch zu legen, und im letzten französischen Kriege sollen die meisten vom Harze stammenden Soldaten einen Himmelsbrief bei sich getragen haben. Gedruckte Briefe sind seltener, meist findet man Abschriften. Sie stimmen auch nicht alle völlig überein. Den Abschriften fehlt natürlich die Engelsfigur, die wir in den gedruckten meist dargestellt finden. Auch inhaltlich sind sie etwas verschieden. Mir liegt ein gedrucktes Exemplar aus Hasselfelde vor. Ein anderes, das ich in Hohegeiß fand, stimmt mit ihm fast wörtlich überein, nur fehlen ihm die am Anfang stehenden Verse und das Gebet am Schluß. Etwas abweichend ist der zweite Brief, der mir in einer Abschrift vorliegt, und den ich im Nachstehenden unverändert mitteilen möchte.

Ed. Damköhler.

Haus und Schutzbrief.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen, so wie Christus am Ölberge stille stand, so soll alles Geschütz stille stehen. Wer diesen Brief bei sich hat dem wird nichts schaden, es wird ihm nicht treffen des Feindes Geschütz und Waffen, Gott wird ihn beschützen vor Dieben und Mördern, es soll ihn nicht treffen alles Geschütz Degen und Pistolen alle Gewehre müssen still stehen, die auf ihn gerichtet sind, durch Befehl des heiligen Michael im Namen Gottes des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes, Gott ist mit dem, der diesen himmlischen Segen bei sich trägt bei Kriegen und Feinden, er wird vor Gefahr beschützt bleiben, Wer das nicht glauben will, der hange es einem Hunde an den Hals und schieße nach ihm, so wird er erfahren daß das wahr ist, wer diesen Brief bei sich hat, der wird nicht gefangen noch durch des Feindes Waffen verletzt werden, Amen. So wahr als Christus gelebt, gestorben und gen Himmel gefahren ist. So wahr er auf Erden gewandelt hat, kann er nicht gestochen noch geschossen und am Leibe verletzt werden, alles soll unbeschädigt bleiben. Ich beschwöre alle Gewehre auf dieser Welt beim Gotte des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Ich bitte im Namen unseres Heilandes Jesu Christi Blut, das mich keine Kugel treffen sie sei von Gold, Silber Eisen oder Blei Gott im Himmel macht Euch von dem allen ganz sicher und frei im Namen Gottes des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Dieser Brief ist vom Himmel gesandt und 1724 in Holstein gefunden worden er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte zu Banda über der Taufe und wenn ihn jemand ergreifen wollte so wich er zurück, bis 1771 sich jemand mit dem Gedanken ihm näherte, ihn abzuschreiben und der Welt mitzuteilen, zu diesem neigte er sich. Es stand darin geschrieben, wer am Sonntag arbeitet sondern in die Kirche geht und mit Andacht betet und sollt eure Reichtümer den Armen mitteilen[1]). Ihr sollt nicht sein wie unvernünftige Tiere, ich gebiete euch daß ihr sechs Tage arbeiten wenn ihr daß nicht thut, so werde ich euch strafen mit teurer Zeit, Pestilenz und Kriegen, Amen. Ich gebiete euch den Sonnabend nicht zu spät arbeiten. Jeder Mann er sei jung oder alt soll für seine Sünden bitten, daß sie ihm vergeben werde. Schwört nicht bloß in meinem Namen um Gold oder Silber, schämt euch vor menschlichen Gelüsten und Begierden denn so wahr ich euch erschaffen habe, so gewiß kann ich euch zerschmettern, seid mit euren Zungen nicht falsch, ehret Vater und Mutter redet kein falsches Zeugnis wider euren Nächsten, dann habe ich meine Freude an euch, wer diesen Brief nicht glaubet und darnach thut, der ist von mir verflucht und verlassen der wird weder Glück noch Segen haben. Ich sage euch, daß Jesus Christus den Brief geschrieben hat, wer dem widersteht der soll verlassen sein und kein Glück haben. Wer diesen Brief hat und nicht offenbart der ist verflucht vor der christlich Kirche. Es soll derselbe von einem jeden weiter verbreitet werden und wer an Gottes Barmherzigkeit glaubt, dem werden alle Sünden vergeben werden. Glaubt der soll des Todes sterben. Ich werde, glaubt, bestrafen bis an den jüngsten Tag, so wie ihr nicht Rechenschaft geben könnt von euren Sünden. Wer diesen Brief bei sich hat oder im Hause den trifft kein Donnerwetter. Wenn eine Frau diesen Brief bei sich hat die wird eine liebliche und schöne Frucht zur Welt bringen. Haltet meine Gebote, die euch gegeben sind durch meinen heiligen Engel Michael im Namen Christo Jesu. Amen, Amen, Amen. Segen wenn jemand vor den Feind muß. Ich gehe hin in Gottes Kraft, Ich gehe hin in Gottes Macht, Ich gehe hin in Christi Blut das ist wider alle Feinde gut, sie seien sichtbar oder unsichtbar. Im Namen des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes. Und wie Christi Blut für mich am Kreuze vergossen ist so werden alle Kugeln an mir vorbeigeschossen im Namen des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes.

Gott der Vater ist vor mir, Gott der heilige Geist ist oben auf
Über mir diese drei Heiligen ruf ich an
Das niemand hauen oder stechen kann. Von oben über seh ich Dich von unten überwind ich Dich und in der Mitte leite ich Dich.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes
Amen, Amen, Amen.

[1]) Dieser Satz enthält offenbar Lücken; die Abschrift ist überhaupt nicht fehlerfrei.

Bücherschau.

Erich Bock, Geschichte der Kirche und Pfarre zu Rüper. Peine, Heuer (A. Schläger) 1906. 23 S. 8°.

Fließen die Quellen für die Geschichte Rüpers auch nicht reichlich, so wird es doch zumal den Einwohnern des Ortes sehr willkommen sein, alles das, was sich darüber hat gewinnen lassen, hier vereinigt zu finden. Da das Dorf dicht bei Wendeburg und Meerdorf, also nahe der Braunschweigischen Landesgrenze, liegt, so ist die kleine, mit Liebe zur Sache verfaßte Schrift auch für uns nicht ohne Interesse.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 2. Ehrung eines gefallenen Braunschweigers (Infanterist Ahrens † 28. Mai 1848 bei Satrup). — 5. Rapport des Braunschw. Landwehrverbandes vom 1. März 1906. — 9. Zum 25. April 1905 (Gedicht); das Leben des Herzogs Wilhelm zu Br. u. Lün. — 13. 28. Braunschw. Landwehr-Verbandsfest am 16.—18. Juni 1906 in Schöningen.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1906. Dezember **Nr. 12.**

[Nachdruck verboten.]

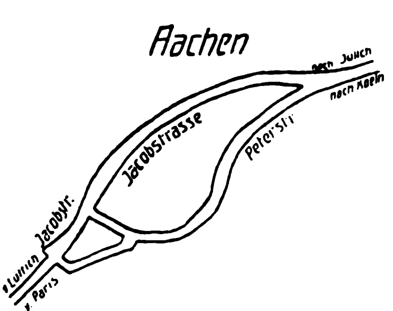
Braunschweig und andere mittelalterliche Städte in Beziehung zu den natürlichen Richtungen der großen Handelswege.

Von Heinrich Meier.

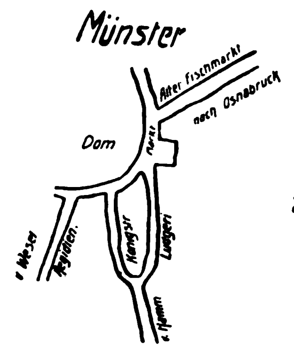
(Schluß).

Fritz hat die Stadtpläne von Aachen und Münster[1]) als Beispiele schier unentwirrbarer Unordnung zur Darstellung gebracht. Bei beiden Städten sind kirchliche Stiftungen der städtischen Entwickelung vorausgegangen. Diese haben Veranlassung gegeben, sich dort anzusiedeln; aber für die Art und Weise, wie dieses Ansiedeln geschehen ist, sind augenscheinlich die großen Heer- und Handelswege, welche hier sehr frühzeitig vorbeigezogen sind, bestimmend gewesen.

Für Aachen kommt der Straßenzug von Paris nach Köln, enger gefaßt von Lüttich nach Jülich, also von Südwesten nach Nordosten in Betracht. Ganz wie in Braunschweig beginnt seine Verzweigung bei St. Jacob und schließt sich wieder bei St. Peter. Wo die Durchquerung in der Richtung auf Mastricht und Antwerpen stattfindet, liegt der Markt.



[1]) Fritz, Deutsche Stadtanlagen. Straßburg 1894. S. 11.



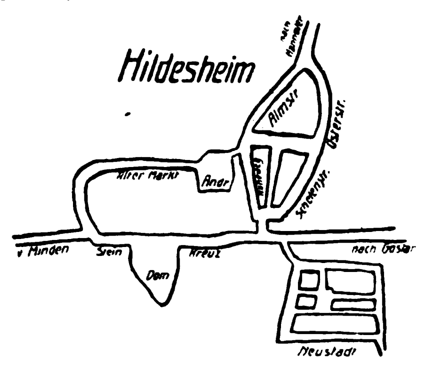
Münster ist ein Verbindungsglied zwischen Rhein und Weser. Bei St. Ludgeri verzweigt sich der von S. W. heranführende Straßenzug, beim alten Fischmarkte vereinigt er sich wiederum nordostwärts weiter zu führen. Eine der Verzweigungen erweist sich durch den Namen „Königstraße" noch heute als das Glied eines wichtigen Straßenzuges.

In Dortmund finden wir den Westenhellweg, der in das Westentor hereinführt, und den Ostenhellweg, der aus dem Ostentore hinausführt. Seine Verzweigungen sind die Kampstraßen und die Kuhstraße. Ausgeprägt ist also hier der Einfluß des Straßenzuges vom Rhein nach Paderborn, dessen ur alte Bezeichnung „der Hellweg" sogar als Straßenname für die Hauptstraßen der Stadt fortbesteht.

Von den für Braunschweig wichtigen Städten möchten wir die beiden Bischofstädte Hildesheim und Halberstadt, Hannover, Halle und Leipzig ins Auge fassen[2]).

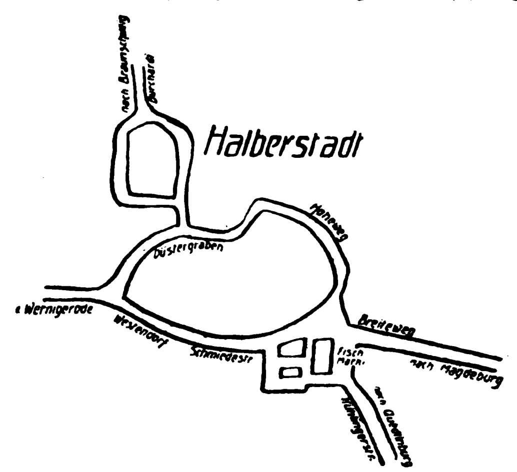
[2]) Magdeburg kommt als Beispiel für eine Durchgangsstadt nicht in Betracht. Allerdings erscheint es uns heute als eine von Süden nach Norden lang gestreckte Stadt, deren Ausdehnung durch den Lauf der Elbe und den

In Hildesheim hat sich die Stadt unterhalb der Bischofsburg zunächst von Osten nach Westen entwickelt. Durch den Bergsteinweg, den Damm und die Brücken über die Innerste ist sie wohl frühzeitig mit Minden in bequemer Verbindung gewesen. Wie die Straßen von Braunschweig und Goslar nach Minden ursprünglich beim Domstifte vorbeigezogen sind, läßt sich zwar kaum noch erkennen; aber der alte Markt, eine von Westen nach Osten gerichtete Straße, ist offenbar ein Überbleibsel dieser ersten Entwickelungsstufe der Stadt. Ein anderer Verkehr, der von Leipzig über Braunschweig und Hildesheim nach Hannover und Bremen, hat



offenbar etwas später begonnen[1]). Bei demnächst eintretender Vergrößerung der Altstadt ist dann aber der städtische Anbau der Straße nach Hannover ganz vorzugsweise gefolgt. Ausgeprägt ist diese zweite Entwickelungsstufe durch die Straßenzüge Scheelen-, Osterstraße und Hoheweg-Almstraße. Durch den Zusammenschluß dieser zwiefachen Entwickelung hat die Altstadt eine nierenförmige Gestalt erhalten. Dazu kam dann die Neustadt, etwas jünger als der Hagen in Braunschweig, diesem nicht unähnlich, entschieden nach einem geometrischen Bebauungsplane aufgebaut.

Halberstadt ist für Braunschweig fast ebenso wichtig geworden wie Hildesheim; aber doch erst seitdem der Verkehr von Leipzig über Halle nach Braunschweig gerichtet wurde, also wahrscheinlich erst zur Zeit Heinrichs des Löwen. Daher ist für die erste Entwickelung des Straßennetzes in Halberstadt nicht die Richtung Quedlinburg-Braunschweig,



sondern die Richtung vom Harze (Wernigerode) nach Magdeburg entscheidend gewesen. Ähnlich wie in Aachen und Münster hat sich hier alles um die kirchliche Stiftung, Dom und Liebfrauenkirche, gruppiert. Dies unberührt liegen gelassene Zentrum umkreisen die Straßenzüge von Wernigerode nach Magdeburg, von deren Vereinigungspunkte, dem Fischmarkte, aus die Straße nach Quedlinburg abgeht. Ganz für sich bestehend ist dann die seltsame Verzweigung hinzugetreten, die vom düstern Graben aus über die Holzemme führt, um sich beim Burcharditore in der Richtung auf Braunschweig zusammen zu schließen.

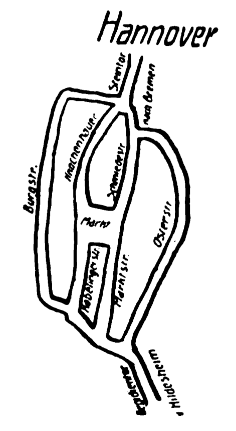
Hannover ist, wie schon aus dem bei Hildesheim gesagten hervorgeht, eine Durchgangsstadt von Süden nach Norden, von Hildesheim über Nienburg nach Bremen. Bei St. Ägidien findet die Verzweigung, beim Steintore die Wiedervereinigung der Straße statt. Ihre äußersten Zweige sind Oster- und Burgstraße, dazwischen das beim Markte zusammenkommende Straßenpaar aus Markt- und Schmiedestraße einerseits, Köbelinger- und Knochenhauerstraße andererseits. Keinerlei Spur deutet in diesem alten Straßennetze auf einen direkten Verkehr mit Braunschweig in östlicher Richtung. Und

---

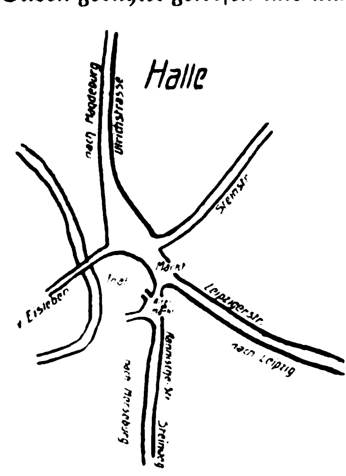
Breitenweg, der die Richtung von Halle nach Bardowik verfolgt, sich habe bestimmen lassen. Das ist nun aber keineswegs richtig. Stadt und Domstift waren ursprünglich mindestens soweit von einander entfernt wie in Braunschweig Altstadt und Burg. Die Stadt, die ein Stapelplatz für den Handel der fränkischen Kaufleute mit den Wenden des rechten Elbufers sein sollte, also den Verkehr vom Elbübergange nach Westen vermittelte, hat sich naturgemäß von Osten nach Westen entwickelt. Die Verzweigungen, welche sich mit der vom alten Markte über den Johannisberg zur Elbe hinziehenden Straße gebildet haben, dehnten sich ursprünglich im Norden nicht über die große Marktstraße, im Süden nicht über die Dreienbrezelstraße aus. Wenn die älteste Stadtmauer den dazwischen liegenden kurzen Teil des Breitenweges überhaupt schon in sich einschloß, mag sie von Anfang an, wie noch vor kurzer Zeit, ihr Haupttor nach Braunschweig bei St. Ulrich gehabt haben. Dem gegenüber hat am Knochenhauerufer das Tor gelegen, welches hinab zur Elbe und über den Strom hinweg in das Slavenland führte. Durch Hineinziehung des Domstiftes in die Stadtmauer hat sich die Stadt nach Süden, durch Aufnahme einer bei St. Peter entstandenen Neustadt nach Norden ausgedehnt.

[1]) Ein durchgehender Verkehr von Süden nach Norden durch Hildesheim hat nicht stattgefunden. Von Süden her ist Hildesheim durch das Hügelland zwischen Leine und Innerste weniger leicht erreichbar. Auf den Straßen von Einbeck über Alfeld, Wrisbergholzen, Diekholzen und von Seesen über Bokenem, Düngen, Itzum hat man Höhenunterschiede von mehr als 100 m zu überwinden, was bei heutigem schlangenförmigen Chausseebau nicht gar schwer hält, aber dem mittelalterlichen Fuhrmanne schier unerträglich war.

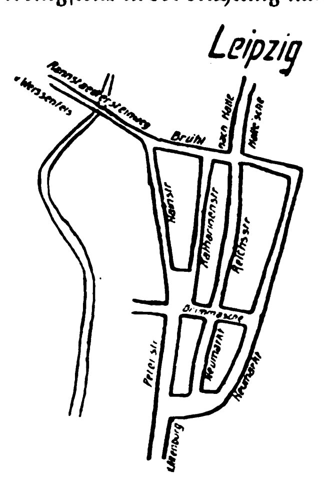
das entspricht durchaus den geographischen Verhältnissen, deren Schwierigkeiten uns durch den Eisenbahnbau über Lehrte in Vergessenheit geraten sind, denn Lehrte bildet den Mittelpunkt eines außerordentlich schwer zugänglichen Gebietes, welches unter dem Namen „Das große Freie" lange Zeit eine Sonderexistenz geführt hat. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts reiste man daher von Hannover nach Braunschweig über Hildesheim, und über Burgdorf, nicht über Lehrte, zog 1809 Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig nach Hannover. Aber selbst das wäre einige Jahrhunderte früher nicht möglich gewesen, denn auch die Straße von Hannover nach Celle durch das Warmbüchener Moor ist erst ein neuzeitlicher Kunstbau. Die schwere Zugänglichkeit der Stadt Hildesheim von Süden her und die der Stadt Hannover von Osten her sind beide, wie es scheint, der Entwickelung der Stadt Braunschweig zu gute gekommen, denn hierdurch ist der südnördliche Verkehr von der Leine und Innerste ostwärts zur Oker abgelenkt worden.



In Halle sind ähnlich wie in Hildesheim zwei Entwickelungsstufen zu unterscheiden. Zwar ist der Verkehr hier seit den ältesten Zeiten im Allgemeinen von Norden nach Süden gerichtet gewesen und auch später geblieben; aber während die Straße von Magdeburg, die das Gebiet der spätern Bergstadt bei St. Ulrich erreicht, anfänglich in das seit den ältesten Zeiten besiedelte Tal ablenkte und über den alten Markt auf Merseburg gerichtet war, hat sich demnächst an der auf dem hohen Ufer verbleibenden Straße, welche die Richtung auf Leipzig einschlug, die Bergstadt entwickelt. Zwischen den beiden Ulrichstraßen und der Galgstraße entstand ihr Markt. Vollendet wurde das Stadtbild wahrscheinlich erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts durch den Bau der hohen Brücke. Hierdurch ist der Verkehr von Leipzig, der in der Richtung auf Magdeburg schon lange hier durch zog, nun auch in der anderen Richtung auf Bremen über Halle, Eisleben, Halberstadt, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Nienburg gelenkt worden. Endlich ist durch den Steinweg der über die hohe Brücke ankommende Verkehr ostwärts weiter geführt worden. Daß der ursprünglich auf Merseburg gerichtete Verkehr[1]) nach Leipzig abgelenkt wurde, hat neben politischen ganz bestimmte geographische Gründe. Merseburg hat eine für den Verkehr bemerkenswerte ungünstige Lage, wenigstens in der Richtung nach Osten und Norden[2]).



Leipzig ist eine Stadt, über deren Entstehung mit besonderer Vorsicht zu urteilen ist. Durch das Vorhandensein einer Urkunde von 1160, wonach Markgraf Otto die Stadt nach Hallischem und Magdeburgischem Rechte zur Bebauung aussetzte (aedificandam distribuit), wird man unwillkürlich veranlaßt, das Stadtbild für regelmäßiger anzusehen als es in Wirklichkeit ist. Wenn man jedoch in Betracht zieht, daß in jener Urkunde von dem Markte der Stadt, von ihrem Richter und von anderen Dingen die Rede ist, die auf schon längeren Bestand schließen lassen[3]), und vor allen Dingen festhält, daß die Länder verbindende Straße noch älteren Ursprungs ist[4]), so wird man die „Reichs-



[1]) Vergl. Hertzberg, Geschichte der Stadt Halle, Halle 1889. S. 28 und 29, wonach bereits im 10. Jahrhundert eine Entfremdung zwischen Halle und Merseburg stattfand.

[2]) Über die Saalebrücke gelangt man auf eine große sumpfige Insel zwischen der Saale und der alten Saale. Nach deren Überschreitung kann man zwar südlich der Luppe Lindenau erreichen, die Stadt Leipzig jedoch von dort aus nur über den künstlichen Damm über die Niederung der Luppe, des Kuhburger Wassers, der alten Elster und der Pleiße. Nordwärts kann man sich auf dem rechten Ufer der Saale überhaupt nicht bewegen, weil die Luppe und Elster mit der zwischen ihnen liegenden Aue sich als Barriere vorlegen. Einer Verbindung auf dem linken Ufer der Saale zwischen Merseburg und Halle stellt sich die Saale selbst durch ihre westwärts gerichtete Ausbiegung so hinderlich in den Weg, daß man zu dem Umwege über Lauchstaedt gezwungen ist. Außerdem liegt Halle doch auf dem rechten Ufer der Saale. Erst im 19. Jahrhundert ist die Verbindung zwischen beiden Städten durch Kunstbauten derartig hergestellt, daß man bei Kl. Korbetha auf das rechte Saaleufer und bei Ammendorf über die Elster geführt wird.

[3]) Vergl. Wustmann, Geschichte der Stadt Leipzig. Leipzig 1905. S. 5 und 6.

[4]) Wustmann S. 8.

straße" in Leipzig nicht als das willkürliche Gebilde eines 1160 entworfenen Bebauungsplanes ansehen. Nein, das ist wirklich die alte Reichsstraße, welche, vom oberen Main ausgehend, Regensburg, Nürnberg und Augsburg mit Nord- und Ostsee verbinden sollte. Über Hof, Zwickau, Altenburg und Borna ist sie herangekommen, bei St. Peter hat sie sich verzweigt, im Brühl wieder vereinigt und ist von dort aus als Hallische Straße über Halle nach Magdeburg weitergezogen. Die an ihren Verzweigungen haftende Benennung „Markt" deutet trotz des hinzugefügten Wortes „neu", wie Wustmann[1]) ausführt, auf eine Anlage von größerem Alter, als dem jetzigen Marktplatze zuzuschreiben ist. Der dörfliche Charakter[2]) dieser Gegend ist bis ins 15. Jahrhundert erkennbar geblieben, und, wie in Braunschweig, weist in Leipzig die mangelhafte Entwickelung der die großen Längsstraßen verbindenden Gäßchen auf dörflichen Ursprung hin. Zwar ist ihre Zahl größer, aber mehrere sind erst spät aus Höfen[3]) entstanden, und ihr privater Charakter ergibt sich aus ihrer wechselnden Benennung nach den Besitzern der Eckhäuser[4]) ganz ähnlich wie in Braunschweig. Ganz wie in Braunschweig hat dann in Leipzig die Überbrückung des Flusses, die nicht ohne erhebliche künstliche Dammbauten möglich war, das Stadtbild zum Abschlusse gebracht. Die Fortsetzung der über den Rannstädter Steinweg herangeführten Straße aus Thüringen ist der Brühl. Endlich sind alle Längsstraßen durch eine Straße nach Grimma durchquert und ist hierdurch der Marktplatz entstanden. Im Hinblick auf dieses letzte Stadium der Entwickelung mag Markgraf Otto an ein Lipsk aedificandam gedacht haben, wenn er nicht lediglich die Abgrenzung des Weichbildes im Auge hatte, die bei weitem den Hauptinhalt der bei kurzem Aufenthalte flüchtig und schnell entworfenen Urkunde ausmacht.

An vorstehenden Beispielen wollten wir glaubhaft machen, daß vorhandene Straßenzüge die Entwickelung einiger Städte beeinflußt haben; aber dem Widerspruche derer werden wir begegnen, welche nicht mit uns davon überzeugt sind, daß gerade die angeführten Reichsstraßen wirklich frühzeitig vorhanden gewesen und eine solche Bedeutung gehabt haben, daß man ihnen so erhebliche Wirkungen, wie behauptet, zuschreiben darf. Wie soll man glauben, läßt sich einwenden, daß der Hauptverkehr von Süden nach Norden nun gerade an solche obskure Orte, wie es das linke Ufer der Oker und das rechte Ufer der Pleiße sind, sich verirrt haben sollte. Um dies dennoch glaubhaft zu machen, möchte ich, den urkundlichen Nachweis Berufeneren überlassend, eine kurze geographische Betrachtung folgen lassen.

[1]) Wustmann S. 185.
[2]) Wustmann S. 186.
[3]) Wustmann S. 10.
[4]) Wustmann S. 186.

Zunächst ist die Frage aufzuwerfen, wie konnten, wie mußten die Handelswege im frühen Mittelalter gerichtet werden. Das zeigt uns der Hellweg, der über Dortmund führt. Er vermeidet das Tal der Ruhr ebenso wie das der Lippe. Nahezu auf der Wasserscheide zieht er längs des Hardstranges fort. Erst bei Paderborn berührt er die Lippe und entfernt sich wieder von ihr, um die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser (Lippe und Nethe) in der Nähe von Driburg zu erreichen. Nichts also widerspricht der Wahrheit mehr als die Belehrung, welche der alte Piccolomini im Munde führt[5]). Nichts war ängstlicher zu meiden als der Lauf der großen Flüsse. Statt deren Täler mit ihren Überflutungen aufzusuchen und sich zur Überschreitung aller Nebenflüsse an den allerschwierigsten Stellen, an deren Mündung, freiwillig zu verurteilen, bemüht sich der mittelalterliche Mensch aus ihnen hinaus in das Gebiet von Nebenflüßchen dritten und vierten Grades zu gelangen. Ist es möglich, so bewegt er sich auf der Wasserscheide oder in so großer Nähe derselben, daß nur ganz unbedeutende Zuflüsse zu überschreiten sind. Heute zur Zeit der Eisenbahnen, wo auch der Straßenbau allerlei Hindernisse technisch überwindet[6]), begreifen wir das gar nicht mehr. Schiller[7]) aber hat das sicherlich noch ganz gut gewußt. Soll man nun seinen schreienden Anachronismus tadeln oder seine Prophetengabe bewundern, die ihn als Menschen des 20. Jahrhunderts reden ließ?

Betrachten wir zunächst den Weg von Frankfurt nach Braunschweig.

Es handelt sich darum, vom unteren Main zur Nord- und Ostsee zu gelangen. Das nächste Ziel einer solchen Reise mußte die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser (Main und Fulda) sein. Zwischen Rhön- und Vogelsgebirge also mußte man von der Kinzig zur Fulda gelangen. Spräche der alte Piccolomini die Wahrheit, so hätte man nun der Fulda und Weser folgen müssen. Über Cassel, Münden, Lauenförde, Holzminden, Hameln, Minden, Nienburg, und durch das Amt Thedinghausen wäre man nach Bremen gelangt. Aber einerseits hat eine solche Straße niemals existiert, andererseits würde auf solche Art der Frankfurter Kaufmann nun und nimmermehr nach Hamburg und erst recht nicht zur Ostsee gelangt sein. Zur Erreichung dieser beiden Ziele mußte er seine Reise auf Bardowik richten, dessen Bedeutung offenbar darin bestanden hat, daß von da aus Nord- und Ostsee in gleicher Weise er-

[5]) „Mein Sohn! die Straße, die der Mensch befährt, worauf der Segen wandelt, diese folgt der Flüsse Lauf, der Täler freien Krümmen".
[6]) Obgleich auch jetzt noch niemand so töricht ist, der Täler freien Krümmen stets zu folgen, vielmehr die Hauptpointe darin besteht, solche Krümmungen durch Tunnelbauten abzuschneiden.
[7]) Piccolomini natürlich umsomehr.

reichbar waren. Von vorn herein also mußte die Tendenz bestehen, das Flußgebiet der Weser nach Möglichkeit links liegen zu lassen, einem ihrer kleinsten rechtsseitigen Zuflüsse sich zu nähern. Zunächst fand dies Bestreben seinen Ausdruck dadurch, daß man von der Fulda zur Werra hinüber lenkte. Von Bebra aus bog man zu diesem Zwecke rechts aus, um die Wasserscheide zwischen den beiden Quellflüssen der Weser in der Nähe von Sontra zu erreichen. Unterhalb Eschwege erreichte man die Werra. Bei Witzenhausen überschritt man sie, um sich der Leine zuzuwenden. Südlich von Göttingen erreichte und überschritt man auch diese. Auf dem Höhenrande des rechten Leineufers schritt man nach Norden fort, aber schon von Nörten aus wandte man sich, bei Northeim die Ruhme überschreitend, nordostwärts[1]). In dieser Richtung gelangte man nach Seesen. Bei Hohenrode überwand man mit geringer Mühe die noch unbedeutende Innerste und kam so durch den Paß von Salzgitter in das ebene Gelände, das nur noch durch den Lindenberg bei Thiede vom Tale der Oker geschieden ist. Zu weiterem Ausbiegen in östlicher Richtung war nun kein Grund mehr, denn man hatte den Meridian, auf dem Bardowik liegt, bereits ostwärts überschritten. Der Hohe Rand des linken Okerufers lud aber besonders zur Fortsetzung der Reise ein. Man folgte ihm also auf einer etwa drei Meilen lange Strecke, wobei man nach Zurücklegung des halben Weges den Punkt des linken hohen Okerufers erreichte, auf dem die Altstadt Braunschweig entstanden ist. Vom Rande des linken Okerufers gelangte man dann, die Reise fortsetzend, bei Didderse auf die Wasserscheide zwischen der Oker einerseits und der Erse und Fuhse andererseits. Dieser folgend erreichte man den Allerübergang bei Celle. Von dort aus führte die Straße auf die Wasserscheide zwischen Weser und Elbe, die in der Lüneburger Heide etwa bei Weyhausen und Bahnsen liegt, und endlich längs der Ilmenau nach Bardowik[2]).

Vergleichen wir nun mit diesem Bilde das andere, nämlich wie die andere Reichsstraße nach Leipzig gelangt ist.

Es handelte sich hier um den Verkehr der Städte Nürnberg, Augsburg und Regensburg mit den Seestädten. Also von einem mehr östlich gelegenen Ausgangspunkte am Main war Nord- und Ostsee zu erreichen. Thüringerwald und Frankenwald legten sich in den Weg. Zwischen dieser zusammenhängenden Barriere und dem Fichtelgebirge hindurch, von Baireuth nach Hof mußte die Reise gerichtet werden. Ihr erstes Ziel war auch hier die Wasserscheide zweier großen Ströme, diesesmal des Rheins und der Elbe, genauer des Mains und der Saale. Deren Laufe zu folgen konnte niemandem in den Sinn kommen, denn von seinem Ursprunge bis nach Rudolstadt verfolgt dieser Fluß unter vielfachen Windungen die Richtung von Südosten nach Nordwesten. Um das Reiseziel zu erreichen, mußte man ihn überschreiten. Dies geschah bei Hof nahe dem Ursprunge des Flusses mit größter Leichtigkeit, während für andere von Bamberg ausgehende Wege bei Saalburg und Saalfeld sich weit größere Schwierigkeiten ergeben haben würden, abgesehen davon, daß man dann hätte den Frankenwald überwinden müssen. Solche Hindernisse konnten 1806 energische Heerführer nicht mehr abschrecken; aber der französische Marschall, der am 9. Oktober von Coburg nach Gräfenthal sich durchwinden mußte, meldete abends dem Kaiser Napoleon: „Der heutige Tag war schrecklich für die Truppen und die Artillerie. Die Wege sind scheußlich"[3]). Für mittelalterlichen Handelsverkehr im Großen waren sie sicher unmöglich. Ob dies auch von dem Wege über Kronach nach Schleitz, den Napoleon selbst einschlug, gesagt werden kann, ist weniger sicher; aber er führt nach Gera an die Elster und lenkt demnach, wie wir weiter sehen werden, in den über Hof heranführenden Handelsweg ein. Dieser nämlich, nebenbei gesagt der dritte und östlichste der von Napoleon zur Überflügelung des preußischen Heeres erwählten Anmarschwege, überschreitet zwischen Hof und Plauen die Elster aus guten Gründen. Bei Betrachtung der Stadt Halle sind die großen Schwierigkeiten erörtert worden, welche dem Vordringen zwischen Saale und Elster in nördlicher Richtung entgegenstehen. Ein Fortbewegen auf dem rechten Ufer der Elster war demnach durchaus erforderlich. Dabei gelangte man zwischen Reichenbach und Zwickau in das Quellengebiet der Pleiße. Zwischen Pleiße und Mulde sich fortbewegend gelangte man schließlich hart am rechten Pleißeufer in das Gebiet, auf dem die Stadt Leipzig entstanden ist und wohin auch der Straßenzug einlenkte, der von Gera über Zeitz und Pegau am rechten Elsterufer herankam, bei Lösnig die Pleiße überschreitend. Die Lage von Leipzig gewährt den Vorteil, daß man von hier aus auf dem rechtsseitigen Rande des Elstertales ohne Hindernisse zu einem Punkte an der unteren Saale vordringen kann, der unterhalb der Elstermündung liegt, wo also die Saale endlich von der Begleitung ihrer verkehrshinderlichen Nebenflüsse, Elster und Luppe, befreit ist. Dieser Punkt ist Halle. Er ist gleich geeignet zur Fortsetzung der Reise in

[1]) Welche geographischen Verhältnisse davon abgehalten haben, zwischen Leine und Innerste in nördlicher Richtung nach Hildesheim vorzudringen, ist oben bei Gelegenheit der Betrachtungen über die Entwickelung Hildesheims dargelegt worden. Noch weniger luden die Fuhse und ihre versumpften Zuflüsse (Erse und Aue) zur Wanderung ein, so daß man gut tat, sie auf der Strecke von Barum nach Drütte links liegen zu lassen.

[2]) Außerdem kam man von Celle über Soltau nach Stade und Harburg.

[3]) v. Lettow-Vorbeck I, S. 219.

nördlicher Richtung auf den Höhen des rechten Saaleufers als zum Überschreiten der Saale. Dahin also setzte sich die Reichsstraße fort über Bernburg und Magdeburg nach Bardowik. Erwähnt muß noch werden, daß mit ihr auch die Waarenzüge herankamen, welche aus Böhmen östlich des Fichtelgebirges über Eger, Asch und Ölsnitz den Weg in das Vogtland fanden, ferner auch die von Prag über das Erzgebirge und Chemnitz.

Von Halle aus zweigte sich von ihr seit Überbrückung der Saale eine Straße nach Bremen ab. Diese Reichsstraße Leipzig-Bremen lief von der Hohen Brücke bei Halle über Eisleben, Aschersleben, Quedlinburg, Halberstadt, Osterwiek, Hornburg nach Braunschweig. Ihre Fortsetzung von Braunschweig lief über Hildesheim, Hannover und Nienburg nach Bremen. Der Teil Leipzig-Braunschweig dieser Reichsstraße bildete nördlich des Harzes zugleich eine Querverbindung der beiden großen von Süden nach Norden gerichteten Handelswege. Südlich des Harzes ergab sich von Eisleben über Nordhausen und Osterode ebenfalls eine Verbindung. Nördlich des Thüringer Waldes konnte man von Hersfeld über Eisenach, Gotha, Erfurt, Weimar, Naumburg ebenfalls nach Leipzig gelangen, seitdem die Niederung der Elster und Pleiße zwischen Lindenau und Leipzig durch Dammbauten überwunden worden war. Nimmt man als vierte Querverbindung die Mainstraße Frankfurt, Würzburg, Bamberg, Baireuth hinzu, so ergibt sich ein Hauptverkehrsnetz des mittleren Deutschlands, in dessen Entwickelung Leipzig und Braunschweig so hervorragende Stellen einnehmen, daß man sich nicht wundern kann, wenn beide mit der Zeit als Meßstädte eine besondere Rolle gespielt haben.

Durch das Zeitalter der Eisenbahnen sind nun zwar die alten Verkehrsverhältnisse über den Haufen geworfen; aber Leipzig hat nach wie vor verstanden, den Verkehr an sich zu fesseln. Wenn dies Braunschweig nicht in demselben Maße gelungen ist, so trägt das widersinnige Eisenbahnnetz mit dem Knotenpunkte Lehrte die Hauptschuld daran, denn die gute Verbindung mit Hamburg, welche den Hauptgrund für das Emporblühen Braunschweigs gebildet hat, ist ihm dadurch verloren gegangen. Ließe sich dieser Schaden wieder gut machen, so würde Braunschweig die ihm seiner geographischen Lage nach im Verkehr zwischen Main und Nordsee gebührende Stellung gewiß wiedergewinnen. Man würde dann wieder von Hamburg über Braunschweig nach Göttingen fahren, und, die von Hannover kämen, müßten dann, wie es jetzt uns beschieden ist, in Kreiensen umsteigen. Es wäre ein Akt historischer Gerechtigkeit, wenn auf diese Weise das richtige Verhältnis zwischen Hannover und Braunschweig wieder hergestellt würde.

Zur Biographie Ernst Theodor Langers.

Einen höchst willkommenen Beitrag zu der Lebensgeschichte des Wolfenbüttler Bibliothekars E. Th. Langer, eines Freundes Goethes und Lessings, liefert uns ein Brief Fräulein Chr. S. K. von Bandemers, der an den Amtsnachfolger Langers in Wolfenbüttel, den späteren Oberbibliothekar F. A. Ebert in Dresden, gerichtet ist und an letzterem Orte in der Königlichen öffentlichen Bibliothek verwahrt wird[1]).

Christiane Sophie Karoline von Bandemer, Küsterin des aufgehobenen Damenstifts von St. Maria auf dem Berge bei Herford, die, am 8. November 1770 geboren, an 16. September 1850 in Wolfenbüttel gestorben ist, gehörte hier zu Langers vertrautem Freundeskreise. Sie lernte ihn erst etwa im Jahre 1814 kennen; aber vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an wurden sie Freunde, und sie hat sich mit ihm sieben Jahre lang alle Woche zweimal Abends von 5 bis 8 Uhr abwechselnd in ihrem und des Oberappellationsrats v. Schrader Hause gesehen. So ist es natürlich, daß ihr Langer in der Unterhaltung gelegentlich viele Erlebnisse und Erinnerungen bruchstückweise mitteilte, die sie in treuem Gedächtnisse verwahrte. Bei der großen Verehrung, die sie für ihren am 24. Februar 1820 verstorbenen Freund hegte, erregte es ihren lebhaften Unwillen, sobald ungünstige Urteile über ihn in der Öffentlichkeit laut wurden. Mit einigem Gleichmute konnte sie es noch ertragen, daß Venturini den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand tadelte, weil er Langer die Erziehung seines jüngsten Sohnes Friedrich Wilhelm anvertraut habe[2]). Denn der Zeit lebte Langer selbst noch, aber er hielt es für überflüssig, sich gegen diese Vorwürfe zu verteidigen. Weit mehr ärgerte es sie schon, als der Hofrat K. A. Böttiger in Dresden in der Beilage zum Literarischen Wochenblatte (B. VI. Nr. 38 August 1820)[3]) bei voller Anerkennung für Langers Bibliotheksverwaltung, insbesondere für sein ungewöhnliches Geschick, mit sehr geringen Mitteln deren Schätze zu vermehren, unrichtige und ungünstige Nachrichten über sein früheres Leben mitgeteilt hatte. Sie schrieb daher unterm 5. Dezember 1820 an Böttiger, daß er nur das Urteil der Familie Trapp[4]) nacherzählt habe, die zu Langer in feindlichem Verhältnisse gestanden hätte; dieses sei dadurch veranlaßt, daß Langer wegen seiner religiösen und politischen Gesinnung,

---

[1]) Er befindet sich unter den Briefen an Fr. Ad. Ebert (Hdschr. Nr. h 21 Bd. 2).

[2]) In dem Aufsatze: Carl Wilh. Ferdinand u. Friedrich Wilhelm, der 1816 in den „Zeitgenossen" erschien (B. I Heft 2 S. 73).

[3]) Diesen Aufsatz haben später sowohl Schönemann als auch L. Schweiger vergeblich gesucht (Serapeum 1856 Nr. 8 S. 122); mir ist er durch die Freundlichkeit des Herrn Dr Bürger bekannt geworden.

[4]) Vgl. Allgem. Deutsche Biographie B. 38 S. 497f.

die der Trapps geradezu entgegengesetzt gewesen, und aus Freundschaft für den Professor Semler in Halle, den Trapp durch eine grobe Schmähschrift arg beleidigt hatte, die öfter wiederholten Versuche zu freundschaftlicher Verbindung nach seiner Art offen und nicht ohne Heftigkeit zurückgewiesen habe. Böttiger glaubte den Wünschen Frl. v. Bandemers am besten zu entsprechen, indem er das an ihn gerichtete Schreiben, das allerdings nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, im Literarischen Anzeiger (1821 Nr. III) zum Abdrucke brachte. Es hieß in ihm, daß sie Langer genau gekannt und „größere Geistesgaben mit einem so reinen Herzen, so biedern, festen Charakter und so inniger Gottesfurcht noch nirgend" gefunden habe. Böttiger selbst hatte die Bekanntgabe des Briefes mit folgenden Worten begründet: „Ich glaube dieß eben so sehr dem von mir unabsichtlich in Schatten gestellten Charakter des unvergeßlichen Langer, als meiner eigenen Wahrheitsliebe schuldig zn seyn. Ich hatte nicht die geringste Ursache, den Erzählungen zu mißtrauen, die mir damals aus so glaubwürdigem Munde mitgetheilt wurden. Es liegen fast dreißig Jahre dazwischen. Aber die Wahrheit kennt keine Verjährung."

So war der Ehre Langers eigentlich völlig Genüge geschehen. Dennoch fühlte sich Fräulein v. Bandemer damit noch nicht ganz befriedigt; sie meinte, daß ihre Worte zur Feststellung der Wahrheit noch nicht ausreichten, daß eine angesehene Persönlichkeit dafür einstehen müßte, um allgemeine Anerkennung zu finden. Und in der Tat tauchten die falschen Mären über Langer bald wieder an anderem Orte auf. In der Aprilnummer des „Gesellschafter" vom Jahre 1828 brachte sie ein Anonymus aufs neue vor; abermals hieß es da, Langer habe jemand im Duell getötet, sei dann weggelaufen, Soldat geworden, vom Vater enterbt, dem er nie wieder vor Augen hätte kommen dürfen, und so lasse sich wohl sein finstrer mißtrauischer Charakter erklären. Jetzt wandte sich nun Frl. v. Bandemer nicht wieder an den Verfasser des Aufsatzes, sondern an den Oberbibliothekar Friedr. Adolf Ebert nach Dresden, den sie von Wolfenbüttel her, wo er 1823—25 der Herzoglichen Bibliothek vorgestanden hatte, als warmen Verehrer ihres Freundes kannte. Hatte er sich doch als solcher erst kurz vorher öffentlich ausgesprochen, als er zu schildern versprach, „was Wolfenbüttel an seinem trefflichen Langer hatte"[1]. „Sein unmittelbarer Nachfolger gewesen zu seyn", hatte er hinzugefügt, „wird mir immer eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens bleiben." Diese Gesinnung hat er auch später nicht verleugnet. Als Friedr. Karl v. Strombeck in seinen „Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (I. Theil S. 145 ff.) auch Langers ungünstig gedacht hatte, schrieb er ihm am 14. Mai 1833[2]: „Ich bin eben mit einer Anzeige für unsre Abendzeitung beschäftigt, in welcher ich Ihnen jedoch (zürnen Sie nicht!) etwas nicht passiren lassen werde. Und was ist das, werden Sie fragen? — Nichts mehr und nichts weniger, als daß Sie mir meinen lieben Langer wie den Pilatus im Credo erscheinen lassen. Ich will damit gar nicht leugnen, daß Sie die äußere Erscheinung dieses Mannes im Leben nicht richtig aufgefaßt haben sollten; aber seinem innern Leben haben Sie (nochmals bitte ich Sie, mir nicht zu zürnen) gewiß nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die alten Classiker las er gewiß in höherer Beziehung, als Sie andeuten, und seine Recensionen, auf welche sich seine ganze literarische Mitteilung beschränkte, zeugen von einem Geistesreichtum, der eben so tief als vielseitig war. Und kann es ein größeres Zeugniß für ihn geben, als daß Lessing ihn in seinen beyden letzten Lebensjahren zum einzigen Umgang in Wolfenbüttel wählte?"

Um so mehr fühlte sich Frl. v. Bandemer verpflichtet für Langer einzutreten, weil sie in Wolfenbüttel aus dem alten Freundschaftskreise allein noch lebte neben dem Oberapellationsrat von Schrader und der Priorin Schmid, der Schwägerin des Professors Eschenburg, der bis zum Tode ebenfalls mit Langer auf das innigste befreundet gewesen war[3]. Sie erzählte Ebert die früheren Verunglimpfungen des verehrten Mannes, insbesondere ihre Erlebnisse mit Böttiger, und knüpfte daran die dringende Bitte, die öffentliche Widerlegung der Unwahrheiten zu übernehmen. Um ihn dazu desto besser in Stand zu setzen, stellte sie alles, was sie über Langers Leben wußte, in dem Schreiben zusammen. Da diese Angaben manche erwünschte Bestätigung und Ergänzung zu dem Lebensabrisse bieten, den ich selbst früher über E. Th. Langer verfaßt habe[4], so lasse ich diesen Teil des Briefes im Wortlaute hier folgen:

Wolfenbüttel d. 20ten Juni 1828.

. . . .

„Sein Vater war Gutsbesitzer, verkaufte später und lebte in Breslau, seine Mutter starb, da Er noch ganz klein war und ihre Schwester ward seine harte Stifmutter, der zu entgehen er sich zu seinem Oheim den Vater des Hallischen Kanzler Hoffmann

[1] Überlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt, hg. von F. A. Ebert. I. 1. S. 24.

[2] Orig. im Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel.

[3] Vgl. den in Anmerk. 4 angeführten Aufsatz S. 38. Zu berichtigen ist hier der Name von Eschenburgs zweitem Sohne: er hieß Karl, nicht Johannes, wie Langer ihn nur wegen seines langen blonden Haares nannte. Frl. v. Bandemer erwähnt dabei, daß Eschenburg in der Stunde erkrankte, wo Langer starb, und starb, als Langer begraben ward.

[4] Zeitschrift des Harzvereins f. Gesch. u. Alterth. 16. Jahrg. (1883) S. 1—78, auch als Sonderabdruck (Wolfenbüttel, Zwißler 1883) erschienen.

flüchtete[1]). Enthusiasmus für Friedrich den 2ten führte ihn zu Zietens Husaren; beides mag den Vater wohl gekränkt haben, doch hat er ihn weder verbannt noch enterbt vielmehr war sein väterliches Erbtheil 6000 Thaler, die er bis zu seinem Tode bey dem Grafen v. Hochberg in Schlesien stehen ließ. Auch hat er seinen Vater (mir bewußt) 2 mal besucht; einmal im Winter aus Rusland auf des Vaters Verlangen[2]) und einmal von hier, wo ihm der hochselig Herzog seinen eignen Wagen geliehen. Wann und weshalb er das militair verlaßen weiß ich nicht von ihm selbst, von andern hörte ich eine Wunde im Beine sey Ursache gewesen, er gieng dann nach Leipzig[3]), wo er gleichzeitig mit Goethe lebte und sich Gellerts Freundschaft so erwarb, daß er in stetem Briefwechsel, bis zu deßen Tode, mit ihm geblieben, auch von ihm als Erzieher bey dem nachmaligen preußischen Oberstallmeister Grafen Lindenau empfohlen ward, nach dem dieser erwachsen, kam er in gleichen Verhältnißen, zum Grafen Czernitschef[4]) in Rusland und hatte an beiden Orten die fortwährende Freundschaft und Zufriedenheit der Väter und Söhne erworben. Der hochselige Herzog wählte also keinen unkundigen zum Führer seines ältesten Sohnes, den er auch im höchsten Grade vorteilhaft ausgebildet zurück brachte, wie hier auch sehr vielen bekannt und nahmentlich dem Landsindicus Pricelius in Braunschweig; um so weniger durfte H. V[enturini] es einen Fehlgrif nennen, wenn der Herzog ihm auch seinen Liebling den letzten Herzog Wilhelm anvertraute. Entsprach hier der Erfolg nicht so auffallend den väterlichen Wünschen, so waren dazu andre Gründe und nahmentlich wohl die doppelte militairische und academische Freiheit in die der junge feurige Fürst aus strenger Aufsicht, als Comandeur des Hallischen Regiments plötzlich versetzt ward. Daß es nicht an H. L[anger] lag hat der hochherzige Fürst nicht bloß mehremal öffentlich und privatim offen erklärt auch seine Achtung und Dankbarkeit gegen den Seligen durch öffentliche freundschaftliche Begegnung, ofnes Lob in H. Langers Abwesenheit, bewiesen, so wie auch dadurch, daß er nie hieher kam ohne Stundenlang allein bey ihm zu verweilen, ihm auch seine Kinder und deren Lehrer zuschickte".

„Verheirathen hatte, so viel ich von H. L. selbst weiß, er sich 4 mal gewollt, das erstemal machte es die Untreue der Braut rückgängig[5]), das 2te mal bey einer liebenswürdigen Bremerin, deren Bruder sein Freund war und blieb, das Verlangen der Eltern reformirt zu werden, um dort Senator werden zu können, das 3te mal ward durch eine Intrigue des Vormundes vereitelt.

Sein Mißtrauen zu widerlegen: Diene seine große Bereitwilligkeit Schätze der Bibliothek mitzutheilen, obschon er deshalb viele Mühe, Kosten und Ärger gehabt; dann daß er sich über 10 Jahre so von einer alten Haushälterin betriegen ließ, daß seine Freunde es endlich für Pflicht hielten, ihm die Augen zu öfnen und fast mit Gewalt zu ihrer Abschaffung zu bewegen. Ferner, daß er, als er bey dem Beginnen der revolution sparen für nöthig hielt, also seit 1786, alles ersparte dem Banquier Thies in Braunschweig übergab und in den 25 Jahren niemal seine Rechnung nachsah, eben so wenig je sein Gehalt nachzählte oder seine häusliche Rechnungen nachsah. Er war darin ehr kindlich Gemüth zu nennen".

„Seine feindselige Stimmung widerlegt, daß er all seinen Freunden treu bis zum Tode blieb, ja daß er seine Freundschaft auf ihre Kinder übertrug".

„Seine Menschenscheu, die herzliche Verbindung in welcher er mit den ausgezeichnetesten Menschen seiner Zeit stand so wohl An als Abwesend und wo ich nur alle Glieder unsers verehrten Fürstenhauses auch den hochseligen Erbstaathalter nebst deßen Gemalin, den letzten Herzog von Dessau und ersten König von Würtemberg unter den hohen, Gellert, Lessing, Eschenburg unter den Gelehrten, hier am Orte aber die Familien v. Knuth, v. Wolffrath, v. Schrader, Woltereck, Cramer, Salzenberg und v. Spaeth anführe. Daß er fast alle überlebte, kann man ihm doch zu keinem Verbrechen machen und nur der Tod oder die Trennung hat den freundschaftlichen Umgang gehemmt und es waren noch mehrere seine Freunde. Daß er aber keine Zeit und keine Lust zu großen Gesellschaften und Kartenspielen hatte, werden Sie, bester H. Oberbibliothekar! gewiß aus eigner Erfahrung rechtfertigen können und kam bey ihm noch dazu die große Unordnung,

[1]) Der Aufenthalt Langers bei diesem war noch nicht bekannt, der auf dem Gymnasium zu Oels wird auch durch einen Brief Langers an den Herzog Friedrich August zu Braunsch.-Lüneb.-Oels vom 12. April 1794 bezeugt: „Ayant moi-même fait mes premières etudes dans cette ville d'Oels (Großherz. Hausarchiv in Weimar). Der Haller Kanzler Karl Christoph Hoffmann ist in Powitzkow in Schlesien geboren (S. Baur, Handwörterbuch der merkwürdigen Personen die 1801—1810 gestorben I. B. S. 630); vermutlich hat sein Vater damals in Oels gewohnt. Er war nach dem Briefe Frl. v. Bandemers vom 5. Dec. 1820 preußisch gesinnt, während L.'s Vater anfangs noch zu Oesterreich hielt und kurze Zeit dem Sohne über seinen Eintritt in das preußische Heer zürnte, dann aber dessen Gesinnungen teilte.

[2]) Langer war im Winter 1772/3 und 1776/7 in Rußland. Vgl. Harzztschr. a. a. O. S. 23 f. und 28 f.

[3]) Daß er vorher, wie bislang nicht bekannt war, auch in Halle studierte, beweist seine Beantwortung des ihm 1807 vorgelegten Fragebogens. Er setzte hinter die Frage: Où il a fait ses études? eigenhändig die Worte: A Halle et à Leipzic.

[4]) Vgl. den Brief des Abts Jerusalem vom 10. Jan. 1773, der wohl die Antwort auf eine wegen Czernichew gestellte Anfrage Langers bildet, im Br. Mag. 1895 S. 62 ff.

[5]) Vgl. Harzztschr. a. a. O. S. 18. Von den anderen Verlobungen war bis jetzt nichts bekannt.

die der Nachfolger des allzu genialen Lessing vorfand, die viele Zeit, die die von ihm hochgeliebte Fürstenfamilie ihm widmete, ferner die religioese und politische Stimmung damaliger Zeit, der Aufenthalt der Emigrés die mit ihm, der so lange in Paris[1]) war, fast mit Gewalt den ganzen Tag verleben wollten ɪc. ɪc."

„Vergeben Sie die schlechte Schreibart; allein ich bin kaum von einer schweren Krankheit genesen und noch sehr matt. Vieles Gutes d. theuren Verewigten könnte ich noch sagen, allein ich mag ohne Noth niemands Schwächen und Fehler aufdecken, wodurch ich andere anklagte, die schon längst gleich ihm vor ihrem Richter stehen, auch Ihre Geduld nicht zu sehr ermüden. So schließe ich denn mit der Versicherung der wahrsten Hochachtung als Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenste Dienerin
die Küsterin v. Bandemer."

Einen wirklichen Erfolg scheint das Schreiben Fräulein v. Bandemers nicht gehabt zu haben. Wenigstens verlautet nicht, daß Ebert damals für Langers Andenken eingetreten sei. Wäre es geschehen, so hätte er darauf in seinem späteren Schreiben an Strombeck, das oben erwähnt ward, gewiß Bezug genommen. Dennoch werden wir dem unermüdlichen Eifer, mit dem die treue Freundin über der Ehre des entschlafenen Gelehrten wachte, unsere volle Anerkennung nicht versagen können.

Daß Langer mit Trapp schlecht stand, ersehen wir auch aus einem Briefe Gleims[2]). Am 21. Juni 1793 bedauert dieser, daß er ihn in Rücksicht auf Trapp nicht besuchen könne. „Wäre dieser ein mahl verreist, und ich erführ' es, so gleich wär' ich bey meinem lieben Langer, in Leßings ehmaliger Wohnung feyerte des großen Mannes Andenken bey Ihnen! O Sie sind in meinen alten Augen ein sehr braver Mann, mein lieber Langer! Könnt ich Sie zufrieden machen mit sich selbst und den Menschen, was gäb ich darum! Man siehts, Sie sind ein abgeschiedener, armer Mann! Machen Sie's doch wie der alte Gleim, der Ihnen so wohl will. Dieser ist auch ein Abgeschiedener aber nicht so ganz wie Sie! Er sieht noch Menschen dann und wann und freut sich mancher" . . . . . .

Dieser Vorwurf der Vereinsamung und Menschenfeindschaft muß wohl öfter in Gleims Briefen an Langer wiedergekehrt sein. Er verteidigt sich dagegen in einem Schreiben vom 14. Mai 1798, in dem er für den bekannten Bibliothekar Joh. Sam. Ersch rege Teilnahme äußert und ihn für die Bibliothek in Wernigerode empfiehlt. Er sagt, daß dieser „durch sein Repertorium für die ersten fünf Jahrgänge der A. Literatur Zeitung und itzt durch sein Gelehrtes Frankreich einen hohen Grad von Geschicklichkeit documentiert hat. Es ist ein sittlicher, bescheidner, überaus thätiger Mann, der gegenwärtig in Hamburg lebt, und sich nach einem fixen Posten umsieht. Gesehn hab' ich ihn nur eine halbe Stunde; von seiner guten Denkungsart aber bin ich dergestalt überzeugt, daß ich ihn in petto zu meinem eignen Nachfolger bestimmt hatte; wenn die kläglichen Zeitumstände meine Retraite besser begünstigten . . . . . Ein kleines Pröbchen, wie Sie sehn, daß die von Ihnen mir schuldgegebene Menschenfeindschaft doch ihre Ausnahmen hat."

Wenige Tage vorher (4. Mai) hatte er sich auf das Wärmste über Joh. Pet. Uz ausgesprochen. „Vermuthlich", hieß es da, „ist Ihr neuer König daran Schuld, daß Sie den Aschenkrug unseres lieben Uz[3]) auf eine Zeit lang sich aus dem Auge gerückt haben. Ich tadle Sie deshalb gar nicht; mir aber ist es leid, daß ich von der bewußten Kleinigkeit keine Abschrift genommen, ja nicht einmahl mehr weiß, in welchem Stücke des Neuen Museum solche steht? Sie werden mir daher verzeihn, wenn ich Sie an Zurückgabe des erwähnten Hefts erinnere; weil ich dieses Blümchen meiner Liebe zu Uz doch nicht ganz vergessen will. Ohne Zweifel ist Ihre Schreibtafel auch nicht leer geblieben. Wollen Sie mir davon wenigstens die Abschrift zukommen lassen, so werd' ich Ihnen dafür herzlich verbunden seyn."

„Was unsern theuern Uz selber betrifft, so ist der Gedank an ihn mir feierlicher als je:

Sieh! Tausende würgt um uns her der Tod!
Wie viele sind's die von der Jugend Roth
Bis spät hinaus, zu grauer Haare Schatten
Wie Er gedacht, wie Er gehandelt hatten?

Nein! so einen semper eundem giebt es nicht mehr; denn wie ich ihn einmahl fand, hab' ich ihn immer wieder gefunden. Jetzt aber

Aus höherm Licht, nicht mehr getrübt von Thränen,
Sieht er auf uns, der edle Geist! herab,
Und freuet sich des Beispiels, das er gab;
Ergötzet sich am Sieg des Tugendhaften,
Im Drang der Welt, im Sturm der Leidenschaften

---

[1]) S. 1. Seines Aufenthalts in Paris gedenkt Langer auch in einem Briefe an Gleim vom 27. Oktober 1792, in dem er das Schicksal des Königs bedauert. Es heißt hier u. a.: „Da ich ferner einige der angenehmsten Jahre meines Lebens in Paris zugebracht, und mehrere Hunderte der Unglücklichen gekannt habe, die als Schlachtopfer der Volkswuth entweder schon gefallen sind, oder im Auslande zu verhungern Gefahr laufen, so müssen die schrecklichen Scenen unserer Tage mir doppelt zu Herzen gehen. . . . . . Den verzweifelten Custine, der die Rheinländer so in Schrecken gejagt, kenn' ich genau. Ein Erzgauner! der vor 15 Jahren schon mich tüchtig angeführt haben würde, wenn ich den Patron nicht noch zu rechter Zeit hätte kennen lernen".

[2]) Die hier angeführten Briefe von und an Gleim befinden sich im Gleimhause zu Halberstadt.

[3]) Uz starb am 12. Mai 1796; Gleims „neuer König", Friedrich Wilhelm III, kam am 16. Nov. 1797 zur Regierung.

Nie muß Er uns den Kampf verliehren sehn!
In unsrer Brust Sein Bild nie untergehn!
In der meinigen gewiß nie!
Des edlen Mannes Thaten
Stehn unverwelkt, sind für die Nachwelt Saaten:
Auch sterbend haucht, berührt vom Wetterstrahl
Der Rose Zweig noch Wohlgeruch ins Thal!"

Langer gedachte des verstorbenen Dichters mit um so größerer Verehrung, weil die neueren Erscheinungen der deutschen Literatur ihn sehr unsympathisch berührten. So machte er auch Gleim gegenüber seinem Ingrimm über die Xeniendichter unverholen Luft. Er schreibt an ihn am 6. Mai 1797:

„Ja wohl haben Sie über die schwere Poesie unsrer Tage Ihren mit Ehren grau gewordenen Kopf zu schütteln Ursach! Und wenn bey dieser Schwerfälligkeit es nur noch bliebe! aber auch unverschämt sind unsre Dichter geworden! Läßt etwas frecheres sich denken, als der diesjährige Musenalmanach? Welch eine Erscheinung, und was für ein heilloses Beispiel! [Dolche!
Disticha nennt ihr Gesellen, die doppelschneidigen
Und wie heißet das Gift worein ihre Spitzen ihr taucht?

Nach solchen Auftritten sollte einem die Lust vergehn noch einen Blick auf unsern deutschen Parnaß zu werfen."

Zuletzt noch eine Berichtigung und ein paar Zusätze für meinen früheren Aufsatz. Langer wird nicht, wie ich S. 2, Schönemanns Angabe folgend, gesagt habe, am 23., sondern am 24. August 1743 geboren sein. Denn dieses Datum hat er selbst am 21. Sept. 1807 als seinen Geburtstag in den Fragebogen eingetragen, den er in der französischen Zeit ausfüllen mußte. Getauft ist er jedenfalls am 26. August 1743. Das besagt das Taufbuch der Marien Magdalenenkirche zu Breslau, in dem die Geburtstage der Täuflinge leider nicht verzeichnet sind.

Ein vollständiges Verzeichnis der Arbeiten Langers für die Götting. Gelehrten Anzeigen nach 1800 veröffentlichte F. Wüstenfeld in seinem Werke über „die Mitarbeiter an den Götting. gel. Anzeigen in d. J. 1801 bis 1830 (Gött. 1887) S. 49. Auf „ein Paar sehr gute lyrische Stücke" von Langer, der „in seiner Jugend ein nichts weniger als unbedeutender Dichter" gewesen sei, verweist Fr. Matthisson in einem Briefe aus Braunschweig vom 22. April 1794[1]).

Daß der Geheimrat v. Praun die Absicht gehabt habe, Langer neben Lessing und mit dessen vollem Einverständnisse als zweiten Bibliothekar in Wolfenbüttel anzustellen, habe ich in einem Aufsatze „Zu Lessings Wolfenbüttler Bibliothekariat" in den Akademischen Blättern hg. von Otto Sievers (1. Jahrg. 1884 S. 605 ff.) nachzuweisen gesucht. Daß ferner Lessing es gewesen ist, der Langer zuerst dazu veranlaßt hat, als Kritiker öffentlich sich zu versuchen, zeigt ein Brief, den Langer unterm 9. Juli 1782 an Behnisch geschrieben hat[2]). Es heißt hier: „Si Vous etez curieux de voir un échantillon de mon Savoir faire Bibliothecal, Vous n'avez qu'á ouvrir le 48 Volume der deutschen allgemeinen Bibliothek, où dans la 2de partie page 578 et Suivantes, Vous trouverez une assez longue Dissertation sur L'ouvrage d'un de mes confrères à Vienne. Feu Mr Lessing m'avait encore extorqué cette Critique oiseuse; mais que le nom de l'Auteur reste entre nous." Diese Arbeit ist, soviel wir wissen[3]), die erste, die Langer für die Allgemeine Deutsche Bibliothek und damit überhaupt für ein literarisches Blatt verfaßt hat, für die er von nun an eine so fruchtbare Tätigkeit entfalten sollte. P. Z.

Bücherschau.

Wilhelm Brandes, Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters. 2. durchgesehene und erweiterte Auflage mit Bildern Raabes und seiner Heimstätten und zahlreichen Federzeichnungen von seiner Hand. Wolfenbüttel, J. Zwißler (Berlin, O. Janke) 1906. VIII und 124 S. 8°. 2 M.

Im Herbst und Winter 1900 auf 1901 erschien in diesen Blättern eine Reihe von Aufsätzen über Raabe von Wilhelm Brandes, und zum 70. Geburtstage des Dichters kamen sie dann als Buch heraus. Von diesem ist nun im letzten Herbst bei Zwißler und Janke eine zweite Auflage erschienen. Es gibt außer diesem schon eine Anzahl anderer Bücher über Raabe, aber, um es mit einem Worte zu sagen, dieses ist das Raabebuch; denn an diese Vereinigung von tiefgründiger Kenntnis, nachempfindendem Verstehen und dichterischem Geschmacke mit einer durch zwanzigjährigen persönlichen Verkehr erworbenen Vertrautheit reicht keine andere Raabeschrift heran. Von den sieben Kapiteln berichtet uns das erste über das Leben des Dichters und gibt einen gedrängten Überblick über den ganzen, erstaunlichen Reichtum seiner Werke; das zweite erörtert das Wesen des Humors im allgemeinen, und im besonderen den befreienden Humor Raabes, der sich in ihm zu einer geschlossenen Weltanschauung ausgestaltet hat. Kapitel drei handelt von den Kräften und Wirkungen der dichterischen Phantasie Raabes. Das Kapitel Kunstverstand führt uns in die Grundzüge von Raabes Kompositionstechnik ein und findet dann später in dem Kapitel „der humoristische Stil" seine Vollendung. Gerade dieses ist geeignet, mit manchen Vor-

[1]) Vgl. Briefe von Fr. Matthissons II Th. (Zürich 1795) S. 170 „Die Gedichte sollen stehen im 3. Bande der Allgemeinen Blumenlese der Deutschen."

[2]) Den Brief erwähnt und bringt teilweise zum Abdrucke Wilh. Rimpau in seinem Aufsatze über Behnisch im Hohenzollern-Jahrbuche V. Jahrg. (1901) S. 238.

[3]) Vgl. Harzztschr. a. a. O. S. 65 ff.



urteilen aufzuräumen, indem es die Selbständigkeit und die innere Notwendigkeit des Raabeschen Stiles aufweist. Dazwischen erzählt uns das köstliche Kapitel „Gemüt" von Raabes Liebe zur Heimat, zur Jugend und zur Vergangenheit. In fest umrissenen Linien zeichnet uns hier der Verfasser Raabes Charakter als Dichter und Mensch, den Ernst und die Erhabenheit seiner Gesinnung und die Reinheit und Energie seines Wollens. Wir sehen Raabe als Erzieher seines Volkes, der es zum Haß gegen Selbstsucht und Lieblosigkeit, zum Glauben an den endlichen Sieg edlen Menschentums, zur Liebe zum einen deutschen Vaterlande emporzuführen bestrebt ist. Das letzte Kapitel „Dichter, Kritik und Publikum" erzählt von den denkwürdigen Schicksalen der Raabeschen Bücher, wie auf die Morgenröte freundlicher Anerkennung erkältender, drückender Nebel der Gleichgültigkeit folgte, bis bei der in den neunziger Jahren eintretenden Umwälzung in den Auffassungen vom Wesen der Dichtkunst Raabe auf einmal entdeckt wurde, und das helle Licht bewundernden Verständnisses, das bisher nur den wenigen auf den Gipfeln geschienen hatte, auch die tiefsten Stellen des Geländes bestrahlte, aber auch, wie tapfer Raabe stets sich selber treu geblieben ist und trotz aller Widrigkeiten nicht nach den Wünschen eines p. t. Publikums, sondern so geschrieben hat, wie ihm der Gott in seiner Brust gebot.

Die neue Auflage bietet zahlreiche Änderungen. Nicht im Geist und Ton; aber fast auf jeder Seite, besonders im Anfange, bemerkt man erstens die Feile, die der Verfasser an den Ausdruck gelegt hat, um noch schärfer oder noch schöner wiederzugeben, was er uns zu sagen weiß. Citate sind nachgebessert, und vieles ist nachgetragen; so der Hinweis, daß Schönbach schon 1875 für Raabe Partei genommen hat. Hinzugekommen ist ein Abschnitt über Raabes Vorfahren und Elternhaus, ein Exkurs über Witz und Komik, der Nachweis, daß Raabe nie Modelle oder Vorbilder aus seiner Umgebung benutzt hat, polemische Bemerkungen über Richard M. Meyers Beharren auf seinem Mangel an eigener Lektüre Raabes und über das seltsame Verfahren Grotes bei der Neuausgabe von „Halb Mähr, halb mehr", und zahlreiche Anspielungen auf die inzwischen erschienene erzählende Literatur. Vor allem ist der ganze letzte Teil neu von Seite 117 ab, der schlicht und schön von Raabes 70. Geburtstage erzählt und von der Verbreitung seiner Werke nach dieser Zeit, von Raabes Briefwechsel mit Alldeutschland und von den Gründen, die ihn veranlassen, kein neues Buch mehr herauszugeben, und der zum Schlusse das Sonett bringt, mit dem Brandes den Dichter 1901 begrüßte.

Gewidmet ist das Buch „den Raabe-Lesern und denen, die es werden wollen". Nun, ich glaube, am meisten werden die davon haben, die Raabe schon ein bißchen kennen. Wer, ohne ihn gelesen zu haben, auf Grund von Inhaltsangaben über Raabe mitsprechen will, der möge lieber davonbleiben. Aber von denen, die schon einige oder noch besser viele Werke Raabes genossen haben, mag es bei der Lektüre des Brandesschen Buches gar manchem so gehen wie Goethe, als ihm Schiller seine Briefe über ästhetische Erziehung sandte. Der schrieb ihm nämlich: „Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunter schleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohltätig; und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand". Das Buch fesselt den Leser nicht bloß deshalb, weil man der umfassenden Belesenheit und philosophisch begründenden Beweisführung sich notwendig gefangen gibt, sondern auch weil man allüberall die Empfindung hat: Das hat ein Dichter geschrieben! Die anschauliche Bildlichkeit der Rede, die inhaltreiche und oft überraschende Bildung der zusammengesetzten Substantive, die Fülle und Prägnanz der Beiwörter, der wohlklingende Rhythmus der Wortfolge, der Schwung der Begeisterung wie die zierlichen Pointen zeigen eine ungewöhnliche Beherrschung der Sprache. Und was noch mehr ist: dieses tiefe Eindringen in Sinn und Absicht der Raabeschen Bücher, dieses Einfühlen in verborgene Zusammenhänge, dieses Deuten ohne zu tüfteln, dieses Entfalten der dichterischen Technik war bloß jemand möglich, der selbstschaffend als Schriftsteller tätig ist. Das Beste aber an dem Buche ist die stille Wärme, die es erfüllt und von ihm ausstrahlt. Brandes sagt selber in der Einleitung, dergleichen literarische Würdigungen Lebender solle man aus Liebe und mit Liebe schreiben oder ungeschrieben lassen. Und das fühlt man deutlich heraus, daß unserem Verfasser die Freundschaft die Hand geführt hat, nicht etwa eine blinde, sondern eine hellseherische Liebe, die wohl die Falten auf der Stirne sieht, aber auch die Gedanken hinter ihr kennt, die sie erzeugt haben. Und wenn Brandes von Raabe rühmt, daß er die Kunst besitze, jenes intime Einvernehmen zwischen Dichter und Leser herzustellen, in dessen Banne der Geist des Aufnehmenden sich völlig dem des Kunstwerkes ergibt, so kann man dieses Wort auch auf den Interpreten Raabes anwenden und sagen, daß ihm in hohem Maße die Gabe eignet, sein persönliches Empfinden für den Dichter auch auf den Leser zu übertragen. — Wodurch sich die neue Auflage von der ersten am meisten unterscheidet, das ist die bildliche Ausstattung. Die landschaftlichen Ansichten aus der Heimat Raabes sind um 7 Stück vermehrt, zu dem schönen Stegmannschen Raabebilde vor dem Titel ist ein Bild aus dem

Jahre 1861 und eine Wiedergabe der lebensvollen Büste von unserem Landsmann Ernst Müller in Charlottenburg gekommen, von der Raabe einmal sagte, so möchte er wohl im Andenken der Menschen erhalten bleiben. Vor allem aber trägt die neue Auflage einen Schmuck, dessen sich kaum ein anderes Dichterbuch rühmen dürfte: wovon man sonst nur im engeren Kreise erzählte, daß Wilhelm Raabe auch ein vorzüglicher Zeichner sei, der die Ränder seiner Manuskripte mit köstlichen Federzeichnungen zu verzieren pflege, das wird hier der Öffentlichkeit dargeboten. Raabe hat eine ganze Anzahl solcher Zeichnungen hergegeben, und Brandes hat sie, wo es ging, an einer zum Texte passenden Stelle angebracht (das prächtige Schloß am Ende der Einleitung, den Laternenträger beim Überblick über die Werke, eine Reihe von Straßentypen mit einem Schusterjungen an der Spitze da, wo von Raabes Gestalten die Rede ist, einen Propheten, wo der Dichter als Vates Deutschlands Preis verkündet), sonst hat er sie bunt über das Buch verstreut. Teils sind es kleine Landschaften, teils Scenen aus der Gesellschaft, oder sie stellen Kriegsleute dar, im Kampfe, auf dem Marsche, beim festlichen Einzuge. Am drolligsten ist das Katzenkonzert auf hohem Dachfirst unter der leidenden Teilnahme der Nachbarschaft. Und endlich ist auch in starker Verkleinerung das große Kleidersellerbild Raabes wiedergegeben, das die Seller auf dem Riddagshäuser Teichdamme zeigt, voran Raabe selbst und Hänselmann, geleitet von allegorischen Gestalten. Man bewundert die große Sicherheit und Flottheit dieser Zeichnungen, die mit wenigen Strichen das Charakteristische treffen und trotz Abwesenheit der Farben völlig malerisch wirken. — Da draußen werden sich viele das Buch kaufen, weil es die beste Einführung in Raabe ist, oder um diese Zeichnungen kennen zu lernen; für uns ist es noch mehr: uns Braunschweigern ist das Buch, das Brandes geschrieben und dessen Helden und dessen Illustrationen Raabe geliefert hat, ein Symbolum und Denkmal der Freundschaft dieser beiden Männer, die, um mit Jane Werwolf zu sprechen, uns Jüngern eine Ehre ist lieb zu haben, und von denen unser Mund nicht reden kann, ohne daß das Herz mitredet. Die erste Auflage erschien kurz vor Raabes 70. Geburtstage, von dieser zweiten konnte der Verfasser gerade noch das erste Exemplar dem Jubilar zum 75. Geburtstage überreichen; das Buch im alten Geiste und neuen Schmuck ist so fesselnd und schön, daß wir hoffen dürfen: zum achtzigsten legt Brandes „unserem alten Herrn" nicht die dritte, sondern schon die vierte Auflage auf den Geburtstagstisch!

Hans Martin Schultz.

Arnold Breymann, Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Breymann'schen Instituts. Unter Mitwirkung ehemaliger Schülerinnen der Anstalt herausgegeben von ihrem jetzigen Leiter. Wolfenbüttel, Heckner 1906. 4 Bl. u. 152 S. gr. 8°.

Das mit besonnener Ruhe und doch warmer Liebe geschriebene Büchlein bildet einen wichtigen Beitrag zur heimischen Schulgeschichte, der zugleich durch seine enge Beziehung zu hervorragenden Trägern der leitenden Ideen auf dem Gebiete des weiblichen Erziehungswesens in Deutschland auch für dessen Kenntnis nicht ohne Bedeutung ist. Denn es war Henriette Schrader geb. Breymann, die Begründerin des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin, der auch diese Anstalt hauptsächlich ihr Dasein verdankt. Sie war eine Nichte und Schülerin Friedr. Fröbels, zu dessen Charakteristik als Erzieher und Mensch uns hier interessante Züge mitgeteilt werden. Besonders anmutend ist die Art, wie er der jungen, innerlich unbefriedigten Verwandten über ihren künftigen Lebensberuf die Augen öffnet und sie auf den richtigen Weg führt, auf dem sie später zu ihrem und zahlloser Mitmenschen Glück so Großes leisten sollte. Wir werden in ihren Entwicklungsgang eingeführt und mit ihrer eifrigen Wirksamkeit in Theorie und Praxis bekannt gemacht. Letztere betätigte sie in treuer Gemeinschaft mit ihren Eltern und Geschwistern, die uns ebenfalls alle in ihrer Eigenart anschaulich vorgeführt werden, zunächst (seit 1856) in Watzum bei Schöppenstedt, wo auf der Pfarre des Vaters eine Erziehungsanstalt begründet, und dann (seit Herbst 1864) in „Neu-Watzum" bei Wolfenbüttel, wo diese in bedeutend erweitertem Umfange fortgeführt wurde. Wir hören von den weiteren Zielen, die Henr. Breymann hier in Wolfenbüttel erstrebte, und von den Enttäuschungen, die sie dabei erlebte. 1872 verließ sie als Gattin des Eisenbahndirektors K. Schrader die Anstalt, die nun von anderen Kräften erfolgreich fortgeführt wurde. Während die Erzählung alles dieses sowie die mühsamen Zusammenstellungen der Schülerinnen und Lehrkräfte von dem Verfasser herrühren, wird uns das Leben und Treiben der Zöglinge daheim und auf Reisen lebendig und frisch in Erinnerungen alter Schülerinnen geschildert. Ein reicher Bilderschmuck gereicht dem trefflich ausgestatteten Werke zu schöner Zierde.

A. Rhamm. Die Verfassungsgesetze des Herzogtums Braunschweig herausgegeben, eingeleitet und erläutert. 2. erweiterte Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1907. VIII und 413 S. gr. 8° 5 M.

Daß von diesem groß angelegten und groß durchgeführten Werke schon sechs Jahre nach seinem ersten Erscheinen die zweite Auflage folgen konnte, ehrt bei dem kleinen Absatzgebiete, den das Buch notwendigerweise hat, und dem geringen Interesse, dem staatsrechtliche Arbeiten im allgemeinen begegnen, die, die es angeht, beinahe nicht weniger als den Verfasser. Denn daß die augenblicklichen Verhält-

nisse unseres Herzogtums die Bedeutung der braunschweigischen Verfassungsgesetze wesentlich gesteigert und auch in weiteren Kreisen vielleicht den Wunsch nach ihrer näheren Kenntnis rege gemacht haben, ist ein Umstand, der erst gleichzeitig mit dem Erscheinen der neuen Auflage eingetreten ist und schwerlich den schnelleren Absatz der ersten noch irgendwie beeinflußt hat. Jedenfalls aber kam die Neubearbeitung zur günstigen Stunde. Wen seine Stellung oder seine persönliche Neigung dazu treibt, sich eingehender mit unserer gegenwärtigen staatsrechtlichen Lage zu beschäftigen, wird aus dem Rhammschen Buche überall Belehrung und reiche Anregung schöpfen. Und wenn auch nicht zu allen Zweifelsfragen, zu denen namentlich das sogenannte Regentschaftsgesetz Anlaß genug bietet, ausführlich Stellung genommen ist und genommen werden konnte, so wird man doch kaum auf eine irgendwie erheblichere Frage die Antwort vermissen. Aber selbstverständlich hat das Werk nicht bloß ein aktuelles Interesse. Es bedeutet einen dauernden Gewinn für die staatsrechtliche Literatur unseres engeren Vaterlandes. Die autoritative Stelle, die bereits von der ersten Auflage der Rhamm'schen Verfassungsgesetze erobert worden ist, hat die zweite sich bewahrt und noch mehr gefestigt.

Die Anordnung des Stoffes ist die gleiche geblieben. Sie steht in der Mitte zwischen einer systematischen Bearbeitung und einem Kommentar. Dadurch wird der Vorteil größerer Ausführlichkeit und leichterer Lesbarkeit mit dem des bequemeren Gebrauchs verbunden. Eine Einleitung von 88 Seiten, die auch als Separatausgabe erschienen ist, gibt mit geradezu souveräner Beherrschung des Stoffes und in überaus fesselnder Darstellungsweise die geschichtliche Entwickelung unserer Verfassungsgesetze bis auf die Gegenwart. Diese selbst, durch teilweise sehr ausführliche und erschöpfende Fußnoten vortrefflich erläutert, bilden den folgenden Hauptteil des Werkes. Daß die sorgsam bessernde Hand überall tätig gewesen, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen. Aber auch eine dankenswerte Erweiterung von nahezu 80 Seiten hat die neue Auflage zu verzeichnen. Den geschichtlichen und rechtlichen Ausführungen über die Verhältnisse des Kammerguts in der ersten Auflage sind jetzt auch solche über das Herzogliche Museum und die Herzogliche Bibliothek gefolgt. Die Rechtsverhältnisse an allen diesen Vermögensmassen, namentlich ihre Beziehungen zum Fürstenhause und zum Lande, sind bekanntlich äußerst schwierig und streitig. Man muß es rückhaltlos anerkennen, daß der Verfasser in dieses Dunkel durch Beibringung eines gewaltigen tatsächlichen Materials, das bislang meist unbekannt war, viel Licht gebracht hat. Im einzelnen zu seinen interessanten und scharfsinnigen Ausführungen Stellung zu nehmen, ist hier nicht der Platz. Der einfache Widerspruch ist in juristischen Streitfragen sinn- und zwecklos; für eine eingehende Begründung aber fehlt es an Raum. Wie man sich aber auch zu den Ergebnissen der Rhammschen Forschungen stellen mag: nicht nur den immensen Fleiß und die geniale Sichtung des Materials muß man rühmen, sondern auch die strenge Sachlichkeit, mit der der Verfasser alle von ihm berührten, manchmal recht heiklen Fragen zu behandeln versteht. Aus vollster Überzeugung können wir deshalb dem trefflichen Buche die weiteste Verbreitung wünschen! A. H.

Edward Schröder, Gedächtnisrede auf den hochseligen Rektor magnificentissimus S. K. H. den Prinzen Albrecht von Preußen Regenten des Herzogtums Braunschweig am 25. November 1906 im Namen der Georg-August-Universität gehalten. Göttingen, Dieterich [1906]. 7 S. gr. 8°

Die Beziehungen Prinz Albrechts zu der Universität Göttingen, deren Rektorat ihm unterm 6. April 1887 verliehen wurde, werden in formvollendeter Sprache dargelegt; daran wird eine feinsinnige Charakteristik des hohen Entschlafenen geschlossen, die seinem Wesen und Handeln ohne Übertreibung gerecht wird und zumal bei uns im Lande auf dankbare Zustimmung wird rechnen können.

Luise Zenker, Zur volkswirtschaftlichen Bedeutung der Lüneburger Saline für die Zeit von 950—1370. Hannover und Leipzig, Hahn 1906. 84 S. gr. 8° 1.50 M. A. u. d. T.: Forschungen zur Geschichte Niedersachsens I B. 2. Heft.

Nach einer kurzen Einleitung über die Natur des Lüneburger Geländes und das Alter des dortigen Salzwerks, das in einer Urkunde Ottos I von 956 zuerst bezeugt ist, wird uns zunächst in mühsamer und scharfsinniger Verwertung der in dieser Beziehung spärlichen urkundlichen Nachrichten und durch Rückschlüsse aus den späteren Verhältnissen der Betrieb der Saline vor Augen geführt: die Pfannen und Pfannenstellen, die Siedehäuser, deren Bau und Einrichtung, die Art der Salzgewinnung im Einzelnen, der Ertrag, die verschiedenen Arten des Salzes usw. Im zweiten Abschnitte wird die Verfassung des Salzwerks behandelt, das ursprünglich Privateigentum der sächsischen Herzöge, dann der Welfen war, allmählich aber durch Austun der einzelnen Pfannen größtenteils in andere Hände geriet; es ist die Rede von den Beamten der Sülze, sowie den Sülzmeistern, die den Besitz der Siedegerechtigkeit verbunden mit Eigentum an Pfannen und damit, wie die angefügten Listen zeigen, Anspruch auf Sitz im Rate besaßen. Im dritten Abschnitte werden die Rentenerträge erörtert, im vierten die Rentenbesitzer aufgeführt. Neben den Herzögen erscheinen als solche Ritter, Prälaten und Bürger. Von Braunschweigischen Stiftungen sind hier Königslutter, Walkenried, Riddagshausen, Amelunxborn, St. Blasii, St. Crucis und Michaelstein vertreten

(S. 20. 48. 50 f). Zum Schluß ist der ganze Besitz und **Besitzwechsel** auf der Saline bis zum Jahre 1369, soweit er sich urkundlich verfolgen läßt, in sorgsam angelegten Tabellen anschaulich dargestellt. Ein für die wirtschaftliche Geschichte des mittelalterlichen Niedersachsens wichtiger Stoff hat in dem Buche in dankenswertester Weise eine treffliche Behandlung gefunden.

Eduard Bodemann, der Briefwechsel zwischen der Kaiserin Katharina II von Rußland und Johann Georg Zimmermann. Hannover und Leipzig, Hahn 1906. XXV und 157 S. 8° 4 M.

Es ist die letzte der vielen verdienstvollen Arbeiten, die wir dem kürzlich verschiedenen, unermüdlich fleißigen Schriftsteller, Herausgeber und Bibliographen verdanken. Waren die Briefe der Kaiserin zum Teil auch schon 1803 bekannt gemacht worden, so ist es doch mit Freuden zu begrüßen, daß wir jetzt in Folge einer öffentlichen Anregung des Geh. Justizrats Frensdorff den ganzen Briefwechsel der beiden bedeutenden Persönlichkeiten hier in einer sorgsam gearbeiteten, gut ausgestatteten Ausgabe erhalten. Er umfaßt 79 in französischer Sprache abgefaßte Schreiben, 35 Katharinas, 44 Zimmermanns, die in die Zeit vom 28. Januar 1785 bis 31. Januar 1792 fallen und zahlreiche interessante Mitteilungen enthalten. Sie beziehen sich auf Z's. Buch über die Einsamkeit, das die Teilnahme der Fürstin auf den Verfasser lenkte, die Erlebnisse und die Tätigkeit der Kaiserin, ihre Reisen, die von ihr verfaßten Komödien, die ihr von Z. empfohlenen Ärzte und Freunde (darunter A. v. Kotzebue) u. a. Wir bekommen gelegentlich bemerkenswerte Selbstbekenntnisse Katharinas, erfahren von ihrem Aufenthalte in Braunschweig, als sie 12—14 Jahre alt war (S. 14 u. 16), von dem Rufe der Stadt als eines Hauptherdes der französischen Freiheits-Propaganda (S. 152) usw.

Wilhelm Aßmann, Geschichte des Mittelalters von 372—1517. Dritte neu bearbeitete Auflage herausgegeben von L. Viereck. 3. Abteilung: Die letzten beiden Jahrhunderte des Mittelalters: Deutschland, die Schweiz und Italien von R. Fischer, R. Scheppig und L. Viereck. 2. Lief. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn 1906. S. 637—1000. 7 M.

In diesen Blättern (Br. Magazin 1903 S. 24) ist bei Gelegenheit des Erscheinens der 1. Lieferung der 3. Abteilung auf das von L. Viereck unternommene verdienstvolle Werk der Neubearbeitung des Aßmannschen Handbuches hingewiesen worden. Nach fast 4 Jahren erscheint nunmehr die Schlußlieferung dieser Abteilung, die die Geschichte der Schweiz und Italiens während der letzten beiden Jahrhunderte des Mittelalters umfaßt. Ihr Erscheinen ist durch das Ableben des mit dieser Arbeit betrauten R. Scheppigs verzögert worden. Von ihm stammt nur die Geschichte der Schweiz (S. 637—679), während die Geschichte Italiens fast völlig unter teilweiser Benutzung der Vorarbeiten des Verstorbenen von R. Fischer und dem Herausgeber verfaßt worden ist. Auch dieser Teil weist die schon früher anerkannten Vorzüge, Sorgfalt und Genauigkeit, auf. Jedoch wächst hier, wo Gebiete außerdeutscher Geschichte behandelt worden, sichtbar die Schwierigkeit der vollständigen Zusammenstellung der Literatur. Selbst ein bekanntes deutsches Werk, das feinsinnige Buch K. Brandis („die Renaissance in Florenz und Rom") ist übersehen worden. Ein Literaturverzeichnis (S. 944—977) und ein Namen- und Sachverzeichnis (S. 978—1000) erhöhen den Wert der Brauchbarkeit des Buches. Verleger und Verfasser haben sich entschlossen, von der Neubearbeitung der 4. Abteilung vorerst abzusehen und zunächst die deutsche Geschichte des Mittelalters in einer dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Forschung entsprechenden Neubearbeitung erscheinen zu lassen, deren Drucklegung alsbald beginnen soll. B.

In der **Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde** N. F. 30. Band veröffentlicht L. Armbrust einen eingehenden Aufsatz über „Anna von Braunschweig, Landgräfin zu Hessen", die Tochter des Herzogs Wilhelm d. J. zu Br. u. Lün., die, etwa 1460 in Hardegsen geboren, am 17. Febr. 1488 dem Landgrafen Wilhelm I, der bald nachher schwachsinnig wurde, die Hand reichte, und nach langen Streitigkeiten mit den Anverwandten ihres Gemahls am 16. Mai 1520 in Worms gestorben ist.

Berichtigung zu Seite 112.

In Bezug auf die Wiederherstellung des Denkmals für den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand bei Hassenhausen ist uns eine kleine Berichtigung zugegangen. General von Montey hat nur sehr mittelbar die Veranlassung dazu gegeben. Er erteilte im Manöver des Jahres 1887 seinem Adjutanten, einem früheren Braunschweigischen Offizier, dem jetzigen Bezirkskommandeur Oberstleutnant Otto Jäger in Braunschweig, den Auftrag, an einem bestimmten Tage nach der Kritik einen Vortrag über die Schlacht bei Auerstädt zu halten. Zu dem Zwecke ritt dieser das Gelände ab und fand dabei das Denkmal in einem äußerst verwahrlosten Zustande. Er wandte sich deshalb an den Landrat Barth mit der Bitte, hier Abhülfe zu schaffen. Der aber verhielt sich anfangs sehr ablehnend und nahm die Angelegenheit erst in die Hand, als auf Jägers mündlich vorgetragenes Gesuch der damalige Staatsminister Graf Görtz-Wrisberg in Braunschweig die Summe von 1500 Mark zur Verfügung gestellt hatte. Das Denkmal wurde dann von dem Obermeister Fr. Töpfer in Bad Kösen wiederhergestellt und am 9. September 1888 feierlich enthüllt.

Verzeichnis der Mitglieder des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig im Dezember 1906.

I. Vorstand.

Vorsitzender: Archivrat Dr P. Zimmermann in Wolfenbüttel.
Stellvertreter des Vorsitzenden: Museumsdirektor Professor Dr P. J. Meier in Braunschweig.
Schriftführer: Oberstleutnant z. D. Meier in Braunschweig.
Stellvertreter des Schriftführers: Professor Dr Wahnschaffe in Wolfenbüttel.
Schatzmeister: Bankdirektor Walter in Braunschweig.
Konservator: Dr phil. Karl Steinacker in Braunschweig.
Beisitzer: Geheimer Baurat Pfeifer in Braunschweig.
" Oberamtsrichter Dr jur. Winter in Wolfenbüttel.
" Geheimer Hofrat Professor Dr med. und phil. W. Blasius in Braunschweig.
" Professor Cunze in Braunschweig.

II. Ehrenmitglieder.

Professor Dr Richard Andree in München.
Dr Wilhelm Raabe in Braunschweig.
Generaldirektor der königlichen Museen Geheimer Ober-Regierungsrat Dr Wilhelm Bode in Berlin.

III. Korrespondierende Mitglieder.

Geheimer Justizrat Professor Dr Ferdinand Frensdorff in Göttingen.
Geheimer Regierungsrat Professor Dr Moritz Heyne in Göttingen †.
Professor Dr Edward Schröder in Göttingen.
Superintendent D. Karl Kayser in Göttingen.
Professor D. Dr Paul Tschackert in Göttingen.
Geheimer Regierungsrat und Oberbibliothekar Dr Eduard Bodemann in Hannover †.
Geheimer Archivrat Dr Richard Doebner in Hannover.
Professor Dr Adolf Köcher in Hannover.
Museumsdirektor Professor Dr Karl Schuchhardt in Hannover.
Stadtarchivar Dr Karl Rübel in Dortmund.
Professor Ad. M. Hildebrandt in Berlin.
Museumsdirektor Dr Julius Menadier in Berlin.
Dr Karl Schüddekopf in Weimar.
Archivrat Dr Eduard Jacobs in Wernigerode.
Professor Dr Paul Höfer in Wernigerode.
Professor Dr Adolf Goldschmidt in Halle a. S.

IV. Ordentliche Mitglieder.

Ahlum.

Steigertahl, Amtsrat.

Alfeld.

Kuhlmann, General der Artillerie z. D., Exzellenz.

Beierstedt.

Perl, Pastor.
Vasel, Gutsbesitzer.

Berlin.

Kretzschmar, Archivar Dr
Linke, A.
Weißstein, Gotthilf, Redakteur.

Bevern.

Graf von der Schulenburg-Nordsteimke, Regierungsrat und Hofjägermeister.

Blankenburg a. H.

Bibliothek des Herzoglichen Gymnasiums.



Bibliothek der Bürgerschulen.
Bürger, Oberlehrer Dr.
Damköhler, Professor.
Hannemüller, Rechtsanwalt.
Klügel, Professor.
Kraaz, Wilhelm.
Löhr, Kassenkontrolleur.
Marschall, Ingenieur.
Freiherr v. Minnigerode, Hans.
Mollenhauer, Oberlehrer.
Niemeyer, Ad., Lehrer.
Rabert, Oberlehrer †.
Schilling, Oberamtsrichter.
Spehr, Baurat.
Trömner, Justizrat Dr jur.

Bochum.

Roscher, Major z. D.

Boffzen.

Schomburg, Pastor.

Bortfeld.

Lenze, Landwirt.

Braunlage.

Barner, Dr med.

Braunschweig.

Andree, Rechtsanwalt.
Angerstein, Sekretär, Gerichtsschreiber.
Ausfeld, Oberlehrer Dr.
Baesecke, Apothekenbesitzer Dr.
Baesecke, Dr phil.
Bartels, Regierungsassessor.
Baumgarten, Regierungsrat.
Baumkauff, Ph., Maurermeister.
Beck, Pastor Dr.
Beckurts, Geheimer Medizinalrat Professor Dr.
Bergmann, Oberlehrer.
Berkhan, Sanitätsrat Dr med.
Bertram, Schulinspektor.
Betke, Finanzrevisor.
Bewig, Bankdirektor.
Bibliothek der Herzoglichen technischen Hochschule.
Bibliothek des Gymnasiums Martino-Catharineum.
Blasius, Geh. Hofrat Professor Dr med. und phil.
Blasius, Regierungsassessor Dr.
Bode, Landgerichtsdirektor.
Börker, Seminarlehrer.
Bohlmann, Apothekenbesitzer.
Borrmann, Kassenkontrolleur.
Brauns, Oberst z. D.
Breithaupt, Oberlandesgerichtsrat.
Bremer, Louis, Bankier.
Brinckmann, Geheimer Baurat.
Bröckelmann, Landrichter.
Bruns, Leihhauskassierer a. D.
Büchtemann, Generalmajor z. D.
Bücking, Pastor.
Büssing, Direktor.
v. d. Busch, Finanzrat.
Buschmann, C., Kaufmann.
Carstens, Rechtsanwalt und Notar.
Cramer v. Clausbruch, Kammerherr.
Cunze, Professor.
Damköhler, Professor.
Dedekind, Oberst a. D.
Dedekind, Landgerichtspräsident a. D. Dr jur.
Dedekind, Geheimer Hofrat Professor Dr.
Dedekind, Amtsrichter.
Dedekind, Rechtsanwalt.
Deecke, Oberlandesgerichtsrat.
Degener, Regierungsrat Dr jur.
Diesing, Hof-Apotheker Dr.
Ebbecke, Chr., Maurermeister.
Edel, Lehrer.
Eißfeldt, Kirchenrat.
Eißfeldt, Regierungsrat Dr jur.
Eißfeldt, Forstassessor.
Engelbrecht, Justizrat.
Fehn, Bausekretär.
Flechsig, Museumsinspektor Dr.
Flohr, Oberlehrer Dr.
Frank, Dr med.
Franke, Professor Dr med.
v. Freyhold, Hauptmann a. D.
Fricke, Hoflieferant.
Fröhlich, Professor Dr.
Frühling, Professor Dr.
Frühling, Baurat.
Fuhse, Museumsdirektor Dr.
Geibel, Buchdruckereibesitzer.
Gerlich, Pastor.
Gerloff, Oberstleutnant a. D.
Gleye, Regierungsbaumeister †.
Goeritz, Buchhändler.
Golde, Buchhändler.
Griepenkerl, Max, Regierungsrat.
Grube, Dechant Dr.
Grundner, Kammerrat Dr.
Grundner, Professor Dr.
Grußendorf, Redakteur.
Gudewill, Rentner.
Gutkind, Kommerzienrat.
Haake, Dr med.
Haberland, Generalmajor z. D.
Hampe, Dr med.
Hahne I, Professor Dr.
Hahne II, Oberlehrer.
Hahne III, Oberlehrer.
Handelskammer, Sekretariat der
v. Hantelmann, Generalleutnant z. D., Exzellenz.
v. Hantelmann, Regierungsassessor.
Hartmann, Redakteur Dr.



Hartwieg, Wirklicher Geheimrat, Exzellenz.
Hartwieg, Oberlandesgerichtsrat.
Haspelmacher, Oberlehrer a. D.
Hassebrauk, Professor.
Hassel, Ober-Regierungsrat.
Haubold, Redakteur.
Hauswaldt, Kommerzienrat.
Herbst, Landrichter Dr jur.
Herzfeld, Rentner.
Herzog, Frau Senatspräsident.
von der Heyde, Kaufmann.
Hieb, Hofopernsänger a. D.
Hoffmann, Bankier.
Horn, Oberlehrer Dr.
Horn, Ingenieur.
Huch, Rechtsanwalt und Notar Dr jur.
Jäger, Oberstleutnant z. D.
Jasper, Rechtsanwalt Dr jur.
Isensee, Magistrats-Kanzlei-Vorsteher.
Jüdel, Geheimer Kommerzienrat.
Jürgens jr., Friedrich, Brauereidirektor.
Junker, Leiter der Jahnschen Realschule Dr.
Kämpe, Kaufmann.
Kamrath, Landgerichtsrat Dr jur.
Klepp, Professor.
Koken, Professor.
Koldewey, Ober-Schulrat Professor Dr D.
Krahe, Baurat.
Lagershausen, Pastor.
Landauer, Dr.
Landschaftliche Bibliothek.
Langerfeldt, Kreisdirektor.
Lieff, Baurat.
Lilly, Generalmajor z. D.
Lipmann, Rechtsanwalt Dr jur.
Lippelt, Oberstabsarzt a. D. Dr med.
Litolff, Theodor, Musikalienverleger.
Litolff, Richard, Musikalienverleger.
Löbbecke, Arthur, Bankier.
Loß, Superintendent.
Ludewig, Landgerichtsrat.
Lübke, Professor.
Lüders, Finanzrevisor.
Lühmann, Oberlehrer.
Lüttge, Friedrich, Kaufmann.
Mack, Stadtarchivar Dr.
Mackensen v. Astfeld, Major a. D.
Magnus, Rentner.
Meier, P. J., Museumsdirektor Professor Dr.
Meier, Oberstleutnant z. D.
Menadier, Stadtbaumeister.
Meyer, Ober-Staatsanwalt Dr jur.
Meyersfeld, Bankier.
Müller, Friedrich, Professor.
Müller, Kommissionsrat †.
Freiherr v. Münchhausen, Zeremonienmeister und Kammerherr.
Mumme, Redakteur.
Museum, Herzogliches.
Nehring, Apotheker Dr.
Nehrkorn, Amtsrat.
Neuer, Buchhändler.
Nieß, Zimmermeister.
Orth, Oberstleutnant a. D.
v. Otto, Staatsminister Dr jur., Exzellenz.
v. Otto, Generalleutnant z. D., Exzellenz.
v. Pawel, Minister a. D., Wirklicher Geheimrat, Exzellenz.
Peters, Apotheker Dr.
Pfeifer, Geheimer Baurat.
Pfeifer, Professor.
Pinkepank, Kaufmann.
Poll, Gustav, Kaufmann.
v. Praun, Landgerichtsrat.
Proetzel, Polizei-Präsident Dr jur.
Quensell, Major a. D.
Querner, Kaufmann.
Rahlwes, Pastor.
Ralfs, Adolf, Kaufmann.
Rasche, Architekt.
v. Rauschenplat, Finanzrat.
Reidemeister, Regierungsrat Dr jur.
Rennau, Finanzrat.
Rhamm, Landsyndikus.
Rhamm, Privatgelehrter.
Ribbentrop, Major a. D. und Straßenbahn-Direktor.
Riedel, Oberlehrer Dr.
Rimpau, Arnold, Kaufmann.
Ritscher, Kammer-Präsident.
Ritter, Otto, Rentner.
Rittmeyer, Konsul a. D.
Röttcher, Regierungs- und Stadtbaumeister.
Röttcher, Wilhelm, Kaufmann.
du Roi, Ludwig, Fabrikant.
Rosenthal, Dr phil.
Roth, Stadtphysikus Sanitätsrat Dr med.
Rudeloff, Geheimer Finanzrat.
Rülf, Landesrabbiner Dr.
Rustenbach, Landgerichtsrat.
Salomon, Gerichtsassessor.
Saul, Rentner.
Schaar, Albert, Kaufmann.
Schadt, Geometer.
Schaper, Redakteur.
Scheffler, Karl, Professor Dr.
Scheffler, Ludwig, Oberlehrer Dr.
Scherer, Museumsinspektor Professor Dr.
Schiff, Bankdirektor.
Schleiter, Generalmajor z. D.
Schmid, General-Hof-Intendant.
Schmidt, Kommerzienrat Dr jur.
Schmidt, Pastor.
v. Schmidt-Phiseldeck, Gerichtsassessor.

Schömers, Gerichtsassessor.
Scholz, Buchhändler.
Scholz, Professor.
Schrader, Geheimer Bergrat.
Schucht, Ober-Postsekretär a. D.
Schütte, Oberlehrer.
Schultz, Regierungsrat.
Schultz, H. M., Oberlehrer Dr.
Schulze, Pastor.
Schwarzenberg, Finanzrat.
Schweppe, Oberstleutnant a. D.
Seebaß, Professor Dr.
Seidler, Landgerichtsrat.
Siebrecht, Hof-Juwelier.
Sievers, Fritz, Rechtsanwalt.
Silberschmidt, Justizrat.
Sommer, Hans, Professor Dr.
Sommer, Regierungsassessor.
Freiherr v. Specht, Wilhelm.
Spehr, Frau Dr.
Stadtmagistrat.
Steinacker, Museumsassistent Dr.
Stolley, Professor Dr.
Tepelmann, Buchhandlungs- und Buchdruckereibesitzer.
Thörel, Rechnungsrat.
Thomae, Oberstleutnant a. D.
Thoms, Henry, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter der Handelskammer.
Traube, Bankdirektor.
Trieps, Gerichtsassessor.
Troje, Dr med.
v. Unger, Regierungsrat und Kammerherr †.
Vahlberg, Finanzrevisor.
Viereck, Professor Dr.
Voges, Oberamtsrichter.
Voituret, Dr med.
Voituret, Zahnarzt.
Vorwerk, Landgerichtspräsident z. D.
Wagner, Professor.
v. Walbeck, Landstallmeister.
Walter, Bankdirektor.
Walther-Weisbeck, Major a. D.
Weichsel, Apotheker †.
Weichsel, Rechtsanwalt.
Wernicke, Oberrealschuldirektor Professor Dr.
Wiebelitz, Apotheker.
Wieries, Oberlehrer.
Winter, Stadtbaurat.
Wirk, Oberstleutnant a. D. Dr jur.
Witten, Landrichter.
Witting, Franz, Hoflieferant.
Wolff, Kommerzienrat.
Wolff, Senatspräsident.
Wollermann, Buchhändler.
Wolters, Brauereibesitzer Dr jur.
Wolters, Steuerrat.
Ziegenmeyer, Forstmeister a. D.
Zimmermann, Geheimer Finanzrat Dr.

Bruchmachtersen.

Pfotenhauer, Pastor.

Brunkensen.

Freiherr v. Löhneysen, General-Hof-Intendant a. D. †.

Büddenstedt.

Lehrmann, Gutsbesitzer.

Calvörde.

Gericke, Dr med.
Vibrans, Bürgermeister.

Cattenstedt.

Liesenberg, Professor Dr.

Celle.

Bomann, Fabrikant.

Cöln am Rhein.

Döring, Georg.

Danndorf.

Lagershausen, Forstmeister.

Destedt.

Dosse, Pastor.

Einbeck.

Blume, Rechnungsrat.
Feise, Oberlehrer.

Eitzum.

Isensee, Lehrer.

Emmerstedt.

Ehlers, Lehrer.
Schattenberg, Pastor.

Eschershausen.

Stadtmagistrat.

Evessen.

Deecke, Amtsrat.

Freiburg i. B.

v. Mandelsloh, Oberst a. D.

Friedenau b. Berlin.

v. Kalm, Leutnant.

Fürstenberg a. W.

Kruse, Direktor.
Kuntzen, Amtsrat.

Gandersheim.

Ballin, Stadtrat.
Brackebusch, Rektor Dr.
Dannenbaum, Kreisdirektor.
Durlach, Dr med.
v. Ernst, Bürgermeister Major a. D.

Gebhardt, Kreisbauinspektor.
Gräfer, Kreisrentmeister.
Hasenkamp, Regierungsbauführer.
Hertel, Buchdruckereibesitzer.
Kaselitz, Schuldirektor Professor Dr.
Katzorke, Regierungsbaumeister.
Kreutz, Oberamtmann.
Martin, Fabrikdirektor Dr.
Prahmann, Fr., Stadtrat.
Prahmann, L., Kreismaurermeister.
Rothe, General-Superintendent.
Stadtmagistrat.
Tacke, Pastor.
Tiemann, Forstmeister.
Wohlfahrt, Oberlehrer.

Geestemünde.

Hofmeister, Oberlehrer Dr.

Gittelde.

Grützmacher, Kantor.

Göttingen.

Curs, stud. phil.
Harmes, Regierungsrat.
Köhler, Präsident a. D. Wirklicher Geheimrat.

Goldap i. Ostpr.

Friedrichs, Oberstabsarzt Dr med.

Goslar.

Hölscher, Professor Dr.
Quensell, Stadtsyndikus.

Graz.

Winter, Professor Dr.

Greene.

Götze, Apotheker Dr.

Gross-Brunsrode.

Freiherr v. Bülow-Brunsrode, Kammerherr.

Gross-Denkte.

Bracke, Gutsbesitzer.
v. Löbbecke, Rittergutsbesitzer Major a. D.

Gross-Schwülper.

Freiherr v. Marenholtz, Hofjägermeister und Kammerherr.

Gmunden.

Königliche Ernst-August Fideikommißbibliothek.

Halberstadt.

Heicke, Fabrikdirektor.
Krienitz, Zimmermeister.

Halchter.

Wätjen, Rittergutsbesitzer.

Hamburg.

v. Wachholtz, Otto.

Hannover.

Ahlburg, Sattlermeister.
v. Alten, Kammerherr.
Basse, Bankdirektor.
v. Bibra, Major a. D.
Bunsen, Geheimer Justizrat.
Ewig, Oberlehrer Dr.
Hoogeweg, Archivrat Dr.
Jürgens, Stadtarchivar Dr.
Liesenberg, Ober-Postinspektor.
Oldekop, Vizeadmiral z. D.
Roßmann, Landrat.
Thimme, Bibliothekar Dr.
Wedekind, H., Rentner.

Bad Harzburg.

Bibliothek des Progymnasiums.
Germer, Oberamtsrichter Dr jur.
Nehring, Forstrat.
Schneider, Geheimer Baurat.
Stadtmagistrat.
Stolle, Verlagsbuchhändler.
v. Stutterheim, Bürgermeister.
Wieries, Amtsrichter.

Hecklingen.

Bosse, Fabrikdirektor.

Hedwigsburg.

Vahldieck, Postverwalter.

Helmstedt.

Dauber, Professor.
Dedekind, Rechtsanwalt.
Dedekind, Regierungsassessor.
Fickendey, Karl, Fabrikbesitzer.
Fickendey, Eduard, Fabrikbesitzer.
Gählert, Baurat.
Grobleben, Professor.
Haeberlin, Forstrat.
Hampe, Robert, Fabrikant.
Helmstedter Kameradschaft.
Hummel, Oberlehrer.
Krebs, Oberlehrer.
Kremp, Direktor Professor Dr.
Rakebrandt, Rentner.
Schönemann, Bürgermeister.
Seubert, Oberlehrer Dr.
Siewert, Apothekenbesitzer.
Stad magistrat.
Stößner, Oberlehrer Dr.
Vogler, Rechtsanwalt und Notar.
Zehmisch, Professor.

Hessen i. Br.

Dieckmann, Kaufmann †.
v. Schwartz, Amtsrat.
Seebaß, Pastor.

Hildesheim.

Buhlers, Major a. D.
Wächter, Domvikar.

Himmelstür bei Hildesheim.

Sander, Amtsrat.

Hohnsleben.

Jäger, Alwin, Gutsbesitzer.

Holzminden.

Bischoff, Apotheker.
Beckurts, Gymnasialdirektor Professor Dr.
Eschemann, Regierungsbaumeister.
Faber, Pastor.
Haarmann, Otto, Fabrikbesitzer.
Heusinger, Oberlehrer.
Hoeck, Professor.
Lemme, Chemiker Dr.
Lenz, Gymnasialdirektor a. D. Professor Dr.
Liebold, Fabrikdirektor.
Müller, Baurat.
Müller, stud. arch.
Niemann, Sanitätsrat Dr med.
Ochsenkopf, Oberlehrer.
Osten, Kreisbauinspektor.
v. Otto, Bürgermeister.
Stadtmagistrat.
Stock, Buchdruckereibesitzer.
Ullrich, Fabrikbesitzer

Hondelage.

Sorge, Pastor.

Karlsruhe i. B.

v. Bardeleben, Hauptmann.

Kirchberg bei Seesen.

v. Petersdorff-Campen, Rittergutsbesitzer Regierungsassessor a. D.

Köchingen.

Ilse, Pastor.

Königsberg i. Pr.

Stein, Bankdirektor.

Königslutter.

Diesing, Dr med.
Fricke, Kreismaurermeister.
Heinemann, Amtsrichter.
Kindervater, Lehrer.
Kothe, Rechtsanwalt und Notar.
Lüddecke, Apothekenbesitzer.
Lüders, Lehrer.
Meyer, Oberarzt Dr med.
Stadtmagistrat.
Toppius, Dr med.

Küblingen.

Schucht, Lehrer.

Schloss Langenberg i. Elsass.

Freiherr v. Minnigerode-Allerburg, Major a. D.

Langenhagen bei Hannover.

Völker, Dr med.

Lebenstedt.

Willmer, Gutsbesitzer.

Lehndorf.

Graf, Pastor.

Linden bei Wolfenbüttel.

v. Kaufmann, Rittergutsbesitzer.

Lübeck.

Eggers, Oberstleutnant z. D.

Magdeburg.

Königlich Preußisches Staatsarchiv.
Setzepfandt, Oberlehrer.

Schloss Neindorf bei Oschersleben.

v. Asseburg, Landrat.

Niedersachswerfen.

Cohrs, Konsistorialrat Lic. theol.

Nienburg a. W.

Heller, Lehrer.

Nordstemmen.

Windhausen, Postverwalter.

Nortenhof.

Kuntzen, Amtsrat.

Nowawes-Neuendorf.

Jeep, Bibliothekar Dr

Ostlutter b. Lutter a. Bbge.

Solf, W., Steinbruchsbesitzer.

Ottenstein.

Freist, Amtsrichter.
Krenge, Pastor.

Peine.

Drobeck jr., Registrator.

Quedlinburg.

Düning, Professor Dr.

Reppner.

Kaulbach, Pastor.

Rübeland.

Stolze, Forstmeister.

Salder.

Voges, Rechtsanwalt.

Salzdahlum.

Thiele, Oberamtmann.



Schöningen.

Creite, Sanitätsrat Dr med.
Rennau, Bankier.

Schöppenstedt.

Beste, Superintendent D.
Döttinchem, Kaufmann.
Lohmann, Amtsrichter.
Stadtmagistrat.

Seesen.

Biel, Kreismaurermeister.
Blume, Fabrikbesitzer †.
Buchheister, Rektor.
Jacobson-Schule.
v. Rosenstern, Oberamtsrichter.
Stadtmagistrat.

Siems bei Mieste.

Gerhard, Rittergutsbesitzer.

Stadtoldendorf.

Bartels, Buchhalter.
Klügel, Bürgermeister.
Levy, Max, Fabrikdirektor, Stadtrat.
Mittendorf, Fabrikbesitzer.
Watermann, Steinbruchsbesitzer.
Wolff, Oskar, Fabrikbesitzer.

Südende bei Berlin.

Fischer, Rechtsanwalt a. D. und Verlagsleiter.

Tanne.

Neurath, Forstmeister.

Timmerlah.

Schumann, Superintendent.

Ulm a. D.

Grote, Oberleutnant.

Uthmöden.

Kirchberg, Pastor.

Vallstedt bei Vechelde.

Struckmann, G., Gutsbesitzer.

Wahle.

Freytag, Pastor.

Wahlhausen a. d. Werra.

Freiherr v. Minnigerode-Rossitten, Rittergutsbesitzer.

Walkenried.

Bormann, Superintendent.

Watenstedt bei Jerxheim.

Köhler, Pastor †.

Weissenborn (Erzgebirge).

Freiherr v. Wangenheim, Oberst z. D.

Wendessen.

Seeliger, Rittergutsbesitzer.

Wendhausen bei Braunschweig.

Grethe, Pastor.

Wendhausen bei Hildesheim.

Vibrans, Ökonomierat.

Westerbrak bei Kirchbrak.

v. Grone, Generalleutnant z. D. Exzellenz.

Westerlinde.

Fritz, Pastor.

Wolfenbüttel.

Angermann, Buchdruckereibesitzer.
Beste, Superintendent Probst.
Brandes, Schulrat Professor Dr.
Breymann, Dr phil.
Bruncke, Professor Dr.
Brunner, Hofweinhändler.
Bruns, Dr med. †.
Bruns, Zeichenlehrer.
Buchtenkirch, Oberlehrer.
Bürger, Bibliotheksekretär Dr.
Clemens, Zollsekretär.
v. Damm, Rechtsanwalt und Notar.
Dettmer, Konsistorialrat.
Dettmering, Katasterkontrolleur a. D. †.
Dreyer, Kaufmann.
Floto, Stadtdirektor.
Fricke, Baurat †.
Gerhard, Apothekenbesitzer Dr.
Göe, H., Lehrer.
Haaris, Oberlehrer.
Hartranft, Professor.
Heller, Dr med.
Herzogliche Bibliothek.
v. Hörsten, Schuldirektor Professor.
Hoffmann, Forstmeister.
Jorns, Dr med.
Kaeseberg, Kaufmann.
v. Kettler, Hauptmann.
Kirchberg, Sanitätsrat Dr med.
Klaue, Konsistorialrat.
Könnecke, Oberlehrer.
Krüger, Kreisdirektor.
Krüger, Referendar.
Lieff, Ober-Konsistorialrat.
Ludwig, Oberlehrer.
Lüders, Kreisbauinspektor.
Merkel, Ober-Steuer-Rendant.
Milchsack, Ober-Bibliothekar Professor Dr.
Mirsalis, Oberlehrer.
Moldenhauer, Konsistorialrat Abt.
Müller, Oberlehrer.
Nagel, Regierungsbaumeister.
Rittmeyer, Regierungsrat Dr jur.

Röttcher, Steuerrat.
Rohde, Konsistorial-Vize-Präsident Abt D.
Samson, J., Kaufmann.
Samson, L., Kaufmann.
Schütte, Konsistorialrat Abt.
Schulz, P., Dr phil.
Seeliger, L., Bankier.
Sievers, Konsistorial-Präsident.
Sievers, Dr med.
Spies, Konsistorial-Präsident a. D.
Stadtmagistrat.
Steigerthal, Rechtsanwalt.
Steyerthal, Superintendent.
Tachau, Schuldirektor Professor Dr.
Voges, Lehrer.
Voges, Dr phil.
Wahnschaffe, Professor Dr.
Weidlich, Regierungsbaumeister.
Wessel, H., Buchdruckereibesitzer.
Wienbreyer, Rektor.
Winter, Oberamtsrichter Dr jur.
Wrede, Kaufmann.
Zickerick, Regierungsassessor.
Ziegeler, Pastor.
Zimmermann, Archivrat Dr.
Zwißler, Verlagsbuchhändler Stadtrat.

Wolfshagen im Harz.

Walter, Lehrer.



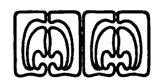
Der Geschichtsverein für das Herzogtum Braunschweig steht mit folgenden Vereinen, Anstalten usw. im Schriftenaustausche[1]):

Aachen. Aachener Geschichtsverein.
Aarau. Histor. Gesellschaft des Kantons Aargau.
Altenburg. Geschichts- und Altertumsforsch. Gesellschaft des Osterlandes.
Arolsen. *Geschichtsverein f. Arolsen u. Pyrmont.
Augsburg. Historischer Verein von Schwaben und Neuburg.
Baireuth. Historischer Verein für Oberfranken.
Bamberg. Historischer Verein.
*Herald. genealogische Blätter f. adel. u. bürgerliche Geschlechter.
Basel. Historische und Antiquarische Gesellschaft.
Öffentliche Kunstsammlung.
Berlin. Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Verein für die Geschichte Berlins.
Verein für Geschichte der Mark Brandenburg.
*Verein Herold.
Bern. Schweizerische Geschichtsforschende Gesellschaft.
Brandenburg. Historischer Verein.
Braunschweig. *Naturhistorisches Museum.
Bremen. Historische Gesellschaft d. Künstlervereins.
Breslau. Museum schlesischer Altertümer.
Schlesische Gesellschaft für Vaterländische Cultur.
Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens.
Bromberg. Historische Gesellschaft f. d. Netzedistrikt.
Bückeburg. Verein für Geschichte, Altertümer und Landeskunde d. Fürstentums Schaumburg-Lippe.
Celle. *Vaterländisches Museum.
Chemnitz. Verein für Chemnitzer Geschichte.
Danzig. Westpreußischer Geschichtsverein.
Darmstadt. Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen.
Dessau. *Verein für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde.
Detmold. *Geschichtliche Abteilung des naturwissenschaftlichen Vereins.
Donauwörth. Historischer Verein für Donauwörth und Umgegend.
Dorpat. Gelehrte estnische Gesellschaft bei der Kaiserlichen Universität zu Dorpat.
Dortmund. Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark.
Dresden. Königlich Sächsischer Altertumsverein.
Düsseldorf. Düsseldorfer Geschichtsverein.
Eichstätt. Historischer Verein.
Eisenberg. Geschichts- u. Altertumsforsch. Verein.
Eisleben. *Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Bergischer Geschichtsverein.
Verein für rhein. und westfälische Volkskunde.
Emden. *Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer.
Erfurt. Verein für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Essen. Historischer Verein für Stadt und Stift Essen.
Frankfurt a. M. Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Kaiserliches Archäologisches Institut.
Freiberg i. S. Freiberger Altertumsverein.
Freiburg i. Br. Gesellschaft für Geschichtskunde.
Kirchlich historischer Verein für Geschichte, Altertum und christliche Kunst.
Gießen. Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz. Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften.
Göttingen. *Königliche Gesellschaft der Wissenschaften, Philologisch-historische Klasse.
*Verein für die Geschichte Göttingens.
*Verein für Niedersächsische Kirchengeschichte.
Gravenhage. *Genealogisch-Heraldiek Genootschap „de Nederlandsche Leeuw".
Graz. Historischer Verein für Steiermark.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
Guben. Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.
Halberstadt. *Verein für Kirchengeschichte in der Provinz Sachsen.
Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Geschichts- und Altertumsverein.
*Verein für Erdkunde.
Hamburg. **Verein für Hamburgische Geschichte.
Hanau. Bezirksverein für hessische Geschichte und Landeskunde.
Hannover. *Historischer Verein für Niedersachsen.
*Verein „zum Kleeblatt".
Heidelberg. Neue Heidelberger Jahrbücher.
Hermannstadt. Verein für Siebenbürgische Landeskunde.
Hildburghausen. Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Hohenleuben. Vogtländischer altertumsforschend. Verein.
Jena. Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
Innsbruck. Ferdinandeum für Tirol und Vorarlberg.
Kahla a. S. Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Roda.

---

[1]) Der Zusatz eines * bedeutet, daß die Veröffentlichungen der betreffenden Vereine an das Herzogliche Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel, der Zusatz von **, daß sie an die Stadtbibliothek in Braunschweig abgegeben werden. Alle übrigen Schriften gelangen in die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Kassel. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
Kiel. Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
Knin. Hrvatsko Starinarsko Druztvo und Kninu.
Köln. Historischer Verein für den Niederrhein.
Landsberg a. W. Verein für Geschichte der Neumark.
Leipzig. Verein für die Geschichte Leipzigs.
Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Vaterländischer Sprache und Altertümer.
Leisnig. Geschichts- und Altertumsverein.
Lübeck. Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.
Lüneburg. *Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg.
Luxemburg. L'Institut Grand-Ducal de Luxembourg, Section historique.
Luzern. Historischer Verein der 5 Orte in Luzern.
Magdeburg. *Verein für Geschichte und Altertum des Herzogtums und Erzstifts Magdeburg.
*Conservator der Denkmäler der Provinz Sachsen.
Maredsous. Revue Benedictine.
Marienwerder. Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
Meißen. Verein für Geschichte der Stadt Meißen.
Metz. Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde.
Mitau. *Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst, Sektion für Genealogie, Heraldik und Sphragistik.
Mühlhausen i. Th. Altertumsverein für Mühlhausen und Umgegend.
München. **Königliche Akademie der Wissenschaften.
Münchener Altertumsverein.
**Historischer Verein für Oberbayern.
Münster. Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens.
Westfälischer Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst.
Nürnberg. Germanische National-Museum.
Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
Osnabrück. *Verein für Geschichte und Landeskunde.
Paderborn. *Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens.
Plauen i. V. Altertumsverein.
Posen. Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Prag. Königlich Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, Klasse für Philosophie, Geschichte und Philologie.
Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Ravensburg. Diöcesanarchiv für Schwaben.
Regensburg. Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg.
Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands.
Rostock. Verein für Rostocks Altertümer.
Salzburg. Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.
Museum Carolino-Augusteum.
Salzwedel. *Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.
Schaffhausen. Historisch-antiquarischer Verein.
Schmalkalden. Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde.
Schwerin. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Speier. Historischer Verein der Pfalz.
Stendal. *Altmärkischer Museums-Verein.
Stettin. Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Stockholm. Kongl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.
Straßburg i. E. Historisch-literarischer Zweigverein des Vogesenklubs.
Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein.
Thorn. Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Upsala. Kongl. Universitets-Biblioteket.
Utrecht. Historische Genootschap.
Washington. Smithsonian Institution.
Werden. *Historischer Verein für das Gebiet des ehemaligen Stiftes Werden.
Wernigerode. *Harzverein für Geschichte und Altertumskunde.
Wien. *K. K. Gesellschaft „Adler."
Verein der Geographen.
Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
Worms. Altertumsverein der Stadt Worms.
Würzburg. Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
Zürich. Antiquarische Gesellschaft.
Schweizerisches Landesmuseum.
Zwickau. Altertumsverein f. Zwickau u. Umgegend.



Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Ang


Bibliothek
der
Gesellschaft für
Pom. Geschichte u.
Alterthumskunde
in
STETTIN

Braunschweigisches Magazin.

Dreizehnter Band. Jahrgang 1907.



Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig
herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.



Dreizehnter Band.
Jahrgang 1907.



Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
Druck von Robert Angermann.
1907.

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Vorgeschichte.

2. Geschichte.

3. Literatur und Kunst.

4. Kulturgeschichte und Volkskunde.

5. Topographie.

6. Kirche und Schule.

7. Recht und Sprache.

8. Münzkunde.

9. Biographie.

10. Geschichtsverein.

II. Besprechungen von Büchern und Aufsätzen, Inhaltsangaben von Büchern und Zeitschriften.



III. Abbildungen.

IV. Verfasser.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1907. Januar Nr. 1.

[Nachdruck verboten.]

Über ein Stammbuch Philipps von Damm und über Stammbücher im Allgemeinen[1].

Von Paul Zimmermann.

Um das Stammbuch, auf das ich die Aufmerksamkeit der Leser auf den folgenden Blättern hauptsächlich lenken möchte, in seiner Bedeutung als Schrift- und Kunstdenkmal richtig würdigen zu können, dürfte es sich wohl empfehlen, einige Worte über Stammbücher im Allgemeinen vorauszuschicken, über ihr Entstehen, ihren Gebrauch, ihre Einrichtung und ihr Verschwinden. Wir werden dann sehen, wie die so gewonnenen allgemeinen Regeln auf diesen besonderen Fall zutreffen.

Die Sitte, Stammbücher sich anzulegen und Freunde und Bekannte in sie sich einzeichnen zu lassen, begegnet uns zuerst im 16. Jahrhundert und zwar in dessen zweiter Hälfte[2]). Denn wenn auch vielleicht schon in früherer Zeit vereinzelt Stammbücher vorkommen, so kann man von einer Sitte vor 1550 keinesfalls sprechen. Es gehören die früheren Bücher jedenfalls zu den größten Seltenheiten. Ein eifriger Sammler dieser Stücke, der etwa 400 meistens aus dem 16. und 17. Jahrhundert zusammengebracht hatte — es wird der Geh. Rat Fr. Warnecke in Berlin gewesen sein — erklärte, daß ihm ein solches aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts überhaupt nicht zu Gesichte gekommen sei. Allerdings wird in einer 1855 erschienenen Schrift „von Stammbüchern und Rebus" behauptet, zur Zeit der Kirchenreformation sei die Sitte bereits allgemein geworden, Luther, Melanchthon, Bugenhagen hätten dergleichen geführt. Man hat die Stammbücher dieser drei Reformatoren in die Helmstedter Universitätsbibliothek versetzt, aber leider haben sie sich in ihr niemals befunden. Die Angabe, die in der Literatur öfter wiederkehrt, beruht auf dem Mißverständnis einer Stelle des Helmstedter Professors Hermann von der Hardt, der in seiner Schrift Memorabilia Rudolpheae novae Helmstadiensis Bibliothecae im Jahr 1702 von Briefen und Handschriften Luthers, Melanchthons, Bugenhagens und anderer berühmter Theologen spricht nnd dann symbola memorabilia philothecis inscripta erwähnt, die sich jedoch auf die drei namentlich genannten Männer nicht mehr zu beziehen brauchen und auch, wie die Sache liegt, gar nicht mehr darauf bezogen werden dürfen.

Uebrigens muß Luther schon Eintragungen in Stammbücher gemacht haben. Es wird uns überliefert, er habe sich in das Buch Hans' von Ebeleben 1542 eingeschrieben mit dem Spruch: „Suchet die Schrift, denn sie ist's, die Zeugnis von mir gibt." Um diese Zeit muß die Stammbuchsitte jedenfalls schon in den gelehrten Kreisen allmählich in Aufnahme gekommen sein. Denn es werden von Melanchthon, der am 19. April 1560 starb, schon mehrere Aussprüche über Stammbücher aufgeführt, die für ihre Verbreitung in damaliger Zeit zeugen. In einem Stammbuche der Wolfenbüttler Bibliothek von 1590 steht ein judicium Philippi Melanchthonis de eiusmodi libris:

> Sunt normae vitae sunt ornamenta legentis
> Et onomas multas continet iste liber.

Ein anderes iudicium de albis amicorum von demselben Gelehrten, das auf dem Titelblatte von Stammbüchern des 16. Jahrhunderts wiederkehrt, lautet: duas ob causas aliorum inscribimus libris rogati; primo, ut librorum possessores recordentur suisque posteris indicent, quibus in locis et quo tempore versati sint. Secundo, ut certa habeant testimonia, quibuscum familiariter vixerint et qui vera amicitia illis fuerint conjuncti. An Cordatus aber, der bei ihm anfragte, ob er die Sitte der Stammbücher billige, schrieb er zur Antwort: „Gewiß haben diese Büch-

[1]) Vgl. Bericht der 33. Sitzung des Vereins vom 15. Febr. 1904.

[2]) Vgl. Protokolle der Generalversammlung des Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine zu Schwerin (1890) S. 149ff. und die hier genannte Literatur.

lein ihren Nutzen, vor allem den, daß sich die Besitzer der Personen erinnern und dabei die weisen Lehren ins Gedächtnis rufen, die man ihnen einschreibt; daß sie den Jüngeren Erinnerungsmittel werden zum Fleiße, damit beim Abschiede der Lehrer ihnen ein günstiges empfehlendes Wort einschreibe und daß sie auf dem ferneren Lebenswege stets wacker und tüchtig sich bewähren, angeregt, wenn auch nur durch den Namen der Guten, ihrem Beispiele zu folgen.“ Daß Melanchthon selbst aber schon um die Schriftzüge seiner Hand angegangen wurde, bezeugen die Worte Camerarius' in seinem Leben Melanchthons: Coeperant plerique ipsius (Melanthonis) et aliorum celebritate moti expetere, ut manu eorum aliquid in suis libellis perscriberetur, quod ostentare possent, atque aliqui ad tales scripturas cartas non glutinatas et libellos peculiares circumferre. Der Ausdruck coeperant ist charakteristisch, man begann damit; die Stammbuchsitte ist also dicht nach der Mitte des 16. Jahrhunderts in größern Aufschwung gekommen.

Aber ihr eigentlicher Ursprung ist nicht in gelehrten Kreisen zu suchen. Schon das Wort „Stammbuch“ weist uns nach anderer Richtung. Man hat die Stammbücher mit den Turnierbüchern zusammen bringen wollen, durch die der Nachweis der ritterlichen Geburt der zum Turnier in die Schranken Reitenden nachgewiesen worden sei. Das ist an sich wohl möglich, wenn auch bislang ein solches Turnierbuch noch nicht hat aufgefunden werden können. Man hat, sagt man weiter, zunächst die eigenen Vorfahren in Wappenbildern zusammen gestellt, ganz wie in den Ahnenproben, Aufschwörungstafeln, Stammbäumen usw. die Herkunft der adligen Herren und Frauen nur durch die Wappen dargestellt zu werden pflegte. Aus dem Stammbaume ist so ein Stammbuch entstanden. Allmählich ist es dann Sitte geworden, zu den eigenen Wappen auch fremde zu fügen, die als Zeichen der Freundschaft, in Erinnerung an gemeinsam vollbrachte Taten, gefeierte Feste oder dergl. mit jenen verbunden wurden. Die Freude an der Heraldik mag mitgewirkt haben. Man legte sich damals vielfach Wappenbücher an. Ein Schritt weiter war es, daß man die Wappen bekannter Persönlichkeiten in einem Buche vereinigte. Wahrscheinlich, daß in solcher oder ähnlicher Weise die Stammbücher ihren Anfang genommen haben. Die Ausdrücke Stammbuch, Libri gentilitii sprechen dafür. Sodann die Tatsache, daß die ältesten Wappenbücher oft nur aus eingemalten Wappen und Namensunterschriften bestehen. Man pflegte die Wappen von Künstlern höhern und niederen Ranges und Könnens einmalen zu lassen und setzte dann seinen Namen darunter. Das war eine Sitte, die bei Fürsten und Adligen, dann aber auch bei den reichen Patricieren, die hinter dem Adel nicht zurückstehen wollten, etwa 1½ Jahrhunderte im Schwange war. Die ersten Stammbucheintragungen habe ich unter den Braunschweigischen Fürsten bei Herzog Julius gefunden, dann bei seinen Nachfolgern bis zu den Söhnen Herzog Augusts d. J. Von dem Herzoge August Wilhelm ist mir keine mehr bekannt geworden. Im Anfange des 18. Jahrhunderts scheint die Stammbuchsitte in Fürstenkreisen außer Uebung gekommen zu sein.

Die Wappen, die in die Stammbücher gemalt zu werden pflegten, sind künstlerisch natürlich von sehr verschiedenem Werte. Daß sich wahre Kunstwerke darunter befanden, werden wir begreiflich finden, wenn wir hören, daß ein einziges Blatt — hier allerdings kein Wappen, sondern eine bildliche Darstellung des Engels vor Johannis Vater Zacharias, — welches Philipp Hainhofer, der bekannte Rat und Agent Herzog Augusts, für die Herzogin zu Stolpe in das prächtige Stammbuch Herzog Philipps II von Pommern malen ließ, nicht weniger als 100 ungarische Dukaten kostete. Nach dem Zeugnisse Martin Zeillers hat dieser selbe Fürst für sein Stammbuch sich auf Pergament und Seiden Wappen u. a. das Stück für 100 und mehr Reichstaler malen lassen. Das waren natürlich Ausnahmen. Die üblichen Kosten für diesen Zweck erfahren wir aus einem Ausgaberegister des Herzogs August während seines Aufenthaltes in Straßburg im Jahre 1598. Danach war der Preis, den er anlegte, sehr verschieden je nach der Persönlichkeit, dem das Stammbuchblatt gewidmet war. „Für ein Stugk in des Churfürsten von Haydelbergk Stambuch zu mahlen“ zahlte er 3 Taler, „in des Herrn Thumprobst Stambuch ein Stugk zu mahlen“ 2 Taler, dann aber entrichtete er für je ein Wappen zu malen das eine mal 12, das andere mal 6 Batzen[1]). Außerdem gab er dem Maler „für etzliche wapen zu mahlen“ am 30. Juli 2 Taler, am 1. Oktober dicht vor seiner Abreise in Straßburg 3 Tlr. 9 B. Wir wissen leider nicht, um wie viele Blätter es sich hier gehandelt hat. Noch etwas früher (1588 und 1589) bezahlte Augusts Bruder, der Herzog Franz, „für ein Wapen, so in des D. Reusneri stambuch gemacht,“ 10 Schilling, für ein „wapen in D. Vogelß stambuch“ 5, „fur zween wapen in stambucher zu mahlen, das eine dem Herren Reuß von Plawe, das ander dem Welßheimir“ zusammen 10 Schilling[2]).

Zu den Wappen und der Namensunterschrift kam dann als dritter Bestandteil hinzu der Wahlspruch oder das Symbolum, auch Motto, Devise, Sinnspruch oder Sprichwort, Reim u. a. genannt. Stellte das Wappen das Allgemeine oder wenigstens Mehreren Gemeinsame dar, so bezeichnete der Wahlspruch das Individuelle, das Charakteristische der Persönlichkeit. Die eigentliche Sitte, solche Wahlsprüche sich beizulegen und zu führen, bildete sich

[1]) 1 Taler = 20 Batzen.
[2]) 1 Taler = 13 Schilling.

ebenfalls namentlich im 16. Jahrhundert aus, doch kommen einzelne Beispiele auch schon früher vor. Das erste, das mir in unserm Fürstenhause begegnet, ist ein solches von Adelheid, Herzogin v. Pommern, der Tochter Herzog Ernsts von Braunschweig-Grubenhagen. Es wird uns von Thomas Kantzow berichtet, der in seiner Pomerania schreibt: „So hat er (Herzog Bogislav v. Pommern) auch ein Weib ebendesselben Gemüts gehapt, nhemlich Alheiten, die beide die Affterköeser und auch die Schmeicheler hart geneidet hat, und ist jr sprichwort gewesen: „Man sol sich hütten vor gezuckerten Zungen und gepfefferten Hertzen".

Später wurde der Brauch, solche Sprichwörter zu führen, in hohen Kreisen allgemein üblich. Ich habe darüber in einer Leichenpredigt Andr. Leopolds vom J. 1596 folgende charakteristische Äußerung gefunden: „Es pflegen hohe Potentaten, Keyser, Könige, Fürsten vnd Herrn, auch andere vorneme Leute, jhre Symbola oder Reimsprüche zu haben, dadurch sie sich viel guts erinnern, vnd ob wol dieselbigen mancherley sein, so kan man doch die meisten in diese drey Classes oder Capitel eintheilen / das etliche Glücks Reim / etliche Ampts Reim vnd etliche Glaubens Reim sein vnd genennet werden. Glücks Reim sein die, welche einer auß dem glück vnd zustand, so jhm in dieser Welt in seinem leben zu handen kömpt, nimpt .... Ampts Reim, dadurch sich Gottselige Regenten jres Ampts erinnern ..,. Glaubens-Reim sein, dadurch Christliche Potentaten, Keyser, Könige, Fürsten vnd Herrn öffentlich jhren Glauben bezeuget haben."

Von Herzog Heinrich d. J. an sind dann solche Wahlsprüche von den Fürsten unseres Landes in großer Zahl geführt worden bis in die neuere, ja neueste Zeit hinein. In ununterbrochener Linie bis zu Herzog Karl I, der das bekannte Nunquam retrorsum! führte. Die Zeit des nüchternen Rationalismus kommt wohl auch darin zum Ausdrucke, daß Karl Wilhelm Ferdinand keinen Wahlspruch annahm, ebenso wenig wie sein Sohn Friedrich Wilhelm, während dessen ältester Bruder Karl Georg August wohl nur durch seine Ernennung zum Ritter des Elefantenordens dazu veranlaßt ist, einen solchen sich beizulegen (Virtute duce). Erst Herzog Wilhelm gebrauchte dann wieder den für ihn charakteristischen Spruch: Recht muß Recht bleiben.

Ebenso oder ganz ähnlich verhält es sich bei den anderen deutschen Fürstenhäusern. Auch hier führten die meisten bestimmte Wahlsprüche als ein Charakteristikum ihrer Persönlichkeit. Bei allen denjenigen aber, die nicht Münzen oder Medaillen zu schlagen hatten, auf welchen vornehmlich die Wahlsprüche zur Anwendung kamen, sind es hauptsächlich die Stammbücher, die uns diese Sprüche überliefern. An Gebäuden und Glocken, auf Bücherzeichen, Siegeln, mannigfachen Gebrauchsgegenständen u. a. finden sie sich mitunter wohl auch, aber längst nicht in der Fülle, in welcher sie uns in den Stammbüchern entgegen treten. Gewiß trifft nicht jeder Spruch das Wesen der Person, und vielleicht wird bei manchem das Wort Franziskas in Lessings Minna v. Barnhelm zutreffen: „man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt". Immerhin bleibt der Wahlspruch doch stets der Ausdruck dessen, was der Inhaber erstrebte und sein, im schlimmsten Falle wenigstens scheinen wollte. Es haben daher diese Symbole ein hohes persönliches Interesse für die einzelnen Fürstlichkeiten. Sehen wir auf unser heimisches Haus. Es mutet einen freilich etwas wunderbar an, wenn einer der unfähigsten Regenten, Herzog Friedrich Ulrich, das stolze Motto: Deo et Patriae führt. Aber wenn das Herzog Heinrichs d. J. lautet: „Meine Zeit mit Unruhe", das von Julius: Aliis inserviendo consumor, das von Heinrich Julius: Honestum pro patria, das Augusts: „Alles mit Bedacht", das Rudolf Augusts: Remigio Altissimi, das Anton Ulrichs: Constanter usw.: geben nicht diese Worte deutlich das Wesen und Wirken der Männer wieder, die sie führten? Zugleich aber haben sie eine kulturgeschichtliche Bedeutung, denn sie sind unmittelbare Äußerungen des Zeitgeistes, dem sie entsprangen, und den sie klar und wahr wiederspiegeln. Der erste kräftige Anfang der Wahlsprüche fällt in die Reformationszeit, also in die große geistige Bewegung, die die Sinne, Gemüter und Herzen aller Kreise des deutschen Volkes bis in das Innerste erregte und aufwühlte. Diesen Ursprung hat die ganze Literatur der Zeit niemals verleugnen können. Die Glaubensinnigkeit, das feste Gottvertrauen der Zeit kommt in ihr stark und lebendig zum Ausdrucke. Dieser Charakter wandelt sich im Laufe der Zeiten, und es ist interessant, wie die Wahlsprüche und mit ihnen die Stammbücher im Laufe der Jahre der wechselnden Zeitströmung und -stimmung folgen. Noch weit mehr als bei den Fürsten tritt die persönliche Bedeutung vor der allgemeinen kulturgeschichtlichen zurück bei den anderen Volkskreisen, die ihnen in der Annahme von Wahlsprüchen folgten. Da ist zunächst der Adel zu nennen, der ganz in gleicher Weise wie jene unter das Wappen den Namen, darüber aber den Wahlspruch setzte. Wir sind hier über die einzelnen Persönlichkeiten natürlich längst nicht so genau unterrichtet als über die Fürsten. Die Folge ist, daß wir diese Wahlsprüche mehr als Ganzes auffassen, als einzelne Züge eines umfassenderen Zeitgemäldes. Als solche sind sie von bleibender Bedeutung und auch schon wiederholt von verschiedenen Seiten gewürdigt worden.

Von den Fürsten und Adligen kamen dann Wahlspruch und Stammbuch in die gelehrte Welt. Wir sahen, daß dies um die Mitte des 16. Jahrhunderts

der Fall gewesen sein muß. Die Sitte verbreitete sich namentlich auf den Universitäten, bei den Professoren wie bei den Studenten. Aber die Stammbücher veränderten hier mehr und mehr ihren Charakter. Wappen wurden in sie nicht mehr hineingemalt; sie hatten in diesen Kreisen keinen Wert und keine Bedeutung. Der Wahlspruch aber trat zurück und verschwand so ziemlich hinter der Sentenz. Es war der Einfluß der gelehrten Bildung, der sich hier immer stärker geltend machte. Die Wahlsprüche waren kurz gewesen, der bezeichnende Ausdruck einer bestimmten Geistes-, Charakter-, oder Herzensrichtung, eines festen Wollens und Handelns. Hier gab es selten einen Wechsel; der Träger war mit diesem Spruche gleichsam verwachsen. Er war in seinem Kreise unter ihm bekannt, und so kam es denn, daß sich sehr weit die Sitte ausbreitete, diese Sprüche nicht auszuschreiben, sondern nur durch die Anfangsbuchstaben anzudeuten, ganz wie man auch auf Siegeln die Legenden nicht ausschrieb, sondern nur durch Initialen bezeichnete. Viele Wahlsprüche wiederholen sich, da sie von verschiedenen gebraucht wurden; sie sind leicht zu entziffern. Aber es gibt zahlreiche Sprüche, bei denen die Deutung nicht leicht fällt. Beispiele hierfür liefert jedes Stammbuch des 16. und 17. Jahrhunderts in großer Menge. Auch zu Spielereien gab dieser Brauch Anlaß. Man setzte 3 A, 3 D, 3 oder 4 G hintereinander[1]). Oder die Initialen des Spruches bezeichneten zugleich Namen und Titel desjenigen, der ihn führte. So konnte man die Buchstaben R. A. in gleicher Weise auf den Namen Rudolf August, wie auf die Sprüche Remigio Altissimi, Recte agendo, „Redlich und Aufrichtig“ beziehen. Die Inschrift: Ardentibus Votis eines Ausbeutetalers Anton Ulrichs zeigte zugleich die Initialen seines Namens, in gleicher Weise wie der Wahlspruch Ferdinand Albrechts II.: Favore Altissimi die des seinigen wies. Und aus dem Spruche seines Vaters: „Füg Alles Herr zum Besten Unsers Lebens“ konnte man zugleich mit Hülfe der Anfangsbuchstaben herauslesen: Ferdinand Albrecht Herzog zu Br. u. Lün.

Es hatten auch Gelehrte ihre Wahlsprüche, die sie mehr oder weniger ständig gebrauchten. So in Helmstedt der große Theologe Georg Calixt: Virescit vulnere virtus, der Polyhistor Herm. Conring: Quantum est in rebus inane! Natürlich, daß die deutsche Sprache in diesen Kreisen von der lateinischen fast völlig verdrängt wurde, daß daneben noch die Griechische, ja die Hebräische hervortrat. Aber meist begnügte man sich nicht mit solch einem kurzen Spruche; man fügte noch eine längere Sentenz hinzu, oft aus einem klassischen Schriftsteller des Altertums entnommen, oft selbst erdacht. Fürsten mit gelehrter Bildung folgten auch gern diesem Beispiele. So der Herzog August d. J., der höchst selten auf Stammbuchblättern sein A. M. B. (Alles mit Bedacht) fehlen ließ, diesem Wahlspruche dann aber Sprüche in verschiedenen Sprachen, mannigfaltig nach Inhalt und Form, teils zitiert, teils selbst verfaßt nachfolgen ließ.

Man dichtete für die Stammbücher besondere Verse, kurz und pointenreich. Es entwickelte sich so eine eigenartige Spruchpoesie in deutscher wie in lateinischer Sprache, deren Blütezeit in die zweite Hälfte des 16. und in das 17. Jahrhundert fällt. So sind die Stammbücher auch für die Geschichte der Literatur von Bedeutung geworden.

Auch auf andere wie die gelehrten Kreise ging die Stammbuchsitte über. Auch Staatsmänner, Militärs, Künstler, Kaufleute bemächtigten sich ihrer und trugen sie noch weiter ins Volk hinab, so daß selbst Gesellen u. a. sich solche Erinnerungsbücher anlegten. Ganz besonders aber pflegten den Brauch auch die reichen Patrizier der Reichsstädte wie Nürnberg, Frankfurt, Augsburg, Ulm usw., die oft ihren Stolz darein setzten, große Namen, kostbare Wappen und Bilder in ihren Büchern zu vereinigen. So übersandte der schon genannte Philipp Hainhofer 1616 dem Könige Christian IV. von Dänemark ein Pergamentblatt mit folgender charakteristischer Zuschrift:

„Und dieweil eben dergleichen schön Stammbuch auch ich und in demselben die Kaiserliche Majestät, die Chur- und viele aus- und inländische Fürsten und Potentaten, mit schönen Historien und Emblematibus ihre Wappen und eigne Handschriften habe und zuvorderst unterthenig begierig bin, auch E. Königliche Majestät Gedächtniß in mein Buch zu verwahren und damit hoch zu prangen, so bitte ich mir solche auf hier beigelegtes Burgamentblatt, als da dem Buche inseriret wurde, zu verehren.“

Daß auch in Braunschweig diese Sitte in Übung war, und daß man sich hier auf Wappenzeichnung trefflich verstand, davon werden wir uns bald überzeugen können.

Statt besonderer Bücher gebrauchte man in frühester Zeit auch Druckwerke, die zur Aufnahme von Eintragungen mit weißem Papier durchschossen waren. So Emblembücher, geistliche Werke, Erbauungsschriften u. a. Sehr erwünscht war es natürlich zu allen Zeiten, die Handschriften bedeutender Männer im Stammbuche zu vereinigen. Das führte dazu, daß man selbst Briefe Verstorbener in sein Stammbuch einklebte. So ist z. B. auch Luther in manchem Bande als besondere Zierde vertreten.

Ganz besonders eifrig wurde diese Mode der Stammbücher aber von der akademischen Jugend ergriffen und fortgebildet. Hier hat sie sich noch lange erhalten, als sie in den höheren Kreisen der Fürsten und des Adels schon längst abgestorben war. In der früheren Zeit bemüht man sich auch hier die

[1]) Arma armis arcenda. — Dies diem docet. — Got gebe Glück, oder: Got gebe gut Glück.

Inschriften von Fürsten, zumal wenn solche auf der eigenen Hochschule studierten, zu bekommen. Sie nehmen in den Stammbüchern regelmäßig die ersten Blätter ein. Dann suchte man die Schriftzüge der verehrten Lehrer zu erlangen, die an zweiter Stelle sich anschlossen, später aber in der Regel den Anfang bildeten. Diese Inschriften waren natürlich sehr gesucht, und es entsprach vollständig dem Brauche der Zeit, wenn Goethe den Schüler am Schlusse der langen Unterredung mit Mephistopheles diesem als berühmtem Dr Faust sein Stammbuch mit den Worten übergibt:

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' Eure Gunst mir dieses Zeichen!

An die Einzeichnungen der Professoren reihten sich dann die Inschriften der Kommilitonen, bald ernst und lehrhaft, bald heiter und lustig, bald harmlosen, bald bedenklichen Inhalts bis herab zur gemeinen Zote, oft anspielend auf bestimmte Erlebnisse, gemeinsame Freuden und Leiden — kurz für den Besitzer eine Fülle von Erinnerungen aus der schönen Jugendzeit, auf die er später nur mit Wehmut zurückblicken konnte, ganz wie in seinen Phantasien im Bremer Ratskeller Wilhelm Hauff seinen Großvater so anschaulich und ergreifend schildert: „Noch jetzt, als wäre es gestern geschehen, sehe ich sein großes blaues Auge sinnend auf den vergilbten Blättern seines Stammbuches weilen; und wie deutlich sehe ich, wie dieses Auge nach und nach sich füllt, wie eine Thräne in den grauen Wimpern zittert, wie der gebietende Mund sich zusammenpreßt, wie der alte Herr langsam und zögernd die Feder ergreift und ‚einem seiner Brüder, der geschieden', das schwarze Kreuz unter den Namen malt." Das Kreuz, mit dem oft in den Stammbüchern die Verstorbenen kurz und pietätvoll gekennzeichnet zu werden pflegten, und das auch ein Lessing sich wünschte in dem bekannten Stammbuchverse:

Hier will ich liegen! denn hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch.

Ein Vers, der doppelt ergreifend wirkt, wenn man bedenkt, wie lange Lessings Grab ohne Leichenstein geblieben.

Die Stammbücher der Studenten bilden eine sehr umfangreiche Gruppe dieses Literaturzweiges, der auch kulturgeschichtlich sehr wertvoll ist. Das akademische Leben in seiner bunten Mannigfaltigkeit, die Verschiedenheit von Zeit und Ort kommt in ihnen treffend zum Ausdruck. Man kann von den Stammbüchern auf den Geist schließen, der zur Zeit an einer bestimmten Hochschule geherrscht hat. Natürlich nicht nach einem oder wenigen. Denn es gilt hier den verschiedenen Kreisen, die die Gesamtheit der Akademie bildeten, nachzugehen und ihre Spuren zu verfolgen. Erst durch die Zusammenfassung eines umfangreichen Materials sind wir zu bestimmten Schlußfolgerungen befähigt und berechtigt. Schon seit längerer Zeit bin ich bemüht, für die Universität Helmstedt und für das Collegium Carolinum den einschlagenden Stoff, die Stammbücher alter Helmstedter Studenten und Braunschweiger Collegianer, im Herzoglichen Landeshauptarchive zu sammeln, und würde ich einem jeden für eine Unterstützung dieser Bestrebungen, auch für die zeitweise Herleihung solcher Stücke zu lebhaftem Danke mich verpflichtet fühlen.

Das Stammbuch erhält in diesen Kreisen einen ganz anderen Charakter. Die Wappen verschwinden, aber es bleiben die Darstellungen von Landschaften, allegorischen Gestalten, Kostümbildern u. dergl., die in den Stammbüchern der Fürsten und des Adels auch schon vertreten waren. Aber es kommen jetzt namentlich hinzu die szenischen Bilder aus dem Studentenleben und die Abbildungen der Universitätsstädte mit ihren hervorragenden Plätzen und Gebäuden, sowie ihrer Umgebung. Für die Kulturgeschichte und die Topographie ist dieser bildliche Schmuck gleichfalls nicht ohne Wert. In Helmstedt wurde es Sitte, die Stammbücher mit den Beckschen Kupfern der Stadt und des Juleums zu zieren, und in Göttingen geschahen im 19. Jahrhundert die Eintragungen der Studenten vielfach auf kleinen Wiederholdschen Kupferstichen, die Baulichkeiten, Szenerien aus Göttingen und Umgegend darstellten und durch ein Futteral zu einem Stammbuche zusammengehalten wurden.

Daneben wurde es Sitte, auch die Gesichtszüge der Lehrer und Freunde im Bilde, so gut es ging, festzuhalten; man klebte vorzüglich die Silhouetten neben die schriftlichen Eintragungen. Ein Schritt weiter, und letztere verschwanden ganz. Es entstanden die Silhouettenalbums. Sie sind wohl niemals sehr zahlreich gewesen. Denn es lag zu nahe und wurde auch bald Sitte, die Bildchen einzurahmen und damit die kahlen Wände der Studentenbuden zu schmücken. Diese Silhouetten sind es wohl recht eigentlich gewesen, die der Sitte des Stammbuchs den Todesstoß versetzt haben. Als dann die Photographie aufkam, konnte sie wohl schon als beendet gelten; an ein Wiederaufleben war aber da erst recht nicht mehr zu denken. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts begegnen wir den Stammbüchern noch auf den Universitäten. Wohl die letzte Gelegenheit, wo ernsthafte Männer in größerer Zahl ihre Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen um des deutschen Volkes Wohl in zum Teil trefflicher Weise in Stammbüchern niedergelegt haben, war die Zeit der Frankfurter Nationalversammlung. Ich habe niemals gehört, daß im norddeutschen oder im deutschen Reichstage von den Abgeordneten Stammbücher geführt seien. Die Sitte kann als abgestorben gelten. Nur in den Töchter-

schulen fristet sie noch heute — wer weiß wie lange! — ein bescheidenes Dasein. Blicken wir aber zurück auf die Geschichte des Stammbuchs, die ich hier durch drei Jahrhunderte in kurzen Zügen vorzuführen versuchte, so werden wir zugestehen müssen, daß ein schöner sinniger Brauch damit sein Ende erreicht hat.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Stammbücher zu demjenigen Buche, dessen Besprechung den Anlaß zu jenen Ausführungen gab, so werden wir diese bald an ihm bestätigt finden. Es ist das Stammbuch Philipps von Damm, das der großen Sammlung angehört, die der Geheimrat Warnecke mit glücklichstem Erfolge zusammen brachte, und das mir von der jetzigen Besitzerin, Frau Geheimrätin Warnecke, in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurde. Das Format des Buches ist Hochoktav, zeigt somit die ältere Gestalt der Stammbücher, die später fast ganz der in Queroktav Platz machte. Der Einband zeigt eine schöne Lederpressung und die Aufschrift: Ph. v. D. 1599. Daß diesem Ph. v. D., das ist: Philipp v. Damm die Einträge selbst gewidmet sind, wird durch viele Einzeichnungen, die sich ausdrücklich an ihn wenden, außer allen Zweifel gestellt.

Der Besitzer war ein Mitglied der alten Braunschweiger Patrizierfamilie v. Damm, die ja noch heule in unserem Herzogtume blüht. Er war ein Sohn des Franz v. Damm, der am 8. Oktober 1566 verstarb, seine Mutter Ilse eine geborene Wellauer. Er selbst war am 1. Mai 1557 geboren und vermählte sich mit Margarete Schrader, der Tochter Kurt Schraders, also einer Nichte des Frankfurter Professors Ludolf Schrader, dessen Testamentsvollstrecker Philipp wurde. Von diesem Ludolf Schrader und seiner noch immer in reichem Segen fortwirkender Stipendienstiftung ist schon früher in diesen Blättern die Rede gewesen[1]). Philipp erhielt von seiner Gattin drei Töchter, von denen zwei sich verheirateten, Anna an Jürgen Brandes, Ilse an Otto von Zweidorf, die dritte, Helene, aber unvermählt blieb, und einen Sohn Ludolf, der 1589 geboren am 14. Juni 1624 unvermählt verschieden ist. Der Familienzweig Philipps ist daher im Mannstamme schon bald wieder erstorben. Er selbst verschied am 6. Juli 1599, also in demselben Jahre, das der Umschlag des Stammbuches nennt. Dieser kann also erst kurz vor oder nach dem Tode Philipps angefertigt worden sein. Daß die Eintragungen aber nicht in dieses Buch, wenigstens nicht in seiner jetzigen Form gemacht worden sind, beweist der Umstand, daß zahlreiche Blätter leider so stark beschnitten sind, daß selbst ein Teil der Schrift verloren gegangen ist. Es müssen den Männern, die sich einschrieben, also entweder lose Blätter oder ein Buch in einem anderen Einbande vorgelegen haben, der dann, wohl weil er schadhaft geworden war, leider nicht mit der gehörigen Vorsicht erneuert worden ist. Sonst kann man die Erhaltung des Buches im Ganzen nur als eine sehr gute bezeichnen.

Sehen wir auf den Inhalt der Eintragungen, so lernen wir noch ein neues Moment für den Wert der Stammbücher kennen, von dem bislang nicht die Rede war; das ist ihre Bedeutung in biographischer Hinsicht. Wir erfahren die Aufenthaltsorte der Stammbuchbesitzer, können sie auf ihren Reisen verfolgen, sehen, in welchen Kreisen sie verkehrten, und vermögen uns so einen Schluß auf ihre eigene Lebensstellung zu erlauben. Die meisten Eintragungen, die fest und vollständig datiert sind — es ist das aber vom Ganzen nur ein Bruchteil — weisen auf die Stadt Braunschweig, dem eigentlichen Wohnorte v. Damms; in 10 Jahren wird diese Stadt mehr oder weniger oft genannt. Aber begonnen ist das Buch hier wohl nicht. Denn die ältesten datierten Eintragungen stammen aus Danzig, wo Philipp sich in den Jahren 1576—79 aufgehalten hat. Vor dem 25. Juni des letzten Jahres ist er schon wieder nach Braunschweig zurückgekehrt. 1577 hat er sich im Oktober auch in Rostock aufgehalten, wo das Stammbuch Eintragungen vom 3. bis 12. des Monats aufweist. Im J. 1578 war er wieder einmal in Danzig. Im J. 1581 treffen wir ihn in Lüttich, dann wieder mehrere Jahre nur in Braunschweig, 1588 und 1589 auch in Hildesheim, 1589 und 1590 in Helmstedt. Im April 1593 machte er wieder eine weitere Reise, auf der er Frankfurt (1. 3. April), Durlach (11. April), Ulm (16. April) und Augsburg (30. April) berührte, von der er aber schon am 20. Mai nach Braunschweig zurückgekehrt war. Im Juni 1596 treffen wir ihn noch einmal in Arnsberg, 1598 in Hildesheim, sonst nur in Braunschweig, wo die letzte Eintragung, die sich nachweisen läßt, am 10. April 1599, also ein Vierteljahr vor seinem Tode, geschehen ist.

Ich habe jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, den Lebensverhältnissen und der Tätigkeit Philipps v. Damm nachzugehen. Aber aus seinem Stammbuche möchte ich mit Sicherheit schließen, daß er zu dem damaligen Bischofe von Hildesheim, dem Herzoge Ernst von Baiern, Beziehungen gehabt hat. Dieser wurde 1566 Bischof zu Freisingen, 1573 zu Hildesheim, 1581 zu Lüttich, 1583 Erzbischof von Köln, 1585 Bischof zu Münster und ist am 17. Februar 1612 zu Arnsberg in Westfalen gestorben. Denn nicht nur dieser Fürst hat sich in das Album eingetragen, sondern auch eine Anzahl von seinen Beamten in Hildesheim, Lüttich, Arnsberg und viele westfälische Adelige. Das kann kein Zufall sein, sondern setzt ein bestimmtes Verhältnis voraus, in dem Ph. v. Damm zu dem Kirchenfürsten gestanden hat. Es sollte mich nicht überraschen, wenn die Spezialforschung später einmal diese Vermutung bestätigen

[1]) Br. Magazin 1903 S. 138 ff.



würde. Von diesen Eintragungen, sowie denen aus Danzig, Rostock und Lübeck abgesehen, enthält das Stammbuch hauptsächlich solche aus hiesiger Gegend, und ich werde im Nachstehenden vornehmlich diese zu berücksichtigen haben.

Den Anfang machen in dem Stammbuche nach der schon erwähnten Regel die Fürsten. Die erste Stelle nimmt unter ihnen der Herzog Heinrich Julius ein, der sich 1588, also noch als Erbprinz, mit dem Wahlspruche P. P. C. = Pro patria consumor eintrug, übrigens ohne diesem eine Wappendarstellung hinzuzufügen. Dann folgt der schon erwähnte Herzog Ernst von Baiern ohne Spruch, aber mit einem leider stark beschnittenen Wappen. Dann sein Bruder, der Herzog Ferdinand von Baiern, mit dem Wahlspruche: Cognosce Elige Matura. Darauf mit dem Braunschweigischen Wappen und dem Motto: Durum patientia frango der Herzog Otto Heinrich von Braunschw.-Harburg. Dieses Blatt erscheint mir als besonders wichtig. Es ist nämlich von verschiedenen Seiten in Zweifel gezogen, ob Otto Heinrich sich wirklich, jedenfalls nicht standesgemäß mit Marie, der Tochter Johanns von Hénin, Grafen von Bossu, verheiratet habe. Dieses Blatt scheint mir deutlich dafür zu sprechen. Es zeigt zwischen der Jahreszahl 15 88 ein M. Es war eine stehende Sitte, die Jahreszahl in dieser Weise zu teilen und dazwischen die Initiale des Namens der Gattin zu setzen. Ebenso schrieben die Fürstinnen an diese Stelle den Anfangsbuchstaben vom Namen des Gemahls. Auch dieses Buch gibt hierfür zahlreiche Beispiele. So kann das M. nicht bedeutungslos sein, sondern wohl zu jenem Schlusse berechtigen. Wieder ein neuer Beleg für die Wichtigkeit der Stammbücher; auch für genealogische Zwecke können sie von Belang sein.

Dann finden sich von Braunschweigischen Herzögen noch eingetragen Otto Heinrichs Bruder, Herzog Wilhelm, 1577 in Rostock: Moderata durant, ein Bruder des Herzogs Heinrich Julius, Joachim Karl, mit dem Spruche: Pietas ad omnia utilis und 1595 drei Söhne Herzog Wilhelms von Lüneburg: August d. Ältere, Bischof von Ratzeburg: E. N. S. W. T. H. = Elend nicht schadt wer Tugend hat; Friedrich: Wie Gott will das ist mein Ziel und Magnus: A. M. H. Z. G. = Alle meine Hoffnung zu Gott.

Daran reihen sich aus dem Hause Würtemberg Herzog Ludwig: N. G. W. G. = Nur Gottes Wille geschehe, und seine Gemahlin Ursula, geborene Pfalzgräfin: G. J. M. Z. = Gott ist meine Zuversicht.

Ein Herzog zu Sachsen, Moritz, trug sich 1589 ein: N. G. D. G. = Nur Gott die Gnad. Ferner Herzog Ulrich zu Schleswig-Holstein: In dextera Jehovae sortes meae, zwei Grafen von Schwarzburg, Johann Günther und Christian Günther, 1590: Ex duris gloria, In virtute vera laus, ein Graf zu Schaumburg u. a.

Bei den Vertretern alter Dynasten-Geschlechter will ich nur kurz auf einige Niederländische von hohem Adel hinweisen, den Herzog von Arenberg, die Grafen von Croy, von Neuenahr, Mörs und Limburg, da sie zumeist in das Jahr von Philipps Aufenthalte in Lüttich fallen, dann aber auf die eingehen, die uns näher stehen. Es sind besonders die Grafen Ernst und Martin zu Regenstein und Blankenburg, die sich 1586 in Helmstedt einschrieben, Ernst: Milita bonam militiam retinens fidem et bonam conscientiam, Martin:

Non tibi quid liceat, sed quod fecisse decebit,
Occurrat mentemque domet respectus honesti.

Ferner Wolf Ernst Graf zu Stolberg (1598): Was Gott fügt mir genügt, Graf Philipp Ernst zu Gleichen (1582): G. G. G. G. (Gott gebe gut Glück).

(Schluß folgt.)

Braunschweigische Chronik f. d. J. 1906.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

Januar.

1. Otto Buchheister, Oberstaatsanwalt, tritt in den Ruhestand.
1. Otto Meyer, Oberlandesgerichtsrat, wird Oberstaatsanwalt, Wilh. Holland, Staatsanwalt, u. Rich. Mansfeld, Landrichter, werden Oberlandesgerichtsräte.
4. I. Verbandstag des Verbandes ländlicher Genossenschaften im Herzogtum Braunschweig.
7. 200jähriges Bestehen der katholischen Gemeinde in Wolfenbüttel.
9. 57. Plenarsitzung der Handelskammer.
11. Eröffnung des 28. ordentl. Landtages.
11. Theodor Pockels, K. u. K. östreich. Hauptmann a. D. †.
12. Der Landtag wird bis zum 22. Febr. vertagt.
13. 50jähriges Jubiläum des Majors a. D. Werner Ernst Hermann Kobus in Blankenburg a. H.
14. Einführung des Pastors Franz Kühnhold als 2. Seelsorger zu St. Martini.
18. 100jähriges Bestehen der Firma Gebr. Dannenbaum.
20. Robert Blume, Fabrikbesitzer, Hauptmann d. L. a. D., † in Seesen.
21. Albert Hobohm, Oberstleutnant a. D., † in Blankenburg a. H.
22. Abreise des Regenten nach Berlin.
22. Konstituierende Sitzung der Gesellschaft zur Förderung der Wasserwirtschaft im Harze.
23. Einweihung des neuen Rathauses in Helmstedt.
23. Versammlung des Zentralausschusses des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.
25. 34. Jahresversammlung der Baugewerken-Innung Braunschweig.
26. Adolf Ramdohr, Oberpostsekretär a. D. †.

27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
30. I. Niedersächsischer Bezirkstag des allgemeinen deutschen Arbeitgeberverbandes f. d. Schneidergewerbe.
30. Hauptversammlung des Vereins deutscher Konservenfabrikanten.

Februar.

2. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
2. Generalversammlung des Innungsausschusses.
4. Maximilian v. Förster, Herzogl. Oberst a. D. †.
14. Wilhelm Unger, Hofschornsteinfegermstr. a. D. †.
15. Ferd. Homeyr, Generalmajor z. D., † in Blankenburg.
16. Reise und Rückkehr des Regenten nach Hannover.
20. Generalversammlung des Landwirtschaftlichen Zentralvereins für das Herzogtum Braunschw.
20. August Hermann, Turninspektor †.
21. Otto Ludwig Wolters, Hof-Opernsänger †.
22. Wiederbeginn der Landesversammlung.
24. Reise des Regenten nach Berlin.
24. Konrad Freiherr v. Girsewald, Herzogl. Braunschweigischer Hauptmann a. D. †.
27. Werner, Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg, Oberst a. D. †.
28. Rückkehr des Regenten aus Berlin.

März.

1. Johannes Schütte, Konsistorialrat Abt, feiert seinen 70. Geburtstag in Wolfenbüttel.
1. Regierungsrat Friedrich Boden, wird zum Geh. Regierungsrat und Herzogl. Braunschw. 2. Bevollmächtigten des Bundesrates ernannt.
1. Otto Schäfer, Fabrikdirektor, † in Königslutter.
3. 75 jähriges Bestehen des Bürgervereins.
7. Reise des Regenten nach San Sebastian (Spanien).
13. Heinrich Probst, † in Blumenau (Brasilien), geb. Helmstedter, Mitbegründer der Kolonie.
14. Friedrich Gummert, Oberinspektor a. D. d. Herzogl. Krankenhauses †.
17. Sigismund Rothschild, Sanitätsrat Dr med., Kreisphysikus a. D., † in Zorge.
31. Der Landtag wird bis zum 24. April vertagt.

April.

1. Gustav Spies, Konsistorialpräsident in Wolfenbüttel, tritt in den Ruhestand; Nachfolger wird Fr. Sievers, Kreisdirektor in Holzminden; dessen Nachfolg. wird Hans Koch, Regierungsrat.
1. Fedor Hildebrandt, Pastor der reform. Kirche, tritt in den Ruhestand; Nachfolger wird Pastor Wilhelm Eisenberg.
1. Heinrich Weber, Geh. Hofrat Professor Dr, tritt in den Ruhestand; Nachfolger wird Prof. Jonathan Zenneck aus Danzig.
1. Max Vetterlein, Sanitätsrat Dr med., Physikus in Wolfenbüttel, tritt in den Ruhestand; Nachfolger wird Sanitätsrat Dr med. Karl Engel aus Schöppenstedt.
1. Einführung des Kaplans Franz Hollemann als Pastor zu St. Laurentius.
2. Robert Pockels, Kreisdirektor, † in Blankenburg a. H.
3. Nathalie v. Rheinbaben, früher Oberhofmeisterin der Prinzessin Albrecht, † in Dessau.
4. VI. Vollversammlung d. Handwerkskammer.
6. August Haake, Stadt- und Kommerzienrat †.
7. Ankunft des Regenten.
15. u. 16. III. Delegiertentag d. Bundes deutscher Polierer.
19.—21. Reise des Regenten nach Berlin.
23. Hermann Fricke, Baurat, † in Wolfenbüttel.
24. Wiederbeginn der Landesversammlung.
25. Das neue Gymnasium erhält den Namen Herzog Wilhelm Gymnasium.
25. 100 jährige Gedächtnisfeier des Geburtstages des hochseligen Herzogs Wilhelm.
25. Einweihung des Neubaues des Vaterländischen Museums.
25. Pflanzung einer Herzog-Wilhelm-Eiche in Blankenburg, Helmstedt und Königslutter.
26. Der Landtag wird bis zum 17. Mai vertagt.
26. X. Zonentag der Zone Braunschweig des deutschen Gastwirtsverbandes.
27. Reise des Regenten nach Altenburg.
29. Verbandsitzung des Tierschutzvereins d. Herzogtums in Antoinettenruh b. Wolfenbüttel.
30. Rückkehr des Regenten.

Mai.

5. Ober-Postinspektor Cunze wird Postdirektor in Seesen.
6. Einweihung des Neubaues des städtischen Museums.
8. Geburtstagsfeier des Regenten.
8. Abreise des Regenten nach Blankenburg a. H.
10. Hermann Frerichs, Rittergutsbesitzer, † in Lucklum.
10. Karl Köhler, Pastor in Watenstedt, † in Arosa.
12. Landesversammlung des Bundes der Landwirte.
14. 37. Gauturntag des Braunschweigischen Turngaues.
15. Unwetter in Gandersheim und Umgebung.
16.—27. Jubiläums-Ausstellung des Vereins Braunschweiger Gastwirte.
17. Wiederbeginn des Landtages.
19.—21. XVII. Braunschweiger Landesfeuerwehrtag in Seesen.
20. Ludwig Rabert, Oberlehrer, † in Blankenburg.
21.—22. Braunschw. Baugewerkentag in Holzminden.
25.—26. Delegiertentag des deutschen Gruben- und Fabrikantenverbandes.

31. Die Landesversammlung wird bis zum 19. Juni vertagt.

Juni.

2.—4. V. Deutscher Redakteurtag.
4.—6. V. Braunschweiger Lehrerinnentag in Bad Harzburg.
5. Einweihung des Aussichtsturmes auf dem Ebersberge bei Hohegeiß.
5.—6. Verbandstag der Deutschen Verkehrsvereine in Bad Harzburg.
6. Günther v. Unger, Regierungsrat u. Kammerherr †.
8. u. 9. XXIII. Braunschweigischer Städtetag in Stadtoldendorf.
9. u. 10. V. Verbandstag Braunschw. Gemeindebeamten in Blankenburg a. H.
9. u. 10. IV. Hauptversammlung des Vereins mittlerer Justizbeamten.
10. Eröffnung des Handwerker-Lehrlingsheimes.
10. Generalversammlung des Haupt- und Landesausschusses des deutschen Flottenvereins f. d. Herzogtum.
11. u. 12. XVI. Bezirkstag des deutschen Fleischerverbandes.
13. 62. Jahresversammlung des Gustav-Adolf-Vereins.
13. Siegmund Schütze, Bergwerksdirektor a. D. †.
16.—18. 28. Jahresfest des Braunschweigischen Landwehrverbandes in Schöningen.
18. Friedrich Wilhelm von Praun, Amtsrichter a. D. †.
19. Wiederbeginn der Landesversammlung.
21. Die Landesversammlung genehmigt die Aufhebung der Br. Landeslotterie mit dem Jahre 1909.
22. Versammlung des Zentralausschusses des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.
23. Schluß des 28. ordentlichen Landtages.
24. 36. Volkswetturnen auf dem Elme.
24. Volksfest der Landes-Rechts-Partei auf dem Lichtenberge.
26. Landesmissionsfest nebst 200jähriger Jubelfeier der Leipziger Mission und 19. Generalversammlung der Evangelisch-Lutherischen Vereinigung im Herzogtum Braunschweig.
28. Ludwig Kahnmeyer, Schulinspektor a. D. in Braunschweig, † in Hahnenklee.

Juli.

1. Robert Boden, Regierungsrat, wird zum Kreisdirektor in Blankenburg und Karl Lüders, Reg.-Baumeister in Blankenburg, zum Kreisbauinspektor in Wolfenbüttel ernannt.
2. 58. Plenarsitzung der Handelskammer.
3. Rudolf Uhde, Herzogl. Forstmeister a. D., † in Königslutter.
3. u. 4. Feier des 50jährigen Bestehens des Breymannschen Instituts in Wolfenbüttel.
5. Dr Paul Drude, Prof. der Physik an der Universität Berlin, geb. Braunschweiger, † in Berlin.
5. Alexander Graf v. Keller, Kammerherr, Zeremoniemeister u. Hofmarschall S. K. H. des Regenten, † in Jena.
7.—9. Rennen in Harzburg.
9.—11. 39. Wanderausstellung des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde zu Bernburg.
12. Freiherr Leo Knigge, Vize-Oberjägermeister, † in Beienrode.
14.—16. XIV. Kreisturnfest des Oberweser-Gaues in Holzminden.
14. Theodor Schütte, Rechnungsrat a. D. †.
15. Wassereinbruch auf dem Kaliwerk Asse.
23. Georg Miesling, Oberförster a. D. †
25. Georg Eißfeldt, Pastor emer. †.
26. Karl Nolte, Dr med. †.
28. Wilhelm Gerloff, Kreisbranddirektor in Wolfenbüttel, † in Harzburg.
29. 150jähriges Bestehen des Bades Helmstedt.
30. I. Braunschweigischer Obermeistertag in Wolfenbüttel.

August.

4. 39. Unterverbandstag der Konsumvereine für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Braunschweig.
6. u. 7. 43. Verbandstag der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften in Helmstedt.
August Herzog, Kgl. Baurat, † in Blankenburg a. H.
Franz Oesterreich, Amtsrat, † in Siegersleben.
Hans Brockmann, Sanitätsrat Dr, † in Lichtenberg.
16. Oskar Kaulitz, Oberamtsrichter, † in Wolfenbüttel.
17.—19. IX. Internationales Tennisturnier.
18. Friedrich Almers, Rechtsanwalt und Notar in Braunschweig, † in Harzburg.
18. u. 19. V. Wanderversammlung des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig in Seesen.
19. Volkswetturnen in Blankenburg a. H.
26. Einweihung der restaurierten Stephanikirche in Helmstedt.
26. Otto Ruhe, Generaloberarzt a. D. Dr, † in Blankenburg.
25. u. 26. XII. Parteitag der Braunschw. Landes-Rechtspartei in Holzminden.
27. Theodor Kinkel, Rechnungsrat †.
27. Otto Riebe, Generalarzt Dr med., † in Blankenburg.
28. Wilhelm Herzog, Senatspräsident †.
28. Adolf Drewes, Oberamtmann, † in Warberg.
31. Rudolf Lüderßen, Kammerpräsident a. D. †.

September.

3. I. Kreisvolkswetturnen in Gandersheim.
6. W. Westphal, Dr med. †.
7. S. K. H. Prinz Albrecht feiert sein 25 jähriges Jubiläum als Chef des Füsilierregiments „Generalfeldmarschall“ Prinz Albrecht von Preußen Nr. 73.
8. Wilhelm Raabe feiert seinen 75. Geburtstag.
9. XXII. Hauptversammlung des Harzklubs.
10. Gutsbesitzer Karl v. Klencke auf Önigstedt bei Thedinghausen wird zum Hofmarschall ernannt.
11. Georg v. Veltheim, Oberjägermeister auf Bartensleben, wird Oberkammerherr mit dem Prädikat Exzellenz.
13. Se. Königl. Hoheit Prinz Albrecht von Preußen, Regent des Herzogtums, † auf Schloß Camenz.
13. Konstituierung des Regentschaftsrates.
13. Paul Rinckleben, Herzogl. Hof-Erzgießer, † in Dresden.
13. Ferdinand Michelmann, Landwirt u. Landtagsabgeordneter, † in Lesse.
15. Otto Müller, Kommissionsrat, † in Bad Nauheim.
16. Einweihung der neuerbauten St. Paulikirche.
17. Beisetzung S. K. H. des Prinzen Albrecht auf Schloß Camenz.
17. Obermeisterversammlung in Helmstedt.
19. Karl Siemens, Oberförster a. D. †.
21. Eröffnung des außerordentlichen Landtages.
23. VII. Braunschw. Handwerkertag in Harzburg.
23. Eduard Bodemann, Oberbibliothekar Dr, † in Hannover (geb. in Ohrum).
24. 59. Plenarsitzung der Handelskammer.
25. Die außerordentliche Landesversammlung wird bis zum 18. Oktober vertagt.
26.—29. VII. Deutscher Denkmalpflegetag.
27. Enthüllung des Eulenspiegelbrunnens auf dem Bäckerklinte.

Oktober.

1. Finanzrat Karl von dem Busch wird Regierungs- und Kammerrat.
1. Albert Freiherr von Bothmer, Archivar in Wolfenbüttel, Karl Brinckmeier, Oberamtsrichter in Königslutter, Albert Paffen, Geh. Baurat, Friedrich Schwabe, Forstmeister in Schöningen, Friedrich Thiemann, Forstmeister in Gandersheim, und Hermann Lentz, Gymnasialdirektor Prof. Dr in Holzminden, treten in den Ruhestand.
1. Prof. Dr Ferdinand Beckurts wird Gymnasialdirektor in Holzminden.
1.—3. 78. Lehrertag in Schöningen.
4. Friedrich Gleye, Reg.-Baumeister a. D. †.
6. Hermann Gebhard, Direktor der Landesversicherungsanstalt der Hansastädte, geb. Braunschweiger, † in Lübeck.
7. Einweihung der neuerbauten Schule in Rautheim.
12. Oskar v. Löbbecke, Rittergutsbesitzer, † in Marienborn.
12.—14. Gartenbau-Ausstellung.
18. Wiederbeginn des außerordentlichen Landtages.
21. Friedrich Meyer, Stadtbauinspektor, † in Wolfenbüttel.
23. Der außerordentliche Landtag wird vertagt.
28. V. Verbandstag der Grundbesitzervereine des Herzogtums in Blankenburg a. H.
31. 13. Jahresversammlung des Freien kirchlichen Vereins.
31. Karl Weichsel, Apotheker †.

November.

1. Ober-Regierungsrat Wilhelm Cruse, Direktor der Gefangenanstalt in Wolfenbüttel, tritt in den Ruhestand; Nachfolger wird Staatsanwalt Paul du Roi.
1. Wilhelm Schultze, Pastor in Söllingen, tritt in den Ruhestand.
1. Karl Ullmann, Fabrikdirektor, † in Stadtoldendorf.
6. Anton Brandes, Geh. Kammerrat a. D. †.
8. Friedrich Lilly, Ober- und Hofbaurat †.
25. VI. Katholikenversammlung d. Herzogtums.
27. Gustav Adolf Wolff, Königl. Regierungs- u. Baurat a. D. †.
27. Herbstversammlung des Zentralausschusses des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.
28. Generalversammlung der Gesellschaft f. niedersächs. Kirchengeschichte.
29. IV. Hauptversammlung des Harzer Verkehrverbandes in Blankenburg a. H.
29. Ernst Kuntzen, Oberamtmann, † in Greene.

Dezember.

6. Heinrich Freiherr v. Löhneysen., Oberhofmarschall und General-Hofintendant a. D., † in Brunkensen.
7. 33. Verbandstag des Provinzial-Baugewerken Innungsverbandes.
16. Gustav Hanneck, Graveur †.
17. Arthur Jdell, Dr phil., Vorstandsmitglied d. Signalbauanstalt M. Jüdel & Co., † in Charlottenburg.
22. Emil Philippson, Professor Dr, Direktor d. Jacobsonschule, † in Seesen.
23. Staatsminister Dr v. Otto feiert seinen 70. Geburtstag.
24. Albert Praun, Baurat, † in Wolfenbüttel.
25. Emil Steigerthal, Rentmeister a. D. †.
31. Wilhelm Bielitz in Schöningen feiert sein 50-jähriges Jubiläum als Landchirurg. W. S.

Bücherschau.

Hof- und Staats-Handbuch des Herzogtums Braunschweig und Braunschweigisches Adreßbuch für das Jahr 1907. Braunschweig, Johann Heinrich **Meyer** 1907.

Eine freudig zu begrüßende Neuerung ist diesmal **hervorzuheben.** In der III. Abteilung des **Adreßbuches** sind bei einzelnen Straßen Erklärungen **über Bedeutung** der Straßennamen gegeben worden. **Ackerhof,** Beckenwerkerstraße, Echternstraße, **Heidenstraße** u. s. w. sind dadurch in glücklicher **Weise dem** Verständnis näher gerückt. Da es sich **um einen** ersten Versuch handelt und in jedem folgenden **Jahre** Verbesserungen leicht möglich sind, ist es **nicht von** erheblicher Bedeutung, wenn manches **nicht gleich** von vorn herein einwandfrei dasteht. **Allerdings** Fehler, wie sie bei Friedrichstraße und **Friesenstraße** vorgekommen sind, wo Prinz Friedrich **zur Belagerung** von 1671 und die Ansiedelung der **Friesen** ins 17te anstatt in das 12te Jahrhundert **gesetzt** sind, wären wohl zu vermeiden gewesen. Ebenso kann man nur bedauern, daß die von so vielen Seiten bewiesene Tatsache, daß Abelnkarre **mit** Karre nichts zu tun hat, unberücksichtigt geblieben ist. Im übrigen ist tadeln leichter als besser machen. Besonders schwer ist es bei den nach Personen genannten Straßen eine Grenze zu finden, welche Person als bekannt vorausgesetzt werden darf und welche nicht. Im Berliner Adreßbuche wird z. B. erklärt, Schiller sei ein Dichter gewesen. Solche Geschmacklosigkeit ist hier glücklich vermieden. Bismarck, Moltke, Roon, Lessing, Blücher, Lützow werden mit Recht als bekannt vorausgesetzt, allerdings ebenso Götting, Henneberg, Jerusalem, Korfes, Lachmann, Pockels, Vieweg und Wachholz, während bei Bugenhagen, Campe, Gauß, Humboldt und Uhland Erklärungen hinzugefügt sind.

Über das Hof- und Staats-Handbuch ist nur zu sagen, daß die auf Seite 10 und 11 des Br. Mag. vom Januar 1906 geäußerten Wünsche eine Berücksichtigung in keiner Weise gefunden haben.

Man wird also fortfahren, Johannes den Täufer und Friedrich Huneborstel in der zusammengesetzten Form „Johannes Huneborstel“ als eine Person zu behandeln. Meier.

P. J. Meier und **K. Steinacker,** die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig (mit Ausschluß der Sammlungen). Herausgegeben vom Geschichtsverein für das Herzogtum Braunschweig. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1906. 150 S. 8°. 1 M. 50.

Die beiden Verfasser haben mit der Herausgabe des dem Umfange und Preise nach so geringen und inhaltlich doch so außerordentlich reichhaltigen Werkchens einen doppelten Zweck verfolgt. Sie wollten nicht nur den zahlreichen Teilnehmern des VII. Tages für Denkmalpflege eine Gabe spenden, sondern sie beabsichtigten auch, das Interesse weiterer Kreise für den schönen und reichen Denkmälerbestand unserer Stadt zu erregen und damit Sinn und Liebe zur engeren Heimat zu pflegen.

Das Buch zerfällt in drei Hauptteile: I. Topographie, II. Kirchliche Bauten, III. Weltliche Bauwerke. Die beiden ersten Abschnitte sind von P. J. Meier, der dritte ist von K. Steinacker verfaßt. Nach kurzer Behandlung der Topographie der Stadt Braunschweig werden auf S. 8 bis 60 in knappster Form, und dabei doch eingehend und erschöpfend die architektonischen Entwicklungsphasen, sowie die äußere und innere Ausstattung der kirchlichen Bauten besprochen. Letztere sind eingeteilt in 1) Stifter und Klöster, 2) Pfarrkirchen, 3) Kapellen, 4) Konvente und Hospitale. Konnte hier die Darstellung in größter Kürze erfolgen, etwa in der Art von G. Dehio's „Handbuch der Kunstdenkmäler Deutschlands“, so mußte bei der Behandlung des in Teil III S. 61 bis 142 bearbeiteten Stoffes „weiter ausgeholt werden, da die Voraussetzungen für eine so abgekürzte Darstellungsweise hierfür noch fast ganz fehlten.“ Die weltlichen Bauwerke sind nach folgenden Gesichtspunkten eingeteilt: 1) Schlösser, öffentliche Gebäude und Denkmäler besonderer Art, 2) Kemnaten (im ganzen 84), 3) steinerne Vorderhäuser des 16. Jahrhunderts, 4) ganz oder teilweis massive Fronten des 17. Jahrhunderts, 5) Fachwerkhäuser mit untergeschobenen Steinwänden, 6) Reihenhäuser des 18. Jahrhunderts, 7) Fachwerkbauten (in 6 Gruppen), 8) Befestigungen. Der zweite, dritte und sechste Abschnitt sind durch kunst-, bezw. kulturgeschichtliche Erörterungen eingeleitet, dem ganzen Teile ist ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur vorangestellt. Beigefügt sind dem Buche alphabetische Verzeichnisse über „Künstler und Handwerker“, die „kirchlichen Bauten“, „besondere Profanbauten“ und die „Reihenhäuser;“ ferner eine Tafel, die „Leitmotive des Fachwerkschmuckes“ veranschaulichend, und schließlich eine „statistische Übersicht der 1888/89 noch vorhandenen, aus verziertem Fachwerk gezimmerten Häuser“ (nach Karl Brandes).

Dieser flüchtige Überblick über den Inhalt zeigt, welch' gewaltige Fülle von Stoff die Verfasser in dem kleinen Buche verarbeitet haben. Bei eingehenderem Studium aber muß man die Gründlichkeit, die Arbeitskraft und die Liebe zur Sache bewundern, mit der sie an die Lösung dieser komplizierten und schwierigen Aufgabe herangegangen sind.

Was die Methode anbetrifft, die die beiden Verfasser ihren Forschungen zu Grunde legten, so wurden hier im Gegensatz zu früheren Untersuchungen zum ersten Male die schriftlichen Urkunden der Archive und und die architektonischen gleichzeitig befragt, um sie möglichst in Einklang zu bringen. Es ist klar,

daß beim Befolgen einer solchen kombinierten Methode einerseits anerkannte Tatsachen an Sicherheit gewinnen, daß aber auch andrerseits hier und da ganz neue Auffassungen zu Tage treten mußten, die von den üblichen abweichen. Von einer eingehenden Begründung dieser letzteren haben die Verfasser hier, wo es ihnen auf Kürze der Darstellung ankam, absehen müssen; sie gedenken sie demnächst zu veröffentlichen. Auch beabsichtigen sie ein zweites Heft erscheinen zu lassen, das die Denkmäler des ganzen übrigen Herzogtums in gleicher Weise beschreiben soll.

Die typographische Ausstattung des Buches wird Manchem zunächst ungewohnt und zu wenig übersichtlich erscheinen. Wer es aber in praktischen Gebrauch nimmt, wird sich gewiß sehr bald damit befreunden, wie der Unterzeichnete aus eigener Erfahrung bestätigen kann.

Die Verfasser haben sich mit der Herausgabe des Werkchens um die Kenntnis — und hoffentlich auch um die Pflege — unserer „Denkmäler" ein großes Verdienst erworben. Für jeden Liebhaber unserer interessanten heimischen Kunst ist es als Freund und Führer unentbehrlich.

Braunschweig. C. Hildebrandt.

Bücherschau.

Ludwig Hänselmann und **Heinrich Mack**, Urkundenbuch der Stadt Braunschweig im Auftrage der Stadtbehörden herausgegeben. III Band. 1321—1340. Mit zwei Plänen. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1905. XIII u. 731 S. gr. 4°. M.

Als der Tod dem verdienstvollen Wirken des Stadtarchivars Ludwig Hänselmann am 22. März 1904 ein zu frühes Ende steckte, war der Text des vorliegenden Bandes, der im Wesentlichen noch allein des Entschlafenen Arbeit darstellt, bereits fertig gedruckt; die Register aber waren noch sehr im Rückstande, das über die Wörter und Sachen überhaupt noch gar nicht hergestellt. Es fiel nun Hänselmanns Amtsnachfolger zu, Dr Heinrich Mack, der schon seit längerer Zeit sein treuer Gehülfe auch bei diesem Werke gewesen war und die Anfertigung der Register von vornherein übernommen hatte, den ganzen Band zum Abschlusse zu bringen. Er hat sich dieser Aufgabe in bester Weise entledigt. Denn indem er, mit allen Plänen und Absichten seines Vorgängers hinsichtlich des Urkundenwerkes auf das Innigste vertraut, sich im Ganzen wie in den Einzelheiten pietätvoll an die alte Arbeit anschloß, hat er zweifellos auch das sachlich Richtige getroffen. Eine sichere Beherrschung des Stoffes und eine liebevolle Versenkung in ihn sind dem jüngeren wie dem älteren Herausgeber eigen; beider Arbeit fügt sich auf das Beste in einander. Die Einheitlichkeit des Werkes ist so völlig gewahrt; wem die früheren Bände bekannt sind, der wird auch in diesem sich sofort zurecht finden können.

So zeigt der neue Band denn auch im vollen Umfange die Vorzüge des vorhergehenden, der früher bereits in diesen Blättern (1900 S. 95 f.) eingehend besprochen worden ist. Wir könnten das dort Gesagte hier nur wiederholen. Nicht unterlassen wollen wir aber wenigstens auf die trefflich gearbeiteten Register nochmals hinzuweisen, die in ihrer Art durch ihre genaue und sorgfältige Arbeit eine Musterleistung bilden und die im vorliegenden Bande bei den genealogischen u. a. Zusammenstellungen sehr geschickt durch die Numerierung an die Register des vorigen Bandes anschließen. Auf die Wichtigkeit dieses grundlegenden Quellenwerkes für die heimische und, bei der Bedeutung Braunschweigs für die niedersächsische Vergangenheit, zugleich auch für die allgemeine deutsche Geschichte ist damals bereits mit Nachdruck hingewiesen.

Der starke Band umfaßt nur die kurze Spanne Zeit von 20 Jahren. So gewaltig ist namentlich in den Stadtbüchern die Fülle des urkundlichen Materials angewachsen. Es ist gewiß dankenswert, auch diese Überlieferung so mit den eigentlichen Urkunden beisammen zu haben. Ob sich das bei den folgenden Bänden, wo der Stoff sich noch beträchtlich vermehren wird, durchführen läßt, ist eine Zweckmäßigkeitsfrage, die nur der, dem die ganze Menge der Überlieferung bekannt ist, in gründlicher Weise wird beantworten können.

Sehr schätzenswert ist die Beigabe der beiden Pläne, die unter Oberstleutnant Heinrich Meiers Leitung vom Geometer Wilh. Schadt in trefflicher Weise ausgeführt worden sind. Der erste zeigt das Gebiet der Stadt Braunschweig um das Jahr 1030 und soll vornehmlich die Höhenverhältnisse des ganzen Areals zur Darstellung bringen; der zweite führt uns die Entwicklung der Stadt bis zum Jahre 1400 vor. So lehrreich ein genauer Ortsplan für das Verständnis der Urkunden ist, so ist es doch noch etwas Ungewöhnliches, Urkundenbüchern eine solche Beigabe beizufügen. Sie zeigt deutlich, wie hier in erfreulicher Weise verschiedene Kräfte zum Gelingen des Ganzen einträchtig zusammen wirkten. Nicht minder erfreulich ist die Bereitwilligkeit der städtischen Behörden, die erforderlichen Mittel für diese stattliche Veröffentlichung zu bewilligen, die der Stadt in jeder Beziehung zu hoher Ehre gereicht.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 18. Prinz Albrecht v. Preußen, Regent des Herzogtums †. — 19. Beisetzung S. K. H. des Prinzen Albrecht. — 20. Hans Hoffmann, dem Andenken S. K. H. des Prinzen Albrecht (Gedicht.) — 21. Kunkel, Feier am „Braunschweigischen Denkmal" u. Enthüllung des Denkmals f. die bei Auerstädt Gefallenen.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.



Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1907. Februar Nr. 2.

[Nachdruck verboten.]

Des Johannes Caselius Dichtungen in Handschriften zu Wolfenbüttel.

Von Emil Henrici.

Der Helmstedter Professor Johannes Caselius hat vom 16. Lebensjahre, 1549, an bis gegen das Ende seiner Tage 1613 lateinische und griechische Verse gemacht und von diesen manches für den großen Kreis seiner Verwandten, Freunde oder Gönner drucken lassen: Glückwünsche, Beileidsbezeugungen, Begrüßungen bei feierlichen Gelegenheiten. Ein Teil davon ist, wie das in dieser Zeit allgemein unter den Gelehrten üblich war, dazu bestimmt gewesen, dem Verfasser Vorteile von wohlhabenden und mächtigen Personen einzutragen. Es sind auch einige Sammlungen herausgegeben [1]). Wieviel von solchen Drucken, zerstreut durch die Bibliotheken, noch vorhanden ist, steht meines wissens nicht fest. Ebensowenig ist bisher darauf hingewiesen, daß eine größere Anzahl der Helmstedter Handschriften in der Wolfenbütteler Bibliothek Gedichte des Caselius enthält. Sie finden sich versprengt in den Konzeptheften, die außerdem hauptsächlich Entwürfe zu Briefen enthalten, aber auch vieles andere: Verzeichnisse fertiger oder geplanter Werke, lateinische und griechische Abhandlungen, eine Studienordnung für einen Herzog von Holstein, ein Reisetagebuch aus dem Jahre 1562, sehr viele Entwürfe zu Schuldscheinen, Rektoratsreden, Grabschriften.

Ein Teil dieser Entwürfe stammt von des Verfassers eigener Hand her, aber keineswegs soviel, wie der Handschriftenkatalog angibt; das meiste ist von verschiedenen und meist guten Schreibern hergestellt. Gedichte enthalten die Handschriften Helmst. 88—90, 155, 156, 843, 844, 846, 849, 850, 855, 857—861. Extr. 263. 11.

Als eigentliche Gedichtsammlungen können nur zwei Helmstedter Handschriften bezeichnet werden:

672. 7 die Jugendgedichte 1549. 1550.
672. 11 die Altersgedichte 1607—1609.

Zusammen umfassen diese Handschriften etwa 450 Gedichte; außerdem stehen in der Handschrift 950 Helmst. griechische Verse (vgl. unten S. 15); endlich ist in die Handschr. 862 Helmst. nach Bl. 85 ein Druckblatt vom Jahre 1591 eingeheftet: ein Glückwunsch des Caselius zur Hochzeit seiner Schwägerin Elisabeth Mylius mit Johann Kreiß. Voran geht eine Begrüßung des Andreas Mylius, des Vaters der Braut, der in Schwerin herzoglicher Rat war; des Caselius erste Frau Gertrud war auch dieses Mylius Tochter. Dasselbe Gedicht (Nunc quoque Suerina et doleo desideror urbe — Julias, et nitidum claris caput inserit astris) steht, jedoch verändert, auch in des Caselius Oratio funebris scripta Andreae Mylio L 2 r [2]).

[1]) Eine führt Jöcher an: Carmina gnomica graeca et latina ex museo Henrici Hudemanni ... Hamburg 1624. (Herz. Bibl. 131. 1 Poet. 8). — Goedeke nennt: Carminum graecorum et latinorum centuria prima ... Justus a Dransfeld. Göttingen 1668 (2. Ausg. 1672). Oratio dominica et latine et graece reddita ... Helmstedt 1610. — Umfangreiche Literaturnachweise gibt Fr. Koldewey, Paränetische Gedichte (vgl. unten S. 14.) — In der Herz. Bibl. habe ich gesehen: Gnomica Hudemanni und Carmina gnomica latina. Braunschweig, Andr. Duncker 1657 (89. 9 Eth. 8) M 6 v. — Kleinere Sammlungen von 7 oder 8 Stücken wie Elegia graeca in natalem filii dei ... autore Joh. Chesselio ... Wittenberg 1556 (58. 1 Poet. 4) gibt es viele.

[2]) Die oft benutzte Oratio funebris ist in dem Bande P. 4°. 574 der Helmstedter Bibliothek vorhanden. Die Handschrift 862 Helmst. enthält die bisher nirgend erwähnte Vita Andreae Mylii, den ersten Entwurf zu der Oratio. Caselius schrieb ihn 1594 unmittelbar nach dem Tode seines Schwiegervaters, sogar noch ehe er das Datum seines Todes, 30. April 1594, wußte; hierfür Bl. 97 r und für andere genauere Angaben ist Raum in der Handschrift gelassen. Als Historiker erweist sich der Humanist in dieser Lebensbeschreibung nicht; in den beiden Redaktionen stehen sich widersprechende Angaben: Oratio L 2 r heißt der Verlobte der jüngsten Myliustochter Helena Friedrich Weier, ebenso in einer Gratulationsschrift für einen anderen Schwager (Helmstedter Bibliothek P. 4°. 574); aber in die sonst von einem Schreiber hergestellte Vita hat Caselius Bl. 86 r mit eigener Hand Franciscus Weier gesetzt.

Den Literaturfreunden unserer Zeit ist von des Caselius Dichtung besonders das bekannt geworden, was Friedrich Koldewey herausgegeben hat, zuerst die Jugendgedichte (Programm des Gymnasiums Martino-Katharineum zu Braunschweig 1901, Progr.-Nr. 753) Braunschweig 1902 [3]). Die Ausgabe umfaßt 64 Stücke der Handschrift 672. 7 Helmstedt, die mit den unvollendet gebliebenen 113 Nummern enthält, alle aus den Jahren 1549 und 1550. Zu dieser Ausgabe mögen hier einige Bemerkungen folgen.

Nr. VI (Hs. Bl. 2 r) nimmt der Herausgeber eine Lücke an, das Fehlen des Pentameters zum zweiten Distichon; das ganze ist aber ein daktylisches Tristichon, wie es bei Caselius öfter vorkommt: zwei Hexameter, die einen Pentameter einrahmen. Es fehlt gar nichts.

Zwecklos folgt die Ausgabe den Schreibergewohnheiten — denn um solche, nicht um die Schreibweise des Verfassers handelt es sich — in der Abwechslung und Verwendung von u oder v, i oder y, ae oe e, weicht aber von diesen auch ohne Grundsatz ab: X 75 Vivere — Handschrift 8 v Viuere; LVI 2 mit der Handschrift 50 v sydera — aber LV 1 Erinnys statt Erynnis, wie die Handschrift 50 r hat; Seite XLIV Nr. 68 frewet — Handschrift 41 r freuwt.

Falsche Lesungen habe ich bemerkt: XII, 3 (Anm.) Sabbathum — Hs. 9 r Sabbathorum; XXV 1 pietate — Hs. 28 r pietati; LVII 31 efficiendo — Hs. 52 r perficiendo; LXIII [5] amaenus — Hs. 55 r amœnis.

Lücken finde ich: S. XLI Nr. 11 vor Matth. 4 fehlt das in der Hs. 2 v stehende DEut: 6 [Deuteronium 6]; X 75 fehlt nach Viuere tecum das (8 v) hebräisch geschriebene Amen; ebenso XLI 30 = Hs. 40 v, während die hebräischen Worte sonst mitgenommen werden. Etwas näher eingehen müssen wir noch auf XLVIII 17. 18; da steht in der Ausgabe:

De sectis Dominus quae scribat, quaeso, Philippum perlege: de sectis discere multa potes.

Die Handschrift 46 r hat, wie auch Koldewey angibt, dicere; ich weiß keinen Grund, warum Caselius nicht gesagt haben soll: „Dann kannst du vieles über die Sekten reden, wenn du den Philipp gelesen hast."

Die anderen Worte können, wie sie hier stehen, nur bedeuten: „Was der Herr über die Sekten schreibt, darüber lies den Philipp nach." Ich weiß nicht, wer nach Koldeweys Auffassung hier der „Herr" ist: nach allgemeinem Gebrauche kann Dominus in solcher Verwendung nur Gott oder Christus sein. Aber Caselius war bis in das höchste Alter geistesklar und hat als sechzehnjähriger ganz vernünftig geschrieben:

De sectis dominus quae scribat, quaeso, Philippus perlege — „Was der Herr Philipp (Melanchthon) über die Sekten (der Philosophen) geschrieben hat, das lies durch, ich bitte dich, dann wirst du vieles über die Sekten sagen können."

Die Lesung ist unzweifelhaft: die Endung us in Philippus ist mit der bekannten Abkürzung bezeichnet. Die Handschrift ist sehr gut geschrieben, von einem Schreiber. Der Verfasser schrieb stets schlecht und im Alter fast unleserlich.

Ich bemerke noch, daß ich bei meinen für die deutsche Kommission der Berliner Akademie bestimmten Beschreibungen der Handschriften von Koldeweys Druck hauptsächlich nur die Anfänge und Schlüsse der Gedichte verglichen habe.

Die zweite Ausgabe Koldeweys enthält Paränetische Gedichte des Caselius (1905. Prgr.-Nr. 829), 17 Stücke aus den Jahren 1559, 1593, 1595—1597, 1599, 1600, 1602, 1604, 1607—1609, sämtlich nach noch vorhandenen Drucken [4]); einige davon finden sich auch in den Handschriften. In diesen stehen solche aus den Jahren 1569, 1570, 1577, 1581, 1582, 1591—96, 1598, 1601, 1605—1611, so daß für 63 Jahre Caseliusdichtungen nachweisbar sind.

Die Handschrift, welche die meiste Arbeit erfordern wird, ist 672. 11, bisher ein sehr mangelhaftes Heft, jetzt neu gebunden, 51 Blätter; Format: Höhe 20—21 cm, Breite 16—17 cm, von verschiedenen Schreibern, zum Teil von Caselius selber. Bl. 29 v, 33 r — 35 v, 36 v stehen andere Aufzeichnungen; sonst enthält die Handschrift nur Gedichte und Entwürfe zu solchen, oft die erste Niederschrift mit zahlreichen Änderungen; bisweilen ganz wieder gestrichen. Die bekannte griechische Unterschrift des Verfassers findet sich auch in dieser Handschrift Bl. 7r.

Verkehr mit andern Menschen, Wechselfälle des Lebens und mannigfaches Leid, die dreifachen Beschwerden des Alters, der Armut und der Krankheit, aber alles überzogen von dem Hauche der Gottergebenheit und verschönt durch die gelehrte Bildung, die ihm in so hohem Maße eigen war: das ist der Inhalt dieser Altersdichtungen. Eine wirkt besonders ergreifend, auch durch ihren geringen Umfang, denn das Alter gibt seinen Empfindungen nicht immer so kurzen Ausdruck. Das Gedicht redet von drei Gesellen, die lange ein fein Kollegium hatten: alles drei Helmstedter. Nun starb von den dreien der eine, der Jurist Valentin Forster, 28. Oktober 1608; der andere Caselius, folgte ihm nach am 9. April 1613; der dritte, Owen Günther, blieb allein bis 10. Juni 1615:

Senex Ouenus eſt, ſenex Caſelius:
Forſterus annis eſt vtroque grandior.
Hi tres ſenes ſpirant in alma Julia:
Forſterus, hæc dum ſcribo, certus ambulat.
Sequemur, vt vitæ iubebit arbiter.

[3]) Vgl. Br. Mag. 1902 S. 83.

[4]) Vgl. Br. Mag. 1905 S. 96.

So hats Caselius, Bl. 23 v, mit eigener Hand geschrieben VI. Kal. Nou., am 27. Oktober 1608, also einen Tag vor des ältesten Tode.

Über die Sammlung der Altersgedichte hinaus bis in das Jahr 1610 reichen die in der Handschrift 90 Helmst. zerstreut stehenden poetischen Erzeugnisse. Die letzten Caseliusgedichte, aus der Mitte des Jahres 1611, stehen am Ende von 88 Helmstedt, gleichfalls zwischen Briefen: Bl. 226 v griechische Verse über Aussprüche des Pythagoras; Bl. 225 v, 226 r zwei lateinische Gedichte auf den Tod des [Christoph] Donauer aus Falkenfels bei Regensburg, der einst in Helmstedt studiert hatte und 1611 als Geistlicher in Regensburg starb; Bl. 225 v einer und 210 r acht griechische Verse; 206 r eins der vielen lateinischen Vaterunser mit griechischer Überschrift, 8 Verse (Noster in cælis pater — Libera nos a malo). Bl. 205 v steht die Wiederholung eines älteren Gedichtes, auf den glücklich erreichten neunten Klimakter (Zeitraum von 7 Jahren); darunter der Hinweis auf eine editio carminum [Johann.] Peparini, in der die Fortsetzung gedruckt ist.

Von diesen letzten Gedichten verdienen eine besondere Erwähnung die drei, die er im Mai 1611 beim Eintritt in das neunundsiebzigste Lebensjahr schrieb. Im ersten, Bl. 191 r (Annis undecies a septem, hac luce, secundus Tristis adest mœsto — intrepide uitæ sibi poscant longius æuum), beklagt er besonders, daß er keinen Geisteserben hinterlasse. Das zweite, Bl. 192 r (Huius diei seriore uespera — Pater benigne sive vitam deroges) ist wieder gestrichen und durch das dritte ersetzt, Bl. 192 v: dies ist also das letzte seiner Geburtstagsgedichte (Hac luce, paulloque ante, quam sol occidat — Animam cites, cœli beans consortis), dahinter stehen zwei griechische Verse und das Datum XV. Kal. Jun. MDCXI.

Am 26. Mai 1611 ist von einem Schreiber aber mit Änderungen von des Verfassers Hand (im Druck cursiv) in der Handschrift 88 Helmstedt Bl. 203 v eine Dichtung aufgezeichnet über die Einsamkeit des Alters, die Erschöpfung der Kräfte, aber doch mit der Hoffnung und dem Wunsche noch weiter schaffen zu können:

Jam, mihi quotquot erant, æquales inter, amici,
Siue per Hircinios montes, Brunonia regna,
Seu boream uersus, Baltes in littore claro,
Siue alibi, si alio penetrauit fama Caseli,
5 Cesserunt fatis: unusue duoue supersint.
Ipse senex iuuenes inter, moestissimus erro,
Semianimis: neque iam uitai præmia quæro:
Emeritus, *piger ingratijs hodie,* impiger olim:
Qui si *d*ienos ualeam tolerare labores,
10 Subticeam: nec enim iustæ sit causa querelæ,
Me licet et curæ lanient, et deprimat ætas,
Si quid agam rerum, magna me mole leuasso:
Impatiens otì, lacrymis uotoque perenni
Horas continuo, currens quoque ad ultima metæ:
15 Si iubeas, et id ut iubeas, te sæpe rogabo,
Viuant et recte, et fausto, populique ducesque
Ji*s*que bonis, quæ das, multa cum pace fruantur:
Jnuideo nulli, quæque optima cuique precatus
Sin produxe dies, hinc, quam me cedere malis,
20 Qui das promptum animum, pauxillas subiice uires
Non nihil ut mediter, cartis et paucula mandem,
Quæ, pater alme, probes, quæ sint quoque pluribus usui.

Das ist der älteste Caselius. In der Hs. 950 Helmst. Bl. 228 v steht nach einem Briefe vom 23. September 1611 ein griechisches Gedicht, das wohl von ihm herrührt, aber die Beschaffenheit der von Heinrich Hornejus erst 1650 angelegten Sammlung gibt keine Gewähr dafür, daß das Gedicht 1611 entstanden ist. Karl F. A. Scheller (870 Novi) hat griechische Gedichte noch für 1612: wohl aus Drucken.

Über den poetischen Wert der Caseliusverse mag man eine Meinung haben, welche man will. Eine Anerkennung wird keiner diesen Leistungen versagen können: sie bekunden eine erstaunliche Geschicklichkeit in der Handhabung des Werkzeuges, mit dem er arbeitete, der lateinischen Dichtersprache. War der Mann auch kein großer Komponist, so war er doch unzweifelhaft ein tüchtiger Musiker, der sein Instrument zu spielen verstand.

Um so mehr befremdet eine Tatsache, auf die meines Wissens noch nirgend hingewiesen ist.

Caselius bediente sich, wie allgemein bekannt, bei dem meisten, was er schrieb, der lateinischen Sprache; öfter und wohl gern auch der griechischen. Deutsch findet sich nur selten: in Briefen an solche, bei denen er keine Kenntnisse fremder Sprachen erwarten durfte, und in den Schulurkunden. Von deutschen Predigten ist nur eine einzige, 1556 in Wittenberg gehalten, von ihm bekannt geworden[5].

Aber er hat auch deutsch gedichtet[6].

Eine kürzere Dichtung, ganz von des Verfassers Hand, mit der Überschrift Oculi omnium, steht Bl. 29 v in 672. 11 Helmstedt:

In dieser welt alles was lebt,
Die augen, herr, zu dir erhebt:
Du reichest speise diesen allen,
Zu rechter zeit nach deim gefallen.
Zu segenen erofnest deine handt.
Alles was lebt durch alle landt.

Das andere, in 672, 11 Helmstedt, ist, wie die Überschrift und die an den Rand gesetzten Worte zeigen, zum teil auch Bearbeitung fremder Gedan-

[5]) Fr. Koldewey, Archiv für Reformationsgeschichte I (4) 337—54. Vgl. Br. Mag. 1904 S. 152.

[6]) Die in des Heinrich Hudemann Gnomica S. 54.58.59. stehenden deutschen Gedichte sind natürlich nicht von Caselius.

ken, der Anfang Confitemini ist aus Psalm 135. Vers 7—33 sind von des Verfassers eigener Hand geschrieben.

(28 v) Erkennet Vnd bekennet eben
Vnd Wisset ewigen danck daneben,
Dem einigen herscher aller Weltt,
Der alles erschaffen, Vnd alles erhelt,
5 Er ist der mächtigste konig allein,
Er ist, wil vnser Vatter sein
ist eitel gutt, ist voller gnad,
pflehtet vns bej, mit hulf vnd rhat.
Solchs alles reichtt weit vnd breit.
10 Von itzt an in alle ewigkeit.
Dem leibe gibt odem. In dem leben
Thut er auch alle narung geben:
Voraus dem menschen korn vnd wein
Vnd was vns sonst mag dienlich sein,
15 Zeitlich er reicht eim ieden thir,
Geburlich futter, am riuier,
Mit samen vnd mit wurmelein
Nehrt er die schreiend räbelein.
Was kriecht, was schwimmtt, was geht, was [fhert
20 Alles vns eines jmer lehrt.
Von segen reich ist vnser Godt,
Was gros bej vns, bej ihm ist spott.
(29 r) Paucken, Trommeten Vnd Pesaunen
Koriß, Roß, Man, Röhr, schwieкt, Kartaunen,
25 In harnisch, pantzer und Celaten[7])
Mit trummetn Ruhmredigen thaten
Mit spiß, pistolen, degen recht
Geputz zu fueß viel tausend knecht,
Eß hat an diesen sachen allen
Der himlische furst gar keinen gefallen.
30 Die mit Demut von hertz und Sin
Ihn ehrn, und anruffen ihn,
Den wohnet er bey in der zeit
In lieb zur freud, zum trost im leid.
Die warten täglich seiner gabe,
35 Damit ehr leib Vnd Seele labe,
An solchen frommen kindern allen,
Hat ehr, alß Vater, Wolgefallen.

In den letzten beiden Versen sind von des Verfassers Hand durch Ziffern die Worte umgestellt, so daß sie jetzt heißen:

Ehr hat, alß Vater, Wolgefallen
An solchen frommen Kindern allen.

So schreibt ein jüngerer Zeitgenosse von Hans Sachs und Luther, der auch noch lebte, als Paul Fleming schon geboren war. Nein, deutsch verstand er nicht, von deutschen Versen verstand er auch nichts, und ein Dichter war er erst recht nicht.

Des Caselius griechische und lateinische Dichtungen sind schon früh Gegenstand eines Streites geworden, freilich nicht eines literarischen über ihren Wert, sondern eines theologischen: der Helmstedter Professor der Philosophie Daniel Hofmann hat sie heftig angegriffen und als unchristlich bezeichnet. Seine Schriften darüber stehen mit anderen über den bekannten Universitätszank in der Wolfenbüttler Handschrift 264. 38 Extr. Die beiden ersten betreffen Gedichte für Lorenz Scheurl[8]).

Nr. 10, 7 Seiten, von einem Schreiber hergestellt, aber mit Korrekturen von Hofmanns Hand, behandelt die Frage:

Ob Carmen Caselii graeco latinum an Scheurlinum gestellt zu entschuldigen sey?

Nr. 13, 10 Seiten, hat die Überschrift:

De Carmine Caselii quod Scheurlino inscripsit 3. Cal. Junii Anno 1598.

Die erste vielleicht noch 1598 geschriebene deutsche Abhandlung betrifft besonders des Caselius Ansichten darüber, ob religiöse Wahrheit auch bei heidnischen Philosophen zu finden sei; die zweite, wahrscheinlich von des Verfassers eigener schlecht lesbarer Hand, entstand nach dem 11. April 1599, als die Rostocker Theologen für des Caselius Dichtung eingetreten waren.

In einer dritten lateinischen Streitschrift, Nr. 19: Johanni Caselio precor veritatem sanctam, werden (Bl. 10 v. 11 r) andere gedruckte Gedichte des Caselius geradezu Teufelslehre genannt und als verderblich für die studierende Jugend bezeichnet.

Ob Hofmann unmittelbar auch der Urheber dieser Schrift sei, steht nicht fest. Trotz aller Abneigung versagt der Verfasser dem Dichter Caselius seine Anerkennung nicht: nitidos versus nennt er Bl. 10 v des Gegners Leistungen.

Hofmanns Streitschriften lenken noch aus einem anderen Grunde unsere Aufmerksamkeit auf sich: unter den Beweisen, die er gegen des Caselius Ansichten herbeizieht, finden sich in reichem Maße evangelische Kirchenlieder besonders von Luther und Speratus.

Über ein Stammbuch Philipps von Damm und über Stammbücher im Allgemeinen.

Von Paul Zimmermann.

(Schluß.)

Sehr zahlreich ist in dem Stammbuche neben dem hohen Adel auch der niedere vertreten. An

---

[7]) Prachtgewändern.

[8]) Die Handschrift 963 Helmst. enthält Bl. 36 r in einer diesen Streit betreffenden Schrift 3 griechische und 3 lateinische Verse aus den beiden Dichtungen des Caselius für Scheurl bei seiner Doktorpromotion; auf die Bll. 40 r—40 1. v. sind die Drucke der Dichtungen, einer griechischen und ihrer lateinischen Übertragung aufgeklebt, der Titel handschriftlich: Reverendo . . . Laurentio Scheurl . . . gratulatur III. Kl. Jun. MDIIC. — Die lat. Interpretatio ist nicht metrisch. (QVam diuina, quam admirabilia, quæ nec aliquis vnquam cognouerit — Cuius primum, deinde eius sacerdotum decus celebremus.

Mitgliedern alter Geschlechter des heimischen Adels sind da zu nennen:
Bodo v. Adelebsen:
L. V. M. A. H. S. Z. = Leid und meid, all Hülf seiner Zeit.
Kaspar v. Alten, Braunschweig 20. Okt. 1580:
Necessitas frangit ferrum.
Johann v. Alten, 1579:
G. H. A. M. = Gott hilft aus Müh.
Albrecht v. Alten:
W. G. W. D. M. G. = Was Gott will, das mein Genügen.
Borchard Behr, 1588:
G. W. Z. S. E. = Gott wend's zu seligem End.
Christoph Dietrich Bock von Northolz, Hildesheim 1. Sept. 1598:
Voluntas tua salus mea. — D. W. M. H. = Dein Will mein Heil.
Jobst Heinrich von Bortfeld, 1579:
Wappen ohne Spruch.
Claus v. Bortfeld, 1588:
A B C D E F = Allein bei Christo die ewige Freude.
Werner v. Bortfeld, 1579:
G. G. M. S. = Gottes Gnade mein Schutz.
Heinrich v. Bortfeld, 29. März 1598:
Allen zu gefallen ist unmuglich.
Friedrich v. Bortfeld, B. 28. Juni 1598:
G. G. G. S. G. W. B. = Gott gebe Gnade, sein gnädiger Wille beschehe.
Levin v. Bothmer 1579:
A. G. Z. D. = Allein Gott zu Dir.
Dann aber unten auf der Seite noch die weniger frommen Worte:
Gotz Krankenmentt vnd Liebe, Danck für gude Reusch.
Claus v. Bothmer:
H. G. R. = Herr gib Rat.
Fritz v. Bülow, 1586:
A. G. D. E. = Allein Gott die Ehre.
Her las mihr deihn Gnade widerfarehn, dehin Hulf nach deihm Wortt vnd nihm jho nicht von mehinehm Muhnde das Wort der Warheitt.
Aschen v. Campe:
Nemo sine crimine vivit.
Jürgen v. Campe 1595:
W. G. W. = Wie Gott will.
Dirich v. Elding:
G. M. M. G. = Gott macht mein Glück.
Barthold von Gadenstedt, Braunschweig 22. Juni 1587:
Melius est pro veritate supplicium pati quam
pro falsa adulatione beneficium consequi.
A. N. G. W. = Alles nach Gottes Willen.
Christoph Wolf v. Gadenstedt, 1598:
G. W. G. = Gottes Wille geschehe.
Heinrich Albrecht v. Gadenstedt, 1598:
A. V. H. B. G. = Alle unsere Hoffnung bei Gott.
Hans Ernst von Gladebeck:
S. M. C. = Spes mea Christus.
Otto Grote, Rostock 3. Okt. 1577:
Nullius est felix conatus et utilis unquam,
Consilium si non detque iuvetque Deus.
J. W. G. F. = Ich wags, Gott fügs.
A. B. C. D. E. F. = Allein bei Christo die ewige Freude.
Levin v. Harling, 1588:
A. B. C. D. E. F. = Allein bei Christo die ewige Freude.
Heinrich von Harlessem:
Nott findet Wege.
Recht thun hat mich betrogen:
Ich radt Recht und wort belogen,
Ohrenbleser die haben die Heren lieb
Und stehlen mehr dan andere Dieb.
Cord v. Hasbergen, 1595:
S. V. F. J. M. R. = Schlecht und frum ist mein Reichtum.
Ascanius von Heimburg, 13. Juni 1597:
Non ideo gaudebis equo, si feceris aequum.
aequum qui faciunt, his male currit equus.
Aequi hostes vectantur equis, pedes ambulat aequus.
ergo sperne aequum, ne tibi desit equus.
Otto Plato von Helverßen, 26. Mai 1598:
V. S. W. = Vertrau sieh Wem.
Levin von Hodenberg, Rostock 3. Okt.:
Fide sed cui vide. — Preciosissimus thesaurus est et omnibus opibus antecellit amicus prudens et benevolus.
Tout vient â point,
Qui peult entendre.
Wilhelm von Hodenberg, 1595:
J. W. G. W. = Ich wag's, Gott walt's.
Johann v. Holle, 1582:
Ich hoffe und erwarte der Zeit,
Sterbeth der Mann, so krighe ich daß Weib.
Ludolf v. Honrodt, 1585:
Solem e mundo tollit, qui amicitiam extollit.
Adolf v. Honrodt, 1585:
G. W. M. G. = Gottes Wille mein Genügen.
Gebhard v. Honrodt, 12. Okt. 1586:
G. J. M. T. = Gott ist mein Trost. — Constanter et sincere.
Georgius v. Honrodt, 12. Okt. [1586]:
W. G. H. S. W. G. = Wenn Gott hilft, sind wir geborgen.
Aristippus juvenes [hor]tari solitus est, ut tali se viatico instru[erent], quod una cum naufrago enataret.
Ernst von Honrodt:
Dir gesche wie du mir gunest.

Balzer v. Honstedt, Braunschweig, 12. J... 1588:
A. M. H. Z. G. = Alle meine Hoffnung zu Gott.
Ach Medlienn aller Tugennt,
Las dich leben[1]) ihn der Jugennt,
Ehe dich die Ogen tengen rinnen.
Wer Teufel wil dich dan lep gewi[nnen]?
Curt v. Honstedt 1598:
Ach Gott las mich erwerben
Einen erlichen Namen vnd ein selich sterben.
Dietrich v. Honstedt, 1595:
W. G. B. B. V. = Was Gott bescheert, bleibt unverwehrt.
Eitel Heinrich von Kirchberg, der als natürlicher Sohn Herzog Heinrichs d. J. und des schönen Hoffräuleins Eva v. Trott mitten zwischen den Grafen und Herren steht, 27. Sept. 1587:
V. G. M. A. = Vertraue Gottes Macht allein.
Borchard v. Landsberg, 1582:
Hilff, Hilliger Hehre, hilff.
Georg Engelhard v. Löhneysen, der bekannte Kameralist, der für die Veröffentlichung seiner Werke sich in Remlingen eine eigene Druckerei anlegen ließ, 1588:
J. S. V. G. = Jesus stellt unser Glück.
Curt v. Mandelsloh, Ott Aschens Sohn, Braunschweig 1588:
Christus allein uns machet selig.
Summa boni Deus est, sors altera fidus amicus.
Haec duo sunt vitae gaudia summa meae.
Ebhardt Jost v. Mandelsloh:
A. B. C. H. V. G. = Allein bei Christo Heil und Glück.
Julius v. Marenholtz, Steimke 1594:
Firmamentum est Dominus timentibus eum
Et testamentum ipsius, ut manifestetur illis.
Jobst von Mengerßen, 18. Juli 1590:
Principium et finem omnium rerum fac Deum.
M. H. Z. G. = Meine Hoffnung zu Gott.
Curt von Mengerßen d. J.:
G. S. S L. = Gott schickt's, so leid's.
Johann v. Münchhausen, 1586:
[Vi]de cui fidas.
Ludolf v. Münchhausen:
Nosse Deum et bene posse mori sapientia summa est.
S. v. Münchhausen, 27. Aug. 1588:
Befhele Deinem Hern Deine Wege vnd hoffe vff inen, er werdt Dein Recht herfür bringen wie den Mittag, und wirdt Dir nit verlaßen Ps. 37.
W. G. V. G. = Weisheit geht vor Gewalt.
Christoffer v. Münchhausen, 1598:
G. H. A. N. = Gott hilft aus Not.
Erich Hans v. Münchhausen, 1599:
V. N. Z. [G.] = Vertrau nur zu [Gott].

[1]) leben = lieben; Ogen = Augen; tengen = beginnen; lep = lieb.

Darunter noch:
Vnglück bricht,
Was Tugent richtt.
Siegmund Julius Münsinger v. **Frundeck**, der Sohn des berühmten Juristen **Joachim Münsinger** v. Frundeck, der als Kanzler in **Herzog Heinrichs** d. J. Dienste trat. Er hat sich im **September** 1589 in Helmstedt in das Stammbuch **eingetragen**, zuerst mit dem Spruche des Horatius (**Carm. IV, 4,** 29ff.):
Fortes creantur fortibus et bonis;
Est in iuvencis, est in equis patrum
Virtus, nec imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam.
Darunter hatte er, der sich dem **Soldatenstande** zugewandt hatte, die bezeichnenden **Worte gesetzt**:
A. A. A. = Arma armis arcenda.
Auf der gegenüberstehenden Seite **ist er selbst** abgebildet, in vornehmer Kleidung, **Halskrause** usw. recht unbequem auf einer Holzbank **liegend**. Darüber steht der folgende dichterische Erguß **an diese** Ruhestätte (scamnum). Da Siegmund **Julius** wie auch der Vater mit lateinischen Gedichten **hervorgetreten** ist — Meibom hat sie später (1602) **herausgegeben** —, so können wir wohl annehmen, **daß** er diese Verse selbst verfaßt hat. Es ist eine **grammatische** Spielerei, bei der er das Wort scamnum **Bank** in allen sechs Fällen des Singulars und des **Plurals** vorführt:
Declinatio scamni. Singul[ariter]:
Quam durum scamnum? quanta inclementia scamni?
Insideo scamno: toto premo corpore scamnum.
O scamnum, scamnum: rigido non gaudeo scamno.
et pluraliter:
Non mihi scamna placent, scamnorum nulla cupido,
Dico, Vale scamnis: aliis ego scamna relinquam.
Scamna valete: Libet ducis abscedere scamnis.
Franz Otto v. Offensen:
A. V. G. = Alles von Gott.
Henning v. Quitzow, Dietrichs sel. Sohn, 1589:
M. H. Z. G. = Meine Hoffnung zu Gott.
Ludolf Rauschenplatt, Hildesheim 1. Sept. 1598:
Sustine et abstine.
Leidt vnd Meidt,
Erwardt der Zeidt.
Claus v. Reden, 1598:
Fide sed cui vide.
Julius Heinrich v. Rössing, 1599:
G. M. S. = Gott mein Schirm.
Christoffer Schenk [von Flechtingen], 1587:
S. S. S. G. = Soll's sein, so geschieht's.
Albrecht von der Schulenburg, Christophs sel. Sohn, 30. März 1588:
G. H. A. A. A. = Gott hilft aus aller Angst.
August v. Schwicheldt, 1593:

Si l'espoir ne soulageoit
Mes regrets et enuie
L'attente, las, me tueroit
En degoustant ma vie.

Heinrich v. Stechow, 1579:
K. G. O. A. = Kein Glück ohne Arbeit,

Philipp Magnus v. Stechow, 1579:
G. G. M. B. = Gott giebt mein Bestes.

Lippold v. Stöckheim, 1588:
W. W. W. L. = Wer wehrt's, wie's läuft.

Darunter dann noch: Wirt dich auch bange ohne die lebte.

Wulbrand v. Stöckheim, 1599:
M. H. A. Z. G. = Meine Hoffnung allein zu Gott.

Hermann von der Streithorst, Braunschweig 11. Juli 1586:
Was vnsere Vohrvaren h[an] gethan,
Des sollen wiehr vns vn[ge]rümett lahn.
K.G.S.M.G. = Komm Glück, sei mir gnädig.

Philipp v. Veltheim, 1588:
G. W. M. E. = Gott wende mein Ende.

Busso v. Veltheim:
W. S. M. U. = Was schadt mir Unglück.
Optima quae vitae sit formula, quaeritis. Haec est:
Mens hilaris faciens, quod licet atque libet.

Achaz v. Veltheim, 1599:
H. G. Z. E. U. S. = Hilf Gott zu Ehr und Seligkeit.

Curt v. Veltheim, 1599:
Plaut. Epid. [III, 3, 44] Nihil homini amico est opportuno amicius.

Jost v. Veltheim:
J. M. M. T. = Jesu Marter mein Trost.

Ludolf v. Wallmoden, 1589:
H. G. Z. G. U. S. = Hilf Gott zu Glück und Seligkeit.

Thedel Friedrich v. Wallmoden, 1588:
H. G. M. F. = Hilf Gott mit Freuden.

Worin aber die Hauptfreuden des Herrn bestanden, zeigt der Nachsatz:
Mir ist nicht woll,
Ich binn den foll.

Jobst von dem Werder, 1586:
Allein Gott die Ere. — Thue rechtt Scheuhe niemantz.

Heinrich v. Wiedensee, 1588:
W. G. B. B. V. = Was Gott bescheert, bleibt unverwehrt.

Hans Dietrich v. Wiede[nsee] 12. Sept. 1591:
Nulla res praestantior neque durabilior virtute.

Arnd v. Wobersnau, 1598:
G. V. E. = Glück verleiht Ehre.

Karl v. Wulfen, 14. März 1586:
M. H. Z. G. = Meine Hoffnung zu Gott.
Fide, sed cui fidas, vide.

Nicolaus v. Zerßen, 29. Aug. 1587:
V. M. V. = Vive memor virtutis.

Hatte auch schon von den hier genannten Familien die eine oder andere ihren Schwerpunkt nicht in den Braunschweig-Lüneburgischen Landen, so finden sich in dem Stammbuche auch noch viele Angehörige anderer Adelsgeschlechter, die ihnen noch ferner stehen und in anderen Gegenden angesessen und tätig gewesen sind. So westfälischer Adel, wie die v. Bocholtz, v. Droste-Hülshof, vom Haus, Hoete, Kannenberg, Mallinckrodt, Staell u. a., Märkischer und Pommerscher Adel, wie die v. Arnstadt, Benekendorf, Blankenburg, v. der Osten, Rintorf; auch süddeutscher Adel ist vertreten. Philipp v. Damm lernte diese Männer entweder auf Reisen kennen, oder in Braunschweig, als sie diese Stadt berührten. Wir wollen nur ein paar Beispiele davon herausgreifen.

In Rostock kam er mit Heinrich v. Mallinckrodt zusammen, der ihm hier am 11. Okt. 1577 in das Stammbuch einschrieb:
S. L. V. M. = Schweig, leid und meid.

Doch nicht alles scheint der Mann gemieden zu haben. Er schreibt weiter:
Wer da hat zu drincken guten Wein,
Ein schones Lieb frumb keuß hüpsch unde fein,
Darzu ein Gewießen von Sundten rein:
Was kan Lieblichers auf Erdten sein?

In Braunschweig selbst begegnete v. Damm Burchard von Pappenheim, der hier am 20. Mai 1593 die Folgen der Trunkenheit kurz und bündig in folgender Stufenleiter schildert: Ebrius est Salomon Samson, mox simia, porcus.

Neben den Fürsten und dem Adel ist es dann die hohe Geistlichkeit, die in dem Stammbuche hervortritt. In und bei Braunschweig Petrus Windruwe, Abt von Riddagshausen, 16. Juni 1589:
Esto quod es; quod sunt alii, sine quemlibet esse;
Quod non sis, nolis; quod potes esse, velis.

In Königslutter Abt Gerhard:
Sola fides coeli mortalibus ostia pandit,
Sola hac placatur vindicis ira Dei.
Si bona sit radix, fructus quoque proferet arbor;
Si tua vita mala est, est tua vana fides.

Dann namentlich in Hildesheim der Abt Johann von St. Michael (30. Aug. 1588: Si Deus pro nobis, quis contra nos), der Abt Hermann von St. Godehardi, der Dekan von St. Crucis Bernhard Edler (Vive ut vivas), der Domscholaster Friedrich von Lüdinghausen gen. Wolf (10. Sept. 1586: W. D. W. G. M. S. = Was da werd, Gott mein Schutz) und Johannes Engelken, Pater des Brüdernklosters (13. Febr. 1590: Si occiderit me, sperabo in eum). Schließlich der Domprobst von Brandenburg, Samuel von Bredow (1584), der Deutschordenskomtur in Langeln, Hoier von Lauingen (1599: G.

W. M. G. E. = Gott wolle mich gnädig erretten) und Andreas Crusius, praeses supremi consistorii inferioris ducatus Brunsvicensis, der die Worte schrieb:

Virtutem posuere Dii sudore parandam.

Man sieht, es waren nur hohe Herren des geistlichen Standes, zu denen Philipp in Beziehung trat, die er zum Einschreiben in sein Stammbuch aufforderte. Damit stimmt, daß uns Braunschweigische Bürgerfamilien in dem Buche verhältnismäßig nicht zahlreich begegnen. Philipp strebte offenbar nach Höherem. Er hegte wohl denselben Sinn wie der Oheim seiner Frau, der Professor Ludolf Schrader, der vielen Fürsten, Stiftern und Adligen Rechtsbeistand geleistet hatte, aber stolz von sich sagte, daß er nie einem Bürger gedient habe. Es sind eigentlich nur vier Patrizierfamilien, die in dem Buche vertreten sind, dazu die meisten der Personen nahe Verwandte des Stammbuchbesitzers: die Damms, die Schraders, die Peines und die Schwalenbergs. Aber besonders aufmerksam machen möchte ich noch auf die vorzügliche Ausführung der Wappen gerade bei diesen Familien. Sie beweisen deutlich, daß die Kunst der Wappenmalerei damals in Braunschweig auf einer sehr hohen Stufe stand. Es sind in dem Buche ohne Frage gerade die schönsten Wappen in hiesiger Gegend entstanden. Daß diese Wappen der Stammbücher für die Heraldik aber von hohem Werte sind, da sie im Gegensatze zu den Siegeln die Farben der Wappen zeigen, sei hier nur im Vorübergehen erwähnt.

Von der eigenen Familie des Besitzers hat sich in das Stammbuch 1586 Hieronymus v. Damm eingetragen mit dem Spruche: Hoffnung verfürt. Von der nah verwandten Familie Schrader nur der Kämmerer Heinrich Schrader der Jüngere am 9. Mai 1580:

C. M. H. A. = Christus meine Hoffnung allein.

Es stehen aber noch an zwei anderen Stellen des Buches Darstellungen des Schraderschen Wappens, ein Beweis, daß die Eintragung weiterer Familienmitglieder beabsichtigt war. Sie ist dann aber wohl, eben weil sie so leicht zu haben war, unterblieben. Auch der Professor Ludolf Schrader ist nur durch einen eingeklebten Holzschnitt, der sein Bildnis zeigt, vertreten.

Jost v. Peine schrieb in Braunschweig 1585 als Wahlspruch ein:

G. G. G. M. F. = Gott gebe Gnade mit Freuden,

Heinrich Schwalenberg zwei schon genannte:

A. A. A. = Arma armis arcendo

und das Wortspiel vom Aequus und Equus, dessen wir schon früher bei Asche v. Heimburg gedachten.

Es finden sich dann noch einige Hauptleute, Beamte, Söhne hervorragender Männer und andere Personen, die z. T. noch nicht näher nachzuweisen sind, in dem Stammbuche vertreten. Nur auf einige wenige möchte ich noch aufmerksam machen. Der Hauptmann David Sachse schreibt 1593:

Milita bonam militiam, retinens fidem et bonam conscientiam. — Usu arte et tempore, Consilio, corde et Manu.

Ob wir einen Verwandten Henning Brabands in Daniel Brabandt zu sehen haben, müssen wir dahin gestellt sein lassen; die Wappen beider sind jedenfalls verschieden. Er zeichnete sich gottesfürchtig und lebenslustig also in das Stammbuch ein:

T. G. V. A. D. S. W. D. W. G. = Traue Gott vor allen Dingen so wird Dir's wohl gehen.
Adams Rip und Rebensaft
Ist meines Hertzen Bulschaft.
Schlecht und Recht
Gott bewahre mich armen Knecht.

Auf einen Gelehrten dürfen wir wohl bei Vitus Graulus aus den Worten schließen:

Summa rudes asini scandunt fastigia mundi,
Indoctis nostro tempore solus honor.

Ein kunstvolles Wortspiel enthält das Distichon, das Martin Chemnitz, der Sohn des berühmten gleichnamigen Theologen, der später Professor in Rostock wurde und 1627 als Kanzler in Schleswig gestorben ist, 1586 in Braunschweig einschrieb:

Quid facies, facies Veneris cum veneris ante?
Ne pereas per eas, non sedeas, sed eas.

Doch nicht überall sind die Verse so tugendhaft. Es sind auch manche mit recht bedenklichem Inhalte darunter, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

Auch die Eintragungen in fremden Städten, in Rostock, Danzig, Lüttich usw., wollen wir hier unberücksichtigt lassen. Manche Sprüche wiederholen sich, wie das ja auch schon in dem bisher Mitgeteilten gelegentlich hervorgetreten ist. So schreibt z. B. David Auffempferde in Rostock am 12. Okt. 1577 die auch sonst bekannten Verse ein:

Woe Lantzknecht siedenn vnnd bradenn,
Die Pfaffen zu weltlichen Dingen Radenn,
Die Weiber haben daß Regimenth:
Da nimpt es selden ein gutz Endth.

Daneben: Mors ultima linea rerum und der Pentameter: Quos credis fidos, effuge; tutus eris.

Nach fremden Städten, wohl nach Lüttich, gehören offenbar auch die einzigen Eintragungen von Frauenhand, die sich in dem Buche finden. Es sind ihrer drei, die sämtlich in das Jahr 1581 fallen.

Nur auf ein Wappen möchte ich noch besonders aufmerksam machen, da dieses einen Kriegsmann in weiter Ferne als Landsmann erkennen zu lassen scheint. Der Fähnrich Kurt Pfennigsack hat sich in Danzig 1578 mit dem Spruche M. V. S. J. C. A. = „Mein Vertrauen steht in Christo allein" eingetragen und dazu dasselbe Wappen gesetzt, das die Familie Pfennigsack in Helmstedt tatsächlich geführt hat, und das auch auf den kürzlich entdeckten Holz-

schnitzereien am Rohrschen Hause zu Helmstedt — hier allerdings mit anderen Farben — wiederkehrt.

Genug der Einzelheiten. Versuchen wir das Stammbuch im Ganzen kurz zu charakterisieren, so müssen wir sagen, daß es den vornehmen Ursprung, den diese Bücher gehabt haben, noch offen zur Schau trägt. Die Wappen der Fürsten und des Adels, dem hierin manche Bürgerliche mit Erfolg nachstreben, stehen im Vordergrunde des Interesses. Der Wahlspruch ist noch durchaus herrschend, die Sentenz tritt dagegen zurück; gelehrte Citate aus den alten Klassikern sind noch ganz vereinzelt. Neben der deutschen Sprache steht etwa gleich die lateinische, aber sonst macht sich, wie später so oft, noch keine gespreitzte Sprachkenntnis geltend. Die französischen Sprüche sind sparsam, das Griechische ist nur mit einem Beispiele vertreten. Zeigen manche Sprüche und Verse auch noch niederdeutschen Anklang, so ist die Sprache im Allgemeinen doch ganz hochdeutsch. Rein plattdeutsch ist wohl nur der Spruch von Aschen Schonewitz (1588): „Godt behode mik vor min frunde.“ Der künstlerische Wert der Trachtenbilder und der scenischen Darstellungen ist gering gegen den der Wappen, der schon hervorgehoben wurde; wir können sie daher hier mit Stillschweigen übergehen.

Daß der Besitzer sein Stammbuch wert und in Ehren hielt, daß es ihm teuere liebe Erinnerungen umschloß, zeigen die Vermerke, die er bei Verstorbenen hinzufügte: Gnade dir Gott, Gnade dir der treue Gott u. dgl. Bei einem Rostocker Bekannten, Benedict Teuber, fügte er auch den Todestag hinzu: „Anno 78 den 25. Februarii ist dieser mein gutter Freundt und Becanter Benedict Teuber in Got selichlichen entschlaffen. Des sele Gott gnedigk sey.“

Damit dürfte die Bedeutung des Stammbuches Philipps von Damm nach den Hauptrichtungen gekennzeichnet sein. Hat sich daraus ergeben, daß das Studium dieser Bücher für die Genealogie, die Biographie, für die Heraldik, für die lateinische und deutsche Spruchpoesie, für die Kenntnis des Zeitgeistes im Allgemeinen, also für die Geschichte und Kulturgeschichte in mehrfacher Hinsicht, eine willkommene Ausbeute gewährt, so ist der Zweck dieser Mitteilungen erreicht, und es wird gerechtfertigt erscheinen die Wertschätzung, die den früher oft arg vernachlässigten Stammbüchern jetzt von verschiedenen Seiten entgegengebracht wird.

Zur Kenntnis von Johann Anton Leisewitz als Dichter.

Unter den zahlreichen Freunden, die sich in das Stammbuch von Joh. Ant. Leisewitz während seiner Studentenzeit in Göttingen eingetragen haben, ist auch der Freund Goethes und Lavaters genannt, Jakob Ludwig Passavant[1]), der später in seiner Vaterstadt Frankfurt zu hoher Stellung gelangte und 1827 als Konsistorialrat und erster Prediger hier verstarb. Auch er besaß wie Leisewitz ein Stammbuch, und in ihm hat sich u. a. auch Leisewitz verewigt und zwar mit folgenden Worten, die wir hier nach dem Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge I 1888 S. 26 und 27 anführen:

„— Es sprach Dein Ton
In wenig Worten viel —
Dem leeren Herzen sprach er Hohn
Und in mein Herz Gefühl.
Da ward der Bund gemacht! Da schlug
Mein Herz dem Deinen zu.
Kühn sagt' ich es: Denn ohne Trug
Und frey bin ich wie Du!

Leisewitz aus Hannover.

Göttingen, den 20. Februar 1773.“

So weit die wörtliche Eintragung des Dichters, die auch heute noch für seine Verehrer von Interesse sein möchte.

Frankfurt a. M. K. Wehrhan.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.

61. Sitzung am 12. Nov. 1906 zu Braunschweig.

Archivrat Dr Zimmermann eröffnete die erste Sitzung nach der Sommerpause, indem er zunächst des Hinscheidens des Hochseligen Regenten des Herzogtums Braunschweig gedachte. Von Seiten des Geschichtsvereins verdiene besonders dankbar hervorgehoben zu werden die Sorgfalt, mit der Seine Königliche Hoheit, Prinz Albrecht von Preußen, die geschichtlichen Erinnerungen gepflegt habe; er habe die Burg Dankwarderode wieder erstehen lassen. Sein lebhaftes Interesse für die vaterländische Geschichte sei noch kurz vor seinem Tode bei Eröffnung des vaterländischen und des städtischen Museums zum Ausdrucke gekommen. Die Versammlung erhebt sich zu Ehren des Andenkens an den Hohen Verstorbenen von den Sitzen.

Oberstleutnant z. D. Meier sprach dann über „Braunschweig und andere mittelalterliche Städte in Beziehung zu den natürlichen Richtungen der großen Handelswege.“ In Bezug auf seine Ausführungen wird auf das November- und Dezemberheft des Br. Mag. verwiesen.

Museumsdirektor Professor Dr Meier erklärte, daß er auf Grund seiner Studien des Grundrisses der Stadt Wolfenbüttel zu einer gegenteiligen Ansicht gelangt sei. Es scheine ihm kein glücklicher Ge-

[1]) Vergl. Jahrbuch des Gesch.-Ver. f. d. Herzogt. Br. 4. Jahrg. (1905) S. 123 Nr. 47.

danke zu sein, anzunehmen, daß die Heerstraßen für die Grundrißbildung der Städte bestimmend gewesen sein sollten. Nicht bloß im 13., sondern schon im 12. Jahrhundert seien ganz planmäßige Grundrißbildungen gemacht worden. Er habe sich erst kürzlich in München davon überzeugt, daß der Grundriß Münchens, das ebenfalls eine Gründung Heinrichs des Löwen sei, auffallende Ähnlichkeiten mit dem westlichen Teile der Altstadt Braunschweig aufweise. Heute wolle er nicht weiter darauf eingehen, sondern behalte die Begründung seiner aus langjährigen Untersuchungen hervorgegangenen Ergebnisse, wie er sie bereits in den „Bau- und Kunstdenkmälern der Stadt Braunschweig" veröffentlicht habe, einem eigenen Vortrage im Geschichtsvereine vor.

Stadtarchivar Dr Mack bemerkt dem gegenüber kurz, daß er die Ansicht des Vortragenden teile. Der vorgerückten Zeit wegen könne er jetzt nicht näher darauf eingehen: hierzu werde sich Gelegenheit finden, wenn Professor Meier die in Aussicht gestellten Beläge für seine Behauptungen beigebracht habe. Stadtarchivar Dr Mack teilte dann noch mit, daß von Seiten der städtischen Plankammer eine graphische Vervielfältigung des in deren Besitz befindlichen sehr wertvollen Originals des geometrischen Grundrisses der Stadt Braunschweig von 1671 vorgenommen sei. Unter Vorweisung eines Abzuges kündigte er an, daß den Mitgliedern des Geschichtsvereins zu dem Preise von etwa 3 Mark die Erwerbung eines Exemplars ermöglicht werden solle, und stellte anheim, sich dieserhalb an ihn oder direkt an die städtische Plankammer wenden zu wollen.

62. Sitzung am 26. Nov. 1906 zu Wolfenbüttel.

Der Vorsitzende widmete zunächst dem am 23. September zu Hannover verstorbenen korrespondierenden Mitgliede des Geschichtsvereins, Oberbibliothekar Dr Eduard Bodemann, warme Worte des Nachrufs. Die Versammlung ehrt das Andenken des Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Archivrat Dr Zimmermann hielt seinen angekündigten Vortrag über Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und Abt Jerusalem, der in erweiterter Form im Jahrbuche erscheinen wird.

Museumsdirektor Professor Dr Meier berichtete sodann über die Erfolge des Vereins in Bezug auf Erhaltung alter Straßennamen. Auf eine Eingabe an den Stadtmagistrat zu Braunschweig sind einige alte Straßennamen in ursprünglicher Form wiederhergestellt worden, z. B. Reichsstraße, Heidenstraße, Jodutenstraße und Beckenwerkerstraße. Dieses dankenswerte Entgegenkommen sei auch bei den Magistraten der anderen Städte des Herzogtums zu erhoffen. Er schlage daher vor, die seiner Zeit gebildete Kommission fortbestehen zu lassen, welcher Antrag angenommen wird.

Oberlehrer Schütte machte Mitteilungen über Begräbnisse im 16. und 17. Jahrhundert aus Quellen des Stadtarchivs zu Braunschweig. Ferner berichtete er aus denselben Quellen über eine zu Braunschweig im Jahre 1595 abgehaltene Versammlung von Meistern und Gesellen des Kupferschmiede-Handwerks, zu welcher Vertreter aus Hildesheim, Halberstadt, Magdeburg, Salzwedel, Gardelegen usw. entsandt waren. Das Namensverzeichnis dieser Versammelten hat ihm Veranlassung gegeben, festzustellen, daß dasselbe 21 Befehlsnamen in z. T. bisher nicht bekannter Form enthält, z. B. Besinndichwohl, Siehdichfür, Springinsfeld.

63. Sitzung am 10. Dez. 1906 zu Braunschweig.

Museumsdirektor Professor Dr P. J. Meier hielt seinen angemeldeten Vortrag über die Grundrißbildung der kleineren Städte im Herzogtum Braunschweig, der in einer späteren Versammlung eine Fortsetzung finden soll, die sich ausführlich mit der Gründung der Stadt Braunschweig beschäftigen wird.

64. Sitzung am 14. Januar 1907 zu Wolfenbüttel.

Der Vorsitzende teilt mit, daß der Ortsausschuß für den Denkmalpflegetag in Folge einer Zuwendung von Seiten des Herrn Löhnefinke mit einem Überschusse abgeschlossen und davon 200 Mark zur Deckung der Unkosten für die vom Geschichtsverein herausgegebenen Bau- und Kunst-Denkmäler der Stadt Braunschweig, bearbeitet von P. J. Meier und K. Steinacker, bewilligt habe.

Professor Wagner hielt seinen angekündigten Vortrag „Erlebnisse eines Braunschweigers im nordamerikanischen Freiheitskriege". Dem Vortrage, dessen Veröffentlichung in Aussicht genommen ist, liegt das Tagebuch des 1739 zu Lichtenberg geborenen Kompagnie-Chirurgus Julius Friedrich Wasmus zu Grunde, welches dessen Enkel, Kaufmann Karl Wasmus in Braunschweig, dem Vortragenden zur Verfügung gestellt hat.

Archivrat Dr Zimmermann zeigt dann eine sog. „schwarze Liste" aus der westfälischen Zeit vor, in der solche Personen verzeichnet worden sind, die der damaligen Polizei aus irgendwelchen Gründen verdächtig erschienen sind. Das Buch rührt aus dem Anfange des Jahres 1813 her und enthält 66 Nummern.

65. Sitzung am 21. Jan. 1907 zu Braunschweig.

Professor Hassebrauk hielt seinen angekündigten Vortrag über Herzog Julius und die Stadt Braunschweig. Im Gegensatze zu dem auf geschichtlichem Hintergrunde sich abspielenden tragischen Konflikte zwischen Fürst und Stadt zu Zeiten Herzog Heinrichs des Jüngern, den Redner früher geschildert hat, entbehrt das leidige Zerwürfnis der Stadt mit dem sich zur Reformation bekennenden friedliebenden Herzoge Julius jeder vernünftigen Begründung.

Dank den weitgehenden Zugeständnissen des Landesfürsten war die Erbhuldigung glücklich zustande gekommen; aber eine Menge kleinlicher Gelegenheiten führten zu endlosen gegenseitigen Beschwerden und Prozessen, deren Schlichtung weder durch zwei vom Kaiser eingesetzte Tagungen zu Halberstadt, noch beim Reichskammergerichte Aussicht auf Erfolg hatte. Ohne Kampf, aber in gegenseitiger Verbitterung, die sich über den Tod des Herzogs hinaus fortsetzte und den später unter Heinrich Julius ausbrechenden offenen Kampf vorbereitete, verlief die Regierungszeit dieses für sein Land sonst so segensreichen Fürsten im Verhältnis zu der Stadt Braunschweig. Oberlehrer Schütte fügte noch einige Tatsachen hinzu, wodurch die auch vom Vortragenden hervorgehobenen anfänglich sich so friedlich gestaltenden Verhältnisse beleuchtet wurden.

Archivrat Dr Zimmermann ergänzte zum Schlusse seinen kürzlich gehaltenen Vortrag über Abt Jerusalem durch Mitteilung auch derjenigen Bemerkungen, welche Jerusalem über die anderen Kinder des Herzogs Karl I gemacht hat. Diese betreffen die spätere Herzogin Anna Amalia von Weimar und namentlich die Prinzessin Sophie, vermählte Markgräfin von Brandenburg, über welche Jerusalem sehr lobende Worte niedergeschrieben hat.

66. Sitzung am 4. Febr. 1907 zu Wolfenbüttel.

Dr Steinacker hielt seinen angekündigten Vortrag über die braunschweigischen Kupferstecher in der Zeit von 1640 bis 1730, erläutert durch eine große Anzahl ausgehängter Stiche. Seine Ausführungen werden demnächst als Teil einer Abhandlung über die graphischen Künste in Braunschweig-Wolfenbüttel im Drucke erscheinen.

Museumsdirektor Dr Meier sprach sodann über Münzgeschichtliches aus Wolfenbüttel. Obgleich die Fürstliche Münze zu Braunschweig 1345 verpfändet und 1412 definitiv Eigentum der Stadt geworden war, hat dennoch Herzog Heinrich d. Ae. Münzen prägen lassen, und zwar scheinen solche 1508 mit dem Bilde des heiligen Longinus aus der Dammstadt Wolfenbüttel zu stammen. Demnächst hat namentlich Herzog Julius in Wolfenbüttel prägen lassen und dabei auch Versuche angestellt, das Schlagwerk durch ein Walzwerk zu ersetzen. Die interessantesten Stücke Wolfenbüttelscher Prägung sind nicht eigentlich Münzen, sondern die sogenanten Juliuslöser, die Heinrichstädtischen Commiß- und Lohnzeichen, dann unter Herzog Heinrich Julius die Medaillen, namentlich die des Medailleurs Rappost. Die letzten Wolfenbüttelschen Prägungen sind 1627 von dem damaligen dänischen Kommandanten der Festung, dem Grafen von Solms, ausgegangen.

Bücherschau.

Paul Peßler, Das Jagdrecht und die Jagdgesetze des Herzogtums Braunschweig. Viertes Ergänzungsheft. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1906. 160 S. 8° 2 M. 40.

Der Verfasser hat das Problem, sein verdienstvolles, aber bereits 1895 erschienenes Buch über Braunschweigs Jagdrecht und Jagdgesetze vor dem Veralten zu schützen, dadurch zu lösen gesucht, daß er von Zeit zu Zeit „Ergänzungshefte" herausgegeben hat. Wenn eine Neuauflage, welche zweifellos eine größere Übersichtlichkeit und bessere Einheitlichkeit gewährleistet haben würde, nun einmal nicht zu ermöglichen war, wird man sich mit dem gefundenen Auswege dankbar zufrieden geben können. Das vorliegende Ergänzungsheft ist bereits das vierte. Von einem kurzen einleitenden Überblick abgesehen, beschränkt es sich auf den wörtlichen Abdruck einiger interessanter gerichtlicher Urteile, Landtagsverhandlungen und Gesetze. Daß von letzteren das preußische Wildschongesetz von 1904 und das preußische Jagdvorstandsgesetz von 1905 auch mit Aufnahme gefunden haben, mag man wegen der nachbarlichen Beziehungen zwischen Braunschweig und Preußen immerhin billigen. Schwer verständlich aber bleibt es, warum auch die Jagdordnung für die Hohenzollernschen Lande abgedruckt ist, die weder zu den „Jagdgesetzen des Herzogtums Braunschweig" gehört, noch sonst für unser Land von irgendwelchem Interesse ist. Sollte sich demnächst eine Umarbeitung des trefflichen Werkes erforderlich machen, so würde der Verfasser durch Ausscheidung oder Kürzung dieser und auch mancher anderen Stelle den Wert seiner Arbeit noch wesentlich erhöhen. A. H.

Theodor Kappstein, Lessing. Ein Charakterbild aus seinen Werken. Stuttgart, Rob. Lutz [1906]. 296 S. kl. 8° 2 M. 50.

A. u. d. T.: Aus der Gedankenwelt großer Geister. Eine Sammlung von Auswahlbänden. Hg. von Lothar Brieger-Wasservogel. Band 2.

In einer Einleitung werden wir im Allgemeinen mit Lessings Leben, Persönlichkeit und Schriften bekannt gemacht. Daran schließt sich eine Zusammenstellung von einzelnen Aussprüchen und Ausführungen aus seinen Dichtungen, Prosaschriften und Briefen, die ein klares Bild von dem Geistesreichtum und der Eigenart des großen Mannes liefert und in acht Abschnitte gegliedert ist: 1. Religion und Theologie. 2. Geschichte und Kritik des Theaters. 3. Bildnerei und Poesie. 4. Lehrhafte Dichtung: Epigramm, Fabel. 5. Charakteristiken. 6. Polemik. 7. Lebensweisheit und Weltanschauung. 8. Persönliche Eigenart. Ein Register der alphabetisch geordneten Stichworte erleichtert das Auffinden bestimmter Stellen. Die beste Wirkung, die das Buch tun kann, ist die, daß es die Leser dieser Auswahl veranlaßt zu den Werken Lessings selbst zu greifen.

Th. Voges, Übersicht über die Vorgeschichte des Landes Braunschweig. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1906. 40 S. gr. 8°. 0,75 M.

Statt eines umfangreichen Werkes über die Vorgeschichte unserer Heimat, mit dessen Herausgabe der auf diesem Gebiete bestens bekannte Verfasser sich schon seit längerer Zeit trägt, bietet er uns über sie vorläufig eine kurze Übersicht, die zur schnellen Orientierung für viele ein erwünschtes Hülfsmittel sein wird. Er gliedert den Stoff in neun Abschnitte: 1. paläolithische und 2. neolithische Zeit, 3. Kupfer-, 4. Bronzezeit, 5. Hallstatt-, 6. La Tène-Zeit, 7. ältere und 8. jüngere römische Zeit, 9. sächsische Zeit.

Zeitschrift der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte, unter Mitwirkung von D. Paul Tschackert und D. Kayser herausgegeben von Lic. Ferdinand Cohrs. 11. Jahrgang. Braunschweig, Limbach 1906. 307 S. 8°. 4 M.

Die Gesellschaft, welche am 28. November 1906 ihre alle drei Jahre stattfindende Wanderversammlung in der Stadt Braunschweig abgehalten und bei dieser Gelegenheit einige neue Mitglieder in unserm Herzogtum gewonnen hat, veröffentlicht den 11. Jahrgang ihrer Zeitschrift, der manches Interessante bietet. Zunächst die Lebensbilder der Generalsuperintendenten in den Herzogtümern Bremen-Verden, zweite Hälfte von Superintendent Lic. Rudolf Steinmetz in Dransfeld. Es sind die Generalsuperintendenten unter hannoverscher Herrschaft Lucas Backmeister, Joh. Hinrich Pratje, Joh. Caspar Velthusen, Georg Alexander Ruperti, Joh. Friedr. Burch. Köster und Justus Alexander Saxer, ferner unter preußischer Herrschaft Hermann Küster und Hermann Steinmetz. Von sämtlichen Generalsuperintendenten sind Bilder beigefügt. Für uns Braunschweiger hat die Biographie Johann Caspar Velthusens das meiste Interesse, weil dieser 1778—1789 Generalsuperintendent, Professor und Pastor primarius in Helmstedt sowie Abt von Marienthal war. Doch ist die Helmstedter Tätigkeit mit Velthusens literarischem Streit gegen Joachim Heinrich Campe über die nächste Bestimmung des Landgeistlichen und seinem Kampf gegen das 1786 eingesetzte Schuldirektorium, durch welches das braunschweigische Schulwesen zeitweilig von der kirchlichen Oberaufsicht völlig getrennt war, hier nur mit wenigen Worten erwähnt. Der Verfasser hat sich auf die Darstellung der Wirksamkeit Velthusens in Stade (1791—1814) beschränkt, welche die Treue des unermüdlich tätigen Ephorus und namentlich seine Liebe zu dem hannoverschen Herrscherhause während der französischen Fremdherrschaft rühmend hervorhebt und dem edlen, menschenfreundlichen Manne, der einst der unsere war, neue Freunde in seiner alten Heimat gewinnen wird. Es folgen Briefe der Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg und ihres Sohnes, des Herzogs Erichs des Jüngeren, aus den Jahren 1544 bis 1554, veröffentlicht von Franz Koch in Eydtkuhnen, von denen [...] allen die Briefe an Mörlin manches Neue bringen. Sodann berichtet D. Kayser in Göttingen über die General-Visitation des D. Gesenius im Fürstentum Göttingen 1646 und 1652. Der bei der zweiten Kirchenvisitation mit tätige Generalsuperintendent Christoph Specht in Göttingen wurde nach Lüt[...]manns Tode (1655) von Herzog August zum Generalsuperintendenten der braunschweigischen Landeskirche, Oberhofprediger in Wolfenbüttel und Abt [...] Riddagshausen berufen und starb in Wolfenbüttel schon am 26. Januar 1657 im Alter von 56 Jahren.

Den Schluß bilden zahlreiche Analekten [...] Miszellen, sowie eine Übersicht über die Literatur zur niedersächsischen Kirchengeschichte aus dem Jahre 1905, nebst Ergänzungen zu den früheren Übersichten, zusammengestellt von Pastor Kretzmeyer [...] Hildesheim und sonstige literarische Mitteilungen, sowie ein Register und ein Verzeichnis der Mitglieder der Gesellschaft.

D. Beste.

Werner v. der Schulenburg, die Lehnsverhandlungen über das Fürstentum Oels von 1742—18[...] Nach den Akten der Geh. Staatsarchive zu Berlin und Braunschweig [!]. Sonderabdruck aus der Oelser Zeitung „Lokomotive an der Oder“, 1906. 45 S. [...]

Die Arbeit ist als Urkundenbuch für eine größere staatsrechtliche Abhandlung über die Stellung des Fürstentums Oels zu betrachten, die 1907 erscheinen soll. Da am 20. Dezember 1764 Herzog Friedrich August, Karl Wilh. Ferdinands Bruder, und am 7. Oktober 1785 des Letzteren Sohn, Herzog Friedrich Wilhelm, in die Belehnung des Fürstentums mit aufgenommen wurden, das dann nach dem Aussterben des Hauses Württemberg-Oels im Mannesstamme am 26. Mai 1795 in den Besitz von Friedrich August, nach dessen Tode unterm 17. April 180[...] in den Friedrich Wilhelms überging, so hat das sorgsam gearbeitete Büchlein auch für uns ein besonderes Interesse. Charakteristisch für den Herzog Friedrich August sind einige hier zum Abdruck gelangte Schreiben. Ein eigentümlicher Unstern hat über dem Todestage Friedrich Wilhelms gewaltet: statt am 16. Juni soll er nach S. 45 am 15. Juni, nach dem Stammbaum am 16. Mai gestorben sein.

Hannoversche Geschichtsblätter. 10. Jahrgang. 1—3 Heft. S. 1—65. Die jetzigen Straßennamen der Stadt Hannover. — S. 65—76. Die früheren Klosterhöfe in Hannover. — S. 75. Die (Martins-) Kirche zu Linden. — S. 77—89. Das Corpus Bonorum der Stadt Hannover 1720 (Fortsetzung). — S. 90—93. Vereinsnachrichten. — S. 93—96. Bücherschau. P. J. Meier, Bau- u. Kunstdenkmäler d. Herzogt. Br. I—III; C. Wolff, Kunstdenkmäler d. Prov. Hannover III, 2 u. 3; E. v. d. Decken, Kaiser Otto IV, Drama). — Die Straßennamen Hannovers werden sämtlich, auch die der neuesten Zeit, nach den Magistratsakten, persönlicher Erinnerung usw. erklärt, eine Arbeit, die im Anschluß an Heinr. Meiers gründliche Untersuchung auch für die Stadt Braunschweig erwünscht sein würde.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1907. März **Nr. 3.**

Alexander David, braunschweigischer Kammeragent von 1707—1765[1].

Von G. Rülf.

Im Jahre 1704 gestattete Anton Ulrich einer Anzahl Reformierter, sich im Weichbilde Braunschweigs niederzulassen und ihre Religion frei auszuüben. Das geistliche Ministerium der Stadt war über diese Toleranz des Herzogs bestürzt und führte Klage: 1. wegen des voraussichtlichen Ausfalles an pfarramtlichen Gebühren und 2. weil nun auch die Papisten und Juden ein gewisses Anrecht auf Zulassung erlangt hätten.

Tatsächlich war die Befürchtung der Geistlichen in Bezug auf die Juden nicht grundlos. Der Herzog stand mit einflußreichen jüdischen Kaufleuten in Geschäftsverbindung. Isaak Wulf in Halberstadt war Münzlieferant und Jisachar Bermann, gleichfalls zu Halberstadt wohnhaft, hatte in Blankenburg im sogenannten Judenhofe eine Eisengießerei und große Niederlage von Wachs und Öl[2]). Daraus folgt, und zum Überflusse wird es noch ausdrücklich berichtet[3]), daß Bermann beim Herzoge in Gunst und Ansehen stand. Außerdem mag es auch bekannt gewesen sein, daß es Bermanns Einfluß war, der den Juden die ihnen seit zwei Jahrhunderten verschlossenen Städte Halle und Magdeburg wieder geöffnet. Warum sollte er nicht auch auf den braunschweigischen Landesherrn zum Nutzen und Frommen seiner Glaubensgenossen einzuwirken suchen? In der Tat ist es wahrscheinlich, daß er nicht unbeteiligt an den Verhandlungen war, die der Ausstellung des Schutzbriefes vom 28. Februar 1707 für Alexander David vorausgingen. In einem Schreiben der Regierung an den Stadtmagistrat vom 13. März 1707 wird zugestanden, daß der Herzog den A. D. auf „gewisse Recommandationen" zu seinem Hofjuden gemacht und in Braunschweig sich niederzulassen privilegiert habe. Die Kramergilde spricht 1715 von „hohen Recommandationen," durch deren Hilfe dem A. D. der Schutzbrief verliehen wurde. Bermann erfreute sich als polnischer Resident in hohem Grade der Gunst des Kurfürsten von Sachsen und stand auch beim Könige von Preußen in Ansehen. Einer der beiden Fürsten mag, von Bermann dazu bewogen, ein gutes Wort für A. David eingelegt haben.

Alexander David ist als der Begründer der jüdischen Gemeinde zu Braunschweig zu betrachten. Da er sich außerdem um Fürst und Land wohlverdient gemacht hat, so gebührt es sich wohl, daß wir, bevor das zweite Jahrhundert nach seiner Niederlassung hierselbst sich rundet, in unserem Geschichtsvereine sein gedenken, daß wir seine Lebensarbeit uns zu vergegenwärtigen, sein Lebensbild uns zu zeichnen versuchen. Er entstammt einer angesehenen Familie der jüdischen Gemeinde zu Halberstadt und wurde als der jüngste von drei Söhnen[4]) am 17. Januar 1687 geboren. Mithin trat er im jugendlichen Alter von 20 Jahren in eine Stellung, die zu behaupten selbst einem älteren und erfahreneren Manne nicht leicht gewesen wäre. Die gesamte Kaufmannschaft der Stadt betrachtete ihn als lästigen Eindringling und gefährlichen Konkurrenten. „Die Hand Aller war wider ihn". Bei seinem Eintritte ins Tor sagte der Torwärter: „daß ich das noch erleben muß, daß ein Jude in Braunschweig

---

[1]) Vortrag gehalten am 18. Februar 1907 im Geschichtsverein zu Braunschweig, hier an einigen Stellen erweitert. — Bis auf wenige Angaben, die bezeichnet sind, wurde nur handschriftliches Material benutzt, das sich im [illegible]tischen Archive hier und im Herzoglichen Landeshaupt[illegible] zu Wolfenbüttel befindet.

[2]) [illegible]uerbach, Geschichte der israelit. Gemeinde Halber[illegible] S. 84.

[3]) [illegible]uerbach a. a. O. S. 46.

[4]) Auf seiner Mappe, auch Wimpel genannt, einem Stücke Leinwand, das ehedem für jeden Knaben gestiftet wurde und zur Befestigung der Torarollen diente und zumeist noch dient, wird seinem Vater — dem Leviten David gen. Federnschneider — das Epitheton Schalit d. i. Edler beigelegt.



wohnen darf!" Er fand zunächst bei Niemandem ein Unterkommen und mußte die erste Nacht auf einer Bank vor dem „Prinzen Wilhelm" auf der Schützenstraße zubringen. Nur eine Hand erhob sich für ihn, die des Herzogs. War diese auch noch so mächtig, so konnte sie ihn doch nur dann dauernd schützen, wenn er sich vor seinen ihn scharf beobachtenden Gegnern möglichst wenig Blößen gab, sie vielmehr durch Klugheit und Takt in Schach zu halten verstand. Wahrlich, für einen zwanzigjährigen Jüngling eine schwere Aufgabe.

Die Rechte und Pflichten, mit denen A. David bedacht wurde, entsprachen denen des 1698 in Wolfenbüttel aufgenommenen Gumpel, Stammvaters der Familie Samson. Wie diesem wurde auch ihm gestattet, alle Waren zu führen, die bei christlichen Kaufleuten nicht erhältlich waren, und außerdem Bank- und Wechselgeschäfte zu betreiben. Als Entgelt hatte er außer dem jährlichen Schutzgelde von 75 M. und den Abgaben an die Stadt eine einmalige Steuer von 1200 M. zu Gunsten des Lazarets für invalide Soldaten zu bezahlen.

Die Hoffnungen auf genügende Geschäftserträge erfüllten sich zunächst nicht, und A. David schaute sich daher nach anderen Hilfsquellen um. Er glaubte seine Lage wesentlich verbessern zu können, wenn ihm sein Privileg bezüglich des Wechselgeschäfts auf Helmstedt ausgedehnt würde. Dem Gedanken folgte unmittelbar die Tat. Am 11. August 1707 richtete er ein dahin lautendes Gesuch an den Herzog und legte zu dessen Unterstützung das vom Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover dem dortigen Hof- und Kammeragenten Lefmann Behrens erteilte Privileg bei[1]). Welch' freudige Überraschung mag sich seiner bemächtigt haben, als man ihm die landesherrliche Entscheidung vom 19. März 1708 zustellte! Es war ihm weit mehr gewährt worden, als er erbeten hatte. Das Lefmann Behrens'sche Privileg war seinem Inhalte nach auf ihn übertragen worden. So durfte er denn fortan im Groß- und Kleinbetriebe alle Waren führen, nur mit der Einschränkung, damit auch das Publikum dabei seinen Vorteil fände, daß sie billiger und ordinärer sein müßten, als die Waren der christlichen Kaufleute. Einer Filiale in Helmstedt bedurfte er nun nicht mehr, von ihr ist denn auch keine Rede wieder.

Es war vorauszusehen, daß die christlichen Kaufleute der Stadt zu der ihrem jüdischen Kollegen gewährten größeren Ellenbogenfreiheit nicht schweigen würden. In einer Beschwerdeschrift vom 10. Juni 1708 prophezeien sie, daß sie noch um ihr letztes Stück Brot kommen und das Schicksal ihrer Berufsgenossen in Halberstadt teilen werden, von denen nicht ein einziger mehr solvent sei. Gleichzeitig denunzieren sie A. David, er habe schon den zweiten Gehilfen angenommen und lasse von ihm den Bürgern die Waren ins Haus bringen. Einige Militär- und Hofchargen ausgenommen, war letzteres bei 150 M. Strafe verboten. Die Regierung befahl, ohne auf die Übertreibungen in der Beschwerde mit einem Worte einzugehen: „Bürgermeister und Rat zu Braunschweig haben dieser Beschwerung nachdrücklich zu remedieren." Es stellte sich heraus, daß A. David wirklich einigen von der Kramergilde namhaft gemachten Personen außerhalb seiner Behausung Waren verkauft und sich damit straffällig gemacht hatte. Die Strafsumme wurde ihm im Gnadenwege erlassen, dagegen aber aufgegeben, nunmehr nach Vervollständigung seines Privilegs die vor etwa Jahresfrist zu Zwecken der Wohltätigkeit erlegten und wieder zurückerhaltenen 300 M. auf der Rentmeisterei einzuzahlen, was denn auch am 1. Februar 1709 geschah.

Der Vorfall blieb ohne weitere Folgen für A. David. Die Sonne fürstlicher Huld und Gnade leuchtete ihm, so lange Anton Ulrich lebte, und sie ging auch durch den Thronwechsel für ihn nicht unter. Seine Gegner hatten auf den neuen Herrn ihre Hoffnungen gesetzt. Sie ließen August Wilhelm wissen, sein Vater habe nur wider Willen, durch hohe Rekommandationen gezwungen, A. David auf 10 Jahre aufgenommen, mithin läge es im Sinne des verewigten Herzogs, daß der Eindringling nach Ablauf dieser Zeit wieder beseitigt würde.

Die Gesinnungen des neuen Herzogs für den jüdischen Kammeragenten waren der Bürgerschaft völlig unbekannt. Bei einiger Kenntnis von ihnen würde man sich einen Schritt, dessen Erfolglosigkeit von vornherein feststand, erspart haben. August Wilhelm hatte schon als Erbprinz längst im Voraus, am 28. November 1708, die Privilegien A. Davids nicht nur bestätigt, sondern sie ihm auch auf Lebenszeit zugesichert, allerdings gegen Ausstellung eines Reverses, die gemachten Zugeständnisse bis zum Thronwechsel geheim zu halten. Kaum zur Regierung gelangt, löste er sein Versprechen ein. Der am 29. März 1715 erneuerte Schutzbrief enthält die entsprechende Klausel. Damit war aber das Füllhorn fürstlicher Huld noch nicht erschöpft. Der Schutz wurde auch auf A. Davids Frau und Kinder ausgedehnt und ihm gestattet, den Kunden die Waren ins Haus zu schicken, sowie sich in der Stadt Braunschweig ein Haus unter gewöhnlicher gerichtlicher Auflassung zu kaufen oder bauen zu lassen.

August Wilhelms Streben ging dahin, in seinem Lande, zur Förderung des Wohlstandes, die Industrie zu erwecken. Wurden durch ein Unternehmen auch noch Mißstände beseitigt, nun so hieß er es doppelt willkommen. Jenes Streben und diese Erwägung erzeugten das Edikt vom 17. Dez. 1716,

[1]) Es war ihm von seinem Bruder Michael David, Kammeragenten in Hannover, zugestellt worden.

as „zur Verhütung des bis daher bey der Tabacks-Accise vorführten merklichen Unterschleifs und Abstellung des im Lande eingeführten, auch zum Theil umfänglichen Tabacks" die Errichtung einer fürstlichen Tabaksfabrik anordnete. Eine Fabrik bedarf eines Leiters, und wenn sie einer Industrie dienen soll, in welcher noch keine Erfahrungen gesammelt sind, eines ganz besonders tüchtigen Leiters. Der Herzog setzte in A. David das Vertrauen, daß er das schwierige Werk zu einem guten Ende führen werde. Vielleicht war die Idee von A. David ausgegangen, und der Fürst befand sich, nachdem er sie sich zu eigen gemacht, in der Lage Pharaos, als er auf Josef weisend zu seinen Räten die für diese gerade nicht schmeichelhaften Worte sprach: „Wird wohl noch ein Mann gefunden werden wie dieser, begnadet mit gleichem erfinderischem göttlichem Geiste?" Jedenfalls war A. David vor Erlaß des Dekretes designiert, denn schon wenige Tage später, am 21. Dezember, wurde er „aus besonderen Gnaden und wegen seiner auswärtigen guten Correspondenz" „zum Agenten, Verleger und Provisor" der zu gründenden Fabrik ernannt[1]). Da er das Risiko zu tragen hatte, so wurde ihm bezw. seinen Erben als Gegenleistung der aus dem Betriebe zu erwartende Gewinn auf die nächsten 10 Jahre, vom 1. Mai 1717 anfangend, zugesprochen. Und um die fürstliche Gnade zu einer vollkommenen zu machen, wurde er als nunmehriger herzoglicher Beamter der Gerichtsbarkeit des Magistrats entzogen. Ohne des Herzogs ausdrückliche Ermächtigung sollte ihn niemand zur Rechenschaft ziehen dürfen. Damit war das Spiel für ihn gewonnen, seine Gegner konnten ihm nicht mehr wehetun.

An Beschwerden über ihn fehlte es freilich auch später nicht, allerdings teilweise hervorgerufen durch den nimmer rastenden Geist A. Davids, der ihn drängte, seine geschäftlichen Beziehungen zu erweitern und seine Bestände zu vergrößern.

Die Fabrik blühte. In Tonnen und Fässern verpackt, fand der zollfreie Tabak den Weg bis ins entfernteste Dörfchen des Landes. In kaufmännischen Kreisen rechnete man nach und gelangte zu einer Gewinnziffer, die den Neid wohl erregen konnte.

Dennoch begnügte sich A. David nicht mit dem Erreichten, benutzte vielmehr eine günstige Stunde und erlangte die mündliche Zusage, auch mit englischen und holländischen Tüchern und Brabanter Spitzen Handel treiben zu dürfen. Und noch bevor diese Zusage zur Tat geworden, wuchs sein Appetit nach noch mehr. In einem schriftlichen Gesuche bat er, Durchlaucht möchte ihm nicht allein genannte Tücher und Spitzen konzessionieren, sondern ihm überhaupt die freie Handlung mit Kaufmannswaren, ohne jede Einschränkung, gestatten und für die speziell angeführten Sachen ihn zum Hoflieferanten ernennen.

Der Herzog resolvierte am 18. September 1717 in zustimmendem Sinne. Ohne Zeitverlust ersuchte A. David nunmehr um eine die Resolution ergänzende Deklaration und versprach, damit auch die herzogliche Kasse nicht leer ausgehe, den doppelten Zoll für alle einzuführenden Waren zu erlegen.

Letzteres Anerbieten verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht. Der Fürst betonte es in der Resolution vom 29. September, welche die erbetene Deklaration anordnete.

Doch „zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebt der finstern Mächte Hand!" Die Erledigung der Sache war dem Kanzler überwiesen worden. Durch ihn selbst oder einen seiner Beamten wurden die christlichen Konkurrenten A. Davids von dem ihnen drohenden Schlage in Kenntnis gesetzt, und sie zögerten nicht, ihre Gegenminen zu legen. Noch an demselben Tage, dem 28. September, reichten die Gewandschneider und Lakenmacher eine Beschwerde bei der Regierung ein und ergänzten dieselbe einige Tage später, am 5. Oktober, im Vereine mit der Kramergilde durch eine Bittschrift an den Herzog.

Die Petenten gefielen sich auch diesmal in starken Übertreibungen. Sie bejammerten im Voraus ihren totalen Ruin und die Notwendigkeit, „gleich den Tabaksspinnern das liebe Vaterland mit dem Rücken ansehen zu müssen." Es würde ihnen wie ihren Berufsgenossen in Hannover und Wien ergehen, wo die Firmen Oppenheimer anfangs, während ihres Wohlstandes, die christliche Kaufmannschaft niedergehalten und später, bei ihrem Falle, mit in die Tiefe gerissen hätten.

Der Magistrat sekundierte. Er hatte dem A. David die Erhebung zum Range eines herzoglichen Beamten noch nicht vergeben und war ferner darüber ungehalten, daß kürzlich auch dessen Schwager mit Frau und Kindern aufgenommen war und in einem eigenen Hause wohnen durfte, und beklagte schließlich das Schicksal Schöningens wegen des Haarkünstlers Israel Levin, der sich jüngst dort niedergelassen hatte.

Das gute Herz der Ratsherren in Ehren, darf doch wohl angenommen werden, daß weniger das Los der Schöninger, sich von einem Juden ihre Perücken kaufen zu sollen, sie in Harnisch gebracht, als der Einfluß A. Davids, den sie mit Recht auch hier wieder sich geltend machen sahen.

Dem A. David dagegen kann es nur zum Ruhme gereichen, daß er, der wohlhabende und an höchster Stelle ausgezeichnete Mann, sich nicht für zu vornehm hielt, seinen armen, unstäten Glaubensgenossen beizuspringen, obwohl er wußte, daß jede solche Hilfeleistung die alten Gegner reizen und von neuem gegen ihn auf den Plan rufen werde. Klein-

[1]) Das Original des Patentes, auf Pergament geschrieben, befindet sich im Besitze des Herrn Dr. med. Aronheim hier, eines Nachkommen A. Davids.

liche Bedenken, entsprungen der Rücksichtnahme auf das eigene Behagen, kannte er in dieser Beziehung nicht. So verschaffte er u. a. einem Alexander Jakob ein Asyl in Kemnade, einem Jakob Markus, dessen Mutter 25 Jahre in seinem Hause gedient hatte, eins in Kl. Rhüden, einem Moses Abraham, den die Regierung aus Meinbrexen gegen den Wunsch aller Ortsbewohner, laut Zeugnisses des Bürgermeisters und der Dorfältesten, ausgewiesen, eins in Boffzen, und bewahrte wiederholt während der Messen arme Schelme vor der durch die Steinwürfe des Pöbels gefährlichen Strafe des Prangerstehens. Der Herzog wußte diesen Charakterzug des Kammeragenten zu schätzen und versagte dessen Fürbitten niemals den Erfolg.

Die völlige Handelsfreiheit, wie sie christlichen Kaufleuten zustand, blieb A. David versagt. Der Herzog nahm auf den ausgesprochenen Willen der gesamten Bürgerschaft und deren Führer im Rathause Rücksicht, zumal er sich gesagt haben mag, daß sein Günstling vorläufig genug erreicht habe und zufrieden sein könne.

Daß der halbe Mißerfolg keinen Rückschluß auf eine Wandlung der Gesinnung des Fürsten gegen seinen Kammeragenten gestattet, beweist folgendes Geschehnis. A. David kaufte von der herzoglichen Verwaltung das an der Ecke des Kohlmarktes und der Schützenstraße gelegene Grundstück, die sogen. alte Münze. Um dieses Grundstück entbrannte ein Rechtsstreit, in welchem der Herzog sich auf die Seite A. Davids stellte und dessen Sache zu der seinigen machte. Über den Streit gibt eine umfangreiche Akte Auskunft, deren alte Blätter höchst drollige Situationen zeichnen, nicht unähnlich denen in einer Operette.

Im Frühjahre 1724 brannte die alte Münze ab. Bei ihrem Wiederaufbau bediente sich A. David der Rechte, die ihm in Bezug auf das Nachbargrundstück im Kaufbriefe zugestanden worden waren, und stützte auf dessen Giebelmauer die Trägerbalken seines Hauses. Da kam er aber bei dem Nachbar, dem Hoffaktor, Ratsherrn und Kaufmann Georg Peter Kalm, übel an. Kalm betrachtete die Wand als sein ausschließliches Eigentum, verbat sich jeden Eingriff in seinen Besitz und ließ sich von seiner Auffassung auch nicht durch das für ihn ungünstige Gutachten einer vom Herzoge berufenen Kommission abbringen. A. David förderte fleißig seinen Bau, während Kalm die Welt mit Klageschriften erschütterte, sich beim Ministerium über den Herzog beschwerte, vom Hofgerichte in Wolfenbüttel ein gerichtliches Verfahren verlangte und zwischendurch sich wiederholt in Bittschriften an den Landesherrn selbst wandte. Letzterer entschied: „Weilen diese Sache allbereits genug schon durch unparteiische Commissarien untersuchet worden, also hat es lediglich bei der hierüber von mir abgegebenen neulichsten Decision sein Bewenden." Dem Kalm will er aber doch noch eine goldene Brücke zum Rückzuge bauen und erkannte ihm daher als Gnade, „die er eigentlich nicht mehr verdiene," das gemeinschaftliche Recht am unteren Teile der Mauer zu; aber wegen seiner beleidigenden Ausfälle gegen den Gutachter Landbaumeister Major Möring müsse er sich entschuldigen. Kalm fiel es jedoch gar nicht ein, letzteres zu tun und zeigte auch für die Gnade kein Verständnis. Er wollte sein Recht, sein volles Recht haben, weil er sich sonst „vor der ganzen Stadt prostituieren und dem Gelächter aller vernünftigen Leute preisgeben würde." Und da er sein vermeintliches Recht auf gütlichem Wege nicht erlangen konnte, so beschloß er, es sich mit Gewalt zu nehmen. Von dem oberen Stockwerke seines Hauses aus brach er in die Giebelmauer große Löcher und bedrohte von ihnen herab die Bauarbeiter mit Stangen. Zu letzterer Schutze eilte der Kommandant v. Bobart mit Soldaten herbei. Es muß ein grotesker Anblick gewesen sein. Oben Kalm und seine Mannen mit Stangen bewaffnet, unten die Soldaten mit Gewehr bei Fuß und in der Mitte die fleißigen Zimmerleute. Einem kam die Sache jedoch nicht lächerlich vor, und das war A. David. Wie leicht konnte die gaffende Menge für die Helden oben auf der Mauer Partei ergreifen! Geschah es, so mußte er zunächst beim Tumulte die Zeche bezahlen. Er ließ daher die Arbeit einstellen. Der Herzog billigte die Vorsicht seines klugen Kammeragenten. Kalm jedoch sollte nicht triumphieren. Das Grundstück ging in den Besitz des Hofärars zurück, und unversehens hatten sich die A. Davidschen Handwerker in herzogliche verwandelt. Kalm zeigte aber auch vor ihnen keinen Respekt und wich nicht aus seiner Kampfesstellung. Der Kommandant bat um Verhaltungsmaßregeln, was er tun solle, falls die Arbeiter wirklich angegriffen würden. „Unbarmherzig in Arrest abführen!" lautete der Bescheid, und der Sünder Kalm soll mit 300 M. gepönt werden.

Die bewaffnete Macht erhielt keine Veranlassung zum Einschreiten. Kalms Drohung war nur eitle Pose. Aber in den Herzen rumorte es weiter. Eines Morgens klebte an der Tür A. Davids ein Zettel des Inhalts: „Alexander Davids ungerechtes Verfahren machet Peter Kalm erbeben, sein unrecht Leiden kränket Gesundheit, Ehr und Stand, Dir aber kostet es Dein Leben." Es war sicherlich nicht so böse gemeint, wie es aussah. Wer morden will, kündigt seine Absicht nicht vorher in Reimen an und befleißigt sich nicht solcher Schönschrift, wie der Zettel sie ausweist. Doch der Herzog nahm die Sache ziemlich ernst, und da gleichzeitig eine Schrift zirkulierte, die gegen keinen Geringeren als ihn selbst gerichtet war, und eine „hohe Person", wie es hieß, zum Verfasser hatte, so war der Spaß für ihn

zu Ende, und er holte zum vernichtenden Schlage aus. Kalms Ernennung zum Ratsherrn war ein Gnadenakt des Fürsten gewesen, mit Beiseiteschiebung des bisher bestandenen Brauches der Präsentation. Bürgermeister und Rat waren schon wiederholt um Rückgabe ihres alten Rechtes vorstellig geworden. Am 5. Februar 1725 wurde ihren Bitten entsprochen, der frühere zu „unverdienter Begnadigung des Georg Peter Kalm" unterbrochene Brauch wiederhergestellt. Dann heißt es in der fürstlichen Kundgebung weiter: „Da Uns auch referiret worden, daß hier in Braunschweig einen Hoffaktor zu haben, Unserer Fürstlichen Hofstatt so unnöthig als Unserem hiesigen Aerario nachtheilig sei, so haben wir keinen längeren Anstand nehmen wollen, gedachtem Georg Peter Kalm hierdurch Anzeige zu thun, daß er künftig sowohl des ihm vorhin beigelegten Charakters eines Hoffaktors sich zu enthalten, als auch die ihm jüngsthin concessionierte Rathsherrn-Function niederzulegen und dero daher ihm zustehenden Freiheiten sich nicht ferner zu bedienen habe." Des ämter- und titellosen Kalm Widerstand war gebrochen. Der einfache Kaufmann durfte nicht wagen, wider den Stachel zu lecken. Er legte sich in Sack und Asche, tat Buße und bat de- und wehmütig um Verzeihung. Des Herzogs Gemüt, eben noch das eines Blitze schleudernden Jupiters, verwandelte sich dem Reumütigen gegenüber in das eines gnädigen Landesvaters. Vergebende Liebe und Humor führten die Feder zur Resolution vom 25. Februar 1726: „Weil ich meinen Unterthanen gerne erweise, daß ich üble Conduita mit Ungnade ahnde, vor der Erkenntniß und Besserung aber meine Gnade nicht verschließe, so sehe ich gerne, daß bey itziger Vacanz eines Ratsherrn der Hoffactor Georg Peter Kalm bei der vorzunehmenden Wahl mir vom hiesigen Magistrate präsentirt wird".

Das Haus war inzwischen gebaut und wieder A. Davids Eigentum geworden. Die Einweihungsfeier erhöhte A. D. durch die Aufnahme seines erstgeborenen, 17 Jahre alten Sohnes David in sein Geschäft. Die Mündigkeitserklärung des jungen Teilhabers, sowie die landesherrliche Genehmigung zur Erweiterung der Firma in: „Alexander David und Sohn in Compagnie" war kurz vorher erfolgt. Der Herzog hatte das Gesuch mit der eigenhändigen Unterschrift verabschiedet: „In Betracht der Uns von ihm geleisteten ersprießlichen Dienste in Gnaden stattgegeben."

Aus diesem Gesuche erfahren wir auch die für die Erziehung der jüdischen Jugend jener Tage bemerkenswerte Tatsache, daß der junge David sich schon vor sechs Jahren die ersten Sporen im Geschäfte seines Vaters erworben hatte. Allerdings etwas früh! Wollte man aber daraus schließen, daß man im Hause Alexander Davids ausschließlich dem Erwerbe gelebt und für geistige Bestrebungen keinen Sinn gehabt habe, so würde man irren. Derselbe Mann, der seine geschäftlichen Beziehungen immer weiter auszudehnen trachtete, mit seinen Unternehmungen in Braunschweig noch nicht gesättigt, am 20. Dezember 1737 beim Landgrafen von Hessen den Antrag stellte, in das Geschäft seines Bruders, des Hofagenten Abraham David in Cassel, als Teilhaber eintreten zu dürfen, und den von ihm erbetenen Geleitsbriefen nach zu urteilen einen wesentlichen Teil des Jahres auf Geschäftsreisen zubrachte, derselbe Mann besaß eine ansehnliche Bibliothek hebräischer Werke, die er stetig erweiterte und mit Verständnis benutzte. Sein geräumiges Haus war gastfrei jedem Fremden geöffnet. Simon v. Geldern, im Ahnensaale Heinrich Heines beheimatet, bemerkt in seinem Tagebuche: „Am 11. Tebeth (= 15. Dezember) 1755 kam ich nach Braunschweig und wurde im Hause des reichen Rabbi Sender gastlich aufgenommen". Der liebste Besuch jedoch war ihm der eines Schriftgelehrten. Wehte ihm ein günstiger Wind einen Kenner der Tora und des Talmud ins Haus, dann war die Freude groß und an ein Fortgehen des Gastes so rasch nicht zu denken. Aus einem zeitweiligen Aufenthalte wurde leicht ein dauernder. Wohnten ja ständig mehrere gelehrte Rabbiner in seinem Hause[1]), die völlig sorgenfrei sich ungestört ihrem Studium hingeben konnten, und deren Werke er wiederholt auf seine Kosten drucken ließ. So erzählt uns Samuel Elkana in der Vorrede seines 1738 in Altona erschienenen Buches Mekom Schmuel d. h. die Stätte des Samuel, sowie auch, daß neben dem Hausherrn dessen drei Söhne David, Moses — später in Frankfurt a. M. wohnhaft und als scharfsinniger Talmudist gerühmt — und Abraham — später in Fürth — ihre freien Stunden talmudischen Studien gewidmet haben.

Der Thronwechsel im Jahre 1731 brachte keine Änderung in der Stellung A. Davids zum Hofe. Ludwig Rudolf wußte die Dienste des klugen geschäftsgewandten Kammeragenten nicht minder zu schätzen, wie sein verstorbener Bruder August Wilhelm. Der neue Herzog stand als Vater der Kaiserin Elisabeth Christina in engen Beziehungen zum Wiener Hofe und A. David erhielt von seinem Herrn bald nach dessen Regierungsantritte den Auftrag, sich zur Abwickelung von Geschäften nach der Hauptstadt Österreichs zu begeben. Dort erfreute er sich ganz besonders des Wohlwollens der Kaiserin, und ihr gefällig sein zu dürfen, betrachtete er als eine hohe Ehre. Elisabeth Christina war häufig in Geldverlegenheit und mußte zu Manichäern ihre Zuflucht nehmen, die ihr nie unter 6% borgten. Auch A. David lieh ihr 15000 Mk., nahm aber an Zinsen nicht mehr als die landesüblichen 5%. Die Kaiserin, von dem Verlangen erfüllt, seine Uneigennützigkeit zu

---

[1]) Siehe Roest-Rosenthal S. 254, Nr. 1327.

belohnen, stellte ihm einen Wunsch frei. Er erbat sich weder Geld und Gut, noch Ehren und Würden, nichts weiter als ein kunstvolles, blaues Gewebe mit Silberstickereien aus dem Thronsaale der Hofburg, um es, wie er ehrfurchtsvoll erklärte, als Vorhang vor dem Toraschrein in seiner Synagoge zu benutzen und sich so zeitlebens an heiliger Stätte der Gnade der Kaiserin zu erinnern.

Diese Erzählung wird freilich nur durch Familienüberlieferung gestützt. Aber das Darlehn ist eine durch archivalische Forschung in Wien festgestellte Tatsache[1]), und der noch im Besitze der hiesigen jüdischen Gemeinde befindliche Vorhang wurde 1732 seiner Bestimmung übergeben.

Die Synagoge, von der Alexander David sprach, war ein Zimmer in seinem Hause, das heute noch als ehemalige Gebetsstätte kenntlich ist durch die Genesis 28,17 entlehnten Worte über der Tür: „Wie ehrfurchtsvoll ist doch dieser Ort, wahrlich, hier ist ein Gotteshaus, hier die Pforte zum Himmel.“ Jeden Morgen und jeden Abend verrichtete er hier seine Andacht, und auch gemeinsamer Gottesdienst fand statt, so oft die dazu erforderlichen 10 erwachsenen männlichen Personen zusammenkamen, was aber außer den Messen nur am Neujahrs- und Versöhnungstage der Fall war. An diesen höchsten Festen kamen gewöhnlich aus Peine einige Männer herüber. Das Betzimmer war so gelegen, daß aus ihm kein Geräusch auf die Straße dringen konnte. Doch das Auge der Neider wachte und enthüllte das Verborgene. Eine Anklage wegen unerlaubten Gottesdienstes war die Folge, und im Frühjahre 1733 trat eine Kommission zusammen, um zu entscheiden, ob der Raum, in welchem die gottesdienstlichen Zusammenkünfte stattfanden, den Charakter einer Synagoge besitze. Bejahenden Falles war die Straffälligkeit gegeben. Blieb schließlich auch alles beim Alten, so bedauerte doch A. David, wie er dem Staatsminister klagte, den Vorfall schmerzlich, weil das alte, hier und dort schon eingeschlummerte Gefühl des Hasses und der Verachtung gegen den andersgläubigen Mitbürger wieder aufgefrischt worden war.

Namhafte Männer erwiesen sich duldsam in dieser Affäre. So z. B. hatten sich die Prediger der Martinigemeinde den Feinden eines jüdischen Gottesdienstes nicht angeschlossen. A. David vergaß ihnen das nie, zeigte sich bis an sein Lebensende erkenntlich und gab seiner Dankbarkeit noch in seinem Testamente Ausdruck.

Seine Synagoge zu schmücken, blieb A. Davids lebenslängliches Bemühen. Von künstlerischem Werte ist ein Leuchter, verfertigt nach dem Vorbilde des jerusalemischen, und eine silberne Gewürzbüchse aus Filigran. Ersterer im Besitze der Gemeinde, letztere Eigentum des Herrn Dr med. Aronheim hier. Eine Arbeit von seltener Schönheit und Sorgfalt zeigt ein dreibändiges Gebetbuch, 1741 von Eisek aus Jestedt auf Pergament geschrieben, auch im Besitze der Gemeinde[2]).

Das Haus unseres Helden barg noch viele andere Kunstschätze, denn nach einer Notiz im Tagebuche des genannten Simon v. Geldern war er Antiquitätensammler und Pretiosenhändler[3]).

So vereinigte der selten begabte Mann in sich die Fähigkeit, seinen Geist in die schwierigen Probleme des Talmud zu versenken mit der anderen nicht minder schätzenswerten, sein Auge durch die anmutigen Linien der Kunst zu ergötzen.

Beide Gaben, namentlich aber die Tiefe und Treffsicherheit seines Geistes, die sich auf allen Gebieten des Lebens bewährte, erwarben ihm Freunde und Gönner bis in die höchsten Kreise. Herzog Karl I. schätzte seinen Wert womöglich noch höher, als seine Vorgänger es getan. Er war geradezu väterlich um seine Ruhe besorgt und gewährte ihm gern Einfluß auf sich. Als 1762 infolge des neuen „Juden-Reglements“ eine Revision in den jüdischen Häusern angeordnet wurde, gebot der Fürst, den alten Kammeragenten nicht zu belästigen. Und als A. David um die Begnadigung eines Diebes bat, der früher Kutscher bei ihm gewesen, willfahrte ihm der Herzog. Zunächst hatte er dem Minister Schrader von Schliestedt, seinem einstigen Sekretär, der es durch Energie und Tüchtigkeit bis zum Geheimrat und Adelsprädikate gebracht, seine Bitte vorgetragen. Des Ministers Antwort lautete: „So wahr ich von Schliestedt heiße, er wird gehängt.“ Schlag fertig erwiderte der Kammeragent: „Ich habe früher „Alexander David“ geheißen, als Sie „v. Schliestedt“ und begab sich trotz der späten Stunde ins Schloß. Der Herzog war schon zur Ruhe gegangen, wies aber dennoch seinen alten Diener nicht ab, hörte ihn an, ließ sich das schon unterzeichnete Todesurteil auf die Bettdecke legen und schrieb „zu Gefängnis begnadigt“ darunter.

Ein herzogliches Reskript vom 26. Oktober 1747 befahl, alles zu vermeiden, was den Leumund und den Kredit des Kammeragenten schädigen könnte. Ihm wurden Millionen anvertraut, eine Verringerung seines Ansehens mußte daher notwendigerweise auch dem Staate schaden.

Auf jenes Reskript berief sich A. David, als ihm 1749 ein Zeugeneid abverlangt wurde. Nachdem er sich nach langem Sträuben unter der Beteuerung, er habe außer seinem Offizialeide noch nie einen Eid geleistet, endlich gefügt hatte, verlangten die Gegner die Eidesablegung mit allen Solennitäten,

[1]) Laut brieflicher Mitteilung des inzwischen verstorbenen Historikers G. Wolf.

[2]) Vgl. über dieses den Aufsatz in den „Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde“ Jahrg. II (1906) Heft III S. 89 ff.

[3]) 1741 schuldete ihm der in Konkurs geratene Seligmann Berend Salomon in Hamburg für einen Edelstein 51 000 Mk.

d. h. in der Synagoge, vor geöffneter Tora und in Anwesenheit der Gemeinde und eines Rabbiners. A. David flehte den Herzog an, ihn von diesem Eide zu befreien, sein Gefühl empöre sich dagegen, und sein Ansehen würde auch darunter leiden. Alle Welt müsse doch denken, das alte Vertrauen zu ihm sei erschüttert, wenn sein gewöhnlicher Eid nicht genüge.

Der Bitte wurde entsprochen; „der Kammeragent muß aber — schreibt der Fürst eigenhändig — wenn er sonsten gesund ist, an loco judicii erscheinen und mag nicht verlangen, daß die Commission zu ihm ins Haus komme und ihm den Eid daselbst abnehme. Ihr werdet jedoch einen Tag und eine Stunde dazu nehmen, da auf dem Rathhause nichts zu thun ist, damit es kein Aufsehen gebe."

Den Herzog gereute alsbald diese seinen Agenten vielleicht doch noch verletzende Entscheidung, und er fügte in einer Nachschrift hinzu: „Auch möget Ihr die Ableistung des Eides in aedibus privatis eines Commissarii geschehen lassen, wenn der Agent A. David sich erklären wird, mit in den Eid nehmen zu wollen, daß er den Eid extra locum judicii eben so bündig als in loco judicii halte, und habt Ihr ihm dabei zu eröffnen, daß diese Erklärung gefordert werde, nicht weil man ihn im Verdacht einer so bösen Meinung habe, sondern um seinem Gegentheil den Mund zu stopfen."

Das Wesen und kluge Benehmen des Mannes gefielen überall. Im Auftrage Karls I. mußte er wieder einmal zur Erledigung von Geschäften nach Wien reisen. Elisabeth Christinas große Tochter, die Kaiserin Maria Theresia, empfing ihn sehr gnädig, sagte ihm, das spanische Kompliment (die Arme vor der Brust zu kreuzen) sei ihm erlassen, und stellte ihn den Erzherzögen vor.

Durch seinen Einfluß bei der Königin Maria Juliane von Dänemark, einer braunschweigischen Prinzessin, wurde 1752 vom Hofe in Kopenhagen der langjährige Amuleten-Prozeß gegen den Oberrabbiner Jonathan Eibeschütz in Altona niedergeschlagen [1].

Seine Geistes- und Herzensgaben erwarben ihm aber nicht nur vielvermögende Gönner, sie wurden ihm auch zum Stabe und zur Stütze, als die Tage kamen, von denen es heißt: „Sie gefallen mir nicht". Bis nahe an die Grenze des Alters verlief sein Leben in aufsteigender Richtung. Der Tod seines Sohnes Naphtali Hirz, der 1738 als Bräutigam starb, war wohl ein schwerer Schlag, aber trübte doch nicht dauernd seine Lebenssonne. Auch große pekuniäre Verluste vermochten dies nicht. Als Geschäftsmann hatte er längst gelernt, sich in den Auf- und Abstieg des Glückes zu finden, und es blieb ihm ja auch immer noch genug übrig, um Verluste verschmerzen zu können. Der Beruf eines Kammeragenten führte zuweilen zu gewagten Unternehmungen. A. David war, durch die nahen Familienbeziehungen des herzoglichen Hofes zur preußischen Königsfamilie veranlaßt, mit dem Herrscher Preußens in geschäftliche Verbindung getreten. Welcher Art die Geschäfte waren, ist nicht ersichtlich. Von ganz geringem Umfange können sie, bemessen nach der Höhe der Forderung von 51150 Mk., die er 1752 an König Friedrich hatte, nicht gewesen sein. Nach drei Jahren waren nur 6984 Mk. zurückgezahlt. Der darauf folgende lange Krieg gestattete nicht die Tilgung der Schuld, und A. David mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, die große Summe zu verlieren. Er sah auch wirklich von seinem Gelde keinen Groschen wieder. Erst vier Jahre nach seinem Tode wurde seinen Erben durch die herzogl. Regierung eröffnet, daß sie sich zum Empfange des Kapitals bei Sr. Majestät melden möchten. Die Schuld war um jene Zeit auf 64725 Mk. 50 Pf. angewachsen.

Weit drückender für die Firma, der A. David selber nicht mehr angehörte, war eine andere Kalamität, die auch der siebenjährige Krieg heraufbeschworen hatte. Zehntausend Himten Roggen, von dem Chef der Firma, dem ältesten Sohne unseres Kammeragenten, an Branntweinbrenner in Peine verkauft, waren von den Franzosen erbeutet worden. Natürlich weigerten sich die Brenner, die schon auf sie gezogenen Wechsel einzulösen. Die Accepte wurden zwar am 20. Dezember 1759 vom Schwiegersohne des Schuldners, Daniel Wallach in Hamburg, bezahlt. Dennoch aber blieb die Lage der Firma, der überall der Kredit gekündigt wurde, eine sehr mißliche. A. David tröstete sich mit dem Gedanken, daß nur das Vermögen seines Sohnes erschüttert sei, nicht aber dessen guter Name. Wirklich war die Teilnahme allgemein. Als nach Einlösung der Wechsel die Sache eine günstigere Wendung zu nehmen anfing, und dieses Herzog Karl von einem Beamten pflichtschuldigst gemeldet wurde, machte der Fürst eigenhändig die Randbemerkung: „Diese Nachricht ist mir ganz lieb, ich habe sie noch nicht gewußt."

David Alexander hoffte, seine Gläubiger nicht nur voll befriedigen, sondern auch für sich selbst noch etwas retten zu können, wenn nur dem Konkurse und damit einer Verschleuderung der vorhandenen Juwelen und Galanteriewaren vorgebeugt wurde. Letzteres gelang. Nachdem die Hälfte der Schulden, rund 72000 M., bezahlt war, wurde vom Herzoge am 20. August 1760 ein Moratorium auf 3 Jahre bewilligt. David durfte während dieser Zeit weder verklagt noch gepfändet werden. Dagegen wurde ihm die Pflicht auferlegt, die Zinsen der restlichen Schulden pünktlich zu bezahlen und zum Nachteile seiner Gläubiger nichts zu unternehmen. 1763 wurde das Moratorium auf weitere drei Jahre verlängert.

[1]) Graetz, Geschichte der Juden X, 411 (2. Auflage.)

Alexander David sah die Lage seines Sohnes weniger hoffnungsvoll an, als dieser selbst. Jedenfalls konnte er nicht erwartet haben, daß für den Schuldner sich noch etwas retten ließe. Nur unter dieser Voraussetzung ist die Errichtung des Codicills zu seinem Testamente vom 21. November 1763 erklärlich, durch welches die sechs Kinder Davids an Stelle ihres Vaters zu Erben eingesetzt wurden.

Die Schicksalsschläge, die bis ins Innerste der Seele ihn treffen sollten, waren ganz anderer Art. 1746 starb ihm seine treue Lebensgefährtin, Sara Hanna Cleve, Tochter des Aron Moses Cleve zu Amsterdam, mit der er 39 Jahre in glücklicher Ehe gelebt und sieben Kinder gezeugt hatte. Mit ihr wich der gute Geist aus seinem Hause. Alle herzerschütternden Heimsuchungen, die gegen ihn anstürmten, trafen ihn nach ihrem Scheiden. Er verheiratete sich zum zweiten Male mit einer Debora aus Imshausen. Mit dieser jungen Frau kam ein leichtsinniger, verschwenderischer Sinn ins Haus, der alles zu zerstören drohte, was der Hausherr in mühevoller Lebensarbeit aufgebaut hatte, und der wirklich auch nicht allzu viel übrig ließ. Sie schenkte dem alten Manne drei Söhne: Simon, Herz und Simson, die von der Mutter mit dem Erfolge erzogen wurden, daß sie alle drei, kaum volljährig geworden, wenige Jahre nach des Vaters Tode entmündigt werden mußten.

A. Davids alte Augen blickten noch klar und sahen, zu welch bitterem Ende die Entwickelung führen müsse. Er wollte vorbeugen und wartete aus Schonung für seine Frau nur auf eine Gelegenheit, die sich ihm auch bald bot. Eines Sabbats Nachmittag sah er vom Fenster aus seine drei jüngsten Söhne auf dem Hofe mit Ballspiel beschäftigt, das während des Mittelalters und hier und da auch in jenen Tagen noch bei den Juden verpönt war, — wahrscheinlich, um die Kinder von der Straße zurückzuhalten und damit Streitigkeiten und deren schlimmen Folgen für die Gemeinde vorzubeugen. Er setzte alsbald seine Frau von seinem Entschlusse in Kenntnis, die Söhne, damit sie sich nicht gegenseitig beeinflussen könnten, zeitweilig von einander zu trennen und je einen nach Frankfurt a. M. zu seiner Schwiegertochter, deren Mann Moses Alexander 1755 gestorben war, einen nach Fürth, zu seinem Sohne Abraham, und einen nach Amsterdam, ins Haus seines Schwiegersohnes Moses Levi zu senden. Dort sollten sie des Lebens ernste Führung kennen lernen und sich aneignen. Dazu war ja auch in den betreffenden Familien sowohl wie in den Gemeinden Gelegenheit genug. Zu Lustbarkeiten, Spiel und Tanz boten die alten Judengassen keinen Raum. In ihren engen Häusern kannte man nur Arbeit, religiöses Studium, religiöse Übung und — in ausgedehntem Maße Wohltätigkeit. A. David täuschte sich aber, indem er glaubte, das Beispiel und das ermahnende Wort könnten die Natur eines Kindes umwandeln. Diese Macht ist nicht in die Hand des Erziehers gegeben, der günstigsten Falles nur zu modifizieren vermag. Seine Söhne kehrten, ohne in ihrem innersten Wesen eine Änderung erfahren zu haben, ins Elternhaus zurück.

Deboras Lebensart färbte auch auf den jüngsten Sohn aus erster Ehe, namens Philipp, ab. Kaum zwanzigjährig, verheiratete er sich mit seiner Base Crona aus Cassel, führte dann ein tolles, unordentliches Leben, wie seine Frau klagte, versilberte deren Pretiosen und Möbeln und entzog sich schließlich seinen Gläubigern durch die Flucht. Unmittelbar vorher war er zum tiefen Schmerze seines Vaters zum Christentum übergetreten. Bald gereute ihn aber dieser Schritt wieder. Ende März 1753 schrieb er aus Amsterdam und Mitte Mai aus Leipzig an den Hofrat Isenhart: Der angeborene Glaube sei bei ihm derartig wieder rege geworden, daß er sich unvermögend fühle, solchen Trieben zu widerstehen.



Alexander David.

Vater und Schwager nahmen sich des Reumütigen an, bezahlten seine Schulden und söhnten ihn auch mit seiner Frau, die sich ins Elternhaus geflüchtet und auf Herausgabe ihrer vier Kinder geklagt hatte, wieder aus. Das Ehepaar lebte später in Hamburg, woselbst Crona Feiwelmann d. i. Philipp am 16. Oktober 1761 starb. Philipp-Feiwelmann verheiratete sich wieder, verlor auch diese Frau durch den Tod am 24. Dezember 1798 und starb selbst am 7. Oktober 1808[1]).

Sorgenvoll sah der müde Greis in die Zukunft seines Hauses. Sein Gemüt aber blieb frei von

[1]) Grunwald, Geschichte der deutschen Juden in Hamburg, S. 235.

Verbitterung, wie seine letztwilligen Verfügungen beweisen. Er bestimmte, da es hier an einer jüdischen Begräbnisstätte noch fehlte, nicht in Wolfenbüttel, dessen jüdischer Friedhof 1722 angelegt wurde, sondern in Halberstadt, an der Seite seiner ersten Frau zur ewigen Ruhe bestattet zu werden. In seinem Hause hatten während des Trauerjahres drei schriftgelehrte Männer morgens und abends die Totengebete zu sprechen und in Frankfurt a. M., Halberstadt und Nicolsburg zehn Gelehrte täglich zu seinem Andenken einige Kapitel aus dem Talmud zu lesen. Die dafür den genannten Gemeinden ausgesetzten 2400 M. wurden laut Erlaß vom 29. März 1766 von der Erbschaftssteuer befreit und ihnen in je 400 Gulden rheinisch zugeführt. Der jüdischen Gemeinde in Halberstadt waren schon längst 18000 M. überwiesen worden, deren Zinsen zur Hälfte dem Rabbiner zu Gute kamen und zur Hälfte zu wohltätigen Zwecken verwandt wurden [1]).

Der hiesigen jüdischen Gemeinde, damals aus 30 Familien bestehend, schenkte er kurz vor seinem Tode das am Kohlmarkte gelegene Haus Nr. 290, nachdem er es zur Synagoge hatte umbauen lassen.

Das Waisenhaus hierselbst erhielt 150 Mk. und die Martinischule 300 Mk. Die 15 Mk. Zinsen aus letzterer Summe wurden dem jüngsten Lehrer der Schule unter der Bedingung zugesprochen, daß er dafür 2 arme Kinder unentgeltlich in seine Klasse aufnehme. Die Martinikirche bekam 1800 Mk., deren Zinsen zu 1/3 dem ersten und zu 2/3 dem zweiten Prediger zu Gute kommen sollten. Die 1800 und die 300 Mk. wurden zu einer Alexander David-Stiftung vereinigt und diese den Kirchenvorstehern unterstellt.

Des Testators letzte Sorge war, die Zukunft seiner Frau und deren Kinder sicher zu stellen. Freilich vergebens! Am raschesten war das Erbteil der Frau Debora verbracht. Die Söhne hatten vorläufig in dem treuen Diener des Hauses, Hirsch Simon Lübeck, einen bewährten Führer, dem ihr Vater, um ihn an die Familie bis zur Volljährigkeit des Jüngsten zu fesseln, bis zu diesem Zeitpunkte 600 Mk. jährlich aussetzte.

Des Erblassers Haus war bestellt; soweit es in seiner Macht lag, hatte er für die Zukunft der Seinen gesorgt, desgleichen für sein Seelenheil und ein gesegnetes Andenken; er durfte in Frieden scheiden. Alt und lebenssatt, wie es auf seinem Leichensteine heißt, schloß er am 14. Oktober 1765 für immer die Augen. Sein fürstlicher Herr ehrte ihn auch im Tode noch. Ein herzoglicher vierspänniger Leichenwagen, geleitet von Bediensteten des Hofes, brachte die irdische Hülle des Entschlafenen an die für sie vorgesehene Stätte.

[1]) Auerbach, a. a. O. S. 87.

Die Fahrt nach Lutter.

Von P. J. Meier.

(Mit Abbildung).

Den Ruhm des Stiftes Königslutter macht heute die Grabstätte seiner Stifter, des Kaiserpaares Lothar und Richenza, und der wunderbare Bau von Kirche und Kreuzgang aus, die an Schönheit und künstlerischer Bedeutung ihres gleichen suchen. Aber im Mittelalter war das Stift in erheblich höherem Maße weit und breit bekannt durch die Wallfahrt, die alljährlich dorthin am Peter-Paulsfeste, dem 29. Juni, als dem Hauptfest des Klosters stattfand. Im Ordinarius, der Ordnung des Rates der Stadt Braunschweig, von 1408[2]) heißt es: „Vortmer uppe sunte Peters unde sunte Pauels Avende unde Daghe, wen de Luttersche Vart is, unde ok wu sek de Rad vormodede, dat vele frömeder Hovelüde (wohl Bauern) unde Volkes in de Stad komen wolde, so scholde eyn jowelk Rad in synem Wykbelde bestellen, dat de Dore vorwaret werden myt Luden, daruppe to slapende, unde myt Luden, darvore to sittende des Daghes myt orem Wapende vorder wente up eyne ander Tyd. . . . Ok scholden se desulwe Tyd over de Wachte des Nachtes up den Straten sterken myt unsen Borgheren, up dat malk vor Unghevöghe möghe vorwaret werden“. Da sehn wir denn die langen Züge der frommen Pilger, namentlich am Tage vor dem Peter-Paulsfeste und an diesem selbst sich gegen und durch die Stadt wälzen, geführt von Priestern, die auf der oft langen Wanderung die Leute von rechts und links des Weges sammeln, bis das Ganze einer unaufhaltsam sich schiebenden und stürzenden Lawine gleicht, der sich niemand ungestraft in den Weg stellen darf. Mit Kreuzen und Fahnen, unter Absingung geistlicher Lieder ziehen sie heran, aber nicht ohne Schrecken sieht die friedliche, an Ordnung gewöhnte Stadt sie nahen; der Weg dehnt sich noch 5 bis 6 Stunden über Braunschweig hinaus nach Osten zu; da rasten sie hier und füllen die Wirtshäuser, wie ein Heuschreckenschwarm. Gewiß, die Herbergsväter und die Krämer haben ihren Vorteil davon, aber alles atmet doch auf, wenn die Flutwelle sich glücklich verlaufen hat. In der Nacht vollends, wenn der Becher zuvor gekreist hat, sind Unruhen gar nicht zu vermeiden. Wie viel rohe Gesellen mögen da mitgezogen sein, und der weise Rat unserer alten Stadt wird wohl seinen Grund zu jenen Maßregeln gehabt haben.

Näheres über den Ablaß erfahren wir aus dem Privileg des Papstes Bonifatius vom 8. März 1401[3]), das sich aber ausdrücklich an ältere, jetzt nicht mehr erhaltene päpstliche Urkunden anlehnt. Bonifatius

[2]) U.-B. der Stadt Braunschweig I, S. 178, Abs. 124.

[3]) Diese und die anderen auf Königslutter bezüglichen Urkunden im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel.

erläßt allen denen, die aus Reue über ihre Sünden und nach Ablegung der Beichte an dem genannten Peter-Paulsfeste, und zwar am Vorabend, dem Tage selbst und am achten Tage nachher die Kirche besuchen und zu ihrer Erhaltung Opfer spenden, sieben Jahre Fegefeuer und sieben Male vierzigtägigen Fastens, im Verhältnis zu den sonst üblichen Ablässen eine ganz besondere Gnade. Papst Bonifatius bestimmt weiter, daß der Abt zur Erleichterung der Gläubigen einen oder mehrere geeignete Priester oder Mönche damit beauftrage, die Beichte entgegenzunehmen, und daß für die Zeit des Festes das Betreten von Kloster und Kirche durch Sünder, die unter kirchlichem Bann ständen, nicht, wie sonst üblich, ein zeitweises Einstellen des Gottesdienstes nach sich zöge, daß aber auch eine Verunreinigung der Häuser, die sie während des Festes beträten, nicht stattfände, eine Vergünstigung, die 1433 durch eine Urkunde Papst Eugens IV. erneuert und näher bestimmt wird.

Das Fest und die mit ihm verbundene Wallfahrt hat aber bereits am Ende des XIII. Jahrhunderts bestanden. Denn in der in allem Tatsächlichen zuverlässigen Erzählung von der Erscheinung der Mutter Gottes in Küblingen, die in einer Wolfenbüttler Handschrift (um 1300) vorliegt, lesen wir, daß Albert Ryseberg, der mit der Erscheinung begnadet war, 1291 beim Peter-Paulsfest in Königslutter von rheinischen Kaufleuten ein hölzernes Marienbild gekauft[1]) hat, das dann in Küblingen aufgestellt wurde und als wundertätig galt[2]).

Andererseits hat das luttersche Vorrecht bis in die Zeiten der Reformation seine große Bedeutung behalten; denn als Johann Tetzel 1517 den bekannten Ablaß predigte, sagte er dem Abt von Königslutter in einem Briefe vom 22. Juni 1517, entgegen der sonstigen Bestimmung, die Beibehaltung jenes alten, wertvollen Ablaßrechtes ausdrücklich zu[3]).

[1]) Übrigens ein lehrreicher Vorgang, der uns wieder einmal zeigt, wie wenig die mittelalterliche Kunst an die landschaftlichen Grenzen gebunden war. Das Marienbild war noch 1777 vorhanden.

[2]) Vgl. Schattenberg in „Aus dem kirchlichen Leben Braunschweigs", Festgabe zur IX. luth. Konferenz 1898, S. 82 ff. und Meier, Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig III 2, S. 219.

[3]) Vgl. Nikolaus Paulus, Joh. Tetzel (Mainz 1889) S. 38.

Gußform für luttersche Pilgerzeichen.

Von dem Verlauf des Festes im Kloster selbst gibt uns eine Urkunde vom 19. Nov. 1435 Aufschluß, in der sich Herzog Heinrich und Abt und Kapitel zu Königslutter dahin einigen, daß die Kramer- und Kaufschaft, die an dem genannten Tage, „wen de Gnade und Afflad dor is," im Kreuzgang und auf dem Kirchhof des Klosters zu sein pflegte, um Störungen zu vermeiden, in Zukunft nicht mehr geduldet werden sollte. In diesen engen Räumen fand offenbar ein jahrmarktähnliches Treiben mit großem Gedränge statt; hier müssen Kaufbuden und -tische aufgestellt gewesen sein, in denen besonders die sog. Devotionalien feil geboten wurden. Zu diesen Gegenständen gehörten nun vor allen Dingen die Pilgerzeichen, die sich die Wallfahrer kauften und an Hut oder Kleidung annähten, um deutlich bei der Heimkehr das Merkmal ihrer frommen Reise zur Schau zu tragen. Auf dem berühmten Stich des Meister E. S. von 1466, der die große Madonna von Einsiedeln heißt, trägt ein Pilger ein Zeichen mit einwärtsgebogenen Giebeln am Hut, das sich in einem Original des Lübecker Museums erhalten hat und die wunderbare Weihe jener Kirche durch Gott selbst zeigt. Im Gegensatz dazu haben sich die lutterschen Pilgerzeichen in Originalen nicht erhalten, aber auch sie sind sicher nachweisbar. Man weiß nämlich jetzt, daß dergleichen Zeichen namentlich im XV. Jahrhundert von manchen Glockengießern gern als Zierrat für ihre Glocken benutzt wurden[4]), was übrigens auch bei dem Zeichen von Einsiedeln der Fall ist auf einer Glocke in Bisperode (Kreis Holzminden) und sonst; ähnlich, wie von Münzen, wurden von jenen Zeichen Wachsabgüsse auf das positive Glockenmodell, das Hemd, aufgelegt, so daß sie sich in der davon genommenen negativen Lehmform, dem Mantel, abdrückten, beim Guß aber schmolzen.

Eine Glocke des hannoverschen Gießers Hans Metzger (um 1440) aus Landringhausen (18 Km. westlich von Hannover), die jetzt dem Herzoglichen Museum in Braunschweig angehört, zeigt nun unter vielen anderen Pilgerzeichen, die wir vorläufig nicht unterbringen können, auch eines, das im unteren Teile, von einem Halbkreis überspannt, das Brust-

[4]) Vgl. Liebeskind in „Denkmalpflege" VII (1904) 53 ff. VII (1905) 117 ff.



bild eines Königs mit Krone, Szepter, Reichsapfel und Adlerschild, darüber aber den Gekreuzigten zwischen Petrus und Paulus darstellt. Die Vermutung, daß diese Darstellung sich auf das von Kaiser Lothar gegründete Peter-Paulsstift in Königslutter bezieht, wird aber durch eine gleichfalls im Herzogl. Museum befindliche Gußform aus Speckstein bestätigt, die in doppelter trefflicher Ausführung eben dieses Zeichen trägt und nicht allein auf Grund und Boden des Klosters gefunden worden, sondern auch mit der Inschrift lutter (in Minuskeln) versehen ist. Wie weit dies luttersche Zeichen verbreitet war, und aus welcher Ferne die Pilger nach dem Kloster strömten, zeigt der Umstand, daß sich Abdrücke desselben auch auf Glocken folgender Orte nachweisen lassen: Bisperode (Kr. Holzminden, von 1415), Eime (hannov. Kr. Marienburg; Glocke desselben Meisters Hans Meyger, von 1433), Droysig (Kr. Weißenfels, von 1440), Gr. Lübars (Kr. Jerichow I, von 1447), Kl. Wülknitz (Kr. Köthen; Glocke des Meisters Wolgast in Halle a. d. S., von 1485)[1].

Was die Herstellung solcher Pilgerzeichen betrifft, so erfahren wir näheres darüber aus den Rechnungen der Wallfahrtskirche zur „Schönen Marie" in Regensburg, die den Jahren 1519 bis 1524 angehören und von Schratz in den Mitteilungen der Bayerschen Numism. Gesellschaft VI (1887) 41 ff. veröffentlicht worden sind. Wie in Regensburg, so mögen auch für die lutterschen Pilger der besseren Stände silberne und silbervergoldete Zeichen mittels eiserner Stempel geprägt worden sein; aber daneben wurden dort durch den Goldschmied Kaspar Negel und den Bildschnitzer Erasmus Loy genau, wie in Königslutter — oder vielmehr in Braunschweig, wo wir den Meister zu suchen haben — Formen in Stein geschnitten, und zwar ebenfalls meist doppelt, aus denen dann der Zinngießer die billigeren Zeichen in Blei goß.

So unscheinbar jene Form daher auch ist, so besitzen wir in ihr doch eine wertvolle Erinnerung an jene berühmte Wallfahrt und zugleich ein Kulturdenkmal von erheblicher Bedeutung.

[1]) Vgl. Liebeskind a. a. O. VII 118.

Bücherschau.

Albert Dammann, Der Sieg Heinrichs IV. in Kanossa. Eine kritische Untersuchung. Braunschweig, B. Goeritz 1907. 76 S. 8°. 1 M. 50.

„Die Bußszene ist ein sehr häßlicher Fleck in der deutschen Geschichte, den man gern beseitigen möchte." Von diesem Standpunkte aus unterzieht D. die bisherige Auffassung dieses Ereignisses einer kritischen Durchsicht und kommt S. 58 zu folgendem Resultate: „Dort hat er (nämlich Heinrich IV.) weder wirklich Buße getan, noch auch sich zur Buße bereit erklärt, sondern er hat als König dem Papste als seinem Untergebenen die Zurücknahme des Bannes und des Investiturverbotes anbefohlen. Der Papst hat gehorcht und sowohl den Bann, als auch das Investiturverbot zurückgenommen. Folglich hat Heinrich IV. in Kanossa einen entschiedenen Sieg errungen, Gregor VII. dagegen eine ebenso entschiedene Niederlage erlitten."

Dazu ist folgendes zu bemerken:

1) Man vermißt zunächst in der Einleitung (S. 4—7) eine genügende Auseinandersetzung mit den grundlegenden Forschungen Flotos, Giesebrechts und Felix Stieves[2]). Nur die Essays von Delbrück (1887) und Haller (1905) werden erwähnt und ablehnend besprochen.

2) D. läßt den König Heinrich bedeutend früher reif sein als es die bisherige Ansicht war, m. E. mit Unrecht. Es ist eine psychologische Unmöglichkeit, daß der 12jährige Knabe „durch die wenigen Minuten (des Raubes von Kaiserswerth) zum Manne wurde (S. 8). Fast ebenso verfehlt ist es, wenn D. dem Könige vor 1069 bereits feste Ziele, ein „politisches Programm" (S. 11) zuschreibt. Auch in späteren Jahren ist Heinrich IV weit mehr eine impulsive, als eine logisch denkende und handelnde Persönlichkeit geblieben.

3) Daß Heinrich das Investiturverbot und die Androhung des Bannes (und der Absetzung) im Dezember 1075 als eine „bodenlose Unverschämtheit" ansehen mußte, ist richtig, ebenso daß er dieselbe durch einen Römerzug und die Absetzung des rebellischen Papstes hätte ahnden müssen (S. 19 ff.). Aber Heinrich begnügte sich zu Worms (Jan. 1076) und nach der Bannerklärung noch zweimal mit bloßen Worten; der von D. angenommene Römerzug hat nicht stattgefunden. Die Fahrt, welche D. als den Römerzug ansieht, ist fast ein Jahr später und unter gänzlich veränderten Verhältnissen unternommen. Durch den Tod Herzog Gottfrieds von Lothringen, durch die Desertion der meisten Bischöfe infolge des Bannes, durch die neue Verschwörung der süddeutschen Herzöge, durch den zweiten Aufstand der Sachsen endlich war der noch eben mächtige König zu fast völliger Machtlosigkeit herabgedrückt. Diese ward dokumentiert durch die Kapitulation des Königs vor den in Tribur versammelten rebellischen Fürsten im Oktober 1076. Heinrich mußte einen bittenden Brief an den Papst schreiben, sowie dafür sorgen, daß er bis zum 22. Febr. 1077 vom Bann gelöst würde, widrigenfalls die Fürsten drohten, einen neuen König zu wählen. Außerdem wurde der Papst als Schiedsrichter in den deutschen Angelegenheiten auf den 2. Febr. 1077 zu einem Tage in Augsburg eingeladen.

Es ist ein schwerer Fehler D.'s, daß er weder die

[2]) Vergl. dessen Ansicht in dem Aufsatze O. v. Heinemanns „Harzburg und Kanossa" im Br. Mag. 1901 S. 1 ff.

Zeitdauer noch den darin erfolgten Umschwung der Verhältnisse berücksichtigt, sondern den Zug Heinrichs unmittelbar mit den Ereignissen des Dezember 1075 bis Februar 1076 in Zusammenhang stellt, sowie daß er (S. 59 f. und öfter) behauptet, Heinrich habe noch Jan. 1077 auf dem Gipfel seiner Macht gestanden.

4) D. behauptet, der König sei mit einem größeren Heer über die Alpen gezogen, beweist dies aber nur durch die Anm. S. 24: „Die Annahme, daß Heinrich IV. ohne Heer nach Italien gezogen sei, ist natürlich ohne weiteres als Unsinn von der Hand zu weisen.“ Schon aus dem vorhin gesagten geht hervor, daß der König gar nicht in der Lage war, ein großes Heer zu sammeln, vor allem nicht insgeheim vor den rebellischen Fürsten. Diese aber waren, wie D. selbst sagt, durch die Fahrt Heinrichs nicht weniger überrascht als der Papst.

5) Die Alpenfahrt, die Stellung des Königs in Italien, endlich die Buße in Kanossa. D. glaubt die bisherige Auffassung hiervon dadurch zu widerlegen, daß er den alten, längst entschiedenen Kampf gegen die Glaubwürdigkeit Lamberts von Hersfeld, der die ausführlichste Darstellung bietet, noch einmal kämpft. D. berücksichtigt aber nicht, daß die übrigen Schriftsteller dieser Tage, auch die von L. ganz unabhängigen, dem Kerne nach dieselbe Darstellung haben. Eine Quelle, die den bisher bekannten entgegengesetzt werden könnte, weiß auch D. nicht anzuführen.

6) Den Brief Quoniam pro amore und die Promissio Canusina, die seinen Behauptungen entgegenstehen, erklärt D. für eine dreiste Geschichtsfälschung Gregors, oder aber (den Eid) für unecht. Die Beweise für die Unechtheit sind keineswegs überzeugend, die Behauptungen des Briefes aber würden, wenn sie falsch gewesen wären, in jener Zeit nicht einen Tag lang unwidersprochen geblieben sein, da Heinrich und seine Anhänger lebten, und letztere ebenso gut mit der Feder umzugehen wußten, wie die Gregorianer.

7) Daß über die Investitur in Kanossa verhandelt ist, wie D. p. 56 u. ö. behauptet, wird durch keine Quelle bewiesen, sondern nur durch den Schluß (S. 57): „Nach Analogie des Bannes setzt die Erneuerung des Investiturverbotes die Aufhebung des früheren Investiturverbotes voraus.“ Eine höchst bedenkliche Logik! Als ob nicht unzählige Gesetze, Gebote u. dergl., auch ohne ausdrücklich aufgehoben zu sein, wiederholt erlassen wären! Noch schlimmer ist der Analogieschluß S. 61 f., der aus dem Zweck und Verlaufe des zweiten Römerzuges auf den ersten schließen will.

8) Wenn Heinrich einen so entschiedenen Sieg erfochten hat, wie D. behauptet, warum hat er dann sein Vorhaben, den Papst abzusetzen, nicht ausgeführt? D. schweigt sich darüber aus.

Diese wenigen Proben werden genügen, um nachzuweisen, daß es D. nicht gelungen ist, die bisher geltende Auffassung der Ereignisse von Kanossa zu widerlegen, und noch weniger, seine eigene Ansicht zu beweisen. Hss.

H. Weber, Zur Geschichte der Otto von Guerickeschen Apparate. [Magdeburg 1907.] 17 S. 8°.

In dem geschmackvoll ausgestatteten Hefte, das mit dem Bildnisse Ottos von Guericke und der Photographie einer Anzahl seiner Apparate geschmückt ist, erhalten wir nähere Auskunft über den Teil der Guerickeschen Apparatesammlung, der in den Besitz des bekannten Helmstedter Professors Beireis und aus ihm in das physikalische Institut der Herzoglichen technischen Hochschule zu Braunschweig gelangte. Ist auch der Verlust manches Stückes zu beklagen, so ist doch u. a. die Original-Luftpumpe O. von Guerickes auf Dreifuß noch heute vorhanden.

Ernst Dahn, Von Jena bis Versailles Preußens Trauer und Glanz. Braunschweig, E. Appelhans & Comp. 1906. 288 S. 8°. 2 M.

Wilhelm Hopf, die deutsche Krisis des Jahres 1866 mit einem Anhang: Die sogenannte Braunschweigische Frage vorgeführt in Aktenstücken, Aufzeichnungen und quellenmäßigen Darstellungen. 3. durchgesehene und vermehrte Auflage. Hannover, Heinr. Feesche 1906. 616 S. 8°. 3 M.

Heinrich Sybel, Der unheimliche Gast und andere Geschichten. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1906. 150 S. 8°. 1 M. 50.

Georg Baesecke, Zweies, Fantasia quasi una sonata. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1906. 136 S. 8°. 2 M.

In dem von Georg Pfanneberg in Göttingen herausgegebenen **Sammler** (1907 Febr. Nr. 3 S. 9—11) findet sich ein Aufsatz von O. Deneke „Lessings Büchersammlung“, in dem die Leidenschaft Lessings für Bücher und Bücherkauf sowie das Schicksal der von ihm zusammengebrachten Bibliotheken eingehend erörtert werden.

Aus dem **Braunschweiger Kalender** von Joh. Heinr. Meyer auf das Jahr 1907 heben wir hervor das Lebensbild Herzog Augusts des Jüngeren von Gust. Milchsack (S. 28 f.), dem eine wohlgelungene Phototypie des Denkmals dieses Fürsten auf dem Stadtmarkte zu Wolfenbüttel beigegeben ist.

Evangelisches Gemeindeblatt. 1906. Nr. 10. Braunschweigische Landesversammlung. — 37. Patronatsgeistliche. — 38. Prinz Albrecht von Preußen †; St. Paulikirche. — 46. und 47. Hasenclever, Wie müssen evangelische Kirchen gebaut werden? — 48. Braunschw. Landeskatechismus. — 49. Evangelisation in Braunsch. (Sam. Kellers Vorträge).

1907. Nr. 9. Petition an den Kaiser in Sachen der Braunschw. Thronfolge.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1907. April **Nr. 4.**

Zum Gedächtnis der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar † 10. April 1807.

Von allen den Braunschweigischen Fürstentöchtern, die durch ihre Verheiratung in fremden Landen eine neue Heimat gewannen, hat manche eine glänzendere, machtvollere Stellung gefunden, wohl keine aber eine erfolg- und segensreichere Tätigkeit für ihr Land wie für das ganze deutsche Geistesleben entfaltet als die zweite Tochter Herzog Karls I, die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar. Mit nicht unberechtigtem Stolze blicken wir Braunschweiger auf diese Fürstin; denn für alles das, was sie im Thüringer Lande Großes und Herrliches geschaffen, hat sie hier in ihrem Geburtslande die Anregung empfangen. Das ist in diesen Blättern, die ihrer bereits wiederholt eingehend gedacht haben, von berufenerer Seite gezeigt worden[1]). Dennoch dürfen wir diesen Monat, wo am 10. April gerade ein Jahrhundert seit ihrem Tode verflossen ist, an dieser Stelle nicht vorüber gehen lassen, ohne ihr wenigstens ein kleines Blatt ehrender Erinnerung zu widmen. Wir wollen nicht versuchen, ein volles Lebensbild der Herzogin zu zeichnen; wir würden im Wesentlichen da nur wiederholen können, was hier früher bereits besser gesagt worden ist. Nur einen bescheidenen Beitrag, wenige Züge zu ihrem Bilde möchten wir hier vorführen. Entbehrt doch Anna Amalia noch immer eines würdigen literarischen Denkmals, das ihrer hohen Bedeutung in vollem Maße gerecht würde. Ein großes umfangreiches Material wäre bei dieser Aufgabe heranzuschaffen und zu verwerten. Wir glauben der Sache zu dienen, wenn wir wenigstens ein paar Steine zu diesem Baue herbeitragen, zugleich aber unsere Leser einen Blick in Wesen und Wirksamkeit der Fürstin tun zu lassen, der uns ihr Bild klar vor die Seele stellt.

[1]) Vgl. Otto Eggeling im Br. Mag. 1896 S. 145 ff. — W. Brandes Br. Mag. 1897 S. 122. — Karl Schüddekopf Br. Mag. 1901 S. 73 ff.

Die Wiege Anna Amalias stand, wie bekannt, im Schlosse zu Wolfenbüttel. Die Eintragung über ihre Geburt und Taufe im Kirchenbuche der Wolfenbüttler Schloßkirche (II, 305) lautet folgendermaßen:

„Den 24ten Octobr. [1739] Abends halb 6 Uhr ist die Durchlauchtige Regierende Hertzogin Hoheit abermahls mit einer Princeßin glücklich nieder kommen; welche den 25ten Abends zwischen 5 und 6 Uhr in Ihro Hoheit Audienz Zimmer wie sonst von dem Herrn Ober Hoff Prediger Dreißigmarck getaufft worden und Anna Amalia genennet: Die Hohen Tauff-Pathen sind:

1. Des Durchl. Printzen Anthon Ulrichs als Unsers Regierenden Herrn und Hertzog Carls Durchl. Herrn Bruders Frau Gemahlin Kayserliche Hoheit in Petersburg, deren hoher Nahme Anna[2]).
2. Die Königliche Princeß von Preußen Ulrica[3]).
3. Die Königliche Princeß von Preußen Anna Amalia[4]).
4. Des Durchl. Regierenden Herrn und Hertzog Carls Durchl. Princeß Schwester Louise Amalia[5]).

[2]) Elisabeth, die Tochter des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, die bei ihrem Übertritte zur griechischen Kirche den Namen Anna erhielt, am 14. Juli 1739 sich mit dem Herzoge Anton Ulrich zu Br. u. Lün. vermählte, 1740 für ihren Sohn, den Kaiser Iwan, Regentin von Rußland wurde, im Dezember 1741 gestürzt ward und in der Gefangenschaft zu Cholmogory am 19. März 1746 gestorben ist.

[3]) Die Schwester der Herzogin Philippine Charlotte zu Br. u. Lün., die sich 1744 mit dem späteren Könige Adolf Friedrich von Schweden vermählte und am 16. Juli 1782 starb.

[4]) Eine andere Schwester der Herzogin, die 1744 Coadjutorin, 1755 Äbtissin zu Quedlinburg wurde und am 30. März 1787 starb.

[5]) Die Schwester Herzog Karls, die 1742 den Prinzen August Wilhelm von Preußen heiratete und am 13. Jan. 1780 starb.

5. Der Aller Durchl. Printz von Wallis in Engeland, Ihro Königl. Hoheit Nahme ist Friedrich Ludowig[1])".

Überwacht wurde die Erziehung der Prinzessin Anna Amalia von dem Abte Jerusalem, der im Jahre 1754 auch eine sehr interessante Charakteristik von ihr entworfen hat[2]). Noch in demselben Jahre wurde sie konfirmiert. Darüber weiß das schon genannte Kirchenbuch dieses mitzuteilen:

„Den 28ten December 1754 sind Durchl. Prinzeßinn Anna Amalia von dem Herrn Hofprediger Mittelstädt in Gegenwart sämtlicher Durchl. Herrschaft, wie auch der Noblesse und übrigen Hofbedienten in Ihro Königl. Hoheit Audienz Zimmer zu Braunschweig confirmirt, und hat den Sontag drauf mit Durchl. Herrschafft communicirt."

Es enthält dann dieselbe Quelle (II, 138 f.) noch nachstehenden Bericht über die Vermählung der Prinzessin:

„Den 16t. Martii [1756] des Abends um 7 Uhr ist die Hohe Vermählung des Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Ernst August Constantin, Regierender Herzog zu Sachsen Weimar und Eisenach, und der Durchl. Fürstinn, Frau Anna Amalia, Herzoginn zu Braunschw. und Lüneb., des Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Carls, Herzogs zu Braunschw. und Lüneb. Unsers Gnädigsten Regierenden Landesherrn zweyte Prinzeßinn Tochter, zu Braunschweig in der Schloß Kirche, in Gegenwart der Hohen Durchl. Herrschaft vollzogen worden, die Copulation hat der Herr Consistorialraht Oldekop verrichtet."

Nur kurze Zeit währte diese Ehe. Schon am 28. Mai 1758 starb der Gemahl und ließ die jugendliche Witwe unter sehr schwierigen Verhältnissen zurück. Sie war, obgleich selbst noch minderjährig, durch das Testament des verstorbenen Herzogs zum Vormund des am 3. Sept. 1757 geborenen Erbprinzen Karl August und zur Landesregentin bestellt worden; die Obervormundschaft aber war ihrem Vater, dem Herzoge Karl zu Br. u. Lün., übertragen, der mit hingebendem Eifer den hieraus erwachsenden Pflichten nachkam, tüchtige Männer, wie den Vizekanzler Georg Sept. Andr. v. Praun, nach Weimar sandte und stets die Tochter mit Rat und Tat nach Kräften zu unterstützen suchte.

Mitten in die Sorgen und Mühen, die auf der jungen Fürstin jetzt lasteten, führen uns zwei Schreiben von Vater und Tochter[3]), die wir hier zur Charakteristik der Lage mitteilen möchten. Das Geld ist knapp in Weimar, der Ausgabeetat der Hofstatt daher nach Möglichkeit zu beschränken. Wie läßt sich das ohne Unbilligkeit gegen einzelne Personen erreichen? Das ist die Frage, über die die Fürstin nicht ganz einen Monat nach dem Tode ihres Gatten mit dem Vater verhandelt. Sie schreibt ihm:

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädiger Herr Vater,

Ew. Gnaden bin ich unendlich verpflichtet, daß Dieselbe, wie mir der Vice Canzler von Praun eröffnet, die von mir intendirte künftige Einrichtung meines Hof-états zu genehmigen geruhen wollen. Da er mir aber zugleich zu vernehmen gegeben, wie Ew. Gnaden gerne sähen, wenn verschiedene Personen, besonders der Hofmarschall von Schardt, der Ober Cämmerer von Göchhaußen und der Ober Hofmeister von Benckendorff, mit andern Bedienungen versehen würden; und ich, da dergleichen andere Bedienungen nicht wohl ausfindig zu machen seyn werden, nicht weiß, ob Ew. Gnaden Willensmeinung etwa seyn möge, daß sodann gedachte Personen bey ihren jezigen Bedienungen, obschon nur in gewißer Maaße beybehalten werden sollen; so nehme ich mir die Freyheit, Ew. Gnaden hierüber meine Gedancken in kindlicher Ehrfurcht und Vertraulichkeit gehorsamst zu eröffnen.

Ew. Gnaden grosmüthige Gedenkens Art, nach welcher Dieselbe die durch den Verlust ihres Herrn vorhin sehr niedergeschlagene Diener, so viel möglich, consoliren wollen, reizet mich zur Nachahmung und ich will gerne alles mögliche beytragen, um die Umstände dieser Personen erträglicher machen zu helfen. Ew. Gnaden werden mir aber verzeyhen, wenn ich offenherzig gestehe, daß, nach meiner Überzeugung, die Beybehaltung obgedachter drey Maitre-Chargen bey Hofe von sehr viel verdrüßlichen Folgen seyn dürfte. Den Ober Stallmeister von Wizleben habe ich, theils wegen seiner guten Eigenschaften, theils in Rücksicht auf das von dem gottseeligen Herzog ihm bis in Tod bezeigte Vertrauen, zum Chef meines Witthumbs-Hof-états erwehlet. Er wird gewiß alles, was zu dieser incumbenz gehöret, besorgen und das in ihn gesezte Vertrauen rechtfertigen, wenn er die direction alleine behält. Dargegen sind tausend unangenehme und in der Folge schädliche collisiones zu befürchten, wenn die übrige Maitre-Chargen, mit einiger activitaet, beybehalten werden solten. Es ist wahr, daß der Hofmarschall von Schardt, nachdem er seiner Frauen ansehnliches Vermögen zugesezet, mit seiner zahlreichen Familie in schlechten Umständen sich befinde, und ich will ihm gerne gönnen, wenn er soviel an Gehalt behält, daß er sich standesmäsig hinbringen kan: Aber es ist auch wahr, daß er kein Wirth ist,

[1]) Der älteste Sohn König Georgs II von England, der vor dem Vater am 31. März 1751 starb.

[2]) Vgl. das Jahrbuch des Geschichtsvereins 1906 S. 161 u. S. 150 f., wo die spätere Behauptung der Prinzessin, sie sei in ihrer Jugend zurückgesetzt, zu erklären versucht wird.

[3]) Sie befinden sich im Herzoglichen Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel. Das von der Herzogin unterschriebene Originalschreiben rührt von der Hand des Geh. Assistenzrates Nonne her. Der Entwurf der Antwort des Herzogs enthält Änderungen und Zusätze von der Hand des Geheimrats Schrader v. Schliestedt.

daß er einen grosen Theil des zugesezten Vermögens auf unnöthige Kleinigkeiten verwendet, daß er bey der Gothaischen Vormundschaft einen Aufwand gemacht, den er gar wohl großentheils entrathen können, und daß er sich also selbst in die schlechten Umstände gesezet. Der Ober Cämmerer Göchhaußen hat von dem Gottseeligen Herzog Ernst August eine pension von 150 Thalern als Cammerjuncker gehabt, nachhero bey meinem Hochseeligen Gemahl kaum ein Jahr, oder doch nicht viel länger, Cammerjunckers-Dienste gethan, ist sodann, mit einer ansehnlichen pension, unter dem Praedicat eines Schloß-Hauptmanns nach Eisenach gesezet worden, und bey dem Regierungs-Antritt des Gottseeligen Herzogs erhielt er, auf recommendation des Herrn Statthalters, der ihn, seiner Frauen halber, gar sehr portiret, die sonst an dem hiesigen Hofe unbekannt gewesene Maitre-Charge eines Ober Cämmerers, mit der Aufsicht über die Gewehr- Bilder- und Music-Cammern. Der Gottseelige Herzog konten ihn gar nicht leiden, sondern hielten ihn vor eine Creatur, Anhänger und Kundschafter des Graf Bünau[1]). Der Ober Hofmeister von Benckendorff, ob er schon sonst rechtschaffen und geschickt seyn mag, hat noch keine Erfahrung in der Hof-Wirtschaft, die er doch zu führen würde praetendiret haben, wenn er würcklicher Oberhofmeister geblieben wäre, und überdem würde seine etwas heftige Gemüthsart zu allerhand Unannehmlichkeiten Anlaß gegeben haben. Ich will ihm aber gerne gönnen, wenn er anderwärts füglich placiret werden kan. Bey dem Gottseeligen Herzog, der seine Leute kannte, waren eben diese drey Personen nicht gelitten, doch mehr, als der Graf von Bünau, welcher durch sein herrschsüchtiges und eigennüziges Betragen meinen Gottseeligen Herrn vor und in der Kranckheit dergestalt geärgert, daß, wenn der Tod nicht darzwischen gekommen wäre, ohnfehlbar eine Veränderung erfolgt seyn würde. Ew. Gnaden werden mir verzeyhen, daß ich mein ganzes Herz bey Ihnen vertraulich ausschütte. Wem kan ich mich sicherer anvertrauen, als einem Verehrungswürdigen Vater, der, bey meinem betrübten Wittbenstande, mein einziger Trost und Zuflucht ist? Conserviren Sie mir Dero Gnade und Liebe. Ich verdiene sie durch die kindliche Ehrfurcht und Treue, womit ich bis zur Grube bin

Ew. Gnaden

Weimar gehorsamste Tochter Amelie H. z. S.
den 26. Jun. 1758.

„Serenissimi Antwortschreiben an der verwittweten Frau Herzogin zu S. Weimar Durchlaucht wegen der bey Deroselben neuen Hofstatt eingehenden 3. Maitre-Charges", das im Entwurfe vorliegt, ist „Braunschweig den 30. Jun. 1758" datiert und nach einem Kanzleivermerk am 4. Juli an den Vizekanzler v. Praun abgegangen. Es lautet folgendermaßen:

P. P.

Ew. Liebden wehrtestes Schreiben vom 26. dieses Monats ist Mir wol zu Handen gekommen; und bezeuge Ich Deroselben billig mein wahres Vergnügen über die darin enthaltene offenherzige und vertrauliche Äußerungen.

Ich bin mit Ew. Liebden gänzlich einverstanden, daß bey deroselben neuen Hofstatt die 3. Maitre-Charges, welche die von Schardt, von Benkendorf und von Goechhausen bishero verwaltet haben, nicht bleiben können, sondern eingehen müßen. Ich binn nur darauf bedacht, wie der von Schardt und von Benkendorf so wenig als möglich, disconsoliret, und dennoch auch wegen der ihnen zu gebenden Pensionen der Cammer-Caße nicht allzu lästig werden mögen.

Der Hof-Marschall von Schardt hat dem Vernehmen nach eine zalreiche Familie, und kein Vermögen; und dahero glaube Ich, daß Ew. Liebden demselben gern gönnen werden, daß ihm sein bisheriger Gehalt à 1800 Thlr, jedoch ohne den ferneren Genuß der freien Tafel, als welcher bey der cessirenden activität seiner charge von selbst aufhöret, vorerst noch, und bis ein völliger Plan gemacht seyn wird, gelaßen werde.

Wegen des Ober Cämmerers von Goechhausen hatte Ich meinem Vice Canzler von Praun schon vorher aufgegeben, von deßelben Umständen zu berichten. Bey den von Ew. Liebden seinethalben anzufüren beliebten Umständen werde ich nunmehro unermangeln, nächstens deßen Entlaßung auf die vorgeschlagene Art zu ratificiren.

Der Ober Hofmeister von Benkendorf ist dem Vernehmen nach ein wolbemittelter Mann, und wäre daher wol im Lande beyzubehalten. Ew. Liebden scheinen ihm auch das Zeugniß beyzulegen, daß er rechtschaffen und geschickt sey.

Ob er nun wol als Ober Hofmeister abgehet und also mit Ew. Liebden Hofstatt weiter nichts zu thun haben wird, so wünschte Ich doch wol, daß derselbe zur Ersparung einer beträchtlichen pension, wofür keine Dienste geleistet werden, auf eine andere dem Lande nüzliche Art mögte befördert werden können. Ich glaube, daß Ew. Liebden dieses auch gern sehen werden, und ist dahero der Vice-Canzler v. Praun angewiesen worden, hierauf gelegentlich mit zu denken.

[1]) Graf Heinrich von Bünau, vorher obervormundschaftlicher Statthalter des Herzogtums Sachsen-Eisenach, war vom verstorbenen Herzoge zum Staatsminister ernannt worden. Von ihm war das erste Testament des Fürsten aufgesetzt worden, dessen Bestimmungen durch die ohne seine Mitwirkung verfaßte, rechtskräftig gewordene „anderweite codicillarische Disposition" vom 22. März 1758 wesentlich verändert wurden. Die Herzogin schenkte ihm, wie schon aus diesem Briefe deutlich hervorgeht, kein volles Vertrauen und hat am 13. December 1758 sein Abschiedsgesuch sofort genehmigt.

Ich glaube übrigens gern, bedaure es aber zugleich recht sehr, daß Ew. Liebden Ursache haben von dem Ministerio des Herrn Grafen von Bünau nicht allerdings zufrieden zu seyn. Inzwischen erfodern die Umstände, daß derselbe wenigstens so lange auf alle mögliche Art menagiret werde, biß an dem Kaiserlichen Hofe der Punkt wegen der Ober Vormundschaft und Landes-Administration so wol, als wegen der für Ew. Liebden zu suchenden veniae aetatis zur Richtigkeit gebracht seyn wird[1]); und daß man sich nicht zu frühe merken laße, daß man einen Widerwillen gegen ihn habe.

Ich bin dahero wol versichert, daß Ew. Liebden solchen noch zur Zeit äußerst zu verbergen suchen werden, wie Ich denn zu Deroselben Bestem ein gleiches thue, und solches um so nötiger finde, da der Punkt wegen des zur Unterhaltung Ew. Liebden Fürstlichen Hofstatt zu verabfolgenden järlichen Quanti ebenfalls noch nicht ausgemacht ist.

Ew. Liebden wollen Sich übrigens von der zärtlichsten Liebe und Zuneigung versichert zu halten belieben, mit welcher Ich so lange Ich lebe seyn werde p

C[arl Herzog z. Br. u. Lün.]
A. A. v. C[ramm] J. H. v. B[ötticher]
S[chrader von Schliestedt.]

Ein völlig anderes Bild der Herzogin Anna Amalia bietet uns ein zweiter eigenhändiger Brief von ihr, der erst kürzlich aus Privatbesitz in das Herzogliche Landeshauptarchiv gelangt ist. Er stammt aus einer Zeit, in der sie, von allen Regierungssorgen längst befreit, ganz ihren künstlerischen und literarischen Neigungen sich hingeben konnte, und ist an den bekannten Maler und Kunsthistoriker Heinrich Meyer gerichtet, der mit der Herzogin schon 1788 in Neapel zusammen traf und im folgenden Jahre nach Weimar berufen wurde, wo er bis an sein Lebensende († 1832), mit Goethe eng verbunden, segensreich gewirkt hat. Das hier in treuem Wortlaute wiedergegebene Schreiben der Fürstin führt uns die liebenswürdigsten Züge ihres Wesens deutlich vor Augen: ihre ungezwungene, muntere Natürlichkeit, ihre warme Liebe zur Kunst, ihr gutes Herz, das an den Freuden ihrer Freunde aufrichtigen Anteil nimmt.

Weimar d. 2ten Juny —94

Ich freue mich mit Ihnen lieber Meyr, daß Sie für Ihren Philosophischen Verstand und Kunst [durch] die Erneurung Ihren alten Bekantschaften und Freunde neue Nahrung bekomen haben, woran es bey uns leider noch ziemlich fehlet. Wie sehr wünschte ich mich mit Ihnen in denen Säalen von Antiquen u. Gemählden zu sehen! aber — Indeßen habe ich in Tiefurt meine Ziṁern mahlen laßen, sie gut Coloriret, und im Democratischen Styl bearbeitet. — Dem Alten Oeser hat es sehr leid gethan, Sie verfehlt zu haben. Die Gerechtigkeit die Sie dem alten Mann wiederfahren ließen, macht Ihren Verstand u Herz Ehre, und mich freut es, denn ich bin dem Alten gut. Ihre Beschreibung der Madonna von Raphael zu Dresden hat meine Sinnenkräfte wieder in Bewegung gebracht, indem mir das schöne Bild von Foligno[2]) ganz lebendig ins Gedächtnis gebracht u mir einen sehr glücklichen moment gemacht. Wie muß es Ihnen zumuthe gewesen seyn so was Volkomenes wiederzusehen. Ich gönne es Ihnen von Herzen den Sie genießen es mit Kopf und Seele. Füllen Sie Ihr Füllhorn recht voll, um es alsden in dem schoße der Freundschaft auszuschütten

Ihre Amelie.

An
Herrn Mahler Meyr
zu
Dresden.

[1]) Dies geschah durch die Kaiserlichen Reichshofratsdecrete vom 1. August uud 22. Dez. 1758.

[2]) Die bekannte Madonna di Foligno von Raphael, die sich jetzt im Vatikan zu Rom befindet.

Der braunschweigische Gedenkdoppeltaler zum 25. April 1856.

Von Werner Jeep.

Hauptseite. Der nach rechts gerichtete Kopf des Herzogs mit gescheiteltem, gelocktem Haupthaar, mit Schnurr- und Backenbart; am Halsabschnitte FRITZ F(ecit) und unter dem Kopfe B(rumleu, Münzmeister). Die Umschrift: WILHELM HERZOG Z. BRAUNSCHWEIG U. LÜN.

Kehrseite. Unter der Krone in einem gespaltenen Schilde das kleine Braunschw. Wappen: rechts im roten Felde übereinander zwei schreitende goldene Leoparden (Braunschweig); links im goldenen, mit roten Herzen bestreuten Felde ein aufgerichteter blauer Löwe (Lüneburg). Zwei durch ein Band zusammengehaltene Lorbeerzweige umschließen das von der Legende ZUR FEIER DER 25 JAEHRIGEN REGIERUNG und von der unter ihr befindlichen Jahreszahl 1856 umgebene Wappenschild, das freigehalten d. i. nicht durch Schildhalter oder Ordenskette eingeengt ist.

Beide Seiten umzieht ein Perlenrand.

Als Randschrift dient die Wertbezeichnung 2 TH * 3½ G. * VII E. F. MARK * VEREINSMÜNZE * Diese Angabe verleiht der Denkmünze zugleich den Charakter einer Verkehrsmünze, und das war nicht unbeabsichtigt: fand sie doch auf diese Weise die weiteste Verbreitung im Lande.

Mit der Ausführung des Stempels für diesen Gedenkdoppeltaler war der Königl. Münzgraveur Brehmer in Hannover betraut worden, von dessen Tüchtigkeit, abgesehen von den hannoverschen Talern

und Doppeltalern, die Medaillen mit den Bildnissen der Könige Ernst August und Georg V Zeugnis ablegten. Um ein möglichst getreues Abbild des Herzogs Wilhelm liefern zu können, hätte der Künstler gern ein Wachsmodell nach der Natur angefertigt oder wenigstens ein en face genommenes Daguerreotyp als Vorlage gehabt; aber weder das eine, noch das andere wurde ihm gewährt. Und so blieb denn nichts anderes übrig, als den im Jahre 1842 von dem Münzgraveur Fritz für die Ausprägung der Doppeltaler angefertigten Mutterstempel zu benutzen, ihn mit neuer Schrift und neuem Rande zu versehen, sowie sonst nachzuhelfen, wo es erforderlich war, doch ohne irgend wesentliche Veränderungen. Hieraus erklärt sich denn, daß das Bildnis des Landesfürsten auf dem Gedenkdoppeltaler von 1856 das gleiche ist, wie auf den vor 14 Jahren zum ersten Male und nachher immer wieder mit demselben Stempel ausgeprägten Doppeltalern, trotzdem inzwischen Herzog Wilhelm das Haupthaar wesentlich anders geordnet und statt Schnurr- und Backenbarts einen Vollbart trug, sowie daß sich am Halsabschnitte des Bildnisses der Name des Stempelschneiders Fritz befindet, trotzdem dieser bereits seit 4 Jahren verstorben war.

Beschränkte sich nun Brehmers Tätigkeit auf der Hauptseite des Gedenkdoppeltalers nur auf die oben angegebenen Änderungen des von Fritz geschnittenen Mutterstempels und auf etwa erforderlich gewordene Nachbesserungen desselben, so ist dagegen die Ausführung der Kehrseite des Künstlers eigene Arbeit. Für das auf dieser Seite Darzustellende waren mancherlei Vorschläge gemacht worden.

Wie bekannt, wollte das Land seine Liebe und Dankbarkeit dem Landesfürsten durch Ausschmückung des Residenzschlosses mit einer Quadriga bezeugen. Diese und den Anlaß zu der Festgabe in entsprechender Widmung auch auf dem Gedenkdoppeltaler zum Ausdruck zu bringen, schlug der als Hauptbegründer des hiesigen Städtischen Museums rühmlichst bekannte, kunstsinnige Dr Karl Schiller vor. Seine Idee fand vielen Beifall. Auch der Vorstand der Herzogl. Münze nahm sie auf und ersuchte den Münzgraveur Brehmer, zwei Entwürfe anzufertigen, auf deren einem die Quadriga den ganzen Raum der Kehrseite des Doppeltalers einnehmen und unter dem Piedestal die bezügliche Schrift stehen sollte, während auf dem anderen Entwurfe ein Lorbeerkranz die Quadriga umgeben sollte, der mit einem zur Aufnahme der Schrift bestimmten Bande zu umschlingen sei. Doch wie ansprechend auch Karl Schillers Vorschlag war, ihn auszuführen erwies sich wegen Raummangels nicht tunlich, zumal dann nicht, wenn, wie es ganz selbstverständlich war, auch ein Lorbeerkranz die Jubiläumsmünze schmücken sollte, für dessen Anbringung ja nur die Kehrseite zur Verfügung blieb.

Auch zwei von Brehmer selbst entworfene Skizzen, die eine einen Lorbeerkranz darstellend, die andere einen Kranz aus Eichenlaub, umschlungen von einem für die entsprechenden Devisen bestimmten Bande, während der innere Raum die Inschrift „Zur Feier der Landeshuldigung am 25. April 1831" enthalten sollte, fanden nicht Anklang. Sie wären auch, mochte die Ausführung noch so künstlerisch ausfallen, immerhin ein etwas nüchternes Produkt geworden, nur um das Ereignis festzustellen, und zum mindesten störend hätte es gewirkt, wenn wie auf Verkehrsmünzen in üblicher Weise die Wertbezeichnung die Umschrift des Lorbeerkranzes gebildet hätte, der zu diesem Zwecke kleiner als der Eichenkranz gehalten war.

Die Darstellung, welche der zur Ausführung gelangten zugrunde liegt, verdankt ihre Entstehung einer Versammlung hiesiger Künstler, in der von den mancherlei Vorschlägen derjenige des Malers Teichs, das Wappen Heinrichs des Löwen zum Mittelpunkte zu machen und es mit einer auf das Jubiläum bezüglichen Umschrift zu umgeben, allseitigen Beifall fand: eine von ihm flüchtig hingeworfene Skizze erläuterte seinen Vorschlag. Er wurde dann auch von maßgebender Stelle angenommen, und Graveur Brehmer aufgefordert, entsprechende Zeichnungen zu liefern. Aus den drei von ihm eingereichten Entwürfen wurde der zweite gewählt und dieser von ihm auf dem Stempel zur Ausführung gebracht. Und dadurch, daß sich Brehmer der ihm gestellten Aufgabe mit Liebe hingab, hat der Gedenkdoppeltaler eine Kehrseite erhalten, die durch die vornehme Einfachheit der bildlichen Darstellung wie durch deren sauberste Ausführung sich in würdiger Weise den vielen Gedenkmünzen anreiht, die von Begebenheiten, sei es im braunschweigischen Lande, sei es in seinem Fürstenhause, Kunde geben.

Mit sorgfältiger Ausschließung aller fehlerhaften Exemplare sind von diesem Gedenkdoppeltaler bis 20. April 1856 6000 Stück auf der hiesigen Münze geprägt worden, von denen 200 Stück medaillenartig und 300 gewöhnlich geprägte der Herzogl. Hofstaatskasse überwiesen wurden, während etwa 4500 Stück zu den Gehaltszahlungen für Monat Mai Verwendung fanden, sodaß jeder Gehaltsempfänger im Lande mindestens einen Gedenkdoppeltaler erhielt.

Wie schon aus obiger Anzahl hervorgeht, war diese Jubiläumsmünze keine numismatische Seltenheit und ist das auch jetzt noch nicht geworden, obwohl die Doppeltaler dem Verkehre längst entzogen sind, zumal nicht ausgeschlossen ist, daß noch Nachprägungen veranstaltet sind. Vorzüglich erhaltene bezw. stempelglänzende Exemplare sind zu 8 bis 10 Mark in Münzenhandlungen käuflich zu haben, während für weniger gut erhaltene Stücke kaum

noch derjenige Preis erzielt wird, den die Randschrift angibt.

Das letzte Gedicht des Grafen Hans von Veltheim.

Im „Kunstwart" (20. Jahrg. April 1907 Heft 14 S. 60—70) macht Leopold Weber in München unter dem etwas auffallenden Titel „Ein Verschollener" auf den Dramatiker Hans Graf von Veltheim aufmerksam, der, am 19. Juli 1818 in Braunschweig geboren, am 5. April 1854 im Schloßparke zu Harbke seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Wir erhalten hier einen Bericht und eine Charakteristik über die vier Dramen des Dichters und eine Würdigung seines bedeutsamen Schaffens, der wir im Allgemeinen nur zustimmen können. Daran schließen sich S. 73—96 gut ausgesuchte, umfangreiche Mitteilungen aus „End und Anfang", zweifellos der bedeutendsten seiner Schöpfungen. Das Heft enthält auch ein Bildnis Graf Veltheims, das nach einem von ihm selbst gefertigten Bilde wiedergegeben wird[1]). Es wäre sehr erfreulich, wenn die Absicht des Verfassers erreicht würde, die Teilnahme weiterer Kreise für den zu Unrecht fast vergessenen Dichter zu erwecken, ein Versuch, den früher bereits Hans Herrig, Burgh. Frh. v. Cramm und Eduard Grisebach gemacht haben. Die Lebensnachrichten über Veltheim finden sich, wie wir hier hinzufügen können, im 39. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie S. 587—93 zusammengestellt. Hier sind auch die Ursachen auseinandergesetzt, die ihn in den freiwilligen Tod getrieben haben werden: der Mangel einer befriedigenden Tätigkeit und eines glücklichen Familienlebens, das kühle Verhältnis zu Vater und Stiefmutter, die für seine höheren Interessen kein Verständnis besaßen, schwere Schicksalschläge in der Familie, in der ein älterer Bruder und ein Oheim durch Selbstmord, eine Schwester am Hochzeitstage in einer andern unaufgeklärten Weise einen plötzlichen Tod gefunden hatten, die Aussicht, daß das reiche Majorat des Geschlechts binnen kurzem ihm zufallen würde, vor allem aber ein schweres körperliches Leiden, das Erbübel der Hautflechte, die ihn sehr quälte und ihm, dem Edelgesinnten, eine Heirat als unverantwortlich erscheinen ließ, obwohl der Vater, da sonst der Mannstamm der gräflichen Linie aussterben mußte, sie auf das Dringendste wünschte. Alles dieses versetzte sein Gemüt in eine krankhafte Erregung, und es genügte ein kleiner Anlaß, um ihn zum Selbstmorde zu treiben.

Als man im Schlosse zu Harbke anfing, ihn zu vermissen und nach ihm zu suchen, fand man auf seinem Schreibtische das Lied aufgeschlagen, das er in seinem „Seekönig" S. 106 Machiado in den Mund legt:

> Ich such' im Sternenheere
> den, der Verstoß'nen glänzt;
> ich suche nach dem Meere,
> das meine Leiden gränzt.
>
> Ich suche nach dem Dome,
> der meine Heil'gen pflegt,
> ich suche nach dem Strome,
> der lecke Barken trägt.
>
> Ich suche nach dem Morgen,
> der mir nicht Fluch gedacht;
> ich suche nach dem Abend,
> der nicht den Fluch vollbracht.
>
> Die Nacht auf meine Sünden,
> die Nacht auf dieses Haupt;
> die Nacht nur laß mich finden,
> die mir kein Morgen raubt.

Daneben lag ein Blatt, das als „letzte Züge" seiner Hand ein Gedicht enthielt, in dem er in tiefergreifender Weise Abschied vom Leben nahm. Zeigt es auch sein dichterisches Können keineswegs auf der vollen Höhe, so verdient es als eine wichtige Urkunde für sein Leben und Sterben doch gewiß auch weiteren Kreisen mitgeteilt zu werden. Es lautet:

> Sei mir zum letzten Mal gegrüßt, Schloß meiner Ahnen,
> in dem bei äußerm Glanz schon manche Thräne floß;
> du wirst nun auch die spätren Enkel mahnen,
> wie hier ein Sproß des Lebens Rechnung schloß.
>
> Zum letzten Mal umfinget ihr mich, traute Räume,
> darin ich oft der Musen Huld genoß,
> wenn mich umgaukelten der Dichtung Träume,
> entflohn der Stadt, der Freunde lautem Troß.
>
> Nicht stimmen will ich jetzt der Dichtung Saiten,
> gerissen ist der Seele Harmonie;
> zum letzten Schritte will ich mich bereiten
> mit festem Sinn; schwach war mein Wille nie.
>
> Verdammt es nicht, daß in des Lebens Fülle
> freiwillig von der Welt ich Abschied nahm:
> und was verbrach ich auch an dieser Hülle,
> in der ich siech schon in das Leben kam?
>
> Und habt Ihr denn mein Innres je verstanden?
> Erschien Euch Überspannung nicht mein Thun?
> Drum lösen leichter sich die Herzensbanden,
> laßt ohne Thränen den Verkannten ruhn.
>
> Auch ist ja eine Spanne nur das Leben,
> in uns liegt der Begriff von Zeit und Raum;
> ob ein, ob ein Jahrhundert uns gegeben,
> floh es dahin, erschien's uns nur als Traum.

[1]) Übrigens ist dieses Bild, wie S. 119 gesagt wird, keineswegs das einzige, das uns von ihm überliefert ist, noch weniger aber ist das Exemplar, nach dem hier der Neudruck besorgt wurde, das einzig erhaltene der Dichtung.

Mein Traum sei aus, ich eile zum Erwachen,
aus trüber Nacht eil ich zum hellen Licht.
Vor diesem Schritt erbeben nur die Schwachen;
wer über sich gedacht, den schreckt er nicht.

Nun komm, erlösend Rohr, wir müssen eilen,
schon hüllet Dämmrung rings die Gegend ein,
nur bei der Kerze Schein noch diese Zeilen,
sie sollen meine letzten Züge sein.

Die Ihr mich suchet, wenn ich nun verschwunden,
an Euch geht schriftlich diese Bitte nur,
zeigt nicht den Ort, an dem Ihr mich gefunden,
vertilgt für meine Lieben jede Spur.

Und nun hinaus in jene dunkeln Schatten,
der frühern Kinderspiele stillen Ort;
seid ihr mein letztes Bett, ihr grünen Matten,
ein Druck führt mich von euch zum sichern Hort.

Du aber, Lenker unsrer Lebenstage,
Du richtest milder als der Menschen Sinn,
Du hörtest lange meines Herzens Klage,
so nimm denn meine Seele gnädig hin.

Über neue Forschungen zum braunschweigischen Stadtrechte.

Die Erhellung der vielen schwierigen Fragen, die uns die urkundliche Überlieferung des braunschweigischen Stadtrechts aufgibt, hat sich mit besonderem Eifer der rühmlichst bekannte Rechtshistoriker der Göttinger Universität, Geh. Justizrat Prof. Dr Frensdorff, angelegen sein lassen. Zum ersten Male hat er sich mit ihnen in seinem vielzitierten Aufsatze „Über das Alter niederdeutscher Rechtsaufzeichnungen" (Hans. Geschichtsbl. Jg. 1876 S. 97 ff., 1878) eingehend beschäftigt; nach fast drei Jahrzehnten den Stoff mit neuem Eifer wieder aufgreifend hat er ihm zunächst die im Magazine von 1905 S. 131 besprochene Schrift „Studien zum Braunschweigischen Stadtrecht. Erster Beitrag. Das Leibnitianum" und dann noch zwei weitere Abhandlungen[1]) gewidmet, deren wesentlichen Inhalt den Lesern des Magazins gleichfalls kurz darzulegen wir für notwendig halten. Wir beginnen um ihres Themas willen mit dem zuletzt erschienenen: sie gilt den altehrwürdigen Jura et libertates Indaginis[2]), dem Rechte des Hagens, und ihrem Verhältnisse zu dem bekannteren Ottonianum, dem Rechte der Altstadt. Danach gliedert sich die Arbeit naturgemäß in zwei Hauptteile. In dem ersten wird, nachdem das Äußere der Hagenrechtsurkunde, „einer Schwesterurkunde des Ottonianums", berührt und die Gründung des Hagens durch Heinrich den Löwen erörtert ist, der Inhalt der Urkunde im einzelnen geprüft. Dabei interessiert einmal, daß Frensdorff den advocatus, den die Bürger des Hagens sich sollen wählen dürfen, wie Varges nicht für identisch mit dem im nächstfolgenden Artikel genannten judex hält. Jenen stellt er zusammen mit dem Bauermeister des Sachsenspiegels und dem magister civilis, den die auf das Recht der Flandrer in Braunschweig d. h. vermutlich im Hagen verweisende, von 1196 datierte Urkunde des Moritzstiftes zu Hildesheim für die auf dem Damme dort angesiedelten Flandrer neben dem Vogte des Stiftes kennt, in diesem sieht er den herzoglichen Vogt. Ferner ist von Belang, daß der Satz Burgenses suos consules habeant, sicut habere consueverunt, quorum consilio civitas regatur, für nicht ursprünglich d. h. nicht bis auf Heinrich den Löwen, den die Urkunde selbst als Gründer des Hagens und Stifter seines Rechtes in Anspruch nimmt, zurückgehend erklärt wird. Da für die dem Hagen an Alter weit überlegene Altstadt Braunschweig das Vorkommen eines Rates nicht vor 1231 nachweisbar sei, so werde man — meint Frensdorff — dem Hagen nicht schon für 1160 oder 1180 einen Rat zuschreiben können. — Das Fazit der Durchprüfung der Urkunde lautet dahin: sie ist eine Aufzeichnung über das Recht, nicht die Rechtsgewährung selbst; diese Aufzeichnung ist 1227 gemacht, um dem Herzog Otto zur Bestätigung unterbreitet zu werden; dabei sind auch jüngere Sätze aufgenommen worden, der Hauptsache nach aber stellen die Jura et libertates Indaginis das diesem Weichbilde von Heinrich dem Löwen erteilte Recht dar. Dem kann man im großen und ganzen nur zustimmen, ohne daß man sich zugleich auf alle Einzelheiten der Beweisführung festzulegen braucht.

Wie verhalten sich nun die Jura Indaginis zum Ottonianum? Bereits in der eingangs dieses Berichtes erwähnten Abhandlung von 1878 (S. 124) hatte Frensdorff behauptet, die Jura seien vom ottonischen Recht benutzt worden. Demgegenüber war Hänselmann in seinem umfänglichen Aufsatze „Die ältesten Stadtrechte Braunschweigs" (Hans. Geschichtsbl. Jg. 1892 S. 39 f., 1893) für das umgekehrte Verhältnis eingetreten. Jetzt sucht nun Frensdorff, an seiner Ansicht festhaltend, diese im Wege eindringlichen Vergleichs näher zu begründen. Besonders ausführlich legt er die Unterschiede dar, die zwischen den beiden Rechten bezüglich der drei Materien „Erbloses Gut", „Besetzungsrecht des Gläubigers", „Erwerb der Freiheit" bestehen, doch macht er auch noch auf manche andere aufmerksam. Wenn er daraufhin behauptet, das Ottonianum zeige eine höhere und gereiftere Entwicklung als die Jura,

[1]) Das Braunschweigische Stadtrecht bis zur Rezeption. (Aus der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte Bd. XXVI. Germanist. Abteilung S. 195—257. 1905).

[2]) Studien zum Braunschweigischen Stadtrecht. Zweiter Beitrag. Die Jura Indaginis. (Aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-histor. Klasse 1906. Heft 3, S. 278—311).

so ist ihm unbedingt recht zu geben, aber eine Abhängigkeit des Ottonianums von den Jura ist damit noch nicht bewiesen. Als Heinrich der Löwe den Hagen gründete, sah die Altstadt schon auf eine ziemlich lange Vergangenheit zurück, in der sie sich doch jedenfalls auch ein Recht ausgebildet hatte. Daß dieses Recht durch die Urform der Jura Indaginis, wie Frensdorff S. 291 annimmt, mit repräsentiert werde, vermögen wir nicht zu glauben, nur soviel dünkt uns wahrscheinlich — und damit nähern wir uns Hänselmanns Ansicht —, daß Heinrich, indem er dem Hagen ein Recht gab, in dieses aus dem schon verhältnismäßig reich gestalteten Rechte der Altstadt, mag es damals schon kodifiziert gewesen sein oder nicht[1]), einige fundamentale Sätze hinübernahm. Im ganzen wird aber das ursprüngliche Hagenrecht, das einer im Anfange ihrer wirtschaftlichen Entwicklung stehenden Stadt, einen viel elementarern Charakter gehabt haben als das der Altstadt, und dieser Unterschied hat sich erst allmählich verwischt: jedenfalls kommt er in den beiden oftgenannten Urkunden noch deutlich zum Ausdruck. Daß diese beiden Urkunden zu gleicher Zeit d. h. 1227 entstanden sind, nimmt jetzt unter Preisgabe seines früheren Widerspruches auch Frensdorff an; wenn aber 1227 Altstadt und Hagen Rechte von verschiedenem Entwicklungsstande hatten, warum sollte das nicht auch fünfzig bis sechzig Jahre früher möglich gewesen sein?

Durch die Untersuchung über das Verhältnis der Jura Indaginis zum Ottonianum wird Frensdorff darauf geführt, sich auch über eine dritte Urkunde zu äußern, die nach gewöhnlicher Ansicht mit den beiden andern zeitlich und sachlich eng zusammengehört. Es ist die von 1227 datierte Vergabung der herzoglichen Vogtei in der Altstadt an dieses Weichbild. Nur in einer schlechten Abschrift des 16. Jahrhunderts erhalten, ist sie deshalb mehrfach für bedenklich oder gar für unecht erklärt worden. Auch Frensdorff hat sich bereits 1878 (a. a. O. S. 123) sehr skeptisch über sie geäußert und kann sich jetzt noch viel weniger als damals entschließen, sie voll anzuerkennen. Er behauptet, mit einer wirklichen Abtretung der Vogtei durch Herzog Otto, wie die Urkunde sie aussage, sei die noch in der Stadtrechtsredaktion von 1279 gebrauchte Wendung vor unsis herren vogede unvereinbar. Aber de vöghede user herren van Brunswich werden (im ersten Gedenkbuche) sogar noch 1354 genannt d. h. zu einer Zeit, für die von einem tatsächlichen Einflusse des Herzogs auf die Vogtei gar keine Rede mehr sein kann, wo die Vögte Bürger waren, die ihr Amt vom Rate in Pacht hatten. Weiter meint Frensdorff, die Angabe eines Urkundeninventars des 14. Jahrhunderts: Litera ducis Ottonis antiqua super advocacia consulibus censualiter data passe nicht auf die überlieferte Urkunde; er stützt sein Bedenken auf das Wort censualiter, wie wir meinen, nicht mit Recht. Denn in der Urkunde wird festgesetzt, daß seitens der Begnadeten als Gegenleistung jährlich 30 Pfund Pfennige an den Herzog zu zahlen seien, d. h. sie erhalten die Vogtei allerdings censualiter = zinsweise, gegen Zins. Ref. hält also die Urkunde nach wie vor für unanfechtbar und die freilich sehr vorsichtig geäußerte Vermutung Frensdorffs, sie sei im 16. Jahrhundert zum Ersatze der damals beseitigten viel weniger besagenden echten gefälscht worden, für unnötig.

Sieht die eben besprochene Abhandlung ihre Aufgabe, um es kurz zu sagen, in der Erforschung der Vorgeschichte des Ottonianums, so untersucht die ein Jahr früher veröffentlichte, wie ihr Titel „Das Braunschweigische Stadtrecht bis zur Rezeption" anzeigt, die von ihm ausgehende Rechtsentwicklung. Indes steht sie zu der Abhandlung über das Leibnitianum (1904), die sich ja auch vorwiegend mit den aus dem Ottonianum abgeleiteten Redaktionen unsres Stadtrechts beschäftigt, nicht nur im Verhältnis der Vertiefung, sondern auch — dem Zusatze „bis zur Rezeption" entsprechend — in dem der Erweiterung. Frensdorff geht diesmal von der Tatsache aus, daß das braunschweigische Stadtrecht erst spät die Beachtung der Rechtshistoriker gefunden hat und auch jetzt noch nicht die, die ihm gebührt. Er führt das vor allem auf die Selbständigkeit des braunschweigischen Rechts gegenüber dem von der Forschung besonders begünstigten Sachsenspiegel zurück und betont, daß gerade diese Selbständigkeit zum guten Teil die Bedeutung des braunschweigischen wie auch des hildesheimschen Stadtrechts ausmache. In Anknüpfung hieran wird für die Stadtrechte überhaupt eine Lanze gebrochen, unter Widerspruch gegen ihre Geringschätzung durch Jakob Grimm und andere Gelehrte gezeigt, daß, mögen sie auch des poetischen Zaubers andrer Rechtsquellen entbehren, ihr gründliches Studium die Erkenntnis der Entwicklung des deutschen Rechtes ganz erheblich zu fördern imstande ist.

Das etwa bietet der erste, einleitende Abschnitt. Im zweiten und kürzesten wird, im wesentlichen auf Grund der Ergebnisse der älteren Abhandlung, die Entwicklung des Rechtes der Stadt Braunschweig in großen Zügen vor Augen geführt. Die treibende Kraft dabei, so legt der Verfasser sehr nachdrücklich dar, ist die Autonomie der Stadt gewesen, nach der negativen Seite hin aber erklärt er es für besonders auffällig, daß das Zusammenwachsen der Stadt aus fünf Weichbilden für die Rechtsentwickelung ohne Belang geblieben sei, weil das Recht der Altstadt sich allmählich auf die vier andern Weichbilde über-

[1]) Die Benutzung einer Vorlage und zwar einer einheimischen macht für gewisse Paragraphen des Ottonianums W. Schottelius, Das Ottonische Stadtrecht usw., Göttingen 1904, S. 20 wahrscheinlich.

tragen habe. Das ist im ganzen gewiß richtig, doch will uns bedünken, als ob Frensdorff, indem er den Zusätzen in den durch die Bücher des Sackes bezw. der Neustadt überlieferten Stadtrechtsredaktionen jede partikuläre Bedeutung abspricht, einen bündigen Beweis dafür schuldig bleibt. Denn wenn sie auch ihrem Inhalte nach in allen Weichbilden gegolten haben könnten, so steht deshalb noch keineswegs fest, daß dies auch wirklich der Fall gewesen ist. Das frühe Verschwinden der meisten spricht sogar dagegen.

Der dritte Abschnitt, der mit einer kurzen Auseinandersetzung über den vorwiegend praktischen Charakter des mittelalterlichen braunschweigischen Rechts — knappe und bestimmte Form der Sätze, Fehlen doktrinärer Erläuterungen und Vernachlässigung der Systematik — anhebt, zerfällt in drei Teile. Im ersten werden die drei Kodifikationen dieses Rechtes neben einander gestellt: das Stadtrecht im engeren Sinne, das Echteding und der Ordinarius, die beiden ersteren ihrem Inhalte nach nicht scharf von einander geschieden, da das Echteding sich nicht auf Polizeiverordnungen beschränkt, sondern auch straf- und privatrechtliche Sätze umschließt, der Ordinarius die sehr merkwürdige und eingehende Beschreibung der braunschweigischen Verfassung. Im zweiten und dritten Teile werden zwei besonders wichtige Gebiete des Privatrechts behandelt: in jenem das eheliche Güterrecht, in diesem die Rechtsgeschäfte von Todes wegen. Besonders belehrend ist, was über die den andern norddeutschen Rechten fremde Anerkennung der Verfügungen im Siechbette, über das Sicheinbürgern der Testamente neben der älteren Form letztwilliger Verfügung, den Vergabungen von Todeswegen, über die Mitwirkung des Rates bei den letztwilligen Geschäften und über die Beschränkungen der Testierfreiheit im öffentlichen Interesse gesagt wird.

Das meiste Neue, weil fast nur Neues, bietet der vierte und letzte Abschnitt. Sein Gegenstand ist die Reformation d. h. der Hauptsache nach die Romanisierung des braunschweigischen Stadtrechts, deren Ergebnis in der Redaktion von 1532, kurzweg selbst die Reformation genannt, vorliegt. Braunschweig ist den übrigen norddeutschen Städten hierin vorangegangen, nachdem es schon seit Beginn des 15. Jahrhunderts das Studium des römischen Rechts durch Stipendien gefördert und kaum viel später Stadtschreiber mit römisch-rechtlicher Vorbildung zu beschäftigen angefangen hatte. In Ludeke Hollands Schicht von 1488 war eine Hauptforderung der dem fremden Rechte abholden Gegner des bisherigen Regiments „de rad scholde neynen doctor hebben." Das ward aber, mochte auch der damalige Syndikus Dr Johann Seeburg seines Amtes verlustig gehen, auf die Dauer nicht durchgesetzt. Zur Zeit der Stadtrechtsreformation hatte Levin v. Emden das Syndikat inne. In ihm, dem früheren Professor zu Frankfurt a. O., vermutet Frensdorff mit gutem Grunde den Schöpfer des bedeutungsvollen Werkes. Dies stellt sich nicht etwa als vollständige Neuschöpfung dar. Die Einteilung, auch viele einzelne Artikel sind, wenngleich nicht sklavisch, aus der Redaktion von 1402 übernommen. Das Neue aber, was die Reformation bietet, ist nicht nur römisches Recht; wir finden auch in großer Zahl vorher fehlende Deutschrechtliche Bestimmungen, die teils durch die Entwickelung des braunschweigischen Rechtes von 1402 bis 1532 entstanden, teils auf das aus dem Sachsenspiegel entwickelte Sachsenrecht zurückzuführen sein werden. Die Benutzung des Sachsenrechts würde für Levin v. Emden, der aus Magdeburg gebürtig war, besonders nahe gelegen haben. Neuerungen wesentlicher Art hat vor allem das Familien- und Erbrecht erfahren. Merkwürdig ist namentlich die überaus günstige Behandlung der Frau hinsichtlich der Haftung für die Schulden des Ehemannes, merkwürdig deshalb, weil die übeln Folgen dieser Regelung der wichtigen Materie ein Edikt vom 5. Februar 1579 veranlaßt haben, wonach die Frau mit ihren sämtlichen Gütern, die sie dem Manne eingebracht und in dessen Verwaltung, Nahrung und Hantierung getan, den Gläubigern haften sollte. Dies Edikt, das sogenannte statutum Brunsvicense hat sich als so unentbehrlich erwiesen, daß es, als Herzog Rudolf August im Jahre 1675 das braunschweigische Stadtrecht durch das gemeine Recht ersetzte, unberührt geblieben und in seinem Kerne bis zur Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches in Kraft gewesen ist.

Die vorstehenden Bemerkungen haben hoffentlich von dem reichen Inhalte der Frensdorffschen Abhandlungen einen leidlichen Begriff gegeben. Wir knüpfen daran den lebhaften Wunsch, daß der Verfasser, der über eine so gediegene und weitausgebreitete Gelehrsamkeit verfügt, uns noch manche Frucht seiner Beschäftigung mit der Rechtsgeschichte der Stadt Braunschweig darbringen möge. In der Schrift über die Jura Indaginis stellt er uns denn auch schon einen Aufsatz über die Vogtei der Stadt in Aussicht, ein Thema, das ungewöhnliche Schwierigkeiten birgt und deshalb trotz seiner Wichtigkeit noch keine wirklich befriedigende Bearbeitung gefunden hat. Niemand ist für die Lösung dieser Aufgabe trefflicher ausgerüstet als Herr Geh. Rat Frensdorff, wir dürfen also das Beste erwarten.

H. M.

Spitznamen der Kupferschmiedegesellen.

Im Jahre 1595 fand, wie bereits 1570, in der Stadt Braunschweig eine Zusammenkunft der Kupferschmiedemeister und -gesellen des niedersächsischen Kreises statt. In der Verhandlung wurden Gilde-

angelegenheiten besprochen: Vorschriften für die Meister beim Angebot gestohlenen Kupfers; Verbot, mehr als einen Lehrling zu halten, Kunden und Gesellen abzuspannen; Verbot für die Gesellen, bei einem unehrlichen Meister zu arbeiten, bei einem Meister aufzuhören und sofort bei einem anderen in derselben Stadt anzufangen; Verweisung von Meistern und Gesellen aus dem Handwerke, wenn sie gestohlen hätten; Bestimmung über Klagen von Meistern und Gesellen usw. Die gefaßten Beschlüsse zu halten, verpflichteten sich sämtliche Meister und Gesellen, die aus den Städten Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Magdeburg, Halberstadt, Goslar, Quedlinburg, Ilsenburg, Einbeck, Osterwieck, Osterode, Salzwedel und Gardelegen erschienen waren, durch eigene Namensunterschrift.

Ist die Urkunde[1]) für die Geschichte des Handwerks überaus wichtig, so ist sie für den Namenforscher besonders anziehend. Denn während die Namen der Meister als Strebe, Meier, Kramer, Hartmann, Warneke, Brauns usw. nicht gerade bemerkenswert sind, fallen die Namen der Gesellen sehr auf. Diese führen nämlich alle den Namen, der ihnen einst als Spitzname gegeben war, als sie aus Lehrlingen zu Gesellen wurden. Dies war eine allgemeine Sitte. „Bei der Aufnahme in die Gesellenschaft, die als ein Taufakt betrachtet wurde, bekam der Lehrling auch einen eigenen Gesellennamen, wozu jedoch auch sein bisheriger Vorname gewählt werden konnte. Fortan wurde er dann nur bei seinem Gesellennamen genannt. Die Handlungen selbst hießen je nach dem Handwerke: Einweichen, Schleifen, Hobeln, Feuer anblasen usw."

So fragte ein Böttichergeselle einen Lehrling, der ausgelernt hatte: „Wie willst Du mit Deinem Schleifnamen heißen?

Hans spring ins Feld? oder
„ sauf aus? „
„ friß umsonst? „
„ selten fröhlich? „
Urban, mache Leim warm? oder
Valtin Stemshorn[2])?"

Wie hier dem „Jünger" sechs Imperativnamen zur Auswahl vorgelegt werden, so führen von den 32 Kupferschmiedegesellen, die die Urkunde unterzeichnet haben, 21 einen Befehlsnamen, nämlich:

Richte das Gespann.
Besinne dich wol.
Schwingsschwert.
Balauff (= bald auf).
Pache (packe) dich aus der Kuche (Küche).
Halte dich wohl (2).
Kaufe das Bier.
Höre das wohl.
Liebe sich, was geht es dich an.
Springinsfeld.
Richte den Kessel (2).
Frühe auf.
Tausche gerne.
Duppe an das Span.
Due kein gut (Tu nicht gut).
Mache dich rein.
Verschnelle dich nicht[3]).
Sich tig für (sieh dich vor).
Brunherwieder.

Der Name des einen besteht aus einem Fragesatze: Was frages du danach? Ein anderer heißt Plate, drei führen einen Vornamen, die übrigen sechs heißen: Seltenreich, Rosenrot, Unvertroffen, Hurenspiegel, Stockfisch und Rosenkranz.

Otto Schütte.

[1]) Sack'sche Sammlung „Gewerke" im Braunschw. Stadtarchive.

[2]) Stahl, das deutsche Handwerk, Gießen 1874. S. 238 u. 243.

[3]) Vgl. hierzu die Namen der Mitglieder des Bubenordens von 1505 bei Kluge, Rotwelsch S. 35.

Bücherschau.

Hans Hoffmann, Wilhelm Raabe. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler 1906. 78 S. kl. 8°. 1 M. 50.

Dieses literarische Porträt bildet den 44. Band der unter dem Titel „Die Dichtung" von Paul Remer herausgegebenen Sammlung von Monographien zur Weltliteratur, deren eigentümlicher Reiz und Wert darin besteht, daß hier Dichter, ganze und halbe, zu Interpreten wahlverwandter Geister werden. Hans Hoffmann, der zu den ganzen gehört, selber einer unserer feinsten und liebenswürdigsten Erzähler, steht seinem Helden zudem seit Jahren in Freundschaft nahe, und seine Übersiedelung aus dem nachbarlichen Wernigerode nach Weimar, wo er gegenwärtig als Sekretär der Schillerstiftung lebt, hat den persönlichen Verkehr nur erschwert, nicht aufhören lassen. Dazu kennt und liebt er seit langem „Dichters Lande" und nicht zum wenigsten die anmutige Weserlandschaft, Raabes engere Heimat und Schauplatz eines guten Teils seiner Geschichten. Kein Wunder nach alledem, daß sein Büchlein, aus Liebe und Verständnis geboren, zu den besten der Sammlung — soweit ich sie kenne — gehört und zugleich zu dem Allerbesten, was in diesen letzten Jahren in so reicher Fülle über unsern großen Landsmann geschrieben ist. Hoffmann geht davon aus, daß Raabe „wie kaum ein anderer außer Goethe ganz aus seinen innern Erlebnissen, den heimlichsten Tiefen der eigenen Seele heraus seine Gestalten, deren Handlungen und Schicksale schafft." Das ist unzweifelhaft wahr und mit sicherem Blick und glücklicher Hand zur Grundlinie aller weiteren Ausführungen gewählt, die an einer Auslese seiner eigentümlichsten Schöpfungen das ungemein Per-

sönliche seines Erfindens und Gestaltens aufzeigen. **Freilich** möchte ich die Parallele mit Goethe auf **diesen** einen Grundzug und sein notwendiges **Komplement** beschränken, ich meine die ebenso seltene **Weite** des Gesichtskreises und die Neigung und **Fähigkeit**, zu allem Leben fühlend und denkend **Stellung** zu nehmen, also daß schlechterdings nichts **Menschliches** ihnen fremd und gleichgültig bleibt. **Im** Übrigen und Einzelnen läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken als der zwischen dem Klassizisten von Weimar und dem deutschen Humoristen — denn daraus, aus der individuellen Verschiedenheit der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeiten entspringt der weltenweite Kontrast ihrer Erscheinungen, nicht aus den von Hoffmann stark betonten Stammesunterschieden, deren Bedeutung wir heute überhaupt wieder zu überschätzen geneigt sind. Velten Andres als ein niedersächsischer Werther ist die einzige schwache Stelle in der sonst ganz vortrefflichen Analyse, die Hoffmann von den „Akten des Vogelsangs" gibt, eine jener wundervollen Einführungen in die Kunstschöpfung eines anderen, die nur einem, der selber Dichter ist, gelingen kann. Auf gleicher Höhe steht die intime Würdigung des „Stopfkuchen" aus seines Bildners innerster Lebenserfahrung heraus und das Meiste von dem, was weiterhin zum „Horacker", zu der „Schwarzen Galere", zum „Wilden Mann" und andern Haupt- und Nebenwerken Raabes an Deutungen und Urteilen beigebracht wird. So ist überall das Detail fein und fesselnd, ganz ungerechnet die wechselnden Reize Hoffmannscher Darstellungskunst. Minder glücklich erscheint er mir, wo er theoretisch wird und etwa den großen Tragiker in Raabe von dem minderwertigen „reinen Humoristen" scheiden will, als der der Dichter sich z. B. in den „Gänsen von Bützow" oder im „Christoph Pechlin" zu zeigen beliebe. Trotz Lipps und anderen modernen Ästhetikern kann ich Tragik und Humor nicht als Gegensätze gelten lassen, vielmehr bleibt für mich der Humor eine eigentümliche innere und äußere Form, Welt und Leben und darin Tragisches und Komisches anzuschauen und darzustellen. Der Dichter des „Quintus Fixlein" und der „Flegeljahre" hat so gut den „Titan", wie den „Katzenberger" geschrieben und ist dort wie hier immer er selbst und derselbe, der Humorist. Das Gleiche gilt von Raabe und seinen nach Gegenstand und Behandlung so verschiedenartigen dichterischen Schöpfungen. Wer den „Schüdderump" als ein rein tragisches Werk im Gegensatz zu andern, humoristischen nimmt, der muß das groteske Wurstessen des Ahnherrn derer von Lauen als eine gröbliche Entgleisung des Dichters ins „rein Humoristische" empfinden, während es doch mit dem grausigen Rumpeln des Pestkarrens zusammen das stimmende Vorspiel des ganzen, in jedem Zuge wohlerwogenen Kunstwerkes bildet.

In einem zweiten kürzeren Abschnitte gibt Hoffmann einen Überblick über Raabes äußeres Leben und die Hauptmomente seiner inneren Entwickelung. Ich glaube dazu für eine zweite Auflage, die dem schönen Buche zweifellos bald zu Teil werden wird, ein paar sachliche Angaben richtig stellen zu sollen: Raabe hat nicht die ersten achtzehn Lebensjahre in seinem Weserlande verbracht, sondern nur die ersten vierzehn; von 1845 ab wohnte er mit seiner verwitweten Mutter in Wolfenbüttel; auch hat er ohne Unterbrechung seine ganze Jugendzeit hindurch bis zum Eintritt in den Buchhändlerberuf „die übliche humanistisch-formalistische Bildungsschablone" über sich ergehen lassen müssen, ohne daß es ihm etwas geschadet hätte. Im Übrigen ist auch dieser Teil des Büchleins reich an feinen und neuen Bemerkungen und Fingerzeigen, aus denen auch die Kenner des Dichters und seiner Werke zu weiterem Verständnis und Nachdenken vieles sich gewinnen können. Vor allem aber wird das Buch manchen anregen und ihm Lust machen, nun bei dem Meister selber ernstliche Einkehr zu halten, und das ist das Beste.

Ein Wort besonderer Anerkennung verdienen schließlich die Beigaben, eine Reihe Porträts des Dichters, darunter ein bisher unbekanntes Jugendbild und ein wenig bekanntes aus den ersten Mannesjahren, und drei charakteristische Federzeichnungen von seiner Hand. Auch nach dieser Seite hin ergänzt Hoffmanns Büchlein ältere Publikationen, wie meine „sieben Kapitel", auf das glücklichste und wird der heimischen, wie der großen deutschen Raabe-Gemeinde herzlich willkommen sein.

W. Br.

Georg Hermann Müller, das Lehns- und Landesaufgebot unter Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel. Hannover und Leipzig, Hahn 1905. XIII und 619 S. 8°. 12 M.

A. u. d. T.: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausgegeben vom Histor. Verein f. Niedersachsen. B. XXIII.

Der Verfasser hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Er hat ein äußerst umfangreiches Material für ihre Lösung herangezogen, das er sorgsam verarbeitet hier vorlegt, und das auch in mancher anderen Beziehung für unsere heimische Geschichte von Wert ist. So liefert das Buch in Wirklichkeit mehr, als der Titel verspricht; wir begrüßen in ihm eine wichtige Bereicherung unserer niedersächsischen Geschichtsliteratur. Der Verfasser verfolgt zunächst die Entwickelung, die das Lehns- und Landesaufgebot, auf welches die Braunschweigischen Herzöge niemals verzichtet hatten, im Laufe des 16. Jahrhunderts genommen, insbesondere die Versuche, die Herzog Julius gemacht hat, um es zeitgemäß zu gestalten. Dann wirft er einen Blick auf die anderen Lande und zeigt die Bestrebungen, die hier auf diesem Gebiete namentlich von einem

Johann von Nassau-Siegen, Moritz von Hessen, von Kurpfalz, dem Haupte der protestantischen Aktionspartei, und auf der katholischen Seite von Maximilian von Baiern verfolgt wurden. Die Gefahr, die hier von den Türken, dort von den Niederlanden her drohte, veranlaßte vor allem, an eine Neuorganisation der militärischen Kräfte des eigenen Landes zu denken. Der gehoffte Erfolg, auf diese Weise einen Ersatz für das Söldnerheer zu schaffen, wurde zwar nirgends erreicht. Auch hoffnungsvolle Ansätze kamen an keiner Stelle über territoriale Beschränkung hinaus; überall aber war die Abhängigkeit der Fürsten von den Landständen ein arges Hemmnis, fehlte es daher vor allem an einer sicheren finanziellen Fundierung. Und im Ernstfalle, namentlich bei einem Angriffskriege, haben die kaum geschulten Truppen des Aufgebots gegenüber den Berufssoldaten der Soldheere völlig versagt. Alle diese anderwärts gemachten Erfahrungen sehen wir bei dem Unternehmen des Herzogs Heinrich Julius, das uns hier sodann in allen Einzelheiten vorgeführt wird, in vollem Umfange bestätigt. Wir hören von den Verhandlungen, die wegen des Lehndienstes mit der Ritterschaft u. a. geführt wurden, von der Theorie und der Praxis, die bei der Bildung des Landesaufgebots vorgebracht und befolgt wurde, der oft ungerechten Auswahl der Soldaten, dem Streite zwischen den militärischen und bürgerlichen Beamten, von der Verteilung der Reiter in Cornets, von der des Fußvolks in Regimenter und Fähnlein, von der Ausrüstung und Bewaffnung, von der Besetzung der Offizierstellen, der Musterung und kriegerischen Ausbildung der Mannschaft, von dem Verhältnis der Offiziere zu den Soldaten, von beider Gebahren usw. usw. Die wichtigsten Dienste leistete dem Herzoge bei allen diesen Fragen der Kriegsrat David Sachse, dem auch die Abfassung der hier einschlagenden Denkschriften zugeschrieben wird. Am 21. und 22. Sept. 1605 fand vor dem Herzoge auf der Ruthermasch im Süden von Hannover eine Generalmusterung statt, und bald darauf, am 16. Oktober d. J., erfolgte der Schlag, der Heinrich Julius zum eifrigen Betriebe der Rüstung vorzugsweise veranlaßt hatte, der Angriff auf die Stadt Braunschweig, der trotz anfänglichen Erfolgen gänzlich mißlang, und über den in diesen Blättern von G. Hassebrauk und H. Meier eingehend gehandelt ist[1]). Auch die Beschlüsse und Verhandlungen der folgenden Jahre machten die Organisation nicht leistungsfähiger, um so weniger da der Herzog, die Seele des Ganzen, zu dieser Zeit in Prag weilte, wo er am 20. Juli 1613 für sein Haus und sein Land eines zu frühen Todes gestorben ist. — Ein Anhang umfaßt außer der Denkschrift, dem Bestallungsrevers D. Sachses u. a. ein mit großem Fleiße gearbeitetes Verzeichnis der rittermäßigen Lehnträger des Herzogtums (S. 258 bis 500), auf das wir besonders hinweisen möchten, sowie eine Übersicht über das Landesaufgebot, die auch für die Topographie, die Bevölkerungszahl u. a. großes Interesse bietet und auf Grund der Musterrollen aufgestellt ist, über deren Inhalt der Verfasser noch eine weitere Arbeit in Aussicht stellt. Die Einrichtung des Druckes und der Register hätte in einzelnen Punkten vielleicht etwas zweckmäßiger gemacht sein können.

[1]) Br. Mag. 1901 S. 81 f. 113 f. 1902 S. 13 ff.

In der **Deutschen Rundschau** (33. Jahrg. H. 7 S. 63—75) veröffentlicht Eleonore von Bojanowski einen Aufsatz „Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar, zu ihrem hundertjährigen Todestage", in dem auch ungedrucktes Material, zumal des Weimarer Hausarchivs, verwandt ist, bei Erwähnung ihrer Herkunft aber S. 65 mehrere falsche Angaben gemacht werden. Herzog Anton Ulrich war nicht ihr Urgroßvater, sie war nicht die „erstgeborene Prinzeß" und konnte die Hoffnung der Eltern auf einen Thronerben nicht enttäuschen, da dieser längst vorhanden war.

In den **„Stunden mit Goethe"** (III. Band 3. Heft S. 176—212 steht ein Aufsatz Wilhelm Bodes über „Herzogin Amalie als Landesregentin". Es ist ein Abschnitt aus seinem demnächst erscheinenden Buche über die Herzogin Amalia und ihren Musenhof, auf das wir schon jetzt unsere Leser hinweisen möchten. Der Artikel beruht auf größtenteils neuem Materiale des Weimarer Geh. Haupt- und Staatsarchivs und hat für uns deshalb ein besonderes Interesse, weil auf die Führung der Regentschaft, wie die oben S. 38f. mitgeteilten Schreiben zeigen, unser Herzog Karl und seine Räte nicht ohne Einfluß waren.

In der **Frankfurter Zeitung** vom 10. April 1907 (Nr. 99, 1. Morgenblatt) gibt Alexander v. Gleichen-Rußwurm unter dem Titel „Ein Glanzpunkt deutscher Geselligkeit" eine feinsinnige Charakteristik der Herzogin Anna Amalie und des Lebens an ihrem Hofe.

Braunschw. Landwirtschaftl. Zeitung 1906. Nr. 10 u. 11. Generalversamml. d. landwirtsch. Zentral-Vereins d. Herzogt. Br. 20. Febr. 1906. — 13. Bericht über d. Tätigkeit d. landwirtschaftl. Versuchs-Station 1905. — 24. Gesetz betr. die landwirtsch. Amtsvereine u. die Landwirtschaftskammer f. d. Herzogt. Br. — 28. Außerordentl. Versamml. d. Zentral-Ausschusses d. landwirtsch. Zentral-Vereins zu Br. 22. Juni 1906. — 36. Rudolf Lüderßen †. — 44. Ausbruch der Maul- u. Klauenseuche in e. Ortschaft des Herzogtums (Braunlage). — 50 u. 51. Herbst-Versamml. des Zentral-Ausschusses 27. Nov. 1906.

1907. Nr. 7. Sitzung des Vorstandes, der Deputierten u. Beamten des landwirtsch. Zentral-Vereins zu Br. — 9. Besetzung der Beschälstationen im Herzogt. Br. 1907. — 10. Vibrans, Kartoffelversuchsfeld Calvörde 1906. — 12 u. 13. Generalversammlung d. landw. Zentral-Vereins 6. März 1907. — 14. Generalversammlung des Pferdezucht-Vereins d. Herzogt. Br.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1907. Mai **Nr. 5.**

Erlebnisse eines Braunschweigers im nordamerikanischen Freiheitskriege.

Nach gleichzeitigen Aufzeichnungen mitgeteilt
von W. Wagner.

Julius Friedrich Wasmus wurde als Sohn des Amtsvoigts W. 1739 in Lichtenberg geboren, besuchte seit 1752 die große Schule in Wolfenbüttel, wurde aber schon 1754, als der Vater starb, für drei Jahre zum Stadtchirurg Dreyer in die Lehre geschickt und bestand 1757 die vorgeschriebene Prüfung.

Als er im folgenden Jahre auf dem Bohlwege in Braunschweig mit einem Schauspieler der damals bei Hofe sehr beliebten Truppe Nicolinis in Streit geriet und dem Gegner einen Degenhieb versetzte, steckte ihn Herzog Karl zunächst in die Leibkompagnie und ernannte ihn, als Wasmus die Prüfung vor dem medizinischen Kollegium bestanden hatte, zum Kompagnie-Chirurgus. Als solcher machte er in der von Herzog Ferdinand befehligten alliierten Armee einen Teil des siebenjährigen Krieges mit. Seine Aufzeichnungen darüber habe ich im Magazin 1900 S. 153 ff. veröffentlichen können. Im Jahre 1776 — er hatte inzwischen also das 37. Lebensjahr erreicht —, mußte W. dem Truppenkorps folgen, das Herzog Karl dem englischen Könige Georg III zum Kampfe gegen die nordamerikanischen Kolonien vertragsmäßig zur Verfügung gestellt hatte.

Auch über die dort verlebte Zeit von über 7 Jahren hat W. sehr ausführliche und höchst sauber geschriebene Aufzeichnungen hinterlassen, die er seinem Wolfenbütteler Freunde, dem Kanzleiverwalter Werner, gewidmet hat. Er gibt die ausdrückliche Versicherung, daß er die volle Wahrheit geschrieben und seinen Kindern die Gefahren, die ihr in Amerika herumirrender Vater überstehen mußte, habe schildern wollen.

Wie das frühere, so ist mir auch dieses Tagebuch von dem jetzt verstorbenen Enkel des Chirurgus, dem Kaufmann, nachherigen Rentner Emil Wasmus an der Poststraße zu Braunschweig, zur Verfügung gestellt worden. Ich darf mich der Hoffnung hingeben, daß ein Auszug aus den Mitteilungen des zweifellos gebildeten und aus klaren Augen in die Welt blickenden Landsmannes um so mehr auf Interesse rechnen kann, weil handschriftliches Material aus jener Kriegszeit in solcher Ausführlichkeit nicht viel mehr aufzufinden sein möchte.

Am 22. Februar 1776, damit beginnt das Tagebuch, erfolgte der Aufbruch der 1. Division der „Hochfürstl. Braunschw. Truppen" unter dem Befehle des eben zum Generalmajor beförderten Obristen v. Riedesel aus Wolfenbüttel. Sie bestand aus dem Dragonerregiment unter Befehl des Obristleutnant Baum, dem Infanterie-Regiment Prinz Friedrich unter Obristleutnant Praetorius, dem Infanterie-Regiment v. Riedesel unter Obristleutnant v. Speth und einem kombinierten Grenadierbataillon unter Obristleutnant Breymann, welches letztere aus Braunschweig abmarschierte. Im ganzen 2200 Mann und ein Generalstab von 20 Offizieren. Riedesel ließ die Division an sich vorbei zum Herzogtore hinausziehen. Auf dem Braunschweiger „Kleinen Exerzierplatze" wurde sie vom Herzog Karl besichtigt, „noch ein mahl, zu guter letzt" — die Soldaten sahen ihren Landesherrn nie wieder.

In Stade wurden die Truppen von dem englischen Kommissar Oberst William Faucit gemustert und auf den König von England beeidigt. Unter überaus lebhafter Beteiligung der Einwohner, „die uns ein Lebewohl und glückliche Fahrt zuschrieen", erfolgte am 12. März die Einschiffung. Wasmus kommt auf die „Pallas" und ist sehr erbaut über die Reinlichkeit auf dem Schiffe, wie auch über Quartier und Verpflegung. „Es giebt," schreibt er, „recht schönes Bitterbier und jeder kan nach Gefallen trinken, so viel er will." Das vergnügliche Leben läßt ihn den Wunsch äußern, „daß wir die Reise nach Amerika hier auf der Elbe abtun könnten."

Da Riedesel und die Generalstabsoffiziere, wie auch verschiedene englische Offiziere, so Kapitän Foy, der die Überfahrt leitet, sich an Bord der Pallas befinden, so gilt sie als „Comodoreschiff".

Am 21. März erfolgt die Abfahrt, von Helgoland aus geht der Kurs westwärts. Bald aber ändert sich das Bild. Es tritt Nebel ein und so heftiger Sturm, „daß man das Stehen nicht behalten konnte." „Die Bewegung des Schiffes wurde immer heftiger, und die See zeigte nichts als hohe Gebürge und fürchterliche Abgründe, so daß jeder glaubte, die Wellen würden uns alle Augenblick verschlingen, doch glaubte ich, das dabey keine große Gefahr seyn müße, weil die Matrosen uns auslachen, besonders da unsere Leute See krank wurden." Nach wenigen Tagen kann W. schon wieder eine Pfeife auf dem Verdeck rauchen, und am 28. März läuft das Schiff in den Hafen von Portsmouth ein. Da Riedesel „sichern Leuten" erlaubt, an Land zu gehen, so lernt W. die Stadt kennen, die er in Kürze beschreibt, sieht sich einige große Schiffe an und auch das stattlichen Matrosenhospital unter Führung des Oberhospitalchirurgen selbst.

Auf 4 Schiffen trifft in Portsmouth das Regiment Hessen-Hanau ein, auf 6 weiteren englische Artillerie und Schotten; 4 Schiffe führen Provision; 2 Fregatten sind zur Deckung der Flotte bestimmt. Von den beiden letzteren übernimmt die Juno, auf der sich Generalleutnant Bourgoyne befindet, fortan die Führung.

Unter Kanonendonner und Trommelschlag segelt die Flotte bei günstigem Wetter am 4. April ab. Da sich ihr bald noch weitere englische Transportschiffe anschließen, so ist sie nunmehr 39 Segel stark. Der Sturm wird bald wieder so heftig, daß Wasmus sich im Bette anbinden läßt. „Ach was ist das für ein elendes Leben!" Dazu herrscht eine starke Kälte. „Man kann kaum auf dem Verdeck aushalten, um eine Pfeiffe Toback auszzurauchen." „Diese große Kälte kommt wahrscheinlich aus der neuen Welt, der wir uns täglich nähern. Wir wünschen herzlich bald Land zu sehen." Viel entgegenschwimmendes Gras und Holz erweckt die Hoffnung, daß man nicht mehr weit von demselben entfernt ist.

„Hier erinnere ich mich an Columbus seine Reise, der erzählt gleichfals, daß er dergleichen täglich gesehen hat."

Mit zunehmender Kälte und wiederkehrenden Stürmen steigern sich die Klagen: „So müssen wir nun noch einen Winter auf der See aushalten, und haben keine Ofens, daß ist genug, sich wieder nach Deutschland zu wünschen." „Heute, 11. 5. 76, haben wir volle Arbeit, um uns vor Kopfstöße zu hüten, die See geth so hoch, das offt die Masten der Schiffe mit den Spitzen in die Wellen stoßen."

Da wird Wasmus am 13. Mai in aller Frühe durch das Geschrei der Matrosen erweckt. Die Neugier treibt ihn eiligst aufs Verdeck, und voll Freude hört er, daß der Steuermann Amerika entdeckt habe. Und wirklich, auf der linken Seite erhebt sich das Gebirge von Cap Breston. Am folgenden Tage wird die S. Lorenz Bai erreicht, deren Ufer mit Schnee und Eis bedeckt daliegen, am 16. zeigt sich Cap Gaspe, das erste Festland von Kanada, und nun fährt man in den Lorenz-Strom hinein. Grade jetzt ist ein bisher von niemand gesehenes Nordlicht sichtbar. „Würde man ein solches in Deutschland sehen, was würde das für fürchterliche Prognostikation haben!"

Bei der Insel Bick wirft die ganze Flotte Anker. Wasmus braut sich mit einigen Freunden einen guten Punsch, bei dem man der Lieben daheim gedenkt. Zwar ist auch diese Nacht sehr stürmisch, aber „was bekümmerte ich mich um das Stürmen, wir liegen vor Anker und — ich habe Punsch getrunken!"

Nachdem Riedesel dem Gen.-Leutn. Bourgoyne auf der Juno einen Besuch abgestattet, auch die buschige und klippenreiche, nur von einem Piloten bewohnte Insel Bick besichtigt hat, segelt die Flotte am 25. Mai um Mitternacht weiter und erreicht glücklich am 1. Juni Quebeck, wo Riedesel sofort dem Generalgouverneur Sir Guy Carleton die Ankunft der 1. Division meldet.

Daß Wasmus mit offenen Augen sieht und mit offenen Ohren hört, beweist er, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, so auch hier. Er genießt vom Abrahamsberge aus den schönen Blick über Stadt, Landschaft und Fluß, er schildert die Lage der „von Natur selbst fast unüberwindlichen Vestung" und berichtet eingehend von der Belagerung Quebecs im letzten Winter durch den Rebellengeneral Montgomery, der, wie ein deutscher Einwohner ihm sagt, ein freiheitliebender und selbst von den Gegnern hochgeachteter Mann ist. Hier sieht er auch die ersten „wilden Amerikaner, von dem Geschlechte der Huronen und Iroquesen, sie waren gekommen, den König ihre Dienste anzubieten." Nicht genug kann er sich über die Ringe in ihren Nasenlöchern wundern. „An diesen Ringen hängen noch kleine Stifte, die bis aufs Maul herunterhängen." Seine ausführliche Schilderung der Wilden macht unsere Lederstrumpf-Erinnerungen wieder lebendig. Laut Bestimmung sollen das Dragonerregiment und das Regiment Prinz Friedrich zunächst als Besatzung in Quebec bleiben. Wasmus selbst wird beordert, künftig als Chirurgus dem Generalstabe zu folgen, und zwar wieder auf der Pallas.

Am 7. Juni erfolgt die Weiterfahrt, am 9. hat man Trois Rivières (Three Rivers) erreicht, am 15. Sorel, eine Ortschaft am linken Ufer, wo man die Schanzen der erst gestern abgezogenen Rebellen sieht.

Am folgenden Tage erschienen auf der Pallas drei vornehme Wilde, „um unserm General die Visite zu

machen, der eine hatte seine Frau Gemahlin bey sich, ein sehr reitzendes Bild. Würde man selbige in Braunschweig sehen, so würde wohl keiner mehr so verwegen seyn, Hexen zu leugnen. Der Wilde war so freundschaftlich selbe den Gen.-Major v. Riedesel als Gesellschafterin auf einige Tage oder Wochen zu lassen, wurde aber ausgelacht."

Abends erfolgt die allgemeine Landung. „Also war ich endlich von dem Schiffe Pallas, die mir 96 Tage zur Wohnung gedient und mich über den fürchterlichen Ozean getragen hatte, erlöst."

Auch die Regimenter Riedesel, Hessen-Hanau und das Grenadier-Bat. Breymann treffen ein; alle Bagage wird, da die Transportschiffe auf Carletons Befehl nach England zurückkehren sollen, an Land gebracht und soll in Quebec, Sorel und Montreal [illegible]oniert werden.

Riedesel[illegible] ſt begibt sich bald nach Montreal, um der feierlic[illegible] Übernahme der Wilden durch Carleton beizuw[illegible]ien. Der Akt erfolgt in der Jesuitenkirche. Die Wilden, die während der Ceremonie unausgesetz[illegible] rauchen, reichen Carleton und den übrigen Offizieren die Hand, indem sie Liebe und Gehorsam versprechen, beschenken auch Carleton und Bourgoyne mit Skalpen.

Während nun die Truppen bei großer Hitze und unangenehmer Belästigung durch Mücken Exerzierübungen vornehmen müssen, gelegentlich auch zur Kirchenparade und Communion beordert werden, macht Wasmus botanische Studien und leistet einheimischen Kranken ärztliche Hülfe.

Das ruhige Garnisonleben aber wird am 24. Juli durch einen aufregenden Vorfall unterbrochen. Der englische General-Brigadier Gordon ist unweit Fort St. Jean durch einen Schuß aus dem Gebüsche verwundet. Rebellen, so glaubt man, sind die Täter. Sogleich werden Wilde in's Holz geschickt, und diese schleppen dann auch 3 Offiziere und 33 Gemeine der amerikanischen Armee herbei, die über Rüstung und Stellung der Ihrigen Aufklärung geben müssen. Der eigentliche Täter aber wird trotz einer ausgesetzten hohen Belohnung nicht ermittelt. Gordon stirbt 8 Tage später und wird in Montreal feierlich bestattet.

Die Zuverlässigkeit der deutschen Soldaten erweist sich schon jetzt als nicht unbedingt sicher. Wasmus berichtet von mehrfachen Desertionen und vermutet, daß diese Deserteure, weil die spanischen Besitzungen in Südamerika „Neuspanien" hießen, glaubten, sie könnten aus Spanien nach Frankreich, und von da zu Fuß nach Deutschland kommen. Die Ausreißer, so sagt er weiter, seien teils in dem wilden Kanada verhungert, oder von den losgeschickten Wilden und Kanadiern wiedergefangen. Dann hätten sie nach erlittenem Arrest Gassen laufen müssen, so einer namens Heidebeck 8 mal, worauf er nach 2 Stunden gestorben sei. „Dies machte bei vielen einiges Nachdenken."

Wiewohl Wasmus in dieser Zeit von einer ruhrartigen Krankheit ergriffen ist und sich auch nach Beginn der Genesung noch elend fühlt, macht er sich doch wieder zu Krankenbesuchen auf. „Die Kanadier lassen mir keine Ruhe." So besucht er Anfang September ein 9monatliches Kind in St. Pierre, das an bedrohlichem Stickhusten leidet. Er gibt ihm mehrere Male ein Brechmittel, „aber wie fingen die Menschen, die Gegenwärtig waren, an zu Heulen und zu Schreyen, als sie sahen, das ich dem Kinde ein Brechmittel gegeben hatte, sie lagen alle auf ihren Knien und beteten, weil sie glaubten, daß Kind müßte sterben, ich gab ihr darauf abführende Säffte und sie war vom Husten frey."

Während die Truppen noch mit Ruderübungen und mit dem Bau von Schiffen für den demnächstigen Krieg beschäftigt sind, trifft am 5. September die Meldung ein, daß 5000 Rebellen auf 400 Schiffen im Anrücken begriffen seien. Sofort wird der Befehl zum Aufbruch und zum Beziehen eines Lagers weit südwärts in Savannah gegeben. Und wenn auch bald Carleton dem General-Major v. Riedesel melden kann, daß die Nachricht von dem Feinde nicht „so fürchterlich" sei, so wird doch aus Mannschaften jeder einzelnen Kompagnie ein Korps gebildet, das über den Champlain-See gehen soll, von den Deutschen insgesamt 1200 Mann unter 42 Offizieren. Sie alle erhalten eine Anzahl Schiffe angewiesen.

Am 2. Okt. segelt das zusammengestellte Korps durch den Richelieu-Fluß nach dem Champlain-See. Auf beiden Seiten dichte Wildnis mit zahlreichen Morästen. Auf der isle aux noix bezieht man ein Lager, die englischen Regimenter an den besten Stellen, die Deutschen auf sumpfigem Gelände. Kein Stroh vorhanden, täglich Regen. Dazu laufen nachts die Mäuse über die Soldaten weg. Die Hälfte der Truppen erkrankt. „Wenn wir noch lange bleiben, so wird der größte Teil von uns hier begraben; daß macht allein daß nasse Lager; daß Elend auf dieser Insel ist gar nicht zu beschreiben."

Am 14. Oktober sendet Carleton an Riedesel die Nachricht, daß die Engländer die Rebellenflotte auf dem Champlain-See geschlagen hätten. Der Führer der Besiegten, General Benedictus Arnold, vordem Pferdehändler, habe sich in dem Kampfe als vorzüglicher Admiral gezeigt. Derselbe habe einen Teil seiner Landsleute ans Ufer gerettet und 6 Rebellenschiffe, auch sein eigenes, verbrannt, um sie nicht in die Hände der Sieger fallen zu lassen.

Das ausgeschickte Korps tritt daraufhin die Rückfahrt an, um in Trois Rivières Winterquartiere zu beziehen. Fast hätte Wasmus diesen Ort nie gesehen. Das Bagageschiff nämlich, auf dem er fährt, wird unterwegs bei einer Insel durch eine so reißende Strömung ergriffen, daß es „wie ein Vogel" dahinfliegt und große Gefahr läuft, am Ufer zer-

schmettert zu werden. Da plötzlich lautes Rauschen! Man ist unmittelbar vor einem Wasserfalle. Wasmus, vor Schreck fast betäubt, kann den Ruderern noch zurufen, das Schiff gerade und nicht seitwärts in den Fall zu treiben. Es gelingt. Das Fahrzeug hebt sich aus dem Abgrunde, stößt zwar noch mehrere Male in gefahrdrohender Weise auf Steine, wird aber dann ans Ufer getrieben. Wasmus springt ins Wasser und bringt sich in Sicherheit. Er geht zu Fuß nach Chambly und holt hier die übrigen Schiffe ein.

„Fühle es selbst, lieber Leser, wie einem Menschen etwan zu Mute seyn kann, der einer großen Lebensgefahr entgangen ist. Wir alle hatten nichts zu leben, keinen Bißen Brodt, machten aber große Feuer, um uns vor der Kälte zu schützen und — wir alle waren vergnügt."

Bald ist die Einfahrt in den Lorenz-Strom wieder erreicht, und Ende Oktober werden in und um Trois Rivières die Winterquartiere bezogen.

„Also haben wir die erste Campagne glücklich geendigt!"

Carleton veranlaßt in den ersten schneereichen Wintermonaten die Leute zu eifrigem Schneeschuhlaufen, damit sie für eine etwa nötige Winterexpedition vorbereitet sind.

Wasmus fühlt sich in dieser Zeit sehr wohl, zumal sich, wie er schreibt, die „ältesten Menschen in Kanada einen solchen gelinden Winter nicht erinnern können."

Fleißige Fahrten in leichten, mit Eisen beschlagenen Schlitten, die für 2 Menschen bestimmt sind und von einem Pferde gezogen werden, und in denen man, durch Bärenpelze und Pelzmütze geschützt, dahinsaust, unterbrechen in angenehmer Weise das Einerlei der Wintertage.

Nur lebt Wasmus in stetem Argwohn gegenüber den Kanadiern. „Daß sind unsere größten Feinde, die mögten uns gern alle ums Leben bringen, wenn sie nur könnten. Sie nennen uns auch nur die deutschen Hunde."

Auch an dieser Stätte seines Tagebuchs beweist er sein Interesse für die Umwelt: er schildert auf drei engbeschriebenen Seiten Land und Leute.

So erscheint der Mai d. Jhrs. 1777. Wasmus denkt an die Heimat, wo nun alles grünt und blüht, während hier in der Fremde der Winter noch nicht gewichen ist.

An Stelle Carletons ist, was nach Wasmus' Meinung diesen bisher bewährten Mann kränken muß, Gen.-Leutenant Bourgoyne zum General en Chef der Armee ernannt worden. Dieser sendet nunmehr den Befehl zum Aufbruch. Nur Obristleutenant v. Ehrenkrook soll mit einem Kommando von 560 Mann in Kanada bleiben.

Das Gros der Armee will Bourgoyne selbst am Richelieuflusse entlang führen, etwa 3900 Engländer, 3200 Braunschweiger und Hessen, über 4000 Kanadier und Wilde. Die kleinere Hälfte soll unter Obrist S. Leger über Montreal hin zur eventuellen Vertreibung der Rebellen marschieren und sich dann in der Gegend von Albany mit dem anderen Teile vereinigen.

Die Bewohner von Trois Rivières sind von dem Abmarsch der Truppen wenig erbaut. Wasmus sagt dazu: „Dies muß man aber ihrer Freundschaft und Menschenliebe nicht zuschreiben, sondern der Gewinnsucht und Liebe zu unserem Gelde, denn sie haben große Vortheile von uns gehabt." Er fügt hinzu: „Das weibliche Geschlecht, welches in Kanada überhaupt etwas weichhertzig ist, vergoß eine Fluth von Thränen, wodurch sie ihre blaßen Gesichter nicht wenig verunstalteten."

Unterwegs erhält Riedesel am 14. Juni die Estafette, daß seine Frau mit den Kindern in Quebec angekommen sei. Er kehrt daher zurück, um sie in Chambly zu erwarten.

Das Corps Bourgoyne erreicht am 16. Juni den Champlainsee und fährt dann auf diesem weiter. „Wer hat wohl in der Welt was seltsameres gesehen? Eine kleine Armee auf mehr als 300 Batteaux, jedes mit einem aufgespannten Segel durch die Wellen eines ungestümen Sees fahren! Wie schön dieses anzusehen war, läßt sich nicht beschreiben, ich weis aber wie mir zu Muthe war, wenn öffters eine verwegene Welle mich nas machte, und durch ihr fürchterliches Geräusch uns den Untergang drohte."

Geht man an Land, so darf sich nachts niemand ausziehen, denn einer Meldung nach steht ein Kommando von 800 Rebellen unweit in der Wildnis. Da noch eine englische Brigade zum Corps Bourgoyne stößt, so ist dieses nunmehr 14 Regimenter stark. Den Wilden verbietet der General, etwaige Gefangene zu skalpieren: für jeden Gefangenen wird eine Prämie ausgesetzt, für den Skalp nichts.

Anfang Juli zieht Bourgoyne gegen das in den Händen der Rebellen befindliche Ticondaroga. Man besetzt den Sugar Hill (Zuckerberg), der eine Beschießung des Ortes ermöglicht, bemerkt aber wenige Tage später, daß der Platz geräumt ist und erfährt von einem bei den Hessen eingetroffenen Deserteur, die Feinde seien 9—10000 Mann stark gewesen — Wasmus schiebt hier ein „das ist lächerlich!" — und seien, als sie die Besetzung des besagten Berges bemerkt hätten, nachts abgezogen.

„Wer hätte das denken oder vermuthen sollen", ruft er aus, „daß die Feinde einen solchen vortheilhaften Posten würden verlaßen."

Regiment Prinz Friedrich und ein englisches besetzen nun den Platz und finden eine große Menge Munition und Proviant vor.

Gleicherzeit hat Riedesel den Brigadegeneral Fraser mit einem Kommando Jäger und Grenadiere

bei Hubertstown unterstützt und den Feind „unter ziemlichen Verlust“ zur Flucht genötigt. Bourgoyne macht dies bekannt und erklärt: „Durch seine gut ertheilten Ordres und durch die tapfere Arth, nach welcher sie ausgeführt wurden, erhielt Gen.-Major Riedesel sowoll als seine Trouppen einen großen Teil von den Ehren des Sieges.“

Bald nachher treffen 400 gefangene Rebellen in Ticondaroga ein und am 13. wird ein von Bourgoyne angeordnetes Dankfest gefeiert.

Deserteure der Rebellen melden, viele von ihrer Partei seien in den Wäldern verborgen, scheuten sich aber aus Furcht vor den Wilden in Bourgoynes Lager zu kommen. Wie berechtigt diese Furcht war, beweist ein von Wasmus erzählter Vorgang. Ein großer und schöner Mann von 19 Jahren habe zu ihnen übergehen wollen, sei aber den Wilden in die Hände gefallen und zum Skalpieren bestimmt. Schon hätten diese „den bei dieser Operation gewöhnlichen Tantz“ begonnen, da seien einige deutsche Soldaten dazugekommen und hätten den schon halb Toten aus seiner entsetzlichen Lage befreit. Darauf erneuert Bourgoyne, vor den der Mann geführt war, sein oben erwähntes Verbot.

Nachdem das Corps inzwischen bis in die Südspitze des Sees, in die Bai „la Belle“, vorgesegelt ist, werden die Truppen am 17. Juli morgens durch dreimaliges Gewehrfeuer aufgeschreckt. Doch ist es nicht der Feind, sondern 1800 Wilde begrüßen durch die Schüsse das Lager. Die kriegerischsten und gefährlichsten unter ihnen sind die Mohowks, kastanienbraun und ganz nackt. Sie skalpieren, so behauptet Wasmus, nicht nur gefangene Feinde, sondern fressen sie auch. „Die übrigen Wilden, die wir schon bey der Armee hatten, gingen aus Furcht vor diesen auf die Seite und sahen selbige mit furchtsamen Blicken an.“ Zwei Tage später erfolgt dann in zeremonieller Weise unter Beihülfe eines Dollmetschers die Aufnahme auch dieser Wilden in den königlichen Dienst. Wasmus schildert diesen Akt genau und erwähnt auch Bourgoyne's Mahnung, daß die Wilden zwar die im Kampfe Getöteten, nicht aber Gefangene und Verwundete skalpieren dürften. „Alle Greise, Weiber und Kinder sollt ihr als heilig ansehen und ihnen kein Leid zufügen.“ Mit einem Kriegsliede, das der Älteste, „den sie als ihren Vorgesetzten oder ihren König folgen und respektieren“, anstimmt, und mit einem wilden Tanze aller Rothäute beginnt dann ein lautes Freudenfest.

Am 25. Juli Aufbruch zu Lande in der Richtung weiter nach Süden. Das Regiment Riedesel à la tête. Der Marsch ist für die dessen ungewohnten Soldaten sehr anstrengend, zumal die Wege durch Regen erweicht sind. Auch das Campieren unterwegs bereitet arges Ungemach. So böse, meint Wasmus, sei selbst für Karl XII. der Weg durch die Ukräne nicht gewesen. Die Übelstände aber schwinden, je mehr man sich dem Hudsonflusse nähert.

Voll Freude begrüßt Wasmus in dessen Nähe die ersten Roggenfelder, „fast wie in Deutschland“.

Am Hudsonflusse trifft man das Frasersche Corps und bezieht mit diesem das Lager. Wiewohl man von Feinden nichts hört, so wird doch der Vorsicht wegen verboten das Lager zu verlassen. Die Ruhe bekommt allen. „Wir leben hier ruhig und gut, weil es uns an schönen Fleisch nicht fehlen kann. Die Waldungen sind voller Rindvieh, welches die Einwohner, aus Furcht vor uns, hineingejagt haben.“

Abermals kann Wasmus von einer Grausamkeit der Wilden berichten. Sie haben ein schönes, junges Mädchen, Miß M'Crea, die Tochter eines in der Nähe wohnenden, königlich gesinnten Mannes, die sich am Tage darauf mit einem englischen Kapitän zu verheiraten gedachte, skalpiert. Ihr Schicksal wird von jedermann aufrichtig beklagt.

Auf dem Weitermarsche am Hudson sieht man alle Häuser leer, alle Felder verwüstet. In Saratoga erblickt Wasmus zu seiner Freude — zuerst seit dem Abmarsche aus Kanada — wieder eine Kirche.

In einem der gelegentlichen Gefechte mit feindlichen Vorposten wird jener Älteste der Wilden, der sich zu weit vorgewagt hat, erschossen. Als seine Stammesgenossen dem Toten zu Ehren eine Salve abgeben, da taucht plötzlich vor dem Korps ein etwa 1900 Mann starker Rebellenhaufen auf, der sich angegriffen glaubt. Eine abgeschickte Truppenabteilung aber zwingt die Feinde zum Abzuge.

Wasmus muß einen verwundeten Wilden verbinden. „Dieser hatte eine Kugel im Arme stecken, die ich ausschneiden mußte, wobey sich der Wilde recht gräßlich betrug, und ich glaube, wen ich mit ihm alleine gewesen wäre, er hätte mich skalpiert, wen er NB. mich hätte bezwingen können.“

Die Wilden werden nach ihrem Verlust mißmutig und denken an Rückkehr nach Kanada.

„Vielleicht“, so meint Wasmus „glaubten sie sich reich genug, den sie haben unter sich viel Geld zusammengebracht und gestohlen, viele Pferde verkauft an Officiers in der Armee und beynahe hatte jeder noch ein Pferd mit allerley gestohlenen Sachen beladen.“

Daß der soeben abgeschlagene Angriff der Rebellen nicht zu einer gründlichen Niederlage derselben geführt hat, veranlaßt den englischen Kapitän M.'Koy zu bittren Worten über den Braunschw. Obristleut. Baum. „Jetzt machen wir sie nur dreist“, sagt er, „lassen ihnen zu viel Zeit, den sie versamlen sich bey Tausenden in einer Nacht. Ich kan gar nicht begreifen, wie man einen solchen — Mann, wie der Obristleut. Baum, ein Commando anvertrauen kan, der gar keine militärische Kenntniß hat, der gar keine, und besonders hier in der Wildniß, keine Disposition machen kan, der gar keine Sprach Kenntnis hat. Wie ist es nur möglich, daß der General

Riedesel einen solchen — Mann eine solche wichtige Expedition anvertrauen konnte, der aus Grobheiten zusammengesetzt ist, der auch den Rath derjenigen verachtet, die ihm zu Führern und Ratgebern mitgegeben sind."

Und als abends, wo freilich alles ruhig bleibt, kein Piquet, nicht einmal eine Feldwache vor die Front des braunschweigischen Regiments gelegt, kein Posten aufgestellt wird, da kann Wasmus das Geständnis nicht unterdrücken: „Ich dachte an Capitän M'Koy!"

Dazu erkennt er, daß die Lage immer unerfreulicher wird: alle 40 Schritte ein Feind hinter den Bäumen; die Einwohner gehen im Lager ab und zu und melden den Feinden sicher alles Wichtige; die mißvergnügten Wilden verharren hinten bei der Bagage; Attacken erfolgen in immer häufigerer Zahl.

Am 16. August meldet der zum Rekognoszieren ausgeschickte Kapitän O'Connel, daß Feinde im Holze sichtbar seien, und bald dringen diese denn auch auf dem rechten Flügel so kräftig vor, daß man die Gefahr, eingeschlossen zu werden, befürchten muß. Daher erwartet man mit Sehnsucht das nachrückende Breymannsche Korps. Bald nach Mittag verstärktes Musketenfeuer der Feinde. Die Dragoner erwidern dasselbe aus ihrer Schanze „mit kaltem Blute und vieler Courage." „Aber bald, so wie sie sich in die Höhe richteten, um ihre Gewehre anzulegen, so gieng ihnen auch schon eine Kugel durch den Kopf, fielen rückwärts nieder und rührten keinen Finger mehr, so wurden in kurzer Zeit unsere größten und besten Dragoner in die Ewigkeit geschickt." Die Wilden zeigen sich ganz unzuverlässig, machen fürchterliche Gesichter und laufen von einem Baum zum andern.

Wasmus selbst hat nahe der Schanze eine dicke Eiche aufgesucht und verbindet hier die Verwundeten. Auch Wilde kommen hinter diesen Baum „und hätten mich bald todt gedrückt, indem sich 4—5 auf mich legten."

Immer stärker wird das Feuer der Gegner, immer heftiger ihr Eindringen. Da laufen alle Wilden fliehend den Berg hinab. Die Kanonen in der Schanze verstummen, denn der Feuerwerker und die bedienende Mannschaft sind erschossen. Kapitän Dommes, der die linke Flanke und den Rücken deckt, wird gefangen.

Rettung ist jetzt, wenn überhaupt, nur noch von schleunigem Rückzuge zu erhoffen. Indem nun Wasmus, eben noch mit Verbinden beschäftigt, dem Korps eiligst zu folgen bestrebt ist, fällt er über einen Baumstamm — und schon sind die Feinde über ihm! Sie nötigen ihn, wie er bemerkt, „ziemlich unhöflich", aufzustehen, einer setzt ihm das Bajonett mit gespanntem Hahn auf die Brust und fragt, ob er Britte oder Hesse wäre. „Ich sagte, das ich ein Braunschweigischer Chirurgus sey, reichte ihm die Hand und nannte ihn meinen Freund und Bruder, den was thut man nicht in der Noth." Der Feind versteht ihn, zieht sein Gewehr zurück, nimmt ihm aber die Uhr ab. Dafür erhält er einen Schluck aus der hölzernen Feldflasche. Dann übergibt jener ihn den Kanadiern, die seine Taschen durchsuchen und ihm sein Geld rauben. Als auch diese erfahren, er sei Chirurgus, da führen sie ihn hinter die Schanze, wo er den Sohn eines der Ihrigen verbinden soll. Auf Befehl des General Stooks, des Anführers der Rebellen, „welcher seiner Kleidung und Positur nach dem Schneider Müller in Wolfenbüttel sehr ähnlich sahe", muß Wasmus auch noch anderen Verwundeten helfen. Und als er der nahen Schanze zueilt, um zunächst die Dragoner und Hessen-Hanauer zu verbinden, da reißt man ihn mit Gewalt zurück.

Um 5 Uhr abends ertönt in der Ferne wieder Musketen- und Kanonenfeuer: es ist das Breymannsche Korps, das leider zu spät eintrifft. Die Gefangenen werden eiligst fortgeschafft, die Rebellen brechen nach der Richtung hin auf, woher die Schüsse tönen.

Wasmus wird mit anderen Gefangenen nach Kennington geführt. Sie stoßen unterwegs auf den Obristleutnant Baum, der ganz nackt, durch den Unterleib geschossen, auf einem Karren liegt, schreiend und bittend, man möge langsam fahren. Da aber die Leute die deutsche Sprache nicht verstehen, so findet seine Bitte kein Gehör. Erst in der nächsten Ortschaft wird Halt gemacht, und Baum wird in einem Hause auf die bloße Erde gelegt. Er befiehlt, Chirurgus Vorbrod oder Wasmus sollten bei ihm bleiben, aber „die Zeit war gekommen, daß seine Befehle nicht mehr befolgt werden durften." Die Wache drängt die Gefangenen mit Gewalt fort. Baum reicht ihnen zum Abschied weinend die Hand und gibt ihnen einige Aufträge an Riedesel. Auf dem weiteren Marsche stößt O'Connel zu ihnen, „ohne Montierung, im bloßen Hemde". Auch treffen sie in einem Dorfe, wo sie beim Dunkelwerden einkehren, die braunschw. Offiziere v. Bartling sen., Gebhard und Meyer und erfahren von diesen, daß dem Breymannschen Korps ein gleiches Schicksal zuteil geworden ist wie ihrem eigenen: beide geschlagen, die Hälfte der Soldaten tot oder verwundet.

„Hätte der Obristleutnant Breymann mehr geeilet, zu uns zu kommen, so wären nicht so viele Menschen sacrificirt — — und wer weiß, was diese vatale affaire noch alle vor Unglück nach sich ziehen kan. Die Amerikaner hielten uns für unüberwindlich und glaubten nicht, daß sie reguläre Trouppen gefangen nehmen könnten, aber was werden sie jetzt von uns sagen? werden sie in der Folge noch so vor uns laufen? — Ich dachte an den Capitän M'Koy!"

Wasmus zählt dann die verwundeten und erschossenen Offiziere auf. Vom Dragonerregimente

ist **Rittmeister Reinking** erschossen, Obristleutnant **Baum**, der kurz nachher stirbt, Adjutant Breva, **Pastor** Melsheimer, Cornet Stutzer verwundet, alle **anderen** sind gefangen außer Rittmeister v. Schlagen**teufel** sen., Leutnant Bornemann und v. Sommer**latte**, die zur Bagage nach Trois Rivières komman**diert** waren.

Vom Korps Breymann sind erschossen Kapitän v. Schick, die Leutnants Bode und Mühlenfeld und Fähnrich Hagemann. Verwundet, aber nicht gefangen sind Obristleutnant Breymann, Major v. Barner, Kapitän v. Gleißenberg; alle übrigen Offiziere sind, z. T. ebenfalls verwundet, in Gefangenschaft geraten.

Durch Vermittlung des Kapitäns O'Connel erhält Wasmus auf Befehl des feindlichen Majors — „ein sehr schöner Mann, hatte eine Braunschw. Grenadiermütze auf dem Kopfe" — seine chirurgischen Instrumente zurück, sonst aber hat er kein Geld und nur ein schlechtes Hemd. Als aber die Gefangenen abends gute Nahrung und Punsch bekommen, da wird ihnen etwas anders zu Mute, zumal General Stooks ihnen, soweit möglich, die Rückgabe ihrer Sachen in Aussicht stellt. (Schluß folgt).

Eine Braunschweigische Thronkrisis vor 100 Jahren.

Von Willy Rosenthal.

Bei der Sichtung der Akten des Braunschweigischen Polizeidepartements aus dem 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts, die im hiesigen Stadtarchiv verwahrt werden, fiel mir kürzlich ein Aktenstück in die Hände, das anscheinend versehentlich unter das mir vorliegende Material geraten war, das aber wohl wert schien, ans Tageslicht gebracht zu werden.

Die aus dem März des Jahres 1806 stammende Akte trägt auf dem Deckel die etwas verwunderliche, jedenfalls nicht ohne weiteres verständliche Aufschrift: „Die zur Feier der Zurückkunft des Regierenden Herrn Herzogs aus Rußland und die Sicherung der fortdauernden Regierung des Braunschweigischen Hauses intentionierte Sammlung betr."

So wäre also im Frühjahr des Jahres 1806 die Selbständigkeit des Herzogtums oder doch wenigstens der Bestand der welfischen Dynastie in Frage gestellt gewesen? — Daß dieses der Fall gewesen ist, besagt das Aktenstück allerdings nicht; wohl aber geht aus ihm hervor, daß maßgebende und ernste Männer in jenen Tagen diese Befürchtung hatten, und diese Tatsache schien den Schluß zuzulassen, daß — nach dem alten Wort: „Wo Rauch ist, muß auch Feuer sein" — in der Tat das Herzogtum von irgend einer Seite bedroht gewesen sei.

Weitere Nachforschungen legten dann allerdings von neuem dar, wie sehr man sich bei der historischen Forschung vor zu weit gehenden Konjekturalschlüssen zu hüten hat.

Betrachten wir zunächst den Inhalt der erwähnten Akte.

In einem vom 19. März 1806 datierten, „Fredeking" unterzeichneten Briefe wird Herr J. F. Langerfeldt aufgefordert, sich am Abend des genannten Tages mit dem Adressanten zum Geheimen Justizrat Leisewitz zu begeben, um einer Besprechung beizuwohnen. Diese Besprechung scheint stattgefunden zu haben und ihr Resultat das Pro Memoria zu sein, das Langerfeldt am 21. d. M. an die Herren Fredeking, Reimers, Reden und Thies[1]) zur Begutachtung sandte. — Das Pro Memoria sollte an die Provisoren der Kirchen der Stadt Braunschweig gerichtet werden und beginnt mit folgenden Worten:

„Die glückliche Gewißheit, daß mitten unter den verschiedenartigsten Veränderungen benachbarter Staaten wir unseren verehrten, geliebten Landesvater, unsere bisherige glückliche Existenz, unser und unserer Kinder Glück behalten werden, erzeugt gewiß in dem Herzen eines jeden Braunschweigers den Wunsch, dem Gründer und Erhalter unseres Glückes bei seiner baldigen Zurückkunft auf eine öffentliche, feierliche Weise die frohen Gefühle über dieses glückliche Ereignis an den Tag zu legen." — Es folgt sodann der Vorschlag, den aus St. Petersburg heimkehrenden Herzog mit der Sammlung eines Kapitals zu wohltätigem Zwecke, „das zu einem dauernden Denkmal dienen könnte", eine Freude zu machen. Am 24. März fand eine Konferenz statt — die Teilnehmer erfahren wir leider nicht —, in der beschlossen wurde, eine Kollekte zu veranstalten und ihr Ergebnis zur Erbauung eines Hauses, das der Armenanstalt angeschlossen und dessen nähere Bestimmung dem Herzoge überlassen werden sollte, zu verwenden. „Die glückliche Gewißheit", von der das Pro Memoria vom 21. sprach, schien nach dem Absatz 1 des in dieser Konferenz aufgestellten Programmes doch noch nicht vollständig zu sein, denn dieser Absatz lautet:

„Es ist wohl unumgänglich notwendig, vorauszuschicken, daß alles folgende nur allein in der Voraussetzung Statt finden kann, daß wir unsern Landesvater behalten und in der bisherigen

[1]) Diese 5 Herren waren vermutlich die Ältesten der Kramergilde. Im Braunschweiger Adreßbuch von 1805 sind sie mit Stand und Wohnung folgendermaßen angegeben:

Johann Friedrich Langerfeldt, Kaufmann, Neuestr. 2650.

Heinrich Theophil Fredeking, Kaufmann, Altstadtmarkt 763.

C. P. Reimers, Kaufmann, Sack 2635.

Johann Christoph Thies, Garnhandel, Gördelingerstraße 88.

F. A. Reden, Kaufmann, an der Martinikirche 759.



ehrenvollen Bedeutung des Wortes Braunschweiger bleiben."

Also doch noch Zweifel! Die ganze Veranstaltung ist noch auf Schrauben gestellt und hängt von einer wichtigen Voraussetzung ab. Die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings dafür, daß alles gut geht, das Eintreten des Gegenteils wird lediglich als Resolutivbedingung festgesetzt, und man schreitet einstweilen zur Ausführung des Planes.

Mit der Kollekte sollten die Kirchenprovisoren betraut werden. Die Redigierung des „Aufrufes an das braunschweigische Publikum bezw. die Bewohner der Stadt Braunschweig" übernahm zunächst Langerfeldt; sie erhielt dann durch Leisewitz eine Abänderung und wurde schließlich — anscheinend in einer dritten Fassung — gedruckt. Diese gedruckte Proklamation befindet sich leider nicht bei den Akten. (Auch in den Braunschweigischen Anzeigen von 1806 ist sie nicht abgedruckt.) Der Langerfeldt'sche und der Leisewitz'sche Entwurf sind dagegen vorhanden. Auch aus ihnen atmet eine förmliche Erlösung von einem schweren Albdruck. Die Stellen der beiden Aufrufe, die diese — nun scheinbar glücklich überwundenen angoisses patriotiques beweisen, mögen hier auch noch Platz finden.

1) Langerfeldt'scher Entwurf:

„Mitten unter den traurigen Schicksalen und gewaltsamen Umformungen, die aufs neue ganz Deutschland erschüttert, so manches Glück zerstöhrt und so manches Leiden erschaffen haben, genießen wir Braunschweiger auch jetzt wieder, fast allein von allen Nationen, durch die Weisheit und anerkannte Geistes Größe unseres verehrten Landes-Vaters gesichert, das Glück des Friedens und einer ungestörten bürgerlichen Existenz. Er, der Schöpfer dieses beispiellosen Glückes, hat jetzt auch die Dauer desselben uns aufs neue gesichert. Die bangen Besorgnisse, ihn und mit ihm so vieles jetzt uns nicht mehr entbehrliche Gute verliehren zu können, hat (sic) nunmehr dem belebenden Bewußtsein Raum gegeben, daß auch fernerhin unser Wohl unter seiner Vorsorge und unter seinem Schutz stehen wird. — „Wir behalten unsern Vater" — das ist das frohe Gefühl jeden Braunschweigers in dieser für uns so glücklichen Periode ..."

2) Leisewitz'scher Entwurf:

„Unter den furchtbaren Ereignissen, die Deutschland von neuem trafen und den Kreis des Elendes bis an die unmittelbaren Grenzen unseres Landes erweiterten, blieben uns Braunschweigern die Glückseeligkeiten des Friedens, derer sich nur wenige Völker in Europa noch zu erfreuen hatten. Allein der Genuß derselben wurde durch die schreckliche Besorgnis getrübet, den zu verlieren, dessen Weisheit wir nach einer langen Reihe von Segnungen auch diese verdanken. — Sie sind verschwunden diese Besorgnisse. Der Schöpfer unseres Glückes hat uns die Dauer desselben von neuem gesichert, wir behalten unsern Vater, und wir getrauen uns wieder, dem Gedanken und den Gefühlen, wie glücklich wir durch ihn sind, uns ganz zu überlassen ...."

Was schließlich aus dem Plane geworden ist, sagt uns das interessante Aktenstück nicht, und das eventuelle Ergebnis einer Nachforschung nach dieser Seite hin würde für die vorliegende Frage ohne Bedeutung gewesen sein. Es genügt uns, festgestellt zu haben, daß angesehene und besonnene Männer der Braunschweiger Bürgerschaft das Recht zu haben glaubten, bezüglich der Existenz des Herzogtums sehr schwarz in die nächste Zukunft zu sehen.

Um diese Befürchtungen zu verstehen, müssen wir uns die politische Lage Norddeutschlands in jenen Wintermonaten 1805/06 kurz vergegenwärtigen. In wiefern sie berechtigt gewesen sind, wollen wir später betrachten.

Zunächst stehen wir vor der Frage: von welcher Seite glaubten die Braunschweiger im Beginn des Jahres 1806 für die Selbständigkeit ihres Vaterlandes etwas fürchten zu müssen? — Diese Frage läßt nur eine Antwort zu, nämlich: von Preußen. Braunschweigs Bürger fürchteten, preußisch werden zu sollen.

Preußen, das sich seit 1795 von den großen Weltkämpfen abseits gehalten hatte, schien seit dem Herbst 1805 seine Neutralität aufgeben zu wollen; nur paßte leider das Wort, das einst auf das Ministerium Polignac geprägt worden ist, sehr gut auf das preußische Kabinet der damaligen Tage: es war zwar sehr entschlossen, nur wußte es nicht, wozu. — Unter dem Drucke des berühmten Zarenbesuches in Potsdam in den ersten Novembertagen des Jahres 1805 war der preußische Minister Graf Haugwitz mit dem Vorschlage einer Vermittelung Preußens — oder, was dasselbe war: mit einem Ultimatum — an Napoleon gesandt; von Brünn aus, wo er den französischen Kaiser traf, hatte er sich einstweilen nach Wien schicken lassen und wurde hier — die Schlacht bei Austerlitz war inzwischen geschlagen und der günstige Augenblick unwiederbringlich verpaßt — am 15. Dezember zum Abschlusse eines preußisch-französischen Vertrages veranlaßt, der der Politik seines Hofes eine ganz neue Wendung geben mußte und diesem schließlich so verderblich werden sollte.

Die beiden Punkte dieses „Vertrages von Schönbrunn", die uns hier vor allem interessieren, waren:

1) Die Besitzergreifung (possession en toute souveraineté) des seit 1803 von Frankreich unter Sequester gehaltenen Kurfürstentums Hannover durch Preußen (Art. II.) und

2) Die Abtretung des Herzogtums Cleve von Seiten Preußens an „einen Reichsfürsten" (Art. IV.).

Dieser Vertrag, der selbstverständlich noch der Ratifikation durch den König Friedrich Wilhelm bedurfte, wurde am 25. Dezember, dem Tage der Rückkehr Haugwitz's, im Berliner Kabinet bekannt und durfte alsbald wohl — Herzog Karl Wilhelm Ferdinand befand sich in Berlin und wurde am 30. d. M. durch Hardenberg offiziell benachrichtigt[1]) — auch in Braunschweigischen Regierungskreisen bekannt geworden sein. Wie das „Staatsgeheimnis" dann von hier aus seinen Weg auch in „weitere Kreise" gefunden hat, kann man sich ohne allzu großen Aufwand von Phantasie vorstellen.

König Friedrich Wilhelm sträubte sich ja bekanntlich nach Kräften gegen die Annahme des Vertrages, da er weder Teile seines Landes preisgeben, noch die legitimen Rechte des verwandten Welfenhauses mißachten mochte, und es kam am 3. Januar 1806 zu jener „Ratifikation", die in Wirklichkeit eine Verwerfung war; aber schon war die Politik Preußens zu verfahren, um noch selbständige Wege einschlagen zu können: den Drohungen Frankreichs hielt sie nicht Stand, und am 15. Februar wurde zu Paris der Bündnisvertrag in noch drückenderer Form und mit all' den odiösen Abtretungen und Austauschungen definitiv abgeschlossen. — So wichtig die Geschichte dieser Alliance alsbald für Europa werden sollte, für die Braunschweigischen Untertanen war zunächst an dem Vertrage nur eins, und das allerdings von größter Bedeutung: Preußen nahm von den deutschen Landen der jüngeren Welfenlinie, mit dessen Chef es in tiefstem Frieden lebte, Besitz — possession en toute souveraineté! — Allerdings nahm es diese Länder aus dritter Hand, von einem Depositar, der behauptete, das Eigentumsrecht an ihnen erworben zu haben; aber war diese Behauptung ein Grund, an sie zu glauben? — Jedenfalls waren die Besitztitel, die Frankreich und Preußen auf Hannover hatten, die gleichen: die Okkupation, die der rechtmäßige Eigentümer nicht hindern, gegen die er nur protestieren konnte. Und ein weiteres ergab sich aus dieser Erwerbung: wenn man der jüngeren Linie des Welfenhauses ihre Länder nahm, nahm man dann nicht auch der älteren Braunschweigischen Linie etwas Bedeutungsvolles: ihr Erbrecht an diese Länder? — Von dieser Betrachtung ist es dann in der Tat nur noch ein Schritt bis zu der Befürchtung, die aus jenem Aktenstücke „die intentionierte Sammlung betr." spricht: daß jetzt auch für das wie eine kleine Insel in Preußen liegende Herzogtum Braunschweig die Stunde geschlagen haben möchte.

Allerdings eine sang- und klanglose Thronentsetzung des alten Herzogs wäre ausgeschlossen, das hätte man Karl Wilhelm Ferdinand, der sein Leben lang alle seine Kräfte in Krieg und Frieden für Preußen eingesetzt hatte und gerade jetzt wieder für die Interessen dieses Staates die beschwerliche Winterreise nach Rußland unternommen hatte, nimmermehr antun können; — aber lieferte der ominöse Vertrag nicht gleichzeitig ein schönes Austauschobjekt? — Das Herzogtum Cleve, das nach dem Schönbrunner Vertrage ein „Reichsfürst" erhalten sollte, konnte jetzt allerdings nach der endgültigen Pariser Fassung auch ein „Fürst" bekommen; der Kreis der Anwärter war damit wesentlich erweitert, — besonders da seit 2 Jahren ja auch der Kreis der Fürsten so wesentlich erweitert war, — aber wenn dieser Fürst nun doch ein Reichsfürst, und wenn dieser Reichsfürst der Herzog von Braunschweig wäre . . .? — Ob die erregte Phantasie in Braunschweig nun gerade so kalkuliert hat, können wir natürlich nicht mit Sicherheit behaupten — kalkuliert und befürchtet ist in Braunschweig auf jeden Fall: dafür ist die Akte „die intentionierte Sammlung betr." eine klassische Zeugin.

Wir kommen nun zu der zweiten und wichtigsten Frage: sind die schwarzen Pläne unserm mächtigen Nachbarn mit Recht zugetraut, oder haben sie nur in der Phantasie der besorgten herzogstreuen Braunschweiger bestanden? Auf diese Frage gibt uns ein zweites Aktenstück Antwort, das zu den Beständen des Königl. Pr. Geh. Staatsarchives zu Berlin gehört, und das Herr Geh. Archivrat Dr Bailleu in dankenswertester Bereitwilligkeit dem hiesigen Stadtarchiv leihweise überlassen hat.

Um den Inhalt unserer Braunschweigischen Akte vollständig zu verstehen, bedürfen wir der Berliner Akte — und umgekehrt; die Schriftstücke ergänzen sich in der glücklichsten Weise.

Die Akte des Preuß. Geh. Staatsarchivs trägt die Bezeichnung:

„betr. die dem Herren Herzog von Braunschweig-Lüneburg versicherte Garantie seiner Lande und derselben anklebenden Gerechtsame"

und enthält drei Stücke, die hier der Reihe nach folgen mögen.

1) Ein Brief des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, der am 23. März abends aus St. Petersburg in Berlin eingetroffen war[1]), an den Baron Hardenberg. Er lautet:

»Je crois remplir les intentions de Votre Excellence en joignant ici l'ébauche d'une idée fugitive sur la declaration que j'ose demander au Roi. Ce n'est pour moi, que je demande cet acte, ma confiance dans les sentiments de Sa Majesté est sans bornes, mais c'est pour me légitimer moi même à Brunsvic, de n'avoir rien omis pour la conservation d'un pais, vis à vis du quel j'ai des devoirs à remplir.

Berlin le 27. mars 1806.

Charles Duc de Brunsvic.«

---

[1]) Ranke, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg. B. I. p. 388.

[1]) Ranke a. a. O. p. 576.

2. **Ein Entwurf** — canevas in der Sprache der damaligen Diplomatie — für die erbetene Erklärung von der Hand des Herzogs:

„Se. M. der König würden gnädigs geruhen, den H. zu Braunschweig folgende Versicherung gnädigst zu ertheilen. Daß da bey den jetzigen Verhältnissen in Deutschland manche Gerüchte sich verbreiteten, wodurch die Gemüther beunruhigt, Handel und Wandel gelähmt würden ꝛc. ꝛc. so hätten Sr. M. der K.... auf Ansuchen des Herzogs, sich geneigt gefunden ihm desselben Lande mit denen ihnen jetzt anklebenden Gerechtsamen, independenz und Integrität zu garantieren und ihm die Versicherung des ungestöhrten Besitzes derselben für sich und seine Erben zu ertheilen. Wie den wen zur convenienz beyderseitiger Lande, einige Vertauschungen dereinst für rathsam erachtet werden sollten (nach der Besitznahme der Chur Hannöverschen Lande), so würden Sr. M. der K.... sich jederzeit das Interesse nicht allein höchst der eigenen Staaten, als die des Hauses Braunschweig Wolfenbüttel, gnädigst gefallen laßen ꝛc. ꝛc."

3) Das von Hardenberg unterzeichnete Konzept[1]) der gewünschten und bereitwilligst von Preußen abgegebenen Erklärung:

„Berlin den 31ten März 1806.

An den Herzog von Braunschweig-Lüneburg. noie Regis in Form
eines Kanzleischreibens.

Juxta Stylum.

Da sich bei den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland manche Gerüchte verbreitet haben, durch welche die Gemüther beunruhigt, Handel und Wandel gelähmt und das öffentliche Vertrauen wankend gemacht werden können; so haben wir bei den angestammten nahen Verhältnissen Unseres Königl. Hauses mit Ew. p. und Unserer besonderen persönlichen Hochachtung und Freundschaft für dieselben es Uns zu einer ebenso angelegentlichen als angenehmen Pflicht gerechnet, denenselben auf die uns deshalb geäußerten Wünsche hiermit die Garantie der jetzt von Ihnen besessenen Lande mit deren anklebenden Gerechtsamen, in Absicht der Independenz und Integrität zu versprechen, und den ferneren ungestörten Besitz derselben Ew. p. für Sich und dero Erben von Unserer Seite zu versichern. Wir fügen hiezu noch die Zusage, daß wenn etwa zur Convenienz der beiderseitigen Staaten, nach Unserer Besitznahme der Hannöverischen Lande, einige Vertauschungen für rathsam erachtet werden sollten, wir hierbei, sowie bei jeder sonstigen Veranlassung das Interesse des Herzoglich Braunschweig Lüneburg-Wolfenbüttelschen Hauses und seiner Staaten bestens berücksichtigen wollen, indem wir nichts aufrichtiger wünschen, als Unsere besondere Theilnahme an dem Flor und Wohlergehen desselben jederzeit und auf alle von Uns abhängende Weise an den Tag zu legen. In dieser Gesinnung verbleiben Wir,

ad contrasignandum
Hbg. (Hardenberg)."

[1]) Das Original wird beim Schloßbrande v. 8. September 1830 mit zahlreichen andern Staatspapieren zu Grunde gegangen sein. Eine Nachfrage auf dem Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel nach diesem oder andern auf die Angelegenheit bezüglichen Stücken hatte leider ein negatives Resultat.

Wir sehen jetzt in der Sache ganz klar.

Ohne Frage waren die Gerüchte und die Befürchtungen der Braunschweiger dem Herzoge nach Petersburg, wo er vom 19. Februar bis zum 10. März verweilt hatte[1]), von berufener Seite gemeldet worden, und er hatte vorläufig beruhigende Versicherungen nach Braunschweig gelangen lassen: daher die „glückliche Gewißheit", von der das Pro Memoria Langerfeldt's vom 21. März spricht. — Die Befürchtungen waren allerdings zu schwer und vermeintlich zu begründet gewesen, als daß nicht doch ein Rest übrig bleiben sollte — konnte nicht der ferne Herzog selber noch im Unklaren über sein Schicksal gewesen sein? — Diese Stimmung äußert sich in jenem Absatz 1 des Programmes vom 24. März, und von ihrem Vorhandensein wird der Herzog in Berlin Nachricht erhalten haben. So will er denn seinen getreuen Landeskindern eine vollkommene, eine offizielle „glückliche Gewißheit" mitbringen: er erbittet und erhält die Garantie vom 31. März. Am 2. April[2]) reiste er mit ihr nach Braunschweig ab, um seinen Untertanen die Versicherung zu bringen, daß sie „in der bisherigen ehrenvollen Bedeutung des Wortes Braunschweiger bleiben würden."

Zwar nur kurze Zeit noch sollten sie sich ihres Glückes zu erfreuen haben; sieben Monate später starb der geliebte Landesvater den Heldentod, und dahin war auch die „Independenz und Integrität" des Landes — ohne durch eine preußische Garantienote geschützt werden zu können.

Jeton „Zum Grünen Jäger".

Von Werner Jeep.

Nicht viele Jahrzehnte ist es her, da gab's in Braunschweigs näherer Umgebung noch manche Wirtschaft, in der gegen geringes Entgelt kochendes Wasser zur Kaffeebereitung verabreicht und das erforderliche Geschirr geliefert wurde. Und da hinaus zog denn, dem Stadtdunst entrinnend, wer sich's leisten konnte nachmittags mit Weib und Kind, nicht ohne die vielfassenden Taschen und Botanisiertrommeln mit „geschmierten" Butterbröten und dem „zum Stippen" unterwegs noch Hinzugekauften.

[1]) Ranke a. a. O. p. 533, 574.
[2]) Ranke a. a. O. p. 583.



Man bereitete sich den braunen Trank und vergaß in Gottes Natur auf einige Stunden der Sorgen daheim.

Ein beliebter Ausflugsort war früher und ist noch heute „Der Grüne Jäger" oder, wie er schlechtweg heißt, „Der Grüne". Auch Stammgesellschaften fanden sich an einigen Nachmittagen daselbst ein, und dem Mitgliede einer solchen, der sogen. Sonnabendsgesellschaft, verdankt ein Jeton seinen Ursprung, dessen sich dieser oder jener Braunschweiger der älteren Generation wohl noch zu erinnern weiß.

Die eine Seite der im Ringe geprägten bronzierten Münze (Durchmesser 23 mm) weist drei halbkreisförmig gesteckte Karten auf, in der Mitte die Pik-Zwei und zu ihren Seiten Pik- und Treff-As. Über ihnen lautet die Umschrift ZUM GRÜNEN JÄGER und unter ihnen VERGNÜGEN. Die Marke diente also dem Karten-, insbesondere dem L'hombrespiel.

Die andere Seite zeigt eine nach rechts gewandte aufrechte Gestalt, barhäuptig, mit anliegendem, die Stirne freilassendem Kopfhaar, im langschoßigen Tuchrock, der nicht geschlossen ist, sodaß die bis an den Hals hinaufreichende, mit einer Doppelreihe von Knöpfen besetzte Weste zu voller Geltung kommt. In der Tasche der unterhalb der Weste zum Schutze des Beinkleids fürsorglich vorgebundenen und vom Winde seitlich zurückgeschlagenen Wirtschaftsschürze, über welche eine tombakene Uhrkette protzend herabbaumelt, steckt des allein sichtbaren rechten Armes Hand, wohl schon mit dem Wechselgelde spielend. Und so steht denn nun an sonnigen Tagen nachmittags so um die Kaffeezeit nicht wie weil. Polykrates auf seines Daches Zinnen, sondern auf einer höhergelegenen Stelle seines Reviers, von der aus ein Teil des von der Stadt herführenden Weges zu übersehen ist, der biedere Wirt „Zum Grünen Jäger", Herr Daniel Karl Friedrich Christian Busch, das von einem schmalen Backenbarte halb umrahmte, im übrigen glattrasierte Gesicht erwartungsvoll nach dem sogen. Damm gewandt. Und haben die von kräftigen Brauen beschatteten Augen erspäht, was eines Wirtes Herz freudiger schlagen macht, Gäste, in stattlicher Zahl seinem gastlichen Dache zusteuernd, dann nach der Küche hin entfahren dem Zaune seiner Zähne die die Legende bildenden Worte: RABINDJE! D.(en) GR.(oten) WATERKETTEL. Und „des Grünen" Faktotum, der vielseitige Rabindje — er war Hausbursche, Feuerwart, Aufwärter und wer kann sagen, was noch — wußte alldieweil, was Sache war: er setzte den großen Wasserkessel übers Herdfeuer, da ja der kleine den in Aussicht stehenden Zumutungen nicht gewachsen war.

Wer den feingeschnittenen Stempel zu der scherzhaften Spielmarke verfertigt hat, darüber gibt leider kein auf ihr befindliches Zeichen Auskunft; geprägt ist sie in hiesiger Münze auf Anlaß des Münzmeisters Joh. Chr. Wilh. Brummleu und wohl kaum nach 25. Dezbr. 1854 (Todestag des Gastwirts Busch).

Nicht vergessen bleibe, woher der liebliche Name Rabindje. Nicht der Vater war's, der ihn dem Sohne bei seiner Geburt mitgab fürs Leben, nein, eigenes Verschulden, Naschhaftigkeit, ward Anlaß dazu. Gar verlockend winkten im Klostergarten die in dunklem Blau prangenden Pflaumen. Wer kann auf die Dauer dem widerstehen? Auch das Faktotum „des Grünen" erlag einstmals der Versuchung: im Baume sitzend schmaust es vergnüglich gestohlene Frucht. Doch, o weh! Es naht sich des Klosterguts Pächter v. Bülow: „Wat makt'n hei da?" und — „Ick proppe Rabindje" schallt's aus dem Laubwerk nur zaghaft zurück.

Bücherschau.

Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. II. Teil: die dramatischen Dichtungen. 3. Band (des ganzen Werkes fünfter Band). Frankfurt a. M., Rütten & Loening 1906 VIII und 597 S. 8°. 16 M.

Der neue Band dieses von uns schon mehrfach an dieser Stelle gewürdigten monumentalen Werkes wird von den Goetheforschern und -verehrern um so freudiger willkommen geheißen sein, je weniger sie darauf hatten rechnen dürfen. Waren doch über zwei Jahre seit dem Erscheinen des vorigen Bandes verstrichen, und man hörte, daß die Verlagsanstalt die Fortführung der Publikation aufgeben wolle, weil die Herstellungskosten einstweilen durch den Verkauf nicht gedeckt würden. Es ist in jeder Hinsicht dankenswert, daß sie sich nun doch entschlossen hat, zunächst noch den vorliegenden Band erscheinen zu lassen, der die dramatischen Schriften Goethes — nach der alphabetischen Reihenfolge — von „Götter, Helden und Wieland" bis zu dem „Neueröffneten Puppenspiel" behandelt, und daß sie zugleich Hoffnung gibt, ein wachsender Absatz des „nach dem einstimmigen Urteil der Sachverständigen notwendigen und unentbehrlichen Werkes" werde auch die Herausgabe der beiden noch ausstehenden Bände ermöglichen, von denen der nächste die Dramen abschließen, der letzte die lyrischen Dichtungen umfassen soll. Möchte sich diese Hoffnung erfüllen und die langjährige entsagungsvolle Arbeit des verdienten Herausgebers wenigstens durch die vollständige Drucklegung gelohnt werden! Von welcher Bedeutung diese zugleich bequeme und absolut vollständige Zusammenstellung alles dessen, was Goethe jemals schriftlich oder mündlich nachweisbar über seine einzelnen Werke geäußert hat, für ihr tieferes Verständnis ist, tritt auch in diesem Bande

wieder auf Schritt und Tritt hervor, vielleicht nirgends einleuchtender als aus dem Abschnitte, der des Dichters klassizistisches Schmerzenskind „Die natürliche Tochter" behandelt. Die Lektüre dieser 50 Seiten stellt eigentlich den Leser erst richtig ein für die Aufnahme des vielumstrittenen Dramas. Und so darf man auch von den folgenden Bänden sicherlich noch reiche Förderung erwarten, vornehmlich von dem letzten, dessen vielgeteilten und weitzerstreuten Stoff zusammenzubringen vielleicht die schwierigste, aber auch die dankbarste Aufgabe im Bereiche des Ganzen sein wird. W. Br.

Die „**Pharmazeutische Zeitung**" vom 23. Febr. 1907 (LII. Jahrg. Nr. 16 S. 151 f.) enthält offenbar aus der Feder eines sachkundigen Fachgenossen eine eingehende Beschreibung und Würdigung der Apotheke im Vaterländischen Museum zu Braunschweig, der auch eine Abbildung beigegeben ist. Dem Wunsche, daß sein Aufsatz der alten Apotheke recht viele Besucher zuführen möge, schließt der Verfasser den folgenden an, der auch uns aus dem Herzen gesprochen ist: „Vielleicht lassen sich auch diejenigen Apotheker, die noch alte Raritäten, soweit sie pharmazeutisches Interesse beanspruchen können, ihr Eigen nennen, dazu bewegen, selbige dem Vaterländischen Museum zu überweisen. Zur Entgegennahme von derartigen Sendungen dürfte Herr Bohlmann, der unermüdliche Sammler und Schöpfer der „Alten Apotheke", wohl gern bereit sein."

Im **Diözesanarchiv von Schwaben** (24. Jahrg. 1906 Nr. 12 S. 177—181) behandelt Max Bach „die Welfen- und Hohenstaufenbilder im Kloster Weingarten." Unter den Deckengemälden der dortigen Klosterkirche befinden sich 14 Bilder Welfischer Fürsten von Welf I. bis Welf VI. († 1191). Sie werden beschrieben und ihre Beziehungen zu einigen Bilderhandschriften, den Kupferstichen in Bucelins Germania topo-chrono-stemmatographica u. a. erörtert, ohne daß der Verfasser zu einem abschließenden Ergebnisse kommt.

In der **Zeitschrift für Thüringische Geschichte und Altertumskunde** (Bd. 24, 1906, S. 303—322) handelt Paul Honigsheim sehr interessant über den limes Sorabicus. Er zeigt, daß die von August Meitzen in seinem berühmten Werke „Siedelungen und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven" aufgestellte Behauptung, Karl der Große habe diesen limes als eine befestigte Grenze gegen die Slaven angelegt, deren Verlauf durch die Orte: Lorch an der Ens, Regensburg, Bremberg bei Nürnberg, Forchheim und Bamberg, Erfurt, Naumburg, Merseburg, Magdeburg, Chesla von ungewisser Lage in der Lüneburger Heide und Bardowiek bezeichnet werde, aus den Quellen, insbesondere aus dem zweiten Diedenhofener Kapitular von 805, nicht erweisbar sei. Nur soviel lasse jenes Kapitular erkennen, daß Karl der Große nach beendigten Sachsen- und Avarenkriegen gewissen Männern die Aufsicht an der Grenze gegen die Slaven übertragen und ihnen bestimmte Orte — unter denen jedoch Naumburg und Merseburg fehlen, während die Lage von Bremberg kaum weniger unsicher ist als die von Chesla (recte Schezla), das mit dem reichlich weit nach Westen gelegenen Scheeßel onö. von Bremen zu identifizieren, wie Rietschel in „Markt und Stadt" S. 97 tut, doch nicht unbedenklich ist — als Stationen für die Überwachung des Grenzhandels angewiesen habe. Der klar und flüssig geschriebene Aufsatz verdient deshalb hier erwähnt zu werden, weil ja auch in unserem Lande und zwar im Nordosten Slaven gesessen haben, mit denen sich besonders eingehend und lehrreich Richard Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde beschäftigt hat. H. M.

Festschrift zur Eröffnung des Neubaus des Vaterländischen Museums in Celle. Celle, Schweiger und Pick 1907. 54 S. 8°

Das Vaterländische Museum in Celle, daß im Jahre 1892 begründet hauptsächlich dem Eifer und der Tatkraft des Fabrikanten W. Bomann sein bewundernswertes Wachstum und seine planvolle Ausbildung und Aufstellung verdankt, hat kürzlich einen stattlichen Neubau bezogen, der am 24. April 1907 unter lebhafter Teilnahme der Provinzialbehörden wie der Museumsverwaltungen von ganz Nordwestdeutschland feierlich eröffnet worden ist. Die bei dieser Gelegenheit herausgegebene Festschrift enthält einen Aufsatz von P. Jahncke über „Bedeutung und Aufgabe der Heimatsmuseen" und von demselben Verfasser eine Geschichte des Museums und einen Führer durch seine Sammlungen, während W. Bomann in einem vierten Abschnitte über den Entwurf zum Neubau, der vom Architekten Alfr. Sasse in Hannover-Linden herrührt, und über seine Ausführung gehandelt hat.

In der **Gartenlaube** (1906 Nr. 42 und 43 S. 898 — 902, 910 — 15) veröffentlicht Rudolf von Gottschall einen Aufsatz „Der Sturz des Diamantenherzogs. Ein Bild aus deutscher Geschichte." Von Irrtümern und Versehen keineswegs frei, ist er in geschichtlicher Hinsicht ohne Wert, aber auch als dichterisches Phantasiestück ohne alle Bedeutung.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter 1906. Nr. 39 Prinz Albrecht, Regent des Herzogtums †. — 42—46. V. Theologischer Kursus in Br. — 43. Allerhand Keckheiten (betr. Vortrag des Pastors Keck-Herrhausen auf dem Volksschullehrertage in Schöningen).

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1907. Juni **Nr. 6.**

Erlebnisse eines Braunschweigers im nordamerikanischen Freiheitskriege.

Nach gleichzeitigen Aufzeichnungen mitgeteilt von W. Wagner.

(Schluß).

Am anderen Tage geht es nach Bennington, wo man die übrigen Gefangenen trifft: die Offiziere, auch die verwundeten, ins Wirtshaus, die Gemeinen, über 500, in die Kirche eingesperrt. In letzterer ereignet sich abends ein fataler Vorfall. Eine Art Empore bricht zusammen; die Darunterliegenden drängen nach der Tür, werden aber von den Wachen, die ihre Sprache nicht verstehen und eine Revolte annehmen, beschossen: 5 Verwundete, 2 Tote. Als Wasmus und sein Kollege Sandhagen, die gerade in diesem Augenblicke mit dem feindlichen General-Doktor zusammen zu Abend essen, den Lärm hören, stürzen sie auf die Straße, werden aber durch ein Kommando, das ein Pastor Allen anführt, arg bedroht und fast erschossen. „Da sagte einer zu den übrigen etwas, ich verstand nur «doctor». Das rettete uns aus den Händen dieses barbarischen Pastors. Man führte uns in die Kirche, wo wir die Verwundeten verbinden und die Nacht bleiben mußten. Ich habe nie in meinem Leben einen Menschen so rasend gesehen als diesen sauberen Pastor. Mein Kollege aber war verdrüßlich, das ich nicht auch wie er von dem Pastor war gemishandelt und durchgeprügelt worden — abermals ein Beweis, daß der Mensch gar zu gern Gefährten seines Unglücks haben mag."

Die gefangenen Offiziere und auch Wasmus müssen dann eine Schrift unterzeichnen, daß sie nicht desertieren, auch nicht mit den Einwohnern über Kriegsangelegenheiten sprechen wollen. Dann geht's weiter. Wasmus erhält Ordre, mit den verwundeten Offizieren zu gehen. „Vor den Häusern, die wir passirten, standen Menschen, die uns mit ebenso großer Bewunderung ansahen, wie daß erste Rhenozorus angesehen wurde, da es in Deutschland zuerst ankam." Doch gibt man ihnen unaufgefordert Milch und Bier. Überhaupt findet Wasmus keinerlei Anlaß zu Klage über unangemessene Behandlung. „Wir hätten leicht vergessen können, das wir Gefangene waren, aber unsere elende Equipage erinnerte uns solches alle Augenblicke." Bisweilen freilich macht er unterwegs seltsame Erfahrungen. So versteckt in Landsburh die Wirtin sorgfältig ihr 3/4jähriges Kind. Wasmus hört davon und läßt sie durch O'Connel nach dem Grunde fragen. „Ich wurde aber für meine Neugierde sehr gedemütigt, weil die Wirtin sagte, sie hätte gehört, die Deutschen wären Menschenfresser, schlachteten Kinder 2c., und als wir darüber unsere Verwunderung äußerten, frug sie wieder, ob wir Kirchen hätten in unserem Lande, ob wir auch beteten, ob wir glaubten, daß Gott unser Schöpfer und Christus unser Erlöser wäre? es wäre ihnen gantz gewis versichert, wir wären die Wilden aus Deutschland, dies war den Einwohnern gesagt, um Haß gegen uns einzuflößen."

Da verschiedene Offiziere infolge der starken Märsche und der großen Hitze Fieber bekommen, so muß Wasmus mit ihnen in Barrington bleiben. Hier lebt ein Major Goodridge, der im Vorjahre in Quebec gefangen gesessen hat und vom Cornet Stutzer freundschaftlich behandelt ist. Dafür holt der Major diesen jetzt in sein Haus und „trägt damit seine Schuld ab. Wie wunderbar sich Menschen begegnen können."

Auch Wasmus findet gute Unterkunft, „nur ist zu beklagen, daß man mit den guten Leuten nicht sprechen kan, sie wollen so gern mit uns sprechen." Seine Wirte schenken ihm sogar ein frisches Hemd. „Was ich dabey fühlte, kan ich nicht beschreiben."

Da die Offiziere nach einigen Tagen wieder marschfähig sind, so erfolgt nach herzlichem Abschiede von den guten Quartierwirten der Aufbruch.

In Springfield am Connecticut-Flusse trifft man die übrigen Offiziere wieder, auch kommen die andern Gefangenen hier zusammen, außer den Dragonern. „Wo die waren, wußte keiner.“ Während die Gefangenen dann am 31. August nach Boston weiterziehen, bleibt Wasmus mit den verwundeten Offizieren und dem Pastor Melsheimer auf General Fellows Befehl vorläufig zurück. Er ist beim Kapitän Morgan wieder gut aufgehoben und hat ungehinderte Bewegungsfreiheit. „Wir gehen täglich ins nahe Holz und suchen uns Heidelbeeren. Essen, Trinken und Schlafen ist unsere tägliche Beschäftigung. Dabei lernen die Offiziere und der Pastor alle Tage etwas Englisch. „Ich will mich aber noch nicht dazu bequemen, weil ich hoffe, das wir noch vor Winter ausgewechselt werden.“

Nach völliger Genesung der Offiziere bricht man am 20. Sept. 1777 auf. Die bisherigen Hausgenossen entlassen die Abziehenden unter aufrichtig gemeinten Tränen.

Unterwegs sieht Wasmus die ersten Blitzableiter. „An allen Häusern waren am Giebel Wetter-Ableiters angebracht, welches sie, wie sie sagten, den Doctor Francklin zu verdanken hätten, und seitdem zögen alle Gewitter vorbey, da vorher alle Jahr einige Häuser durch den Wetterstrahl abgebrandt wären.“

Überall werden die Dahinziehenden angestaunt, vielfach wieder für Wilde und Menschenfresser gehalten. Meist aber ändert sich bei näherer Bekanntschaft sehr bald die Ansicht der Einwohner über die Fremden. In einer Ortschaft fordert sogar der Prediger, Mr. Williams, zu höflicher Behandlung der Gefangenen auf: „Wir kämen aus einem Lande, das wegen seiner guten Sitten sehr berühmt wäre, wo die christliche Religion in ihrer gantzen Größe exercirt würde, das unser exercitium religionis mit den Ihrigen sehr conform sey, das es nicht zu vermuten sey, das wir eine so weite Reise über das große Weltmeer freiwillig unternommen hätten.“

So spricht sich denn auch Wasmus sehr rühmend über die Einwohner aus: er lobt die große Einigkeit zwischen Eltern und Kindern; Zank ist ihnen unbekannt. Ihre Frömmigkeit ist groß. „Die ganze Familie, auch wir, sind morgens und abends zum Vorlesen der Bibel und zum Gebet versammelt.“ Am Sonntag ruht alle Arbeit, selbst das Reisen ist nur im Notfalle erlaubt. Niemand geht an solchem Tage in ein Wirtshaus. Dagegen kommen sie von den entlegenen Ortschaften zum Gottesdienste geritten, oftmals die Frau hinter dem Manne sitzend. — Als Wasmus einst im Garten geht und auf einem Blatte pfeift, kommt die ganze Familie und die Nachbarschaft herbei, und alle staunen über diese Musik. Sie nennen es „auf dem Blatte singen.“ Auch Pastor Williams verlangt dies bei einer späteren Bewirtung zu hören, und die Jugend belästigt Wasmus so sehr mit Bitten nach Musik, daß er meint, er werde bald gezwungen sein, ganz im Hause zu bleiben. — Aus Mangel an fester Beschäftigung entschließt sich unser Chirurgus endlich auch zum Erlernen der englischen Sprache, aber „sie ist so schwer, so hart zu lernen, besonders schwer ist die Pronunciation und doch sind wir in die Notwendigkeit gesetzt, sie zu lernen, damit man doch mit den Leuten sprechen kan.“

Das idyllische Stilleben aber wird durch üble Nachrichten von außen unterbrochen. Der amerikanische General Gates hat die Gegner sehr geschädigt, eine Anzahl Forts wiedererobert und Ticonderoga abermals besetzt. Und am 18. Okt. 1777 erhält man die schlimme Kunde, daß die ganze englisch-deutsche Armee bei Saratoga zwei Tage zuvor durch Gates eingeschlossen und zur Kapitulation gezwungen sei. Sie würde nach Boston transportiert und von da nach Europa zurückgeschickt werden. Diese Nachricht bestätigt sich bald in vollem Umfange, und Wasmus liest in einer Bostoner Zeitung die Artikel der zwischen Gates und Bourgoyne abgeschlossenen Konvention.

Als er bald nachher, am 2. November 1777, nach einem Orte Brookfield reitet, hört er, daß General Riedesel sich, nur 1/2 Stunde entfernt, auf der Bostoner Straße befinde. Er holt ihn ein, und Riedesel ist höchst erstaunt, ihn noch lebendig zu sehen: man hat geglaubt, er sei bei jenem Kampfe im August erschossen. Wasmus spricht Riedesel gegenüber den Wunsch aus, mit nach Europa zu gehen, aber dieser erklärt, er müsse sich bis zur Auswechselung der Gefangenen gedulden. Er bleibt bis zum andern Tage bei dem General und erfährt Näheres über das Schicksal der deutschen Truppen, die in den letzten Kämpfen sehr stark gelitten und viele Offiziere verloren haben. U. a. ist in einem Gefechte am 7. Okt. auch Obristleutnant Breymann erschossen. Er kehrt dann in sein Quartier zurück.

Anfang Dezember erkrankt er am „Flußfieber“, findet aber bei den Einwohnern so warme Teilnahme, daß er tief gerührt ist. „Ihr Bewohner Deutschlands, habt ihr euch wohl jemals die Mühe gegeben, einen Fremden, der als Gefangener in eure Hände fiel und das Unglück hatte krank zu werden, mit so vieler Menschenliebe und Freundschaft zu behandeln?“

Um Mitte Dezember findet auf Anordnung des Kongresses ein Dankfest für die Siege statt. „Da wir nicht zur Kirche giengen, so machten alle finstere Gesichter, dies war ich mir vermuthen, und da wir Mittag um die Uhrsache gefragt wurden, so sagten wir ohne Scheu, das wir für ihre erhaltenen Siege nicht danken könnten.“

Bei starker Kälte beginnt das Jahr 1778. Wasmus macht verschiedentlich Krankenbesuche, obwohl er Gefahr läuft, Nase und Ohren einzubüßen. So

heilt er, „obwohl die hiesigen Doktors und — alle alten Weiber daran zweifelten“, auch das Töchterchen des Pastors Williams, das sich mit heißem Wasser gefährlich verbrüht hat.

Im April besucht er nach erlangtem Urlaube die braunschweigischen Truppen in Cambridge. Der 72 engl. Meilen lange Ritt hat ihn so steif gemacht, daß Riedesels Leute ihn vom Pferde heben müssen. Er erhebt sein Guthaben, feiert mit einigen Freunden vergnügte Stunden, in denen man vergißt gefangen zu sein, wohnt auch auf Riedesels Aufforderung in dessen Zimmer einer deutschen Predigt des Pastor Kolig bei, während welcher der General einen von Wasmus durch einen Aderlaß gemilderten Schlaganfall erleidet, und kehrt nach 8 Tagen zurück.

Endlich im September sendet Major Meibom die Aufforderung, die Gefangenen sollten sogleich behufs der Auswechselung nach Rutland kommen.

So erfolgt denn der Abschied, dem sich viele gute Wünsche anschließen. „Alt und jung weinte im Hause, der Pastor Melsheimer und ich hatten ein Jahr und 5 Tage in dieser Familie gelebt und viele Freundschaft genossen.“

Als aber Wasmus in Rutland eintrifft, erfährt er, daß nur Offiziere, doch keine Gemeine ausgewechselt werden sollen. Nach Riedesels Bestimmung müssen 6 Offiziere bei letzteren zurückbleiben, und mit ihnen auch Wasmus, um alle Gefangenen, falls nötig, „mit Medicin, innerlich und äußerlich“ zu versehen. Den Bleibenden wird Westminster zu weiterem Aufenthalte bestimmt.

Was Wunder, daß er das neue Jahr (1779) mit recht wehmütigen Gefühlen begrüßt! „Ihr seyd,“ so redet er seine fernen Verwandten und Freunde an, „ohne Zweyfel vergnügter an diesem Tage als ich, der ich diesen Tag, und wie viel verflossene schon, in der Gefangenschaft verseufze, schlaflose Nächte zähle, und zu Zeiten nicht weis, was ich vor langer Weile anfangen soll, da ich meinen liebsten Zeitvertreib, das Bücherlesen, entbehren muß. Doch ich hoffe, daß wir bald nach Europa unter Segel gehen werden!“

Im Februar müssen die Gefangenen wieder nach Rutland übersiedeln, wo Wasmus im Hause des Pastor Buckminster gute Aufnahme findet. Da die Auswechselung immer noch aussichtslos ist, so werden die Soldaten bei umwohnenden Bauern untergebracht, damit sie durch Arbeit ihre „elende Provision“ verbessern können. „Sie werden aber“, meint Wasmus, „so leicht nicht wieder zusammen zu bringen seyn.“

In einem langen Briefe an den Kanzlisten Werner rühmt er seine gute Gesundheit, schildert eingehend, was er erlebt hat, und beklagt, daß ihn so überaus wenig Nachrichten aus der Heimat erreichen. „Ach, ihr lieben Deutschen, ihr ziehet in keine Betrachtung, was ein Brief von Familie und Freunden einem in America herumirrenden Deutschen für Trost verschaft! Ihr sitzt hinter euren warmen Ofens und laßt uns hier in der Wildniß beym Caminfeuer seufzen. Wenn America auch noch so ein schönes Land wäre, so könnte ich doch darum mein Vaterland, Familie und Freunde nie vergessen, wir Americaner leben gut und trinken unsern Rum, und ihr Braunschweiger lebt nicht minder gut und trinket eure Mumme. Aber was haben wir in diesem Welttheile nicht alle für Angst und Todesgefahren ausgestanden! Aber die mächtige Hand des Herrn deckte uns, da wir uns seiner gnädigen Vorsehung gänzlich überließen.“

Gegen immer wieder auftauchende Gerüchte, daß eine Generalauswechselung aller Truppen bald erfolgen werde, verhält sich Wasmus sehr ungläubig. Und wirklich erscheint der Neujahrstag 1780, ohne daß eine Änderung der Lage eingetreten ist.

Im ersten Monat dieses Jahres heilt er die Tochter des General-Majors Warner in Hartwich, desselben Mannes, der ihn damals gefangen genommen hat, vom Gallenfieber. Gelegentlich kommt die Rede darauf, daß Wasmus nur ein Hemd besitzt und, falls dies gewaschen wird, ohne ein solches gehen muß. Darauf sendet die dankbare Patientin ein Paket mit zwei neuen Hemden und einen sehr freundlichen Brief. Derselbe schließt mit diesen Worten: „Ich versichere Euch, mein Herr! nichts wird mir ein größeres Vergnügen verschaffen, als wen ich das Werkzeug seyn kan, die schwere und grausame Hand der Unterdrückung von Euch abzuwenden. Zum Beweise dieses bitte ich, Ihr wollet zwey neue Hemden von mir annehmen, ich weis Ihr habt solche nötig, ich hoffe mit ersten das Vergnügen zu haben, Euch in unsern Hause zu sehen. Meine Schwester grüßet Euch und bittet um eine Portion Laxier Pillen, wenn Ihr selbige durch Überbringer dieses gütigst mir schicken wolltet. Ich verharre Eure affectionirte Freundin

Unity Warner. Hartwich 12 Januar 1780.“

Auf Riedesels Anordnung holt Kapt. Bartling im März aus Providence eben angekommenen Proviant, Decken rc., überliefert Wasmus auch einen Brief des Wolfenbütteler Stadtphysikus Dr Topp, der freilich schon vor 3 Jahren geschrieben ist, und meldet, daß viele Bagage der deutschen Truppen verloren gegangen sei. So beklagt Wasmus den Verlust all seines damals in Trois Rivières zurückgelassenen Gepäcks, zahlreiche gesammelte Münzen und kunstvolle Arbeiten „kanadischer Schönen“, die er für seine Tochter Caroline bestimmt hatte. Im Juli 1780 erfährt man aus einer Londoner Zeitung vom 30. März, daß nach Berichten aus Braunschweig der regierende Herzog in den letzten Zügen liege. Daß er am 26. März bereits heimgegangen ist, erfährt Wasmus erst später.

Am 6. Dezember bringt ein amerikanischer Kapt. Bliß den Befehl, alle braunschweigischen Offiziere nebst 100 Dragonern und etwa 50 hessischen Jägern sollten ausgewechselt werden. Daher machen sich Dragoner-Unteroffiziere sofort auf, um ihre im Lande zerstreuten Mannschaften zu sammeln.

Wenige Tage später aber teilt der eben eingetroffene Kommissär Major Hopkins dem erstaunten Wasmus mit, daß er bedaure, nicht auch seine Auswechselung vornehmen zu können, da sein Name nicht auf der Liste stehe. Als Wasmus erwidert, er werde im braunschweigischen Dienste nicht unter die Offiziere gerechnet, gehöre also auch nicht auf deren Liste, da erklärt Hopkins höchlich erstaunt: er verliere in diesem Augenblicke einen großen Teil der Achtung, die er bisher für die Deutschen gehegt habe, weil sie die so heruntersetzten, denen sie Leben und Gesundheit anvertrauten. Zudem habe er ja Wasmus' Namen neben denen der Offiziere in jener Erklärung, nicht desertieren zu wollen, gelesen. Wenngleich er ihn nun zwar nicht gehen lassen könne, so wolle er doch ans Hauptquartier berichten und sich vom General Washington Verhaltungsmaßregeln einholen. Die braunschweigischen Offiziere bitten darauf Hopkins dringend, er möge Wasmus mitziehen lassen, da er der einzige Chirurgus beim Regimente sei, dieser aber erklärt abermals, es sei völlig unmöglich. Und nun legen die Offiziere es W. zur Last, daß er nicht ausgewechselt wird. Sie glauben, er habe alles so mit Hopkins verabredet, um hier bleiben zu können! Das empört unsern Wasmus tief!

„Es ist keiner von allen Kriegsgefangenen, der seinen Dienst in der Gefangenschaft getan hat oder thun können als ich, ich bin der einzige Chirurgus, der beym Regiment die gantze Zeit ausgehalten hat, ich weis, das mir jeder, hohe und niedere, davor ein Lob beigelegt haben, aber jetzt, da dies sich fügt, da ich ohne mein Verschulden zurück bleiben soll, wird es mir zur Last gelegt. Gesetzt ich wolte nicht mit, ich wolte in diesen glücklichen Lande bleiben, was brauchte ich den zu dissimulieren, ich könte es ja nur dreiste sagen, weil mich hier kein Sterblicher zwingen kan."

Da tatsächlich die zerstreuten deutschen Soldaten nicht zusammengebracht werden können, so läßt Hopkins die Zahl aus anderen Gefangenen ergänzen, und am 26. Dezember marschieren sie nebst den Offizieren von Rutland ab. Wasmus aber sendet einen Brief an Riedesel, meldet ihm seine Lage, wie auch den gegen ihn erhobenen schnöden Verdacht und schließt: „Ew. Hochwohlgeboren flehe ich unterthänig an, meine Auswechselung bald gnädig zu bewirken, und mich mit den Dragoner-Regiment, welches ich jetzt zu meiner Betrübniß verlaßen muß, wieder zu vereinigen."

Im übrigen wächst die ärztliche Berühmtheit und die Beliebtheit des Chirurgus unter den Landeskindern immer mehr. Er heilt in Hartwich eine an einem offenen Beinschaden leidende Frau, an der schon 2 Jahre lang verschiedene einheimische Ärzte vergeblich herumgedoktert haben. Der erfreute Gatte will sein Verdienst durch ein Gedicht in einem öffentlichen Blatte feiern, womit aber Wasmus nicht einverstanden ist. Er hat in umliegenden Ortschaften feste Absteigequartiere und Sprechstunden, so auch beim Generalmajor Warner in Hartwich. Unity, die uns bekannte Tochter dieses würdigen Offiziers, der übrigens außerhalb seines Dienstes alle mögliche Bauernarbeit verrichtet, sorgt aufs freundlichste für seine Verpflegung.

Außer der praktischen Betätigung betreibt Wasmus auch weiterhin theoretische Studien: er beschreibt auf 8 Bogen die Krankheiten in Kanada und New England, die er kennen gelernt hat, und die dort wachsenden Kräuter und Wurzeln. Diese Schrift sendet er im Mai 1781 dem erwähnten Freunde Werner in Wolfenbüttel.

Endlich, am 24. Juni, bringt Leutnant Gebhard einen Brief von Riedesel und darin den schon im März ausgestellten Schein, wonach Wasmus gegen den gefangenen amerikanischen Doktor Skinner ausgewechselt werden soll. Zugleich schickt Major Hopkins einen Paß nach Halifax oder Newyork. „Also bin ich endlich einmal ausgewechselt, nun muß ich reiten, das ich meine Schulden eincassir!"

„Allenthalben wo ich hinkomme, wollen die Einwohner nicht glauben, daß ich sie verlassen will, da ich mehr praxis hatte, als einer ihrer Doctors in New England, aber ich kan auf keine Arth hier bleiben, ich würde ja als ein Deserteur angegeben, was würde das für eine Erschütterung in den Hertzen meiner Frau und Kinder veruhrsachen, wenn sie hören würden, ich sey Deserteur! — — Und jetzt belebt die Hofnung, der süße Gedanke, Euch meine Geliebten und Freunde noch einmahl in Deutschland zu umarmen, meine gantze Seele! Was für eine Wonne fühle ich in meinem Hertzen, da ich dieses schreibe! ich mus euch noch einmahl wiedersehen, die Vorsehung wird mir dieses Glück gewähren!"

In dieser seiner Freude über die nahende Heimkehr wird er auch durch die sonderbaren Wünsche der Einwohner nicht gestört, „daß ich, sobald ich auch auf die See käme, wieder gefangen und zurück gebracht werden möchte. Es würde mir nicht gut gehen, prophezeiten sie, weil ich bei ihnen ruhig lebte, Glück hätte in allen meinen Unternehmungen, von jedermann geehrt und geliebt würde, und doch nicht bei ihnen bleiben wollte, dies, sagten viele, werdet ihr bereuen. — O möchtet ihr nie vergessen, wie ihr von den Einwohnern in New England aufgenommen und behandelt worden seyd, die ihr als Eure Feinde betrachtet habt. So geth es offt Stun-

denlang im Predigen, wobey den allemahl, besonders von den Weiblichen Geschlecht, eine Menge Thränen vergossen werden."

Als er in einer Ortschaft mit Schulden einkassieren beschäftigt ist, da bietet man ihm sogar 5 Kühe und 3 Ochsen als Geschenk, wenn er bleiben wolle. Das rührt den Chirurgus offenbar. „Wäre ich unverheiratet gewesen, so wäre ich gewiß in diesem glücklichen Lande, unter diesen guten Menschen geblieben."

Aber er bricht auf und ist am 11. September 1781 in Boston. Dann segelt er auf einem englischen Schiffe nach Halifax, von wo, wie er erfährt, Riedesel mit braunschweigischen Soldaten vor etwa 5 Wochen nach Quebec gefahren ist. Da in diesem Herbst keines der regelmäßigen Schiffe mehr dorthin fährt, so muß er den Winter hier bleiben und logiert sich in einem Kaffeehause ein. Ein ihm befreundeter Kaufmann in Worcester, namens Duncan, hat ihm ein Empfehlungsschreiben an den hiesigen Geschäftsfreund Ackincloß mitgegeben. Der ist schon vor 2 Jahren gestorben, seine Witwe jedoch, 24 Jahre alt, bietet Wasmus Quartier in ihrem Hause an. „Meine alten würdigen Eltern, ich und meine 2 Schwestern werden es unser erstes Geschäft seyn lassen, euch euer Leben angenehm zu machen." Doch er lehnt auch dies Anerbieten ab, zumal er bei erster Gelegenheit nach Quebec zu fahren gedenkt.

Und obwohl man ihm die Fahrt in der jetzigen Jahreszeit für sehr bedenklich erklärt, so besteigt er dennoch am 6. Oktober 1781 eine Schaluppe, den „Jack", die Kapitän Tonge nach Quebec zu führen beabsichtigt.

„Die junge angenehme Witwe weinte, wie ich ihr das letzte Lebewohl sagte, sie stand mit ihren Schwestern am Ufer und Capitän Tonge und ich winkten mit Hüten und Tüchern, welches sie mit ihrem weißen Tuche beantworteten so lange, bis wir sie aus dem Gesichte verloren hatten, als es finster wurde." Nach der Abfahrt zeigt der Kapitän ihm einen Korb, was er nicht eher habe tun wollen, weil Wasmus sonst des Dankes wegen wieder an Land gegangen und wohl gar dort geblieben sein möchte. Der Korb, ein Geschenk der Witwe, enthält Portwein und mannigfache Lebensmittel. Frau Elisabeth Ackincloß sendet dabei einige warme Worte und bittet Wasmus um freundliche Grüße an Frau und Kinder. Er ist sehr gerührt und bedauert herzlich, der Spenderin für soviel Güte und Freundschaft nicht danken zu können.

„Gleich wurde Punsch gemacht und wir tranken bis 12 Uhr nachts nichts anderes als immer Punsch, und erinnerten uns aller unserer Freunde in beyden Welttheilen."

Am folgenden Tage heftiger Sturm. „Unser kleines Schiff fast beständig unter Wasser und wurde unaufhörlich gepumpt."

Am 9. wird der „Jack" von zwei amerikanischen Kaperschiffen verfolgt, doch rettet sich Kapitän Tonge mit Hülfe genauer Karten in eine kleine Bucht gegenüber Kap Breton. Der erste Kreuzer ist dicht hinter dem Jack, sitzt aber bald fest, wird von der Schaluppe aus kanoniert und streicht die Segel. Sein Kapitän muß das Wort geben, mit seiner Mannschaft sogleich nach Boston zu gehen und dort seine Auswechselung gegen englische Gefangene zu erwarten. Der zweite Kaper entwischt.

„Wir waren also diesmahl der Gefahr, gefangen zu werden, entgangen, das wäre auch sonderbar gewesen, so geschwind wieder in die Gefangenschafft zu geraten, so wären ja die Wünsche meiner Freunde in New England erfüllt worden! Wie würden die sich gewundert haben, mich sobald wieder zu sehen!"

Auch die Weiterfahrt ist stürmisch und kalt. Und am 29. Oktober fährt das Schiff gar in dicker Finsternis auf Felsenriffe der Lorenzbucht. „Gott was war das für ein Geräusch! unser Schiff stoßte von einem Felsen auf den andern, und wir glaubten alle, jeder Augenblick, der erschien, würde der letzte unseres Lebens seyn." Erst am anderen Morgen kommen, durch Kanonenschüsse aufmerksam gemacht, Bewohner der Insel Green Island herbeigefahren und retten die bedrohten Seefahrer. Der Jack aber versinkt in den Wogen, ehe sie noch das Land erreicht haben. „Nie bin ich", schreibt Wasmus, dankbarer gegen meinen Schöpfer gewesen, als diesen Tag."

Von dem Dorfe des festen Landes aus, wohin die Geretteten gebracht sind, werden sie dann in einem Wagen nach Quebec gefahren — 170 engl. Meilen weit. Wasmus hat zwar wiederum alles Seinige eingebüßt, aber jetzt ist er auf sicherem Wege. „Ich bin arm, habe aber mein Leben gerettet, bin gesund! Welche Wohltat!"

Am 6. November ist man in Quebec. Hier liegen die Regimenter Prinz Friedrich und Anhalt-Zerbst im Winterquartier, während sich Riedesel mit dem Dragonerregimente in Sorel befindet. Wasmus meldet sich zunächst beim Obristleutnant Prätorius, reist dann auch zu gleichem Zwecke nach Sorel.

Seine Freunde und Bekannte sind sehr erfreut ihn wiederzusehen; sie alle haben geglaubt, er sei desertiert. In Trois Rivières findet er seinen vor 6 Jahren dort zurückgelassenen Koffer und Mantelsack wieder, aber in welchem Zustande! Diebe haben allen wertvollen Inhalt geraubt. „Ich muß zur Schande meiner Landsleute sagen, daß Koffer und Mantelsack ausgeplündert waren, anstatt meiner Sachen waren alte Musquetier Hosen ohne Boden und alte Musquetier Strümpfe, woran die Füßlinge verfault waren, wiederhineingelegt. Die Bagage Diebe müssen geglaubt haben, wir würden aus der Gefangenschaft nie wieder zurück kommen." Bei der Abreise aus Rutland hatte er 1300 Tlr., jetzt ist

er völlig verarmt. „So hies es", schreibt er, „homo proponit, deus disponit."

Der Winter zeigt wieder eine solche Strenge, daß Wasmus in „Syberien" zu sein glaubt.

Am 11. Juni muß er der Exekution von vier eingefangenen Deserteuren beiwohnen.

Oberstleutnant v. Barner verliest eine Ordre Riedesels, wonach keiner gehängt, aber zwei erschossen werden sollen. Alle vier würfeln auf einer Trommel. Die beiden, die ihr Leben retten, werden dann als Sklaven auf eine Fregatte gebracht.

Am 22. Februar 1783 erinnert sich Wasmus, daß er gerade vor sieben Jahren Wolfenbüttel verlassen hat. „Also 7 Jahre sind verfloßen! Wer hätte vermuten können, daß dieser böse Krieg so lange dauern würde! und noch ist keine Aussicht, wie sich derselbe zum Vorteil Englands endigen kan."

Und doch kann er schon am 1. Mai schreiben: „O du angenehmer 1. Mai! niemals bist du mir angenehmer gewesen, du verkündigst uns Frieden. Wir erfahren heute als gewis, daß sich dieser böse Krieg endlich geendigt hat, das der Frieden endlich geschloßen ist, wobey die 13 Provinzen Independent oder unabhängig gemacht werden. O ihr guten Menschen, jetzt habt ihr euren Wunsch erfüllt, so bleibt den auch unter euch immer eins, so wie auf eurem Gelde steth: we are one." Am 7. Mai wird der schon im Februar 1783 abgeschlossene Friede den Truppen durch eine Proklamation bekannt gemacht.

Noch einmal tritt die Versuchung an Wasmus heran. Ein Freund aus Worcester, Doctor Isaac Moor, ist 350 Meilen durch die Wildnis gezogen und von Mücken so arg gestochen, daß Wasmus ihn nicht erkennt. Er ist gekommen, um den Chirurgen zu bereden, mit ihm nach New England zurückzukehren. „Aber das ist nicht möglich, das kan ich nicht, so gern ich auch unter jenen guten Menschen leben möchte, so muß ich doch zu meiner Frau und Kindern zurück, wären sie doch bey mir!"

Wohl aber benutzt Wasmus die Gelegenheit, durch Moor alten guten Freunden Nachricht über sein Ergehen zu senden. — Die Regimentskommandeure machen bekannt, daß jeder Soldat seinen Abschied bekommen könne, der in Amerika zu bleiben wünsche. Dazu entschließen sich außer anderen über 70 Dragoner, auch 16 braunschweigische Compagniechirurgen bleiben nach Wasmus' Angabe in der neuen Heimat.

Am 18. Juli 1783 bricht das braunschweigische Corps von Sorel auf. Erfreut berichtet Wasmus, daß Riedesel ihm „in freundschaftlichen Tone" gesagt habe: „Wir sind auf einem Schiffe gekommen und wollen auch auf einem Schiffe wieder weg fahren". So besteigt er die „Quebec", und am 3. August erfolgt die Abfahrt der Flotte. Am 22. August sieht man „die hohen Berge von Terre Neuve, das letzte Land von Amerika. Ich sahe es und segnete es noch". Nach wieder sehr stürmischer Fahrt erreicht die Flotte am 8. Sept. Portsmouth. Riedesel begibt sich nach London, um dem König die Ankunft zu melden. Wasmus besucht in der Hafenstadt die Wirtsleute im „rotem Löwen". Sie erkennen ihn wieder, versichern ihm, er habe sich gar nicht verändert, und freuen sich, daß sie sich jetzt in ihrer Muttersprache mit ihm unterhalten können.

Am 24. Sept. geht's in die Elbe hinein. „Jeder freut sich die Ufer von Deutschland zu sehn". Von Stade aus beginnt am 27. der Heimmarsch. In Lüneburg haben die Truppen wegen des großen Auflaufs des Volkes Mühe ins Tor zu kommen. In Gifhorn kommen ihnen schon Menschen entgegen, die ihre Verwandten suchen. In Weddel ereignen sich rührende Auftritte, „wie sich Vater und Sohn, Frau und Mann, Bruder und Schwester mit Thränen empfingen". Ueber Mascherode und durch das Lechelnholz gelangt man nach Wolfenbüttel.

„Es dauerte sehr lange, ehe wir von den Einwohnern aus Wolfenbüttel entdeckt wurden, weil sie nicht wußten, welchen Weg wir kamen, endlich aber stießen sie auf dem kurzen Holze auf den Vortrupp, nicht weit von der Allee, welche nach Salzdahlum führt, und je näher wir kamen, je mehr Menschen hatten wir um uns, ein jeder schrie seinen Verwandten und Freunden zu. Wo ich nur meine Augen hinwarf, sahe ich Menschen, die mir freundlich zuwinkten, auch meinen Namen ruften. Leute, wovon ich viele gar nicht kannte, viele waren in den 8 Jahren herangewachsen und mannbar geworden und so verändert, daß ich sie unmöglich kennen konnte."

Am 1. November musterte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Heimgekehrten beim Schützenhause vor dem Augustthore.

Und mit folgenden Worten schließt Wasmus seine Aufzeichnungen:

„So sey nun ruhig, mein Hertz! Sey ruhig und mit deinem Schicksal zufrieden! und — sey es immer! — — Herr, der du mir den Morgen und den Mittag meines Lebens ertragen halffst, laß den Abend desselben, der sich mit schnellen Schritten heran nahet, ach, laß ihn schöner, laß ihn ruhiger seyn als den Tag! und nimm mich, wenn er kommt, in deinen heiligen Schutz. Amen."

Funde in Braunschweigs Bibliotheken und Archiven.

Von Emil Henrici.

I.

Andreas Mylius, ein Dichter des 16. Jahrhunderts.

Die Handschriften der Wolfenbütteler Herzoglichen Bibliothek „222 und 223 Helmstedt" ent-

halten die Dichterwerke des Andreas Mylius, der am 30. November 1527 in Meißen geboren ist und am 30. April 1594 als Mecklenburgischer Rat starb. Von 1548 an war er der vertraute Ratgeber und Freund Herzog Johann Albrechts I., 1547—76.

Es sind zwei Entwurfhefte im Format von etwa 32×21 cm, 240 und 282 Seiten, davon S. 3—45 der ersten Handschrift eingeheftete Druckblätter. Das übrige sind zum größten Teile eigenhändige oft veränderte erste Niederschriften des Verfassers; nur Handschrift 222 S. 223 und Handschrift 223 S. 95—100 sind von Schreibern hergestellt, und an dieser Stelle finden sich S. 95—99 wahrscheinlich vereinzelte Änderungen von des Joh. Caselius Hand.

Am Anfange und Ende beider Handschriften, ferner in der Handschrift 223 S. 139—278 stehen prosaische Aufzeichnungen verschiedenen Inhaltes. Sonst enthalten die Hefte griechische und lateinische Dichtungen, überwiegend des Mylius; nur 223, 17. 104—110 von Matthias Dabercusius, dem Rektor der Fürstenschule zu Schwerin, und 223, 23 ein Distichon eines ungenannten Alterius: auch diese Stücke alle von des Mylius Hand.

Die Gedichte stammen aus den Jahren 1547. 54. 64. 69. 74. 75. 77—93. Am 16. Dezember 1593, wenige Monate vor seinem Tode, schrieb er den letzten Entwurf.

Selbsterlebtes, Zeitereignisse, Hof- und Staatsdienst, Reisen sind vornehmlich Gegenstand seiner Dichtung. Der Fürstenfamilie und ihrer zum Teil ausländischen Verwandtschaft sind eine größere Anzahl dieser Schöpfungen gewidmet: die meisten davon Johann Albrecht. Nur spärlich vertreten sind die sonst bei den Lateindichtern des 16. Jahrhunderts üblichen Gelegenheitsgedichte für den Bekanntenkreis, bei Hochzeiten, Todesfällen u. dgl. Einen breiten Raum nehmen die geistlichen Sachen ein, besonders Bearbeitungen von Psalmen[1]). Für diese ist S. 1 der Handschrift der Titel Rerum sacrarum carmina gesetzt, und dieser Zufall hat zur Folge gehabt, daß der Wolfenbütteler Katalog v. Heinemanns als Inhalt beider Handschriften nur Carmina sacra angibt: ihrem Werte nach sind diese gerade die am wenigsten hervortretenden.

Am meisten zu beachten sind wohl die Gedichte, welche aus dem Familien- und Landleben hervorgingen, in denen sich das innere und äußere Leben ihres Verfassers abspiegelt, in denen er auch die Natur seiner Wahlheimat Mecklenburg verherrlicht hat. Mit Freimut, freilich auch oft mit Härte, hat er sich über die Zeit und die Verhältnisse, in denen er lebte, geäußert. Seit 1577 hat er eine Art poetischen Tagebuches geführt. Die nahen Beziehungen, in denen er zu Johann Albrecht I., seinen Brüdern Ulrich von Güstrow und Christoph, sowie den Nachfolgern seines ersten Herrn stand, ferner der Anteil, den er an den Regierungsgeschäften gehabt hat, machen seine Verse zu einer wichtigen Geschichtsquelle. Aber unter den 200 Stücken sind auch wirkliche Dichtungen.

Außer diesen Entwurfheften hat die Wolfenbütteler Bibliothek noch zwei Gedichte des Mylius in der Handschrift 40. 8 Extr., einer Abschrift von des Bernhard Latomus Genealo-Chronicon Megapolitanum, die aber beide auch in den Entwurfheften stehen[2]). Sonst sind mir handschriftlich nur noch zwei Gedichte an den Herzog Johann Albrecht bekannt, beide im Großherzoglichen Archiv zu Schwerin: beide fehlen in den Entwurfheften[3]).

Gedruckt kenne ich sieben in die Handschrift 222 eingeheftete Stücke; von einigen habe ich zweite und dritte Exemplare in den Bibliotheken zu Wolfenbüttel und Helmstedt gefunden; einige von diesen stehen auch handschriftlich in den Entwurfheften. Der Wolfenbütteler Katalog verzeichnet unter 240. 49 Qu noch eine mir sonst nicht bekannte Dichtung In Calendas Julias Elegia. Rostock 1580. Die Verse der Handschrift 222 S. 115 O Varniane funde finden sich auch in der Vita 73ᵛ und sind in der Oratio funebris K 1ʳ gedruckt: Caselius besaß also schon zu des Verfassers Lebzeiten eine Abschrift dieses Gedichtes zum Preise des Landlebens und des Gutes Gädebehn bei Crivitz, auf dem Mylius zuletzt lebte.

Gedruckt sind ferner die von Latomus aufgenommenen, nämlich zunächst ein Gedicht auf den 1471 verstorbenen Herzog Ulrich II. von Stargard (Hoc tua nobilitas, toties spectataque virtus — Si bene promeritos praemia digna manent). Zu diesem nennt der Chronist auch richtig den Mylius als Verfasser (Sp. 400). Wenn er ihn als „geheimen Raht" Herzog Ulrichs bezeichnet, so ist das natürlich der von Güstrow, Johann Albrechts Bruder. Aber ob auch der Chronist diesen meint, ist zweifelhaft.

Daß derselbe Fürst auf das Denkmal seiner in Doberan ruhenden Vorfahren im Jahre 1583 eine Inschrift von 23 lateinischen Distichen gesetzt habe, sagt Latomus auch: in dem Drucke steht sie Sp. 507.

[1]) Joh. Caselius, des Mylius Schwiegersohn, gibt in der Oratio funebris L 3ʳ und Vita 88ʳ an, er habe eine poetische Bearbeitung aller Psalmen, handschriftlich, gesehen. Der Zustand der Entwurfhefte spricht für die Richtigkeit dieser Angabe. Über die beiden Schriften des Caselius habe ich im Br. Mag. 1907 S. 13 einiges mitgeteilt. Es ist wahrscheinlich, daß Caselius die Entwurfhefte und auch Reinschriften daraus nach des Verfassers Tode besessen hat.

[2]) Des Latomus Werk (Original zu Schwerin) gedruckt in: E. J. de Westphalen, Monumenta inedita rerum Germanicarum. IV. Leipzig 1745.

[3]) Quam legis a Mylio salus est tibi missa, salutem — Sic cultam videas, mentem animumque tuum (Nr. 26 des Briefwechsels Johann Albrechts mit Mylius). Si mihi praesentem tuleris, quam spero, salutem—Parvulus ille tamen munera magna ferat. (Nr. 108 des Briefwechsels). Beide ohne Jahresangabe.

Aber den Dichter kannte er nicht: es ist Andreas Mylius, und die Wolfenbütteler Herzogliche Bibliothek hat in der Handschrift 223 Helmstedt S. 118 bis 120 (= 40. 8 Extr. Bl. 512v) das Original von des Verfassers eigener Hand, unterzeichnet Dobrani 10 Aprilis Anno 1583[1]).

In den ausführlichen Mitteilungen von Lisch, Schirrmacher und Krause[2]) findet sich kein Wort über des Mylius dichterische Tätigkeit. Die Historia Myliana[3]) erwähnt nur die als Druckblatt in drei Exemplaren erhaltene Elegia in memoriam ducis Megap. Johannis Alberti. In Mecklenburg, wo er 47 Jahre lang und zum teil in hervorragender Stellung gewirkt hat, ist bis jetzt keine gedruckte Zeile des Mannes gefunden.

Eine Ausgabe der wichtigsten Gedichte des Mylius habe ich vorbereitet. Sie erscheint im nächsten Jahre. Johann Albrechts Hofdichter, der Dichter der Warnow, ist der Auferstehung wert: er ist der erste lyrische Dichter des Landes Mecklenburg. Er schrieb ja lateinisch, bisweilen sogar griechisch, aber was er empfand und dachte, war deutsch.

II.
Der deutsche Cornutus.

Johannes de Garlandia, ein Engländer, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Paris lehrte, verfaßte in gräco-lateinischen Hexametern ein Lehrbuch für vorgeschrittene Schüler, das in den Handschriften Cornutus genannt wird. Es sind 21 Doppelverse; das Werk wird deshalb auch als Disticha oder Distigium bezeichnet.

Es ist in sehr vielen Handschriften erhalten, auch schon sehr früh gedruckt: in Zwolle 1481 und in Hagenau 1489. In einem Teile der Handschriften ist der Text mit ausführlichem lateinischem Kommentar versehen und je nach dem Lande, in dem er als Lehrbuch benutzt wurde, auch mit Glossen, französischen, englischen, tschechischen oder deutschen, die teils interlinear sind, teils im Kommentar stehen.

Aus den deutschen Glossen ist mit der Zeit ein deutscher Text in Versform entstanden, der in mehr als einer Mandel Handschriften überliefert ist. Von diesen beherbergt das Land Braunschweig seit längerer Zeit fünf, nämlich:

1. Die Stadtbliothek zu Braunschweig, angebunden an den Druckband Jnc. 102.
2. Das Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel in einer 167 Blätter umfassenden sehr schadhaften Handschrift.
3. Die Handschrift 604 Helmstedt.
4. Die Handschrift 692 Helmstedt.
5. Die Handschrift 1198 Helmstedt.

Die drei letzten sind in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß Braunschweig das Ursprungsland der ältesten deutschen Übertragung, einer ausgesprochen niederdeutschen Fassung ist. Sie entstand am Ende des 14. Jahrhunderts; die hiesigen Handschriften gehören alle dem 15. Jahrhundert an.

Eine Fortsetzung hat das Werk durch Otto von Lüneburg erfahren, weitere 21 Verspaare, auch diese z. t. mit deutscher poetischer Übertragung: der Novus Cornutus.

Gedruckt ist von den deutschen Versen beider Werke bisher nichts: sie werden auch in keiner Literaturgeschichte erwähnt. Nur die Kataloge kennen sie.

Eine Ausgabe des Ganzen mit ausführlichen Erläuterungen hat Edwin Habel (in Oberschönweide bei Berlin) vollendet; sie erscheint demnächst im Druck[4]).

Die Handschrift des Landeshauptarchivs, von der die wissenschaftliche Welt bisher überhaupt noch keine Kenntnis hatte, enthält außer dem, übrigens unvollständigen, Cornutus noch eine Reihe anderer lateinischer Stücke, auch diese meist verstümmelt. Die Herzogliche Bibliothek hat ferner kürzlich einen lateinischen Cornutus mit deutschen Glossen und einer deutschen Strophe neu erworben. Über beide Handschriften werde ich später berichten. Hier soll nur noch die neuentdeckte einzelne Strophe ihren Platz finden, samt dem lateinischen Texte, zu dem sie gehört: als eine Probe der gräco-lateinischen Vorlage und dessen, was der niederdeutsche Dichter daraus zu machen verstand. Die Handschrift ist 960. 2 Novi; der lateinische Text steht Bl. 241r, der deutsche Blatt 241 v.

Abra tenens speculum sese speculatur heramque
Utque magirus hero sic et sibi praeparat escam.
De maghet holt dat spegel erer vrouwen,
Up dat se sick solven moge schouwen.
De kock sinen heren de spise ret,
Up dat he se solven mede eet.

Die Handschrift ist in Hannover zu Tage gekommen; das mag Zufall sein; aber in Verbindung mit den anderen Tatsachen dient es doch zur Unterstützung der oben ausgesprochenen von E. Habel aufgestellten Vermutung über die Heimat der niederdeutschen Umdichtung. Auch der Verfasser der Fortsetzung, des Novus Cornutus, stammte aus Lüneburg.

[1]) Das Gedicht hat, ebenfalls ohne Angabe des Verfassers, auch J. Bacmeister, Continuatio annalium Herulorum et Vandalorum. Vgl. Westphalen I, 387.

[2]) Fr. Lisch, Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte Bd. 18. — F. W. Schirrmacher, Johann Albrecht I. Wismar 1885. — Krause, Allgemeine deutsche Biographie 23, 133.

[3]) Historia Myliana concinnata a M. Joh. Christoph. Mylio. Jena 1751. III 149.

[4]) Ein Teil meiner Mitteilungen ist dieser mir im Manuskript zugänglichen Ausgabe entnommen.



III.

Eine neuerworbene Handschrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Trotz dem starken und nicht immer lauteren Wettbewerbe ist es doch auch im zwanzigsten Jahrhundert noch möglich, wertvolle Literaturwerke älterer Zeit zu verhältnismäßig niedrigen Preisen zu erlangen. Das lehrt die Erwerbung der Handschrift 960. 2 Novi für die Herzogliche Bibliothek in Wolfenbüttel; sie wurde im Frühjahr 1907 in einem antiquarischen Kataloge ausgeboten und sollte den Cornutus des Johannes de Garlandia mit Wörterbuch enthalten, ein Werk, das für die meisten jetzt Lebenden nur ein Wort ohne Begriff ist. Diesen enthält sie in der Tat auch, aber außerdem noch vieles andere und besonders für die Erforschung der niederdeutschen Sprache wichtige.

Die Handschrift des 15. Jahrhunderts, Papier in der Größe von etwa 20 zu 13 cm, umfaßt jetzt noch 254 Blätter; aber eine größere Zahl ist herausgerissen, andere sind zum Teil weggeschnitten oder zerschnitten. Gebunden ist sie in einen Holzdeckel mit gepreßtem braunem Leder und Eisenbuckeln; eine Messingschließe ist nur noch zum Teil erhalten.

Der Band enthält vier Stücke, wahrscheinlich jedes von einem anderen Schreiber.

Bl. 2r — 197v steht ein gräco-lateinischer Brevilogus mit durchgehender deutscher und zwar niederdeutscher Übersetzung. Unter einem Brevilogus ist das zu verstehen, was wir heute ein Universallexikon oder Konversationslexikon nennen, also eine Zusammenfassung alles Wissenswerten in Wörterbuchform, in alphabetischer Folge. Aber diese älteren Vertreter der Gattung Zedler-Brockhaus-Meyer-Pierer sind gleichzeitig Sprichwörterlexikon, Citatenschatz und Büchmann, bisweilen auch das, was der Pierer in seiner letzten Auflage geworden ist: Sprachenlexikon. Ein solches ist auch dies: es vermittelt zwischen der gräco-lateinischen[1]) Weltsprache und der deutschen, hier niederdeutschen Heimatsprache.

Neben zahlreichen Prosacitaten enthält dieser Brevilogus auch 842 Dichterstellen, meist lateinisch, aber mit deutschen Erklärungen; nur einem Verse ist eine vollständige deutsche Übertragung beigefügt, die übrigens auch sonst bekannt ist: Bl. 145vb

> In modio rendi vix est vola plena sciendi.
> In eneme scelpel wans is nycht eyn hant vul wars[2]).

Deutsch und lateinisch gemischt ist ferner der gleichfalls öfter überlieferte Vers über die vier Hauptwinde Bl. 191rb

Zut nothus aust eurus west zephirus flat boreas nort.

Wie aus einer Angabe Bl. 155va hervorgeht, ist der Brevilogus verfaßt nach der Beendigung des Kirchenschismas durch das Konstanzer Konzil.

Bl. 198r — 234v steht das zweite Stück der Handschrift: ein niederdeutsch-lateinisches Wörterbuch mit lateinischen Versen und ausführlichen deutschen Erklärungen. Die längste möge hier unverändert als Sprachprobe folgen Bl. 216ra: Und et is druchnisse des menschen als nun he liget up den bede und dunket dat he sere gedrucket werde dat is dat em syn bloet lange up synem herten lighet.

Das Wörterbuch endet Bl. 234vb mit worp; der Schluß, nur wenige Blätter, ist verloren. Sonst ist das Werk vollständig.

Das dritte Stück Bl. 235r — 247v ist der vollständige Cornutus des Johannes de Garlandia mit ausführlichem lateinischem Kommentar, der 173 Dichterstellen zitiert und auch niederdeutsche Worte enthält. Der Text ist mit lateinischen und deutschen Interlinearglossen versehen. Im Kommentar findet sich außerdem Bl. 241v eine niederdeutsche Strophe[3]).

Die Vorbemerkung Bl. 235r nennt Johannes anglicus de Gerlandria als Verfasser und die Bezeichnungen distigia distigium cornutus als Titel. Zu letzterem wird die Erklärung gegeben: Et cornutus dicitur propter similitudinem quia sicut animalia cornuta se cornubus defendunt ita expertus in hac scientia potest se defendere ab ignorantia usw.

Von der Art und der Häufigkeit der Benutzung dieses Lehrbuches zeugt auch der Brevilogus, der das erste Stück dieser Handschrift bildet: an sieben Stellen hat er den Cornutus ausgeschrieben, jedoch wahrscheinlich nach einem anderen Texte[4]). Der Cornutuskommentar selber hat eins der Distichen des Textes Qui multis duliam (Bl. 242r) umgeformt Bl. 237r

> Servitium dominis qui vult impendere binis
> Pseudulus alterius erit hic non assecla verus.

Er enthält also diesen Doppelvers zweimal.

Außer den gewöhnlich überlieferten 21 Distichen des Garlandia enthält diese Handschrift am Schlusse noch das selten vorkommende Verspaar Bl. 247r:

> Kyria chere yeran, cuius philantropos est bar:
> Per te doxa theos vecten ac vranicis ymas.

Endlich noch auf derselben Seite:

> Claviculis firmis theos antropos inpos et irmis
> Figor ob infirmi cosinos delicta patir mi.

Das vierte und letzte Stück der Handschrift, Bl. 248r—254v ist eine Inhaltsangabe der Kapitel der biblischen Bücher in lateinischen Versen, ohne

[1]) Das spätere Latein hat seinen Wortvorrat aus dem griechischen teils ergänzt teils ersetzt; es sagt hippus für equus, hemus für sermo, calus für bonus, pisticus für fidelis, oda für cantus.

[2]) scelpel = skeppel, Scheffel.

[3]) Vgl. oben S. 68.

[4]) Bl. 7vb Qui cupido servas, vgl. Bl. 236v. — Bl. 15va Archimandrita, vgl. 246v. — Bl. 32vb Dum premit cachesis, der zweite Vers des Distichons 243v. — Bl. 100va. 133rb. 170ra Inter pygmaeos, vgl. 243va. — Bl. 179vr Qui calos, vgl. Bl. 236ra.



deutsche Worte. Es hat keinen literarischen Wert, während dieser bei den drei ersten Stücken ziemlich hoch ist.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.

67. Sitzung am 18. Februar 1907 zu Braunschweig.

Landesrabbiner Dr Rülf hielt seinen angekündigten Vortrag über Alexander David, braunschweigischen Kammeragenten von 1707 bis 1765. Die Mitteilung desselben im Braunschweigischen Magazin ist inzwischen erfolgt.

Museumsdirektor Dr Meier sprach sodann über Pilgerzeichen. Das Herzogliche Museum befindet sich im Besitze der Gußform eines solchen Zeichens, die eine große Seltenheit ist. Die Pilgerzeichen selbst sind einigermaßen verbreitet, namentlich dadurch sind sie erhalten worden, daß man lange Zeit die Sitte befolgt hat, Abgüsse derselben auf Glocken anzubringen. Mehrere Abgüsse konnten daher zur Ansicht vorgelegt werden. Die Pilgerzeichen wurden von den Pilgern an den Hüten getragen. Das hier in der Gußform erhaltene bezieht sich auf eine Wallfahrt nach Königslutter am Peter- und Paulstage, die, wie eine Ratsordnung von 1408 erkennen läßt, in Braunschweig große Beteiligung fand.

Apothekenbesitzer Bohlmann äußert sich noch über die technische Herstellung der Abdrücke beim Glockengusse und machte darauf aufmerksam, daß an den Glocken, in ähnlicher Weise wie die Pilgerzeichen, auch Abgüsse von Münzen häufig vorkommen.

68. Sitzung am 4. März 1907 zu Braunschweig.

Museumsdirektor Dr Meier sprach über die Grundrißbildung der Stadt Braunschweig. In Urkunden wird die civitas nicht vor 1157 erwähnt; durch das Leben des Bischofs Godehard, der 1038 starb, ist jedoch über die Weihe der Pfarrkirche zu St. Ulrich berichtet, und als Münzstätte erweist sich Braunschweig vor 1090. Besonderen Wert legt Redner auf eine 1861 entstandene Abbildung der Ulrichskirche, welche diese als eine zweitürmige darstellt. Nach Rietschels Forschungen sind wirkliche Städte auf altdeutschem Boden erst im 12. Jahrhundert entstanden, Marktniederlassungen auf grundherrlichem Boden früher, mit Marktkirche und Münze, teils mit, teils ohne Befestigung. Hiernach ist anzunehmen, daß Braunschweig im 11. Jahrhundert durch Graf Ludolf auf eigenem Grunde als Markt, rein kaufmännisch, um die Ulrichskirche gegründet ist. Daneben, um St. Jacob, mag ein älteres Dorf gelegen haben, beide sehr klein. Hänselmanns Theorie ist unhaltbar. Die Freihöfe, auf die sie sich gründet, liegen zu zerstreut, um in einem Dorfe vereint gedacht werden zu können. In der Frühzeit Heinrichs des Löwen ist erst Markt und Dorf zur Altstadt verschmolzen und wahrscheinlich planmäßig erheblich vergrößert, denn die Altstadt hat Ähnlichkeit mit anderen damals planmäßig gegründeten Städten, insonderheit mit dem vom Redner als Typus B. bezeichneten Grundrisse, wo die Längsstraßen sich nach Art der Meridiane krümmen. Nach Ansicht des Redners ist München 1158 von Heinrich dem Löwen nach diesem Typus B. gegründet. Brandenburg und Wittenberge sollen denselben Typus haben, sind aber erst nach Vollendung Braunschweigs entstanden und vom Lorenzer Stadtteil Nürnbergs weiß man das Gründungsjahr nicht: dagegen wird der Typus B. den Städten Goslar und Dortmund zugeschrieben, welche im 12. Jahrhundert vergrößert zu sein scheinen.

Stadtarchivar Dr Mack betont, daß sich der Kohlmarkt als ältester Markt nicht nachweisen lasse. Allerdings sei er einmal 1339 als „de olde Markt" bezeichnet, aber der Altstadtmarkt 33 Jahre früher als antiquum forum. Da das älteste Rathaus an der Turnierstraße gelegen habe, lasse sich der Kohlmarkt nicht als Mittelpunkt der Stadt denken. Die Theorien von Sohm und Rietschel habe Hänselmann sehr wohl gekannt, auch wohl daran gedacht, seine Ansichten danach zu revidieren.

Oberstleutnant Meier hält den Zeitpunkt für noch nicht gekommen, Hänselmanns langjährige Forschungen abzutun. Er brauche sie heute nicht zu verteidigen, weil er dies schon getan habe. Die Angriffspunkte des Museumsdirektors seien schon lange bekannt. 1904 habe er sich bemüht, ihnen in den „Straßennamen" entgegenzutreten. Was die Ulrichskirche betreffe, so sei das Bild von 1861 sicher eine Festphantasie; aber selbst angenommen, die Kirche habe um 1540, als sie verschwand, genau so ausgesehn, dann wüßten wir ebensowenig wie sie 1038 beschaffen gewesen wäre. Übrigens habe Knoll die Lage ihrer Fundamente genau bestimmt, und wenn man der Sache solche Wichtigkeit beilege, möge man diese ausgraben. Er stelle diesen Antrag und bäte um Abstimmung heute oder in der nächsten Sitzung.

Landgerichtsdirektor Bode ließ sich als Unparteiischer dahin vernehmen, daß die vom Oberstleutnant und Museumsdirektor Meier vorgetragenen neuen Theorien beide noch keine Beweiskraft hätten. Speziell müsse das Bild der Ulrichskirche von 1861 unbedingt als Beweismittel ausscheiden.

Der Vorsitzende stellte in Aussicht, daß über den Antrag des Oberstleutnants Meier, den dieser noch auf den Turm der Jacobskirche ausdehnen möchte, in der nächsten Sitzung verhandelt werden solle.

69. Sitzung am 18. März 1907 in Braunschweig.

Museumsinspektor Professor Dr Scherer hielt seinen angekündigten Vortrag über die Goldschmiede-Ausstellung im Herzoglichen Museum im September 1906 mit Ausstellung photographischer Abbil-



ungen. Die Veröffentlichung desselben im Br. Magazin steht bevor.

In Anknüpfung an die vom Vortragenden erwähnten Trinkgefäße in Eulenform braunschweigischer Herkunft legte Archivrat Dr Zimmermann die Abbildung einer solchen von Adam Wagner hergestellten Eule vor, die ihm von Herrn A. Drobeck in Peine übersandt war, und stellte weitere Veröffentlichungen darüber in Aussicht. Der in der vorigen Sitzung gestellte Antrag betreffend Ausgrabungen auf dem Kohlmarkte wurde auf Zeiten günstigerer Finanzlage zurückgestellt.

Der Vorsitzende schloß die letzte Sitzung des Winters mit dem Bemerken, daß für die Hauptversammlung im Mai auf dem Sternhause ein Vortrag des Landgerichtsdirektors Bode über Günzel v. Hagen in Aussicht gestellt sei.

70. Sitzung (Sechste Hauptversammlung) auf dem Sternhause im Lechelnholze am 27. Mai 1907.

Der Schriftführer verlas den 6. Jahresbericht. In 11 Sitzungen, einschließlich der Wanderversammlung zu Seesen am 18. August 1906 und der sechsten Hauptversammlung am 27. Mai 1907, sind 17 Vorträge gehalten worden.

Über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalspflege berichtete Museumsdirektor Professor Dr. Meier.

Der Schatzmeister erstattete den Kassenbericht.

Die Einnahmen des Geschichtsvereins haben im Rechnungsjahre 1906 betragen 5719 M. 89 Pf.
die Ausgaben . . . . 5620 „ 97 „
so daß ein Überschuß verblieben ist
von . . . . 98 M. 92 Pf.

Das in sicheren Wertpapieren angelegte Vermögen des Vereins beläuft sich auf 6088 Mk. 42 Pfg.

Zurzeit der vorjährigen Hauptversammlung betrug die Zahl der Mitglieder 543. Seitdem hat der Verein 14 Mitglieder durch den Tod verloren und weitere 12 sind ausgetreten. Dagegen sind neu eingetreten 35 Mitglieder, so daß die Gesamtzahl der Mitglieder sich gegenwärtig auf 552 beläuft. Davon wohnen 251 in der Stadt Braunschweig, 66 in Wolfenbüttel, 161 im übrigen Herzotum und 74 außerhalb des Landes.

Die Rechnungen hatte Apothekenbesitzer Bohlmann geprüft und für richtig befunden. Der Vorsitzende stellte den Antrag, dem Schatzmeister Entlastung zu erteilen, was geschah. Herr Bohlmann wurde auch für das nächste Jahr als Rechnungsprüfer bestellt.

Auf Antrag des Museumsdirektors Dr Fuhse bewilligte die Hauptversammlung einen Kredit von 200 Mk. zum Zweck einer Ausgrabung bei Klein-Vahlberg. Die etwa gewonnenen Fundstücke sollen in einer öffentlichen Sammlung des Herzogtums, ein Bericht über die Ausgrabung soll in den Veröffentlichungen des Geschichtsvereins Aufnahme finden.

Durch Zuruf wurde sodann der bisherige Vorstand wiedergewählt.

Landgerichtsdirektor Bode hielt einen Vortrag über das Thema: „Woher stammt Günzel von Hagen, der erste Graf von Schwerin, der Freund und Waffengefährte Herzog Heinrichs des Löwen?“

Dieser Vortrag bildet einen Teil einer demnächst im Drucke erscheinenden größeren Abhandlung des Verfassers. Der Vortragende wurde gebeten, die Fortsetzung seines interessanten Vortrages bei Gelegenheit der bevorstehenden Wanderversammlung bieten zu wollen, womit er sich einverstanden erklärte.

Das Einführungsessen zweier Prediger im Jahre 1642.

Während das Land Braunschweig im dreißigjährigen Kriege hart bedrängt wurde, waren die Einwohner der Stadt Braunschweig besser daran, denn geschützt durch die festen Mauern und Wälle konnten sie ruhig ihrer Beschäftigung nachgehen, brauchten auch von ihren Vergnügungen und Belustigungen nicht abzulassen. Das erkennt man aus dem Einführungsessen zweier Pastoren zu Anfang und Ende des Jahres 1642. Wäre es den Braunschweigern schlecht ergangen, so würden sicher die gesamten Pastoren nicht an einem prunkvollen Mahle teilgenommen haben.

Zu dem ersten Essen[1]) am 3. Februar 1642 hatte der Pastor zu St. Petri Henning Steding eingeladen. Er setzte seinen Gästen vor:

1. Eine Weinsuppe.
2. Hasen-, Puter-, Kalbs- und Rehbraten.
3. Kalbfleisch gelb gekocht mit kleinen Rosinen.

Dazu trank man goslarisches Bier.

Den Nachtisch bildete Butter und Käse, Obst, zehn Konfektschüsseln mit Zuckermandeln, Rosinen und Leckkuchen (so!).

Den 16. November hielt der M. Brosenius sein introitum oder convivium charitativum. Es wurde nach einer Weinsuppe der Jahreszeit entsprechend gespeist: Gänsebraten, Hühner mit Petersilienwurzeln, Wildschweinsbraten, gebratene Hühner und gebratene Lachse. Nach dem Käse aß man Äpfel, Birnen, Nüsse, Zucker, Johannisbrot, Mandeln und Rosinen. Der Trank war Garley, das ist wohl Gardeleger Bier, denn dies wurde im 17. Jahrhundert neben dem Eimbecker viel in Braunschweig verzapft.

Aus der Angabe der Speisen kann man schließen, was bei feineren Mahlen den Gästen im 17. Jahr-

[1]) Vgl. Acta coll. rev. min. in der Braunschweiger Stadtbibliothek.



hundert vorgesetzt wurde. Auffallen kann es, daß nicht Wein, sondern Bier zum Essen gereicht wurde.

Otto Schütte.

Bücherschau.

Georg Baesecke, Zweins, Fantasia quasi una sonata. Berlin, deutsche Landbuchhandlung 1906. 136 S. 8°. 2 M.

Wie die Sätze einer Sonate stellen sich drei Geschichten mit einem Schluß in Hexametern zu dem „Zweins" zusammen: jede in sich abgeschlossen in Inhalt und Form, aber doch von einer einheitlichen Seele durchweht.

Den Namen hat das Buch von dem letzten Stücke. Ein tief empfindender Mensch kann an eine dauernde Trennung von der ihm durch den Tod entrissenen Gattin nicht glauben und grübelt sich mit seiner fiebrig lebhaften Phantasie in den beglückenden Zustand des Zwei-Eins, wo er sich mit seinem Weibe wieder vereint fühlt.

Die zweite Erzählung: „Bukolik" ist die ausgedehnteste. Vier betagte philologische Semester haben sich im Scheine einer etwas mondscheinsüchtigen Bukolik zusammengefunden. Keiner kann aber das Wesen dieses Sternes definieren, unter dem sie sich als innigste Seelengenossen fühlen. Das Leben treibt den Bund auseinander und, als man sich nach einigen Jahren einmal wieder künstlich zusammenzwingt — drei kommen nach mehrfach vergeblichen Versuchen endlich —, stellt sich heraus, daß das seelische Band, das sie untereinander so eng zu verknüpfen schien, sich in dem Tageslicht des praktischen Lebens als luftiger Nebelstreif verflüchtigt hat. Nur „der Vierte" hat sich als Privatlehrer eine künstlich konservierte Bukolik bewahrt. Ist der Grundton dieses Abschnitts also auch bitter, so gibt der Verfasser doch die autobiographischen Berichte, die den Hauptinhalt ausmachen, mit lächelndem, wenn auch zuweilen etwas satirisch zuckendem Munde. Die einzelnen Erzählungen sind bei aller Kürze scharfe Bilder, wie denn überhaupt ein Hauptvorzug des Buches die knappe, aber scharfe und begriffreiche Ausdrucksweise ist. Eine Fülle fein beobachteter Züge reihen sich, geistreich formuliert, aneinander; dabei fällt mancher Hieb auf manchen und manches ab.

„Nigidius Selzer", das erste Stück, gibt ein stimmungsechtes Bild aus der Reformationszeit, indem sie den einfältig aufrichtigen Ton einer frommen Seele in vorzüglicher Nachahmung der damaligen Sprechweise festhält.

Der Verfasser gibt in seinem Zweins viel Persönliches, aber nicht vom einseitigen Standpunkte des individuellen Erlebens, sondern im Lichte allgemein menschlichen Wesens. Das Buch plaudert nicht über müssige Stunden hinweg, weiß aber dem Horchenden mancherlei zu sagen.

Daß der Name Georg Bäsecke in dem Braunschweiger Dichterbuche vom Jahre 1905 fehlt, beruht sicher nicht auf inneren Gründen.

Dr R. W.

R. Schmidt, Der Elm. Offizieller Führer des westlichen Elmvereins. Braunschweig, Gallun und Rummert 1907. 39 S. 8° —.30 M.

Wenn das Büchlein auch kurz auf den Ostelm, die Gegend von Schöningen usw. eingeht, so berücksichtigt es nicht ohne eine gewisse Voreingenommenheit hauptsächlich doch den Westelm, d. h. die Teile von ihm, die ihren Hauptzugang von den Haltestellen der Braunschweig-Schöninger Eisenbahn haben, welche den Elm für die Bewohner der Stadt Braunschweig recht eigentlich erst erschlossen hat. Es kommt so einem praktischen Bedürfnisse für diese Teile zweckentsprechend entgegen. Als Haupttour ist hier der Weg: „Lucklum, Elmwarte, Reitling, Tetzelstein, Kneitlingen" bezeichnet. Außer einer genauen Wegebezeichnung, die durch Beigabe einer großen Karte wirksam unterstützt wird, erhalten wir über alle Punkte der Gegend in geschichtlicher und in naturkundlicher Hinsicht kurze sachgemäße Belehrung. Wir empfehlen das mit warmer Liebe zur Sache geschriebene Büchlein ebenso wie den Touristen den Freunden von Geschichte und Natur.

Im **Jahrbuche des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung** (32. Jahrg. 1906 S. 123—12[illegible] führt Wilh. Seelmann den Nachweis, daß die Reise, die Fritz Reuter als jugendlicher Begleiter seines Vaters nach Braunschweig gemacht und in einem in seinen „Nachgelassenen Schriften" Bd. I S. 98 ff. abgedruckten Aufsatze beschrieben hat, in das Jahr 1823 zu setzen ist; ebenda (S. 129—133 veröffentlicht Ed. Damköhler eine Abhandlung: „Deminutiva in der Mundart von Cattenstedt.

Braunschweiger Sonntagsblatt 1906. Nr. 24. [illegible] Meier, vor und nach der Reformation (Wie im J. 14[illegible] die Frau eines braunschw. Ratmanns [bez.: 1550 ein braunschw. Ratman] letzwillig verfügte). — 28. H. Beck, Aufgaben der St. Jacobi-Gemeinde; Gerlich, Familienstammbücher. — 31—33. Beste, das Predigerseminar zu Riddagshausen. — 34—36. Beste, Mosaikschmuck der St. Paulikirche. — 37. Zum Heimgange unseres Regenten; Fr. Hahne, Mosaikschmuck der St. Paulikirche. — 38. [illegible] J. Meier, desgl. — 42. O. Schütte, zur Braunschweig. Namenkunde. — 46. Hasenclever, wie müssen evangelische Kirchen gebaut werden? — 1907. O. Schütte, aus [illegible] braunschweig. Hochzeitsordnung. — 4. O. Schütte, das einstige Los der Hagestolzen. — 6. 15. Beste, Lebensbil[der] der Braunschw. Stadtgeistlicher (42. Georg Friedr. Dinglinger, 43. Ferd. Karl Aug. Henke). — 8. Bücking, Gedächtnisrede für den † Provisor Otto Schrader. — 22. H. B[eck], der Kirchenbau für St. Jacobi.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1907. Juli Nr. 7.

[Nachdruck verboten.]

Die Goldschmiede-Ausstellung im Herzoglichen Museum im September 1906[1].

Von Christian Scherer.

Die Ausstellung von Goldschmiedearbeiten, die bekanntlich im September vorigen Jahres zu Ehren der damals hier versammelten Teilnehmer am VII. deutschen Denkmalpflegetage im Herzogl. Museum veranstaltet worden war, verfolgte einen dreifachen Zweck. Zunächst sollte sie feststellen, was von älteren Arbeiten dieser Art in hiesigem öffentlichen wie privaten Besitze etwa noch vorhanden war, sodann zeigen, was insbesondere die braunschweigischen Goldschmiede vom frühen Mittelalter bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geleistet hatten, und endlich Material zu einer geschichtlichen Darstellung unserer einheimischen Goldschmiedekunst liefern, für die es bis jetzt, — von einer, freilich noch nicht vollständigen Namenliste abgesehen, die der Registrator am Städtischen Archiv, Herr Krökel, aus Akten des letzteren zusammengestellt hat — noch an jeder Vorarbeit fehlte.

Was jenen ersten Punkt betrifft, so war es von vornherein klar, daß auch bei eifrigstem Nachforschen auf eine Feststellung und Darbietung des gesamten öffentlichen und privaten Besitzstandes an älteren Goldschmiedearbeiten nicht gerechnet werden, daß es sich bei diesem ersten Versuche vielmehr nur darum handeln könnte, einen, und zwar einen leichter erreichbaren Bruchteil desselben vorzuführen, wobei auf die, durch ihre künstlerische und kunstgeschichtliche Bedeutung irgendwie ausgezeichneten Werke aus kirchlichem Besitz an erster Stelle Wert zu legen war. So wurde zunächst nach diesem Gesichtspunkte, sodann aber vor allem mit Rücksicht auf ihren Ursprung und ihre Herkunft die Auswahl der Gegenstände vorgenommen. Denn da die Ausstellung weiterhin bezwecken sollte, gerade die einheimische Goldschmiedekunst vergangener Epochen zu Worte kommen zu lassen, wurde der Hauptnachdruck auf die gesicherten Werke braunschweigischer Herkunft gelegt; doch mußte hier, wo es sich um ein noch fast gänzlich unbekanntes Gebiet handelte, der Rahmen etwas weiter gespannt werden, indem nicht allein künstlerisch oder geschichtlich hervorragende Arbeiten, sondern auch solche aufgenommen wurden, deren Wert und Bedeutung fast einzig und allein eben in ihrem Braunschweigischen Ursprunge beruhte. Wenn aus diesem Grunde auch die braunschweigischen Arbeiten, die, wie sich die Besucher wohl noch erinnern werden, in einem besonderen Raume der Ausstellung für sich allein aufgestellt waren, im ganzen kein so glänzendes und an feiner Kunstarbeit reiches Bild gewährten, wie z. B. die im großen Mittelschrank des ersten Raumes vereinigten Prunkstücke, so befand sich doch auch unter ihnen eine Reihe von Arbeiten, die durch gewählten Geschmack und technische Vollendung unserer heimischen Goldschmiedekunst und deren Vertretern zu hoher Ehre gereichten.

Ob und in wie weit freilich braunschweigische Meister auch an jenen herrlichen mittelalterlichen Kelchen beteiligt sind, wie sie u. a. die hiesige Katharinen- und Ulricikirche sowie das Kreuzkloster und von auswärtigen Kirchen, — denn es handelt sich hierbei fast ausschließlich um kirchliches Gerät, — die zu Engelnstedt, Groß-Brunsrode, Kissenbrück, Negenborn und Velpke besitzen, hat sich noch nicht mit Sicherheit feststellen lassen und wird wohl bei dem Mangel an zuverlässigen Nachrichten und den für die Bestimmung der Herkunft alter Goldschmiedearbeiten so überaus wichtigen Beschau- und Meistermarken auch vorläufig noch ungewiß bleiben müssen. Wenn man indessen jene große Zahl von Namen braunschweigischer Goldschmiede liest, die uns z. B. allein schon bei Mithoff in seinem Buche über „Mittelalterliche Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westfalens" überliefert werden, wird man schon hieraus wohl mit Recht einen

[1]) Vortrag gehalten in der Versammlung des Geschichtsvereins am 18. März 1907 in Braunschweig.

Schluß auf den Umfang und die Bedeutung, die unsere einheimische Goldschmiedekunst bereits im Mittelalter besessen haben muß, ziehen und demgemäß auch weiter folgern dürfen, daß auch eine erhebliche Zahl von Arbeiten der ebengenannten Art auf braunschweigische Goldschmiede zurückzuführen sein wird.

Einer der frühesten unter ihnen scheint jener Meister »Fridericus« gewesen zu sein, dessen Name uns nach einem, im Zeitalter des romanischen Stiles nicht ganz ungewöhnlichem Brauche[1]) an seinem Werke selbst, nämlich am äußeren Fußrande[2]) des spätromanischen Kelches der Kirche zu Engelnstedt eingraviert entgegentritt. Dieser Fridericus, vermutlich ein kunstübender Klosterbruder, dürfte daher vorläufig als die erste greifbare Künstlerpersönlichkeit an der Spitze der braunschweigischen Goldschmiedekunst stehen und in ihrer Geschichte etwa eine ähnliche Rolle spielen, wie die etwas älteren klösterlichen Meister Rugkerus von Helmarshausen, Eilbertus von Cöln, Wibert von Aachen und andere in der Geschichte der deutschen Goldschmiedekunst überhaupt.

Ungefähr gleichzeitig mit ihm scheint der Verfertiger jenes kostbaren und interessanten Kelches der Katharinenkirche gelebt zu haben, dessen Knauf mit durchbrochenem naturalistischem Laub verziert ist, während am Fuße vier Rundmedaillons mit gestanzten biblischen Darstellungen, von Filigran und Edelsteinen umgeben, sowie vier Brustbilder von Heiligen in derselben Technik angebracht sind. Auch diesen Kelch dürfen wir jetzt — und das zuerst erkannt zu haben, ist das Verdienst des Herrn Museumsdirektors Meier — mit hoher Wahrscheinlichkeit als die Arbeit eines braunschweigischen Goldschmieds ansprechen. Ein Vergleich der gestanzten Reliefs am Fuße des Kelches mit den in der gleichen Technik hergestellten vier sitzenden Figuren in den Ecken der oberen Fläche eines, dem Städtischen Museum gehörigen Tragaltärchens des 13. Jahrhunderts hat nämlich mit Sicherheit ergeben, daß hier wie dort dieselben Stanzen verwendet worden sind. Allerdings sind die Figuren der Reliefs am Tragaltärchen aus dem dünnen Silberblech der Rundmedaillons rings um ihre Konturen herausgeschnitten, wobei sie sich aus Raummangel und dem veränderten Zweck zu Liebe auch noch an den beiden Seiten eine starke Beschneidung gefallen lassen mußten. Gleichwohl sind die Gestalten Christi und der Maria, die in den oberen Ecken erscheinen, schon bei einer flüchtigen Betrachtung ohne weiteres zu erkennen, wogegen die Heiligen Magnus und Stephanus in den beiden unteren Ecken erst bei schärferer Betrachtung unter den Brustbildern wiedererkannt werden, die neben jenen Medaillons den Fuß des Kelches zieren. Auf alle Fälle macht aber die auch sonst an frühmittelalterlichen Goldschmiedearbeiten bisweilen vorkommende[3]) Verwendung ein und derselben Stanzen an zwei ungefähr gleichaltrigen Werken, die sich noch dazu seit undenklichen Zeiten an demselben Orte in kirchlichem Besitz — das Tragaltärchen stammt aus der Magnikirche — befinden, in hohem Grade wahrscheinlich, daß beide auch an jenem Orte, d. i. im vorliegenden Falle in Braunschweig selbst, angefertigt sind. Dasselbe wird man aber gewiß auch noch von manchen anderen frühmittelalterlichen Goldschmiedearbeiten, die in unserer Ausstellung vorhanden waren, annehmen dürfen, besonders von solchen, die erwiesenermaßen schon seit Jahrhunderten braunschweigischen Kirchen angehören; doch gestattet, wie schon gesagt, der augenblickliche Stand der Forschung nicht, schon jetzt noch weitere bestimmte Werke oder Namen hier zu nennen.

Günstiger werden die Verhältnisse erst mit dem Aufkommen des gotischen Stiles, insofern nämlich, als wir von jetzt ab nicht nur eine größere Zahl von Meistern und ihren z. T. noch heute erhaltenen Werken kennen lernen, sondern als es auch damals oder, genauer gesagt, wohl erst im Laufe des 15. Jahrhunderts im Zusammenhange mit der Entwickelung der Zünfte Brauch wurde, die Werke selbst mit einem amtlichen Stempel, dem sog. „Beschauzeichen" der Stadt, sowie der Marke des Meisters, die zumeist aus den Anfangsbuchstaben seines Namens bestand, zu versehen, wodurch sich ihre Herkunft in der Regel leicht und sicher feststellen läßt.

Auf diese Weise konnten wir zwei weitere Kelche der Katharinenkirche, von denen der eine mit durchbrochen gearbeitetem Blattwerk am Knaufe und fünf Medaillons mit ausgeschnittenen biblischen Darstellungen am Fuße reich und geschmackvoll verziert, der andere dagegen mit einem, vermutlich im 17. Jahrhundert erneuerten Knauf sehr schlicht gehalten und nur am Fuße mit einer Widmungsinschrift und der Jahreszahl 1456 versehen war, als sichere braunschweigische Arbeiten ansprechen, da beide das Beschauzeichen unserer Stadt, einen steigenden Löwen, tragen. Zugleich geben sie sich durch die gleiche Meistermarke, ein monogrammatisch verschlungenes P und M, als Werke ein und derselben Hand zu erkennen; doch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, dies Monogramm zu deuten, da es schon aus zeitlichen Gründen nicht angeht, es, wie es noch in dem kleinen gedruckten Verzeichnis geschehen ist, in Verbindung mit dem erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts tätigen Meister Pauwel

[1]) Vergl. v. Falke u. Frauberger, Deutsche Schmelzarbeiten des Mittelalters (1904) S. 42.

[2]) Ein analoges Beispiel ist der berühmte Kelch von Wilten um 1290, der ebenfalls an dieser Stelle eine Inschrift trägt.

[3]) Vrgl. v. Falke und Frauberger a. a. O. S. 7.

Maaß zu bringen. Braunschweigischer Herkunft dürfte auch trotz des Fehlens aller Merkzeichen der 1490 datierte Kelch derselben Kirche sein, während andrerseits wieder ein gotischer Kelch der Andreaskirche mit zwei gravierten Wappen am Fuße zwar das braunschweigische Beschauzeichen trägt, anscheinend aber erst dem 16. Jahrhundert angehört und daher auf Grund seiner Meistermarke vielleicht mit einem 1587 verstorbenen Goldschmied, namens Lodwich Remmers, in Zusammenhang gebracht werden kann.

Wir befinden uns indessen mit diesen und ähnlichen Werken schon mitten in der ersten großen Blüteperiode der deutschen Goldschmiedekunst, dem 16. Jahrhundert. Auch aus diesem Zeitraume war die Zahl derjenigen Arbeiten, die sich als solche braunschweigischen Ursprungs feststellen oder wenigstens ansprechen ließen, nicht sehr groß. Zu den bemerkenswertesten, die auch zumeist durch Widmungsinschriften datiert waren, gehörten zunächst wieder zwei Kelche der Katharinenkirche, beide noch im Charakter der Spätgotik. Von ihnen konnte der eine, der am Fuß mit drei emaillierten Wappen verziert und laut Aufschrift 1589 von Katharina Gastmeister, der Witwe Ludolph Schraders, gestiftet worden war, als eine Arbeit Samuel Beckers, eines von 1565—1601 nachweisbaren Braunschweiger Goldschmieds, festgestellt werden, von dessen Hand ich inzwischen noch ein weiteres Werk, nämlich ein Trinkgefäß in Gestalt eines in Silber montierten Perlmutterhahnes, das vom Landgrafen Wilhelm V von Hessen im Ringrennen gewonnen war, im Besitze des Königl. Museums zu Kassel habe nachweisen können[1]). Der andere dagegen mit den beiden, ebenfalls in Email ausgeführten Wappen des Obersten Leutnants Dionysius Schütze und und seiner Ehefrau, der Geske Reinerdes, erwies sich zwar wiederum als die Arbeit eines Braunschweigischen Meisters, dessen Name jedoch wegen der Undeutlichkeit der Marke leider nicht sicher zu ergründen war; ohne Zweifel stand er aber dem genannten Becker zeitlich nahe, obwohl der Knauf des Kelches in seinen ornamentalen Verzierungen und den darin angebrachten Engelsköpfen schon einen ausgeprägten Renaissancecharakter zeigte. Derselben Zeit entstammte ferner ein Kelch aus dem Vereinigten Convent, dessen Fuß mit den beiden aufgelegten Wappen des Fritz von der Schulenborch und der Ilse von Salder geschmückt war, die ihn 1590 für die Johanniskirche gestiftet hatten. Wie dieser, so rührte auch ein mit reich verziertem Fuß und Ständer versehener Renaissancekelch von 1594 aus der Kirche zu Heerte von einem Braunschweigischen Meister her, der seine Arbeiten mit einem K bezeichnete, das indessen noch der Deutung harrt. Dasselbe gilt von dem Monogrammisten AH, dem Verfertiger eines am Fuß mit drei aufgelegten Rundmedaillons zwischen sauber eingeätzten Arabesken geschmückten Kelches der Martinikirche, sowie von dem Meister des 1577 datierten Kelches der Kirche zu Jerxheim, der sein Werk an Stelle der sonst allgemein üblichen Buchstaben des Namens mit einem senkrecht stehenden Pfeil bezeichnete, ähnlich wie der Meister eines der Kirche zu Glentorf gehörigen Renaissancekelches mit dem von Veltheimschen Wappen sich statt der Buchstaben eines hausmarkenähnlichen Zeichens als Marke bediente. Von allen drei Künstlern steht allein ihre Zugehörigkeit zur braunschweigischen Goldschmiedeinnung fest; dagegen hat sich weder der Name eines der beiden letztgenannten noch auch die Identität jenes Monogrammisten mit irgendeinem der bei Mithoff oder in der genannten Liste erwähnten Goldschmiede vorläufig mit Sicherheit feststellen lassen. Unbekannt ist endlich auch der Schöpfer eines der St. Vinzenzkirche zu Schöningen gehörigen Kelches, der, obwohl er erst 1563, — und zwar durch Herzog Heinrich d. J., — gestiftet und also jedenfalls auch nicht lange vorher gefertigt ist, doch noch rein gotische Formen zeigte. Indessen ist ja bekannt, daß sich bei uns in Deutschland die gotischen Formen im Aufbau der kirchlichen Geräte bis tief ins 16., ja bis ins 17. Jahrhundert hinein erhalten haben, und daß die Eigentümlichkeiten des neuen „antikischen" Stils nur schüchtern und zunächst fast ganz allein an den Einzelheiten bestimmter Teile zur Geltung gelangten. Unter ihnen war es aber außer dem Fuß, der jetzt öfters rund und nicht mehr, wie in der Gotik, paßförmig gestaltet wird, vor allem der Knauf des Ständers, in dessen mannigfacher Bildung und Verzierung mit Blattwerk und den schon erwähnten geflügelten Engelsköpfen, die hier gewissermaßen an die Stelle der gotischen Zapfen (Rotuli) getreten sind, sich zuerst der Charakter der Renaissancekunst am deutlichsten ausprägte. Das war auch der Fall bei mehreren der obengenannten Kelche des 16. Jahrhunderts, die sich im übrigen mit wenigen Ausnahmen weder durch eine Besonderheit ihres im ganzen einfachen Aufbaues noch durch die Art ihres Schmuckes auszeichneten. Es waren gute, von einem soliden handwerklichen Können zeugende Arbeiten, die aber in nichts den allgemeinen Durchschnitt der Leistungen jener Zeit überragten und keinesfalls an das heranreichten, was die braunschweigische Goldschmiedekunst im Mittelalter hervorgebracht zu haben scheint. Man braucht daher auch den Umstand, daß es bisher noch nicht gelungen ist, die Namen dieser Meister festzustellen, nicht allzu sehr zu bedauern. Vielmehr mag es genügen, zu wissen, daß es braunschweigische Meister waren, die — und das gilt auch von Heyne

[1]) Abgebildet in dem Werke von Drachs, Ältere Silberarbeiten in der Königl. Sammlung zu Kassel Taf. XI.

Schroders, dem Verfertiger des, heute in der Wolfenbüttler Bibliothek aufbewahrten Zepters der ehemaligen Universität Helmstedt — als solche in der Geschichte unserer heimischen Goldschmiedekunst immerhin Beachtung verdienen, die aber, verglichen mit denen, die zu derselben Zeit an andern Orten in diesem Kunstzweige tätig waren, nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Das mag befremdlich erscheinen angesichts der Tatsache, daß wir gerade am Schlusse dieser und zu Beginn der folgenden Periode wiederholt braunschweigische Goldschmiede in den Diensten auswärtiger Fürsten beschäftigt sehen. So erfahren wir z. B. durch die Forschungen des dänischen Kunstgelehrten Nyrop, daß neben andern besonders auch braunschweigische Meister viel für den prunkliebenden König Christian IV von Dänemark gearbeitet haben[1]); ebenso wissen wir, daß ein Hauptwerk der deutschen Edelschmiedekunst aus dieser Zeit, nämlich der berühmte Silberaltar in der Marienkirche zu Rügenwalde, in seinen hauptsächlichsten Teilen auf einen braunschweigischen Goldschmied, Namens Johannes Körver, zurückgeht, der, an den Hof des kunstsinnigen Herzogs Philipp II von Pommern berufen, dieses Werk in Angriff nahm, über der Arbeit aber hinwegstarb, sodaß es erst nach seinem Tode durch einen Augsburger Meister vollendet werden konnte. Solche und ähnliche Tatsachen liefern jedenfalls den Beweis, daß die braunschweigische Goldschmiedekunst auch damals noch einen wohlbegründeten Ruf besessen und immer noch genug Männer zu ihren Vertretern gezählt haben muß, die sich in besondern Fällen auch über das Durchschnittsniveau zu erheben vermochten.

Doch wird durch sie das oben ausgesprochene Urteil über die Leistungen jener Zeit im allgemeinen, sowie über ihre auf der Ausstellung vorhandenen Arbeiten insbesondere, keineswegs berührt; vielmehr wird es nicht nur in vollem Umfange bestehen bleiben, sondern sich sogar weiter auch auf die, bei derselben Gelegenheit bekannt gewordenen Proben braunschweigischer Goldschmiedekunst aus dem 17. Jahrhundert, d. h. aus der Spätrenaissance und der sich daran anschließenden Barockzeit, ausdehnen lassen. Freilich muß auch hier hervorgehoben werden, daß das Material, auf das sich ein solches Urteil stützt, nicht gerade sehr bedeutend zu nennen ist; doch war es, verglichen mit dem der vorhergehenden Periode, nicht nur zuverlässiger, sondern auch dankbarer, insofern als weitaus die meisten der hier in Betracht kommenden Gegenstände einerseits fest datiert, andrerseits als sichere Arbeiten bestimmter und ihrem Namen nach bekannter Meister festzustellen waren.

Unter diesen wäre als der älteste der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts tätige und 1648 verstorbene Meister Gerdt Eimbke, der Verfertiger des dem Herzogl. Museum gehörigen Gerichtszepters Herzogs August's d. J., zu nennen. Während aber dieses 1639 entstandene Werk das einzige des auch sonst, soviel ich weiß, durch keine weitere Arbeit bekannten Künstlers auf der Ausstellung war, konnten von der Hand des Goldschmieds Johann Wagner, der sich in Braunschweig von 1678—1698 aktenmäßig nachweisen läßt, allein vier Werke festgestellt werden, nämlich zwei Kelche, eine Altarvase und eine Oblatenschachtel, die sämtlich sein, aus den Buchstaben I und W zusammengesetztes Monogramm trugen. Das bedeutendste darunter war jene große silberne Altarvase aus der Martinikirche, die an der Schulterfläche sowie an Hals, Ständer und Fuß mit Rundfalten und am Körper mit üppigem Blattwerk in hochgetriebener Arbeit verziert war, während die beiden Vertikalhenkel durch geschwungene Blätterranken gebildet wurden. Dieser 1697 gestifteten Vase, einem echten Barockwerk, reihten sich die beiden Kelche aus den Kirchen zu Dettum und Mascherode an, deren letzterer 1691 datiert war. Ließ schon die Bildung des sechspaßförmigen, barockprofilierten Fußes sowie die Form des Knaufes dieser beiden fast gleich hohen und im Aufbau ähnlichen Kelche auf ein und dieselbe Hand schließen, so noch mehr der Umstand, daß das dem Fuße aufgelegte kleine Kreuzigungsrelief sich beidemale als ein Guß aus derselben Form herausstellte, der dann allerdings auch — und das mag als ein Beweis für die verhältnismäßig weite Verbreitung solcher Modelle in den damaligen Werkstätten der Goldschmiede gelten — sich bei einem Kelche der Steterburger Kirche, einer Hildesheimer Arbeit, wiederholte und, wie ein weiterer Kelch in Vorsfelde lehrt[2]), auch sonst noch in ähnlicher Weise öfters verwendet zu sein scheint. Dieser letztere darf jetzt auf Grund seiner Marken wohl mit Recht als die Arbeit eines Braunschweiger Goldschmiedes, namens Adam Wagner, angesehen werden, von dessen Hand die Ausstellung einen Kelch besaß, der der Stiftskirche zu Königslutter angehörte und, wenigstens in der Bildung des Fußes, den beiden eben erwähnten Kelchen des Joh. Wagner durchaus verwandt war. Dieser, sowie der weitere Umstand, daß sich auf einer von Adam Wagners Arbeiten ebenfalls wieder dasselbe Kreuzigungsrelief wie auf jenen beiden Kelchen als Schmuck des Fußes findet, legt die Vermutung nahe, daß Johann und Adam Wagner ein

[1]) So befindet sich u. a. noch heute im Rosenborg-Museum zu Kopenhagen ein merkwürdiger vergoldeter Trinkbecher, der König Christian IV zu Pferd beim Ringstechen darstellt, wobei das Pferd, dessen Kopf abnehmbar ist, den Becher bildet. Es ist dies eine braunschweigische Arbeit vom J. 1596; abgebildet in P. Brock, die chronologische Sammlung der dänischen Könige im Schlosse Rosenborg 1896 S. 31.

[2]) Vergl. P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler I S. 152.



und derselben Familie entstammten, und daß der erstere in der Leitung der Werkstätte wohl der unmittelbare Nachfolger Adam Wagners, der urkundlich und aus seinen Arbeiten von 1644—1681 nachgewiesen werden kann, gewesen sein dürfte. Eine Arbeit des letztgenannten Meisters ist übrigens auch jener silberne Pokal in Gestalt einer Eule, der, 1661 im Auftrage des Rates der Stadt Peine angefertigt, sich jetzt im Provinzialmuseum zu Hannover befindet, und es sei bei dieser Gelegenheit kurz bemerkt, daß gerade solche Eulenpokale, die indessen auch sonst unter den deutschen Goldschmiedearbeiten nicht selten sind, damals, d. h. in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in großer Zahl und meist auf Bestellung aus braunschweigischen Goldschmiedewerkstätten hervorgegangen sind, unter denen diejenigen von Adam Wagner und Luthard Redensens (Redessens)[1]) an erster Stelle genannt werden.

Ein Zeitgenosse dieser Meister war Berendt Knop (Knopf), der die silberne Taufschüssel fertigte, welche die Herzogin Christina Elisabeth von Braunschweig am 16. Mai 1670 für die Hauptkirche zu Wolfenbüttel gestiftet hat. Das Werk trägt daher auf den breiten Buckelungen des Randes die einzelnen, von kalligraphischen Schnörkeln umgebenen Worte eines auf diese Stiftung bezüglichen Verses, sowie auf der Rückseite das Familienwappen der Herzogin; der tiefe Spiegel der großen und schweren Schüssel aber ist mit strahlenförmig angeordneten Buckeln ausgefüllt. Ob ihr Verfertiger in verwandtschaftlicher Beziehung zu jener Münsterer Künstlerfamilie gestanden, über die zuerst J. B. Nordhoff Näheres mitgeteilt hat[2]), muß dahingestellt bleiben; doch macht es sowohl das Werk selbst, wie die ganze Art der etwas derben Treibtechnik nicht ganz unwahrscheinlich, daß Berendt Knop in der Tat ein Nachkomme der beiden dort genannten Meister, nämlich des hervorragenden Goldschmieds David und des nicht minder bedeutenden Plattners und Waffenschmieds Heinrich Knop, gewesen sei, in dessen Schaffen sich alsdann gewissermaßen die ganze Kunstfertigkeit und gute handwerkliche Tradition seiner beiden Vorfahren vereint wiederspiegelten.

Auch die wenigen, noch übrigen Arbeiten des 17. Jahrhunderts trugen zwar neben dem braunschweigischen Beschau- noch ein Meisterzeichen, doch konnten diese z. T. noch nicht gedeutet, z. T. wegen der Undeutlichkeit der Stempelung überhaupt nicht einmal sicher gelesen werden. Ersteres war z. B. bei den beiden, bezüglich ihres Fußes noch ganz gotisch gebildeten Kelchen von Denstorf und Geitelde der Fall, von denen jener, 1613 datiert, eine unbekannte Hausmarke statt des Meisterzeichens trug, während dieser vom Jahre 1624 eine, aus den Buchstaben B und N gebildete Meistermarke aufwies, die sich indessen mit keinem der überlieferten Namen in Verbindung hat bringen lassen. Undeutlich eingestempelt und deshalb nicht sicher zu lesen waren dagegen die Marken auf einem Flechtorfer Kelch von 1697, der in seiner Fuß- und Knaufbildung völlig barock erscheint, sowie auf der genau 40 Jahre älteren Abendmahlskanne der hiesigen Katharinenkirche, die, am Bauch mit eingravierten Wappen, Blumenranken und figürlichen Darstellungen verziert, durch ihren einfachen, aber festen Aufbau, durch ihre straffe, aber ebenmäßige Gliederung, sowie durch ihre, trotz Größe und Schwere, bequeme Handhabung in gleichem Maße den praktischen Zwecken, wie dem ästhetischen Empfinden Rechnung trägt. In dieser Hinsicht darf diese Kanne, von der übrigens noch mehrere ähnliche Typen, darunter auch eine 1642 datierte und vielleicht von Cordt Frobosen gearbeitete Abendmahlskanne der hiesigen Michaeliskirche, auf der Ausstellung vertreten waren, geradezu als eine mustergiltige und vorbildliche Leistung betrachtet werden.

Weit reicher und mannigfaltiger war aber das Bild, das die einheimische Goldschmiedekunst des 18. Jahrhunderts zeigte. Ja, es scheint, als ob gerade dieses Jahrhundert die glänzendste Blütezeit jener Kunst auf braunschweigischem Boden gewesen sei, von der noch zahlreiche und z. T. vortreffliche Werke sprechen, mit denen uns die Ausstellung zum ersten Mal bekannt gemacht hat.

Den Übergang zu diesen Meistern des 18. Jahrhunderts, von denen ich jedoch nur die wichtigsten hier aufzählen und kurz würdigen kann, mag uns Andreas Ropenack bahnen, dessen Tätigkeit noch in das Ende des 17. Jahrhunderts fällt, in der Hauptsache aber erst dem folgenden Jahrhundert angehört, wo er bis 1722 nachzuweisen ist. Ropenack lernen wir als den Schöpfer eines, der Martinikirche gehörigen Altarleuchters kennen, der sich, wie fast alle barocken Leuchter aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, auf einem, aus drei kräftigen Voluten gebildeten und mit Muscheln, Fruchtgirlanden usw. in getriebener Arbeit verzierten Fuße erhebt. Verwandt mit diesem Leuchter waren zwei andere aus der Ulricikirche, die sich hauptsächlich durch die schlankeren Verhältnisse sowie eine reichere Gliederung des Schaftes von jenen unterschieden. Mathias Georg Eimbke war der Meister dieser beiden Leuchter, denen sich als weitere Arbeiten desselben Künstlers eine, jetzt im Schlosse zu Wendhausen aufbewahrte silberne Altarvase mit hübsch profiliertem Fuße, durch kräftige Vertikalrippen gegliederten Körper und zwei zierlichen Henkeln, sowie eine im Besitz der Martinikirche befindliche Oblatendose mit dem Hochrelief des Gekreuzigten auf dem Deckel und sehr sauber getriebenen Blatt-

[1]) Von ihm vielleicht auch der barocke Kelch aus der Kirche zu Wendhausen.

[2]) Zeitschrift für bildende Kunst X (1875) S. 83 ff.

ranken, Bandwerk, Muscheln usw. am Körper, anreihten. In allen diesen Arbeiten zeigt sich Eimbke als ein geschmackvoller und geschickter Künstler, der unter seinen Genossen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts — er ist von 1709 bis 1727 nachweisbar — ohne Zweifel eine der ersten Stellen einnimmt. Indessen scheint seine Tätigkeit bis tief ins 17. Jahrhundert zurückzureichen, da ein im Königlichen Kunstgewerbemuseum zu Berlin befindliches Werk desselben Künstlers, nämlich ein in allen Einzelheiten vorzüglich durchgeführter Deckelpokal von schön gegliedertem Aufbau, mit medaillonartigen Köpfen und figürlichen wie ornamentalen Darstellungen verziert und von einem schildhaltenden Löwen bekrönt, bereits die Jahreszahl 1682 trägt. Da aber dieses Werk nach der ganzen Art seiner Ausführung unmöglich eine Jugendarbeit des Künstlers sein kann, vielmehr schon eine längere Übung und Entwickelung voraussetzt, muß Eimbkes künstlerische Tätigkeit in ihrer Hauptsache bereits dem 17. Jahrhundert angehören, wobei allerdings der Umstand auffallend erscheint, daß sein Name unter den braunschweigischen Goldschmieden jener Zeit bis jetzt noch nicht nachgewiesen ist. Wohl aber begegnen in der Liste zwei andere Träger dieses Namens und offenbar Angehörige derselben Familie, die jedoch mit M. G. Eimbke nicht identisch sein können.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls war der letztere auch in seiner Spätzeit, also im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, immer noch einer der tüchtigsten Goldschmiede Braunschweigs, wenn nicht gar der tüchtigste überhaupt. So kann sich auch ein anderer Meister derselben Zeit, Ludwig Spitta, an künstlerischer Bedeutung kaum mit ihm messen, wenn er ihn auch, wie wir aus der großen Zahl seiner auf der Ausstellung vorhandenen und auch sonst noch bekannten[1]) Arbeiten wohl mit Recht schließen dürfen, durch den Umfang seiner Tätigkeit übertroffen zu haben scheint. Nicht weniger als acht sichere und daneben noch einige, mehr oder weniger zweifelhafte Arbeiten hatte die Ausstellung von seiner Hand aufzuweisen, darunter Kelche, Hostiendosen, sowie eine Abendmahlskanne, eine Taufschüssel und einen für den Profangebrauch bestimmten Handleuchter von balusterartiger Bildung: alles Arbeiten, die in ihren Formen wie im Charakter ihrer Ornamentik den Künstler als Vertreter eines maßvollen Barockstils kennzeichnen. Von den drei Kelchen aus den Kirchen zu Duttenstedt, Groß-Brunsrode und St. Stephani zu Helmstedt verdient der erstere vom Jahre 1718 mit seinen außerordentlich fein gravierten Blattranken an Fuß und Ständer besonders hervorgehoben zu werden, während die beiden andern, von denen der Helmstedter mit dem gravierten Wappen Herzog Anton Ulrichs und der Jahreszahl 1704 versehen war, sich in Fuß- und Knaufbildung durch nichts von den typischen Formen der Barockkelche jener Zeit unterschieden. Wie jener Kelch von 1704 waren auch seine übrigen Arbeiten, mit einer einzigen Ausnahme, sämtlich mit gravierten Wappen versehen. Diese bildeten sogar meist ihren einzigen Schmuck, sofern nicht noch hier und da ein Kranz von getriebenen Rippen oder Rundfalten als Randverzierung hinzutrat, wie z. B. bei der sonst sehr schlichten Abendmahlskanne aus der Kirche zu Groß-Dahlum und der Taufschüssel aus der Stiftskirche zu Gandersheim vom Jahre 1716, die in der Mitte des Spiegels wiederum das Familienwappen ihrer Stifterin, der Äbtissin Elisabeth Ernestine Antonie, trug. Dieses häufige Vorkommen von Wappen an den Arbeiten dieses Goldschmieds scheint darauf hinzuweisen, daß Ludwig Spitta ein in den Kreisen des Hofes und der vornehmen Gesellschaft der damaligen Zeit sehr geschätzter Künstler gewesen sein muß, der vermutlich auch längere Zeit als Hofgoldschmied in den Diensten jenes gestanden haben wird. Als seinen Verwandten, ja vielleicht sogar, da sich das Forterben des Gewerbes vom Vater auf den Sohn selbst durch Generationen auch in braunschweigischen Goldschmiedefamilien häufig nachweisen läßt, als seinen Sohn, dürfen wir wohl einen zweiten Träger dieses Namens, nämlich den 1768 verstorbenen Goldschmied Reinhold Gottfried Spitta, betrachten, der die zwei schönen Altarleuchter in der Stiftskirche von Gandersheim fertigte, die mit ihrem reichen Schmuck von getriebenem Schnörkel- und Muschelwerk sich bereits als Erzeugnisse eines reifen Rokokostils zu erkennen geben.

Bevor wir uns aber diesem letzteren, seinen Werken und seinen Hauptvertretern zuwenden, müssen wir zunächst noch — von Künstlern, wie Wilhelm Gravenhorst und Joachim Konrad Schmey, die beide ebenfalls noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts tätig und mit je einer nur unbedeutenden Arbeit vertreten waren[2]), können wir hier absehen — einer braunschweigischen Künstlerfamilie gedenken, die im Verlaufe des 18. Jahrhunderts eine große Reihe von Goldschmieden — die Liste nennt allein zehn des Namens — zu den Ihrigen zählte. Von ihnen sind uns wenigstens zwei in ihrem Schaffen durch die Ausstellung näher gebracht worden, nämlich Gottfried Johann und Georg Gottfried Boden. Während dieser als der jüngere schon völlig in den Bahnen des Rokoko

[1]) So befinden sich u. a. im Städtischen Museum vier Deckelbecher von ihm, die Ludwig Rudolf 1731 für die Schützengesellschaft, deren Eigentum sie noch heute sind, gestiftet hatte.

[2]) Daß Schmey auch Besseres leisten konnte, beweist der große, reich gegliederte und mit Laub- und Bandwerk verzierte Pokal der Baugewerk-Innung von 1728, der dem Städt. Museum zur Aufbewahrung übergeben ist.

wandelt, vermittelt jener durch seine uns erhaltenen Arbeiten in charakteristischer Weise den allmählichen Übergang aus den noch strengeren und schwereren Formen des Barockstils zu den freieren und leichteren des um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufkommenden Rokokos. So zeigte z. B. der Altarleuchter, den Gottfried Joh. Boden 1722 für die Kirche zu Wendhausen fertigte, im Aufbau wie in seinem Schmuck, bei dem am Fuße lambrequinartige Motive und geflügelte Engelsköpfe hinzugekommen sind, noch ganz den Typus des Barockleuchters jener Zeit, wie wir ihn bereits in den Arbeiten von Ropenak und Eimbke kennen gelernt haben, und so war ferner auch der 1718 gestiftete Kelch der Kirche zu Lichtenberg von der Hand desselben Künstlers in der ganzen Schlichtheit seiner Erscheinung ein vortreffliches Beispiel maßvollen Barockstils. Wenn wir dagegen zwei weitere Arbeiten des Meisters betrachten, nämlich die beiden Kelche aus den Kirchen zu Bienrode und Esbeck, die 1746 bezw. 1757 gestiftet worden sind, können wir hier an den geschwungenen Rippen, bezw. Rundfalten, die Knauf und Fuß senkrecht überziehen, sowie an den bald einwärts, bald auswärts in weichem Schwung verlaufenden Umrißlinien des Fußes schon deutlich die Kennzeichen des inzwischen zur Herrschaft gelangten Rokokostils wahrnehmen. Von hier bis zu Arbeiten, wie der Esbecker Oblatenschachtel und einer interessanten, in Braunschweiger Privatbesitz befindlichen Bouillonschale, die beide diesen Stil schon auf seinem Höhepunkte zeigten, war dann nur noch ein Schritt, zu dem sich jeder vorwärtsstrebende Künstler früher oder später mit zwingender Notwendigkeit gedrängt sehen mußte.

So tragen denn auch alle Goldschmiedearbeiten, kirchliche wie profane, die damals, d. h. in den 50er, 60er und z. T. auch erst in den 70er Jahren entstanden, die Kennzeichen und Merkmale des Rokokostils mehr oder weniger zur Schau. Das galt z. B. auch von zwei ausgestellten Werken des jüngeren dieser beiden Meister, des Georg Gottfried Boden, einer Abendmahlskanne aus dem Besitze der Andreaskirche, die am Deckel, Fuß und Bauch mit Schnörkel- und Muschelwerk versehen, und einem Kelch aus der Kirche zu Harlingerode vom Jahre 1769, der ebenfalls mit Rocaillen und daneben mit Weintraubenranken in getriebener Arbeit verziert war. Wie schon diese zwei Werke nicht nur in ihrer ganzen Erscheinung, sondern auch in mannigfachen Einzelheiten ihres ornamentalen Schmuckes eine gewisse Derbheit und Schwerfälligkeit bekundeten, so noch viel mehr die Arbeiten von Meistern wie Heinrich Julius Walkerling und des durch zahlreiche Proben vertretenen Joh. Ludwig Meyer, die — und das galt ganz besonders von ihren für den Profangebrauch bestimmten Silbergeräten wie Leuchtern, Zuckerdosen usw. —, den Rokokostil, dessen Reiz ja bekanntlich nicht zum wenigsten gerade auf seiner zierlichen Grazie und leichten Anmut beruht, in übermäßig plumper und geschmackloser Weise zum Ausdrucke brachten. Besser nach Stil wie Technik waren dagegen wieder die beiden, einander sehr ähnlichen Kelche des letztgenannten Goldschmieds, welche die Kirchen zu Beddingen und Berklingen hergeliehen hatten; doch wurden auch sie übertroffen durch Werke, wie z. B. den von Joh. Ludwig Sachering gearbeiteten Kelch der Andreaskirche, der ein hübsches Beispiel eines mit Maß und Zurückhaltung auftretenden Rokokostils bot.

Weitaus der tüchtigste aber von sämtlichen Braunschweiger Goldschmieden des Rokokozeitalters dürfte wohl Joh. Rudolf Müller gewesen sein, der von 1755—78 aktenmäßig nachgewiesen ist und durch eine stattliche Folge von Abendmahlsgeräten aus dem Schatze der hiesigen Ulricikirche, sowie durch einige andere Arbeiten, darunter auch eine profanen Charakters, vortrefflich auf unserer Ausstellung vertreten war. In allen diesen Arbeiten: vier Kelchen, einer Kanne, einer Hostiendose und einem Handleuchter, zeigt sich Müller als unbedingten Anhänger und Vertreter des reifsten und üppigsten Rokokos, der alle Einzelheiten dieses Stils virtuos beherrscht, phantasievoll verwertet und zu einem ebenso glänzenden wie geschmackvollen Ganzen zu vereinigen weiß. Jene prachtvollen Kelche mit ihrem durchbrochen gearbeiteten und um die vergoldeten Schalen gelegten silbernen Rocaillewerk, ferner jene schwere, in einem kraftvollen Muschelstil ausgeführte Abendmahlskanne und endlich ein zierlicher, mit allen Elementen des reichsten Rokokos ausgestatteter Leuchter aus Nieder-Sickter Privatbesitz gehörten ohne Frage zu den hervorragendsten Leistungen, die unsere heimische Goldschmiedekunst aus dieser Zeit aufzuweisen hatte; ja ich trage sogar kein Bedenken, sie dem Besten, was an Goldschmiedearbeiten des Rokokozeitalters auf der Ausstellung überhaupt zu sehen war, nämlich den herrlichen Altargeräten aus der Stiftskirche zu Gandersheim, die Nürnberger Werkstätten entstammen, unmittelbar an die Seite zu stellen.

Bis in die 70er Jahre finden wir so den Rokokostil in der Goldschmiedekunst Braunschweigs herrschend. Alsdann aber kommt hier, wie überall und wie auf sämtlichen Gebieten der dekorativen und gewerblichen Kunst, allmählich jene Stilart auf, die an die Stelle geschwungener Linien und gekrümmter Flächen gerade Linien und ebene Flächen setzt und in die immer krauser und regelloser werdende Ornamentik wieder Einfachheit und Ordnung im Sinne der Antike bringt. Dieser neue klassizistische Stil, den wir nach dem Vorbilde der Franzosen als Stil Louis XVI. zu bezeichnen uns gewöhnt haben, war nur schwach und noch dazu wenig vorteilhaft

vertreten, und während er an anderen Orten gerade in der Edelschmiedekunst glänzende Triumphe gefeiert und reizvolle Werke in großer Zahl hervorgebracht hat, war das Wenige, was unsere Ausstellung an Louis XVI.-Arbeiten braunschweigischer Herkunft zu bieten hatte, von durchaus untergeordneter Bedeutung. Nur des Zusammenhanges und der Vollständigkeit wegen seien daher kurz die hierher gehörigen Werke der Goldschmiede Heinrich Nicolaus Schmidthammer (1786—1807), Joh. Balthasar Meyer (1771—94), Jaster, (entweder Friedrich oder Karl Elias Wilhelm), Joh. Burchhard Mühe (gegen 1791), Joh. Heinrich Wilh. Leusmann (1799—1821), sowie eines noch unbekannten Monogrammisten L. S. genannt. Bezeichnenderweise waren es ausschließlich für Profanzwecke bestimmte Gegenstände, nämlich Zuckerdosen, Leuchter und je eine Fisch- bezw. Tortenschaufel. Unter ihnen fielen die ersteren, darunter zwei in der damals beliebten Schiffchenform, durch die z. T. fast bäurische Derbheit ihrer Form wie ihrer Ornamentik, in der Medaillons an Bandschleifen, durch Blumengehänge und Kränze mit einander verbunden, eine wichtige Rolle spielten, besonders auf. Völlig klassizistisch erschienen auch die Leuchter mit ihrem säulenähnlichen Schafte, ihrer viereckigen Plinthe, ihren Lorbeerkränzen, Girlanden und den als Vasen gebildeten Hülsenkelchen, sämtlich Motive, die alsdann auch in den nächsten Jahrzehnten unter der Herrschaft des Empire- und des sich während der 20er und 30er Jahre des 19. Jahrhunderts daran anschließenden Biedermeierstils immer wieder in den mannigfachsten Abarten und Umwandelungen verwendet werden.

Wie schon einige der ebengenannten Meister mit ihrer Tätigkeit in diese neue Epoche hineingreifen, so finden wir neben ihnen noch eine ganze Reihe anderer, die, besonders im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, in Braunschweig die Edelschmiedekunst ausübten. Indessen haben viele von ihnen die Bahn der freien Handarbeit, die ja in den Werkstätten der alten Zeit fast ausschließlich gepflegt wurde, schon verlassen und sich mit Vorliebe einem mehr fabrikmäßigen Betriebe zugewandt, bei dem z. B. an Stelle des Treibens und Hämmerns gewisse andere Techniken, wie Pressen und Stanzen zwischen Formen aus Stein, Bronze oder Eisen, getreten sind, wie wir das besonders an den silbernen durchbrochenen Zuckerdosen und Kuchenkörben jener Zeit so häufig wahrnehmen können.

Im Zusammenhange hiermit steht wohl auch die Erscheinung, daß von jetzt ab die Goldschmiedekunst nicht mehr so vorwiegend wie bisher für die Kirche und das reiche oder vornehme Publikum schafft, sondern auch die mancherlei Bedürfnisse des bürgerlichen Haushaltes, die bis dahin nur selten Berücksichtigung gefunden hatten, in den Kreis ihrer Tätigkeit mehr und mehr einschließt. Demgemäß befanden sich auch unter den, auf der Ausstellung vorhandenen Arbeiten aller jener Goldschmiede, die im Zeitalter des Empire- und Biedermeierstils in Braunschweig tätig waren, nur noch zwei rein kirchlichen Charakters, nämlich die beiden Kelche, die Anton Friedrich Donnerberg und Christian Friedrich Oertel für die Kirchen zu Lehndorf bezw. Watenbüttel im Anfang des 19. Jahrhunderts — der letztere war 1807 datiert und ein in seiner Anspruchslosigkeit den Stempel jener schweren Zeit nur allzu deutlich zur Schau tragendes Werk — gearbeitet hatten. Auffallend zahlreich und mannigfaltig waren dagegen die meist für die Zwecke des wohlhabenden Bürgerhauses bestimmten Gegenstände, wie Tafelleuchter, Zuckerschalen, Kuchenkörbe, Sahnengießer, Löffel usw., sowie Ziervasen, Ehrenpokale und ähnliche Gelegenheitsarbeiten. In der Herstellung solcher Sachen zeichneten sich damals besonders aus Meister wie Ernst Heinrich Friedrich Streuber, von den u. a. zwei treffliche, durchbrochen gearbeitete Zuckerschalen herrührten, die aus dem Besitze Herzog Wilhelms gegenwärtig in der Silberkammer des Residenzschlosses aufbewahrt werden, ferner Karl Anton Lütjens und Heinrich Wilhelm Wilke, die mit ähnlichen Zuckerschalen und der erstere außerdem auch noch mit einem Kuchenkorb vertreten waren, sodann Christian Heinr. David Schack[1]), von dem zwei hübsche kahnförmige Zuckerschalen in z. T. getriebener, z. T. durchbrochener Arbeit herrührten, und endlich außer dem schon genannten Oertel, der in einem Leuchter und einem helmförmigen Sahnegießer einem schlichten Empirestile huldigte, Joh. Christof Hildebrandt, der Verfertiger eines großen fünfarmigen Tafelleuchters, David Ferd. Howaldt, der Schöpfer einer kleinen antikisierenden Ziervase und einige andere, die ebenfalls schon in den 20er und 30er Jahren, z. T. aber wie Jacobi und Karl Siebrecht, auch noch späterhin tätig waren. Alle ihre Arbeiten können zwar nicht gerade als Prunk- oder kunstgewerbliche Meisterstücke, wohl aber als tüchtige und stilvolle Erzeugnisse jener Zeit betrachtet werden, deren Geist und Geschmack sie gut und charakteristisch wiederspiegeln. Und gerade von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, nämlich als künstlerische Zeugen einer uns nicht allzufern liegenden und heute ganz besonders wieder sympathischen Kulturepoche, erwecken diese, zumeist so bescheiden und anspruchslos auftretenden Arbeiten ein nicht minder reges Interesse wie die sich im allgemeinen ungleich prächtiger gebenden Werke der vorhergehenden Jahrhunderte.

[1]) Schack ist auch der Meister eines großen, dem Städtischen Museum zur Aufbewahrung übergebenen Pokales, den Herzog Wilhelm 1831 für die hiesige Schützengesellschaft, deren Eigentum er noch heute ist, gestiftet hatte.

Wenn wir daher die Ergebnisse der Ausstellung, soweit sie sich auf die Werke rein braunschweigischen Ursprungs beziehen, kurz zusammenfassen, so läßt sich das eine schon jetzt mit Bestimmtheit behaupten, daß unsere Absicht, hierbei einen Überblick über diese Werke und zugleich eine Grundlage für eine künftige Geschichte der braunschweigischen Goldschmiedekunst zu gewinnen, bis zu einem gewissen Grade durchaus erreicht worden ist. Wurde doch hier, und zwar zum ersten Male, ein Material zusammengebracht, mit dessen Hülfe es schon heute möglich ist, an Stelle jener großen Zahl überlieferter Namen ohne jeden Inhalt wirkliche Künstlerindividualitäten zu setzen und sich von deren Leistungen ein einigermaßen klares Bild zu verschaffen. Dieses Bild im einzelnen genauer auszuführen und in den großen geschichtlichen Zusammenhang des Ganzen einzuordnen, wird dann Sache weiterer Forschung sein müssen. Mir aber kam es heute nur darauf an, Ihnen an der Hand des auf unserer Ausstellung vorhanden gewesenen Materials, das Sie hier zum Teil in Abbildungen vor sich sehen, eine flüchtige Skizze von dem Entwickelungsgang zu zeichnen, wie ihn etwa die Goldschmiedekunst auf braunschweigischem Boden im Laufe der Jahrhunderte genommen haben dürfte. Wie aber einerseits jenes Anschauungsmaterial selbst nicht als vollständig und lückenlos bezeichnet werden kann, so kann und will auch diese skizzenhafte Behandlung des gewaltigen Stoffes in keiner Weise weder etwas Zusammenfassendes noch gar etwas Erschöpfendes bieten. Denn zu diesem Zwecke müßte zunächst vor allem auch eine gründliche und sorgfältige Feststellung alles einschlägigen in Akten und Urkunden aufbewahrten Materials, vorgenommen werden, eine Aufgabe, die aber ebenfalls wieder erst der Zukunft überlassen bleiben muß.

Glänzender im allgemeinen und reicher an kostbaren Prunkstücken als die Gruppe unserer heimischen Silberarbeiten war diejenige der nicht-braunschweigischen Werke, welche, wie sich die Besucher der Ausstellung erinnern werden, die drei Schränke des ersten Raumes füllte. Gerade sie war es, die uns lehrte, wie reich noch an Schätzen dieser Art die Kirchen unseres Landes sind, und wie wir alle Ursache haben, noch heute auf diesen Besitz an edler Kunstarbeit stolz zu sein. Fast alle berühmten Goldschmiedestädte Deutschlands, voran Augsburg und Nürnberg, die ja nicht nur während der Renaissance an der Spitze der deutschen Goldschmiedekunst standen, sondern auch später noch zu den führenden Städten gehörten, waren hier mit Werken vertreten, von denen ich nur einige der hervorragendsten kurz erwähnen will.

Leider war, wie bei so vielen jener schönen und interessanten mittelalterlichen Kelche, so auch beim kostbarsten Stück der ganzen Ausstellung, nämlich jenem spätgotischen Prunkkelch von 1496, der, der Ulricikirche gehörig, mit Blattwerk ganz übersponnen und mit figürlichem Zierrat, rundplastischen Heiligenfiguren und biblischen Reliefs in zierlichster, filigranartig feiner Arbeit aufs reichste ausgestattet ist, die Herkunft nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Indessen scheint es doch — und diese Ansicht wird jetzt von vielen Kennern geteilt —, daß wir in diesem seltenen Stücke auf Grund des Stils der figürlichen Darstellungen das Werk irgend eines oberdeutschen, d. h. vielleicht schwäbischen bezw. Augsburgischen Meisters, zu erkennen haben werden, der dabei gewisse Ornamentstiche der vordürerischen Zeit etwa in der Art des Meisters E. S. oder Israels von Meckenem, bei denen in ähnlicher Weise wie hier zierliches gotisches Rankenwerk, untermischt mit figürlichen Darstellungen, sich zu einem anmutigen Ganzen vereinen, vor Augen gehabt haben mag. Jedenfalls war aber der Schöpfer dieses Kelches ein ungewöhnlich hervorragender, den großen klösterlichen Goldschmieden des frühen Mittelalters vergleichbarer Meister, der Figürliches wie Ornamentales mit derselben Sicherheit beherrschte und in der geschmackvollen Verbindung und Ausführung von beiden eine staunenswerte Geschicklichkeit bekundete.

Ist also bei diesem herrlichen Kelch seine Augsburger Herkunft immerhin noch umstritten, so konnten wir als sichere Arbeiten aus Werkstätten dieser alten Goldschmiedestadt, jene, der katholischen St. Nikolaikirche angehörigen prächtigen Altargeräte bezeichnen, von denen eine große Sonnenmonstranz, ein von derselben Hand gearbeiteter Kelch und ein Altarleuchter hervorgehoben seien, Arbeiten, die nach Stil wie auf Grund glaubwürdiger Überlieferung dem Anfang des 18. Jahrhunderts angehörten. Ungefähr derselben Zeit entstammte auch jener farbenprächtige und außerordentlich dekorativ wirkende Kelch aus Destedt mit seinen aufgelegten bunten Emailplättchen, der als eine vortreffliche Arbeit des Augsburger Meisters Philipp Schuch festgestellt werden konnte, und aus der Werkstätte eines andern Augsburger Goldschmieds rührte endlich auch jene Kanne der Stephanikirche in Helmstedt her, die mit dem gravierten Universitätswappen der Stadt und der vollrunden Figur Christi auf dem Deckel geschmückt war.

Unter den Nürnberger Arbeiten ragten vor allem die der Gandersheimer Stiftskirche angehörigen drei Stücke, eine Kanne, ein Kelch und eine Oblatendose hervor, die wegen ihrer schwungvollen Zeichnung und meisterhaften Ausführung der getriebenen und gegossenen Arbeit wohl zu den besten Erzeugnissen deutscher Goldschmiedekunst aus der Epoche des reifsten Rokokostils gezählt werden dürfen. Interessante Beispiele der profanen Silberschmiedekunst Nürnbergs bildeten sodann ein aus

Weinbrexen eingesandter Deckelhumpen auf drei kugelhaltenden Adlerkrallen mit außerordentlich hochgetriebenen Landschaften, ferner ein origineller, dem Rittergut Westerbrak gehöriger Humpen in Laternenform vom Jahre 1575 und endlich ein schöner, von einer Meeresgöttin getragener Nautiluspokal aus hiesigem Privatbesitz, vermutlich eine Arbeit des um 1600 tätigen Meisters Thomas Stoer.

Weiterhin war Hildesheim mit einigen beachtenswerten Proben seiner Goldschmiedekunst vertreten, darunter die barocken Altargeräte der St. Ludgerikirche zu Helmstedt nnd ein schöner Kelch der Steterburger Kirche, und ferner fand sich auch eine größere Zahl von Werken Berliner Goldschmiede, unter denen zwei Münzbecher des 18. Jahrhunderts, sowie ein prachtvoller, jetzt in der Silberkammer des Herzogl. Residenzschlosses aufbewahrter Rokokodoppelleuchter aus dem Besitze der Herzogin Philippine Charlotte als Arbeiten von Meistern des unter den Berliner Goldschmieden jener Zeit so häufig begegnenden namens Müller an erster Stelle genannt zu werden verdienen. Neben ihnen darf aber auch jene silberne Kratervase mit Rebengewinden, Akanthusblattwerk und dem englisch-braunschweigischen Wappen in aufgelegter Arbeit, ein Erzeugnis aus der Werkstätte Hossauers, als ein bezeichnendes Werk der Schinkelschen Epoche nicht unerwähnt bleiben. Im übrigen aber wären, von andern Städten wie Bremen, Danzig, Dresden usw. abgesehen, nur noch Breslau, Leipzig und Frankfurt mit je einer vortrefflichen Arbeit zu nennen. Es war dies zunächst ein mit braunschweigischen Münzen verzierter Deckelbecher aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, vermutlich eine Arbeit des Breslauer Goldschmieds Andreas Scholtz, ferner ein mit einer Hirschjagd geschmückter Deckelbecher von 1691 aus dem Besitze Herzog Rudolf Augusts, vom Leipziger Meister J. P. Schmidt gefertigt, und endlich der stattliche Gustav Adolf-Pokal, der aus dem v. Veltheimschen Fideikommis zu Destedt dem Herzogl. Museum schon seit Jahren zur Aufbewahrung übergeben und dadurch manchem von Ihnen wohl schon bekannt geworden ist, ein Werk des Frankfurter Meisters Paul Birckenholtz, von dem sich übrigens noch mehrere Wiederholungen in öffentlichem wie privatem Besitze erhalten haben.

Wenn ich sodann weiter noch bemerke, daß auch zwei andere Städte unseres Herzogtums, nämlich Wolfenbüttel und Helmstedt, mit einer Anzahl eigener, künstlerisch freilich nicht sehr hoch stehender Arbeiten vertreten waren, von denen ich nur die Altargeräte der Haupt- und der Trinitatiskirche zu Wolfenbüttel sowie die interessante, im Dekor einen gewissen ostasiatischen Einfluß verratende Kanne von 1763 aus der Klosterkirche zu Marienberg nennen will, und wenn ich schließlich noch hinzufüge, daß auch das Ausland nicht gänzlich fehlte, da wenigstens einige Proben Londoner und Pariser Silberarbeiten, darunter ein prunkvoller Empire-Tafelaufsatz und ein zierlicher Leuchter in Louis XVI.-Stil aus der Silberkammer des hiesigen Residenzschlosses, vorhanden waren, dürften hiermit auch die wichtigsten Stücke aus dieser Gruppe der nicht braunschweigischen Arbeiten aufgezählt sein. Denn nur um eine solche Aufzählung und flüchtig orientierende Übersicht, aber keineswegs um eine eingehendere, geschweige denn erschöpfende Würdigung sollte es sich auch bei dieser zweiten Gruppe von Arbeiten unserer Ausstellung handeln. Gleichwohl wird sich auch hieraus wieder erkennen lassen, daß die letztere trotz ihrer, aus naheliegenden Gründen gebotenen lokalen Beschränkung, doch ihren Zweck vollkommen erreicht hat, indem sie zum ersten Male auch einem weiteren Kreise die Bekanntschaft mit den reichen Schätzen dieser Art, die unser Land noch sein eigen nennt, vermittelt und uns zugleich eine so stattliche Zahl der edelsten Erzeugnisse deutscher Goldschmiedekunst vor Augen geführt hat, die jeder größeren Ausstellung zur Zierde gereicht haben würden.

Hei.

Von Ed. Damköhler.

Das Wort „das Hai" kommt noch mehrfach im Harze als zweiter Bestandteil zusammengesetzter Forstortsnamen vor, z. B. das Stöberhai, das Brandhai bei Braunlage, das Hessenhai bei Cattenstedt und die Hessenhaibreite, eine zum Rittergute in Cattenstedt gehörende Feldflur, die an den Forstort Hessenhai grenzt und nach diesem benannt ist. Auf der Separationskarte der Cattenstedter Feldmark, die von dem L.-Ö.-Kondukteur A. Stalmann 1842 vermessen und 1848 geteilt wurde, steht allerdings Hasenhaibreite, ein offenbarer Irrtum, aber nicht der einzige, den diese Karte aufweist. Früher war -hai in Forstortsnamen häufiger; Stübner verzeichnet in seinen Denkwürdigkeiten des Fürstentums Blankenburg II (1793), S. 36, 40, 43, 45, 47, 434 und 440 deren neunzehn, von denen nicht wenige als erstes Wortelement einen Personennamen enthalten, der ohne Zweifel den einstigen Besitzer verrät. Stübner schreibt stets — hay und gebraucht das Wort männlich.

Als selbständiges Wort ist Hai im Munde der niederdeutschen Harzbewohner noch allgemein gebräuchlich und bedeutet eine kleinere oder größere Fläche im Walde, die völlig oder fast ganz abgetrieben ist, und wo der Verjüngungsprozeß entweder schon begonnen hat oder beginnen soll. Da an solchen freien Stellen bald üppiger Graswuchs erfolgt, so verbindet sich mit dem Worte Hai noch

der Begriff einer grasreichen Fläche: ohne Gras kein Hai. Daher sagt man: Gras aus dem Hai holen; die Kühe gehn ins Hai; Haigras; Haikiken, vereinzelt vorkommende Bezeichnung für ein Mädchen, das oft ins Hai geht, um Gras zu holen, und im Rufe steht, unerlaubten Umgang mit Grünröcken zu pflegen.

Nach Grimms Deutschem Wörterbuche kommt das Wort Hai vorzüglich in Bayern, Schwaben, Franken und Hessen vor, ist also ober- und mitteldeutsch. Aber auch der thüringische Teil des Harzes kennt es. Liesenberg hat in seiner Stieger Mundart S. 148: „hai, männlich, Wald, wo die alten Bäume bis auf wenige gefällt sind und zwischen diesen die jungen Schößlinge als lôd'n heranwachsen." Belege für das Vorkommen des Wortes in niederdeutschen Gegenden fehlen in Grimms Wörterbuche; Schambach verzeichnet jedoch in seinem Göttingisch-Grubenhagenschen Idiotikon S. 71: „hai, m. selten n. [vgl. ahd. hawi] der Hau, Schlag, Hauung, das Gehau, d. i. der Ort im Walde, wo das Stammholz gefällt ist und der Verjüngungsprozeß bereits eingeleitet ist oder demnächst eingeleitet wird. Auch in vielen Ortsnamen." Zweifelhaft ist mir, ob Heigras, das nach Danneils Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart „die Pfingstweide, d. h. die mit Pfingsten eröffnete Weide auf der Brache bei der Dreifelderwirtschaft" bedeutet, hierher gehört.

Soviel ich sehe, wird heute im Harze das Wort mit ai geschrieben, auch von seiten der Forstbehörden. Ebenso schreibt es Heinsius in seinem Volkstümlichen Wörterbuche 1819, während Frisch und Adelung es mit ay schreiben. Das Grimmsche Wörterbuch dagegen schreibt es mit ei. In Pauls Wörterbuche und in Dudens Orthographischem Wörterbuche der deutschen Sprache fehlt merkwürdigerweise das Wort, so daß nicht zu ersehen ist, wie es geschrieben werden soll. Natürlich hängt die Orthographie auf das engste mit der Abstammung zusammen. Nach dem Grimmschen Wörterbuche ist es mit Hay, Hagen ursprünglich identisch und bedeutet ‚gehegter Wald, Schonung', geht aber auf eine sehr alte Nebenform zurück, in der die inlautende Gutturalis erweicht worden ist; schon im Langobardischen kommt gajo als Zusammenziehung von gahajo vor. Daneben begegnet ein weibliches haja, haia, und dieser Form schließt sich auch im Geschlecht mittelhochdeutsches heie, hei ‚gehegter Wald' an. Während im Bayrischen, Fränkischen, Schwäbischen, Thüringischen und zumeist auch im Göttingisch-Grubenhagenschen — z. B. in Weende bei Göttingen; Schambach hat leider keine genaueren Angaben gemacht — Hai männlich ist, ist es im Hessischen und im Harz, soweit er niederdeutsche Bevölkerung hat, sächlich. Im Gegensatz hierzu steht, daß Stübner, wie bereits bemerkt wurde, das Wort stets männlich gebraucht. Wäre es vom Volke aus der Sprache der Forstbeamten übernommen, so bliebe der Wechsel des Geschlechts auffällig.

Die Richtigkeit der im Grimmschen Wörterbuche gegebenen Bedeutung und Ableitung von Hai findet ihre Bestätigung in dessen Vorkommen und Bedeutung auf dem niederdeutschen Harze. Wie ich früher bei der Erklärung des Namens Regenstein oder Reinstein im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 17, S. 136 ff nachgewiesen zu haben glaube, kann in der niederdeutschen Mundart im und am Harze aus altem aga, age, agi, ege kein ei, aus hage, hege also kein hei, hai werden. Ob aber unser hai aus dem erwähnten latinisierten haja, haia entstanden ist, erscheint doch zweifelhaft, weil altes j in unserer Mundart nicht gänzlich zu schwinden pflegt, aus altſ. sâjan z. B. wurde seijen. Wohl aber entspricht der Diphthong ei altem aha, ahe, ahi; so entstand der Name Schöningen, nd. Scheinich, aus Scahaningi, Scahiningi (vgl. Br. Mag. 1905, S. 92); schleit, schlägt, aus slahit von slahan; eime, Granne der Gerste, im Bremisch-niedersächsischen Wb. eine, lautet mnd. aye, ayen; mhd. ayene; ahd. ayana, aber im Gotischen ahana[1]). So steht neben got. aigan das Kompositum fairaihan, neben got. thahan ahd. dagên. Unser niederdeutsches hai würde auf altes haha zurückgehen. Das Mnd. Wb. verzeichnet 1. hege, hech, hoge auch in der Bedeutung ‚Gehege, umzäunte Wohnung'. 2. hege-, hech-, hei-, heingras. 3. hegen, heien ‚umzäunen'; aber die Formen mit ei sind entweder nicht niederdeutsch oder stehen selbständig neben denen mit g. Die Form hei als selbständiges Substantiv neben hage, hagen; hege ist im Mnd. Wb. nicht belegt, begegnet aber schon ums Jahr 1320. In einer niederdeutsch geschriebenen Nachricht über den Umfang des Kaiserforstes, die sich im dritten Bande des Urkundenbuches der Stadt Goslar S. 371 bis 372 findet und aus jener Zeit stammt, steht der Forstortsname: de Olde heye. Er ist offenbar als in der Einzahl stehend und als männlich aufzufassen. Der Zusatz ‚alt' lehrt, daß das Wort Hai und der damit bezeichnete Gegenstand im Harze längst bekannt waren.

In einer Forstordnung, die 1693 in Wolfenbüttel gedruckt ist, begegnet Hay öfter. S. 14: Die jungen Haye oder Gehäge sollen nicht ehender mit Vieh betrieben werden, bis die Lohden so viel gewachsen und in die Höhe aufgeschlagen, daß das Vieh keinen Schaden mehr daran thun oder den Gipffel erreichen kann, wie dann denen Forstbedienten selbst, wie auch denen Pachtleuten ihr Vieh, Pferde und Vohlen absonderlich darinnen weiden zu lassen, noch auch jemanden mit Sicheln oder Sensen das Graß darinnen zu schneiden oder zu meyhen zu verstatten hiemit bey Vermeidung ohnnachlässiger willkührlicher Bestraffung verboten wird." Der Ausdruck ‚Haye

[1]) Die Ableitung der Form geit, geht, aus gahit im Br. Mag. 1905, S. 92 ist nicht ganz sicher, obwohl der Imperativ gâch dafür spricht.

oder Gehäge', der ohne Zweifel besagt, daß Hay und Gehäge dasselbe ist, findet sich auch in einem Schreiben des Amtmanns zu Elbingerode an Graf Albr. Georg zu Stolberg vom 23. Juni 1558, worin es heißt, daß die Grafen zu Honstein und Schwarzburg beim Neuen Schloß und Brumsmoor hätten Haie oder Hege anlegen lassen (Harzzeitschrift 33, II, S. 18). Ebenda wird im 29. Paragraph, S. 15 von den ‚Zuschlägen' und der ‚Aufthuung' der ‚Gehäge' gehandelt; S. 16 heißt es: „Wenn auch die jungen Haye etwan sechs oder sieben Jahr oder nach des Bodens Wachsthumb oder Sterilität weniger oder länger gestanden, alsdenn soll den Unterthanen ... unverwehret seyn, Graß darinnen zu schneiden, ... durchaus aber nicht mit Sensen darin zu meyhen." „Es sollen auch keine neue Gehäge gemachet noch alte Haye hinwieder aufgethan werden, es sey denn vorher in dem Forstamte überleget und rahtsam befunden." Paragraph 37, S. 17 handelt von den Wildgehägen; Paragraph 43, S. 19: „Wie die Kohl-Haye Behueff der Eisenhütten anzuweisen, sol jedesmahl nach vorgängiger hergebrachter Hay Bereitung auf dem Forstampte ... verordnet werden." Auf derselben Seite werden die Kohl-Haye, einmal Kohlheye geschrieben, noch zweimal genannt. S. 20 werden Holtzungen und Haye nebeneinander gestellt und S. 24 die Küchen-Haye erwähnt. S. 28 und 29 wird auch der Hay-Pferde gedacht: „Denen Köhlern sollen auch für den Hueffschlag ihrer Hay-Pferde hinführo keine Kohlen aus dem Haye zu fahren verstattet werden." „Wie denn auch in den Kohlhayen so weinig die Forstbediente als Köhler ihre Pferde und Vohlen bey Straffe der Confiscation hüten lassen sollen, jedoch werden die gewöhnliche Hay-Pferde des Köhlers davon ausgenommen." Im D. W. fehlen die Worte Kohlhai, Küchenhai und Haipferd.

Hieraus ergibt sich dreierlei, 1. daß das Wort Hai im Harze schon früh und oft vorkommt. 2. daß Hai und Gehege dasselbe bedeutet, was auch schottisches hays ‚Waldgrund, wo die Bäume gefällt und das Land dann eingeschlossen wird, um (die junge Saat) den jungen Aufschuß zu schützen, beweist (Motherby, Taschen-Wörterbuch des Schottischen Dialekts, S. 84). 3. Daß die heutige Bedeutung von Hai im wesentlichen dieselbe ist wie früher.

Es erübrigt noch die Beantwortung der Fragen, ob unser Hai ein niederdeutsches Wort oder hochdeutsche Entlehnung ist, und wie es zu schreiben ist. Die erste Frage läßt sich nicht mit Sicherheit beantworten. Wie z. B. neben Regenstein schon früh und oft die hochdeutsche Form Reinstein erscheint, so kann auch, zumal da der Harz im Mittelalter kaiserlicher Bannforst war, das hochdeutsche Hai eingeführt sein und in der Volkssprache Aufnahme gefunden haben trotz dem Wechsel des Geschlechts. Diese Annahme scheint sogar den Vorzug zu verdienen, weil niederdeutsches Hai auf ein nicht zu belegendes, wenn auch nicht unmögliches haha zurückzuführen sein würde. Mag das Wort nun aber hochdeutsch oder niederdeutsch sein, auf jeden Fall ist es jetzt mit ei, wie es im Grimmschen Wörterbuche geschehen ist, und nicht mit ai zu schreiben. Hai entspricht weder neuhochdeutschem Vokalismus, noch hat es Bürgerrecht gewonnen.

Bücherschau.

Albert Rhamm, Verzeichnis der bis zum Jahre 1815 erschienenen Drucksachen und der Handschriften der Landschaftlichen Bibliothek zu Braunschweig. Braunschweig, Waisenhaus-Buchdruckerei 1907. VIII u. 205 S. 8°.

Dem Verzeichnisse über die neueren Werke der Landschaftlichen Bibliothek, die A. Rhamm schon 1884 veröffentlicht hat, läßt er jetzt einen Katalog über die vor 1815 erschienenen Druckwerke und die Handschriften folgen. Dies ist für unsere heimische Geschichtskunde eine sehr wertvolle Sammlung, die ihre Entstehung im wesentlichen dem unermüdlichen Sammeleifer des Prokurators Gesenius verdankt, dessen erste Bibliothek 1802 für die Landschaft angekauft wurde. Der gesamte Stoff ist in 16 Hauptabschnitte, die großenteils wieder in Unterabteilungen zerfallen, übersichtlich gegliedert; die Titel sind kurz und klar bezeichnet; das ganze Werk bildet so ein sehr willkommenes bibliographisches Hülfsmittel, für dessen mühsame Herstellung Forscher und Liebhaber auf dem Gebiete der Braunschweigischen Geschichte dem Verfasser aufrichtigen Dank schulden.

Monatsblatt für öffentl. Gesundheitspflege 1906. Nr. 11. Bericht über die 31. Versamml. d. Deutschen Ver. f. öff. Gesundheitspflege in Augsburg 12.—15. Sept. 1906. — 12. Rud. Blasius, Hermann Gebhard †, Nachruf. — 1907. Nr. 1. Reck, Berichte des Stadtarztes v. Holwede über die Tätigkeit der Schulärzte im Schuljahre 1905/6. — 2. v. Frankenberg, die gesundheitlichen Wohlfahrtseinrichtungen der Stadt Braunschweig.. — 3. Kleinknecht, Genesungsheime und Walderholungsstätten. — 5. E. v. Schenckendorff, zur Frage der körperl. Ertüchtigung der deutschen Jugend. Spielkursus in Br. vom 13.—18. Mai 1907. — 6 u. 7. O. Somburg, Schwedische Gymnastik.

In den **Forschungen zur Brandenburgischen u. Preußischen Geschichte** (20. B. 1. Hälfte S. 125—131) veröffentlicht P. J. Meier einen Aufsatz über „Die Entstehung und Grundrißbildung der Alt- und Neustadt Brandenburg a. H.", dem ein Stadtplan aus dem 18. Jahrhundert beigegeben ist, und auf den wir bei den Beziehungen und dem Interesse, das diese Frage zumal in letzter Zeit namentlich für die Stadt Braunschweig gewonnen hat, auch an dieser Stelle aufmerksam machen möchten.

In den **Blättern für Münzfreunde** (42. Jahrg. 1907 Nr. 5/6 Sp. 3691—95) teilt Professor W. Jeep ein paar Beiträge „zur braunschweigischen Münzgeschichte" mit: I. Ein Kupfer-Vierpfennigstück vom Jahre 1814. II. Der mit CTV [= Christian Theod. Verdrieß] gezeichnete Stempel — kein Probedoppeltalerstempel. III. Angebliche Seltenheit braunschw. Taler nach 1837.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1907. August **Nr. 8.**

Mitteilungen über Ferdinand August Oldenburg aus Braunschweig.

Von Wilhelm Vogeley.

Ein stattliches, jetzt mit Efeu dicht umranktes Grabdenkmal auf dem alten evangelischen Friedhofe zu Wiesbaden trägt die Inschrift:

„Ferd. Aug. Oldenburg,
Dr der Philosophie
u.
Professor der Naturwissenschaft,
geb. in Braunschweig, 25. Novbr. 1799,
gest. in Wiesbaden, 10. Oktobr. 1868.
Sein Gedächtnis bleibt in Segen!"

Hier hat ein Braunschweiger, fern der treugeliebten Heimat und seinen Mitbürgern fast fremd geworden, nach langer wechselvoller Wanderung seine letzte Ruhestätte gefunden, ein Mann, dessen eigenartige Persönlichkeit und vielseitige Tätigkeit auf dem Gebiete der schönen Künste, der Naturwissenschaften und der sozialen Bestrebungen seinerzeit viel von sich reden machte. Ihn seinen Landsleuten nach den leider nur spärlich erhaltenen Überlieferungen etwas näher zu bringen, ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen.

Johann Ferdinand August Oldenburg war der älteste Sohn des Herzoglichen Kammermusikus Friedrich Christoph Martin Oldenburg. Auch dieser war ein Braunschweiger Kind, der Sohn des Fürstlichen Mühlenschreibers Georg Christoph Oldenburg. Seit dem Jahre 1786 läßt er sich als Mitglied der Fürstlichen Hofkapelle, erst Musikus, dann Hof- oder Kammermusikus genannt, nachweisen. Am 12. Juli 1795 vermählte er sich mit Joh. Henr. Elis. Schröder, der Tochter des Braunschweigischen Bürgers Christian Heinr. Friedr. Schröder und Anverwandten der bekannten Kupferstecherfamilie des Namens. Ferd. August blieb der einzige Sohn dieser Ehe. Denn schon am 2. Mai 1800 fand diese durch den Tod der Gattin, die ein Nervenfieber dahinraffte, ein frühzeitiges Ende. Der Vater schloß schon im Anfange des nächsten Jahres (11. Jan. 1801) mit Joh. Henr. Dorothee Voges, der Tochter eines Viktualienhändlers in Braunschweig, eine zweite Ehe, der als ältester Sohn am 1. Juni 1802 Joh. Aug. Heinrich entsproß, der sich später als Porträtmaler und Lithograph († im April 1879) bekannt machte[1]). Da diesem Knaben bald noch fünf andere Kinder nachfolgten, so konnten dem ältesten Sohne erster Ehe, der von Natur schwächlich, aber begabt und sehr lernbegierig war, leider nicht die Aufmerksamkeit und Fürsorge von Vater und Stiefmutter gewidmet werden, die seine körperliche Konstitution sowie seine geistigen Fähigkeiten als wünschenswert hätten erscheinen lassen. Wenn er nun ungeachtet der Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, es dennoch zu einer angesehenen Lebensstellung gebracht hat, so ist das ein Beweis für die innere Tüchtigkeit seines Wesens, die der ungünstigen äußeren Verhältnisse Herr zu werden verstand und das durch eigene Kraft und unablässige Arbeit sich errang, was Vielen mühelos in den Schoß fällt. Ungewöhnlich ist so auch sein Bildungsgang gewesen, auf dem mehr das Leben als ein planmäßiger Unterricht ihn führte. Um so anziehender aber ist es, ihm auf dieser Bahn, so weit die Überlieferung es gestattet, zu folgen.

Von bedeutendem Einflusse auf das bildsame Gemüt des Knaben sind ohne Zweifel die Jahre gewesen, die er in Kassel während des größten Glanzes dieser Stadt verleben durfte. Denn als im Jahre 1806 nach der unglücklichen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt die Herzogliche Familie aus Braunschweig hatte flüchten müssen und dieses ein Teil des Königreichs Westfalen geworden war, konnte hier für einen Künstler die rechte Stätte nicht mehr sein; sie war eher an dem Mittelpunkte des neuen Staates zu finden, wo ein lustiges verschwenderisches Leben sich jetzt entfaltete. Auch der Vater Oldenburg

[1]) Vgl. K. Steinacker im Braunschw. Jahrbuche V B (1906) S. 116.

war daher nach Kassel gezogen, wo er Mitglied der Königlichen Hofkapelle wurde und unter den Künstlern der Bratsche an erster Stelle genannt wird[1]). Hier tat sich auch dem Sohne eine neue Welt auf. Es ist natürlich, daß er mit Eifer alle die glänzenden Bilder in sich aufnahm, die das dortige äußerlich so prächtige und großartige Leben ihm vorführte, und selbstverständlich, daß ihn die Stellung und der Beruf des Vaters namentlich mit den künstlerischen Erscheinungen bekannt machte, welche das damalige Kassel in reicher Fülle bot, so daß er sich unwillkürlich mehr oder weniger in diese Interessen hineinlebte. Diese Eindrücke mußten auch in ihm nachwirken, als König Jeromes Herrlichkeit im Herbste 1813 ein jähes Ende gefunden hatte, und die Familie Oldenburg dann schon um die Mitte des Novembers 1813 wieder nach Braunschweig zurückgekehrt war, wo der Vater bis zu seinem Tode († 1825) noch in der Kapelle wirkte.

Schon zu Ostern 1814 wurde hier Ferd. August in der Domkirche konfirmiert. Mit Hülfe seiner Großmutter, Dorothea Schröder, die sich aufs neue verheiratet hatte und abermals Witwe geworden war, konnte er jetzt seinem Lerneifer noch weiter genügen. Er hat später das Gymnasium Catharineum und das Collegium Carolinum als Stätten seiner Bildung genannt. Danach ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß er bei den Lehrern dieser Anstalten Unterricht genossen hat, wenn sich auch sein Name in der Matrikel des Carolinums nicht verzeichnet findet. Wir irren wohl nicht, wenn wir den Hauptteil seiner späteren reichen Kenntnisse seinem eifrigen Selbststudium zuschreiben. Früh zeigte sich bei ihm auch eine musikalische und dichterische Veranlagung; dabei hatte er ein angenehmes Wesen, das überall gefiel und ihm die Herzen gewann. So erklärt es sich auch, daß er wiederholt zur Unterhaltung der jugendlichen Prinzen Karl und Wilhelm in das Herzogliche Schloß geholt wurde.

Bei diesem Lebensgange, bei der Neigung Oldenburgs zur Poesie und seiner langjährigen Bekanntschaft mit dem Theater, bei dem durch die äußeren Umstände leicht erklärlichen Wunsche, sich auf eigene Füße zu stellen und den Elten die Sorge des Unterhalts zu nehmen, und bei dem unwiderstehlichen Drange, in die weite Welt zu kommen, andere Menschen, Gegenden und Verhältnisse kennen zu lernen, kann es uns nicht überraschen, wenn wir auch Oldenburg bald als Schauspieler und Sänger die Bretter, welche die Welt bedeuten, beschreiten sehen.

Um den Anfang des Jahres 1819 verließ August O. Braunschweig und trat, wie es scheint, sogleich bei dem sog. Magdeburger Nationaltheater ein, das damals unter der Leitung von Alois Hostovsky und Heinr. Aug. Fabricius stand. Im Sommer pflegte diese Gesellschaft auf dem Gesundbrunnen bei Helmstedt zu spielen. Hier treffen wir O. im Mai 1820, wo der Vater und der Bruder Heinrich ihn besuchen. Am 28. Mai gab er hier in Schillers Jungfrau von Orleans im Vorspiele den Bertrand, nachher den La Hire und zwar mit solchem Erfolge, daß Aug. Klingemann, der mit seiner Frau auch gerade an dem Tage in Helmstedt weilte, ihn wie Ed. Schütz, den späteren Hoftheaterdirektor, sogleich für die Braunschweiger Bühne engagieren wollte. Die mit Schütz getroffene Verabredung kam wirklich zur Ausführung; er hat bis zu seinem Tode (1868) in Braunschweig gewirkt. Auch Oldenburg hatte Klingemann in der freudigen Aussicht, wieder nach Braunschweig zu kommen, seine Zusage gegeben; er zog diese dann aber doch wieder zurück, weil er es für besser hielt, bevor er nach Braunschweig gehe, erst noch einige Jahre an anderen Theatern zu spielen. Er war mit seiner jetzigen Stellung recht zufrieden, da er vorzüglich in der Oper gute und bedeutende Rollen bekommen hatte. Vermutlich wird seines Bleibens bei dieser Truppe aber doch nicht mehr lange gewesen sein, denn deren Lage war schon im folgenden Jahre so trostlos, daß Fabricius bei einer Aufführung des Don Carlos mit dem Pistolenschusse, der dem Marquis Posa bestimmt war, sich selbst tötete, und Hostovsky dann im August 1821 von dem Unternehmen zurücktrat.

Nur dürftige Nachrichten liegen darüber vor, wie der Lebenslauf O.'s sich in den folgenden Jahren gestaltete. Obwohl Klingemann die ihm früher erteilte Absage sehr verdrossen hatte, so sehen wir Oldenburg doch mit Klingemanns Frau im August 1824 in Gastrollen am kurfürstlichen Theater zu Kassel auftreten, wo er am 24. d. M. in Schillers Braut von Messina den Don Manuel, sie aber die Donna Isabella darstellte. Dann hat er sich einige Zeit in Brandenburg und in Karlsruhe (1826), in Hamburg (1829) und in Paris (1831) aufgehalten, seit 1832 aber sechs Jahre hindurch als aktiver Schauspieler und Schriftsteller in Trier gewirkt, wo er mehrere Jahre auch die Mitdirektion der Eisenhutschen Theatergesellschaft führte.

Um die Mitte des Mai 1838 verließ er Trier und ging nach Baden-Baden, von wo er noch Ende desselben Monats ein Promotionsgesuch an die Universität zu Erlangen schickte. Er war inzwischen wiederholt auch als Schriftsteller hervorgetreten. Schon 1826 hatte er einen Band Erzählungen, „Geschichten aus dem Reiche der Wahrheit", und ein „Theaterrequisit" erscheinen lassen, im folgenden Jahre ein historisches Schauspiel, „Untertanentreue oder die Belagerung Rendsburgs im J. 1645." In Hamburg hatte er ferner bis 1830 die Herausgabe mehrerer Zeitschriften geleitet. Daran reihten sich 1835 ein zweibändiges Werk: „Erinnerungen aus dem Leben", und 1837 ebenfalls in 2 Teilen

[1]) Vgl. Almanach royal de Westphalie 1813 S. 385.

ine Novelle: „Der letzte Cäsar". Er hegte die Ab-
cht, auf diesem Wege weiter fort zu schreiten, und
wünschte offenbar deshalb, um auch äußerlich sich
ogleich von vornherein eine gewisse Anerkennung
u schaffen, die seinen Beruf zur Schriftstellerei
ußer Frage stellte, sich den Doktortitel zu erwerben.
Er berief sich der Erlanger philosophischen Fakultät
gegenüber auf seine schriftstellerischen Leistungen,
von denen er die beiden letzten ihr vorlegte, und
fügte sogleich eine neue Dissertation, „Die Weltge-
schichte", hinzu. Sein Wunsch fand schnelle Er-
füllung. Schon unterm 16. Juni 1838 wurde O.
n Erlangen nach damaligem Brauche „in absentia"
zum Doktor der Philosophie ernannt, und zwar auf
Grund seiner Dissertation und seiner reichen Betä-
tigung auf dem Gebiete der schönen Literatur oder,
wie es in dem Diplom heißt, „ob egregiam in elegan-
tioribus literis ubertatem publice comprobatam".

Oldenburgs zahlreiche Briefe, anfangs an seine Eltern, nach deren Tode an Geschwister und Freunde, lassen deutlich erkennen, daß er oft und gern der Heimat gedenkt, in besonders glücklichen Tagen die Seinen zu sich wünscht, ein anderes Mal wieder, wie beim Betrachten des Kopfstückes der Mitternachtzeitung, das den Burgplatz in Braunschweig darstellt, von Heimweh übermannt wird. Nur selten konnte er in diesen Jahren bei der weiten Entfernung, in der er weilte, die Heimat selbst aufsuchen. Miterlebt haben muß er hier aber die Septemberunruhen des Jahres 1830 oder wenigstens die folgende Zeit. Lebhaft, wie es seine Art war, nahm er an den Ereignissen teil, und unwillkürlich bekamen seine Empfindungen dichterische Gestalt. Er ließ ein „Marsch-Lied der Braunschw. Bürger-Gardisten" erscheinen, das mit den Worten: „Die dunkle Nacht ist vom Schneelicht erhellt rc." anfängt. Auch hatte er noch ein zweites Marschlied mit dem Refrain: „Braunschweigs Bürger ziehn für Recht in den Streit" verfaßt, hier aber wohl einen gar zu freien Ton angeschlagen. Denn die Zensur, die damals eigentlich nicht ängstlich war, hatte die Veröffentlichung verhindert.

Nach Vollendung seiner Promotion gönnt er sich zunächst einige Zeit der Erholung, um seine durch langjährige Überanstrengung geschwächten Nerven erst wieder einmal gründlich zu stärken. Er hielt sich zu dem Zwecke längere Zeit an der Riviera auf. Dann aber wendet er sich auffallender Weise nicht sogleich wieder der Schriftstellerei, sondern zunächst einer rein praktischen Tätigkeit zu. Er will sich in der Seidenzucht versuchen. Um deren Betrieb von Grund aus kennen zu lernen, besucht er im Sommer 1840 in Rottenburg als Volontär die Königlich Württembergische Musteranstalt für Seidenzucht, und zwar mit so gutem Ergebnis, daß ihm in einem amtlichen Zeugnisse bescheinigt wird, daß er „alle Details genau beobachtet und durch seine Thätigkeit und seinen Eifer für die Sache zum Gelingen der dißjährigen Seidezucht erheblich beygetragen habe." Er kauft dann eine große Maulbeerplantage bei Rastatt. Aber bald gibt er deren Betrieb wieder auf. Ob der gewünschte Erfolg ausgeblieben ist, oder ob nur sein unruhiges Künstlerblut, dem eine stille geschäftsmäßige Wirksamkeit auf die Länge unmöglich zusagen konnte, ihn wieder fortgetrieben hat, wissen wir nicht. Er konnte das Wirken in der Öffentlichkeit doch nicht entbehren. Schon 1840 hatte er sich mit seinem Freunde Eduard Duller an der großartigen Gutenbergfeier in Mainz beteiligt; 1842 ließ er wieder eine zweibändige Novelle, „Des Kaisers Pathe" und zum Besten der durch den großen Brand geschädigten Hamburger einen allegorischen Liederkranz, „Hamburg", erscheinen; auch wandte er sich aufs Neue dem Theater zu, indem er 1841 eine deutsche Bearbeitung von E. Scribes, „Das Glas Wasser", veröffentlichte. Unstät zog er wieder einige Jahre umher, bald ist er hier, bald dort, längere Zeit in der Schweiz, bis er endlich 1844 für eine Reihe von Jahren in Augsburg wieder einen festen Aufenthaltsort und bestimmte Lebensaufgaben gewinnt. Zunächst scheint es wieder das Theater gewesen zu sein, dem er Interesse zuwandte; in dem einen Jahre 1846 erscheinen nicht weniger als sechs Dramen aus seiner Feder. Sodann eine lyrische Dichtung, die sich mit der Vergangenheit Augsburgs beschäftigt: „Augusta, Lyraklänge aus der Geschichte." Aber namentlich das Jahr 1848 führt ihn dann mitten in praktische Aufgaben. Er verfolgte die Ereignisse und Bewegungen der Zeit mit lebendiger Teilnahme und suchte für seine Person hauptsächlich die Bestrebungen zu unterstützen, die auf die allgemeine Hebung der Bildung und der wirtschaftlichen Lage der unteren Volkskreise abzielten. Wohl stellte er gelegentlich auch seine Muse wieder in den Dienst der vaterländischen Sache; das Jahr 1849 wurde im Augsburger Stadttheater mit einem von ihm verfaßten Festspiele, „Germania", eröffnet; auch „zur Feier der März-Errungenschaften" hat er 1849 ein Festspiel, „Die Freiheit", gedichtet. Aber vornehmlich galt seine literarische Wirksamkeit jetzt sozialen und kommunalen Zielen. Er sucht dem Handwerkerstand aufzuhelfen, die gewerbliche Entwicklung und die städtischen Einrichtungen seiner neuen Heimatstadt zu fördern. In diesem Sinne verfaßte er eine Reihe von Broschüren, 1848: „Der Handwerkerstand, seine Wünsche und Hoffnungen", 1850: „Die Fabriken von Augsburg und Blicke auf die europäische Industrie und Gewerbe-Ausstellungen", sowie „die Wasserwerke von Augsburg." Eifrig beteiligte er sich auch an dem Vereinswesen der Stadt, 1848 an der Gründung des Arbeiterbildungsvereins, zu dessen Vorsitzenden er gewählt wurde; als solcher hat er am 23. September 1849 zur Feier des 1. Jahrestages seiner

Stiftung einen Prolog verfaßt und die Festrede gehalten. Außerdem gehörte er zum Vorstande des Wander-Unterstützungs-Vereins, zum Komitee für die Sechserſammlung zum Bau der deutschen Flotte, zum Geschäftsausschusse für Volksversammlungen; er redigiert „die Wahlen zum Bayerischen Landtage" u. s. w. Kurz, er ist von der Volksgunst getragen, eine ebenso begehrte wie beliebte Persönlichkeit, die in allen öffentlichen Angelegenheiten der Stadt ein gewichtiges Wort mitzureden hat. Aber wer weiß, wie lange noch? Wie in anderen deutschen Ländern, so setzte auch in Bayern nach der stürmischen Volksbewegung der Jahre 1848 und 49 eine kräftige Reaktion ein. Der Arbeiterbildungsverein und der Wander-Unterstützungs-Verein, an deren Spitze O. stand, wurden im Anfang Juni 1850 geschlossen. Unter diesen Umständen wird es ihm höchst willkommen gewesen sein, daß sich ihm an einer anderen Stelle die Aussicht für eine ebenso angenehme wie ehrenvolle Tätigkeit eröffnete; er wurde als Dramaturg und Regisseur an das Großherzogliche Hoftheater zu Karlsruhe berufen. Wurde es ihm auch schwer, von Augsburg, wo er tiefe Wurzeln geschlagen hatte und sein Fortgang auf das Lebhafteste bedauert wurde, sich loszureißen, so hatte doch dieser Ruf für ihn zu viel Verlockendes, als daß er ihm nicht mit Freuden hätte Folge leisten sollen.

Aber auch in Karlsruhe war seines Bleibens nicht lange. Es regten sich hier bald neidische Mitbewerber, die ihm vor allem seine früheren freiheitlichen Bestrebungen zum Vorwurfe zu machen und seine politische Gesinnung zu verdächtigen suchten. War auch wirklich Belastendes gegen ihn kaum beizubringen, so reichten in jener Zeit schon derlei ausgestreute Verdachtsmomente hin, eine so wie so nicht gerade feste Stellung arg ins Schwanken zu bringen; auch eine unverdiente Untersuchungshaft, die ihn immerhin treffen konnte, hatte wenig Reiz für ihn, und so zog er es denn nach Ablauf des ersten Vertragsjahres vor, sein Amt aufzugeben und wieder in die Schweiz zu gehen. Als dann aber die Anklage beigelegt und in den Tagesblättern der Verdienste O.'s um das Aufblühen des Karlsruher Theaters rühmlichst gedacht wurde, wäre er gern sogleich wieder nach Karlsruhe zurückgekehrt. Aber jetzt stellten sich ihm andere Schwierigkeiten entgegen, die die Erfüllung seines Wunsches unmöglich machten.

Als er nach Deutschland heimgekehrt war, schlug er 1854 für einige Zeit seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt Braunschweig auf. Hier sehen wir ihn abermals ganz unerwartet auf völlig neuen Wegen. Hatte er sich früher schon mit gutem Erfolge in der Malerei versucht und manch wohlgelungenes Bildnis, wie das seines Freundes, des Bürgermeisters Forndran in Augsburg, sowie Landschaftsbilder hergestellt, so erlernte er in seinen alten Tagen bei seinem Bruder die Kunst des Lithographierens; sein erster Versuch auf Stein ist vom 10. Oktober 1854 datiert. Dann schloß er mit dem Photographen Bosse unterm 6. November d. J. einen förmlichen Vertrag ab, nach dem dieser ihn in der Kunst der Photographie und Daguerreotypie unterrichten sollte. Nicht als Endzweck, sondern nur als Mittel zu höheren Zwecken wollte er diese Fertigkeiten sich zu eigen machen. Er bereitete sich auf öffentliche naturwissenschaftliche Vorlesungen vor, zu deren Erläuterung er alle Mittel einer ausgebildeten Technik anzuwenden suchte, um auch Laienkreisen eine klare Anschauung des von ihm vorgetragenen Stoffes zu vermitteln. Er behandelte vorzüglich die Astronomie, die Geologie und die mathematische Geographie und suchte seine Vorträge namentlich durch ausgezeichnete Apparate zu unterstützen. Unter diesen ist besonders auch das Planetarium zu nennen, das der bekannte Astronom Aug. Heinr. Chrn. Gelpke angefertigt hatte, der als Professor des Collegium Carolinum zu Braunschweig am 20. April 1842 gestorben war. Wesentlich zu statten kamen O. bei diesem Unternehmen auch seine Vortragskunst, seine dichterische Auffassung, seine anschauliche Darstellung und geschmackvolle Ausdrucksweise, die den Eindruck des Inhalts seiner Reden wesentlich erhöhte und den Kreis seiner Zuhörer schnell erweiterte. So ist denn die öffentliche Kritik dieser naturwissenschaftlichen Vorträge aller Orten einstimmig in lobender Anerkennung. Er erzielte überall, wo er auftrat, einen durchschlagenden Erfolg. Nicht nur bei Laien, sondern auch bei wirklichen Kennern des Fachs; selbst Männer wie die Professoren J. M. Schleiden und Schäffer in Jena spendeten ihm uneingeschränkten Beifall. Sie schreiben in den „Blättern von der Saale" vom 2. November 1861 folgendermaßen:

„Jena. Seit Dienstag, dem 29. Oktober, hält Herr Dr Oldenburg sehr interessante Vorträge über Astronomie und Geologie vor einem gewählten, aber leider kleinen Publikum in dem Rosensaal. Herr Dr O., lange als Schriftsteller bekannt und vieljähriger Mitarbeiter an der weitverbreiteten Zeitschrift „Die Natur", hat schon darin zu verschiedenen Malen bewiesen, daß er des Stoffes Herr ist und ihn in anziehender Weise vorzutragen versteht. Dazu kommt, daß er sich in den Besitz ganz ausgezeichneter Apparate gesetzt hat, die wir hier nicht hervorheben würden, da es ja eigentlich selbstverständlich ist, „wie der Mann, so sein Geräth", wenn es nicht grade bei den astronomischen Vorträgen nicht allein auf richtige, sondern auch auf künstlerisch elegant gearbeitete Apparate ankäme, um die an die äußersten Grenzen menschlicher Fassungskraft reichenden Verhältnisse auch Hörern, die nicht vom Fach sind, recht deutlich zu versinnlichen. Und dies müssen wir auch insbesondere von dem unübertrefflich schönen Planetarium des Herrn Dr O. rühmen. Daß die Vorträge bis

jetzt so wenig besucht waren, liegt gewiß nur in der Unkenntnis des Publikums ... und wünschen die Unterzeichneten in der That dem Herrn Dr O. einen recht zahlreichen Besuch zur Ehre unserer Stadt ....

H. Schaeffer, Dr, J. M. Schleiden, Dr."

Schon im Jahre 1855 begann Oldenburg seine Rundreisen; im November treffen wir ihn in Darmstadt, im Mai des folgenden Jahres in Heilbronn. Von hier aus besucht er den Dichter Justinus Kerner in Weinsberg, bei dem er mehrere Tage zu Gaste ist, und der ihn an den Direktor von Heideloff in Würzburg mit folgenden Worten weiter empfiehlt:

„Herzlieber!

... Den Überbringer dieses, Herrn Professor Oldenburg, der auch in Stuttgart physikalische Vorlesungen mit Beyfall gab, möchte ich Deiner Freundschaft herzlich empfehlen und bitte Dich ihn anzuhören und Deine Bekannten in Würzburg auf ihn aufmerksam zu machen .....

Weinsberg 56 Herzlich Dein alter J. Kerner.

Es war ein großer Vorzug von Oldenburgs Vorträgen, daß sie für Hoch und Niedrig, für Gebildete und Ungelehrte gleich verständlich und anziehend waren. So fand er denn auf den Universitäten, in Arbeitervereinen und an Fürstenhöfen einen angeregten und dankbaren Zuhörerkreis; ja selbst von einem Blinden ward ihm einmal in rührender Weise der Dank für die Anschaulichkeit seiner Vorträge zum Ausdrucke gebracht. Der Admiral Prinz Adalbert von Preußen bescheinigte ihm mit eigenhändiger Unterschrift, daß seine Vorträge vieles Neue und Wissenswerte enthielten, ihm sehr interessant und den See-Kadetten sehr nützlich gewesen wären. Baron von Klein in Mainz führte Oldenburg beim Prinzen Friedrich von Preußen auf Schloß Rheinstein ein und veranstaltete ihm ein Fest in Asmannshausen, an dem die Edelleute der Umgegend teilnahmen. Vom Prinzen erhielt er ein eigenhändiges Dankschreiben für ein Gedicht auf die Burg Rheinstein und eine Empfehlung an den König von Hannover, wo er in huldvoller Weise zum Kronprinzen gerufen ward.

Ebenso fand er an den Höfen zu Bernburg, Ballenstedt, Altenburg, Gotha u. a. freundliche Aufnahme. Aus Gotha schreibt er im Februar 1858 an seinen Bruder Karl nach Braunschweig: „Vor Beginn des Vortrags redete der Herzog [Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha] mit mir eine halbe Stunde, namentlich über Politik. Als ich ihm schließlich sagte, daß ich bei seiner Trauung in Karlsruhe[1]) zugegen gewesen sei, was ihn sehr zu freuen schien, und auf seine Opern zu sprechen kam — ich habe nämlich einst mit ihm verhandelt wegen der Übersetzung eines Textes — war er sehr überrascht, daß ich derselbe sei .... Nach der ersten Stunde dankte er mir in herzlichen Worten, ebenso die Herzogin und die übrigen Damen, welche behaupteten, so etwas Interessantes selten gehört zu haben .... Die Soireen dehnten sich weit über die sonst übliche Dauer hin aus ... Das Theater hier nimmt wöchentlich 5 bis 6 mal den Hof in Anspruch und ist die wenigen Monate des Jahres, wo gespielt wird, stets ausverkauft. Der Herzog hatte für mich die Vorstellungen übergangen, (was sonst nie geschieht), und das Haus war dadurch ordentlich verödet gewesen. Natürlich, an 50 tägliche Besucher fehlten, ohne die, welche dadurch noch hereingezogen wären" ....

Auch auf dem Schlosse zu Stolberg hat er lebhaften Beifall und weitere Förderung gefunden. Das beweisen die freundlichen Zeilen, die die Gräfin Luise an ihn richtete:

Stolberg 5. März 1862.

Hochgeehrter Herr!

Mit Vergnügen ersehe ich aus Ihrem Schreiben, daß Sie von der Theilnahme überzeugt sind, welche Ihre gelehrten, so überaus schön gehaltenen Vorträge gefunden haben .... Den beifolgenden Brief an Ihre Hoheit füge ich zu Ihrer Disposition bei in einer Zuversicht, die doppelt begründet ist, durch die Eigenschaften der Frau Herzogin, wie durch Ihr gediegenes Wissen. Ew. Wohlgeboren

ergebene

Louise, Gräfin zu Stolberg.

Daß auch sonst weite Kreise ihm Anerkennung zollten, zeigte u. a. der Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu Bunzlau, der ihn unterm 1. März 1859 zu seinem Ehrenmitgliede ernannte.

Es würde zu weit führen, Oldenburg auf seinen Kreuz- und Querzügen durch Deutschland im Einzelnen zu verfolgen; er weilte in Nord und Süd, in Ost und West; bis tief in die Schweiz dehnte er seine Vortragsreisen aus, ebenso nach Frankreich hinein, wo er, wie auch gelegentlich in Badeorten, sich mit Gewandtheit der französischen Sprache bediente. Bis über die Mitte der 60er Jahre hinaus — 1867 finden wir in noch in Chur — ist er so als Wanderredner tätig gewesen. Er freute sich seiner Erfolge, aber er war weit entfernt von jeder Überhebung wegen seines Wissens und seiner Leistungen, vielmehr nur dankbar „dem göttlichen Urgeiste", der ihn trotz mancher stiefmütterlicher Behandlung so viel erreichen ließ. Dabei ist er in allen Kreisen der angenehmste Gesellschafter. Er legte Wert auf eine tadellose Erscheinung seiner Person, sonst aber war er von jeher in allen Lebensbedürfnissen anspruchlos und bescheiden. Gegen Arme ist er mildtätig und, wo er kann, greift er mit Rat und Tat hülfreich überall da ein, wo es sich um die Förderung wohltätiger oder patriotischer Zwecke handelte. Daß er bei solcher Gelegenheit auch zu eigenen

[1]) Der Herzog vermählte sich hier am 3. Mai 1842 mit der Prinzessin Alexandrine von Baden.

beträchtlichen Opfern bereit war, hat er im Jahre 1842 gezeigt, als es galt, die Kosten für Ernst von Bandels großgedachtes Hermannsdenkmal auf der Teutoburg aufzubringen. Er hat das volle Honorar für seine Novelle „Des Kaisers Pathe" dafür beigesteuert, mehr als 93 Thaler, einen Betrag, den in anbetracht der Lage des Spenders nicht viele werden übertroffen haben. Auch später, als er 1862 im Bade Meinberg weilte, hat er nach Kräften für Bandels patriotisches Unternehmen zu wirken gesucht, das dann erst 1871 seine Vollendung erreichte.

Die Lebenszeit Oldenburgs war von Mühe und Arbeit erfüllt; an keinem Orte hat er lange geweilt; Beschäftigung und Wohnsitz hat er wiederholt gewechselt. So ist es gekommen, daß er erst sehr spät einen eigenen Hausstand sich begründete. Gegen Ende des Jahres 1862 vermählte er sich mit Joh. Christiane Wilhelmine Redling, die aus Dornburg in Thüringen stammte und, am 19. September 1840 geboren, im Vergleich zu dem Gatten noch sehr jugendlich war[1]). Er wählte nun das schön am Neckar gegenüber Heidelberg belegene Neuenheim zu seinem Wohnorte. Von hier aus besuchte er noch oft, bald allein, bald mit seiner jungen Gattin, seine Lieblingsplätze in Süddeutschland, am Rheine und in der Schweiz. Im Frühjahre 1868 siedelte die Familie nach Wiesbaden über. Auch hier schaffte der noch immer geistesfrische Greis sich bald ein neues Wirkungsfeld, aber seine Kräfte gingen nun doch allmählich auf die Neige. Eingedenk der einstigen Besorgnis seiner Großeltern: „Der Junge bleibt ja doch nicht am Leben", meinte er scherzend, das Befürchtete würde nun doch wohl eintreffen. Er hatte ein ruhiges Ende. Nach kaum 24 stündiger Krankheit ist er am 10. Oktober 1868 sanft entschlafen.

In ehrenvoller Weise gedachte der hervorragenden Eigenschaften und Leistungen des Verstorbenen die Rheinische Volkszeitung (Nr. 261), der er manchen schätzenswerten Beitrag geliefert hatte, als letzten, wie von einer Vorahnung erfüllt, „Betrachtungen auf dem Friedhofe." „Sein Gedächtnis bleibt [illegible]" So verkündet die Inschrift seines Leichen[illegible] im Namen der Unzähligen, die aus seinem [illegible] Wirken edlen Genuß und bleibenden [illegible] geschöpft haben. Aber auch in der Heimat [illegible] verdient, daß sein Gedächtnis nicht gänz[illegible]

[illegible] Werke F. A. Oldenburgs.

[illegible] aus dem Reiche der Wahrheit. A. [illegible] Hütte der Verlassenen. Und: [illegible] Junkers Nicod. v. Flenne auf [illegible] Rathenow 1826.

2. [illegible] besonders für mittlere und reisende Bühnen. Herausgeg. von E. Wehrmann und A. F. Oldenburg. Rathenow 1826.
3. Untertanentreue od. die Belagerung Rendsburgs im J. 1645. Histor. Schauspiel. Rendsburg 1827.
4. Marsch-Lied der Braunschw. Bürger-Gardisten. O. O., [1830] 2 Bl. 8°.
5. Erinnerungen aus dem Leben. 2 Teile. Braunschweig 1835.
6. Der letzte Cäsar. Novelle. 2 Teile. Mainz 1837.
7. Das Glas Wasser, oder die Taten und ihre Ursachen. Schauspiel in 5 Akten von E. Scribe. Deutsch bearbeitet. Lemgo 1841.
8. Des Kaisers Pate. Novelle aus d. fränk. Revolutionskriegen. 2 Teile. Lemgo 1846.
9. Hamburg. Allegorischer Liederkranz, verfaßt u. zum Besten der durch Brand beschädigten Hamburger herausgeg. Karlsruhe 1842.
10. Zum Tor hinaus. Original Lustspiel in 5 Aufzügen. Augsburg 1846.
11. Der Rheinübergang. Orig. Lustspiel in 5 Aufzügen. Augsburg 1846.
12. Die beiden Tabakpfeifen. Orig. Lustspiel in 1 Akte. Augsburg 1846.
13. Ein Mädchen-Institut. Original Lustspiel in 3 Akten. Augsburg 1846.
14. Die deutschen Auswanderer und die Sklavin. Original Drama in 5 Akten. Augsburg 1846.
15. Apollo der Musenbräutigam. Original Lustspiel in 4 Akten. Augsburg 1846.
16. Augusta, Lyraklänge aus der Geschichte. Augsburg 1846.
17. Der Handwerkerstand, seine Wünsche u. Hoffnungen. Augsburg 1848.
18. Die Wege zum Verbrechen. E. Erzählung für die reifere Jugend. Augsburg 1848.
19. Zwei Sendboten des Evangeliums. Ihre Reisen in Europa, Afrika u. Asien. Erzählung z. Unterhaltung u. Belehrung. 2 Teile. Augsburg 1849.
20. Zur Feier der März-Errungenschaften. Die Freiheit. Festspiel. Augsburg 1849. 2 Bl. 8°.
21. Almanach für das J. 1849 mit poetischer Beigabe von F. A. Old. (Die Quaterne. Münchener Lokalschwank).
22. Die Wasserwerke von Augsburg. Von F. J. Kollmann. Mit historischen Notizen versehen und redigirt von Ferd. Aug. Oldenburg. Augsburg 1850.
23. Die Fabriken von Augsburg und Blicke auf die europäische Industrie u. Gewerbe-Ausstellungen. Augsburg 1850.

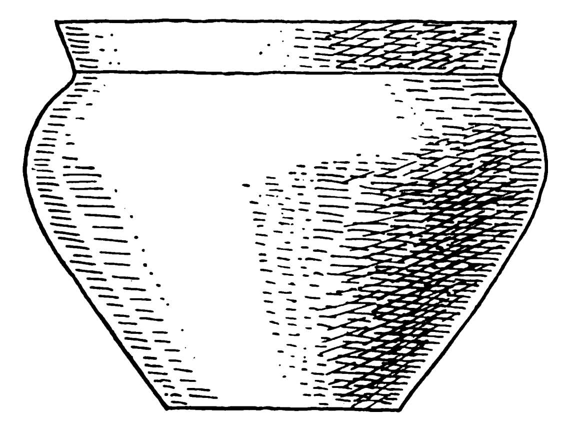
[1]) [illegible] Jahre 1872.



Die Urne vom Wippsteine bei Gr. Steinum.

Von Th. Voges.

In Gr. Steinum ist vor einigen Wochen ein interessanter Fund gemacht worden. Dieser Ort ist bekannt durch seine Kohlenquarzitblöcke, die sich daselbst finden; sie bedecken den Hügel, auf dem sich jetzt die neue gotische Kirche erhebt, und bilden oberhalb des Dorfes dicht hinter dem Kirchhofe die Gruppe des Wippsteines. Das ist ein gewaltiger Block, der auf andern Felsen ruht; jetzt ist er in drei Teile gespalten, von denen der westliche in schaukelnde Bewegung gesetzt werden kann. Neulich fanden Arbeiter in einer Vertiefung, etwa 8 m von dem eigentlichen Wippsteine nach Norden hin, unter einem schrägen Felsen in einer Tiefe von ungefähr 40 cm eine Urne. Sie stand frei im Sande, ohne Steinpackung und Deckel. Beim Herausholen zerbrach sie, doch ist ihre Gestalt so weit erhalten, daß man die Form sicher feststellen kann. Sie ist braun, unverziert und ohne Henkel; der Ton, meist rot gebrannt, ist mit vielen Quarzkörnern und Glimmerstückchen durchsetzt. Da die Mündung (22 cm) etwas größer ist als die Höhe (18,3 cm), so bildet sie einen hohen Napf. Der größte Durchmesser liegt etwas über der Mitte, der niedrige Hals ist abgesetzt und steigt schräg, nach außen sich erweiternd, auf. Durch



Die Urne vom Wippsteine bei Gr. Steinum.

ihre Form und Gestalt wird die Urne der La Tène-Zeit zugewiesen, doch treten ähnliche hohen Schalen auch noch in der folgenden Periode, der römischen Zeit, auf. Der Urnenfriedhof, der auf der andern Seite der Schunter in den Fuhren von Lauingen liegt, lieferte Gefäße, die dem Gr. Steinumer Napfe fast gleich sind.

In der Urne lagen Brandreste, deren Gewicht 420 Gramm betrug. Zwischen ihnen steckte eine stark verrostete Fibel, die nur in Bruchstücken herausgenommen werden konnte; doch ist sie wenigstens soweit erhalten, daß man sie mit ziemlicher Sicherheit als La Tène-Fibel ansprechen kann.

Die Urne stammt demnach aus den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt. Wichtig ist sie für die Siedelungskunde, denn sie zeigt uns, daß schon damals hier Menschen hausten. Und für eine Niederlassung war hier auch in der Tat ein günstiger Ort: das Dorf liegt am sonnigen Abhange des Dormes, im Rücken auf der Höhe steht der Wald, im Grunde windet sich zwischen Wiesen die Schunter hin. Die Lage des Dorfes erinnert lebhaft an die von Watenstedt am Heeseberge; auch dort erhebt sich auf felsiger Höhe die Kirche, im Rücken liegt der ehemals waldige Druwenberg, und die Höfe und Gärten ziehen sich den Abhang hinunter bis zur Soltau.

Daß eine Urne in die Spalten einer Felsgruppe gestellt worden ist, kommt nicht gerade oft vor, doch sind ähnliche Fälle aus andern Gegenden bekannt. So fanden sich zahlreiche Grabgefäße an und bei der Quadersandsteingruppe des Gläsernen Mönches unweit Langenstein am Harz. Urnen steckten auch in den Felsspalten der Roßtrappe im Bodetale.

Vielleicht sind zwischen und unter den Felsblöcken des Wippsteines noch mehr Urnen vorhanden, und es würde sich dann die Sage von den hier verborgenen Schätzen erklären, haftet ja doch die Kunde von vergrabenen goldenen Wagen oder Wiegen an mancher Urnenstätte. Sollte später vielleicht wieder so ein Fund gespürt werden, so gilt es, mit größter Vorsicht und Geduld zu Werke zu gehen.

In Gr. Steinum besteht der Plan, den nahgelegenen Kirchhof nach Norden hin zu vergrößern und den Wippstein, der durch diesen Urnenfund eine erhöhte Bedeutung erhalten hat, mit in den geweihten Raum einzuschließen. Das ist sehr anzuerkennen, denn dadurch wird nicht allein diese merkwürdige Felsengruppe vor Zerstörung und Beschädigung bewahrt bleiben, sondern der Friedhof wird damit auch ein Denkmal bekommen, wie es sich weit und breit nicht wieder findet. Dann werden die Dorfbewohner ihren Verstorbenen das Grab da bereiten, wo ihre Vorfahren schon vor 2000 Jahren die letzte Ruhestätte gefunden haben.

Die Urne, um deren Erhaltung sich der Lehrer Hinze verdient gemacht hat, ist dem Städtischen Museum zu Braunschweig überwiesen worden.

Funde in Braunschweigs Bibliotheken und Archiven.

Von Emil Henrici.

IV.

Die Psalmendichtung des Andreas Mylius.

Johannes Caselius berichtet über seinen Schwiegervater Andreas Mylius, den Hofdichter Johann

Albrechts I. von Mecklenburg: außer anderen geistlichen Gedichten hat er auch die Psalmen in lateinischen Versen bearbeitet; er selber habe das fertige Werk gesehen[1]).

In den beiden Handschriften der Wolfenbütteler Herzoglichen Bibliothek, welche die Dichtungen des Mylius enthalten, befinden sich in der Tat geistliche Gedichte, darunter auch Psalmen und Stellen aus solchen in Versform; aber keineswegs alle. Und was sich von ganzen Psalmen findet, an etwa 35 Stellen der Handschriften, das ist zum Teil wieder durchstrichen, oder es sind Blätter herausgeschnitten, so daß nur Anfang oder Schluß der Gedichte erhalten ist. Auf die Innenseite des Vorderdeckels 223 Helmstedt ist ferner eine fünfspaltige Übersicht geklebt, aus der hervorgeht, daß schon diese Handschrift einst alle Psalmen enthielt. Es war also anzunehmen, daß der Verfasser aus ihnen ein besonderes Buch gemacht habe und dann in den Entwurfheften tilgte oder herausschnitt, was er ohne Beschädigung anderer Gedichte entfernen konnte[2]).

Diese Entwurfhefte sind, wie mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen war, durch Joh. Caselius nach Helmstedt gekommen. Es lag nahe, in seinem Nachlasse auch die Psalmen zu suchen. Aber unter dem Namen ihres Verfassers fanden sie sich in der Wolfenbütteler Bibliothek nicht. Dennoch bewahrt diese sie, und zwar gleich in zwei Exemplaren.

Unter den Helmstedter Handschriften, mit den Zahlen 676. 867. 868, führt der gedruckte Katalog einen Band und zwei Hefte von gleichem Papier auf, mit gleichem Wasserzeichen, Format etwa 21 × 16 cm, 226. 122. 83 Blätter. Der Band 676 ist im Katalog bezeichnet als: Psalmi Davidis hexametris expressi et in tres libros dispositi; die beiden Hefte als: Psalmorum Davidicorum versibus elegiacis latine redditorum libb. I—III und lib. IV.

Der Verfasser ist nicht genannt: es ist die Psalmendichtung des Andreas Mylius; Inhalt und Schrift lassen keinen Zweifel über die Herkunft. Das meiste ist von des Verfassers eigener Hand, nur die Blätter 3—44 der Handschrift 867 sind von zwei Schreibern, aber auch mit Änderungen des Verfassers.

Es ist eine vollständige Bearbeitung aller 150 Psalmen, eingeteilt wie üblich in fünf Bücher, nicht in drei, wie der Katalog für 676 angibt, oder in vier, wie er bei 867. 868 sagt.

Die Gedichte sind auch alle von gleichem Bau, Distichen, auch in der Handschrift 676: nicht Hexameter, wie der Katalog meint.

867 und 868 zusammen bilden ein Exemplar, das 1584 vollendet wurde und wahrscheinlich unmittelbar aus den ersten Entwürfen in den Handschriften 222. 223 hervorging. Die Handschrift 676 ist die jüngste: sie setzt die Fassung 867. 868 voraus, ist jedoch keineswegs eine Abschrift, sondern wiederum eine neue Bearbeitung. Aber nicht die letzte sollte sie sein, denn auch sie ist noch vielfach geändert.

Also 1584 hatte Mylius alle Psalmen poetisch bearbeitet, und das wußte sein Biograph Caselius schon 1594, als er die Vita schrieb. Als er dann viel später, 1611, die aus der Vita hervorgegangene Oratio funebris drucken ließ, besaß er sogar selber die Psalmendichtung in diesen beiden Exemplaren[3]).

Aber er sagt das nicht. Er sagt nur, wie in der Vita, er wisse von einer vollständigen Psalmenbearbeitung: ut nos ipsius chartae docuerunt.

In einer anderen Angabe irrt Caselius vollständig. An derselben Stelle in der Vita wie in der Oratio sagt er: Mylius habe seine geistlichen Gedichte, vornehmlich die Psalmen, nur zur eigenen Erbauung verfaßt und keinem gezeigt, auch keine herausgegeben. Aber in den Entwurfheften ist an zwei Stellen deutlich zu lesen, daß er bereits 1579 dem dänischen Marschall und Amtmann Heinrich von Below auf Koldinghuus geistliche Gedichte, im besonderen Psalmen, geschickt habe[4]). Für denselben Below hat Mylius 1583 zur Hochzeit die Psalmen 45 und 128 drucken lassen. Der Druck ist in die Handschrift 222 Helmstedt eingeheftet. Beides hätte der Helmstedter Professor wohl auch sehen können, nämlich wenn er überhaupt eine Biographie schreiben konnte oder wollte. Daß er vor Alter etwa schon zu stumpf geworden sei, um noch brauchbares zu schreiben, das ist freilich nicht mit Fr. Lisch[5]) anzunehmen; aber sonst erhält dessen Urteil über die Oratio funebris doch durch die bei den Psalmen gemachten Beobachtungen eine Bestätigung, die für eine dereinst zu schaffende Schilderung des Caselius wohl verwertet werden kann: ein Biograph und Historiker war der gelehrte Mann nicht.

---

[1]) Oratio funebris scripta Andreae Mylio L 3r (= Vita 88r): vgl. meine Mitteilungen Br. Mag. 1907 S. 13. 67.

[2]) Über die beiden Entwurfhefte mit den Dichtungen des Mylius, 222 und 223 Helmstedt, vgl. meine Mitteilungen Br. Mag. 1907 S. 66—68.

[3]) Die drei Handschriften mit Myliuspsalmen tragen die Bandzahlen LXXXXV. LXXXXIV. LXXXXII. Eine solche Bandzählung mit römischen Ziffern ist ein charakteristisches Zeichen der Caseliushandschriften: die Mehrheit hat sie. Sie sind nicht von des Caselius Hand; es ist auch nicht sicher, ob er selber oder ein späterer Besitzer die Zahlen zufügen ließ. Aber ihr Auftreten in irgend einer Handschrift verbürgt die Zugehörigkeit zu des Caselius Nachlaß. Auf dem Pergamentdeckel der Handschrift 676 Helmstedt ist überdies in erloschener Schrift erkennbar Cas . . . . XXXV: die Buchstaben wahrscheinlich von des Caselius Hand.

[4]) 223 Helmst. S. 27. 49. Daß er dem berühmten Heinrich v. Rantzau sowie den Herzogen Johann Adolf v. Holstein und Adolf v. Schleswig gleichfalls Psalmen schenkte, geht aus den Gedichten hervor 222, 111. 223, 84. 93.

[5]) Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte 18, 3. — Caselius ist, wie seine Altersgedichte zeigen, nie stumpfsinnig geworden und war es, als er die Vita schrieb, 20 Jahre vor seinem Tode, gewiß nicht.

Außer der Bearbeitung der 150 Psalmen enthalten die hier behandelten Handschriften noch das Eingangsgedicht In psalmos Davidis, und das Schlußgedicht zu den Psalmen Soli Deo gloria; beide waren mir schon aus den Entwurfheften bekannt, wenn auch in anderen Bearbeitungen und nicht vom selben Umfange: das erste hat er wohl schon 1579 dem v. Below mitgeschickt. Endlich stehen 868 Helmstedt Bl. 82v noch zwei griechische Grabschriften: für seine Kinder eine und eine für sich selbst. Auch diese kenne ich aus dem Entwurfhefte 222 Helmstedt S. 218, gleichfalls in anderer Fassung, und dort ist ihnen noch eine dritte zugefügt für seine Frau, Margarete Rotermund; sie starb 1592, und die Grabschrift ist erst nach ihrem Tode verfaßt, also jünger als die Handschrift 868.

Der Stoff für die von mir geplante Ausgabe der Dichtungen des Mylius hat durch diese Funde eine ganz erhebliche Vermehrung erfahren. Die schon feststehende Tatsache, daß Wolfenbüttel die Hauptquellen für die Kenntnis dieses Dichters enthalte, ist in ganz umfassender Weise bestätigt.

Zwei braunschweigische Münzkuriosa.

Von Werner Jeep.

Das kam jedenfalls ebenso unerwartet, wie etwa aus wolkenlosem Himmel ein Donnerschlag, als im August des Jahres 1820 an Fürstl. Münz-Administration, welcher der am 6. Juni 1820 ernannte Münzmeister A. Cramer von Clausbruch und der Münzbuchhalter F. Süpke angehörten, aus dem Geheime-Rats-Kollegium die Aufforderung erging, über folgendes aus der Münze hervorgegangenes Eingutegroschenstück zu berichten.

Hauptseite: Auf einem Grasboden das springende Roß mit der von einem Zahnkranze umgebenen Umschrift FRIDERICVS GVIL.(ielmus) D.(ei) G.(ratia) DVX BR.(unsvicensis) ET L.(uneburgensis) *

Kehrseite: Ebenfalls von einem Zahnkranze umgeben BRAUNSCH. LÜNEB. LANDMÜNZE * und in einem Strichkranze in 5 Reihen * 24 * EINEN THALER * 1820 * M.(ünz) C.(ommission).

Wie entstand dieses Münzkuriosum, welches das Leben des am 16. Juni 1815 bei Quatrebras gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm bis ins Jahr 1820 verlängerte?

29. Januar 1820 war Prinz-Regent Georg, welcher für den Erbprinzen Karl die vormundschaftliche Regierung führte, König von Großbritannien und Hannover geworden. Da nun dementsprechend auf den braunschweigischen Münzen in der bisherigen Umschrift P.(rinceps) R.(egens) wegfallen und die Legende GEORG. IV. D.(ei) G.(ratia) R.(ex) usw. lauten mußte, so waren neue Stempel zu schneiden. Sodann wurde auch durch das am 25. Februar 1820 eingetretene Ableben des Münzdirektors Ritter eine Änderung erforderlich: dessen Zeichen F. R. war, bis ein Münzmeister wieder ernannt und zur Zeichnung der Münzen mit seiner Namensschiffre berechtigt war, durch M. C. (Münz-Commission) zu ersetzen. Inzwischen aber ruhte die Ausmünzung nicht, und da besonders an Land-Münze großer Bedarf vorhanden war, so griff man für die Prägung von Eingutegroschenstücken auf noch brauchbare Stempel vom Jahre 1815 zurück. Auch von den neuen, zur demnächstigen Verwendung bestimmten Stempeln waren bereits einige fertiggestellt worden, und diese zu polieren, sowie auch solche aus dem Jahre 1815 herrührende, die dem vorliegenden Bedürfnis nochmals dienen sollten, waren Münzarbeiter beschäftigt. Währenddem wird die Schriftseite des in der Prägemaschine befindlichen Gutengroschenstempels vom Jahre 1815 schadhaft, und sich dafür ein entsprechendes Ersatzstück aus den zum Polieren übergebenen Stempeln auszusuchen, erhält der betreffende Präger Anweisung. Dieser läßt die Jahreszahl ganz unberücksichtigt, unterscheidet nur Roß- und Schriftseite und ergreift unglücklicherweise die Schriftseite eines neuangefertigten Stempels mit der Jahreszahl 1820 M. C. Nachdem er sie zu dem in der Prägemaschine befindlichen Roßstempel eingespannt hat, arbeitet er unbeirrt weiter. Ungefähr 150 bis 200 Stück sind bereits gefallen, als er zu dem ersten Präger hingeht, um ihm zu zeigen, wie gut die Groschen geraten, und da wird der Fehler bemerkt. Der wird nun zwar sofort berichtigt und der Stempel ausgewechselt, dem Vorstande der Münze aber das Geschehene verheimlicht. Der schuldige Präger nämlich denkt, unter der Masse von 600 Talern — für diesen Betrag sollten Gutegroschenstücke ausgemünzt werden — würden die fehlerhaft geprägten 150 bis 200 Stück unbemerkt verschwinden. So gelangen denn auch diese mit in Umlauf, und erst einige Monate später, am 7. August 1820, erhält von deren Vorhandensein die Fürstl. Münz-Administration Kenntnis.

Selbstverständlich wurden die öffentlichen Kassen angewiesen, auf dieses Kuriosum zu fahnden. Wie viele damals entwischt sind, wer vermag es zu sagen? Und die verfielen dem Schmelztiegel einige Jahrzehnte später, sofern sie nicht inzwischen ihren Weg in diese oder jene Sammlung gefunden hatten.

Der vorliegende Groschen beweist durch sein Äußeres, daß er sich im Braunschweigischen und vielleicht auch noch außerhalb weidlich umhergetrieben hat, bevor er zu dem Ruheplatze gekommen ist, den er jetzt inne hat.

Noch ein zweites Kuriosum aus jener Zeit, zwar nur ein Pfenning, aber nicht minder interessant, als obiger Gutergroschen.

Hauptseite: Das Roß, eingeschlossen von der Le-

gende GEORG.(ius) IV. T.(utorio) N.(omine) CAROLI D.(ucis) BR. ET L.*

Kehrseite: In 5 Reihen ✧ I ✧ PFENNING SCHEIDE MVNZE 1819. Ein Münzmeisterzeichen ist weder auf der Haupt- noch auf der Kehrseite vorhanden.

Auch durch diese Münze wird etwas bezeugt, was mit der geschichtlichen Wahrheit im Widerspruch steht; denn im Jahre 1819 gab es noch keinen Georg IV., wohl aber einen Prinz-Regenten Georg, und dieser wurde am 29. Januar 1820 König von Großbritannien und Hannover und führte als solcher den Namen Georg IV.

Obiges Kuriosum verdankt ebenfalls zwei nicht zusammengehörenden Münzstempeln seine Entstehung, und von diesen ist der für die Kehrseite benutzte im Jahre 1819, der für die Hauptseite aber später geschnitten worden. Wann? läßt sich ziemlich genau feststellen.

Am 7. April 1820 verfügt König Georg IV, es solle auf den während seiner vormundschaftlichen Regierung auszuprägenden braunschweigischen Münzen die Umschrift lauten GEORGIVS IV. D. G. REX usw. oder — nämlich wenn der Raum es nicht anders zuläßt — GEORG. IV. D. G. R. usw. Hiernach ist wohl ausgeschlossen, daß jener Pfenning, auf dem die Bezeichnung D. G. R. fehlt, nach dem 7. April 1820 ausgeprägt worden ist. Ausgeschlossen aber ist auch, daß er nach dem 20. März 1820 entstanden ist; denn in einem unter diesem Datum an die Münz-Administration erlassenen Schreiben rügt Fürstl. Cammer-Collegium auf einem ihm als Probestück eingelieferten Pfenninge ausdrücklich das hinter GEORG IV. fehlende R.(ex). Der 20. März 1820 ist demnach als der späteste Termin für die Entstehung des Kuriosums anzusehen, als der früheste aber der 25. Februar 1820, der Todestag des Münzdirektors F. Ritter. Dessen Zeichen F. R. erscheint zum ersten Male auf Münzen des Jahres 1814, zum letzten Male auf einigen aus dem Jahre 1820, und auf allen Kupferpfenningen hat es immer auf deren Hauptseite seine Stelle. Da nun auf dem vorliegenden Pfenning die Hauptseite das Münzmeisterzeichen nicht aufweist, so ist der Schluß berechtigt, daß sie nicht noch aus der Amtszeit Ritters herrührt, sondern nach dem 25. Februar 1820 entstanden ist; von der Zeit an nämlich findet sich das Zeichen M. C. oder das des jeweiligen Münzmeisters auf den Kupfermünzen regelmäßig auf ihrer Kehr- bezw. Schriftseite.

Bücherschau.

Friedrich Koldewey, Geschichte der Ersten Großen Witwen- und Waisen-Sozietät. Für die Zeit von 1705—1860 verfaßt von weil. Oberbürgermeister Caspari. Im Auftrage der Gesellschaft bis zur Gegenwart fortgeführt und mit Beilagen herausgegeben. Braunschweig, J. H. Meyer, 1907. VI u. 198 S. gr. 8° 3 M.

Von der Braunschweiger Ersten Großen Witwen- und Waisen-Sozietät, die im Jahre 1906 ihr zweihundertjähriges Bestehen feiern konnte, war auf diesen Anlaß hin der Oberschulrat Dr theol. et phil. Friedrich Koldewey mit der Abfassung einer Festschrift betraut, in der ein Überblick über die bisherige Entwicklung der Anstalt gegeben werden sollte. Die Lösung dieser Aufgabe ist dem Herausgeber der vorliegenden Schrift trefflich gelungen: das kleine Kulturbild, das er entwirft und zumal durch die sorgfältig ausgewählten und zusammengestellten Beilagen zu vertiefen und zu erweitern verstanden hat, wird nicht nur von den nächst Beteiligten, die das Glück haben, Mitglied der Sozietät zu sein, mit freudiger Genugtuung betrachtet werden, sondern vermag auch den ferner Stehenden in unserer Heimat und auswärts mannigfache Belehrung und Unterhaltung zu bieten.

Vor zwei Jahrhunderten, inmitten jener Zeit eines traurigen Hochstandes deutscher Uneinigkeit und Schwäche, ermannte sich ein Teil der braunschweigischen höheren Beamtenschaft zu einer erfolgreichen Tat kräftigen Gemeingeistes. Da zu Anfang des 18. Jahrhunderts an eine allgemeine Fürsorge für die Hinterbliebenen der Beamten von Seiten des Staates noch gar nicht gedacht wurde, entschlossen sich in Braunschweig eine Anzahl höherer Beamten zur Selbsthilfe zu greifen und begründeten eine Gesellschaft zur Versorgung der Witwen und Waisen. Sehr bezeichnend für das geistige Leben jener Tage ist der Umstand, daß die Geistlichkeit damals als führender Stand auftrat; noch besaß sie eine Breite des Einflusses, den sie erst im Laufe jenes Jahrhunderts allmählich eingebüßt hat. So waren unter den ersten hundert Mitgliedern, die im Jahre 1705 sich zusammenschlossen, nicht weniger als achtzig Prediger und Professoren der Theologie; Angehörige anderer Fakultäten wurden nur insoweit zugelassen, als sie im Schul- oder Stiftsdienst angestellt waren. Vgl. Beilage II, Mitglieder-Verzeichnis S. 153—159.

Im ersten halben Jahrhundert ihres Bestehens hatte die Gesellschaft, da die Anzahl der Pensionsberechtigten wider Erwarten schnell anstieg, schlimme Notzeiten zu bestehen; sie mußte, um ihren Verpflichtungen nachkommen zu können, die Witwen- und Begräbnisgelder immer mehr herabsetzen und die Aufnahme neuer Mitglieder immer mehr einschränken. Die ganze erste Ansetzung der Beiträge und der Auszahlungen war bei der damaligen Unerfahrenheit in Wahrscheinlichkeitsberechnungen für Witwenkassen von vornherein unrichtig gewesen. Aber von 1748 an ward vorsichtig gewirtschaftet, und so hat sich seitdem das Kapitalvermögen der

Sozietät fast unausgesetzt von Jahr zu Jahr vermehrt, obgleich die Pensionen der Hinterbliebenen inzwischen bedeutend erhöht sind, und ist jetzt so sehr angewachsen, daß die Gesellschaft und die im Jahre 1838 aus ihr erwachsene Töchterversorgungsanstalt den Mitgliedern so günstige Bedingungen bieten können wie keine andere ähnliche Anstalt; die Beiträge sind verhältnismäßig geringfügig, und die ausgesetzten Pensionen der Hinterbliebenen beträchtlich. Allerdings werden die jährlichen Überschüsse nicht verteilt, sondern regelmäßig zum Kapital geschlagen.

Unter den Beilagen der Schrift sind besonders Nr. II, das Verzeichnis der bisherigen 366 Mitglieder der Sozietät, und Nr. III, der Auszug aus ihren Rechnungen in den verflossenen zweihundert Jahren, auch noch in mancher anderen Weise interessant. Das Verzeichnis enthält eine ganze Anzahl in der Braunschweigischen Geschichte wohlbekannter Namen, denen die nötigen Angaben über Geburt, Lebensverhältnisse, Aufnahme in die Sozietät und Tod beigefügt sind; auch heute noch gehören der Sozietät hohe Staatsbeamte an. Aber auch die anderen Beilagen bieten manches Beachtenswerte.

Der Herausgeber hat, um sein Werk nach allen Seiten hin möglichst abzurunden, eine Fülle von Akten der Braunschweigischen Archive und seltener Druckwerke in den Bibliotheken durchgesehen, auch zahlreiche Kirchenbücher innerhalb und außerhalb des Landes herangezogen, endlich auch 2 Kasten mit Akten, die seit 1803 in einem hinter der Orgel der St. Martinikirche belegenen Gemache versteckt geruht hatten, wieder ans Licht gebracht. Für solche mühevolle, entsagungsreiche Arbeit gebührt ihm zunächst der Dank der Sozietät selbst, aber sicherlich werden auch weitere Kreise es an freudiger Anerkennung nicht fehlen lassen. K. Koch.

Joh. Bartels, die St. Stephani-Kirche zu Helmstedt. Helmstedt, J. C. Schmidt 1906. 40 S. 8°. 0,50 M.

Das Büchlein ist zur Wiedereinweihung des Gotteshauses, die nach gründlicher Restauration am 26. August 1906 geschah, verfaßt worden und soll besonders auf Grund der eingehenden Forschungen von P. J. Meier „einen Einblick in die Geschichte der Kirche geben" und „eine Art Führer zum Verständnis des Baues und seiner Denkmäler sein." Dieser Aufgabe wird es in guter Weise gerecht. Zugleich erhalten wir erwünschte Nachricht über die Umgestaltung des Bauwerks und seiner Teile in jüngster Zeit, die wir nicht überall ganz billigen können; so hätten wir z. B. die S. 29 erwähnten Brüstungen der Priechen gern an den alten Stellen erhalten gesehen. Durchaus erfreulich dagegen ist die große Freigebigkeit, mit der der Gemeinsinn der Helmstedter Einwohnerschaft bei der Ausschmückung der Kirche sich aufs Schönste betätigt hat. Eine willkommene Beigabe des Textes sind drei wohlgelungene Lichtbilder, die uns die Kirche in ihrer neuen Pracht von außen und innen vor Augen stellen.

H. Hoogeweg, Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe. IV. Teil 1310—1340. Mit 6 Siegeltafeln. Hannover u. Leipzig, Hahn 1905. VII u. 962 S. gr. 8°. 19 M.

A. u. d. T.: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausgegeben vom Historischen Verein für Niedersachsen. Band XXII.

Dem dritten Teile des wichtigen Quellenwerkes, das in diesen Blättern (1904 S. 75 f.) von berufener Seite eingehend gewürdigt worden ist, hat sich nach kurzer Zeit der vierte Teil angeschlossen: ein Beweis für den unermüdlichen Fleiß und die ungewöhnliche Leistungsfähigkeit des Herausgebers. Der neue Band hat für uns den gleichen Wert wie sein Vorgänger und zeigt dieselben Vorzüge der Bearbeitung, deren bei diesem a. a. O. bereits gedacht worden ist. Dem Danke für diese Gabe können wir nur den Wunsch anschließen, daß dem Bearbeiter bei Fortsetzung des Werkes die alte Arbeitskraft und -lust erhalten bleiben möge.

Wilhelm Scholz, Student und Tischler. Wie ein jung fahrend Blut bei einer braunschweigischen Prinzessin zu Gnaden kam. Eine Historie. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1907. 69 S. 8°. 1 M.

Der Verfasser hat, wie er im Nachworte schreibt, in dieser Historie, die um das Jahr 1740 am Hofe Herzog Karls I zu Wolfenbüttel spielt, „zwei Familiengeschichten in einander verflochten" und uns so ein anspruchloses und ansprechendes Kulturbild geliefert, das gut im Tone der Zeit gehalten eine Reihe charakteristischer Figuren in voller Lebenswahrheit vor Augen stellt. Wir können das Büchlein nur warm empfehlen.

Hans Graf von Veltheim, End' und Anfang. Ein dramatisches Zeitgemälde. München, Georg D. W. Callwey 1907. XV u. 152 S. 8°. 3 M.

Es ist ein dankenswertes Unternehmen, von dieser bedeutendsten dramatischen Schöpfung unseres noch immer nicht nach Gebühr gewürdigten Landsmanns einen würdigen Neudruck zu veranstalten. Das Werk erschien zuerst zusammen mit „den Erben der Zeit" unter dem Titel „Dramatische Zeitgemälde" im Verlage von Eduard Leibrock zu Braunschweig im Jahre 1850 und ist seitdem niemals wieder aufgelegt. Das Buch war daher inzwischen selten geworden. Das mußte die Bekanntschaft des Dichters für weitere Kreise natürlich sehr erschweren. Möge die neue Ausgabe, indem sie für diesen Mangel Abhülfe schafft, dem Dichter, der nun schon über ein halbes Jahrhundert von uns geschieden, recht viele Leser und neue Freunde gewinnen! Wir finden vor der Ausgabe des Gedichtes das Bild Graf Veltheims und den Aufsatz Leopold Webers aus

dem „Kunstworte" (XX, 14) wiederholt, auf die wir schon früher (Nr. 4 S. 42) aufmerksam gemacht haben[1]), und dazu einen kurzen Lebensabriß des Dichters von der Gräfin Sigrid v. d. Schulenburg, der mit liebevollem Verständnis für dessen Eigenart und tragisches Geschick geschrieben ist.

Theodor Benecke, Neuester illustrierter Führer durch Harburg und Umgegend. Mit 42 Illustrationen, 2 Krokis, einem Stadtplan und einer Karte der Umgegend Harburgs. Harburg a. E., G. Lühmann 1907. XVI u. 102 S. 8° 0,50 Mk.

Außer praktischen Zwecken, denen das Heft natürlich in erster Linie dient, berücksichtigt es S. 1—14 auch die Geschichte der Stadt, besonders in der Zeit, wo die Linie des Welfenhauses, die nach ihr die Harburgische genannt wird, hier Hof hielt. Vom alten Schlosse scheint jetzt leider so gut wie nichts mehr erhalten zu sein. Es heißt davon S. 40: „Die beiden noch vorhandenen Reste, bestehend in 2 Schloßflügeln, sind von dem jetzigen Eigentümer, der das Schloßterrain mit den Gebäuden im Jahre 1894 vom Fiskus erwarb, vollständig modernisiert worden. Rund um das Schloß herum sind große Speicher gebaut; die Wälle sind abgetragen, die Gräben zugeschüttet und die schönen Pappeln gefällt. Wer das Schloßterrain vor 20 Jahren zuletzt gesehen hat, kennt es heute nicht wieder."

Henry Beck, die Geschichte des fränkischen Kreises von 1500 bis 1533. Auf Grund archivalischer Studien dargestellt. (Separat-Abdruck aus dem Archiv des Histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. B. 48.) Würzburg, Stahel 1906. 185 S. 8°.

Wenn wir dieses Aufsatzes auch hier gedenken, so geschieht es einesteils in Rücksicht auf den Verfasser, der als Pastor zu St. Jakobi in unserer Mitte wirkt, anderenteils in dem Wunsche, daß auch den Anfängen unseres niedersächsischen Kreises bald einmal eine gleich eingehende, fleißige und gründliche Arbeit zu teil werden möge.

M. Buhlers, Alt-Hildesheim. Eine Auswahl ortsgeschichtlicher Vorträge. Hildesheim, Gebr. Gerstenberg 1906. 2 Bl. u. 164 S. gr. 8°. 2,50 M.

Die Vorträge beruhen auf eigenen umfassenden Studien in den gedruckten und ungedruckten Geschichtsquellen der Stadt Hildesheim. Wenn sie somit in der Hauptsache auch diese zum Gegenstande haben, so behandeln sie doch in anschaulicher und angenehm lesbarer Weise Zustände und Vorgänge, wie sie mehr oder weniger auch in anderen Städten Niedersachsens statt gehabt haben und für die betreffenden Zeiten als charakteristisch gelten können. Das Buch hat deshalb für weitere Kreise als die Hildesheims ein großes Interesse, ganz besonders auch für Braunschweig, das zu Stift und Stadt Hildesheim von jeher in so enger Beziehung stand. Um in die Vielseitigkeit des Inhalts einen Einblick zu geben, genügt die Angabe der Titel der einzelnen Aufsätze; sie lauten: Zur Geschichte der Wochen- und Jahrmärkte in Hildesheim bis um das Jahr 1700; Hildesheimer Leben und Treiben im 16. Jahrhundert; der Bürgermeister Henni Arneken 1539 bis 1602; der Bauer Hinrik Vischer und seine Spießgesellen; ein verhindertes Weiberturnier 1619; die Veränderungen an der Michaeliskirche in den letzten 350 Jahren; die Schatzgräber Joh. Heinr. Wöltje und Heinr. Ehlmann 1715—1718; die Hildesheimer in der Braunschweiger Fehde von 1492—94; Klaus Barner, ein Lebensbild aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; Harmen Sprenger, Bürgermeister von Hildesheim (16. Jahrhundert); Hildesheimer Jagd- und Wildverhältnisse 1645 bis etwa 1800.

Sommerfrische Königslutter am Elm. Eine kurze Beschreibung des Ortes und des Elmes mit Illustrationen. Herausgegeben vom Verkehrs-Verein Königslutter. Königslutter, H. Lüders 1907. 39 S. 8°.

Das gut ausgestattete Heft liefert eine willkommene Ergänzung zu dem im Br. Mag. S. 72 angezeigten Büchlein von R. Schmidt über den Elm, indem es uns hauptsächlich mit einem dort etwas vernachlässigten Teile des Elmes, der Stadt Königslutter und ihrer näheren und weiteren Umgebung, in kurzer angemessener Weise bekannt macht.

Bei den **Jahresberichten** Braunschweigischer Schulen vom Jahre 1907 erschienen Gedächtnisreden auf unseren heimgegangenen Regenten, S. K. H. Prinz Albrecht von Preußen, vom Schulrat L. Drewes (Gymnasium in Helmstedt) und Seminardirektor H. Wicke (Lehrerseminar in Wolfenbüttel); ferner: „Über die Radioaktivität der Erdsubstanz und ihre mögliche Beziehung zur Erdwärme" von den Professoren Dr J. Elster und Dr H. Geitel (Gymnasium in Wolfenbüttel); „Die Entführung des Orestes bei Aeschylus und bei Goethe" vom Professor Dr H. F. Müller (Gymnasium in Blankenburg) und der zweite Teil des Katalogs der Lehrerbibliothek des Herzoglichen Realgymnasiums zu Braunschweig vom Oberlehrer O. Jacobi.

Der **Jahresbericht** des Vereins für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck u. Umgegend für d. J. 1906 enthält einen Aufsatz von Pastor Th. Wedekind-Dassensen: Aus der kirchlichen Vergangenheit der Inspektion Einbeck, und von Oberlehrer W. Feise: Einbeck vor 250 Jahren.

[1]) Wir benutzen die Gelegenheit, einen Druckfehler des Aufsatzes zu verbessern. Es muß S. 42 Spalte 1 Zeile 13 v. u. statt: „in einer andern unaufgeklärten Weise" heißen: „am Hochzeitstage einer andern in unaufgeklärter Weise."

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1907. September Nr. 9.

Bilder aus der Geschichte des Klosters Steterburg.

Vortrag zur Feier des 900jährigen Bestehens gehalten am 8. September 1907.

Von P. J. Meier.

Am 24. Januar des laufenden Jahres 1907 waren neun Jahrhunderte dahingegangen, seit Kaiser Heinrich II. der Heilige, der letzte der ruhmreichen sächsischen Kaiser, in der thüringischen Königspfalz zu Mühlhausen auf Verwendung seines getreuen Bischofs Bernward von Hildesheim die kurz vorher erfolgte Stiftung des Klosters Steterburg bestätigte und das Kloster selbst in seinen königlichen Schutz nahm. Neun lange Jahrhunderte voll Glück und Unglück, Sonnenschein und Regen, reich an den mannigfaltigsten inneren wie äußeren Wechselfällen, und doch im ganzen eine Zeit sichtbarsten Segens bis auf den heutigen Tag, und heute mehr wie je eine Stätte tiefsten Friedens, seitab vom Lärm der Großstadt und dem Treiben der Heerstraße.

Von seiner höheren Warte überschaut der Forscher diese Zeit, wie eine weit sich dehnende Landschaft mit Berg und Tal, manche Strecke vom Licht der Sonne bestrahlt, manche aber auch in Schatten und Nebel versenkt; es ist nicht möglich, alle Einzelheiten genau zu erkennen, nur eine Anzahl Bilder steht scharf umrissen vor seinen Augen.

Das erste führt noch weit über das Jahr 1007 hinaus, in eine Zeit wilden Kampfes. Bis tief nach Sachsen hinein fluten die raublustigen Horden der Ungarn, aus denen die geschichtliche Sage auch des Klosters bald die Hunnen unter Attila macht; König Heinrich I. muß sein Herzogtum Sachsen von ihnen 924 loskaufen, aber er benutzt die neun Jahre der Freiheit, um über das Land ein Netz fester Burgen mit stehender Besatzung zu legen; und seinem Beispiel folgen die anderen sächsischen Fürsten; so werden damals Dankwarderode und Wolfenbüttel durch das Geschlecht der Brunonen, so Ölsburg und Steterburg durch ein anderes Grafengeschlecht entstanden sein, und als nun, trotz ihrer Niederlage im Jahre 933, eine Horde Ungarn 5 Jahre später noch einmal Sachsen durchzog, fiel die Besatzung der Steterburg aus und schlug die Feinde, die endlich jetzt die Wiederkehr für immer vergaßen.

Als das zehnte Jahrhundert zu Ende ging, stand das Aussterben eben dieses Grafengeschlechtes, dem Ölsburg und Steterburg gehörte, bevor. Kurz nach dem Jahre 1000 starb Graf Altmann, Bodos Sohn, und seine Witwe Hathewig wie seine Tochter Friderunde folgten nur der Bestimmung Altmanns und der weitverbreiteten Sitte ihrer Zeit, wenn jene 1003 in Ölsburg, der Grabstätte ihres Gatten, ein Chorherrenstift gründete, diese in Steterburg ein Kloster weltlicher Chorfrauen nach Augustinerregel, in das sie dann selbst als Nonne eintrat, und wenn beide Frauen mit dem beträchtlichen Erbgut ihres Geschlechts die neuen Stifter ausstatteten. 240 Hufen, d. h. 7200 Morgen oder soviel Land, daß davon 240 Bauern ihren Lebensunterhalt haben oder 120 Pfarrkirchen bestehen konnten, bildete vom ersten Anfang an das Gut des Nonnenklosters.

Friderunde ist die erste Persönlichkeit, die am heutigen festlichen Tage des Klosters in dankbarer Erinnerung genannt werden muß. Ihre Mutter Hathewig mag noch der Reihe jener vornehmen sächsischen Frauen zuzurechnen sein, die mit Oda, Herzog Ludolfs Gattin, um 850 ihren Anfang nahm und in Mathilde, Königs Heinrichs I. Gemahlin, wohl die ausgeprägteste Vertreterin fand, der Frauen, in denen noch ganz der harte, unbeugsame Sinn des Sachsenstammes aus der Zeit Karls des Großen herrschte, und die dann doch bereits wenige Jahrzehnte nach der Aufzwingung des ihnen tief verhaßten Christentums mit einer geradezu asketischen Inbrunst der neuen Lehre sich zuwandten; Friderunde dagegen muß nach der Überlieferung

ein kränkliches, der harten Wirklichkeit entfremdetes und in weicher visionärer Frömmigkeit aufgehendes Mädchen gewesen sein, das bald nach der Gründung starb, zu der aber die späteren Klosterfrauen stets in größter Verehrung aufblickten.

Anderthalb Jahrhunderte später das dritte Bild! Den Gottesdienst an den Altären der Klosterkirche konnten nur Geistliche mit Priesterweihe verrichten, auch vermochten die Frauen die weltlichen und wirtschaftlichen Geschäfte des Stiftes nicht wohl zu führen; so steht neben der Priorin der Propst an der Spitze des Klosters, und von 1163 bis 1209 hat die wichtige Stellung eines solchen der treffliche Gerhard eingenommen, der fast als zweiter Stifter des inzwischen herabgekommenen Klosters anzusehen ist, und dessen heute mit ganz besonderer Verehrung gedacht werden muß. Verdanken wir ihm doch auch die wichtige Steterburger Chronik, die nicht, wie es sonst üblich ist, nur einzelne Ereignisse trocken mit Jahreszahlen aufzählt, sondern die uns vom damaligen Zustande des Stiftes, von der Erwerbung der Äcker und Höfe, vom Bau der Kirche und des Konvents, überhaupt von der ganzen rastlosen Tätigkeit des unermüdlichen Mannes, schließlich aber auch von der Geschichte des welfischen Hauses jener Zeit ein selten klares Bild malt, dem die persönliche Eigenart keineswegs mangelt.

Das wirtschaftliche Bestehen eines mittelalterlichen Klosters, soweit solches nicht zu den späteren Bettelklöstern gehört, beruht auf dem Grundbesitz; ihn zu bewahren, abzurunden, zu vermehren und ergiebiger zu gestalten, gehört fast in demselben Maße, wie die Betätigung der Frömmigkeit, zur Aufgabe des Leiters eines geistlichen Gemeinwesens. So ist denn Propst Gerhard ganz im Recht, wenn er in seinem Berichte alle die Erwerbungen, die das Kloster ihm verdankte, voller Stolz einzeln aufzählt; es waren im ganzen 111 Hufen, 2 Mühlen und verschiedene Zehnte, so daß der ursprüngliche Besitz jetzt um die Hälfte vermehrt erschien. In Steterburg selbst, in Linden und Melverode, etwas später auch in Nörten, dem jetzigen Nortenhof, und in Kl.-Mahner war der Grundbesitz in Klosterhöfe zusammengefaßt, die von den Laienbrüdern verwaltet wurden. Andere Güter waren als Lehen, die meisten zu Meierrecht an Bauern ausgetan. Dieser Besitz lag fast ganz in der näheren Umgebung von Steterburg, je eine Gruppe geschlossener Güter im Norden von Braunschweig bis in den Kreis Gifhorn hinein und im Osten an der Ohre war, vielleicht wegen ihrer Entlegenheit, dem Kloster schon früh entfremdet worden. Auch als Bauherr betätigte sich Gerhard; die älteste, 1070 geweihte Kirche hatte schon vor ihm abgebrochen werden müssen, den Neubau aber verdankte man ihm; 1166 konnte das südliche Querhaus, 1173 die Nikolauskapelle nördlich am Turm, 1177 trotz eines schweren Unfalls beim Bau die ganze Kirche, nach Einsturz und Beseitigung schlecht konstruierter Gewölbe eine flachgedeckte Basilika mit Wechsel von Pfeilern und Säulen, geweiht werden. Nur der Turm, der nebst der Nikolauskapelle noch heute erhalten ist, rührte von Gerhards Vorgänger her, der ihn aus einem Bollwerk der alten Burg errichtet hatte; aber das gleichfalls noch erhaltene Westportal im Turm hat doch auch erst Gerhard ausgeführt. Und wer den trefflichen Mann in seiner ganzen Bedeutung würdigen will, darf nicht jene Beziehungen zum welfischen Herzogshause vergessen. Gerhard war ersichtlich dem großen Löwen, der ihm wiederholt für Steterburg fürsorglich betätigt hat, persönlich nahe getreten. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn er in dem erbitterten Kampf, der mit Herzog Heinrichs Niedergang endete, rückhaltlos für diesen Partei ergriff, und zwar nicht allein deshalb, weil die Feinde des Welfen, die wiederholt von Südwesten her gegen die Stadt Braunschweig vorgingen, dem Kloster und seinen Gütern unermeßlichen Schaden zufügten, sondern auch in treuer, ja in blinder Anhänglichkeit an den Löwen, die ihn freilich selbst gegen die hehre Gestalt Kaiser Friedrich Barbarossas ungerecht machte, die sich aber gerade in der Zeit des größten Unglücks seines Herrn am besten bewährte. Er scheint an Heinrichs Sterbebette gestanden zu haben und, was wir von den letzten Tagen des gewaltigen Mannes wissen, verdanken wir ausschließlich dem Steterburger Propst.

Es konnte nicht ausbleiben, daß einem so rührigen, selbstlosen Wirken auch später reicher Segen folgte. Das ganze XIII. Jahrhundert hindurch stand Steterburg in hoher Blüte. War schon 1176 das neugegründete Augustinerinnenkloster Marienberg bei Helmstedt mit Nonnen von Steterburg besetzt worden, so konnte dies 1236/7 in Melverode ein eigentliches Tochterkloster gründen, das in dauernder Abhängigkeit von Steterburg blieb und dessen herrliche Kirche noch heute dem Mutterkloster zugehört. Und in dem Propst Johann von Fallersleben (1269—1290) sollte Gerhard einen Nachfolger erhalten, der seinem trefflichen Vorbilde als Bauherr wie als Vermehrer des Klosterbesitzes erfolgreich nacheiferte.

Aber dieses Bild von Glück und Segen wird bald durch ein solches von Sorge und Not abgelöst, wiewohl auch diese dem Kloster nur zur Ehre gereichten. Schon im XII. Jahrhundert hatte es das Wort an sich erfahren: Es ist nicht leicht, zween Herrn zu dienen. Denn sein geistlicher Herr, der Bischof von Hildesheim stand auf der Seite der Feinde Heinrichs d. L., des weltlichen Herrn, dem das Kloster, wie wir sahen, mit ganzer Seele anhing. Der Streit zwischen beiden sollte sich nun noch einmal im letzten Viertel des XIII. Jahrhunderts wiederholen, obwohl der damalige Bischof ein Bruder des Herzogs war. Und empfindlicher noch

wurde Steterburg hineingezogen in die Jahrhunderte dauernden Kämpfe des Landesfürsten mit der nach politischer Selbständigkeit ringenden, übermütigen Stadt Braunschweig; ich erinnere an die Schlacht beim nahen Bleckenstedt 1493, in der Herzog Heinrich d. Ä. den Städtern aus Braunschweig und Hildesheim unterlag, und an das Treffen bei Geitelde 1553, das mit der Flucht des Kulmbacher Markgrafen Albrecht vor Heinrich d. J. endete; aber was will das sagen gegenüber den unerhörten, jeder Beschreibung spottenden Verheerungen, die die Horden der benachbarten Stadt im Schmalkaldischen Bundeskriege 1542 und in den Fehden mit Herzog Heinrich Julius 1600 und 1602 in dem unglücklichen Kloster vornahmen, das ja ähnlich wie Riddagshausen nur die Sünde der Treue gegen den Landesfürsten auf sich geladen hatte und nun genau wie dieses dafür grausam bestraft wurde. Der Mund scheut es sich auszusprechen, in welcher tierischen Weise im August 1542 die Leichen der Gemahlin und zweier Kinder Heinrichs d. J. geschändet wurden, die in Steterburg ihre Ruhestätte für ewig gefunden zu haben schienen. Und kaum waren diese Wunden verharscht, als mit dem Jahre 1626 schließlich der Dreißigjährige Krieg in das Land hereinbrach, um bis 1646 eine beispiellose Not über die ganze Umgebung der hartumstrittenen Festung Wolfenbüttel zu bringen. Ob Dänen, ob Schweden, ob Kaiserliche, Protestanten nicht weniger als Katholiken, alle haben sie gehaust, wie die Türken, in Steterburg aber am schlimmsten doch die Dänen, die bei ihrem Abzug aus Wolfenbüttel 1627 das Kloster in Brand steckten, und dann 1641 die Schweden, die nur noch nackte, dachlose, gen Himmel starrende Mauern zurückließen, so wie sie der Merianshe Stich uns zeigt.

Was war aber inzwischen mit den Insassen des Klosters vor sich gegangen? Hell hebt sich noch einmal von dem düsteren Hintergrunde eine lichtvolle Gestalt ab, die Priorin und spätere Domina Elisabeth, Heinrichs d. J. erlauchte Schwester. Nach innen wie nach außen hat sie gleich segensvoll für ihr Stift gewirkt. Mit eigener Hand stellte sie 1519 ein neues Güterverzeichnis auf, weihte eine Altartafel und ein Kruzifix auf den Chor, stiftete auch eine fromme Brüderschaft und, wenn das Kloster die Flut des Jahres 1542 überhaupt überstand, so war das ihr in erster Linie zu verdanken. Aber sie hatte noch gewirkt im Sinne der katholischen Lehre; mit Herzog Heinrichs Sohn und Nachfolger Julius kam 1569 auch nach Steterburg die Reformation, und das Kloster wurde erneuert in der Form eines evangelischen Jungfrauenstiftes mit 6 bürgerlichen Jungfrauen unter der Leitung einer Domina; daneben bewahrte aber das Stift noch die Einrichtung der Laienbrüder, die, 5 an Zahl, für den Wirtschaftsbetrieb des Klosters zu sorgen hatten, der sich von dem mittelalterlichen noch nicht unterschied. Mit Bewußtsein griff man damals auf die frühere Zeit zurück und ehrte die beiden Stifterinnen Hathewig und Frederundis durch ihre Darstellung auf dem Bilde von 1578, wie schon der Teppich von 1560 solche gezeigt hatte, und wer den schönen, reich verzierten Kelch des Stiftes, die Arbeit eines Hildesheimer Goldschmieds und eine Stiftung des Jahres 1608, sieht, sollte glauben, daß der alte Wohlstand damals wieder Einzug ins Kloster gehalten hätte. Aber gerade der Beginn des neuen Jahrhunderts war ja für Steterburg eine Zeit schwerer Sorge; die Wirtschaft lag so danieder, daß sich die Konventualinnen ihr Leben durch Unterrichten fristen mußten, der 30jährige Krieg vollends trieb die Insassen — es waren ihrer freilich nur noch vier — aus den zerstörten Gebäuden in das Haus an der Echternstraße in Braunschweig, das dem Kloster schon lange gehört und den Nonnen als Nachtlager gedient hatte, wenn sie zur Kirchweih nach Melverode zogen; wir hören auch, daß 1627 unlautere Mitglieder des Konvents gewaltsam ausgeschlossen werden mußten. Und wenn auch das Stift 1653 durch August d. J. erneuert wurde, und die Stiftsfrauen endlich 1667 in das inzwischen hergestellte sog. Alte Kloster im Nordosten der Kirche wieder einziehen konnten, um erst hier, dann seit 1673 in der gleichfalls hergestellten Kirche selbst den Gottesdienst zu halten, so sollte dies alles nicht lange Bestand haben. Denn schon 1691 trat eine völlige Neuordnung des altehrwürdigen Klosters ein, die, welche noch heute zu Recht besteht.

Eine wesentliche Änderung war schon 1655 unter Herzog August d. J. eingetreten, dem hochverdienten Fürsten, der das Land Braunschweig aus der Vernichtung des Dreißigjährigen Krieges zu neuem Glanze emporhob. Er hatte damals die Verbindung der alten Klöster mit dem Betriebe der Landwirtschaft gelöst und den Konventen die in der neuen Zeit geforderte Befreiung von den weltlich unruhigen Geschäften gegeben; auch hatte sich schon von selbst, wie es scheint, die Übung eingestellt, daß in Steterburg die Zahl der adligen Insassen überwog. Und jetzt wurde auf ganz neuer Grundlage ein freiweltliches, ausschließlich adliges Stift für 12 Damen, 6 eigentliche Kanonissinnen und 6 Kostfräulein, unter der Obhut der Äbtissin und dem Beistand des Propstes geschaffen. Heute in 3 Wochen, am 29. September, kehrt der Tag wieder, an dem 1691 die Feier der Neustiftung in Anwesenheit des gesamten Herzogshauses begangen wurde. Die Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich hatten die Gründung vollzogen und finanziell unterstützt, indem sie 2000 Taler bar zahlten, bestimmte Abgaben erließen und die Baumaterialen frei lieferten. Denn zunächst mußten seitens der Ritterschaft neue Konventsgebäude geschaffen werden; am 12. August

1691 wurde durch Anton Ulrichs Gemahlin Elisabeth Juliane der Grundstein zu den noch heute stehenden Gebäuden gelegt, deren Aufführung dem Oberlandbaumeister und Professor der Mathematik bei der fürstlichen Akademie in Wolfenbüttel, Joh. Balth. Lauterbach aus Ulm, unterstellt wurde. Man darf sagen, daß dieser seine Aufgabe vortrefflich gelöst hat. Im Süden für sich stehend das besondere Haus für die Frau Äbtissin, kleiner als die anderen Gebäude, und doch dadurch deutlich und geschickt über sie hinausgehoben, daß es für sich allein den Südflügel des Konvents bildet, dann rechts und links die langgestreckten Seitenflügel, deren jeder 3 Stiftswohnungen enthält, die ganze Anlage aber wieder einheitlich zusammengefaßt durch den Laufgang vor den Gebäuden, der zugleich unmittelbar in die Kirche führt. Die Anlage, wie sie sich an die Kirche anlehnt und einen gemeinsamen Garten umschließt, gleicht derjenigen mittelalterlicher Konvente; nur ist alles leichter, freier, ich möchte sagen evangelischer und weltlicher, der inneren Umwandlung des Stifts selbst durchaus entsprechend, und wer an einem schönen Sommertage das Ganze sieht, von Licht und Wärme überflutet, vom Grün der Bäume und der bunten Pracht der Blumen anmutig belebt, der wird die Stiftsdamen um ihren Aufenthalt beneiden und dem trefflichen Baumeister gern seine Anerkennung aussprechen. Als der Konvent 1691 und 1692 seinen Einzug in die neuen Gebäude hielt, stand noch die Kirche des Mittelalters, wie sie unter Propst Gerhard 1174 fertig gestellt war, dieselbe Kirche, die dann so schwere Schicksale erduldet hatte und nun notdürftig wieder hergestellt war. Wer den jetzigen Bau aufgeführt hat, ist leider nicht bekannt; aber die Jahreszahl 1752 in der Wetterfahne stimmt so durchaus mit der stilistischen Eigenart der Kirche, daß wir sie wenigstens zeitlich genau bestimmen können. Von dem frühen Bau blieb, wie wir sahen, der Turm und die Nikolauskapelle erhalten, nur erhielt jener eine zeitgemäße Bedachung und große Schallöffnungen, während diese mit in das Archiv, die jetzige Wohnung einer weiteren Stiftsdame, hineingebaut wurde; die eigentliche Kirche aber wurde an der Stelle der früheren ganz neu aufgeführt, und zwar in deutlicher Anlehnung an die um ein halbes Jahrhundert ältere Trinitatiskirche in Wolfenbüttel, das schöne Werk des berühmten, 1735 gestorbenen Architekten Hermann Korb. Auch in Steterburg ist ein großer, länglich rechteckiger Saal durch 2 Reihen von Säulen, die an den Schmalseiten durch übereck gestellte Säulen mit einander verbunden sind, in einen durchgehenden Mittelraum und ein ringsum laufendes, zweigeschossiges Seitenschiff, oben für Kanzel, Orgel und Damenempore, geteilt. Ist auch das Material der Säulen, wie bei der Trinitatiskirche, nicht Marmor, sondern Holz und Stuck, so macht das Innere trotzdem einen festlich-heiteren und doch auch wieder stimmungsvoll-kirchlichen Eindruck, und wenn das massive Äußere durch die vorspringenden Risalite und die 2 Reihen Fenster übereinander mehr palastartig wirkt, so ist doch die ganze Baugruppe, wie sie sich jetzt den Blicken bietet, von hohem malerischen Reiz.

Seit der Neugründung des Jahres 1691 hat sich wenig im Leben und im Wirken des Stifts geändert. Nach wie vor bietet es einer Anzahl von unverheirateten Damen aus den Adelsfamilien des Landes ein ländlich-anmutiges, von äußeren Sorgen freies, ruhiges Dasein, das von der klösterlichen Strenge der Zeit des Mittelalters, aber auch von der wirtschaftlichen Last jener Zeit weit entfernt ist. Und doch ist es nicht allein der gemeinsame Ort, der zwischen jetzt und damals seine Fäden spinnt; denn was uns die Geschichte meldet von der wahrhaft frommen Sinnesweise, von der Betätigung jeder weiblichen Tugend, nicht zum mindesten auch von der treuen Anhänglichkeit an den jeweiligen Herrscher unseres Landes, so sind das Eigenschaften, die auch seit der Gründung von 1691 im Stifte jeder Zeit zu Hause waren. Dazu aber gesellt sich noch ein hoher geschichtlicher Sinn, der das Vermächtnis alter Zeiten in Ehren hält, mit vollem Bewußtsein die Verbindung mit dem Ehemals herstellt, der auch heute diesen festlichen Tag herbeigeführt hat. Möge Gottes Segen, der so reich und so sichtbarlich über Kloster und Stift bisher geruht hat, auch das folgende Jahrhundert dauern, damit dereinst, wenn die tausendjährige Feier begangen wird, die Herzen sich mit gleich frommem Dank, wie heute, neigen und die Stunde preisen, wo das gottselige Gemüt einer fürstlichen Jungfrau aus dem rauhen, kriegerischen Erbe ihrer Väter eine Stätte des Friedens und der Sitte geschaffen hat.

Der Wildemannspfenning.

Von Werner Jeep.

„Hier, Franz, den sollst Du haben!" Mit diesen Worten gab vor etwa fünfzig Jahren die Mutter, nachdem sie das ihr zurückgebrachte Wechselgeld geprüft und für richtig befunden hatte, ihrem achtjährigen Sprößling einen — Pfennig. „Danke, liebe Mutter!" und in seiner Freude sprang der Junge zu seinem die Zeitung lesenden Vater, ihm das schon etwas abgeschliffene Kupferstück zu zeigen. Und dieser, als er das großartige Geschenk gesehen hat, nur mit einiger Mühe den nötigen Ernst noch bewahrend: „Na, Mutter, wenn das nur nicht Dein Haushaltsbudget überlastet." „Je nun, was riskiere ich nicht, um unserem Jungen auch einmal einen klingenden Lohn zu geben, als besondere Anerkennung für die gute Ausführung der ihm erteilten Aufträge! Übrigens ist es ein Heckepfennig, er bringt Glück und", indem sie sich dem nunmehrigen

Besitzer zuwendet, „wenn Du ihn nicht verlierst oder gar verleckerst, was ich aber von Dir nicht hoffen will, hast Du immer Geld in der Tasche."

Letzteres ließ sich allerdings nicht in Abrede stellen, doch daß in dieser Hinsicht jener Pfennig vor anderen keinen Vorzug hatte — welcher Achtjährige kam wohl gleich auf solchen Gedanken? Und daß der Pfennig Glück bringe — ja, wer vermochte ihm das Gegenteil nachzuweisen? In dem Rufe wenigstens stand er, und die vielen durchlochten Exemplare, deren jedes, bevor es wieder in den Verkehr gelangt war, einstmals auf eine Schnur oder einen Bindfaden gezogen, wohl gar als Talisman gedient hatte, bewiesen hinreichend, daß solcher Pfennig sich eines besonderen Ansehens und zwar nicht bloß in seinem Ursprungslande zu erfreuen hatte. Auch der auf dem Ladentische des Krämers festgenagelte bezeugte dasselbe, und selbst mancher gewiegte Geschäftsmann schrieb ihm eine nicht zu unterschätzende Anziehungskraft zu und verwahrte ihn wie einen eisernen Bestand in seiner Kasse. Was Wunder also, wenn der Pfennig auch in den Geldtäschchen von jung und alt einen Platz fand und selbstverständlich den Sparbüchsen der Kinder nicht fehlte, er, doch immerhin nur ein Proletarier, in der auserlesenen Gesellschaft von feinen Silbergulden und Talern!

Die Kehrseite des von einem Linienkreise oder einem bald schwächer, bald kräftiger gestrichelten bezw. gekerbten Rande eingefaßten Pfennigs enthält in fünf Zeilen nur die gewöhnliche Wertbezeichnung I (zwischen Kleekreuzen bezw. fünf- oder sechsteiligen Rosetten oder entsprechenden Rosen) PFENNING SCHEIDE MUNTZ (MVNTZ, MVNTZ oder MÜNTZ) und die Jahreszahl; die Hauptseite dagegen zeigt das Symbol des Harzes, den wilden Mann, der ja für ihn, insbesondere für den Oberharz, im Laufe der Zeiten von ähnlicher Bedeutung geworden war, wie für das Riesengebirge der wackere Rübezahl. Dargestellt ist der Wilde, welcher bald gedrungenen, bald mehr schlanken Wuchses ist und die Beine bald auseinander gespreizt, bald nebeneinander stehend hat, in ganzer Gestalt, das meist mit mächtigem Schnauzer versehene und in einen dementsprechenden Kinnbart auslaufende Gesicht entweder etwas seitlich gerichtet oder dem Beschauer voll zugekehrt. Selbstverständlich ist er unbekleidet; denn anders verdiente er ja seinen Namen nicht. Und wozu auch noch Kleidung? Hält ihm doch der zottige Haarwuchs, welcher wie ein Pelz Brust und Leib, Arm und Bein einhüllt, der Witterung Unbill ab. Seinen Kopf umringt ein Kranz aus Laubwerk oder Tannengrün, ein anderer derselben Art umgürtet ihm die Hüften, ob aber des Schmuckes wegen, oder, wie vielleicht Entspekter Bräsig aus Meckelnborg, und wohl nicht ohne Grund, gesagt haben würde, „von wegen der Schicklichkeit" — bleibe dahingestellt. Und so steht denn, mit der einen Hand eine entwurzelte Tanne gepackt haltend, die andere keck in die Seite gestemmt, der wetterfeste kernige Wilde barfüßig in seinem Revier, dem Tannenwalde, zuweilen auf einer Lichtung, gewöhnlich aber in einer Schonung, falls etwa das der Stempelschneider durch den entweder freigehaltenen oder mit Miniaturtannen, meist ihrer fünf oder sieben Stück, bedeckten Waldboden hat andeuten wollen.

Im Abschnitte finden sich drei Buchstaben: sie bezeichnen den jeweiligen Münzmeister, und dessen Chiffre im Verein mit der Jahreszahl weisen auf die im Oberharze gelegene Bergstadt Zellerfeld hin.

Hier[1]) war im Jahre 1601 von Herzog Heinrich Julius von Wolfenbüttel eine Münze gegründet worden, welche ursprünglich nur eine Schlag- oder Hammermünze war, 1743 aber auch ein Balancier- oder Stoßwerk erhalten hatte, um Ausbeutetaler mit Bildern und Umschriften am Rande herum prägen lassen zu können. Sie diente zunächst ihrem Begründer und seinem Hause, und als dann dieses mit Friedrich Ulrich, dem letzten Herzoge aus der mittleren Linie Braunschweig-Wolfenbüttel, 1634 erloschen war, verständigten sich die erbberechtigten sieben Herzöge von Braunschweig-Lüneburg (die Linien Harburg, Dannenberg und Celle), um eine schon in Aussicht stehende kaiserliche Beschlagnahme des Landes zu vermeiden, vorerst zu einer Besitzergreifung zur gesamten Hand, schlossen aber bald darauf zu Braunschweig am 14. Dezember 1635 einen Erbvertrag ab, demzufolge rücksichtlich des Harzes, soweit er nicht zum Fürstentum Grubenhagen gehörte, vereinbart wurde, er solle im gemeinschaftlichen Besitz verbleiben. So entstand denn die oberharzische Kommunion-Herrschaft, welche die betreffenden ober- und unterharzischen Bergwerke — unter diesen auch den Rammelsberg bei Goslar — und die Bergstädte Zellerfeld, Wildemann, Grund und Lautenthal umfaßte. An ihr war Herzog August der Jüngere von Dannenberg, der Stifter (1635) des jüngeren Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel, anfangs mit einem Siebentel beteiligt, gewann aber bereits im folgenden Jahre durch Beerbung seines Bruders Julius Ernst von Dannenberg auch dessen Siebentel und durch den Erbvergleich vom 17. Mai 1651 ein drittes Siebentel, während die übrigen vier Siebentel nach und nach, das letzte daran noch fehlende Vierzehntel im Jahre 1665, an die Linie Kalenberg-Göttingen (später Hannover) gefallen waren. So lange nun diese

[1]) Calvör, Henning, Hist. chronol. Nachricht und theoret. und prakt. Beschreibung des Maschinenwesens usw. auf dem Oberharz. Braunschweig, 1763.

Heyse, Gustav, Beiträge zur Kenntnis des Harzes. Aschersleben und Leipzig, 1874.

Heinemann, Otto von, Geschichte von Braunschweig und Hannover. Gotha, 1892.

oberharzische Kommunion-Herrschaft bestand, war Zellerfeld deren Münzstätte, und als jene am 4. Oktober 1788 aufgehoben wurde, hörte alsbald auch der Betrieb der Zellerfelder Münze auf.

Aus dieser Münzstätte vor allen gingen, abgesehen von den anderen Werten aus beschicktem d. i. lötigem Silber, die feinen Gulden bezw. 24 Mariengroschenstücke mit ihren Unterabteilungen bis zum Zweimariengroschen abwärts hervor, das sogenannte Harzgeld entweder mit dem trabenden bezw. galoppierenden zügellosen Roß oder mit dem wilden Manne, welches, obwohl es zunächst nur Landmünze d. h. für den Verkehr in seinem Ursprungslande selbst bestimmt war, doch aus den Harzbergen auch in die Ebene hinabrollte. Hier wurde es wegen seines schmucken Äußeren, das es sich in seinem Umlaufe stets bewahrte, sozusagen mit offenen Armen empfangen und seines inneren Gehalts wegen höher bewertet, als das aus lötigem Silber geprägte Geld.

Auch für die aus harzischem Kupfer hergestellten Wildemannspfenninge — die Mark wurde zu neun Mariengroschen das sind 72 Stück ausgemünzt — war Zellerfeld bis 1788 die Münzstätte. Beide Linien, Hannover und Braunschweig, ließen solche prägen, und, wie es scheint, gewöhnlich in denselben Jahren, zum ersten Male 1724. Um sie zu unterscheiden, hält der kurfürstliche Wilde seine Tanne, die ohne Spitze und nur an einer Seite mit Ästen oder Zacken versehen ist, in der rechten Hand, während der herzogliche den mit Wipfel geschmückten und beiderseits gezackten Tannenbaum mit der linken umfaßt.

Die Chiffren, welche sich auf den Wildemannspfenningen in den angegebenen Jahren finden, sind:

E.(rnst) P.(eter) H.(echt) war Kommunion-Münzmeister 1723—31
J.(ohann) A.(lbrecht) B.(rauns) 1731—39
J.(ohann) B.(enjamin) H.(echt) 1739—63
J.(ohann) A.(nton) P.(feffer) 1763—73
L.(udwig) C.(hristian) R.(uperti) 1773—78
[C.(ommission) 1778—80]
C.(hristof) E.(ngelhard) S.(eidensticker) 1780—85
C.(ommission) 1786—88.

Ausgemünzt worden sind Wildemannspfenninge, deren Größe zwischen 19 bis 21 mm im Durchmesser schwankt, in den Jahren 1724—26, 30, 37, 41—43, 45, 46 (braunschw.), 47, 49, 50, 52, 53 (hannov.) 54—56, 58—60, 62, 63, 65, 66, 68—70, 72, 74, 76—78, 80, 81, 83—85, 88.

Von den meisten der aufgeführten Jahrgänge gibt es auch Varianten, zwei und mehr. Die Unterschiede finden sich zumeist auf der Hauptseite und bestehen in der Darstellung des Wilden, in der Belaubung seiner Tanne, in der Anzahl der Tännchen auf dem Waldboden, in deren Stellung und Verteilung, sowie in den größeren oder kleineren Buchstaben der Münzmeisterchiffre; doch daß auch für manche Kehrseite mehr als ein Stempel angefertigt worden ist, beweisen die zusammengezogenen oder auseinandergerückten und an Größe verschiedenen Buchstaben und Zahlen, sowie die Schreibweise des damals noch nicht allgemein gebräuchlichen Wortes Münze. Für dieses nämlich findet sich MUNTZ, MVNTZ, MÜNTZ und MV̈NTZ, am häufigsten

MVNTZ (1743, 45, 49, 58, 59, 60, 62, 63, 65, 66, 68, 69, 70, 72, 74, 76, 77, 78, 80, 81 und 83), sodann

MUNTZ (1724, 25, 26, 30, 37, 41, 42, 46 (braunschw.), 49, 50, 52 (braunschw.), 55 und 58), an dritter Stelle

MV̈NTZ (1747, 49 (hannov.), 52, 53 (hannov.), 84, 85 und 88) und am wenigsten oft

MÜNTZ (1754, 56 und 58 (hannov.).

Einige Jahrgänge zeigen zwei Schreibweisen: so die braunschweigischen Pfennige von 1749 MVNTZ und MUNTZ, von 1752 MUNTZ und MV̈NTZ, einige sogar drei Schreibweisen: die hannoverschen von 1749 MVNTZ, MUNTZ und MV̈NTZ, sowie von 1758 MVNTZ, MUNTZ und MÜNTZ. Ob auch für Hannover Jahrgang 1746 und für Braunschweig der von 1753 geprägt worden ist, muß vorerst fraglich erscheinen, ebenso die Ausmünzung der hannoverschen Jahrgänge 1732 und 1764; Neumann (Beschreibung der bekanntesten Kupfermünzen, Prag 1858—72) freilich führt sie an, aber auf Grund von Mitteilungen anderer; selbst gesehen hat er sie nicht. Übrigens dürfte die Annahme, daß der Jahrgang 1732 in Kupfer vorhanden ist, durch den Umstand unterstützt werden, daß es von diesem Jahre Goldabschläge gibt; oder sollte etwa nur für solche der Stempel angefertigt sein?

Mit Berücksichtigung der angegebenen Unterschiede enthält die vorliegende Sammlung, in der die Jahrgänge 1750 (braunschw.) und 1753 (hannov.) fehlen, deren Ausprägung aber feststeht, 84 Stück braunschw. Wildemannspfenninge und 93 hannoversche, doch dürfte hiermit die Anzahl der Varianten schwerlich schon vollständig sein.

Mit Stempelfehlern sind zwei Pfennige bekannt; beide gehören zu den kurfürstlichen Münzen: einer, welcher der Zeit mächtig vorausgeeilt ist, indem er schon die Jahreszahl 17615 aufweisen soll, und einer aus dem Jahre 1784, auf dem statt des Wortes SCHEIDE das etwas anrüchige SCHIEDE zu lesen ist. Von dieser Sorte gibt es gar zwei Varianten, deren Unterscheidungsmerkmal der Körperumfang des Wilden ist.

Ob Abschläge in Silber angefertigt worden sind, entzieht sich der Kenntnis: in Gold ist eine Anzahl Jahrgänge vorhanden. Aufgeführt werden kurfürstliche mit der Jahreszahl 1726, 1732, 1734, 1750, 1763, 1769 und herzogliche aus den Jahren 1726, 1734, 1739, 1746, 1747, 1752, 1754, 1769 und

1776. Man erzählt, es seien solche für den fürstlichen Hof geprägt worden, wo, wie in Bürgerkreisen, auch nur um Pfennige gespielt sei: daß das aber goldene waren, deren Wert dem eines Dukaten (ungefähr 9 Mark) entsprach, brauchte denn dies jedermann zu wissen? Ob freilich diese Erzählung mehr als Mär ist — wer kann es beweisen? Dafür spricht immerhin die große Anzahl der vorhandenen Jahrgänge.

Nach Aufhebung der oberharzischen Kommunion-Herrschaft am 4. Oktober 1788 teilten die beiden Linien Hannover und Braunschweig den Gemeinbesitz unter einander im Verhältnis von 4 : 3, der Unterharz dagegen, insbesondere die Hütten- und Silberbergwerke bei Goslar und Oker, blieb als Kommunionharz weiter im Gesamtbesitz und in gemeinsamer Verwaltung. Wildemannspfenninge sind nach dem Jahre 1788 braunschweigischerseits nicht mehr ausgemünzt worden, kurfürstliche aber noch 1794 bis 96 und 1804, und zwar in der hannoverschen Münzstätte Clausthal. Sie unterscheiden sich von den früheren Pfennigen durch den Stempelschnitt und die sorgfältigere Ausführung. Der Wilde ist größer und völliger; er hält seine Tanne, die nunmehr auf beiden Seiten belaubt und mit Wipfel geschmückt ist, nach wie vor mit der Rechten gefaßt und hat auch die Linke noch in die Seite gestemmt, er selbst aber ist in jeder Hinsicht verfeinert worden, hat jedoch hierdurch an dem ihm Charakteristischen eingebüßt, kurz, der „Clastholer" Wilde ist von anderem Schlage als sein älterer Bruder aus der Schwesterstadt Zellerfeld. Unter dem Waldboden, der nur zierlich angedeutet ist, befindet sich die Münzmeisterchiffre

P.(hilipp) L.(udwig) M.(agius) 1792—1800 oder
G.(eorg) F.(riedrich M.(ichaelis) 1802—1807.

Die Wertangabe auf der Kehrseite lautet:
I PFENN: SCHEIDE MÜNTZ. 1794 (1795); der Jahrgang 1804 hat auch hinter SCHEIDE einen Punkt, während der von 1796 ohne jedes Interpunktionszeichen ist.

Wie das Münzmeisterzeichen C.(hristian) P.(hilipp) S.(pangenberg) 1725—51 beweist, sind auch aus der Clausthaler Münzstätte Goldabschläge hervorgegangen, einer mit der Jahreszahl 1737, ein anderer ohne solche. Auf diesem ist der Wilde, der auf einer Lichtung steht, anders gestaltet als der auf den Zellerfelder Pfennigen, ebenfalls seine Tanne: sie ist doppelseitig belaubt, aber ohne Wipfel. Die Kehrseite: I (zwischen sechsstrahligen Sternen) PFENNING SCHEIDE MVNTZ

Der Verfasser vorstehenden Artikels richtet an alle, die dazu in der Lage sind, die Bitte, ihm corrigenda et addenda gefälligst mitteilen zu wollen.

Aus verlorenen Braunschweigischen Strafprozeßakten.

(Ermordung des Hopfenhändlers Johann Stootmeister aus Cassiek; Ermordung der Pfandmaklerin Witwe Lillie in Braunschweig; Ermordung der Eheleute Gastwirt Mollfeld, Braunschweig, durch den Maler Louis Krage von dort.)

Mitgeteilt von Paul Peßler.

Die bei den Justizbehörden behufs demnächstiger Vernichtung ausgesonderten Akten werden in ein besonderes Verzeichnis eingetragen. Von der bevorstehenden Aktenvernichtung ist dem Vorstande des Herzoglichen Landeshauptarchives Mitteilung zu machen, und dieser ist berechtigt, die ausgesonderten Akten und das Verzeichnis einzusehen. Die von dem Vorstande des Herzoglichen Landeshauptarchivs ausgewählten Akten sind an das Archiv abzuliefern. Auch ohne Verlangen des Vorstandes sind diejenigen bei den Justizbehörden ausgesonderten Akten an das Herzogliche Landeshauptarchiv abzuliefern, die sich auf die Geschichte, die Besitz- und Rechtsverhältnisse oder die Verwaltung des Herzogtums oder der einzelnen Landesteile beziehen oder von besonderem kulturgeschichtlichen Interesse sind. Der Richter oder Staatsanwalt kann, um dem Vorstande des Archivs die schon bezeichnete Prüfung zu erleichtern, bei der Anordnung der Weglegung der Akten in diesen und auf den Aktendeckeln den Vermerk machen lassen: „Für das Archiv".

Durch diese in § 6 der Bekanntmachung des Herzoglichen Staatsministeriums vom 15. Juli 1904 Nr. 48 getroffene Verfügung angeregt, habe ich mich bemüht, auch diejenigen älteren Strafprozeßakten dem Herzoglichen Landeshauptarchiv namhaft zu machen, von denen ich aus dem Gedächtnis wußte, daß sie der dauernden Aufbewahrung wert erschienen. Zu diesen Akten rechne ich im Einvernehmen mit dem genannten Vorstande auch diejenigen, welche besonders schwere Verbrechen, unter anderen Mord (i. S. des § 211 R. St. G. B.), behandeln.

Leider hat es sich herausgestellt, daß verschiedene Akten der bezeichneten Art, ohne daß sich aus den „Kassationsregistern" ihre Vernichtung nachweisen ließe, verschwunden sind. Andere Akten wieder werden bei den Amtsgerichten der Kreisstädte aufbewahrt, an denen sich bis zum 30. September 1879 „die Herzoglichen Kreisgerichte" befanden. Diese hatten — auch in denjenigen Sachen, die zur Entscheidung über die Eröffnung des Hauptverfahrens (das Anklageerkenntnis) und zur Leitung der Schwurgerichtsverhandlung an „das Herzogliche Obergericht in Wolfenbüttel" bezw. an den bei diesem Gerichte angestellten Oberstaatsanwalt abzugeben waren — die gesamte Untersuchung zu führen, und nach Beendigung der Sache vor dem Schwurgericht gingen dann die Akten wieder an das betr. Kreisgericht zurück. Manche Akten, deren Aufbewahrung

im Herzoglichen Landeshauptarchiv wünschenswert ist, sind denn auch schon von Amtsgerichten an das Archiv abgeführt, z. B. die wider den Barbier Heinr. Valentin Lüders aus Hessen wegen Mordes (1830/33); die wider den Friseur Ernst Eduard Dombrowski in Wolfenbüttel wegen Giftmordes vom Jahre 1853; die wider die ledige Wilhelmine Harnisch aus Braunschweig wegen Giftmordes vom Jahre 1858 und die wider den Zivilkrankenwärter und Schuhmacher Aug. Miehe aus Braunschweig wegen Giftmordes vom Jahre 1869. Von anderen wichtigen Akten, z. B. den wider den Schuhmacher Jonas Segger aus Ampleben wegen Doppelmordes vom Jahre 1868, habe ich wenigstens das Vorhandensein und den Aufbewahrungsort ermitteln und letzteren dem Vorstande des Herzoglichen Landeshauptarchivs mitteilen können.

Unter den „verschwundenen" Akten der hier in Rede stehenden Art befinden sich u. a. folgende:

1. Die Ermordung des Hopfenhändlers Johann Stootmeister aus Cassiek bei Gardelegen betreffend (1859),
2. Die Ermordung der Pfandmaklerin Witwe Lillie in Braunschweig betreffend (1866),
3. Wider den Maler Louis Krage aus Braunschweig wegen Doppelmordes, begangen an den Eheleuten Gastwirt Mollfeld in Braunschweig (1873).

Wie ich mich aus meiner Jugendzeit erinnere, haben alle drei bezeichneten Fälle in unserm Herzogtume großes Aufsehen erregt; die Fälle Stootmeister und Lillie umsomehr, als sie zu den wenigen im Laufe des letzten halben Jahrhunderts vorgekommenen gehören, in denen der Mörder unentdeckt geblieben ist. Außer den genannten sind in der bezeichneten Zeit m. W. nur in zwei Fällen die Täter der der Behörde bekannt gewordenen Mordtaten unentdeckt geblieben, nämlich der Mörder des am 16. März 1880 in Braunschweig heimtückisch erschlagenen Pastors emer. Friedr. Wilh. Langheld und der Täter des am 13. März 1890 in Braunschweig an der ledigen Henriette Ristenpatt verübten Lustmordes.

Um nun die Fälle Stootmeister, Lillie und Krage nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, will ich in diesem „Magazin" wiedergeben, was ich über den in den verschwundenen Akten festgelegten Tatbestand auf Grund der derzeitigen amtlichen Bekanntmachungen und der Mitteilungen der Tagespresse habe ermitteln können.

Über die Fälle Stootmeister und Lillie ist naturgemäß sehr wenig in der Öffentlichkeit bekannt geworden, weil eine öffentliche Verhandlung nicht stattgefunden hat. Dagegen sind die Schwurgerichtsverhandlungen wider den Doppelmörder Louis Krage aus Braunschweig ausführlich in dem früheren „Braunschweiger Tageblatte" wiedergegeben, dessen Berichte mir die Rechtsnachfolgerin dieser Zeitung, die Redaktion der „Braunschweigischen Landeszeitung und Braunschweiger Tageblatt", zur Benutzung in der entgegenkommendsten Weise zur Verfügung gestellt hat. Diese Berichte sind vollständig und wahrheitsgetreu, wie ich selbst bekunden kann, weil ich als Jüngling den Schwurgerichtsverhandlungen als Zuhörer beigewohnt habe und in allen Hauptpunkten noch ein gutes Gedächtnisbild über den Inhalt dieser Verhandlungen besitze.

I. Die Ermordung des Hopfenhändlers Johann Stootmeister aus Cassiek bei Gardelegen 1859.

An amtlichem Materiale liegen folgende Bekanntmachungen des Staatsanwalts Lilly in Braunschweig vor:

1. Vom 22. Dez. 1859. (Braunschweigische Anzeigen vom 23. Dez. 1859 Nr. 303).

„Vorgestern, den 20. d. M., abends 7 Uhr, ist der mit zwei Pferden bespannte Wagen des Hopfenhändlers Johann Stootmeister aus Cassiek bei Gardelegen im Dorfe Flechtorf gefunden, indem die Pferde aus der Fahrbahn gewichen und so zum Stillstehen gekommen sind. Auf dem Wagen hat sich der entseelte Körper des Hopfenhändlers Johann Stootmeister mit einer bedeutenden Wunde am Hinterkopfe, die eine Schußwunde zu sein scheint, vorgefunden, während die bereits rekognoszierte Mütze des Entseelten auf der Chaussee zwischen Lehre und Flechtorf, etwa auf der Mitte des Weges zwischen beiden Orten, aufgenommen ist, auch an dieser Stelle bei Flechtorf auf der Fahrbahn der Chaussee sich eine Blutspur befunden hat."

„Da nun ferner bereits ermittelt ist, daß der Hopfenhändler Stootmeister am 20. d. M., nachmittags 4 Uhr, die Stadt mit seinem Wagen verlassen und dabei eine Geldtasche um den Leib getragen hat, in der nach vorläufigen Ermittelungen sich etwa 700 Taler befunden haben können, daß ferner auch festgestellt ist, daß Stootmeister von einem ihm langjährig bekannten Einwohner von Lehre bis zu diesem Orte auf seinem Wagen begleitet und von diesem Bekannten abends gegen 5½ Uhr an der Barrière in Lehre verlassen ist, während er die gedachte Geldkatze noch bei sich getragen, da letztere aber bei der Leiche nicht vorgefunden ist, so liegt der dringende Verdacht vor, daß das Verbrechen des Raubmordes zwischen Lehre und Flechtorf an dem Entseelten begangen ist."

„Der Tat verdächtig ist ein Unbekannter, der an der äußeren Brücke des Fallerslebertores an den abfahrenden Stootmeisterschen Wagen mit der Bitte herangetreten ist, ihm die Mitfahrt bis Lehre zu gestatten, wobei derselbe, wie bereits ermittelt, über seine Person und den Zweck seiner Reise gegen den auf dem Wagen sitzenden Bekannten des Entseelten völlig wahrheitswidrige Angaben gemacht hat."



„An der Barrière zu Lehre ist der Entseelte und der Unbekannte von dem Freunde des Stootmeister verlassen, und der Unbekannte ist im Lohßschen Wirtshause zu Lehre (wie es seine vorgegebene Absicht gewesen) nicht angekommen, sondern seitdem verschwunden."

„Der Unbekannte war 5 Fuß und einige Zoll lang, von untersetzter Statur, 23 bis 26 Jahr alt, hatte blonde Haare, volles und breites Gesicht. Er war bekleidet mit grauem, ins helle fallenden Rock oder Paletot, dergleichen Beinkleid und einer Sommermütze. Er soll keinen Bart getragen und Braunschweiger Dialekt gesprochen haben."

2. Vom 24. Dez. 1859 (Braunschweigische Anzeigen v. 28. Dez. 1859 Nr. 306).

„Nach dem Ergebnis der Leichenuntersuchung ist der Hopfenhändler Johann Stootmeister aus Cassiek durch eine an der linken Seite des Hinterkopfes ihm beigebrachte Kopfwunde getötet, und es ist eine Bleikugel in der Größe einer Pistolenkugel im Kopfe der Leiche aufgefunden."

„Die ferneren Ermittelungen haben ergeben, daß das Geld, welches der Erschossene in einer ledernen Geldkatze bei sich geführt, höchst wahrscheinlich bestanden hat in" usw. (folgen die Arten der Geldstücke).

3. Vom 4. Januar 1860 (Braunschweigische Anzeigen v. 6 Januar 1860).

(In dieser Bekanntmachung wird eine Fehlspur wider einen Arbeitsmann Julius Wittekopp gen. Haars aus Fümmelse verfolgt und um dessen „Arretierung" gebeten, weil der genannte am 21. Dez. 1859 abends in der Stadt Braunschweig gesehen, seitdem aber in seiner Heimat und in Braunschweig nicht zu betreffen gewesen sei, auch das Signalement des in der Bekanntmachung vom 22. Dez. 1859 beschriebenen Unbekannten auf ihn paßte.)

Die derzeit in der Stadt Braunschweig erscheinende „Deutsche Reichszeitung" teilt sodann folgendes nähere über den Tatbestand mit:

„Der Hopfenhändler Stootmeister aus Cassiek hatte in der Nacht zum 20. Dez. 1859 in Flechtorf übernachtet und war am 20. Dez. morgens in Braunschweig eingetroffen, wo er den Hopfen, welchen er auf seinem Wagen, einem zweispännigen offenen Leiterwagen, mit sich führte, an die Handlungen Krause und Sohn, sowie von der Heyde Witwe und Sohn verkaufte, das Kaufgeld in Empfang nahm und ursprünglich die Absicht faßte, nach seiner Nachtstation Flechtorf zurückzukehren. An demselben Tage, nachmittags 4 Uhr, fuhr Stootmeister mit seinem leeren Wagen nach der Abelschen Wirtschaft (Stadt Leipzig) ab und hielt unterwegs vor dem Diestelschen Wirtshause, um dort den Einwohner Schoof aus Calvörde abzuholen und mitzunehmen. Er traf bei dieser Gelegenheit zufällig auf der Fallersleberstraße seinen alten Bekannten, den Holzhändler Hermann Poppe aus Lehre. Diesen überredete er, zur Rückfahrt nach Lehre nicht seinen eigenen Wagen zu benutzen, sondern mit ihm zu fahren. Poppe nahm diesen Vorschlag an, und beide fuhren, da Schoof sich nicht bei Diestel eingestellt hatte, sofort ab, indem sie nebeneinander auf leeren Hopfensäcken saßen, während der Wagen hinter diesen frei war."

„Sein Geld (etwa 787 Taler) trug Stootmeister in einer ledernen Geldkatze um den Leib."

„An der äußeren Brücke des Fallerlebertores trat der in der Bekanntmachung der Staatsanwaltschaft vom 22. d. M. signalisierte Unbekannte an den Stootmeisterschen Wagen mit der Bitte heran, ihn mitfahren zu lassen. Bei dieser Gelegenheit entwickelte sich zwischen Poppe, Stootmeister und dem Unbekannten folgendes Gespräch:

P.: Wo wollen Sie denn hin?

U.: Nach Eisenbüttel.

P.: Dann sind Sie unrecht, dann müssen Sie aus dem Augusttore gehen.

U.: (In seiner Rocktasche suchend): Ich weiß nicht, ob es so heißt.

P.: Sie wollen wohl nach Isenbüttel?

U. (auf ein Papier sehend): Ja, es heißt so.

P.: Dann sind Sie wieder unrecht, dann müssen Sie aus dem Wendentore! Wer sind Sie denn?

U.: Ich bin Wippermann, Roßhändler hieselbst, und will nach Lehre.

St.: Na, setzen Sie sich man auf, wir können unterwegs darüber weiter sprechen. (U. steigt auf).

P.: Nach wem wollen Sie da in Lehre?

U.: Nach dem Gastwirt Lohse.

P.: Was wollen Sie denn bei dem, wenn ich fragen darf?

U.: Der hat ein Pferd von uns gekauft.

P.: Das weiß ich ja aber doch nicht, Lohse hat ja ein Pferd über, der hat doch kein Pferd gekauft!

U.: Das ist nur ein altes gewesen und nicht viel wert."

„Poppe mißtraute zwar diesen Angaben, schwieg aber, weil er ihre Unrichtigkeit im Augenblick nicht beweisen konnte."

„Der Unbekannte hatte sich inzwischen mit dem Rücken gegen den Sitz der beiden anderen niedergesetzt und gelangte so mit ihnen an die Barrière von Gliesmarode. Hier stieg Stootmeister vom Wagen, bezahlte das Chausseegeld und klagte dabei, daß ihm der Transport des vielen Geldes in der um den Leib gebundenen Geldtasche beschwerlich sei."

„Dieses geschah in Gegenwart des Chausseegelderhebers Jänig, und letzterer bemerkte, daß der Unbekannte, als er ihn fixierte, sein Gesicht zu verbergen suchte."

„Die drei Personen setzten nun ihre Reise bis Dibbesdorf fort. Hier stieg Stootmeister vor dem Niebertschen Gasthause vom Wagen, um seine am Morgen unberichtigt gelassene Zeche zu bezahlen.

Poppe blieb auf dem Sitze, dagegen folgte der Unbekannte dem Stootmeister in die Gaststube. Er forderte dort einen Schnaps, trank ihn rasch aus und setzte sich mit (oder unmittelbar nach) Stootmeister dann wieder auf den Wagen. — Es ist anzunehmen, daß er feststellen wollte, ob Stootmeister nicht etwa dem Gastwirt seine Geldkatze zur Aufbewahrung überlassen habe."

„Auf dem Wege von Dibbesdorf nach Lehre ereignete sich nichts bemerkenswertes. Beim Eintreffen an der Barrière in Lehre war die Dunkelheit schon vollständig eingetreten. Poppe stieg vom Wagen und brachte dem Chausseegelderheber Paulmann das Chausseegeld ans Fenster. Paulmann konnte zwar wegen der Dunkelheit die Personen auf dem Wagen nicht sehen, bemerkte aber, daß Poppe vom Fenster fort auf der Chaussee das Dorf hinunter in der Richtung nach seiner Wohnung ging. (Die Barrière ist das erste Haus des Dorfes, der Lohsesche Gasthof liegt 450 Schritt weiter im Orte, und wieder 342 Schritt weiter — also 742 Schritt von der Barrière — liegt das Poppesche Wohnhaus.)"

„Als Poppe etwa 7 Minuten in seiner Wohnstube war und seiner Frau von der Reise erzählt hatte, hörte er einen Wagen auf der Chaussee vorüberfahren. Er äußerte daher zu seiner Ehefrau: „Wenn ich nicht wüßte, daß Stootmeister bei Lohse vorgekehrt sei, so möchte ich nach dem Geräusche des Wagens wohl sagen, daß das Stootmeisters Wagen wäre."

„Bei dem Gastwirt Lohse in Lehre hat Stootmeister nicht vorgesprochen. Der Entschluß, vorüberzufahren, muß in ihm wohl durch den Unbekannten erweckt sein, nachdem Poppe den Wagen verlassen hatte. Poppe hat, als er sich von der Barrière nach seiner Wohnung zu entfernte, den Wagen nicht hinter sich herkommen hören."

Abend 7 Uhr wurde in Flechtorf (840 Ruthen von Lehre entfernt) der Stootmeistersche Wagen angetroffen. Die Pferde waren aus der Fahrbahn gewichen und dadurch zum stillstehen gebracht. Auf dem Wagen lag der entseelte Körper Stootmeisters mit einer Schußwunde im Kopfe, deren Kanal vom Hinterkopfe aus hinter dem linken Ohre bis zu den Knochen hinter dem rechten Auge lief. Unter diesem Knochen wurde die breitgedrückte Kugel (7/8 Loth alten Gewichts wiegend) gefunden. Die Beschaffenheit der Haut an der Einschußstelle ließ darauf schließen, daß der Schuß in der Nähe des Kopfes des Entseelten abgefeuert war."

„Zwischen Lehre und Flechtorf (500 Ruthen vom letzteren und 340 Ruthen vom ersteren Orte entfernt) wurde die Mütze des Stootmeister auf der Chaussee gefunden, und von dieser Stelle aus bis Flechtorf war auf der Fahrbahn der Chaussee eine Blutspur zu sehen."

„Irgendwie bemerkenswerte Begegnungen mit fremden Personen hatten auf der Fahrt von Braunschweig nach Lehre Poppes Angabe zufolge nicht stattgefunden. Nur war zwischen Volkmarode und der Brücke nach Dibbesdorf der Stootmeistersche Wagen an zwei in der Richtung von Braunschweig kommenden Personen, dem Knecht Bäse aus Lehre und Zimmermann Thiele aus Bevenrode, vorbeigefahren. Diese hatten Stootmeister gebeten, sie mitzunehmen, Stootmeister hatte dieses aber abgelehnt und dann, sich zu Poppe wendend, geäußert: Ich habe das viele Geld, wie kann ich noch wen mitnehmen?"

Der Verdacht der Tat lenkte sich auf verschiedene Personen, namentlich auch auf solche in der Stadt Braunschweig. So wurde u. a. am 1. Januar 1860 ein in Braunschweig wohnender, in sehr dürftigen Verhältnissen lebender Mann verhaftet, bei dem ein zerschlagenes Terzerol vorgefunden wurde, das er sich am 18. Dez. von einem Büchsenmacher gekauft haben sollte, auch ein „übelberüchtigtes, wegen Raubes mit 8 Jahren Zuchthaus vorbestraftes Subjekt", ein Arbeiter Christian Gercke aus Cassiek, geriet in Verdacht. Es wurde aber nichts wesentliches ermittelt und der Mord ist ungesühnt geblieben.

II. Die Ermordung der Pfandmaklerin, Witwe des Schuhmachers Lillie, geborene Winter, in Braunschweig 1866.

An amtlichen Unterlagen ist nur die Bekanntmachung des Staatsanwalts Lilly vom 25. Nov. 1866 (Braunschweigische Anzeigen v. 27. Nov. 1866 Nr. 281) vorhanden, welche lautet:

„Die als Pfandmaklerin angestellte Witwe des Schuhmachermeisters Lillie, geborene Winter, bewohnte in ihrem Hause, Echternstraße 51 hieselbst, eine kleine Stube allein, die parterre straßenwärts, (unmittelbar neben der Eingangstür in das Haus) belegen ist, und nur eine Tür hat."

„Die Witwe Lillie ist in derselben gestern morgen — 24. Nov. 1866, Sonnabend — um 10 Uhr oder kurz vor 10 Uhr in einer Blutlache am Fußboden liegend und mit Wunden an der linken Seite des Halses und hinter dem rechten Ohre, tot gefunden. Die Wunden können ihr, dem Befunde der Leichenschau zufolge, nur von einer anderen Person mit großer Gewalt beigebracht sein."

„Der Mund der Leiche ist zum Teil mit einem von Blut völlig durchtränkten Tuche verstopft, die Stubentür von innen verriegelt, und ein Flügel eines der beiden Stubenfenster offenstehend, nicht aber auch ein Instrument vorgefunden, mit der die an dem Körper der Witwe Lillie befindlichen, absolut tödlichen, Wunden derselben zugefügt sein könnten."

„Alles dieses hat sich zugetragen, nachdem eine Inquilinin der Witwe Lillie, die gleichfalls eine Wohnung in der Parterreetage des Hauses innehat gestern morgen, etwa 9 3/4 Uhr, die Witwe Lillie in

deren Wohnstube, gesund und häusliche Geschäfte besorgend, getroffen und die Stube verlassen hat, als ein ihr unbekanntes, völlig schwarz und anständig gekleidetes Frauenzimmer in die Stube zu der Witwe Lillie eingetreten ist."

„Nach der Beschreibung der gedachten Inquilinin ist das Frauenzimmer etwa 5 Fuß groß, zwischen 20 und 30 Jahr alt gewesen und hat ein feines, volles und rundes Gesicht gehabt, was durch den getragenen Hut nicht verdeckt, sondern ganz frei gewesen ist. Ihre Kleidung hat in einem schwarzen Wollkleide, schwarzer Hutklappe, Überzieher (Burnus oder Paletot) von dunkelem Stoffe und in einem schwarzen Mooreunterrocke (sie hat das Kleid beim eintreten aufgenommen gehabt) bestanden."

„Wie lange diese Fremde sich bei der Witwe Lillie aufgehalten, und aus welchem Grunde dieselbe zu ihr gekommen, hat bis jetzt nicht ermittelt werden können, da die Mitbewohner des Hauses auf das fortgehen der Fremden nicht geachtet und überhaupt hinsichtlich dieses Besuchs Wahrnehmungen nicht weiter gemacht haben."

„Sollte nun diese Fremde die tödlichen Verletzungen der Witwe Lillie nicht selbst zugefügt haben, so steht es doch fest, daß sie nur ganz kurze Zeit vor ihrer Zufügung bei der Witwe Lillie erschienen ist, und daß das Verbrechen wenige Minuten nach seiner Vollführung entdeckt sein muß, da die Entdeckung dadurch herbeigeführt ist, daß eine vom Hofe auf die Hausflur zurückkommende Hausbewohnerin röchelnde Töne aus der Lillieschen Wohnstube gehört und dabei die Stubentür von innen verriegelt gefunden hat."

„Wenn nun auch von den Vermögensobjekten der Witwe Lillie, soweit bis jetzt die Ermittelungen reichen, nichts abhanden gebracht ist, so ist dieselbe doch gewaltsam zu Tode gekommen, und es ist dies Verbrechen mit beispielloser Dreistigkeit begangen."

„Ich ersuche daher alle Sicherheitsbehörden und fordere jedermann dringend auf, zur Entdeckung des Täters, und namentlich zur Ermittelung der vorgedachten Frauensperson mitzuwirken und jede sich ergebende Spur schleunigst auf dem Bureau der hiesigen Herzoglichen Staatsanwaltschaft oder bei der nächsten Polizeibehörde zur Anzeige zu bringen."

„Das im Munde der Leiche gefundene Tuch kann auch jederzeit auf dem Bureau der Herzoglichen Staatsanwaltschaft hieselbst in Augenschein genommen werden."

Aus den Berichten des „Braunschweiger Tageblattes" vom 27. Nov. und 5. Dez. 1866 ist ferner folgendes zu entnehmen:

„Die außer der Halsverletzung festgestellte Wunde in der Gegend des Ohres wird näher dahin beschrieben, daß sie durch die rechte Ohrmuschel etwa 2 Zoll lang bis auf den Halswirbel gedrungen ist und den Fortsatz des Halswirbelknochens zerschmettert hat. Diese Wunde muß mit einem Dolch oder einem stilettartigen Messer beigebracht sein, und der Täter muß bei ihrer Verursachung nicht nur große Gewalt angewendet, sondern auch mit großer Sicherheit zugestoßen haben."

„Ein Laufbursche aus einer Buchhandlung soll aus einiger Entfernung gesehen haben, wie eine Person in Frauenkleidung aus dem Fenster der Lillieschen Stube gestiegen ist. Solcher Sprung hätte deshalb leicht unbemerkt ausgeführt werden können, weil der Lillieschen Wohnung gegenüber — etwa 100 Schritte lang — nur unbewohnte Hintergebäude lagen."

Am 29. Nov. 1866 lobte die Staatsanwaltschaft in den Braunschweigischen Anzeigen 500 Taler für Entdeckung des Mörders aus, und Ende Dez. 1866 forderte sie in dem bezeichneten amtlichen Blatte den Absender eines bei der Herzoglichen Polizeidirektion eingegangenen anonymen Briefes auf, sich zu melden.

Am 30. Dez. 1866 ging nach dem Tageblatt in der ganzen Stadt Braunschweig das Gerücht, die mysteriöse schwarzgekleidete Dame sei gefunden; es wurde aber als unrichtig widerrufen. In derselben Zeitung (v. 25. Nov. 1866 Nr. 327) wird noch folgendes mitgeteilt:

„Die Witwe Lillie war eine lebenslustige Frau, und als die schwarze Dame eintrat, beschäftigte sie sich gerade damit, in Gemeinschaft mit ihrer Hausgenossin trockene Vietsbohnen auszulöchten. Beim Eintritt der Dame verließ die Hausgenossin das Zimmer." Endlich wird in einem Bericht des Tageblattes noch ausdrücklich hervorgehoben, daß, soweit feststellbar, von dem Täter nichts berührt sei, daß namentlich Geld, Obligationen, die Pfandstücke (namentlich viel Silber- und Schmucksachen) in ordnungsmäßiger Lage vorgefunden seien.

Nach der damaligen mündlichen Überlieferung richtete sich der Verdacht einmal auf Damen höherer Stände, die vielleicht mit der Ermordeten diskrete Versatzgeschäfte (Siehe Verordnung, das Pfandmallergeschäft usw. betreffend, vom 2. Nov. 1843 Nr. 26) gemacht hatten, andrerseits wurde angenommen, daß die als Täterin in Betracht kommende Dame ein als Frauensperson verkleideter junger Arzt gewesen sei, da die an der Leiche gefundenen Stichwunden hinter dem Ohr wohl nur von einer mit der Anatomie vertrauten Person beigebracht sein könnten. Nach einem unkontrollierbaren Gerüchte sollten aus den Schuldbüchern der Witwe Lillie vom Täter mehrere Blätter, auf denen sich mutmaßlich das Schuldkonto des unbekannten Mörders oder der unbekannten Mörderin verzeichnet gefunden hatte, herausgerissen sein, um eine Forderung der Witwe Lillie gegen den Mörder aus der Welt zu schaffen.

Verfolgbare Spuren der Täterschaft sind nicht aufgefunden. (Schluß folgt).

Bücherschau.

Josef Wihan, Johann Joachim Christoph Bode als Vermittler englischer Geisteswerke in Deutschland. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Prag, Carl Bellmann 1906. VIII und 224 S. gr. 8° 4 M.

A. u. d. T.: Prager deutsche Studien. Herausgegeben von Carl von Kraus und August Sauer. 3. Heft.

In ausführlicher und gründlicher Weise behandelt der Verfasser die umfassende und tiefgreifende Tätigkeit, die Bode als Übersetzer englischer Geisteswerke entfaltet hat, eine Tätigkeit, die für unsere deutsche Literatur wie für unsere ganze geistige Entwickelung von hoher Bedeutung gewesen ist, weil sie in Deutschland die Bekanntschaft mit den Hauptwerken der zeitgenössischen englischen Literatur in wirksamster Weise vermittelt hat. Sie fällt hauptsächlich in die Jahre 1768—1780. Es sind ein Trauerspiel, fünf Lustspiele, ganz besonders aber die hervorragendsten Romane von Laurence Sterne („Yoricks empfindsame Reise", „Tristram Shandy"), Tobias Smollett („Humphrey Clinkers Reisen"), Oliver Goldsmith („Dorfprediger von Wakefield") und Henry Fielding („Geschichte des Thomas Jones"), sowie einige belehrende Unterhaltungsschriften, die hier in Betracht kommen. Sie werden uns einzeln vorgeführt, und dabei wird die Übertragungskunst Bodes für sich und im Vergleich mit anderen früheren und gleichzeitigen Übersetzern, auch bei neuen Auflagen usw. eingehend geschildert und charakterisiert. Es wird auseinandergesetzt, daß Bode geschickt auf die heimischen Zustände Rücksicht zu nehmen, das allzu Fremde auszuscheiden, stets aber das Bezeichnende und Charakteristische hervorzuheben verstanden habe. Wenn dann weiter ausgeführt wird, daß er einen Zug zur Derbheit besessen und gelegentlich auf den Wortschatz der Mundarten zurückgegriffen habe, so hätte hier auf das Moment aufmerksam gemacht werden können, das uns gerade veranlaßt, dieses Buches hier zu gedenken, Bodes Braunschweigische Herkunft. Er ist in der Stadt Braunschweig am 16. Januar 1730 als Sohn eines Soldaten und späteren Ziegelstreichers in Schöppenstedt geboren, also jedenfalls in völlig niederdeutscher Umgebung aufgewachsen. Das war für ihn von vornherein unleugbar ein Vorteil für das Verständnis der englischen Sprache und Literatur. So ist es auch natürlich, daß er „hauptsächlich für die niedrigeren und ungebildeteren Stände die Sprache des alltäglichen Umgangs aufs glücklichste nachzuahmen weiß", und daß, wie wir hinzufügen möchten, diese Sprache reich an Braunschweigischen Provinzialismen ist. Es würde sich für einen heimischen Sprachforscher einmal lohnen, diesem Punkte eine genauere Untersuchung zu widmen.

Adolphus William Ward, Groß-Britannien u. Hannover. Betrachtungen über die Personalunion. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Oxford. Berechtigte Übersetzung von Kaethe Woltereck. Hannover u. Leipzig, Hahn 1906. VI u. 241 S. 8° 4 M.

Es war zweifellos ein dankenswertes Unternehmen, diese sechs Vorträge des englischen Gelehrten, die im Jahre 1899 zu Oxford gehalten wurden und dann sogleich im Drucke erschienen, der deutschen Lesewelt durch eine gute Übersetzung, wie sie hier vorliegt, zugänglicher zu machen. Denn sie bilden den ersten Versuch in der Behandlung einer wichtigen Frage, der wechselseitigen Beziehungen zwischen England und Hannover in der etwa 125 Jahr währenden Zeit ihrer politischen Verbindung, die staatsrechtlich zwar nur eine Personalunion war, aber nicht nur für die beiden Staaten selbst, sondern zeitweise für die Weltgeschichte eine hohe Bedeutung hatte. Der Verfasser ist offenbar von dem ehrlichen Bestreben einer sachlichen Beurteilung und Darstellung beseelt, und wenn auch die früheren Perioden, in denen durch die Anhänglichkeit der beiden ersten Könige an ihr Stammland der dann mehr und mehr schwindende Einfluß Hannovers auf England am kräftigsten sich geltend machte, besser gelungen erscheinen als die späteren, so ist doch alles in hohem Grade anregend geschrieben. Der ganze Stoff gliedert sich in folgende Abschnitte: I. Einführung; II. Die Thronbesteigung; III. Die auswärtige Politik Georgs I (1714—1721); IV. Die auswärtige Politik Georgs I und Georgs II (1721—1742); V. Hannover, Österreich und Preußen (1742—1756); VI. Kloster Zeven und Suhlingen. Für „Kloster Zeven" d. h. für das Verhalten des Herzogs von Cumberland nach der Schlacht bei Hastenbeck ist die im Vorworte S. V f. gegebene Berichtigung von besonderem Interesse.

In **Velhagen u. Klasings Monatsheften** (22. Jahrg. Heft 2. Okt. 1907 S. 280—285) veröffentlicht Heinrich Gerstenberg „neuaufgefundene Gedichte von Hoffmann von Fallersleben," die an die Familie Lipperheide gerichtet sind und hier zumeist in Faksimile wiedergegeben werden.

Das **„Jahrbuch des Oeffentlichen Rechts"** (I 1907. Tübingen, Mohr S. 340—61) enthält einen Aufsatz vom Landsyndicus A. Rhamm „Die Neuordnung der Regierungsverhältnisse in Braunschweig," von dem Sonderabzüge durch die Schulbuchhandlung zu Braunschweig im Preise von 60 Pf. zu beziehen sind.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1907. Oktober Nr. 10.

Das Gymnasium Anna-Sophianeum zu Schöningen[1]).

Von Friedrich Cunze.

Im Herbst 1908 werden es 100 Jahre, daß die Lateinschule Schöningen durch einen Erlaß des Königs Jerome von Westfalen ein ruhmloses Ende gefunden hat. Sie hat es aber verdient, nicht völlig vergessen zu werden, denn sie hat als Mittelpunkt des geistigen Lebens hier über 150 Jahre bestanden und zwar zwischen dem 30jährigen und den Napoleonischen Kriegen, also in einer Zeit, wo Deutschland wirtschaftlich arm, staatlich ohnmächtig und vom Auslande abhängig war, auf dem Gebiete der Kultur aber in mühsamstem Ringen sich aus Roheit und schmachvoller Abhängigkeit von welschem Wesen zur Höhe Goethes und Schillers, Kants und Beethovens erhob. Nun würde es ein Irrtum sein, wenn man glaubte, in der Geschichte des Schöninger Gymnasiums diesen schweren Werdegang des deutschen Volkes klar verfolgen zu können. Dazu sind die Schulen, ebenso wie die Kirche, zu beständig und haften ihrer Natur nach fest am Überkommenen. Nur in den letzten Jahrzehnten ihres Bestehens, also zur Zeit der französischen Revolution, dringt in sie die Aufklärung mit den pädagogischen Bestrebungen Basedows und Campes. Dagegen hat das Gymnasium allerdings in der Stille redlich an der deutschen Kultur mitgearbeitet, indem es eine überraschend große Zahl wackerer Männer bildete.

Schöningen ist ja ein altehrwürdiger Ort; sein Name ist gleichsam seine älteste Urkunde, ein Patronymikon oder ein Geschlechtsname, den die germanischen Warnen aus dem südlichen Schweden mitgebracht haben. Denn als dieser Stamm während der Völkerwanderung aus jener „Völkerscheide" (vagina gentium, wie Jordanes schreibt) in schmalem Streifen bis an den Obermain vorrückte, ließ er sich besonders dicht zwischen Elm und Magdeburger Börde nieder. Seine Siedelungen sind besonders durch die Ortsnamenendung -leben d. h. Erbgut kenntlich. Dabei hat er aber auch in Erinnerung an die verlassene Heimat einige der dortigen Ortsnamen wieder gebraucht, z. B. Halmstadt, Warberg, Skaninge, wie das schon vor 250 Jahren der Helmstedter Gelehrte Conring geahnt hat. Schöningen wird weiter zuerst von allen braunschweigischen Orten in den Geschichtsquellen des Mittelalters genannt. König Pipin hat hier wie sein Sohn, Karl der Große, geweilt, Kaiser Otto III. hier Hof gehalten, die Salzquellen sind sicher sehr früh ausgebeutet, das Lorenzkloster, 1120 gegründet, kam zu Ansehen, und der Ort erhielt Stadtrecht, blieb aber klein und still und kam nur langsam vorwärts, auch im Schulwesen.

Während sich das nahe Helmstedt schon 1248 eine Stadtschule, die vom Kloster Ludgeri unabhängig war, errang, waren die Schöninger durch das ganze Mittelalter zufrieden, ihre Söhne zu den Augustinermönchen von St. Lorenz hinaufschicken zu können. Diese Klosterschule hat übrigens, die Reformation überdauernd und den neuen Verhältnissen sich einigermaßen anbequemend, kümmerlich bis 1712 bestanden, wo sie endlich, eine Ruine der Vorzeit, durch Herzog Anton Ulrich beseitigt ward. Eine städtische Schule erhielt Schöningen erst 1499; bei ihrer Stiftung ist auffallend, daß die Bürger denselben Grund dafür angaben, welchen 250 Jahre vorher die Helmstedter gebraucht hatten: ihre Söhne wären gefährdet, wenn sie Winters, noch in der Dunkelheit aus dem Stadttore gelassen, nach dem Kloster gingen. Selbstverständlich war auch die neue Stadtschule der Kirche durchaus unterstellt, ein Verhältnis, das ja auch jetzt noch nicht ganz beseitigt ist. Der Pfarrer von St. Vincenz hatte die Aufsicht über die Schule, deren Unterricht dem klösterlichen völlig angeglichen war. Das blieb so die nächsten Jahrzehnte, bis durch die Reformation Wandel eintrat. War sie doch auch eine Reformation der Schulen, und Melanchthon,

[1]) Vgl. Knochs fleißige Arbeit im Br. Magazin 1860, 36—45 Stück.



der Lehrer Deutschlands, war Luthers rechte Hand. 1543 besorgte Bugenhagen im Auftrage der Schmalkaldener die Neuordnung von Kirche und Schule im Herzogtume. Als vier Jahr später Heinrich der Jüngere heimkehrte, hat er wohl an der Schulordnung Bugenhagens wenig geändert, und Herzog Julius baute dann weiter auf dem Grunde, welchen der Reformator gelegt hatte. Danach sollte nun die Schöninger Stadtschule eine Latein- oder Partikularschule sein, war aber tatsächlich eine dürftige Trivial- oder Elementarschule von 2 bis 3 Klassen mit 2 bis 3 Lehrern, die allerdings etwas Latein unterrichteten.

Mitten im Toben des 30jährigen Krieges, der auch Schöningen übel heimsuchte und der sonst überall Kunst und Wissenschaft knickte, entstand aus jener kümmerlichen Stadtschule das stolze Gymnasium Anna-Sophianeum. Anna Sophia, eine brandenburgische Prinzessin, hatte 1614, noch nicht 16jährig, den Herzog Friedrich Ulrich geheiratet. Die Ehe blieb kinderlos, sodaß mit diesem schwachen Fürsten das mittlere Haus Braunschweig-Wolfenbüttel 1634 ausstarb. Lange vorher aber hatte Anna Sophie, des Ehebruchs bezichtigt, ihren Gatten verlassen und war nach Berlin geflohen; 1628 ward sie indes durch den damals nach der Schlacht bei Lutter am Barenberge auch in Niedersachsen allmächtigen Kaiser Ferdinand II. in Schloß und Amt Schöningen eingesetzt, welchen Besitz ihr auch August der Jüngere, der neue Herr Braunschweigs, im wesentlichen ließ. Hier in ihrem kleinen Reiche hat die Herzogin, ihre Jugendsünde büßend, eine segensreiche Wirksamkeit ausgeübt, indem sie Schöningen wie Helmstedt vor Kriegsschäden und Brandschatzung durch ihre Verwendung erfolgreich schützte, Schöningen namentlich nach dem großen Brande von 1644 nach besten Kräften half, endlich von 1639 an durch Anstellung und Besoldung zweier Lehrer den Ausbau der Schule zu einer Vollanstalt, wie wir heute sagen würden, ermöglichte. Die geistreiche Frau, welche gern mit den Größen der Helmstedter Universität, wie Calixt und Conring, verkehrt hatte, siedelte um 1654 gemütskrank nach Berlin über, wo sie 1659 gestorben ist. Sie hatte aber dafür gesorgt, daß ihre Stiftung sie überlebte, war doch von ihr schon 1638 das v. Wietersheimsche Haus am Markte für die Schule erworben. Nach dem großen Brande neu ausgebaut, enthielt es die vier Klassenzimmer samt den Dienstwohnungen für die fünf Lehrer, für die unteren freilich nur je eine Stube und eine Kammer und auch diese nur bis 1737, wo bei einem notwendigen Umbau der zweite Stock mit jenen Räumen wegfiel. Weiter hatte Anna Sophie 1650 die Zinsen von 18500 Tlr., die sie hypothekarisch anlegte, für das Gymnasium bestimmt und diese Bestimmung auch in ihrem letzten Willen wiederholt. Ihr Neffe und Erbe, der große Kurfürst, erkannte sie an. Herzog August aber hatte schon 1651 in seiner Schulordnung bei Aufzählung der höheren Schulen im Lande bemerkt: „Dieweil von der hochgeborenen Fürstin Anna Sophie ein guter Anfang zu einer Schule in Schöningen gemachet und den daselbst bestallten Schuldienern die Besoldung bis daher gereichet, so soll auch selbige Schule in ihrem Esse erhalten werden, jedoch dergestalt, wenn ihro Liebden eine gute beständige Verordnung machen werden, wodurch der bisher gemachte Unterhalt auf sotane Schule beständiglich in künftiger Zeit erreichet und damit kontinuieret werden kann." Dieser Forderung war nun durch die letztwillige Bestimmung der Fürstin genügt, und so kam es 1660 in Schöningen zu einer Tagung Brandenburgischer und Braunschweigischer Bevollmächtigter, deren Ergebnis die Stiftungsurkunde oder der Fundationsrezeß der Schöninger Schule ist. Danach übernahm Herzog August den Unterhalt des Gymnasiums auf das Amt Schöningen, wobei er die ursprünglichen Einkünfte der Schule aus dem gestifteten Kapitale um $^1/_3$ erhöht auf 950 Tlr. festlegte. Davon erhielt der Rektor 258 Tlr., der Konrektor 218 Tlr., der Hauswirt (Ökonom) für 12 Freitische 420 Tlr., der Rest war für die Inspektion sowie für die Erhaltung des Schulhauses bestimmt. Wie bisher wurden die 3 unteren Lehrer, der Subkonrektor, der Kantor und der Baccalaureus oder Infimus von der Stadt besoldet.

So war das Gymnasium Anna-Sophianeum, das sich des großen Kurfürsten und des Herzoges August d. J. als Paten rühmen durfte, staatlich anerkannt und sicher gestellt; es mußte nunmehr beweisen, daß es lebens- und leistungsfähig sei, und das hat es unter schweren Umständen durchaus getan.

Schöningen war ja klein und arm, es bot den Studien keine Anregung; es fehlte dafür hier eigentlich an allem, es gab hier keinen Drucker; die Rektoren mußten ihre Bücher und Programme in Helmstedt drucken lassen. Noch 1769 heißt es in einem Berichte: „Außer dem Clero sind kaum 3 oder 4 Gelehrte (= Gebildete) hier wohnhaft, die Schulen werden überhaupt gering geschätzt." Das Schulhaus war trotz seines hübschen Äußern für seinen Zweck — wenigstens nach heutigen Ansichten — wenig geeignet. Es besaß keinen Hof; nun wurden die Unterrichtsstunden freilich noch nicht durch Pausen unterbrochen, so konnte man zur Not einen Hof entbehren; es war aber auch kein Abort vorhanden, und es mangelte an Raum, einen anzubringen. Erst 1807, also unmittelbar vor Aufhebung der Schule, berichtet der Rat triumphierend, er habe am nahen Rathause eine Gelegenheit anbringen lassen. 1737 brach Rektor Cuno durch den Hausboden und fiel ins Obergeschoß, das darauf wegen Baufälligkeit abgetragen ward. Über verfallene Fenster wird mehrfach geklagt. Man heizte erst von Martini, vom 10. November an, mochte es vorher noch so kalt sein; die 9 Klafter Holz, welche die Stadt lieferte,

hätten sonst nicht gereicht; 1801 bewilligte die herzogliche Kammer noch 5 Klafter dazu. Winters, wo die Schule um 7 Uhr anfing, brachten sich die Schüler Kerzen mit, was nicht eben zu ihrer Sammlung und Aufmerksamkeit beitrug. Die ersten 100 Jahre entbehrte das Gymnasium einer Bibliothek, dann schenkte Herzog Karl ihm die einstige Klosterbibliothek von Marienthal, aber 1800 berichtet der Generalschulvisitator: „Die Schule hat eine Sammlung nicht unbedeutender Werke und Ausgaben in einem großen Schranke in der Kirche, der Schlüssel ist in Händen des Generalsuperintendenten, der Rektor — welcher seit 12 Jahren im Amte war — hat die Bücher noch nicht zu sehen bekommen." Da im Schulhause dafür kein Raum gewesen war, blieb so die Bibliothek den Lehrern verschlossen; übrigens herrscht über ihren Verbleib Dunkel. Dagegen mutet es uns ganz modern an, wenn es in jenem Berichte heißt: „Der Rektor gibt den Primanern durch eine der Schule eigentümlichen Leihbibliothek von nützlichen und unterhaltenden Schriften Gelegenheit, sich angenehm weiter zu unterrichten und ihren Geschmack zu bilden, ohne Gefahr zu laufen, schlechte, verführerische Bücher in die Hände zu bekommen." Natürlich fehlte es der Schule ganz, wie noch 1791 der Rektor klagt, an Instrumenten, Kupfern oder Naturalien, weshalb der Unterricht in den sachlichen Fächern unvollständig und dürftig sei. Das war nun wohl ziemlich überall so in den deutschen Gymnasien oder Lateinschulen, in denen, wie z. B. die Schulordnung Herzog Augusts von 1651 vorschrieb, zunächst Religion gepflegt, zum zweiten Latein und Griechisch getrieben und erst zum dritten nebenher einige Elemente der Logik und Rhetorik, der Mathematik, Erdkunde und Geschichte gelehrt werden sollten, weil so die Schüler die alten Schriftsteller besser verstünden. Diese Fächer hatten noch keinen Selbstzweck.

Der Religionsunterricht bestand neben dem Bibellesen und dem Katechismuslernen besonders im Hersagen und Singen lateinischer Gebete, welche noch 1749 Rektor Nolte aufs neue herausgab[1]): Preces et cantilenae, quibus lectiones publicae inchoantur, distinguuntur, finiuntur in ducali Anna-Sophianeo. Außerdem mußten die Schüler, besonders freilich die Chorsänger, täglich die Kirche besuchen. Erst 1788 und 1791 hob man diese Weise auf, womit „wenigstens 3 Stunden mit dergleichen Gottesdienst sein sollenden Handlungen hingebracht waren", samt dem Chorgang oder den Horis canonicis und erließ ein Regulativ, Gesang und Gebet in den Schulstunden betreffend. Als so diese Kirchgänge gestrichen und dadurch auch die Lehrer, welche die Schüler immer hatten führen müssen, einer lästigen Frone überhoben waren, fragten die Väter der Stadt klagend, ob es der Billigkeit gemäß sei, für weniger Arbeit die nämliche Bezahlung auszubezahlen zu sollen, und ob es eine so unausstehlich ermüdende Last sei, des Tages etwa 6 Stunden arbeiten zu müssen; ob sich nicht jeder glücklich schätzen müsse, wenn er mit einer Arbeit von so kurzer Zeit seines Lebens Unterhalt erwerbe. Man glaubt da einen heutigen Philister zu hören, der sich über die wenigen Schulstunden der Lehrer wundert.

Übrigens ward in den letzten Jahrzehnten als Wirkung der neuen Pädagogik auch im Deutschen, Französischen und Hebräischen unterrichtet, ja privatissime selbst im Englischen und Italienischen, daneben Technologie d. h. Naturkunde und Anthropologie gelehrt, also gegenüber der alten engen Einseitigkeit eine fast gefährliche und verwirrende Mannigfaltigkeit. Dies war freilich dadurch weniger bedenklich, weil jene neuen Fächer meist in Privatstunden getrieben wurden und wahlfrei waren, wie es in den unteren Klassen selbst mit dem Latein war, während dessen Betrieb die Schüler, so kein Latein lernten, an der Tafel rechnen mußten. Ein Hauptmangel der Schule war nämlich, daß sie bei ihren 4 Klassen Bürger- und gelehrte Schule zugleich sein mußte und so namentlich in Prima, wo man meist 4 Jahre blieb, neben unreifen Anfängern weit Vorgeschrittene saßen, alle aber zusammen gefördert werden sollten. Aber diese Klasse zu teilen, wie es der Wunsch aller Einsichtigen war, lag außer aller Möglichkeit, und resigniert schreibt 1801 Professor Henke als Ephorus: „So sehr ich die großen und dringenden Bedürfnisse dieser Schule anerkenne und so gewiß ich voraussehe, daß, wenn ihnen nicht abgeholfen wird, die ganze Anstalt nie gedeihen werde, so begreife ich doch auch die großen Schwierigkeiten, die einer Totalreform oder vielmehr einer freigebigeren Ausstattung derselben gerade jetzt entgegenstehen, und enthalte mich meiner hierauf gerichteten guten Wünsche und Vorschläge bis auf gelegene Zeiten." Diese sollten leider ausbleiben.

Neben diesen Fehlern, wie sie sich allmählich herausstellten, übrigens damals wohl den meisten Schulen Deutschlands anhafteten, hemmte noch manches andere die Wirksamkeit der Lehrer. Ihr Einkommen, um 1650 eben ausreichend, langte später selbst nach kleinen Aufbesserungen nicht mehr zur Führung eines standesgemäßen Lebens. 1791 wird das Gehalt des Rektors auf 376 Tlr., des Konrektors auf 326 Tlr., das des Subkonrektors auf 168 Tlr., des Kantors auf 202 Tlr., des Infimus auf 99 Tlr. berechnet. So müssen denn nach einem Berichte von 1807 sämtliche Lehrer mit drückenden Nahrungssorgen kämpfen. Das Leben

[1]) Eine Probe dieser Poesie: die Martis ante meridiem (sc. canendum est): referre nil putatur hoc ubique saeclo, seu diligat magistrum quisque sive spernat, cuius ab ore manant praecepta moribus piae profutura vitae.

At interesse multum re probatur ipsa idemque confiteri sera discet hora; namque pii scholarchae amans erit beatior, interibit osor etc.

war nämlich durchaus nicht so billig, wie man es von der guten alten Zeit voraussetzt, wenn auch die Preise und Wertungen von 1600 bis 1800 äußerst beständig waren und nur langsam stiegen. Nur ein Beispiel dafür: Konrektor Ballenstedt berechnete die Kosten seines Umzuges von Wolfenbüttel nach Schöningen i. J. 1747: Ich schätze den Transport meiner Bücher und Möbeln auf 8 Fuder, die an Geld 48 Tlr. betragen werden; für mich und meine Familie werde ich 2 Wagen brauchen, so ich unter 8 Tlr. nicht haben kann; die Leute, so beim Auf- und Abladen nötig, werden wenigstens 4 Tlr. verdienen, daß also mein Anschlag, wenn ich gleich die kleinen Ausgaben an Verschlagen, Emballagen usw. nicht mit in Computum bringe, doch wenigstens ein Quantum von 60 Tlr. ausmachet, das ist beinahe 1/5 seines Jahresgehalts.

Außerdem war die Stellung der Schulmänner gedrückt und unwürdig; sie bildeten eben noch keinen festen, abgeschlossenen Stand in der Gesellschaft, sondern der Schuldienst galt überall als Übergang zur Pfarre. Es muß sich der arme Praezeptor, so klagt die Schulordnung Herzog Augusts, ob er schon Rektor ist, dem die ganze Stadt die Seelen ihrer Kinder vertrauet, der auch die Fundamenta mit seiner Institution legen muß, wie über 20, 30 Jahren die ganze Respublica oder Gemeine sein soll, von Handwerksleuten und anderen hinunter stoßen und verachten lassen. 1725 richtete Rektor Cuno im Namen des Kollegiums an das Konsistorium einen sehr bezeichnenden Brief: „Daß wir sämtliche Praeceptores hiesiger Schulen beim Konsistorium von einem Malevolo sehr denigrieret sind, als ob wir durch vieles Ausreisen nicht nur die ordentlichen Lektionen versäumten, sondern auch dadurch zu vieler Unordnung Anlaß gäben, haben wir nicht sonder Betrübnis vernommen. Wenn aber beides wider die selbstredende Wahrheit ist, indem wir manches Jahr nicht weiter als vors Tor kommen, auch niemals, als wenn von hoher Landeshoheit Ferien verstattet, aus dem Schuljoche bleiben, so berufen wir uns wider solche Delation nicht nur auf unser Gewissen und eigene Discipulos, sondern auch auf hiesige ganze Stadt und überhaupt auf jedweden wahrheitsliebenden ehrlichen Mann, dem unser Ein- und Ausgang samt der damit verbundenen Treue in unserm Amte bekannt ist; wie solches mit mehreren Umständen würde bekannt werden, wenn Konsistorio durch unparteiische Männer eine Kommission desfalls wider uns anzustellen belieben möchte. Bitten dannenhero wir sämtliche Kollegen wehmütig und gehorsamst, uns, die wir meist über 20 bis 40 Jahre hiesiger Schulen gedient, indes einem hohen Consistorio durch eine unanständige Conduite niemals einigen Unwillen erregt, hochgeneigtest außer solchen Verdacht zu setzen, bevorab wenn ja jemand wegen der Seinigen Todesfälle, Heiraten oder anderer vorfallenden Umstände halber notwendig auszureisen hat, dabei nicht das geringste versäumet wird oder in Unordnung gerät, sintemal sodann wir Collegae einander mit aller Willigkeit, Liebe und Redlichkeit sublevieren, auch ohne Ruhm zu melden, wohl eher mehr informieren, als Gott dem Herrn und der anvertrauten Jugend durch angemaßte Versäumnis die Zeit unverantwortlich abstehlen und dadurch zu Unordnungen Anlaß geben. Wir ergeben uns sämtlich inzwischen eines hohen Consistorii Affektion und gütigster Opinion, werden auch durch die wider alle Malevolos zu hoffende gerechteste Defension uns zu fernerem Eifer wegen hiesiger hochfürstlichen Schulen Aufnahme jederzeit desto mehr anreizen lassen, die wir mit allem Respekt stets verharren hohes Consistorii pflichtschuldigst untertänigste Diener."

Wie das Volk, so beurteilte auch im großen und ganzen die Behörde die Schulmänner, und weder Bürgermeister noch Superintendent behandelten sie als Leute von gleichem gesellschaftlichen und amtlichen Range. Es kam dabei zu manchem Streit, der uns heute ein Lächeln erweckt, damals aber grimme Erbitterung hervorgerufen hat, und nicht immer wagte oder vermochte der Rektor die Rechte seines Amts und seiner Schule so kräftig zu verteidigen, wie es der letzte getan hat. Einst hatten Primaner bei einem Polterabend des Fleischermeisters Ph. Klepp „mit Topf- und Bouteillenwerfen" Unfug getrieben und den dazwischentretenden Polizisten noch verhöhnt. Im Auftrage des Bürgermeisters erschien am folgenden Morgen der Wachtmeister in der Prima, um die Schuldigen vor das Stadtoberhaupt abzuführen. Der Rektor aber gab seine Primaner nicht heraus, sondern wies den Mann des Gesetzes schroff ab und ließ dem Bürgermeister sagen, über seine Primaner habe er, der Rektor, allein Recht zu sprechen. Die Stadt beschwerte sich beim Herzoge, und das Konsistorium, dem die Sache zugewiesen ward, erteilte zwar dem selbstbewußten Rektor einen Verweis, konnte aber seine Freude über dessen kraftvolles Auftreten nicht ganz unterdrücken. Ähnlich ging's in einem andern Falle. 1790 war die Stelle des Baccalaureus zu besetzen, es fand sich nicht gleich ein „tauglich Subjekt" für den Hungerposten. Generalsuperintendent Ottmer wollte einen Primaner damit vorläufig betrauen; das lehnte der Rektor ab; da stellte jener den Opfermann, der „bis vor kurzem als Diener Ottmers Livree getragen und keine höhere Beschäftigung gehabt, als Hochwürden die Schuhe zu putzen", ohne dem Rektor das mindeste davon zu sagen, zum Interimslehrer der IV. Klasse an und führte ihn ein. Sofort erklärte der Rektor, er werde die Schule nicht betreten, so lange jenes Unwesen dauere. Auf Ottmers Klage eröffnete ihm aber das Konsistorium, Visitatores hätten gefehlt, indem sie ohne es eine solche Verfügung

gemacht, und ohne mit dem Rektor Rücksprache zu nehmen, indem sie dazu einen Opfermann ohne Tentierung und Anweisung durch den Rektor gewählt hätten. Dazu erließ es eine „vorläufige Instruktion für die Visitatores, den Ephorus, den Rektor und die übrigen Lehrer der Schöninger Schule.“ Das war eine weise Unterstützung des Lehrstandes.

Unter solchen Umständen war es wahrhaftig nicht leicht, die nötige Berufsfreudigkeit sich als Schulmann zu bewahren und eine gesegnete Wirksamkeit auszuüben. Das besondere Glück des Anna-Sophianeums bestand nun darin, daß es viel tüchtige Lehrer und zumal Rektoren hatte, die z. T. hervorragende Männer waren und dabei ihr Amt nicht als Durchgang betrachteten, sondern es — öfter unter Ablehnung lockender Stellen — bis zum Ende ihrer Kraft oder ihres Lebens bekleideten. Daher kommt es, daß die Schule während der 170 Jahre ihres Bestehens nur 10 Rektoren gehabt hat. Die bedeutendsten unter ihnen waren Mader, die beiden Nolte, Vater und Sohn, Cuno, Ballenstedt und Cunze. Wir sind über ihr Leben meist gut unterrichtet, da der Nachfolger die Biographie seines Vorgängers zu schreiben pflegte. Unter allen ist der gelehrteste Forscher und vielleicht auch der fesselndste Lehrer Joach. Joh. Mader gewesen. Zu Hannover 1626 geboren, ward er nach Besuch der Universität Helmstedt, welche übrigens die alma mater aller 10 Rektoren gewesen ist, 25jährig Rektor zu Schöningen, wo er 1680 erst 54 Jahre alt starb. Sein Grabstein steht an der Vinzenzkirche. In seiner Prima waren zuweilen 70—80 Schüler; er verfocht auch der Stadt gegenüber seine Stellung stramm und unerschrocken. Die Leistungen aber von ihm, welche wir heute noch am besten beurteilen können, liegen auf wissenschaftlichem Gebiete. Er war ein feiner Philologe und Historiker. Er gab die Briefe Ciceros und des jüngeren Plinius heraus, auch die der apostolischen Väter Clemens Romanus, Polykarp und Barrabas, schrieb über den Märtyrer Laurentius, indes er die geplante Geschichte des Lorenzklosters nicht abgeschlossen hat; dann warf er sich, ein Schüler Conrings, auf das Mittelalter, veröffentlichte eine Reihe Chroniken, wie die Thietmars von Merseburg und Adams von Bremen, besonders als Vorgänger des größeren Leibniz, der ihn auch überschatten sollte, die Antiquitates Brunsvicenses.

Überwiegt im Wesen Maders so die gelehrte Forschung, so war dagegen Sig. Andr. Cuno, wie es scheint, ein Lehrer, der sein ganzes Wissen und Können der Schule widmete. 1675 in Schöningen geboren, ward er hier 1717 Rektor und starb 1747, kurz vorher in den Ruhestand versetzt. Man verzeichnet 40 Schriften von ihm, sie sind fast ausschließlich Schulprogramme, lateinisch verfaßt mit einer Ausnahme. Man möchte sie Musteraufsätze nennen, sie handeln über die verschiedensten Gegenstände, z. B. über die Schrift, die Feder, das Papier, die Tinte, den Buchdruck, über die Türken und über die richtige Verwendung der Muße, über die gar nicht seltenen Schulfüchse (de vulpeculis scholasticis haud incelebribus), ja sogar — und zwar in streng geschichtlichem Stile — über den Fall, den er 1737 vom morschen Hausboden in die Sekunda hinein getan. Sein bedeutendstes Werk aber sind die Memorabilia Scheningensia, 1728, eine fleißig zusammengestellte, freilich völlig kritiklose Chronik Schöningens in leider ziemlich bombastischem Latein. Wertvoll ist der Anhang, der in buntem Durcheinander Urkunden und Abhandlungen z. B. sechs Aufsätze über die Schöninger Saline enthält[1]).

Cuno in manchen Dingen, namentlich in der volkstümlichen Schriftstellerei, vergleichbar ist Joh. Arn. Ballenstedt, der 1705 in Wolfenbüttel geboren, von 1754—1788 Rektor zu Schöningen gewesen ist. Ihm scheinen die Primaner öfter über den Kopf gewachsen zu sein; Konrektor Schier stand nicht so zu ihm, wie es der Sache dienlich gewesen wäre, sicher kam die Schule in jener Zeit herunter, z. T. dadurch, daß Ballenstedt zu lange, bis über das 80. Jahr hinaus im Amte blieb. Er schrieb eine Reihe kurzer Biographien, über Schulbibliotheken und ganz anziehend, wenn auch ziemlich oberflächlich, über einige Merkwürdigkeiten der Braunschweigischen Länder, besonders des Elms.

Diesen beiden Schulmännern, die man, wenn der Ausdruck für jene Zeit nicht zu kühn wäre, Schöngeister nennen möchte, steht als würdige Ergänzung gegenüber ein wackeres Philologenpaar, der jüngere Nolte und Dietr. Cunze. Joh. Fried. Nolte hatte als Sohn des späteren Schöninger Rektors auf einer Reise seiner Eltern in einer Mühle bei Einbeck 1695 das Licht der Welt erblickt (daher Einbeccensis genannt), besuchte das Anna-Sophianeum, das Braunschweiger Martineum, das Gothaer Ernestinum und endlich in Berlin das Joachimstalsche Gymnasium. Nachdem er sich in Helmstedt als Poet (auch sein Vater war poeta laureatus) und schlagfertigen Disputator erwiesen hatte, ward er jung 1717 Conrektor zu Schöningen und nach Cunos Tode von 1747—1754 Rektor. Über ihn wird in seinem Sterbejahre vom Gen.-Sup. Schröter berichtet: Nolte hat als ein guter Schulmann

[1]) Eine Probe seiner Darstellung: nachdem er von der Pest 1625 erzählt hat, fährt er S. 114 fort: ceterum tristes istis ex contagiis quasi reliquias vel hodie nobis monstrat Sacellum S. Nicolai in pago suburbano orientali, im Ostendorff, utpote in cuius vestibulo conspicitur adhuc ejusmodi feretrum, quo peste abreptorum cadavera sepulchris injecta sunt, quod vocant einen Schüdderump, weil die Todten-Cörper damit ins Grab geschüttet wurden, damit die Todtengräber selbige nicht lange dürfften angreiffen, sondern sie also gleich zuscharren könten.

seine Tüchtigkeit zur Instruktion jederzeit wohl angewandt, präcise diese angefangen und die dazu gewidmeten Stunden treulich abgewartet, nicht leicht Urlaub gegeben oder etwas versäumt, wie auch dem Gottesdienste ordentlich beigewohnt und durch sein gut Exempel seine Kollegen zur Nachfolge gereizet und verhindert, daß andere, die etwa nicht alle Zeit gleiches Sinnes mit ihm gewesen, ihren Zweck erreichten. Sein Vortrag im Dozieren ist jederzeit deutlich, ohne Schläfrigkeit, mit erhobener Stimme und lebhafter Munterkeit geschehen, davon die Schüler, wenn sie gewollt, gut haben profitieren können . . . Die Primaner nehmen sich zuweilen mehr Freiheit, als ihnen nach den legibus scholasticis zusteht, weil eine Zeit über sie nicht strikte gehalten worden; denn Nolte hat wegen seiner Schwachheit nicht alles ahnden können." Bedeutender noch denn als Lehrer war Nolte wohl als Gelehrter; neben kleineren Schriften, die meist in Programmen erschienen, verfaßte er das Lexicon antibarbarum, das von 1720 ein volles Jahrhundert ein zuverlässiges Hilfsmittel des Philologen gewesen ist und selbst heute noch mit Nutzen eingesehen wird.

Diet. Cunze, der letzte Rektor des Anna-Sophianeums, 1760 in Schöningen geboren, war in Helmstedt nach der eigentlichen Studienzeit drei Jahre Mitglied des pädagogischen Seminars, der ersten Anstalt dieser Art in Deutschland. 1788 von Karl Wilhelm Ferdinand zum Rektor ernannt, leitete er das Schöninger Gymnasium 20 Jahre bis zur Aufhebung; er starb 1822 als Superintendent im Fürstentum Blankenburg. Cunze war, was selbst seine Gegner zugeben mußten, ein trefflicher Lehrer; General-Superintendent Ottmer, der ihm wenig hold war, meldete doch als Ephorus nach Wolfenbüttel: der Rektor kann mit seinen Gaben, Kenntnissen und Lehrvortrage viel Nutzen stiften (1796), fährt fort, in seiner gewöhnlichen Art sich um die Jugend verdient zu machen (1797), lehrt nach seiner Art recht gut." Wärmer äußert sich Konsistorialrat Dinglinger 1800 nach einer Generalvisitation: „Der Rektor ging die Lehre von der Person und Würde, vom Leben und Schicksale Christi gründlich und praktisch durch; er zeigte dabei eine gute Lehrgabe, und aus den selbstgedachten und gut ausgedrückten Antworten der Primaner erhellte, daß sie zum Nachdenken sowie zum richtigen Vortrage ihrer Gedanken angeleitet worden, auch ward dabei alles auf Herz und Leben angewandt. . . Das äußere Benehmen der Primaner gefällt durch den ihnen eigentümlich gewordenen Anstand, durch ihre Bescheidenheit und ungezwungene Freimütigkeit. Die Einwohner urteilten, die Primaner beobachteten ein schickliches Betragen, man höre von keinen Ausbrüchen der Roheit oder Wildheit. Dies ist besonders auch der genauen Aufsicht des Rektors über sie zuzuschreiben." Cunze war, wie seine Vorgänger, auch wissenschaftlich tätig; beachtenswert ist auch heute noch seine saubere Ausgabe des Curtius Rufus, die Gottl. Heyne, das damalige Haupt der deutschen Philologen, lobend anerkannte.

Das Anna-Sophianeum verdankte also seine Blüte diesen Männern, die pflichtgetreu und für ihren Beruf begeistert, unterstützt von treuen Kollegen, über die großen Schwierigkeiten siegten. Gar wenig werden ihnen dabei die Schulgesetze geholfen haben. Diese wurden freilich für sehr wichtig und bedeutsam gehalten; mehrfach gedruckt, hingen sie auch in der Prima aus und wurden jährlich zweimal feierlich verlesen. Sie waren mit nichten etwas der Schöninger Schule eigentümliches, sondern älteren Anstalten oft wörtlich entlehnt, ähnlich wie man im Mittelalter ein Stadtrecht von einer Gemeinde auf eine andere oft unbesehen übertragen hatte. Lohnend wäre es übrigens, einmal dem Ursprunge und der Verwandtschaft dieser Schulgesetze nachzugehen. Sind nun auch die Schöninger keine Eigentümlichkeit gerade dieser Schule, so zeigen sie doch den Geist und die Ideale, die damals herrschten. Danach wird das Benehmen der Schüler bestimmt in Schule und Kirche, draußen und im Hause, sowie im Verkehre untereinander. Die Schulgesetze fordern ein Aufnahme-, wie ein Abgangszeugnis, Gehorsam, Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit, deutliches Sprechen, sauberes Schreiben und regelmäßigen Schulbesuch; sie verbieten Vorsagen und Ablesen, Schwatzen und Zanken, Zusammenrotten auf der Straße und die Abiturientenkneipe. Der Schüler soll regelmäßig und zwar sittsam im Mantel den Gottesdienst besuchen und oft das Abendmahl nehmen, stets nach einer Art Ohrenbeichte beim Rektor. Bei Hochzeiten soll er ehrbar und mäßig sein, sich besonders vorzeitiger Eheversprechungen enthalten. Er darf keinen Degen noch Dolch oder Flinte tragen, nicht fischen oder vogelfangen, nicht schneeballen noch schlittschuhlaufen, ja auch nicht baden in Teichen und Flüssen. Erst Klopstock und Goethe haben die Deutschen wieder den Eislauf und das Schwimmen gelehrt, und heute wird von der Schule nachdrücklich gepflegt, was damals gemieden und gebrandmarkt war. Sonst wird in den Schulgesetzen noch viel Selbstverständliches ge- und verboten, viel von dem, was der Hellene besser in seinen ungeschriebenen Gesetzen stehen hatte. Strafen waren besonders Prügel, das schwarze Brett und die Verweisung von der Schule; ein Karzer fehlte. Bemerkenswert ist die Ordnung des Freitisches; danach bezahlt 2 bis 8 Pfg., wer beim Gebet lacht oder schwatzt, Kirche oder Schule versäumt, flucht oder schimpft, bei Tisch deutsch spricht — Latein sollte Umgangssprache sein —, alberne Geschichten erzählt, einem andern Brot wegreißt, außer der Reihe den Löffel nimmt, wie ein Geier oder eine Harpyie in die Schüssel fährt, ehe er an der Reihe

ist; mit Ausschluß vom Freitische für einige Zeit wird der Besuch von Wirtshäusern, der Gebrauch des Degens und nächtliches Lärmen bestraft. Daß aber weder diese Gesetze noch besondere Erlasse, die von Herzog August bis auf Herzog Karl gar nicht selten sind, allem Frevel vorbeugten, läßt sich erwarten und wird durch manche Geschichte bestätigt. 1666 hatte der Herzog aufs neue den Primanern das Kneipen untersagt und jedem Wirte, der einem Schüler etwas verabreichte, 20 Goldgulden als Strafe auferlegt. Aber schon Weihnachten 1673 kam es trotzdem zu einer bösen Sache, die in einer dicken Akte aufbewahrt, ein intimes Kulturbild gibt. Dem Bürgermeister Ladey schlägt nämlich der Primaner Bergen im Ratskeller mit einem Prügel 2 gefährliche Wunden in den Kopf. Der Verwundete berichtet über dies ungeheuerliche Vorkommnis und schließt rhetorisch: „Ich, sonder eitlen Selbstruhm zu melden, dieser Stadt gewürdigter Bürgermeister, bin von einem Schüler, dem ich als einem Kurrendenjungen und Adjuvanten chori musici vor meiner Tür manch Stücke Brot gegeben und erhalten helfen, ich alter und im Ehrenamt unbescholtener Mann von einem Fäntchen, ich friedewirkender von einem streitgierigen, ich unberauschter von einem besoffenen durch allzu freveln Mutwill sonder Anlaß fast meuchelmörderisch überfallen, verwundet und in Lebensgefahr gesetzet worden." Der Schüler, welcher als Erzieher der Kinder des Amtmanns auf dessen Schutz vertraute, dazu aber ein ausgeprägtes Selbstvertrauen gehabt zu haben scheint, erwiderte darauf: „Herr Ladey mit seinen zwei Helfern hat mich, da ich in publica taberna vor mein Geld einen Trunk tun wollen, sonder einige ihnen gegebene Ursache feindlich überfallen und mit Schlägen dermaßen traktieret, daß ich, um mein Leben zu retten, so gut ich gekonnt, mich defendieren und von diesen Leuten loszumachen genotdränget worden. Vim enim vi repellere etiam jure naturae licere et justam defensionem cuilibet permissam esse secundum juris vulgaria notum est . . . Daß auch der Konzipient mich mit dem weiß nicht wo erschnappten Namen Fäntchen tituliert, solches muß ich zwar vorlieb nehmen; es scheint aber, daß der gute Mensch den radicem nicht recht investigieret habe; denn weil Fäntchen sonder Zweifel vom lateinischen Wort ‚juvene' herkommt, so hätte er vor das große F wohl ein V setzen mögen . . . Was Gegenteil vom Tumultuieren und Gesöff anführet, solches ist wieder die Wahrheit und wird nicht erwiesen werden können . . . Ich habe mit dem Schreiber des Amtmanns am III. Weihnachtstage meinen Condiscipulum Mich. Lüdern in seiner Mutter Hause besucht, daselbst 2 Studiosos nebst etlichen Schülern angetroffen, mit denen wir die Zeit familiariter colloquendo vertrieben und dabei nicht mehr als nach Durst getrunken, keineswegs aber gezechet und uf der Gasse viel Tumultierens gemacht. Nachdem wir nun daselbst Abschied genommen, sind wir beide nach dem Keller gegangen, um nur noch 1 Glas Halberstädtschen Broihahn zu trinken." Nachdem Berger den Streit von seinem Standpunkt erzählt und seine Gefährdung durch die Angehörigen des Bürgermeisters lebendig geschildert hat, schließt er pathetisch: „So habe ich die Schule nicht besuchen dürfen, wodurch ich in meinen Studiis nicht gering gehindert worden, indem ich die edle Zeit meiner Jugend so vergeblich dahin schwinden lassen muß, was Herrn Ladey dereinst zu schwerer Verantwortung gereichen wird." Da „von den Scholarchen wohl einige anmaßliche Cognition darüber angestellt worden, Injuriatus aber sich beschwert, daß der Beklagte wegen solches Frevels zu keiner Bestrafung gezogen und der Amtmann die Sache totschweigen zu wollen schien", so übergab der Drost sie weiter an das Gericht zu Wolfenbüttel, das den Burschen wohl — das Urteil liegt leider nicht bei der Akte — schleunigst von der Schule fortgeschickt haben wird. Auch das Waffentragen verbot man noch außer den Schulgesetzen öfter aufs bestimmteste, aber 1734 ward der einzige Sohn weiland P. Rehtmeiers zu Braunschweig, des berühmten Geschichtsschreibers, bei einer Kollation im Bierhause von einem Mitschüler mit dem Degen gefährlich verwundet und starb an der Wunde. Trotzdem baten die Primaner 1748 durch den Ephorus Schröter das Konsistorium aufs neue um die Erlaubnis, und ist einer Familienüberlieferung zu trauen, so verlangte der letzte Rektor von seinen Primanern, daß sie mit dem Degen an der Seite öffentlich erschienen.

Die Primaner wurden zum Kneipen und Fechten auch durch die Nähe der Universität Helmstedt leicht verführet; andererseits fehlte ihnen meist ein behaglich Heim und eine anerkannte Autorität in ihrem Hause; sie waren größtenteils bei kleinen Leuten in Wohnung und Kost, da es an Unterkunft in gebildeten Familien fehlte, auch die Lehrer bei der Knappheit ihrer Räume keine Schüler aufnehmen konnten. Die von den Schulgesetzen erlaubten Vergnügungen, anständiges Spiel und Spaziergang, befriedigten die ausgelassene Jugend nicht, das Gregorienfest, mit Umzug und Gelage begangen, war wegen Unzuträglichkeiten schon 1692 aufgehoben, die regelmäßigen Schulfeiern aber boten wohl weder den Lehrern noch den Schülern besondern Genuß. Man führte freilich zuweilen Schauspiele auf, wie es seit der Renaissancezeit in Schulen üblich geworden und namentlich auch von den Jesuiten gepflegt war; 1776 gaben z. B. die Primaner den Deserteur aus Kindesliebe mit einem Nachspiele „das Duell", 3 Jahre darauf den Tod Abels mit Musik. Meist aber wurden lateinische oder deutsche Reden gehalten, z. T. über absonderliche Gegenstände. 1771 stellte man Betrachtungen über das

menschliche Leben an, schilderte die unglücklichen Folgen eines Duells mit lebhaften Farben, stellte die Insekten dar als Zeugen von Gottes weisester Vorsehung. 1760 ward der Frühling besungen samt der Baumblüte, das Landleben gepriesen und Vergils Spruch: trahit sua quemque voluptas erläutert. Gern erörtern verschiedene Redner das Für und Wider einer Sache, das akademische Disputieren nachahmend. Da spricht ein Primaner gegen die Schulen, ein zweiter für sie, der dritte beweist, daß sie keine Folterkammern seien, der vierte endlich handelt von der Notwendigkeit des Unterrichts. 1724 redeten 10 Schüler über Schöningens Geschichte, Lage und Klima, Häuser und Lebensweise der Bewohner, auch über das Stadtkind Willigis. Diese Feiern waren wohl von langer Dauer, einmal umfaßt das Programm 22 Nummern. In der Wolfenbütteler Bibliothek zeugen noch 70 Programme von diesem öffentlichen Leben des Gymnasiums. Neben einer gewissen studentischen Freiheit, die nicht ganz zu unterdrücken war, und der Berühmtheit der Anstalt samt ihren Rektoren zogen die Vergünstigungen der Schule fremde Schüler herbei, die meist als Primaner kamen. Anna Sophie hatte 12 Freitische von je 30 Tlr. gestiftet, die Inhaber der Stellen erhielten Mittag- und Abendessen. Als Brandenburgerin hatte die Stifterin 6 Stellen ihren Landsleuten, den Preußen vorbehalten, daher besaß Preußen auch immer ein gewisses Visitationsrecht über die Schule, und merkwürdige Dinge erwuchsen diesem Kompatronat. 1751 verfügte Friedrich d. Gr., daß seine Untertanen nur preußische Schulen besuchen sollten; ein Jahr darauf machte er mit dem Anna-Sophianeum eine Ausnahme. 1800 befahl Landrat von Dyherrn den Schülern aus dem Halberstädtischen und Magdeburgischen, die Schöninger Schule zu verlassen, widrigenfalls sie als Austreter d. i. Deserteure angesehen und behandelt würden. Nach langen Verhandlungen erlaubte Preußen den Landeskindern, die durch eine besondere Prüfung vor dem Rektor ihre Befähigung für den gelehrten Beruf erwiesen, den ferneren Besuch der Schule. Die Prüfungsaufgaben liegen noch vor. — Als 1712 die Klosterschule von St. Lorenz aufgehoben ward, schuf der Herzog 6 Stipendien von je 30 Tlr., wovon man also zur Not seinen Unterhalt in Schöningen bestreiten konnte. Auch die 15 Mitglieder des Singechors, die den Verdienst der Kurrende und der Leichenbegleitung unter sich teilten, werden sich damit einigermaßen haben durchschlagen können. Endlich hatten manche Primaner als Hauslehrer wohlhabender Bürgersöhne freie Wohnung und Kost.

Das Schulgeld betrug in Prima 2 Tlr. 16 ggr., es fiel dem Rektor und dem Konrektor zu gleichen Teilen zu.

Wir sind in der glücklichen Lage, die Frage, was das Gymnasium geleistet, wie viel Schüler es zum akademischen Studium herangebildet hat, mit ziemlicher Bestimmtheit beantworten zu können. Die Wolfenbütteler Bibliothek bewahrt das Album, das die Primaner vom Juni 1707 bis Mich. 1808 verzeichnet; es sind 994, also rund 1000 Schüler in einem Jahrhundert; erwägt man, daß es mit der Schule im 18. Jahrhundert langsam bergab ging, daß dagegen im 17. Jahrhundert ihre Blüte gewesen, wo es oft 70—80 Primaner statt der späteren 20—30 gab, so darf man sicher 1000 Primaner auch für die ersten 68 Jahre des Bestehens ansetzen. Cuno zählt davon in seinen Memorabilien, wohl nach mündlichen Quellen, noch 400 auf[1]). Eine Schule aber, die in jenen Zeiten der Armut und Entvölkerung Deutschlands 2000 Primaner gebildet hat, ist sicherlich eine bedeutende Anstalt für die ganze Gegend gewesen. Sie hatte ihren regelmäßigen Zuzug aus dem Osten des Herzogtums und aus dem Nordteile der heutigen Provinz Sachsen.

Jenes Primaneralbum ist übrigens ein kostbares Buch, gibt es doch nur wenig Schülerverzeichnisse aus dem 18. Jahrhundert, und auch abgesehen von der Statistik des Ansehens und Durchblätterns wert; es enthält nämlich, anders als eine nüchterne Universitätsmatrikel, außer den Personalien oft noch knappe Charakteristiken und Nachrichten über das weitere Leben der Schüler, die eine spätere Hand nachgetragen hat. Sie reichen hin, die Phantasie anzuregen, das Schicksal dieses und jenes Jünglings weiter auszumalen. Das mögen einige Proben, aus dem Lateinischen übersetzt, beweisen. X. war träge und ungehorsam auf unserer Schule, lebte übel auf der Helmstedter Universität; nachdem er sein Vermögen verjubelt, sah er sich genötigt, sich durch Dreschen und sonstige Handarbeit zu erhalten, endlich bettelte er. Y. sagte teils aus Trägheit, teils aus Dummheit den Studien Lebewohl und wandte sich der Landwirtschaft zu. Z., ein guter Kerl, aber so lange er auf der Schule war, konnte man ihn mit Thomas von Aquin einen stummen Ochsen nennen. Böhler, ein Zecher und Spieler, ward 1729 öffentlich von der Schule verwiesen, ging nach Halberstadt, wo er übel lebte, auch auf andere Schulen noch. Endlich gesellte er sich Straßenräubern, ward ergriffen und in Nordhausen 1731 aufgehenkt. Schwalenberg aus Wolfenbüttel ging als Soldat nach Ungarn, später nach Südamerika, wo er bei Surinam wohnte und später als Tabak- und Zuckerrohrpflanzer riesigen Reichtum erwarb; er heiratete zuerst eine Indianerin, dann eine wohlhabende Holländerin. Ein wackerer Schüler, heißt es von einem andern, ging er 1717 auf die Universität Halle, nachdem er in seiner Abschiedsrede über die

[1]) hos quidem, so schreibt er, recensere jam potuimus; longe plures ob albi veteris scholastici defectum omissi ac praeteriti.

Schlacht bei Belgrad gesprochen hatte, ist Feldwebel, wie ich höre, gezwungen im v. Gerstorffschen Regimente. Rohde, 1727 wegen seiner Unbotmäßigkeit von der Schule entfernt, wurde von Brandenburgischen Reitern, mit denen er im Löwenkruge gezecht und Karten gespielt hatte, den Mund verstopft, heimlich durch den Schloßgarten geschleppt und nach Oschersleben gebracht. Gar manchmal heißt es: er ward Soldat oder Brandenburgischer Reiter — es war die Zeit des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I.

Die meisten Angaben betreffen natürlich gut bürgerliche Schicksale ohne romantischen Glanz. Geistliche und Juristen gingen zu Hunderten aus der Schule hervor; die Helmstedter Professoren Keuffel, Häberlin, Wideburg, der Konsistorialrat Knittel, der Minister v. Wendhausen, auch der Romandichter Lafontaine, der Lieblingsschriftsteller der Königin Luise, waren in Schöningen gebildet.

Die Schule, welche im 30 jährigen Kriege gegründet war und den 7 jährigen überstanden hatte — 1763 feierte sie ein Friedensfest mit Reden auf den alten Fritz und den Herzog Ferdinand — erlag, schon kränkelnd und der Mittel zu einer Neuordnung ermangelnd, den Napoleonischen Kriegen. Nach den Schlachten von Jena und Auerstedt fiel unser Herzogtum den Franzosen anheim, und als es im Herbst 1807 in das neugegründete Königreich Westfalen aufgegangen war, wurden die Bildungsanstalten des Landes kräftig beschnitten. Seit Anfang 1808 erhielten die Lehrer des Anna-Sophianeums kein Gehalt mehr ausbezahlt, und durch Erlaß vom 5. November 1808 hob Jerome, König von Westfalen, die Schule auf: „le Gymnase de Schöningen, district de Helmstedt, departement de l'Ocker, est supprimé à compter du I. decembre prochain. 1½ Jahr später folgte die Universität Helmstedt der Schule in das Nichts.

Beide Anstalten blieben tot, sie wurden nach den Befreiungskriegen nicht wieder in das Leben zurückgerufen. Ein gewisser Ersatz für beides sollte das Helmstedter Gymnasium sein, das 1817 gegründet, 1825 den Namen „vereinigtes Helmstedt-Schöningensches Gymnasium" erhielt. Dahin wurden nämlich die 12 Freitische der Anna Sophie, nach alter Bestimmung 6 für Preußen, 6 für Braunschweiger, gelegt, jetzt freilich zu Stipendien verringert.

So ist es nicht viel, was vom Anna-Sophianeum der Zeit getrotzt hat, und doch verdient die Schule in der Geschichte der deutschen Kultur einen, wenn auch bescheidenen, Ehrenplatz neben der stolzen Alma Julia von Helmstedt, denn sie hat an der geistigen Wiedergeburt des deutschen Volkes nach dem 30 jährigen Kriege redlich und treu mit gearbeitet und trotz kleiner Mittel Großes erreicht.

Aus verlorenen Braunschweigischen Strafprozeßakten.

(Ermordung des Hopfenhändlers Johann Stootmeister aus Cassiek; Ermordung der Pfandmaklerin Witwe Lillie in Braunschweig; Ermordung der Eheleute Gastwirt Mollfeld, Braunschweig, durch den Maler Louis Krage von dort.)

Mitgeteilt von Paul Peßler.

(Schluß.)

III. Der Doppelraubmörder, Maler Louis Krage aus Braunschweig. 1873.

Am 26. Juli 1873 fand sich an den Anschlagsäulen der Stadt Braunschweig die folgende Bekanntmachung der dortigen H. Polizeidirektion:

„In der verflossenen Nacht, gegen Morgen, sind die auf der Wendenstraße in der ‚Stadt Lüneburg' wohnenden Eheleute Mollfeld in ihren Betten lebensgefährlich durch Schläge mit einem scharfen Instrumente, vielleicht einem Beile oder einem Stemmeisen, verwundet. Der Täter wird entweder durch ein Kammerfenster, das nicht eingehängt gewesen, oder von einer über dem Orte der Tat liegende Vorratskammer, welche mit jenem durch eine kleine Treppe verbunden ist, eingedrungen sein."

„Vielleicht ist ein Raub beabsichtigt, wenigstens fehlen Schlüssel zu Behältnissen, welche vor dem Bette des Gastwirts Mollfeld gelegen hatten, doch scheint der Täter seine Absicht nicht erreicht zu haben, da bis jetzt nicht zu ermitteln gewesen ist, daß Sachen fehlen."

„Nach Angabe des Gastwirts Mollfeld, der seinen forteilenden Angreifer auf den Rücken gesehen hat, ist dieser anscheinend ein junger Mann mittlerer Größe, hager, in dunkelem Anzuge gewesen. Das Hülfegeschrei des Gastwirts Mollfeld wird den Täter an der Fortsetzung seiner Verbrechen verhindert haben. Derselbe scheint durch die Haustür, die man später offen gefunden hat, auf die Straße entflohen zu sein; den Hausschlüssel hat er auf einem Schränkchen vor dem Bette der Überfallenen gefunden."

Am 28. Juli 1873 starb der Gastwirt Mollfeld, am 30. Juli 1873 auch seine Ehefrau, an den Folgen der erhaltenen Verletzungen.

Schon am 27. Juli 1873 wurde als Verdächtiger der 21jährige ledige Maler Louis Krage aus Braunschweig verhaftet.

Die gegen ihn eingeleitete Untersuchung ergab in Kürze folgendes:

Der 53jährige Wirt Gust. Mollfeld und dessen 47jährige Ehefrau Elisabeth geb. Stübig hatten wegen Kränklichkeit des Ehemanns Mollfeld seit längerer Zeit die Bewirtschaftung ihres Gasthauses „Zur Stadt Lüneburg" im wesentlichen einem Bruder der Ehefrau Mollfeld, Louis Stübig, überlassen, jedoch waren sie noch im Geschäftsbetriebe hülfreich tätig. Am 25. Juli 1873 war ein Verwandter der

Frau Mollfeld, der Bürstenfabrikant Rehbock aus Hannover, zum Besuche gekommen. Mit diesem und mit ihrem Bruder Stübig ging Frau Mollfeld abends zu einem im Thießschen Garten stattfindenden Konzerte. Um 11 Uhr kehrten alle drei zurück.

Der Wirt Mollfeld, welcher sich bis dahin in der Gaststube aufgehalten hatte, verließ diese, und alle genannten Personen verfügten sich in die nach dem Hofe zu belegene (mit einer nach dem Hausflur aufgehenden Tür versehene) Wohnstube. Nach kurzem Verweilen ging dann Mollfeld in die hinter der Wohnstube befindliche Schlafkammer, legte sich zu Bett und ließ, wie gewöhnlich, seinen wachsamen Hund, einen Pudel, sich unter dem Bett lagern. Frau Mollfeld, Rehbock und Stübig blieben noch eine Zeit lang in der Stube zusammen. Die letzteren beiden gingen gegen 12 Uhr zur Ruhe, und nach einer ferneren halben Stunde begab sich auch die Frau Mollfeld, nachdem der Hausknecht und Wirtschaftsgehülfe Möllering die Haustür verschlossen und ihr den Schlüssel überbracht, sie selbst aber die von der Wohnstube nach dem Hausflur führende Tür verschlossen hatte, in ihre Kammer. Die von dieser Schlafkammer nach der Wohnstube zu führende Tür schloß sie ab und ließ den Schlüssel von inwendig stecken. Hierauf ging sie (ihr Ehemann schlief schon) zu Bett und schlief bald ein.

Die Mollfeldsche Schlafkammer hatte 2 Fenster nach Norden, auch führte von ihr an der Südseite eine Tür auf den Hof. Diese will Frau Mollfeld noch vor dem Schlafengehen verschlossen haben, auch die beiden Kammerfenster sollen nach ihrer Angabe bis auf einen oberen, der Hitze wegen offen gebliebenen, Flügel zugehakt gewesen sein.

An der Südseite der Kammer befand sich eine Treppe, die in eine über der Kammer liegende, durch eine Falltür verschlossene Vorratskammer führte. Ob diese (sich leise öffnende) Falltür am Abend des 25. Juli 1873 offen gestanden hat, ist nicht zu ermitteln gewesen.

An der Ostwand der Kammer standen außer einem Kleiderschranke längs hintereinander die Betten der Mollfeldschen Eheleute. In dem Bett zunächst den Fenstern schlief der Ehemann Mollfeld, in dem anderen seine Ehefrau.

Gegen $3^1/_2$ Uhr morgens, der Tag begann bereits zu grauen, wurde Mollfeld durch einen heftigen, mittels schweren Werkzeugs gegen seinen Kopf geführten Schlag aus dem Schlafe erweckt, gleich darauf erhielt er noch mehrere Schläge an die Seiten des Kopfes. Als er instinktmäßig seine Hand zum Schutze erhob, fielen auch auf diese mehrere Schläge. Mollfeld blieb bei Besinnung. Er rief den Namen seiner Frau, erhielt aber keine Antwort. Nunmehr sah er, daß ein schlanker junger Mann von mittlerer Größe und hagerer Gestalt, bekleidet mit einem dunkelen Anzuge, von der Stube in die Kammer ging. Stark am Kopfe blutend, stand Mollfeld auf und ging dem Manne bis zur Stubentür nach. Er sah, daß der Eindringling vom Sophatisch einen Gegenstand, wahrscheinlich einen Schlüssel, wegnahm, dann die nach dem Hausflur führende Stubentür öffnete und sich entfernte.

Inzwischen ergab sich, daß auch die Ehefrau Mollfeld, und zwar vor ihrem Ehemanne, einen heftigen, ebenfalls mittels eines schweren Werkzeuges geführten Schlag in die rechte Schläfengegend erhalten hatte. Der Schlag hatte sie betäubt, sie will indessen durch die Rufe ihres Mannes zur Besinnung gekommen sein.

Auf Mollfelds Hülfegeschrei kamen allmählich die Hausgenossen; zuerst Rehbock, darauf Stübig, dann auch andere herbei. Sie fanden die Mollfeldschen Eheleute stark blutend, sorgten für die nötigen Handreichungen und riefen ärztliche Hülfe heran. Eine sofortige Durchsuchung des Hauses nach dem Täter blieb erfolglos; die Haustür fand man offen, deren Schlüssel steckte inwendig im Schlosse.

Verschwunden war das Schlüsselbund, in dem sich der Schlüssel zu einem in der Wohnstube stehenden, zur Aufbewahrung des Mollfeldschen Geldes dienenden, Sekretär befunden hatte. Dieses Schlüsselbund hatte auf dem vor dem Mollfeldschen Bette stehenden Nachttischchen gelegen. Verschwunden war auch, wie sich erst später herausstellte, eine Brosche, welche die Frau Mollfeld noch am Abend des 25. Juli 1873 getragen hatte.

Hiernach war anzunehmen, daß der Täter es auf das Mollfeldsche Geld, als dessen Aufbewahrungsort er den Sekretär gekannt haben wird, abgesehen hatte, daß er, um eine ungestörte Plünderung des Sekretärs zu ermöglichen, die Eheleute Mollfeld hatte erschlagen wollen, daß seine Diebesabsicht durch Mollfeld vereitelt war, und daß er — nach der gewöhnlichen Gepflogenheit schwerer Verbrecher —, um „wenigstens etwas von der Sache zu haben", die Brosche der Frau Mollfeld sich vor seiner Flucht noch rasch angeeignet hatte. Eingeschlichen wird sich der Täter bereits am Abend des 25. Juli 1873 haben, und er hat sich dann anscheinend in der Mollfeldschen Schlafkammer selbst oder in der darüber liegenden Vorratskammer bis gegen Morgen versteckt gehalten.

Der sonst äußerst wachsame Mollfeldsche Pudel war nicht laut geworden; er war vielmehr erst, als ihn die Hausbewohner später gelockt hatten, ängstlich und zögernd unter dem Bett hervorgekrochen gekommen.

Der Mörder war nach alledem eine Person, die nicht nur mit den Örtlichkeiten des Mollfeldschen Hauses und dem Aufbewahrungsorte des Geldes vertraut, sondern auch mit dem Pudel durch längeren Verkehr bekannt geworden war.

Eine Person, auf die alles dieses und außer-

dem auch noch die seitens des Mollfeld von dem Täter gemachte Personenbeschreibung zutraf, war der oben genannte (am 5. Juni 1851 geborene) ledige Maler Louis Krage.

Dieser hatte seit etwa 8 Wochen bei Mollfelds regelmäßig gegessen, er war mit dem Mollfeldschen Pudel Max, den sein Hauswirt, Zichorienmüller Rinkel, aufgezogen hatte, genau vertraut, und er hatte den Sekretär als Aufbewahrungsort des Mollfeldschen Geldes gekannt, da ihm kurze Zeit vor der Tat (am 12. Juli 1873) Frau Mollfeld aus diesem Sekretär 10 Taler, deren er als Darlehn bedurfte, herausgeholt hatte.

Krage war auch eine Persönlichkeit, bei der man sich „der Tat versehen konnte." Während seiner Schuljahre war er polizeilich wegen Landstreichens verwarnt; in seinem 15. Lebensjahre war er im Amte Soltau als Vagabund aufgegriffen, im Jahre 1867 wegen Trunkenheit und groben Unfugs mit Haft bestraft.

Im Jahre 1872 hatte er seinem Vater 300 Taler in Leihhausobligationen gestohlen und den Erlös mit liederlichen Frauenspersonen auf einer Reise durchgebracht. In der Ausübung seines Malergewerbes war er so unzuverlässig gewesen, daß ihm seine Mitgesellen den Beinamen „Bummel" beigelegt hatten, und im Jahre 1873 hatte er seine Verlobte, die Tochter eines Wundarztes in Aderstedt, geschwängert. Er wollte diese Michaelis 1873 heiraten, und hierzu gebrauchte er notwendig Geld.

Die Nachforschungen ergaben, daß Krage am Abend des 25. Juli 1873 gegen 10¾ Uhr sein Logis bei dem Zichorienmüller Rinkel verlassen hatte, und daß er erst 4 Uhr morgens zurückgekehrt war. Als er erfuhr, daß die Polizei auf ihn fahnde, versuchte er vergeblich seinen Bettgenossen, den jungen Louis Rinkel, zu überreden, seine (Krages) Behauptung, er sei die Nacht über im Bette gewesen, zu bestätigen, und als dieses mißlang, wußte er über seinen nächtlichen Aufenthalt nur anzugeben, er habe sich in den öffentlichen Parks umhergetrieben und dort auf einer Bank geschlafen. Am Morgen des 26. Juli hatte ihn seine Hauswirtin völlig angekleidet in einer hinter dem Küchenraume belegenen Stube auf dem Sopha angetroffen, und als bald darauf eine Nachbarin laut und lärmend den Vorfall bei Mollfelds in diesem Zimmer seiner Hauswirtin erzählte, hatte er sich schlafend gestellt.

Eine genaue Durchsuchung der Räume seiner Wirtsleute förderte endlich einen stummen Zeugen an den Tag, der den unwiderleglichen Beweis seiner Täterschaft erbrachte.

In dem Rinkelschen Hause (Nickelnkulk 17) wurde nämlich am 30. Juli 1873, versteckt in einem 5—6 Fuß vom Boden entfernten Mauerloche des Küchenraumes, den Krage am Frühmorgen des 26. Juli hatte durchschreiten müssen, die verschwundene Brosche der Ehefrau Mollfeld gefunden. Diesen Schmuckgegenstand, besonders kenntlich daran, daß etwa ½ Jahr vorher die abgebrochen gewesene Nadel wieder angelötet war, wurde von zahlreichen Personen wiedererkannt, darunter von der Magd Mollfelds, welche die Brosche noch am Abend des 25. Juli 1873 ihrer Herrin angesteckt hatte, als diese sich zu dem Konzerte in Thieß Garten begeben wollte.

Mit cynischer Ruhe leugnete Krage. Er verlor auch diese Ruhe nicht, als er vor die Leichen der Mollfeldschen Eheleute geführt wurde. Als er vor die entstellte Leiche Mollfelds gebracht war, ertönte plötzlich ein heftiger Donnerschlag. Alle Anwesenden waren durch dies Ereignis tief erschüttert, nur Krage verzog keine Miene.

Sein alter Vater, ein ehrbarer Schriftsetzer, starb während der Untersuchung. Als Krage vor dessen Leiche geführt wurde, faßte er deren gefaltete Hände und sagte: „O Vater, Vater, Vater, wie glücklich bist du, wäre ich doch an deiner Stelle!" Als ihn seine Schwägerin fragte, ob er dem Vater seine Unschuld beteuert hätte, antwortete er ausweichend: „Ich habe gebetet!"

Nur eines hatte er nicht über sich vermocht. Er hatte am 26. Juli 1873 es nicht gewagt, das Mollfeldsche Haus behufs Einnahme seines Mittagsbrotes zu betreten; er hatte überhaupt an diesem Tage nicht zu Mittag gegessen.

In der vom 21. bis 23. Januar 1874 währenden, mit dem Todesurteil endenden Hauptverhandlung vor dem Herzoglichen Schwurgerichte in Wolfenbüttel beharrte Krage in seiner alten Ruhe beim Leugnen. Diese Ruhe verließ ihn auch, wie das „Braunschweiger Tageblatt" berichtet, in den letzten Tagen seines Lebens nicht.

Als ihm am 23. März 1874 eröffnet wurde, daß er am 27. März enthauptet werden solle, war er kühl und gefaßt. Dem am Frühmorgen des 27. März um 6¼ Uhr in seiner Zelle erscheinenden Geistlichen gegenüber blieb er bei der Versicherung seiner Unschuld, und bei seinem letzten Gange, um 7 Uhr morgens, zeigte er eine solche Ruhe und Gleichgültigkeit, daß einer der Scharfrichtergehülfen nach der Vollstreckung des Todesurteils äußerte, eine derartig herausfordernde Standhaftigkeit eines Delinquenten habe er noch bei keiner der vielen von ihm mitgemachten Hinrichtungen beobachtet.

Krage ist eine der wenigen innerhalb der letzten 50 Jahre im Herzogtum hingerichteten Personen, die ohne Geständnis in den Tod gegangen sind. Außer ihm sind nur beim Leugnen geblieben die wegen Giftmordes Hingerichteten, nämlich: der Friseur Ernst Eduard Dombrowski aus Wolfenbüttel (14. Oktober 1853), der Schuhmacher August Miehe aus Braunschweig (10. September 1869) und der Schlachter Wilh. Brandes aus Braun-

schweig (5. Februar 1875). Die Mittäterin des Brandes, Ehefrau Henriette Krebs, hatte wenigstens ein teilweises Geständnis abgelegt.

Bücherschau.

Karl Mollenhauer, Das Stadttheater. Eine Komödie in fünf Aufzügen. Blankenburg am Harz 1906. 87 S. 8°.

Der Zettel des Stückes gibt als Ort der Handlung eine größere Provinzialstadt an, das Gebiet, dem der Verfasser schon öfters Anregungen zu satirischen Schilderungen entnommen hat. Diesmal ist es der Ehrgeiz eines Stadtverordneten und Kommerzienrates, der um alles in der Welt gern eine Rolle spielen möchte, sich dabei lächerlich macht und durch einen bösen Hineinfall kuriert wird. Vor allem um seinem Nebenbuhler in dem Ringen nach Einfluß in der Bürgerschaft eine Niederlage zu bereiten, setzt er es gegen diesen in der Stadtverordnetenversammlung durch, daß die Stadt das halbwegs verkrachte Theater übernimmt und ihm sozusagen die Intendantur dieses neuen Stadttheaters überträgt. Man hört, daß es finanziell ein gewagtes Unternehmen ist, und macht sich auf alle die kleinen und großen Verdrießlichkeiten gefaßt, die dem allzu geschäftigen Kommerzienrat erblühen werden. Ein Stadttheater! Was für anmutige Intrigen des leicht erregten Theatervölkchens können wir erwarten, was für Schwierigkeiten bei der Wahl der Stücke (schon lernen wir einen Schuldirektor mit einem unaufgeführten Drama kennen), welche Kämpfe streitlustiger Theaterkritiker oder welche Verwicklungen persönlicher Natur — Frl. Andreotti klingt so verheißungsvoll! Allein bei solchen Vermutungen bedenken wir nicht, daß Lessing sagt, ein Titel solle kein Küchenzettel sein und nichts vom Inhalte verraten. Wir erfahren in der Tat nichts von den Aussichten auf das weitere Gedeihen des Theaters als nur, daß die Eröffnungsvorstellung der Jungfrau von Orleans gut ausgefallen ist. Die Handlung dreht sich nämlich in der zweiten Hälfte des Stückes nicht sowohl um das Theaterproblem als vielmehr um den Prolog zur Einweihung, den der Kommerzienrat zu liefern hat. Dabei veranlaßt ihn der Ehrgeiz und die durch ihn hervorgerufene Zwangslage, etwas zu tun, was ihn ruinieren kann, verführt und bloßgestellt von seinem Sekretär, der sich zu unserer großen Überraschung plötzlich als Canaille entpuppt. Aber die noble Gesinnung seines verkannten Gegners, der sich als der schätzenswerteste Charakter des Stückes erweist, rettet ihn, heilt ihn von seiner Schwäche und knüpft eine Freundschaft zwischen den alten Feinden. Mehr dürfen wir vom Inhalte nicht verraten, um eigener Lektüre nicht vorzugreifen. Gut ist die Szene, wo der dilettierende Stadtverordnete, den das Dichten plagt, selbst am Kaffeetische mit seiner Frau nur in Jamben spricht. Am besten geglückt sind dem Verfasser die Wirtshausszenen des zweiten Aktes. Die Komödie bietet gewandten Schauspielern gute Rollen, aus denen gewiß viel zu machen ist. H. M. Schultz.

Das Gedicht **Tilos von Kulm** „Von siben Ingesigeln," das **Karl Kochendörffer** als Band IX der „Deutschen Texte des Mittelalters, herausgegeben von der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften" (Berlin, Weidmann 1907) veröffentlicht hat, besitzt für uns insofern ein besonderes Interesse, weil es nach der Schlußschrift und einigen Versen des Textes (V. 77 ff.) einem Braunschweigischen Fürsten, dem Herzoge Luder, dem Sohne Herzog Albrechts des Großen, gewidmet ist, dem am 17. Febr. 1331 die Hochmeisterwürde des deutschen Ordens übertragen wurde, und auf dessen eigene dichterische Tätigkeit wir vor einiger Zeit (Br. Mag. 1904 S. 111) hinweisen konnten. Aus derselben Handschrift, die das Gedicht enthält, werden S. VII der Einleitung auch zwei lateinische Gedichte auf den Herzog Luder mitgeteilt, die offenbar auch von Tilo von Kulm verfaßt, vielleicht gar von seiner eigenen Hand in das Manuskript geschrieben sind.

Führer durch die Sammlungen des Herzogl. Museums zu Braunschweig. 5. Aufl. Braunschweig, J. H. Meyer 1907. 4 Bl. u. 158 S. schmal 8°. —,50 M.

Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen für den Besuch des Herzoglichen Museums, wie für die Brauchbarkeit des Büchleins, daß von dem vorliegenden Führer, der in dieser neuen, anfangs etwas fremdartig erscheinenden Form zuerst im Jahre 1902 ausgegeben wurde, jetzt schon die 5. Auflage notwendig geworden ist. Die neue Bearbeitung trägt den inzwischen erfolgten Änderungen in dem Bestande der Sammlungen, die insbesondere durch den Austausch mit anderen Anstalten veranlaßt sind, gebührend Rechnung und läßt auch sonst an verschiedenen Stellen die sorgsam bessernde Hand deutlich erkennen. Die Einrichtung des Drucks hat zur Erhöhung der Übersichtlichkeit beigetragen.

In der **Zeitschrift für Ethnologie** (39. Jahrgang 1907 Heft 4 u. 5. S. 447—508) hat Dr **Fiedler-Braunschweig** einen Aufsatz über „Säugetierreste aus braunschweigischen Torfmooren nebst einem Beitrag zur Kenntnis der osteologischen Geschlechtscharaktere des Rindsschädels" veröffentlicht, dem u. a. eine Abbildung des 1875 bei Alvesse gefundenen Skeletts von Bos primigenius beigegeben ist.

Im **Jahrbuche des Verwaltungsrechts** (II. Jahrgang 1907) behandelt Dr F. W. R. Zimmermann S. 975—84 die Rechtsprechung des herzogl. braunschweigischen Verwaltungsgerichtshofs" und S. 1088—1111 die Gesetzgebung des Herzogtums in den letzten Jahren, die nach dem Gegenstande (Beamtenrecht, Polizeirecht, Eisenbahn- und Wegerecht usw.) geordnet ist.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1907. November **Nr. 11.**

Der Urnenfriedhof bei Wolfenbüttel.

Von Th. Voges.

Es gibt viele Orte im deutschen Vaterlande, die ein verhältnismäßig geringes Alter zu haben scheinen. Da sind weder Ruinen noch ehrwürdige Denkmäler, und der Boden birgt weder römische Münzen noch fremdartige Topfware; keine Urkunde nennt ihren Namen, keine Chronik weiß etwas von ihnen zu berichten, es ist, als hätten sie überhaupt keine Vergangenheit. Und doch sind sie alt, älter vielleicht als jene, deren Ursprung in ferne Zeiten verlegt wird; denn etwas haben sie, das ein zweifelloses Zeugnis ihres Alters ist, nämlich ihren Namen. Seit den Tagen, da Joh. Heinr. Reß sein Werk über Benennung und Ursprung aller Örter des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel schrieb, hat die Siedelungskunde erkannt, daß einzelnen deutschen Stämmen gewisse Endungen in den Ortsnamen zukommen, und daß zugleich hierin ein Merkzeichen ihres Alters enthalten sei.

Lange Zeit hat man geglaubt, diese Endungen seien das einzige, was aus der Vorzeit übrig geblieben sei, ja sie allein seien es, die Kunde brächten aus jener Zeit, aus der sonst keine Nachrichten vorliegen. Man hat aber dabei die Hinterlassenschaft der Vorfahren übersehen, die Werkzeuge aus Stein, Bronze und Eisen, die Perlen aus Glas und Emaille; vor allem hat man ganz die Gräber außer acht gelassen mit ihren Beigaben, insbesondere den Töpfen und Schalen. Manche dieser Altertümer sind in den Museen wohl verwahrt; vieles jedoch ist verwüstet, zerschlagen, einiges steckt noch im Erdboden, und zuweilen, meist zufällig, trifft der Arbeiter auf diese Schätze.

Es ist ein fast alltägliches Vorkommnis, daß die Bauleute beim Ausheben des Grundes zu einem neuen Gebäude auf Herdsteine, Ofenkacheln oder zerbrochene Töpfe stoßen, Anzeichen, daß hier, vielleicht Jahrhunderte zuvor, schon Menschen gehaust haben. Seltener geschieht es, daß Erdarbeiter Reste von Menschengebeinen finden; aber als ein ganz merkwürdiges Zusammentreffen muß angesehen werden, wenn bei der Anlage eines Friedhofes uralte Gräber entdeckt werden, und das neue Land sich als geweihter Boden aus der Vorzeit erweist. Solch ein seltenes Vorkommnis hat Wolfenbüttel zu verzeichnen.

Als im Laufe der Jahre die alten Kirchhöfe der Stadt sich immer mehr füllten, stellte sich das Bedürfnis heraus, einen neuen Begräbnisplatz einzurichten. Im Jahre 1877 kaufte man von der Gemeinde Linden, dessen Feldmark bis dicht vor die Stadt reicht, einen Plan, der zum Pfarrlande gehörte. Dieses Ackerstück wurde zum Friedhofe eingerichtet, und am 15. Juni 1878 fand dort das erste Begräbnis statt. Der neue Kirchhof liegt dicht neben der Juliusstadt und hart an der nach Linden führenden Landstraße.

Jahrhunderte war der Pflug über diese Stätte gegangen, dann hatte das Feld als Gartenland für die Bewohner des Gotteslagers gedient, aber niemand hatte eine Ahnung davon, daß der Schoß der Erde hier Urnen mit den Brandresten längst dahingegangener Geschlechter berge. Nun wurde dort ein Friedhof angelegt, ein christlicher Gottesacker über einem Heidenfriedhofe. Freilich nicht gleich im Anfange stieß man auf die alten Gräber, die erste Urne wurde vielmehr, wie erzählt wird, im Jahre 1890 beim Ausheben des Grabes gefunden, das dicht vor der Christusstatue, links vom Mittelwege liegt[1]). Sie zerbrach, und auch bei den später gefundenen wollte es nicht immer gelingen, sie heil herauszuholen. Bis jetzt sind 12 Gefäße vorhanden, einige unbeschädigt, die andern mehr oder weniger verletzt[2]). Der Zug dieser Urnenfunde geht von dem

[1]) Inmitten der Friedhofsanlagen erhebt sich die in Marmor ausgeführte Nachbildung des Thorwaldsen'schen Christus. Das Grab, worin die erste Urne gefunden sein soll, hat die Nummer 386 und ist das der Elsbeth Brennecke.

[2]) Dem Herrn Seminarlehrer H. Breuer gebührt das



Christusbilde nach Nordosten schräg über den Kirchhof hin[1]). Von diesem Heidenfriedhofe möge hier ein vorläufiger Bericht folgen.

Die Gefäße standen nach Aussage der Finder 0,50 m bis 1 m tief und zwar im schwarzen Boden, dicht über dem Plänerkalk. Sie waren ganz frei eingestellt, von einer Steinpackung wurde niemals etwas bemerkt, auch von einem Deckensteine oder einem Deckelgefäße fand sich nie eine Spur.

Wie in den gleichzeitigen Urnenfeldern Norddeutschlands sich meist zwei Gefäßformen finden, nämlich weite, oft reichgegliederte, vielfach verzierte Schalen und daneben, weniger häufig, einfache Näpfe und Töpfe, so sind auch auf dem Gräberfelde von Wolfenbüttel beide Formen vertreten, nur daß hier die erste Gattung, vorläufig wenigstens, der Zahl nach in der Minderheit ist.

Da ist zunächst eine breite, schalenförmige Urne mit bauchigem Unterteil; der geradlinige Hals ist nach innen geneigt, während der Mündungsrand wieder etwas nach außen gebogen ist (Abb. 1). Um die größte Weite zieht das Ornament: ringsum laufen zwei Rillen, von denen ein Zickzackband herabhängt. Sämtliche Linien sind mit einem rundlichen Stäbchen oberflächlich in den weichen Ton eingezogen; aber in den Dreiecken oben, wie in den Zwickeln unten stehen je zwei oder drei kurze Einstiche, die mit einem scharfen Geräte ausgeführt sind und fast an neolithische Technik erinnern.

Näpfe von ganz ähnlicher Form und Verzierung lieferte das Gräberfeld von Dahlhausen und der Urnenfriedhof auf dem Hasselberge bei Butzow[2]). Ein fast gleiches Stück fand sich in Schermen; es fehlen dort nur die Einstiche[3]). Von ähnlicher Art sind auch mehrere Urnen von dem Třebická-Hügel, der beim Dorfe Dobřichov steil aus dem Tale der Vejrovka aufsteigt[4]).

Ähnlich ist eine zweite Urne, von der leider der obere Rand abgesplittert ist (Abb. 2). Hier läuft um die größte Weite eine Rille, das beliebte Zickzackband dagegen ist verdoppelt und das ganze Ornament auch unten durch eine Linie abgeschlossen; die Einstiche fehlen hier.

Gegenstücke zu diesem zierlichen Näpfchen finden sich in Darzau und Güssefeld, wie auch in Schermen und Butzow (Hasselberg)[5]). Aus einheimischen Friedhöfen sind Lelm-Räbke und Hohenassel anzuführen[6].

Ganz abweichend von diesen Formen und überaus einfach im Umriß ist ein flacher Napf, dessen Wand mäßig ausgebaucht ist (Abb. 3). Das Stück ist ein flüchtiges Machwerk, schief und unverziert. Ein ganz ähnlicher Napf stammt von dem am Windmühlenberge bei Meerdorf belegenen Urnenfriedhofe[7]).

Von ganz anderer Form wieder ist eine vierte Urne (Abb. 4). Sie ist henkellos und unverziert. Der größte Durchmesser liegt ziemlich hoch. Der Umbruch ist rundlich, an einigen Stellen fast zweikantig. Der Oberteil, leider nicht mehr ganz erhalten, ist leise eingezogen. Der Unterteil verengt sich stark, die Standfläche ist recht klein. Dies Gefäß stand etwa 86 cm tief im Grabe Nr. 1460. An Gegenstücken mögen aus norddeutschen Urnenfeldern Gefäße aus Pritzier und Darzau angeführt werden[8]. Auch unter den süddeutschen Funden sind ähnliche Stücke, nämlich von Salem und Wenigumstadt, vertreten[9]).

Aus Böhmen ist das große Urnenfeld von Dobřichov-Pičhora anzuführen, das noch der römischen Kaiserzeit angehört, doch kommt die Form auch noch auf dem Třebická- Hügel vor[10]).

Doch auch auf braunschweigischen Friedhöfen finden sich ähnliche Formen; so in Hohenassel[11]), in Drütte[12]) und in Lelm-Räbke[13]).

Einige Gefäße des Wolfenbüttler Friedhofes sind dem vorhin besprochenen insofern ähnlich, als der größte Durchmesser ziemlich hoch liegt. Sie gleichen mithin nicht so sehr den flachen Näpfen als vielmehr bauchigen Töpfen (Abb. 5). Von der kleinen Grundfläche steigt die Wandung in gerader Linie schräg auf und verengt sich mit leichter Einbiegung nach der Mündung hin.

Ganz ähnliche kugelförmige Töpfe fanden sich unter den Urnen von Schermen, Rebenstorf, Darzau,

Verdienst, die Urnen gerettet zu haben; in seinem Besitze befinden sich die meisten der hier beschriebenen Gefäße. Die Herren A. Breuer und H. Rapp haben mit anerkennenswerter Sorgfalt beim Ausschachten der Gräber die Urnen aus dem Erdreich herausgearbeitet.

[1]) Eins der Gräber, die eine Urne lieferten — es führt die Nr. 1404 — liegt dicht an der den Kirchhof im Norden abschließenden Hecke. Wahrscheinlich zieht sich das Gräberfeld noch weiter unter den benachbarten Grundstücken hin. Durch planmäßige Ausgrabungen hier könnten noch manche Zweifel gehoben und noch manche Fragen beantwortet werden.

[2]) M. Weigel, Das Gräberfeld von Dahlhausen. Fig. 8 u. 14. Voß-Stimming, Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg, Abteilung VI.

[3]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1891, S. 68, Fig. 2.

[4]) J. L. Píc, Starozitnosti II, sv. 3. Zárové hroby. Taf. XCI, 13. XCII, 1. 4 u. a.

[5]) Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau Taf. I, 6. — Neue Mitteilungen des Thüring.-Sächsischen Vereins Bd. II (1835) Taf. II, 1 u. 3. — Nachrichten über d. Altertumsfunde II (1891) S. 68, Fig. 2. — Voß-Stimming Abt. VI. Taf. 2, 5 u. 7.

[6]) Herzogl. Museum zu Braunschweig Nr. 1114 u. 1084.

[7]) Th. Voges, Funde von Meerdorf. Nachrichten ü. d. Altertumsfunde 1903. S. 6, Abb. 9.

[8]) Beltz, Vorgeschichte von Mecklenburg Abb. 227. Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau Taf. I, 6.

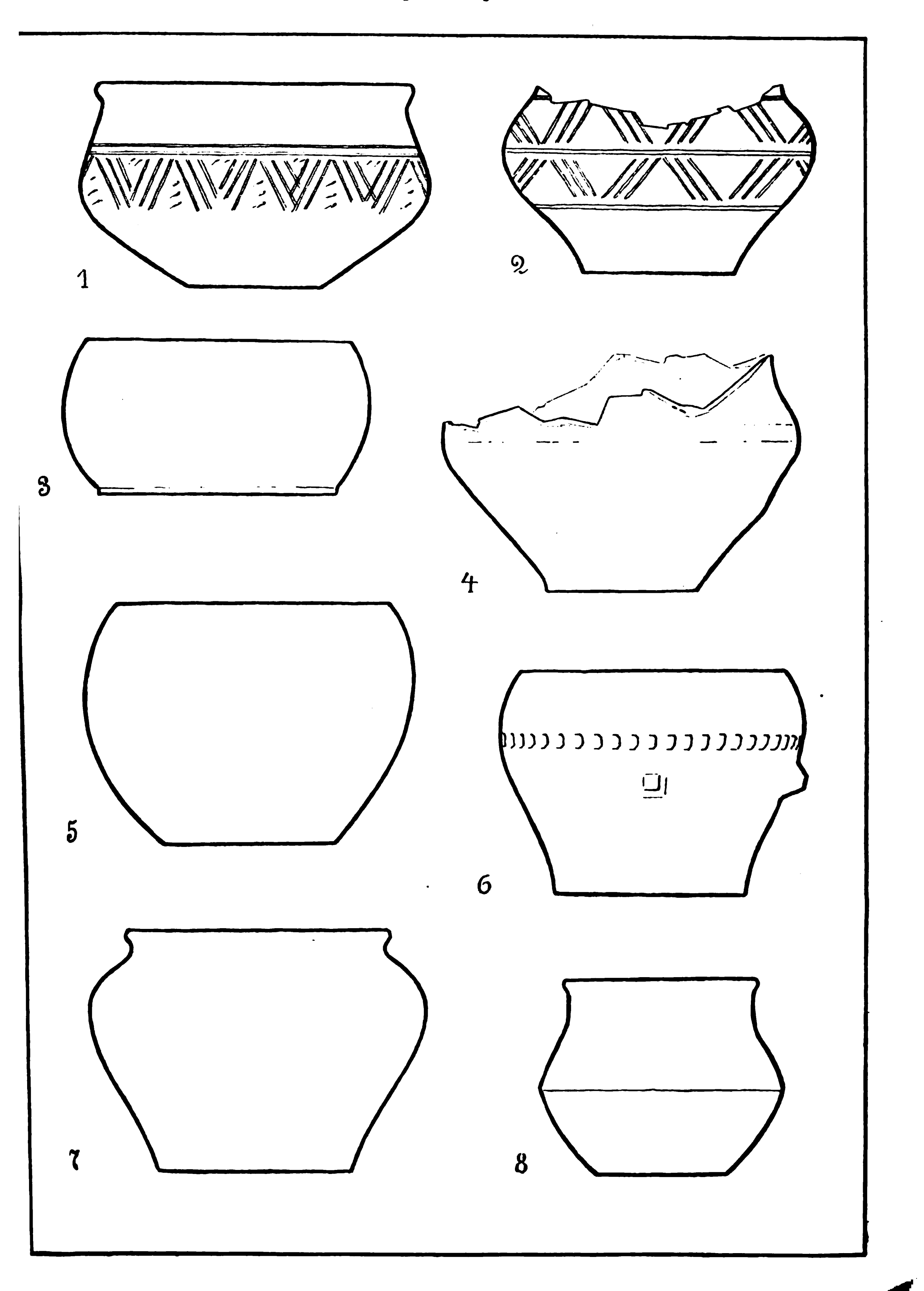
[9]) Die Altertümer unsrer heidn. Vorzeit Band V, Heft 1. Taf. 5, Nr. 89. Taf. 6, Nr. 108.

[10]) Pic, a. a. O. S. 89 Obr. 47. Tafel XCIV, 13.

[11]) Herzogl. Museum in Braunschweig Nr. 1086.

[12]) Gewerbe-Museum zu Wolfenbüttel.

[13]) Städtisches Museum in Braunschweig.


1
2
3
4
5
6
7
8

Butzow (Hasselberg) und Dahlhausen[1]). Auch das Gräberfeld von Dobřichov-Třebická hat wieder diese Form[2]). Auf einheimischen Friedhöfen ist sie in Meerdorf (Windmühlenberg und Wolfskuhle), in Drütte, in Eilum und in Weddel (Hinter den Heidstücken) vertreten[3]).

Wie Weigel gelegentlich der Besprechung der Gräberfelder von Schermen und Dahlhausen sagt, bilden Gefäße dieser Art die zweite, weniger häufige Form dieser Zeit[4]); man darf sie also wohl kurzweg als Form Schermen II bezeichnen.

Ein anderer Topf weicht von dieser Form etwas ab (Abb. 6). Die Wandung ist unten eingezogen, so daß dies Gefäß mehr birnförmig erscheint. Um die größte Ausbauchung läuft ein Band aus Nagelschiebungen, wie solches z. B. an einer Urne von Weddel sich findet, die von dem bereits erwähnten Friedhofe stammt, der „oben im Felde, hinter den Heidstücken" liegt[5]). Sonst zeigen sich Ornamente aus Fingernagel-Eindrücken an Gefäßen aus Rebensdorf und aus der Altmark (Karstedt). Unter dieser Reihe stehen zwei kleine Vorsprünge oder Warzen. Solche Warzen finden sich bei uns wieder an einer Urne vom Pfingstanger bei Weddel, die der Übergangszeit von der Spät-La Téne-Zeit zur römischen Periode zugehört[6]). Sonst sind sie wohl in Rebenstorf, Butzow, Darzau und auch in Dobřichov-Pičhora anzutreffen.

Ein anderes Gefäß von gleicher Gestalt ist völlig unverziert. Urnen von ganz derselben Form wurden in Rebenstorf[7]), in Schermen[8]) und auf dem Hasselberge bei Butzow ausgegraben[9]).

Aus Böhmen ist die Siedelung von Slating heranzuziehen, die aus der römischen Kaiserzeit stammt[10]). Von den einheimischen Friedhöfen lieferte Weddel (Hinter den Heidstücken) einen ähnlichen Napf[11]).

Bei einem anderen Topfe liegt die größte Ausbauchung auch recht hoch, jedoch ist unter der Mündung eine kurze Einziehung (Abb. 7). Diese Form geht durch die ganze römische Kaiserzeit, sie findet sich sowohl in Westersode, Barnstorf und Darzau[12]), als auch in Pritzier und Dahlhausen[13]).

In Böhmen erschienen ähnliche Bildungen bereits in Dobřichov-Pičhora und dann auch auf dem Trebicka-Hügel[14]). Auffallend ist die Ähnlichkeit im Umriß mit dem Silbereimer aus dem Hildesheimer Funde.

Auch bei einem anderen Napfe liegt der größte Durchmesser über der Mitte, doch ist der kurze Hals nicht eingezogen. Die Standfläche ist größer als sonst, so daß das Gefäß ein plumpes Aussehen hat; doch läßt es sich wohl einigen Urnen von Raben und Butzow an die Seite stellen[15]).

Der letzte Topf weicht dadurch von den andern ab, daß er unter der Mitte einen scharfen Umbruch aufweist (Abb. 8). Der obere Teil ist leise nach innen gebogen, der Rand tritt wieder etwas vor. Ähnliche Stücke, die wohl als Becher angesprochen werden können, fanden sich in Wehden und auf dem Hasselberge bei Butzow[16]). Auch auf dem Trebicka-Hügel ist diese Form vertreten[17]).

Alle diese Urnen sind aus freier Hand geformt, keine weist eine Spur der Drehscheibe auf, wiewohl diese bereits damals bekannt gewesen ist, wie Gefäße aus gleichzeitigen oder wenig spätern Friedhöfen (Eilum, Kl. Stöckheim, Lelm-Räbke) beweisen.

Henkel kommen nicht vor, und darin stimmt unser Friedhof mit den Urnenfeldern aus Hannover, der Altmark und dem Havellande überein[18]). Der Ton ist ungeschlämmt, das Äußere oft nicht geglättet. Die ganze Arbeit ist von ungeübten Händen ausgeführt und erscheint roh und flüchtig. Die gleiche Sorglosigkeit in Bezug auf Ton und Technik macht sich auch bei Urnen anderer Friedhöfe aus dieser Zeit bemerkbar; von einem römischen Einflusse ist in dieser Beziehung nichts mehr zu spüren.

Diese Urnen gehören bei uns mit zu den jüngsten Erzeugnissen der vorgeschichtlichen Töpferei,

---

[1]) Das zu Dahlhausen gefundene Stück kam nicht wie die andern sonst hier ausgegrabenen Urnen in das Museum für Völkerkunde zu Berlin, sondern in die Gymnasialsammlung zu Wittstock. Herr Oberlehrer C. Polthier dort hatte die Güte, meine Zeichnungen von den hiesigen Töpfen mit jenem Gefäße zu vergleichen und schrieb mir am 19. April 1899: „Die Dahlhausener Urne entspricht vollkommen der von Ihnen gezeichneten, nur der Boden zeigt vielleicht einen geringeren Umfang." — Eine ganz ähnliche Urne der Wittstocker Sammlung stammt aus Heyrothsberge. Ich sage Herrn Oberlehrer Polthier auch an dieser Stelle herzlichen Dank.

[2]) J. L. Pic, a. a. O. Tafel XCV, 5. 7.

[3]) Nachrichten 1903 S. 5, Abb. 6. — Die Urnen von Drütte sind im Privatbesitz, die von Eilum und Weddel bewahrt das Herzogl. Museum Nr. 1083 u. Z. L. I, 4207.

[4]) M. Weigel, Die Gräberfelder von Schermen. Nachrichten 1891, S. 68. Derselbe, Das Gräberfeld von Dahlhausen S. 25.

[5]) Herzogl. Museum Z. L. I, 4206.

[6]) Herzogl. Museum Z. L. I, 4204.

[7]) Provinzial-Museum zu Hannover Nr. 3452.

[8]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde II (1891) S. 68 Fig. 1.

[9]) Voß-Stimming VI, Taf. 2 u. 3.

[10]) Pic, a. a. O. S. 110, Abb. 2.

[11]) Herzogl. Museum Z. L. I. 4207.

[12]) Willers, Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor Abb 8 u. 21. — Hostmann, Darzau I, 2. 4. 6. 9 u. a. m.

[13]) Belz, Vorgesch. v. Mecklenburg Abb. 228. — Weigel, Abb. 1 u. 8.

[14]) Pic, a. a. O. Tafel LXX, 1. XCIV, 5. 8. XCV, 6. 10.

[15]) Zeitschr. z. Ethnologie 1896 S. (409). Taf. IX, Fig. 3. — Voß-Stimming, VI, Taf. 3 u. 4.

[16]) Müller-Reimers, Vor- u. frühgeschichtl. Altertümer d. Prov. Hannover. Taf. XIV, 111. Taf. XV, 120. Der Friedhof von Wehden lieferte römische Münzen, die in der Zeit von 253—274 geprägt sind. Willers, Hemmoor S. 95. — Voß-Stimming, VI. Tafel 2, 6 u. 7.

[17]) Pic, a. a. O. Tafel XCII, 7.

[18]) Weigel a. a. O. Seite 23—24.

denn aus den letzten Jahrhunderten der heidnischen Zeit ist nichts erhalten. Aber gegen die Gefäße der vorhergehenden Perioden bedeuten sie einen Rückgang. Besonders die kugelförmigen Urnen bezeichnen wohl den tiefsten Stand der Töpferei.

Der Inhalt der bis jetzt ausgeleerten Urnen bestand aus lehmiger Erde, mit Steinchen und zerkleinerten Knochen vermischt. Die ausgewaschenen und wieder getrockneten Knochenstückchen aus einer Urne wogen 400 Gramm, die aus der großen Urne (Abb. 5) 250 Gramm, die aus einer dritten 70 Gramm. In dem niedlichen Näpfchen (Abb. 2) fanden sich nur geringe Brandreste, deren Gewicht kaum 20 Gramm betrug. Wenn in diesen Gefäßen menschliche Überreste enthalten waren, so ist also auch hier wie in Darzau nur ein kleiner Teil der nach der Verbrennung zurückgebliebenen Knochen in die Urnen eingesammelt worden[1]).

Beigaben fehlen, nicht ein einziges Stückchen Bronze oder Eisen lag zwischen den Brandresten. Diesen Mangel an Beigaben hat Wolfenbüttel mit den armen und einfachen Gräberfeldern von Schermen und Borstel gemein, aber auch in andern gleichzeitigen Urnenfriedhöfen Norddeutschlands, z. B. denen von Mecklenburg, sind die Beigaben sehr geringfügig; dies ist übrigens kein Ausdruck der Gleichgiltigkeit gegen die Verstorbenen, ebensowenig ein Zeichen der Armut der Bewohner, man kann hierin vielmehr nur einen Beweis von der Macht der Gewohnheit erkennen. Um die Zeitstellung des Friedhofes bestimmen zu können, ist man also zunächst auf die Gefäße selbst, auf ihre Form und Technik angewiesen. Nun haben aber die mehrfach zum Vergleich herangezogenen Urnenfriedhöfe von Bützow und Dahlhausen Fibeln von jener Form geliefert, die sich aus den Fibeln mit umgeschlagenem Fuß entwickelt haben, und ganz ähnlicher Art sind auch die Fibeln vom Třebická-Hügel bei Dobrichov. Es sind dies Schmuckstücke, die dem dritten und vierten nachchristlichen Jahrhundert angehören[2]). Dadurch sind nicht nur jene beiden Gräberfelder zeitlich festgelegt, sondern damit ist auch Wolfenbüttel bestimmt.

Indes könnte die Ähnlichkeit mit Gefäßen aus den brandenburgischen Urnenfriedhöfen des dritten und vierten Jahrhunderts doch nur ein Zufall sein; ist es doch eine bekannte Erscheinung, daß Gefäßformen der La Tène-Zeit zuweilen lebhaft an Urnen der späteren Jahrhunderte erinnern; so finden sich z. B. in Nauheim solche, die den Gefäßen von Bützow ähnlich sind. Aber da tritt dann ein anderer Umstand zeitbestimmend hinzu, nämlich die Art und Weise der Beisetzung. Die Urnen der La Tène-Zeit wurden nämlich, wenn auch nicht immer, so doch vielfach mit Steinen umstellt, wie das z. B. von Bülstringen berichtet wird[3]). Auch in den Fuhren von Lauingen finden sich manche Gefäße zwischen Tuffsteinen, und in Gr. Steinum war jede Urne von einem Steinmantel umgeben. Davon hat sich bis jetzt hier keine Spur gefunden.

Die Urnen unserer Friedhöfe aus vorrömischer Zeit sind außerdem oft mit flachen Schalen oder Deckelgefäßen geschlossen. Am Schwarzen Berge bei Helmstedt hatten die meisten Urnen platte Deckel, eine war mit einem kleinen Gefäße zugedeckt[4]). Auch die Urnen von Bülstringen hatten vielfach Deckelschalen[5]). In Wolfenbüttel hat man diese Einrichtung noch nicht bemerkt.

Ferner fehlen auch hier die Beigefäße, deren Mitgabe wohl oft auf den Urnenfriedhöfen der La Tène-Periode bemerkt wird, wie abermals Bülstringen und Lauingen zeigen.

Vor allem aber vermißt man in Wolfenbüttel die mancherlei Beigaben aus Bronze, Eisen, Ton, Glas und Bein, die auf den La Tène-Feldern Norddeutschlands vorkommen, und die auch in Urnen unserer Gegend vertreten sind. Sie finden sich z. B. in Lauingen, am Schwarzen Berge bei Helmstedt und in Rhode.

Auch selbst die Urnen der Gräberfelder aus der römischen Zeit haben noch reichliche Beigaben, so Kothendorf, Cammin und zahlreiche andere mecklenburgische Felder, ferner Darzau, Hankenbostel, bei uns Weddel (Pfingstanger). Hier in Wolfenbüttel dagegen ist kein Ring, keine Perle, kein Messer noch sonst etwas gefunden, nicht einmal das schlichte Stückchen Harz, das doch sonst in den Urnen von Bützow, Garlitz und andern brandenburgischen Feldern fast niemals fehlt.

Es ist also nicht nur die Form der Urnen selbst samt der Technik der Ornamente, sondern es sind auch die anderen Umstände: das Fehlen von Deckeln und Beigefäßen, die sorglose, nachlässige Art der Bestattung, der Mangel an Beigaben, die das Gräberfeld von Wolfenbüttel in die nachrömische Zeit, vorläufig in das dritte und vierte Jahrhundert, stellen; indessen ist nicht ausgeschlossen, daß es auch noch in eine etwas spätere Zeit hinabreicht.

---

[1]) Hostmann, Der Urnenfriedhof von Darzau S. 7.

[2]) Unter den Fibeln von Dahlhausen ist eine Ring- oder Hufeisenfibel, ferner sind vertreten die Formen Almgren 181, 196, 199, 214 und 215; mehrere gehören zu Almgren 175—177; fast die Hälfte hat die Form Almgren 193.

Die Fibeln vom Hasselberge bei Bützow entsprechen den Formen Almgren 169, 175—178 und 185—186.

Die Fibeln von Dobrichov-Trebicka bringt Pic auf Tafel LXXXIV seines Werkes über die Brandgräber Böhmens. Es sind die Formen Almgren 151—153, 175—178, 181, 195, 202—203, 211 u. 223.

[3]) Wegener, Der Urnenfriedhof bei Bülstringen. Zeitschrift für Ethnologie 1895 S. 123.

[4]) W. Bode, Nachweisung über einige in der Gegend von Helmstedt gemachte antiquarische Entdeckungen. Kruse, Deutsche Altertümer Band III. Halle 1828. S. 117.

[5]) Wegener, a. a. O. Seite 124.

Wie lange jedoch der Urnenfriedhof benutzt wurde, ob er gar noch mehrere Jahrhunderte weiter zur Ruhestätte der Toten diente bis dahin, wo der Frankenkönig in seinem Capitulare de partibus Saxoniae das Verbrennen der Leichen mit dem schauerlichen morte moriatur bedrohte, das müssen weitere Funde lehren.

Es wird jetzt überall als eine Tatsache angenommen, daß da, wo sich ein Urnenfeld findet, auch eine Siedelung vorhanden gewesen ist, und zwar muß eine solche ganz in der Nähe des Friedhofes gelegen haben. So muß auch die Niederlassung jener Leute, deren Brandreste hier ruhen, unfern des Gräberfeldes vorhanden gewesen sein. Man ist geneigt, diese alten Wohnstätten da zu suchen, wo heute das Gotteslager, jetzt Juliusstadt genannt, sich ausbreitet. Indes weist ja jener Name schon auf die christliche Zeit hin, und in der Tat ist diese Vorstadt erst eine Schöpfung des Herzogs Julius (1568—1589). Die nächstgelegenen Dörfer Linden, Ahlum, Atzum und selbst das wüstgewordene Lechede kommen nicht in Frage, da auch ihre Entfernung von dieser Stätte zu groß ist. Eher noch könnte man an Wolfenbüttel denken, das ja zweifellos, wie schon der Name anzeigt, aus vorchristlicher Zeit stammt.

Wer damals, als an dieser Stätte noch die Scheiterhaufen lohten, die die Leiber der Verstorbenen verbrannten, seinen Blick gen Abend richtete, der sah vor sich Wiesland, durch das die Oker langsam dahinzog. Erlenbüsche und Weiden warfen ihren Schatten auf den Fluß, der sich hier teilte und einen Werder umschloß. Noch lag derselbe einsam, unbewohnt da, und niemand ahnte, daß sich auf demselben einst die Mauern einer Burg, ja die Türme eines Fürstensitzes erheben würden, zu deren Füßen dann eine Stadt erwachsen sollte. Denn es war Wulfheri, jener Fremdling aus dem Norden, noch nicht erschienen, der hier auf der Okerinsel sich ansiedelte und den Hof gründete, der nach ihm Wulfhers-Butle genannt wurde[1]). Die Ortschaften deren Name auf —büttel ausgeht, sind nach Arnolds Annahme erst im fünften Jahrhundert gegründet[2]); da nun aber jener Friedhof auf dem östlichen Okerufer, wie oben dargetan, bereits dem 3. und 4. Jahrhundert zugewiesen werden muß, so kann er nicht zu dem alten Wulferesbutle gehört haben.

Aber noch ein anderer Umstand macht es unwahrscheinlich, daß der Friedhof zu dem Bauerngute des eingewanderten Nordsachsen gehört hat, das ist die große Entfernung. Die gerade Linie von dem heutigen Kirchhofe bis zum Schlosse beträgt 1140 m, und wiewohl über die Entfernung der Grabstätten von den Siedelungen kein gewisses Maß bestimmt sein kann, so erscheint doch dieser Zwischenraum so groß, daß die Annahme, die Wolfenbüttler hätten die Urnen mit den Brandresten ihrer Verstorbenen hier eingesenkt, abzuweisen ist.

Die ersten Ansiedler hatten übrigens ganz in der Nähe einen zur Einrichtung eines Friedhofes viel geeigneteren Platz, nämlich auf dem linken Okerufer, wo vom Oderwalde und von der Weißen Schanze das Diluvium sich zur Alluvialebene herunterzieht. Hier, wo jetzt die Goslar'sche Straße läuft, ist allezeit trockener Boden; aber obwohl dort allerlei Erdarbeiten ausgeführt sind, obwohl dort ein Kalksteinbruch liegt, von dem aus ein Tunnel zur Eisenbahn führt, so hat man doch nie von Urnenfunden gehört.

Wo also die Nachkommen Wolfs ihre Toten bestattet haben, wird wohl niemals bekannt werden. Der Friedhof muß doch nicht klein gewesen sein, denn auf ihm wurden die Urnen noch bis zur großen Sachsentaufe eingesenkt. Vielleicht ist doch in der Umgebung eine Stelle gewesen, die auch bei den regelmäßig wiederkehrenden Überflutungen trocken blieb und sich demnach wohl zur Anlage eines Friedhofes eignete[3]). Zuweilen haben überdies die Gräberfelder eine auffallend tiefe Lage. So findet sich z. B. der Urnenfriedhof von Eisenbüttel ganz nahe der Oker, die bei Überflutungen ihn fast erreicht. Als später aus Wolfs Hofe die Burg erwuchs, als dann die Ansiedelungen sich mehrten und allmählich die Stadt entstand, ist natürlich auch die Ruhestätte des Ahnherrn und seiner Familie zerstört worden.

Schwerlich also hat der Friedhof dort beim Gotteslager zu dem alten Sachsenhofe Wulfersbutle gehört, und es ist weit wahrscheinlicher, daß die Leute, welche die Brandreste ihrer Verstorbenen hier begruben, auch ganz in der Nähe gewohnt haben, vielleicht an der Stätte des späteren Gotteslagers.

Und in der Tat bot der Ort mancherlei Vorteile. Zunächst war das Wasser, das notwendigste und unentbehrlichste Erfordernis zum Haushalt und zur Viehwirtschaft, nahe, und wenn auch der Okerarm, der jetzt hart an der Juliusstadt vorbeizieht, damals noch nicht vorhanden war, so wurde dieser Übelstand, wenn man die geringe Entfernung zum Flusse wirklich als einen solchen empfand, durch manche Vorteile wieder gutgemacht[4]). Auf den Wiesen fand das Vieh gute Futterkräuter, und die Rinnsale der Oker boten vortreffliche Fischweide. Im Röhricht nisteten wilde Enten und Wasserhühner; an der Seite breiteten sich fruchtbare Ackerflächen aus, und

[1]) Butle, jetzt Büttel, ist das altsächsische bodl, das angelsächsische botl und bedeutet so viel wie Allod, Hof, freies Gut. Siehe Förstemann, Die deutschen Ortsnamen S. 85. Förstemann, Altd. Namenbuch 2², Ortsnamen Sp. 350.

[2]) W. Arnold, Studien zur Deutschen Kulturgeschichte S. 47.

[3]) Vergl. hierzu P. J. Meier, Untersuchungen zur Geschichte der Stadt Wolfenbüttel. Braunschw. Jahrbuch 1902 S. 4.

[4]) Dieser Okerarm ist erst unter Herzog August im Jahre 1660 gegraben.

die niedere Höhe im Südosten war mit Wald bedeckt[1]). Das viel begehrte und unentbehrliche Salz holten sich die Bewohner aus Salzdahlum, wo drei Quellen die kostbare Sole spendeten; den Ton zu ihren Herdgefäßen lieferten ihnen die Gruben von Ahlum, wo bereits schon in neolithischer Zeit Siedelungen bestanden haben. Doch dies alles fand sich auch an anderen Orten; was die Leute bewog, gerade diese Stätte zur Ansiedelung zu wählen, war doch noch ein anderer Umstand.

Auf und ab sind die Ufer der Oker flach und nur vereinzelt treten Erhebungen an das Alluvium oder gar an den Fluß selbst heran und luden zur Ansiedelung ein. So war es in Ohrum, wie in Klein-Stöckheim und Melverode, so auch in Braunschweig.

Auch die Juliusstadt liegt auf einer solchen Höhe, die sich vier bis fünf Meter über die Niederung am Flusse erhebt; es ist Plänerkalk von Lößlehm bedeckt. Die Hochfluten, die oft weit über die Ufer gehen, bespülen zwar den steilen Ostrand, können aber niemals die Wohnungen selbst erreichen. So mag diese Stätte schon frühe die Menschen angelockt haben, hier ihre Wohnungen aufzuschlagen. Freilich sucht man heute dort vergebens nach Spuren einer vorgeschichtlichen Besiedelung; weder Herdsteine noch Topfscherben, weder Mahlsteine, noch Lehmbrocken zeigen alte Wohnstätten an. Zwar ist in einem Garten an der Friedrich Wilhelm-Straße ein Steinmeißel gefunden, auch lagen im Boden ein paar alte Spinnwirtel, es sind weiter auf der Feldmark von Linden wiederholt Steingeräte aufgehoben, aber dies alles reicht nicht aus, hier ein vorgeschichtliches Dorf nachzuweisen. Allerdings darf man dabei nicht übersehen, daß der Boden der Vorstadt seit Jahrhunderten umgewühlt worden ist.

So kann das Vorhandensein eines Dorfes hier oder sonst an einer benachbarten Stelle nur allein durch den Urnenfriedhof festgestellt werden. Spätere Urkunden und Chroniken kennen hier keine bäuerliche Niederlassung, das ist indessen kein Beweis gegen das Vorhandensein einer hier belegenen Ortschaft. Die meisten Dörfer waren schon lange Zeit bewohnt, ehe ihr Name zuerst auf den Pergamenten genannt wird. Vielleicht bringt doch noch ein glücklicher Fund den Namen für diese Siedelung ans Tageslicht[2]).

[1]) Es lag dort das Kurze Holz, das sich vom Atzumer Busche an der Franzosenschanze vorbei über den jetzigen Exerzierplatz bis zum Wendesser Berge hinzog. Noch ums Jahr 1830 standen am alten Schöppensteder Stiege und auf der Höhe Kopfeichen und Hainbuchen. Erst die Verkoppelung hat alles zu Ackerland gemacht, doch heißt bei alten Leuten in Wendessen die Höhe noch jetzt der Kurzeholzberg.

[2]) Auffallend ist, daß bei dem Neubau des Eckhauses Nr. 1 und 2 an der Markt-Straße im April 1886 ein romanisches Säulenkapitäl zum Vorschein kam. Es hatte als Sockel eines Trägers im Eiskeller gedient. Das Stück hat Ähnlichkeit mit einem Kapitäl des alten Kreuzgangs der Klosterkirche zu U. l. Frauen in Halberstadt. Mittelalterl. Baudenkmale Niedersachsens, achtes Heft 1862. Seite 221, Blatt 59, Fig. 7.

Der Urnenfriedhof bei Wolfenbüttel hat keine eigenartigen Gefäße aufzuweisen; er bleibt auch, was sowohl die Zahl der Urnen, wie auch ihre Verzierung anbetrifft, weit hinter andern Friedhöfen zurück. Und doch ist er für die Siedelungskunde unserer Gegend darum wichtig, weil er das Dasein eines Dorfes bezeugt, das, soweit sich jetzt übersehen läßt, eines der ältesten an der Oker ist, älter als Werla, die Kaiserpfalz, älter auch als Wolfenbüttel. Nur zwei Ortschaften sind es, deren Alter noch weiter, selbst bis in die La Tène-Zeit zurückgeht, das ist Ohrum und Eisenbüttel.

Der bereits erwähnte Friedhof bei dem letztgenannten Mühlenweiler zeigt das Vorhandensein einer Siedelung an, die mit den Gründungen der nordischen Einwanderer nichts zu tun hat, sondern bereits aus vorrömischer Zeit stammt.

Mit den hier besprochenen Gefäßen ist der Urnenfriedhof gewiß noch nicht erschöpft. Zweifellos steckt noch mehr im Boden, und hoffentlich bleiben die neuen Funde zusammen und werden hier in Wolfenbüttel, wohin sie gehören, sicher verwahrt. Auch wäre es sehr wünschenswert, wenn auf den anstoßenden Ackerstücken planmäßige Ausgrabungen veranstaltet würden; denn noch sind manche Zweifel zu heben, manche Fragen zu beantworten. Was aber in den Archiven vergebens gesucht wird, offenbart sich in den Urnenfriedhöfen, und was die Pergamente nicht wissen, das tun uns diese schlichten, unscheinbaren Gefäße kund, die als gleichzeitige und unanfechtbare Urkunden unersetzlich sind.

Funde in Braunschweigs Bibliotheken und Archiven.

Von Emil Henrici.

V.

Ein lateinischer Sachsenspiegel und deutsche Bruchstücke.

Der Katalog der Stadtbibliothek zu Braunschweig gibt als zweites Stück der Handschrift Mscr. 46 Bl. 167r — 199r an: Libri tres articulorum de iis, quae Constantinus Magnus et Carolus Magnus Impp. edocuerunt.

Die Angabe ist aus dem ersten Absatze des Stückes geflossen, der mit den Worten beginnt: Deus qui est principium et finis omnium bonorum operum. Dieser erste, wenige Zeilen umfassende Absatz ist aber nichts anderes als die von Homeyer als Textus prologi bezeichnete eine Vorrede zum Sachsenspiegel in lateinischer Fassung: Kaiser Constantin und der große Karl haben damit ebensowenig zu schaffen wie mit dem folgenden umfangreichen Werke.



Denn das ist der Sachsenspiegel selber, alle drei Bücher des Landrechts, gleichfalls lateinisch, beginnend mit der wohlbekannten Erörterung über die beiden Schwerter, die Gott gegeben hat, das geistliche und das weltliche, eins dem Kaiser, das andere dem Papste.

Es gibt recht viele Handschriften des alten hochberühmten Rechtsbuches und auch solche, die seiner Entstehung im 13. Jahrhunderte zeitlich viel näher stehen als diese späte Handschrift des 15. Jahrhunderts. Die wichtigsten sind überdies nicht die lateinischen Übersetzungen, sondern das deutsche Original des Eike von Repgow.

Doch ist diese Braunschweiger wohl noch vor 1440 hergestellte Handschrift immerhin beachtenswert. Sie ist nämlich mit deutschen Randbemerkungen versehen, die ja zum größeren Teile nur kurze Inhaltsangaben sind, aber doch bisweilen umfangreichere Zusätze. Der längste steht Bl. 168r bei Landrecht I 5; er lautet unverändert:

Ek vraghe de pape de erue nemen wel wer scal hed vorderen weder tho geystlikem gerichte edder to warlikem Id seghen idlike he scol et vor geistlikem richte vorderen . . . Mer segghe dat desse decreta spreken eft eyn pape den anderen beclaghen wolde claget auer hir de pape vp erue vnd vp eynen leygen dar vmme so horet ud tho wertlikem gerichte.

An dem durch Punkte bezeichneten Platze steht in der Handschrift ein Verweis auf eine Belegstelle; aus den hier und sonst gegebenen Belegen geht hervor, daß die Hauptquelle der deutschen Zusätze die „Glosse" ist, das große Erläuterungsbuch zum Sachsenspiegel, das nur wenig jünger als dieser selbst und meist mit ihm zusammen benutzt wurde.

Aber es sind immerhin hier eine Reihe niederdeutscher Rechtssätze, die bisher nicht beachtet wurden, weil der Katalog keinen Anlaß bot, hier einen lateinischen Sachsenspiegel mit deutschen Ergänzungen zu suchen.

Die Stadtbibliothek besitzt sonst keinen Sachsenspiegel, nur Bruchstücke, die C. Borchling in seinem dritten Reisebericht erwähnt hat, Göttinger Nachrichten 1902, S. 196. Benutzt und beschrieben sind sie meines Wissens nicht.

Es sind Pergamentblätter des 14. und 15. Jahrhunderts, die früher als Decken oder Umschläge von Archivalien verwendet wurden; jetzt liegen sie ohne Signatur in einem Deckel[1]). Festgestellt habe ich folgende:

[1] Drei Doppelblätter. Von der einen gereimten Vorrede (Praefatio rhytmica) Vers 97—129. 194. 197—204. 209—220. 221—244. Landrecht I 2. 3. 5. 22—30. 38—47. II 62—68. III 39—42.

[2[Ein Blatt. Landrecht II 34—36 mit Glosse.

[3) Zwei Blätter. Landrecht I 3. 4. 16. 17 mit Glosse.

[4] Ein Blatt, zerschnitten in zwei Stücke. Landrecht III 45—47.

[5] Zwei kleine Stücke, wahrscheinlich Glosse zum Landrecht, z. t. zu I 33. 34.

Dann ist noch in den sonst aus Papier bestehenden Band „Neuere Handschriften 155", der um 1600 hergestellte Abschriften von Privilegien enthält, als vorletztes Blatt (173) ein Pergament des 15. Jahrhunderts eingefügt: Landrecht I 64. 65 mit der Glosse.

Auch das Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel enthält solche Blätter ähnlichen Alters und ähnlicher Herkunft; die beiden ersten Nummern stammen aus dem Nachlasse des Kreisgerichts-Sekretärs von Strombeck und wahrscheinlich aus dem Kloster St. Laurentii, auch wohl von derselben Handschrift:

[19] Ein Blatt. Landrecht II 59—64.

[20] Drei Blätter. Lehnrecht 66, 3—67, 8. 75, 2—76, 7. 79, 2—80, 4.

[21] Ein Blatt. Glosse zum Landrecht II 12—25.

[22] Acht kleine Stücke. Glosse zum Landrecht III 6 u. f.

Ich habe die Braunschweiger und Wolfenbütteler Bruchstücke verglichen und glaube nicht, daß außer den von mir als zusammengehörig bezeichneten noch andere von derselben Handschrift herstammen.

Der Text des sächsischen Rechtsbuches wird durch diese Funde weder erweitert noch erheblich verbessert werden. Aber den einen Wert haben sie doch: sie geben einen neuen Beitrag für die Feststellung, wie weit das Werk verbreitet war und welche Bedeutung für unser Volksleben es somit gehabt hat.

VI. Des Eberhardus Bethuniensis Gräcismus.

Eberhard von Bethune verfaßte im Anfange des 13. Jahrhunderts in Frankreich oder in den Niederlanden ein Lehrbuch „Gräcismus", das ihm selbst den Namen Gräcista eintrug. Es enthält Verse, die die Bedeutung und Herkunft der Worte behandeln, aus denen die gräco-lateinische Verkehrssprache[2]) des Mittelalters besteht. Ohne Zusammenhang sind sie aneinander gereiht, nur nach Gruppen oder Wortklassen geordnet: Masculina, Feminina, Neutra, Verba usw.

Das Buch war sehr verbreitet. Jeder Brevilogus[3]) benutzte es, jeder Kommentar, wenn er Verse anführt. Verfasser und Buch werden auch oft als Quelle genannt[4]). Wohl schon 1480 ist es ge-

[1]) Die Zahlen in eckiger Klammer geben die Nummern meiner Beschreibungen für das Archiv der deutschen Kommission der Akademie der Wissenschaften in Berlin.

[2]) Von dieser habe ich im Br. Mag. 1907 S. 69 gehandelt.

[3]) Sprach- und Realwörterbuch des Mittelalters, vgl. Br. Mag. 1907 S. 69.

[4]) Auch die Braunschweiger Handschrift Mscr. 36 zitiert



druckt; eine neue Ausgabe erschien 1887 in Breslau.

Der Herausgeber J. Wrobel benutzte 17 Handschriften, darunter auch alte. Dennoch wird die Tatsache erwähnenswert sein, daß die Braunschweiger Stadtbibliothek sich eines Bruchstückes dieses Werkes rühmen kann. Es handelt sich um ein Pergament und wahrscheinlich noch des 13. Jahrhunderts. In den Band Mscr. 45, der sonst aus Papier besteht und dem 15. Jahrhundert angehört, ist auf die Innenseite des Hinterdeckels ein Pergamentdoppelblatt[1]) geklebt, dessen einzelne Blätter 15 cm breit sind und etwa 24 cm hoch waren. Der beschriebene Raum beträgt 15 × 7 cm, einspaltig, 36 Zeilen, abgesetzte Verse, deren Anfangsbuchstaben abgerückt und rot gestrichelt sind. Die offenen Seiten geben 72 Verse, XI 99—170 der Ausgabe Wrobels. Die letzten drei lauten in jetzt üblicher Schreibung und verbessert:

Septimus festus dies, septena hebdomada tota:
Sabbata dicuntur haec tria voce pari.
Est aeris species stannum, stans est aqua stagnum.

So wie hier vom Sabbat zum Zinn und zum Sumpfe übergesprungen wird, so ohne Zusammenhang ist das ganze Werk beschaffen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Eberhard von Bethune, der so vielen eine Quelle der Erkenntnis und des Wissens wurde, selber aus vielen anderen schöpfte und weniger der Verfasser als der Sammler seiner Sprüchlein ist. Es gibt auch Spuren, daß seine späteren Benutzer noch im 15. Jahrhundert seine Quellen kannten und geradeswegs ohne seine Vermittelung benutzten. Starke Anzeichen dafür, glaube ich, gibt der Brevilogus 400 Helmstedt der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel.

Er hat den Gräcismus oft benutzt und nennt ihn Bl. 164va. 210rb. Aber viele mit dem Gräcismus offenbar verwandte Verse stimmen mit keiner bekannten Handschrift überein und setzen entweder einen sonst nicht überlieferten Text dieses Werkes voraus oder die unmittelbare Benutzung seiner Quellen.

Das letztere, glaube ich, ist anzunehmen bei dem Verse VIII 186:

Ischyros dominus et kyrios est caput eius.
Stark [ist] Herr und Herr ist sein Haupt.

So haben alle Handschriften des Gräcismus. Aber ist das verständlich? Kaum! Auch nicht, wenn „heißt" statt „ist" gesetzt wird.

Der Wolfenbütteler Brevilogus sagt dagegen Bl. 81va:

Kyrios est dominus sed ischyros est caput eius.

Bl. 145^{v} auf dem Rande den Gräcismus und den Vers XV 60: Mutuo dat nummos sed mutuor accipit illos.

[1]) Die Innenseite des Vorderdeckels war wahrscheinlich früher mit einem anderen Blatte derselben Handschrift beklebt. Der Katalog beachtet solche zum Einbande verwendeten Stücke niemals, obgleich sie auch in vielen andern Fällen wertvolle Literaturreste enthalten.

Kyrios heißt Herr, aber stark ist sein Haupt.

Gewiß ein ganz verständiger und verständlicher Satz: er soll die dem Griechischen entlehnten Worte kyrios und ischyros erklären und tuts gewiß besser als der gedruckte Text.

Mags aber nun eine selbständige Textrezension, eine direkte Benutzung der Quelle, oder auch vielleicht nur eine geschickte Besserung sein: die in den Brevilogus zitaten erhaltenen Verse verdienen Beachtung für die Gestaltung des Gräcismustextes.

Ein Brief des Herzogs Julius an die Stadt Braunschweig.

Von G. Hassebrauk.

Im Stadtarchive zu Braunschweig (vgl. Landesherren 49) habe ich einen Brief des Herzogs Julius an den Rat von Braunschweig gefunden, der nicht nur wegen des darin erwähnten Alchymisten Terocyclus (Sömmering), sondern auch wegen des darin obwaltenden Humors wert ist, der Vergessenheit entrissen zu werden. Er lautet folgendermaßen:

Den ehrsamen lieben getreuwen vnd gevattern, bürgermeister vnd rath vnserer erbstadt Braunschweig.

Vnsern gnedigen willen zuuor. Ersame liebe getreuwe vnd gevattern. Alß wir jüngst den 20. octobris den wirdigen vnd wolgelarten, vnsern cammerrat vnd lieben getreuwen, Ehrn Philippum Terocyclum, zu vnsers zehntners[2]) sohns hochzeitlichem ehrentag in gnaden abgefertiget, vnsere vorehrung brautt vnd breutigam von vnsertwegen zu vberanthworten, hat derselbe zu seiner wiederheimbkunfft vns rhumendt in vnderthenigkeit vorbracht, waß vor ehrerbietung gunst vnd freundtschafft von euch ihme widerfaren, vnd daß ehr einen stadlichen wilkomen von Alakantenwein[3]) zur erhaltung eines erbaren rats wolhergebrachten gebrauchs habe außtrinken müssen vnd darmit, wie vleissig ehr dafür gebeten, (alß der da sorge gehabt, ehr möchte mit so einem starken trunck beladen werden, daß man ihme würde von ewer des rats apotheken[4]) führen oder tragen lassen müssen) mit nichten habe mugen verschont bleiben.

Daher ehr gedacht, ihr würdet euch an ihme wegen des kleinen trunckes, den ihr nehest zuuorn an vnser fürstlichen taffel, darob wir dann ein sonderlichs gnediges wolgefallen getragen, rechen wollen. Daß ehr sich nun also beim trunck gehalten, wie trewlich ehr gleich bescheidt gethan, daß ehr von

[2]) Der Zehntner ist der Aufseher auch über die Münze, vgl. Braunsch. Histor. Händel III 1471 f. Zwar schlug die Stadt längst auf eigene Rechnung Münze; aber die Herzöge hatten sich immer die Souveränität und die Kontrolle darüber vorbehalten. Der Oberzehntner des ganzen niedersächsischen Kreises hatte seinen Sitz in Goslar.

[3]) Alikantenwein, summarisch für spanische Weine.

[4]) Oft als der Ort erwähnt, wo offizielle Gäste bewirtet wurden.

der apotheken vngeführet hat gehen vnd stehen können, das haben wir gantz gerne vernommen. Weil ehr dan auß sonderlicher vnderredung ewere vnderthenige trewhertzige zuneigung in viel wege zu vns mit högsten frewden gemerckt, welches vns auch stadlich gerumet vnd zu gemüte gefuhret, vnd daß solche reuerentz vnd ehre ihr ihme vns zu ehren bewiesen, so thun wir euch hieneben zu gnediger dancksagung ein gut stucke wildeß vnd anderes[1]), dabei ihr euch mit euwern lieben weibern diesen martensabendt frolich wolt machen, vbersenden.

Mit gnedigem begeren vnsere gesundtheit vnd bestendige vndisputirliche gute einigkeit vnd correspondentz vor vns vnd vnsere nachkomen beiderseits zu erhalten, stehendt zu trincken, vnd daß den oder die der teuffel holen muge, die zwuschen vns vnd euch einige irrung oder mißverstandt hinfort stifften wollen. Das haben wir euch, denen wir alß ewer erbherr, auch lehn- vnd landesfurste mit allen gnaden vnd gute gewogen, gnedig nicht verhalten wollen.

Datum Heinrichstadt bei vnser festung Wolffenbuttel, den 4. novembris ao 1573.

Dazu ist folgendes zu bemerken:

Der Brief fällt in die für Stadt und Land segensreiche Zeit des Friedens, in der der Herzog seine wirtschaftlichen Reformpläne noch in Übereinstimmung mit dem Rate ins Werk zu setzen suchte. Zwar sind schon einige „Irrungen“ vorhanden, wie die verschiedenen „mündlichen Unterredungen“ beweisen, die dem Briefe unmittelbar vorhergehen[2]); aber noch werden sie freundlich und sachlich besprochen, die städtischen Gesandten auch wohl, wie hier berichtet, zur herzoglichen Tafel gezogen. Die Bezeichnung der Stadt Braunschweig als „Erbstadt“ wird noch nicht als Beleidigung angesehen. Geschenke, wie sie hier gesandt werden, gehen zu Ostern, zu Pfingsten (wo die braunschweiger Knochenhauerinnung dem Herzoge regelmäßig 1/4 Ochsen spendete), zu Martini und zu Weihnachten (Neujahr) zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig hin und her; und dieser freundliche Gebrauch hat sich trotz des späteren Streites noch lange Jahre erhalten. Übrigens geht aus dem Schlusse des Briefes hervor, daß es Leute gab, die Herzog und Stadt gern verfeindet gesehen hätten; noch aber weiß der Herzog nicht, daß gerade sein Kammerrat Sömmering zu diesen gehörte. Die Zecherei auf der Ratsapotheke wird dann später, als der Prozeß gegen Sömmering geführt wurde, der Stadt so gedeutet, als habe sie mit dem Alchymisten gegen den Herzog konspirieren oder wenigstens jenem Staatsgeheimnisse entlocken wollen[3]). Das Tragikomische an der Sache ist ferner, daß schon wenige Tage nach diesem freundschaftlichen Schreiben der große Streit ausbricht.

[1]) 4 Hasen, 2 Ohm Wein und 2 Tonnen Hamburger Bier.

[2]) Donnerstag in den Ostern, am 4. Juli, am 27. September 2c.

[3]) Der Rat antwortet auf diese Beschuldigungen am 3. Febr. 1575. Landeshauptarchiv, Stadt Braunschweig 43 I (Reichshofratsakten).

Bücherschau.

G. Frhr. von der Ropp, Kaufmannsleben zur Zeit der Hansa. Leipzig, Duncker und Humblot 1907. 51 S. 8°. 1 M.

A. u. d. T.: Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins B. III. 1907.

Der Verfasser behandelt auf Grund eines weit zerstreuten und nicht leicht faßbaren, hier aber doch in reicher Fülle zusammen gebrachten Materials eine bislang vernachlässigte Seite der Hansischen Geschichte, das tägliche Tun und Treiben des Hansischen Kaufmanns, der in den Hansestädten der eigentliche Träger und Leiter der Politik im Innern wie nach außen gewesen ist. Er verfolgt sein Leben von der Wiege bis zur Bahre, schildert die Gebräuche und Vorgänge bei der Geburt und Taufe, den Schulunterricht, die Lehrlingszeit, die Lehrzeit in der Fremde, die Tätigkeit des Handlungsdieners, die Geschäftsreisen, die Arbeit in den Schreibstuben, auf den Kaufhöfen usw., das Leben in der Familie und in den Klubhäusern, Verlobung und Verheiratung, die letztwilligen Verfügungen, bei denen in dem mangelhaften Bestreben für die Erhaltung der Firma ein geringer Familiensinn auffällt, Tod und Begräbnis. Wir erhalten so in anschaulicher, lichtvoller Darstellung einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der althansischen Zeit und des deutschen Städtelebens, der auch für viele Verhältnisse der Kaufmannschaft des alten Braunschweig von aufklärender Bedeutung ist.

Gustav Roselieb, Heinrich Stillfrieds Brautschau. Ein Hamburger Tagebuch. Wolfenbüttel, Heckner 1907. 114 S. 8°. 1.60 M.

Martin Bücking, Brackwasser. Roman. Berlin, B. Behr 1907. 221 S. 8°. 3 M.

Zwei neue Geschichten von der Waterkant, die ja zur Zeit sowohl als Dichterheimat wie als Schauplatz der Heimatdichtung allen andern deutschen Landschaften den Rang abläuft.

Das „Hamburger Tagebuch“ des Wolfenbüttler Journalisten erzählt, nicht in der Ichform eines eigentlichen Tagebuchs, aber dem ruhigen Verlauf idyllisch gefärbter Tage gleichmäßig folgend, wie Heinrich Stillfried, ein Harzer Kind, als Kontorist in der großen See- und Handelsstadt nach zwei Irrgängen des Herzens in der Dritten, die längst sein guter Engel war, die Rechte fand. Es sind einfache Menschen, der Held eingeschlossen, und ebenso ein-



fache Alltagserlebnisse aus der Welt der „kleinen Leute“, die da in schlichter Darstellung an uns vorüberziehen. Mitunter wünschte man wohl einmal einen Schuß Temperament in den milden Haustrank. Aber echt ist die Geschichte, auch hat sie in Gestaltung und Formgebung durchaus literarische Qualitäten, und wenn der Verfasser von diesem seinem erzählenden Erstlinge aus den Weg zu erheblicheren Persönlichkeiten und größeren Schicksalen findet, die er getrost denselben Lebenskreisen entnehmen dürfte, und dann das Netz ebenso, wie hier den Faden, zu spinnen versteht, kann er einer unserer guten Erzähler werden. Es soll uns freuen, ihm auf solchen Bahnen wieder zu begegnen!

Des Braunschweiger Stadtpredigers zweites Buch — das erste, „Rektor Siebrand“, hat inzwischen die dritte Auflage erreicht — bedeutet so einen Schritt vorwärts zu den größeren Aufgaben, die einem Schriftsteller von Blut winken. Ob es so rasch seinen Weg machen wird, wie jenes vielumstrittene erste, kann man bezweifeln: es ist lange nicht so vergnüglich, ohne Schlüsselromaninteresse, und die satirische Skizze nach der Natur tritt nur noch episodisch auf, nicht als Selbstzweck. Aber dafür hat der Verfasser diesmal ein ernstes Problem unserer Tage ernsthaft angefaßt und als ein Mann damit gerungen, es zu bewältigen.

Es handelt sich um die Selbsterlösung einer irre gegangenen Seele durch Arbeit, Entsagung, Wille zum Guten, Hingabe an die erkannte Pflicht, mit einem Wort durch einen Neubau von innen herauf. Ein zur Lehrerin gebildetes junges Mädchen von einer Nordseeinsel ist in Hamburg steuerlos geworden und ins „Brackwasser“ geraten; mit jähem Entschlusse flüchtet sie in die Heimat und bemüht sich hier, vom Hause der Mutter aus ein neues Lebensfundament zu legen. Zwar wirft die Vergangenheit nicht bloß ihre Schatten, sondern auch alle möglichen Hemmnisse in die tapfer beschrittene Bahn: der leichtsinnige Bruder, der selber im Brackwasser treibt, verhöhnt sie; leidige Erinnerungen, die sie nicht ableugnen kann, und niedrige Zumutungen, die sie abwehrt, lassen sie nirgends festen Fuß fassen. Aber ein Jugendfreund, der sie von je geliebt und den sie nicht vergessen hat, ist groß gesinnt und fest genug, sich über alles hinwegzusetzen; es hängt an wenigen Tagen, daß sie zusammen jenseits des großen Wassers eine neue Heimat suchen, in die die bösen Mächte der alten nicht hineinreichen. Da vernichtet ein unglückseliger Zufall die schöne Verheißung: im Dunkel einer Sturmnacht erschießt Annemaries Verlobter, ohne den Gegner zu erkennen, ihren Bruder, den pflichtvergessenen Zollbeamten, der mit Schmugglern gemeinschaftliche Sache gemacht hat. Nun müssen sie für immer auf einander verzichten; aber der innere Gewinn geht ihr damit nicht verloren: sie hat einstige Schuld und Schwäche aus eigener Kraft überwunden, die Vergangenheit hat keine Gewalt mehr über sie, und so wird sie, Herrin ihrer selbst, auch ohne die stützende Hand der Liebe sich samt der alten, kranken Mutter drüben in der fremden Wildnis Newyork siegreich durch das harte Leben schlagen. So überredet uns der Verfasser am Schluß, und wir wollen es ihm glauben.

Immerhin muß ich jenen Zufall beklagen. Freilich bringt er für das Buch eine eindrucksvolle Katastrophe und eine gute Dosis spannender, realistisch ausgemalter Schmugglerromantik mit. Auch habe ich allen Respekt davor, daß der Verfasser sein Werk nicht, wie einen alltäglichen Feuilletonroman, mit Hochzeitsgeläute ausklingen, sondern den herben Grundton des Ganzen, der zugleich den friesischen Charakteren und ihrer Landschaft entspricht, durchhalten und die Heldin auch in dem letzten, bittersten Verzicht bewähren wollte. Aber der Problemdichtung bricht er damit doch die krönende Spitze ab, auf die alles hinzuzielen schien, die Anerkennung, ja die Sanktion jener Selbsterlösung durch den Gewinn eines reinen und stillen Glückes glaubender Liebe. Und daß die graue und grausame Zukunft, vor der wir Annemarie nun verlassen müssen, aus keiner inneren Notwendigkeit mehr erwächst, sondern eben nebenher aus einer äußerlichen Schicksalsfügung, das macht die Härte doppelt fühlbar.

Im übrigen wird auch der anspruchsvollere Leser allerwegen seine Rechnung finden. Das Zuständliche, zuerst im fröstelnden Morgengrauen der menschenverschlingenden Großstadt, dann auf der engen Insel in Sturm und Stille der Natur wie des Lebens, ist vortrefflich gesehen und wiedergegeben; die Charaktere, auch die Nebengestalten und gerade diese — ich hebe den alten Inselvogt und die beiden schlimmen Gesellen des Bruder Zöllners hervor — sind scharf gezeichnet und von einleuchtender Lebenswahrheit. Und so wünschen wir diesem eigenen und tapfern Buche — denn das ist es — einen guten Weg und wollen der weitern warten!

W. Br.

Heinrich Mack, Johann Anton Leisewitzens Briefe an seine Braut nach den Handschriften herausgegeben. Mit fünf Beilagen. Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen 1906. XXVIII u. 243 S. 8°.

Ist auch ein Teil dieser Briefe schon früher von Karl Schiller (in Herrigs Archiv B. 31) u. A. gedruckt und benutzt worden, so werden wir diese schön und würdig ausgestattete Gesamtausgabe jener Schreiben um so mehr mit Freuden begrüßen, da uns hier nicht nur ein vollständiger und sorgsam bearbeiteter Text geboten, sondern auch alles das, was zu ihrem Verständnisse erforderlich ist, in zweckmäßiger und allen billigen Ansprüchen völlig genügender Weise beigebracht wird. In der Ein-

leitung teilt Mack in kurzen Zügen die Lebensschicksale von Leisewitz und seiner Braut mit und gibt eine gute Charakteristik von beiden Persönlichkeiten, der man nur wird zustimmen können. Sodann betrachtet er die abweichende Beurteilung, die bei verschiedenen Schriftstellern die Briefe Leisewitzens gefunden haben, und stellt sich dabei mit Entschiedenheit auf die Seite der ihnen durchaus günstigen Kritik. Jedenfalls sind die Briefe, ganz abgesehen von der Bedeutung, die sie als Schriftwerke an sich und als Äußerungen des Dichters besitzen, ein treues Spiegelbild der Zeit und für diese ebenso wie für den Verfasser charakteristisch. Es kommt hinzu der hohe kultur- und literargeschichtliche Wert, den Leisewitzens Mitteilungen haben. Ganz besonders trifft dies zu für das Braunschweig der damaligen Zeit und die Mitglieder des guten Gesellschaftskreises, in dem Leisewitz sich bewegte. Hier erhalten wir äußerst anschauliche und ergötzliche Schilderungen, bei denen wir allerdings nicht vergessen dürfen, daß sie, erwachsen aus wechselnden Stimmungen und angeborenen Neigungen des Verfassers, nur für die Braut, nicht für weitere Kreise bestimmt sind und daher nicht als völlig einwandfreie Zeugnisse für die betreffenden Personen aufgefaßt werden dürfen. — Die 102 Briefe vom 24. Oktober 1777 bis 8. Sept. 1781 fallen sämtlich in die Verlobungszeit Leisewitzens, der am 13. Sept. 1781 endlich seine Braut heimführte. In einem Anhange werden uns außerdem noch der Briefwechsel über seine Verlobung und Hochzeit (13 Schreiben vom 12. Aug. 1777 bis 10. Aug. 1781), 12 Briefe von L. und seiner Frau an das Ehepaar Andreä (1. Okt. 1781 bis 14. Juni 1791) und ein unvollständiger Brief von Sophie L. an ihren Mann vom 13. Sept. 1880 — leider sind ihre Schreiben sonst verloren — mitgeteilt. So ist uns hier das briefliche Material, das über das Ehepaar als solches erreichbar war, so vollständig wie möglich vorgelegt. Ein gutes Personenregister erleichtert die Benutzbarkeit des Buches, das durch zwei Bilder von Leisewitz und eines von seiner Frau sowie durch ein Faksimile von beider Schriftzügen einen schönen Schmuck erhalten hat.

Gustav Hecke, Friedr. Bosses Kleine braunschweigische Landeskunde. Für Schule und Haus. 6. Auflage. Neu bearbeitet und herausgegeben. Mit 36 Abbildungen. Braunschweig und Leipzig, Hellm. Wollermann 1907. 88 S. 8° —.60 M.

Für die Brauchbarkeit des Büchleins, das zuerst 1883 und zum zweiten Male 1892 ausgegeben wurde, spricht schon der Umstand, daß inzwischen die sechste Auflage von ihm erforderlich geworden ist. Nicht nur an Umfang ist es ständig gewachsen, auch bei der Ausgestaltung des Textes ist keine Mühe gescheut worden. Es hat dieses Mal besonders auch die Volkskunde stärkere Berücksichtigung gefunden. Das Werkchen ist ein knapp gefaßter und zuverlässiger Führer auf dem Gebiete der heimischen Landeskunde, in dem ein Jeder über zahlreiche Fragen sich leicht erwünschte Auskunft holen kann. Auch die Zahl der Abbildungen ist in dankenswerter Weise vermehrt. Dabei ist aber ein Versehen untergelaufen; das Bild S. 70 zeigt nicht das Neuhaus des Sollings, sondern das im Kreise Helmstedt.

Die Braunschweiger Bahnhofsfrage. Ein Beitrag zu ihrer Lösung. Braunschweig, J. Krampe 1907. 32 S. 8°.

Das Heft ist von den Vorständen von 20 Braunschweiger Vereinen herausgegeben und behandelt in 8 Abschnitten folgende Punkte: 1. Entstehung der Bahnhofsfrage; Stellungnahme der Vereine; Magistratsvorlage. — 2. Kopfbahnhof; Durchgangsbahnhof. — 3. Projekte; Stadtzuschuß; Baugrund. — 4. Aufschließung des Geländes; Bodenspekulation. — 5. Hausbesitz; Stadtlasten; Rechtsfragen. — 6. Reiseverkehr. — 7. Post- und Güterverkehr. — 8. Schlußwort und Antrag.

Im „**Sprechsaal**. Zeitschrift für die Keramischen, Glas- und verwandten Industrien" (40. Jahrgang Nr. 20 vom 16. Mai 1907 S. 264—67) erörtert Christian Scherer die Fabrikation des sog. „Gesundheitsgeschirrs" („Sanitätsgeschirrs") in Fürstenberg, das etwa in den Jahren 1821—56 hergestellt wurde, von dem aber trotz den zahlreichen Gegenständen, die nach dem hier mit abgedruckten Preis-Verzeichnisse vom Juli 1824 als „Gesundheitsgeschirr" verkauft wurden, nur wenige Stücke bisher bekannt geworden sind. Diese halten die Mitte zwischen Porzellan und Steingut, haben ein etwas gelbliches Aussehen und tragen die bekannte Fürstenberger Fabrikmarke: F in grünlicher Farbe, daneben zumeist noch einen Zusatz wie „San." oder „S. gesch." Wir weisen hierauf hin in der Absicht, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf solche Stücke zu lenken, für deren Mitteilung Professor Dr Scherer im Herzoglichen Museum gewiß sehr dankbar sein würde.

In **Niedersachsen** (13. Jahrg. Nr. 4 S. 75) bringt Dr H. Schönhoff angeblich „eine neue Deutung des Namens Till Eulenspiegel" (= Eule d. h. reinige den Spiegel), wiederholt damit aber nur eine Erklärung, die Dr Ernst Jeep lange vorher in den Mitteilungen des Deutschen Sprachvereins Berlin (6. Jahrg. 1895 Nr. 8) gebracht hat. Man vergleiche darüber Br. Mag. 1896 S. 32.

In der **Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen im preußischen Staate** (54. B. Jahrg. 1906 Berlin, Ernst u. Sohn gr. 4°) veröffentlicht Schulinspektor Friedrich Günther in Clausthal einen Aufsatz „über die Silberhütten des „Alten Mannes" auf der Hochebene von Clausthal und am Oberlaufe der Innerste", deren er für die Mitte des 14. Jahrhunderts folgende elf aufführt und behandelt: 1. die Hütte Cella; 2.—4. die Hütten Galm und Flambach; 5. die Hütte zu den Frankenschern; 6. Meinersberg; 7. die Gropenhütte; 8. die Hütte Langetal; 9. die Hütte Bielstein (Bildenstein); 10. die Laddekenhütte; 11. die Hütte Ecksberg.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1907. Dezember Nr. 12.

Zauberei in Braunschweig im 16. und 17. Jahrhundert.

Von Otto Schütte.

Über Zauberei und Wahrsagerei wurde auch in Braunschweig im 16. und 17. Jahrhundert viel geklagt: man sehe, hieß es, in die Kristalle, man schaue den Leuten in die Hand, man lehre den Gewinn im Spiele, man bezaubere die Butter, daß die Milch nicht gerinne. Bereits 1546 wurde Alheid Heigers gefänglich eingezogen, weil sie mit „Toverie bewanth was unde scholde einen Deves voth (Diebsfuß) van dem Hovetberge (Hauptberge, dem Richtplatze) gehalt hebben". 1558 ward Wilthardt von Grony in der Altenwik unter den Jungen befunden, daß er mit „schalckhaftiger Kunst mit Kartenbledern umging". 1560 bekannte Christine Beckers, sie sei nur soweit mit Zauberei umgegangen, als sie es mit Kraut könne. Sie habe keine Bücher, könne nicht lesen. Einer Frau, der Angersteinschen, die vormals tot geboren hatte, gab sie als Mittel dagegen: „Wilde Verbmen kruth, heidensch wunthkruth, aller wunden heil, koler kruth, negen kraft, hundetungen — gekoket im olden beir — un lett se denne darover been und lecht id denne in de Scho"[1]).

1566 erklärte Christoffer Reimer dem Franz Osterlo, er wolle ihn eine gewisse Kunst lehren, sich unsichtbar und sich los zu machen, wenn er ins Gefängnis käme[2]). Auch Briefe gab es schon 1661, durch die man sich schlag-, kugel- und stichfest machen wollte. Ein solcher wurde gefunden bei Jurgen Hellers, der ihn von Hans Tastman in Bokenem geschenkt bekommen hatte. Sein Glaube an den Brief war freilich erschüttert, denn Fastman hatte ihm geraten, den Brief einmal einem Hahnen um den Hals zu hängen und auf ihn zu schießen. Das hatte er getan, hatte aber den Hahn durch den Leib geschossen.

Ein Weibstück, das sich auf der Mauernstraße aufhielt — es führte den wunderbaren Namen Bruder Greten —, gab sich 1590 für eine Zaubrerin aus, die Gold graben könnte[3]). Ein Schwarzkünstler und Gaukler trieb 1610 auf dem Rathause und im Keller „sein Teufelswerk und Schandpossen, wodurch manch junges unschuldiges Herz geärgert und zur Bosheit angereizt wurde". Im Jahre vorher hatte Lüder Stein, ein Kesselführer im Hagen, als ihm einige Sachen aus dem Hause gestohlen waren, einen Käse durch Zauberei zurichten lassen. Von diesem ließ er sein Gesinde essen und sagen: „Weiß ich den Diebstahl oder habe es genommen, so fahren soviel Teufel in mich, als ich Bißlein esse und Tropfen trinke". Im Jahre 1611 bezauberte die Anna Möndmeyer ein Mägdelein, daß es nicht aß, sie hatte es sogar angeblich dazu angehalten, sich zu erstechen.

Durch Zauber wird auch Liebe gewonnen: Jurgen Hellers entführte die Frau des Hinrick Peinen aus Salzdetfurth, und zwar gewann er sie dadurch, daß er ihr einen Apfel schenkte, den er von Hildesheim bis Salzdetfurth unter dem luchteren (linken) Arme getragen hatte. — Noch heute sucht man sich in Braunschweig gegen Heimweh zu schützen, indem man Brot aus dem Vaterhause mitnimmt, das man unter dem Arme getragen hat. — Hans Hopmann wurde 1575 von Liebe zu einem Mädchen ergriffen und schwängerte es. Das Mädchen hatte auf Anraten eines Landsknechtweibes ein Huhn aufgerissen, das Herz herausgenommen, es zu Pulver verbrannt, daraus Pottomicker (?) gemacht und es ihrem Geliebten eingegeben. Es hatte sich auch an eine Frau gewandt, um von Hopman Kopfhaare zu bekommen, denn es hatte gehört, dieser müßte zu ihm kommen, wenn es von ihm Haare habe, zu diesem einen roten seidenen Faden hinzunehme, daraus ein Wachslicht mache und dies anstecke.

[1]) Orgichtboeck.
[2]) Blutbuch.
[3]) Gerichtsprotokolle.

Aber die Liebe wird auch durch Zauberei wiedergewonnen: Noch 1611 ließ sich die Hundischen gegen eine Frau, der der Mann entlaufen war, vernehmen, wenn sie nur einen alten Schuhlappen oder etwas von seinen Kleidern, die er getragen, bekommen könnte, so wollte sie es schon dahin bringen, daß er innerhalb dreier Tage wieder käme. Besser unterrichtet hierüber sind wir durch den Prozeß[1]) gegen Anna Durmeiger, die hingerichtet wurde. Zu ihr kam die Meigersche in der Neustadt und klagte, ihr Mann sei weggegangen, ob sie nicht Rat wüßte, daß er wiederkäme. Da erwiderte sie, Achatz van Veltem Frau habe sie einmal gelehrt, wenn so ein Mann wegginge, was man dann sagen müßte, daß er wieder käme, und sie sagte zur Meierschen: „gy moten mick juwen Trurinck don, dar gy mith sindt to hope gegeuen, dar moth ick wat van schaven (= schaben) und vor den sul strauwen, dar he is over gan, und heft also anefenget und des mans namen genomet und gesecht: Des wolde (= walte) godt und de hillige drefoldicheit. Ick se dick na und sende dick na de werden hilligen drefoldicheitt, dat dw (= du) most lopen na dinem echten gaden, even alse de henne na dem brode, alse de visch na der flott, alse de hengest na der stoett, alse Maria dede na orem herte leven kinde, do se id hangen sach am galgen des hilligen crutzes, aftowenden van andern fruwen und megeden, und wendest dick wedder na dinen echten gaden, des helpe dick und mick de vader, son und hilliger geist." Solche Worte habe sie drei Tage nach einander „iders dages einmal, des ersten dages, do de sunne is undergegan gewest, den andern dag, ehr de sunne is opgegan, den dridden dag, alse de sunne is wedder undergegan, gesecht und iders mal, wenn se de worde gesecht, wat von dem Truringe geschavet und vor den sul, dar de man over gegan, gestrauwett" (1565).

Auch gute Behandlung des Mannes läßt sich durch Zauberei erreichen. Die Frau des Pfarrers Hans Spelman in Hedeper wurde von ihrem Manne viel geschlagen. Da ging sie eines Tages an den Zaun, weinte und klagte ihr Leid einem alten Weibe, das daher kam. Die wußte Rat, sie solle Haare von einer (hier nicht näher zu bezeichnenden) Stelle ihres Körpers nehmen, diese ihrem Manne in einen Kuchen backen und zu essen geben, so würde er sie nie mehr schlagen. Das tat sie, und der Erfolg blieb nicht aus, ihr Mann aber starb leider bald darauf (1566).

Aber auch Haß und Neid läßt sich zwischen Liebenden durch Zauberei säen: um dies Ziel zu erreichen, müsse man einen Klumpen Erde von einem Grabe holen. Wenn sich nun zwei Eheleute gram seien und der eine von ihnen wolle sich zu einem andern legen, so müsse man die Erde zwischen sie „gießen" und also sprechen: „dat sik de beiden so lange niten und haten, dat dat Dack, darvan de erde genomen, so lang Gras dar uppe wasse, det men et dreimal mit der seckelen affniden kann" (1565).

Wie man dem einzelnen Manne die Zeugungskraft durch Zauberei nehmen kann — die Clawes Vedddersche trieb 1569 so den „bonen wagen" —, so kann auch ein Ehepaar des Kindersegens beraubt werden. Das beabsichtigte auf jeden Fall ein Mann namens Korver, der 1575 dem Diderich Flotwedde ein Schloß zum Verfangen vor sein Brauthaus legte. Für gewöhnlich geschah es bei der Kopulation, daß jemand, der einem jungen Ehepaare die Möglichkeit der Fortpflanzung des Geschlechts nehmen wollte, ein Schloß heimlich in der Tasche trug, es zudrückte, zuschloß und ins Wasser warf. Wenn es dann nicht gefunden und aufgeschlossen wurde, war, so glaubte man, die Ehe eines Paares kinderlos[2]). Die Catrine aber, die „arstinne" — wir würden sie Kurpfuscherin nennen —, wußte ein Mittel dagegen. Wem nämlich das „Mußekent in der Brauthaus genommen sei, der gehe zur Apotheke, da ist zeuch, heißt bullen kraut, drei spanigiske flegen, die rumpe stanthart", das nehme man zusammen in warmem Bier eine Messerspitze voll (1576).

Den Mann vom Biergenusse abzuwenden, ließ man einen lebendigen Aal in die Bierkanne gleiten und ihn dann wieder ins fließende Wasser laufen (1565).

Daß man durch Zauberei auch Krankheiten zu heilen versuchte, darf nicht wundernehmen. Besonders waren es die Tatern, die sich darauf verstehen wollten. So erklärte der Tater Hinrik van Nimwege 1567, er könne „helen und helpen de perde, de den worm hebben und sick vorfangen oder den haw (Star?) up den ogen hebben, ock den minschen, den de tene we don oder hittige ogen und gebreke an den benen hebben".

Die Anna Durmeiger vertrieb Schmerzen mit der folgenden Vorschrift: „Me scholde dre betten brodes sniden, einen in sunte Johannes namen, einen anderen in Marien namen, den dridden in Goddes namen und denne van orem tuge wath um dat hoveth gebunnen und do umb den avendt, do de sunne was undergegan, stillswigendes hengan und de dre betten brodes under einen alhorn busch (= Hollunderbusch) gedragen, dath se ein hund oder ein ander beest krege, und wenn se dat brot dael lechte, gesecht: hir legge ick alle min ungelücke dael im namen usw." (1565).

Gegen Stiche in den Beinen hatte sie ein ähnliches Verfahren: man solle „dre betten brodes sniden und ein weinich wigedes soltes (geweihten Salzes) nemen und einen linen plunden von des kran-

[1]) Orgichtboeck.

[2]) Vgl meinen Aufsatz über das Nestelknüpfen in der Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 1904, S. 169.

ken finen eigen tuge und dat brot und solt darin don und stilswiegends under einen alhorn busch dragen oder op einen Crutzstein leggen, datt et de kreigen wegforden und denn fif Vader unser spreken und den andern morgen wedder hengan und den plunden, dar solche betten brodes und soltes inne gewest, wedder halen und um den schaden, dar id am weesten gedan, binden (1565).

Den Star verstand die Catrine zu besprechen: „Wan ein minsche eine hut over dem oge hat, spricht man: Unser lieber Herre Gott ist heilig und unsere liebe fruwe ist sedich (sittig, züchtig), eine jungfru vor der gebort und nach der gebort und in der gebort, und mit dussen hilgen und steden worden vordrive ick de hudt van dinen oge und de kome dick nicht ehr wedder, dann unse leve fruwe telet (= gebiert) den ohren anderen soen. Im namen ††† wedder" (1576).

Die Tempelanneke, die 1663 enthauptet wurde, segnete das Blut mit den Worten: „Johannes und de hilligen Evangelisten, die breken ein Ris in dem Paradies. Im Namen usw."

Die Witwe Margarete Meiger bediente sich zum Heilen von Krankheiten eines Krauts im Beutel, eines Messingringes, eines Einhorns und der Körperteile des Wiedehopfes. Von dem Einhorne schabte sie kranken Frauen, das Kraut im Beutel sollte vor den „swimel"(Schwindel) gut sein, sie trug es aber auch gegen eigene Bezauberung, den Messingring aber hatte sie bei sich, weil er vor dem Beinbruche schütze. Besonders groß war aber die Wirkung des Wiedehopfes. Sein Kopf verhinderte nämlich das „tho rugge kopslagen", also das Rücküberfallen und auf den Hinterkopf schlagen; wenn man seine Füße trage, so werde man nicht müde, nehme man aber seine Zunge in den Mund, so sei man angenehm vor den Leuten. Die Flügel im Beutel verwende sie dazu, daß sie beim Einkaufe den Beutel nehme und das Gekaufte damit bekreuze, dann könne es ihr niemand aus der Hand kaufen.

Die obengenannte Anna Durmeiger, die 1565 vor dem Wendentore verbrannt wurde, verstand sich auch auf den Milchzauber. Wenn man die halbe Milch von andern Kühen haben wollte und eine Kuh hätte, so sollte man einen neuen Eimer in aller tausend Teufel Namen kaufen, Sand und einen Wisch in demselben Namen auch holen und damit den Eimer erstlich scheuern und unter die Kuh sitzen gehen und drei Kreuze an drei Enden unter die Kuh in aller Namen machen und dann melken. Solle aber eine Kuh immer Milch haben, so müsse man auf einen Kreuzweg gehn und dar (von da) Erde holen in aller tausend Namen und die Erde zum Teil in den Stall schütten, wo die Kuh stände, und dann einen Stock vom Ader Tune (= geflochtener Zaun) in derselben Namen holen an einem Donnerstagabende, von dem Stocke ein Kreuz machen in aller Namen und unter den Sul mit der Erde graben und, wenn dann eine Kuh darüber triebe, so sollte man sagen: „ga hir over in aller Namen", und dann die Kuh in aller Namen melken, ihr drei Haare aus dem Schwanze ziehen und diese „in de hoige" über die Kuh pusten in aller Namen und sagen" fluch hen", dann sich unter die Kuh setzen in aller Namen und betengen (= anfangen) zu melken in aller Namen und sagen: „Datt dw motest by der were bliven und nicht vorswinden, so lange alse me har kan an dick finden" (1565). Daß aber der Teufel Eier bringen könne, habe sie bei der Meigerschen aus Riddagshausen gesehn. Mit ihr sei sie von dort nach dem Mastbruche gegangen. Da habe das Weib ein Ei im Busen gehabt, dasselbe genommen und unter einen Hasselbusch gelegt und sei darauf „sitten gegan in aller duvel namen und heft angehoben tho kluck, kluck, kluck, kluck. Da habe sie eine Mandel Eier unter sich gekregen, darna hebbe se wedder angehoben to klucken, do sy der eier ein half schock geworden". Als sie zum dritten Male angehoben habe zu klucken, habe sie noch ein halb Schock Eier gekriegt. Wenn man von dem Teufel etwas haben wollte, habe sie die Meigersche gelehrt, so müsse man einen Stein nehmen, unter einen „hasseln Busch" gehen und erstlich mit dem linken Fuße vor dem Busche ein hol (= Loch) kratzen, den Stein darein in aller Teufel Namen werfen, dreimal um den Busch in aller Teufel Namen hergehen und „denne ein weinich" stille stehn und sagen:

„Belsebueck, ick sta hir inth Westen,
Kum, bring mick hir eier in dath nest".

Die Meigersche habe vor ihr auf dem Busche gesessen „alse ein grimmich lauwe (Löwe) und twe ogen gehat alse twe grote schotteln".

Wegen derselben Zaubereien wurde auch die Heinesche im Jahre 1565 vor dem Wendentore mit ihr verbrannt. Auch sie wußte andern Kühen die Milch halb zu nehmen. Gelernt habe sie es von Anna der Papenmeigerschen tho Addelem. Man müsse in „Wolbern (Walpurgis) nacht, wenn man de koie utdrift, so vele der koie is, so vele Kervensnitt an de ständer des Dorweges" machen und sagen: „hir snide ick de bunte ko, de swarte ko, de rode ko, de witte ko, so vele alse der gestalt sin in aller namen". So kriegt man die halbe Milch von den anderen Kühen, „do ride de melck sin." Sie habe vor zehn Jahren, als die Papemeigersche gemolken habe, gedacht, „wur de melck alle her keme, do hebbe de Duvel ein gantz emmer ful melck van boven heraf in der Papemeigerschen emmer gegoten" (1565). Sie hatte sich auch mit dem Teufel verbunden. Er sei wohl zu ihr gekommen, wenn sie ihn, den Titeloten, der Pilatus hieße, vorgefordert hätte, „lifhaftich" und habe Füße gehabt wie ein Hund und mit ihr geredet und spräche „hesch" (= heiser) und habe schwarze Kleidung an und trage große

Augen im Kopfe, „die brennen als ein lecht, und sie habe sich ihm nicht ergeben, sonst hätte er „sie rede den Hals tobrocken" (1565). Aber Milch habe er ihr gebracht. Um sie zu bekommen, müsse man ein Neuer (= Bohrer) machen lassen in aller Namen und dem Schmiede es in aller Namen bezahlen und Wirkedorn hauen, in „Wolbern Nacht ein Hol" in einen Hausständer bohren in aller Namen, dann einen „hempen" (= aus Hanf) Strick kaufen in aller Namen, einen Pflock von dem Wirkedorn machen, den Strick damit in das Hol pflocken und dann „in Wolbern Nacht anfangen zu melken bei dem strenge" in tausend Teufel Namen, so kommt dann Milch heraus. Die brächte der Titelote. Wolle man diesen gebrauchen oder aussenden, so müsse man sagen: „Kumm, Titelote, in minen gropen in dusend duvel namen. Ick weit dick arbeitt. Ga dar hen an den ort" und macht den Ort namhaftig und „sunderlick" zu den Reichen, denen ist er nicht gut, die sind doch „rede (= bereits) sin, so he secht, wenne sie haben ihren Gott in der kesten". Des Morgens müsse man den Titeloten rufen, so schlafen die Mädchen lange, und wenn er mit der Milch kommt, so kommt er durch das „Gotenhol, so ist ihm dar ein Nap hingesetzt, dar spiett he de Melk in". Wenn man ihn aber nicht länger haben wolle, so weist man ihn ins Barnebrock in aller Namen. Auch Butter habe er ihr gebracht. Wenn sie habe erforschen können, daß einer buttern wolle, so habe sie den Schwarzen ausgesandt in 1000 Teufel Namen und gesagt: „far dar hen in dusend namen und hale mik bottern", dabei habe sie ihn bedroht, „dath he sodâns don moeth oder se will ohne stupen", und die Butter, die er so holt, „swetet" nicht, und legt die ihr in einen Pott, den sie ihm gesandt hat, wenn sie „schone nicht darbei ist". Solche Butter habe sie von Andreas Meineken und Ebeling zu Ahlum zu der Zeit, „do sie dar ein oppermensche gewesen", holen lassen. Wenn man aber das Flott in das Butterfaß gegossen „un sleitt denne mit dem Stocke, dar me midde bottert, drei Mal en Krutze darover und segent dat im namen des vaders usw., so kann he keine Botter darut kriegen." Einmal, als sie ihn zu Ahlum ausgeschickt habe, habe er keine Butter gebracht, weil ein Kreuz darüber geschlagen sei. „Do is he leddich wedder gekomen un gesecht, dar is ein Crutz over geslagen, dar hall dw wat. Secht, se hebbe ohne wol bedrauwett, dat se ohne stupen wolle, da hat he geschriett alse ein Hund und gesecht, dar is ja ein Crutz overgeslagen, dar hall dw wat."

Die Slotzke — so wird sie im Blutbuche geschrieben — hatte sich gleichfalls dem Teufel ergeben und wurde daher 1571 auch verbrannt. Sie bekannte auf „Bedrauwung und allene up hende bindentt in der gude friwillig", sie sei einmal mit einer ganzen Rott bei der Meigerschen gewesen, und da beschlossen sie, ins „grone" zu gehen und am Abend sind sie „altohope" auf den „Blockenberg" gefahren und sie heft auf einer schwarzen Zegen geseten, und als sie auf den Blockenberg gekommen, dar haben sie getanzt, gesprungen und fröhlich gewesen und ider heft eine swingen (= Brett zum Flachsklopfen in der Hand gehabt, darmitt sie geschermett (= gefuchtelt), auch sei dar ein Faß Bier gewesen, das sie getrunken und um swentidt (doch wohl die Zeit, wo der Schweinehirt die Sauen austreibt) dages seien sie wieder hierher gekommen." Man sagte von ihr auch, der Teufel habe ihr auch „nige grossen" (neue Groschen) gebracht. Sie selbst bekannte, mit dem Satan gebuhlt zu haben, und zwar habe sie in der Meigerschen Hinterhause „idt erstlich mit ohme gebruket, und de satan sy gants kolt gewesen; do se ohne gefragett, wurumb he so kolt were, dar up de satan geanthwordett, dat wedder were kolt." Von einem Titeloten wisse sie nichts, „sunder alse se ein kind und to Stade gewesen, is ein dinck ut dem potte gesprungen", daß sie sich so „erschreckt", daß sie nicht gewußt, wo sie weggekommen, und als sie in Stade bei einer Frau gedient habe, habe die sie nimmer in die „molken kamer gestaden willen", da sei sie einmal „in der fruwen afwesen in de kamer gegan, do hedde se en eisch (= schrecklich) grott dinck gesein in einem potte, dat hadde grote ogen gehatt[1] un uth dem potte gekiket, dath se sick darover entsettet hedde." Die Meigersche habe drei böse Geister gehabt: „Vedderbusch, Strus, Franciscus, und sind solcke burgermesters und bischop gewesen" (1571). Sie selbst habe ihren Mann gegen Verzauberung durch den Rat geschützt, „he scholde rohe ungewuschen feme (= Eicheln) mith krutknutten in de Kleder neigen und veddern um dat lif neigen" (= nähn), und anderseits die Burmesterschen bezaubert und gequält, sie habe auch einen Wagen umgestürzt und Sand gestreut, um den Nachbaren die Nahrung zu nehmen.

Mit dem Teufel hatte auch die Frau Hermen Wostehoues ein Bündnis geschlossen. Sie bekannte in „gutliger und pinliger Befragung", daß sie „in Vergessung ihrer christlichen Taufe und Glaubens" mit dem Teufel, welcher sich Beltzebuck genannt, fast vor sechs Jahren ein Pact und Verbündnis aufgerichtet, sich ihres Christentums gegen ihn „vorzihen" und denselben Vorbund mit ihrem eigenen Blute, so sie dem Teufel dar gestrecket, bestercket, auch sich ihm mit Leib und Seele ganz eigen ergeben habe. Der Teufel sei, wenn sie ihn mit dem Namen Beelzebub angerufen, ihr leibhaft in Gestalt eines Raben erschienen, habe mit ihr Sprache und Unterredung gehalten und ihr Rat und Anleitung gegeben, Kranke zu heilen. Sie habe durch unchristliche Mittel und sonderbare Mißbräuche des heiligen göttlichen Namens das Feuer zu segnen und zu dämpfen

[1]) Vgl. „das Märchen vom Rotpötchen in Braunschweig" Br. Magazin IV (1898 S. 23).

sich unterstanden, auch etlichen Personen böse und schädliche Fußspuren gelegt und dadurch denselben Leibeskrankheit und „beswernus" angetan, auch giftige „schetliche dopf" gesetzt, dardurch Rinder und Vieh zu beschädigen.

Der Teufel sei in Rabengestalt zu ihr in „die Gefängnis" gekommen und habe ihr verboten, nichts zu bekennen, auch ihr die Zunge gebunden und gehalten, daß sie die Zeit nicht habe bekennen können, auch sei der Teufel in „bemelter" Gestalt leibhaft ihr in der Hafte erschienen und ihr in dem „gurtel am schorteldudhe eine schorten" gemacht und sich damit zu dämpfen sie angereizt. Daß sie aber bei der peinlichen Befragung umkam, davon wollte man nichts wissen, sondern erklärte im Blutbuche, der Teufel habe sie in die Höhe gehoben, ihr den Hals abbrechen wollen, endlich ihr einen Druck oder Stoß kurz nach einander auf den Hals und Kopf getan und so gewaltig zugesetzt, daß sie gestorben sei.

Von Männern wird uns in diesem Jahrhundert nur Clawes Winter genannt, der mit dem Teufel ein Bündnis geschlossen habe, um verborgene Schätze zu erhalten. Bei dem Goldgraben erschienen ihm und seiner Gesellschaft durch eines Pfaffen Ladung drei böse Geister, Fedderbusch, Kreutzlein und Arion, bisweilen in „Fuchs, Hasen, Storcks oder Raben Gestalt" und halfen. Die drei Geister haben ihm „ider einen Carracter aus dem Maule gespeit und ihnen zum Zeichen ihrer vorbuntnus" zugestellt. Dagegen hat Winter und seine Gesellschaft in das Bündnis gewilligt und dies mit Blut bestärkt, indem sich ein jeder in den rechten vordersten Finger geschnitten, das Blut aufgefangen und durch ihren „mester" ihren Namen schreiben, dem Teufel behandigen und sich ihm dadurch „Leib und eigen" geben lassen. Doch habe er vor zwei Jahren den Carracter verbrannt. Vor sechs Jahren habe er das Bündnis mit dem Teufel erneuert auf der Neustadtmarsch. Da sei er ihnen in Raben-, darnach in Fuchs- und Hasengestalt erschienen, einen Ring und Pergament hätten sie von Jungfrauen empfangen und ihm ein „funfhorn" mit ihrem eigenen Blute auf Pergament gezeichnet zustellen lassen.

Er habe ihn auch einmal in einem Hause auf der langen Straße geladen. Da sei er ihm in Gestalt eines schwarzen Bocks erschienen und habe mit blökender Stimme von verborgenen Schätzen mit ihm geredet.

Bei der Erneuerung des Bündnisses auf einem Kreuzwege zwischen Braunschweig und Rautheim in einer Donnerstag Nacht um zwölf Uhr sei der Teufel ihnen auf ihre Ladung erschienen in der „lucht" wie ein „feuerdrake", darnach habe er sich in Menschengestalt verwandelt und mit ihnen geredet, aber sein rechter Fuß sei wie ein Kuhfuß und seine rechte Hand wie ein Gänsefuß gewesen.

Alle Jahre hätte er und seine Gesellschaft das Bündnis erneuert auf Weihnachten in der rechten Christnacht. Sie wären mit dem Teufel manchmal zwei oder drei Meilen Weges gewandert und hätten sich verborgene Schätze durch ihn zeigen lassen.

Zur Bestärkung ihres Bündnisses hätten sie einmal vom Teufel einen schwarzen Lorkfuß in „roden Zindel" (= Seidenstoff) gewickelt empfangen, und er hätte jeden besonders angeredet: „Horestu, du vorsakest dein Christen bluett und gibst mir dein leib und sehelen, so gebe ich dir dies zum Wahrzeichen wieder uff 24 Jahr, daß ihr dies mein Zeichen und ich die 24 Jahr dein Leib und sehle solle haben." Darauf hätten sie ja gesagt.

Als sie einmal nach Schätzen unter der Asseburg gegraben hätten, hätten sie einen großen Kessel voll Geld gefunden, „aber nicht bekommen können, und hätten auf dem Gelde gelegen zwei Teufel als große schwarze Hunde mit Namen Beelsebub und Aurineken und mit den Zähnen geknurrt und sie dar nicht zu staten wollen, und sei ihnen daselbst noch ein Teufel in der lucht erschienen mit einem großen langen Storchschnabel und Greifklauen." Sie seien dabei in Lebensgefahr gekommen. Da habe er (Winter) den Teufel beschworen, aber sein Rock sei abgeglitten, und der Ärmel habe aus dem Kreise gehängt. Da hätte der Teufel den Ärmel erwischt, abgerissen und mit sich genommen, und sie hätten viel seltsame Teufelsgespenster gesehen, „alse blanke hoveleute auf schwarzen Pferden, einen aufm halben Bocke und dann noch einen auf einer halben saw reiten sehn."

Einmal hätte er den Teufel bei dem teuren Namen und Blute Christi geladen in Schorkops Haus auf der langen Straßen. Da sei er in Gestalt eines Raben vor dem Fenster erschienen, habe dies aufgemacht und sich auf den Tisch gesetzt und dreimal gerufen, da seien eine Menge „Kreien und Hexter" (= Elster) in die Stube fliegen kommen und hätten sich auf den Ofen und sonst gesetzt.

Clawes Winter wurde auf sein Bekenntnis durch Meister Thomas den 4. März 1580 mit Feuer verbrannt.

Im 17. Jahrhundert, nämlich im Jahre 1661, wurde Curdt Meyer wegen Zauberei enthauptet und nachher verbrannt. Eigentlich hatte er lebendig verbrannt werden sollen. Er hatte 1) einen Bund mit dem Satan gemacht auf acht Jahr, 2) „eine Cristall" von ihm angenommen, durch welche er verlorene Sachen nachweisen können, 3) Augen ausgeschlagen, 4) die guten Holden den Leuten zugebracht, 5) das heilige Abendmahl dadurch mißbraucht, daß er die Hostie wieder aus dem Munde genommen und sich damit fest gemacht.

Zwei Jahre darauf bekannte die Tempelanneke, daß sie mit dem Teufel, den sie Kleppesack genannt habe, wie sie auf Anfrage beichtete, zu tun gehabt habe, und zwar zuerst in der Scheuer, dann öfter

auf ihrem Bette. Was von ihm gekommen wäre, wäre kalt gewesen, und der Aktus hätte nicht lange gedauert. Das Erzeugnis des Beischlafes wären die Lörke. Mit diesen gingen sie neun Tage schwanger, dann kämen sie von ihnen und zwar jedes Mal eins. Zwei von diesen Lörken hätte sie in ihrer Kammer gehabt und eines Tages vor Roleffs Hause unter der Schwelle in einem Topfe vergraben und dabei gesagt, wenn Roleff vorüberginge, sollte ihm der Teufel in den Kopf fahren.

Von der Anfechtung des Teufels wird öfter berichtet. 1565 kam die Beckersche zur obengenannten A. Durmeiger und klagte ihr, sie habe soviel Anfechtung vom Teufel. Da befahl sie ihr, „kruth mit Namen wedderdan[1]) in den hals to hängen und sunte Johannes Evangelium affschriwen to laten und ok in den hals to bringen."

Im Jahre 1599 hatte Andreas Hartmann in einer Nacht viel seltsames Volk im Hause, das tat ihm große Angst an, daß er ihr nicht hätte „quidt" werden können. Aber zuletzt hätte er sich noch besonnen und sie von sich abgewiesen. Darnach um vier Schläge des Morgens kamen zwei Teufel zu ihm und erklärten ihm, die Zeit wäre um, er müßte nun davon. Daher ging er den Abend des 4. April die Mauernstraße herunter, als ob er trunken wäre. Als man ihn aber darauf anredete, antwortete er, er wäre nicht trunken, aber sonst nicht lustig.

Vom Teufel besessen war 1615 der Sohn der Wirtin im Hagenkeller. Daher bat sie den Superintendenten, er möchte ihn ausbannen lassen. Obgleich sich ein Geistlicher dazu erbot, hielt man es verständiger Weise nicht für ratsam, solche Ausbannung vorzunehmen, sondern mit dem besessenen Knaben zu beten.

Catharina Albrechts hatte im Jahre 1622 ihr Kind verflucht, als es noch unter ihrem Herzen lag, und zwar, um sich von dem Verdachte der Hurerei frei zu machen. Als aber das Kind 13 Jahre alt geworden war, da kam der höllische Geist zu ihm in eines Bauernknechts Gestalt und verleitete es zu allerlei bösen Händeln, daß es anfing, Vieh zu vergiften und Kinder zu prickeln. Darüber kam es in Haft, aber auch hier ließ der böse Geist nicht nach, ihm zuzusetzen bis auf den Tag vor seinem Ende. Am Morgen der Hinrichtung reichten ihr die Prediger das Nachtmahl, das Kind betete fein laut und fleißig und starb selig (1635).

Den Sohn des Jost Black bekam der Teufel schon als Jungen von 12 Jahren in seine Gewalt. Er hatte 1657 in Ölper gespielt und einen Taler verloren. Da ging er nach der Stadt und wieder nach Ölper zurück und fluchte, der Satan solle ihn holen. „Darauf ein Kerl zu ihm kommen als ein Soldat in Stiefeln, den er für einen Menschen gehalten, habe ihn gefragt, was ihm sei. Darauf er geantwortet, er habe einen Taler verspielt und wisse nicht, wo er den bekommen sollte. Da habe der Kerl ihm einen Taler gegeben und gesagt: „Nimm hin, du sollt mir vier Jahre dienen und dann mein sein, so will ich dir Geld bringen, so oft du etwas bedarfst. Fluche nur, der Teufel hole mich, so will ich bald bei dir sein und dir geben, was du begehrst." Als der Junge darein willigte, bekam er den Taler und bezahlte seine Schuld damit. Auf sein Fluchen kam einmal ein Bauer und brachte ihm die verlangten drei Ortstaler, das andere Mal ein Junge, der ihm die gewünschten dreißig Groschen in die Hand zählte.

Als er Kramerjunge bei Hans Ovemann am Markte geworden war, da kam oft des Nachts ein schwarzer Mann zu ihm vor das Bett, und oft sprangen schwarze Katzen daraus, wenn er sich hinlegen wollte. Als er aber 16 Jahre alt geworden war, da kam an einem Tage, an dem er für seinen Meister am Wasser Haare auswaschen mußte, der Satan zu ihm in Gestalt eines schwarzen Mannes mit einer weißen Keule und sagte zu ihm: „Spring ins Wasser, so darfst du nicht mehr arbeiten. Was willtu die vielen Martern und Plagen, es ist doch lauter Müh und Jammer in der Welt, wirf das Brett von dir, so du in der Hand hast und spring hernach, so kommstu des Lebens abe." Darüber erschrak er, lief fort und wußte vor Angst nicht, wo er bleiben sollte, und geriet auf einen Boden. Aber auch dahin folgte ihm der Satan bald nach und forderte ihn auf, sich umzubringen.

Als sein Pastor dies erfuhr, sprach er ihm zu und verwies ihn auf das Gebet, wie im Pfarrsachenbuche erwähnt wird. Doch die Sache wurde in der Öffentlichkeit kund. Da wollte die Obrigkeit den Jungen festsetzen, er wurde aber von seinen Eltern aus der Stadt nach Hildesheim geschafft (1661). Wir können also annehmen, daß er dadurch dem Tode entging. Und das freut uns, denn war der Pastor glimpflich und vernünftig mit ihm umgegangen, daß er das Gleichgewicht seiner Seele wieder finde: die Obrigkeit, die ihn hatte festsetzen wollen, wäre wahrscheinlich hart mit ihm verfahren.

Die ursprünglichen Wasserverhältnisse in der Umgebung von Börßum.

Von L. Knoop.

Um das Landschaftsbild der Umgebung in vorhistorischer Zeit möglichst scharf zu skizzieren, bedarf es auch der sicheren Kenntnis der Wasserverhältnisse, zumal diese von dem heutigen Vorhandensein wesentlich verschieden waren.

Bei der Auffindung der alten Spuren unterstützten sich mündliche Überlieferungen und geologische Beobachtungen auf das vortrefflichste. Durch

[1]) Widerthon, wahrscheinlich asplenium trichomanes (Walther).

größere Brunnenbauten nördlich vom Dorfe, unmittelbar hinter dem Gemeindebackhause, im Plane des Ackermanns E. Bötel, sowie durch die von hieraus nach Südwesten gelegten Röhrenstränge wurde ein Stück eines größeren Teiches durchschnitten. In einer Tiefe von $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ m fand ich in vorzüglicher Erhaltung noch Reste von Thypha latifolia L. und verschiedene Gastropoden, die meistens der Gattung Limnaea angehörten. Dieser Teich, der sein Wasser von einem auf dem Bornumer Berge entspringenden Bache[1]) erhielt, stand mit seinem Abflußwasser, im Volksmunde einst „hillige Dikgraben“ genannt, mit dem Hasenbache in Verbindung. Dieser Abflußgraben erhielt linksseitig aus den Gärten der Grundstücke ass. Nr. 37 und 38, dem ehemaligen Pfalzgrafenhofe, weitere Verstärkung von einem dem Umfange nach geringeren Teiche. Kümmerliche Reste davon waren noch im vergangenen Jahrhunderte vorhanden, und man erzählte, daß derselbe in der katholischen Zeit als Fischteich gedient habe. Der so verstärkte Wassergraben zog südwärts, dem heutigen Backhauswege entlang, und mündete in den „hilligen Dik“, der in der Mitte des Ortes zwischen den Grundstücken ass. Nr. 8, 9 und 32 gelegen war. Dieser dritte Teich spielte in den Sagen vom Okerhunde die hauptsächlichste Rolle, auch wurde mir von verschiedenen hochbetagten Einwohnern immer wieder berichtet, daß in diesem Wasser die ersten Taufen bei der Einführung des Christentums[2]) stattgefunden haben sollen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß zwischen diesen Angaben und der volkstümlichen Benennung „hillige Dik“ eine Beziehung vorhanden ist, doch lassen mancherlei andere Umstände darauf schließen, daß dieser Benennung ein weit höheres Alter zuzuschreiben ist. Das Ufer des gedachten Teiches war mit starken Weiden besetzt; und es läßt sich denken, daß durch die üppigen Schilfwucherungen unter Umständen während der Nacht ein unheimlich wirkendes Bild geschaffen wurde. Mancherlei Sagen schildern dasselbe denn auch in den düstersten Farben. Der Abflußgraben des „hilligen Dikes“ zog sodann in südlicher Richtung zwischen den Grundstücken ass. Nr. 8 und 9 weiter und erhielt unmittelbar hinter dem Gehöft ass. Nr. 8 bedeutende Verstärkung von zwei anderen Teichen. Einer derselben, im südlichen Teile des Pfarrgartens gelegen, wurde, wie in einem Kirchenbuche bemerkt, in den Jahren 1718—1740 zugeschüttet; der zweite lag westlich vor dem „Sadelhofe“, der hinter dem Wohnhause ass. Nr. 7 sich befand. Beide Teiche standen miteinander in Verbindung und sandten ihr Abflußwasser linksseitig in den hilligen Dikgraben. Dieser bewegte sich in seiner ursprünglichen Richtung noch ca. 35 m weiter, umzog darauf im Halbkreise die heutigen Gärten der Grundstücke ass. Nr. 12 und 13, erweiterte sich hinter dem letzteren Grundstücke abermals zu einem Teiche, in dessen Mitte eine mit uralten Eschen bewachsene Insel lag. Ich lernte noch Einwohner kennen, die sich derselben noch erinnern konnten. Man berichtete mir stets, daß die Oberfläche der Insel stark kegelförmig geformt gewesen wäre. Nach dem ursprünglichen Zwecke befragt, erhielt ich die immer wiederkehrende Antwort, daß der „Kegelberg“ in vorchristlicher Zeit als Aussichtsturm gedient habe. Daß einer derartigen Deutung kein Glauben beizumessen ist, ergibt sich aus dem Umstande, daß die sehr nahe liegenden Anhöhen der Umgebung ihn um ein Bedeutendes an Höhe überragt haben. Man wird vielleicht nicht fehl gehen, den künstlich aufgetragenen, vom Wasser umgebenen Berg als heidnische Opferstätte deuten zu dürfen. Der Abfluß des gedachten Inselteiches lag am nördlichen Ende. Der noch immer so benannte hillige Dikgraben zog in westlicher Richtung bis hinter den Garten des Grundstücks ass. Nr. 17, wo er sich zum letzten Male teichartig erweiterte. Der Volksmund weiß von dieser Stelle noch folgendes mitzuteilen: ein Umflutgraben habe hier gemündet, der das ganze Dorf nordwärts im großen Halbkreise umschlossen habe. Die innere Seite desselben, so behauptet man, wäre durch eine wallartige Erhebung (Brustwehr) befestigt gewesen. Das Einzige, was als Beweis hierfür angesehen werden kann, ist die noch heute vorhandene Straßenbenennung „Walltwete“, zwischen den Grundstücken ass. Nr. 16 und 94 befindlich. Bemerkenswert ist dabei der Umstand, daß die in Frage stehenden Oertlichkeiten sich fast vollständig decken, nirgends aber auffallend von einander abweichen. Der siebente Teich biegt in scharfer Krümmung nach Süden um. Das letzte Stück des hilligen Dikgrabens bewegt sich von hieraus in südwestlicher Richtung weiter und mündet nach kurzem Lauf in den Hasenbach.

Vorstehende Angaben sind meines Wissens nirgends aufgezeichnet, selbst Schüttellöffel hat in seiner im Jahre 1762 gezeichneten Karte der Feldmark Börßum darüber keinerlei Andeutungen gemacht. Die ersten Nachrichten erhielt ich schon vor zwanzig Jahren; von Jahr zu Jahr mehrten sich die Mitteilungen von dem „hilligen Dikgraben“, so daß ich mir endlich ein einheitliches Bild davon machen konnte. Draußen aber wollte das Auffinden ca. 15 Jahre hindurch nicht gelingen, bis ich zufällig bemerkte, daß ich meine Nachsuchungen viel zu weit nach Süden ausgedehnt hatte. Ich fand in einem Garten in der Gänseweide einen Ort, der, obgleich vollständig horizontal, doch um 20—30 cm sich ge-

[1]) Am Ende der Diluvialperiode ein reißender Bach gewesen. Seine überaus starken Auswaschungen sind noch heute im Minimustone, den er der Länge nach durchzogen hat, ohne besondere Schwierigkeit festzustellen.

[2]) Ein zweiter Taufort wird noch im Hasenbache angegeben.



setzt hatte und dieserhalb sich merklich von der Umgebung abhob. Ich verfolgte die Spur, und der gesamte „hillige Dikgraben“ lag, gleich einer prachtvollen Eingravierung, vor mir! Der Volksmund hatte absolut wahr berichtet!

Der erwähnte Hasenbach, der nördlich vom Bahnhofe rechtsseitig von der Ilse aufgenommen wird, ist im letzt vergangenen Jahrhundert mehrfach verlegt worden; ich halte es jedoch nicht für notwendig darauf einzugehen, weil die heutigen Abweichungen vom ursprünglichen Bette aus der Schüttellöffelschen Karte klar ersichtlich sind.

Die Bodensenkungen im hilligen Dikgraben gaben schließlich noch die Veranlassung, an der Ilse nach der ursprünglichen Lage der im braunschweigischen Aufstande um 1380 verbrannten Obermühle zu suchen. Einen Anhaltepunkt bot schon die Schüttellöffelsche Karte, die unterhalb der fast rechtwinkligen Biegung der Ilse nach dem Tempelhofe zu einen Mühlensteg angibt. Vor 2 Jahren ließen sich denn auch noch auf Grund der Bodensenkungen der ursprüngliche Ilselauf und Mühlenteich mit Sicherheit feststellen. Die Mühle hat demnach am linken Ilseufer, dicht unterhalb des Grenzgrabens, am 19. Grenzsteine gestanden.

Der Andreaspfenning.

Von Werner Jeep.

„Gott sei Dank, es stimmt!“ Mit diesem herzerleichternden Ausruf verschließt die Mutter die Wirtschaftskasse und das Haushaltsbuch. Sinnend betrachtet sie einige Augenblicke ein zurückbehaltenes Kupferstück und alsdann — „Franz, hast Du noch den Wildemannspfennig[1])?“ „Ja, liebe Mutter!“ und aus der Tiefe seiner Hosentasche, die einem Achtjährigen immer als der sicherste Aufbewahrungsort erscheint für all die vielen Nützlichkeiten, die von ihm des Aufhebens wert erachtet werden, fördert er den fürsorglich in Papier eingewickelten Hecke- und Glückspfennig zu Tage. „Junge, das freut mich, daß Du den noch hast, und als Belohnung schenke ich Dir diesen mit dem Heiligen Andreas. Halte auch ihn fest.“ Und sich bedankend gesellt Franz, seelenvergnügt über der Mutter Lob und Anerkennung, seinem Wilden den Heiligen zu: gehörten ja doch auch beide Pfennige wie der Zeit, so der Heimat nach zusammen, der eine im Jahre 1724 zum ersten Male aus der Münze hervorgegangen, der andere ein Jahr später geprägt, und beide des Harzes Kinder.

Andreaspfennig aber heißt er nach dem auf seiner Hauptseite befindlichen, rühmlichst bekannten Apostel, der seines Glaubens wegen zu Paträ in Achaia ans Kreuz geschlagen wurde, aber trotzdem noch dem versammelten Volke das Christentum predigte, bis ihn am dritten Tage der Tod von den Marterqualen erlöste. Und zur Erinnerung hieran hat er das nach ihm benannte, aus schräg gestellten Balken gebildete, gleicharmige Kreuz (×) bei sich, nicht nur auf Silbermünzen vom einseitigen Pfennig bis zum Doppeltaler aufwärts, sondern auch auf den Kupferpfennigen.

Auf der Hauptseite dieser ist der Apostel in ganzer Gestalt dargestellt, etwas nach vorn gebeugt, dem Winde entgegenschreitend, barhäuptig, mit Heiligenschein über dem nur noch an den Schläfen mit Haarschmuck versehenen, im übrigen aber kahlen Schädel, das Gesicht mit dem langen, vom Winde kräftig gezausten Barte seitlich oder auch voll dem Beschauer zugekehrt. Bekleidet ist St. Andreas mit dem Chiton, dem am Oberkörper anliegenden, am Leibe von einem Gürtel zusammengehaltenen und fast bis auf die nackten Füße reichenden dünnstoffigen Unterkleide der Griechen, sowie mit dem Himation, dem großen, gewöhnlich über die linke, hier aber über die rechte Schulter geschlagenen Überwurfe, der, in einem viereckig geschnittenen Tuche bestehend, wie ein Mantel gegen Regen nicht minder wie gegen Kälte Schutz bot. Hinter dem Heiligen befindet sich das für ihn so bedeutungsvolle Kreuz: an den linken Oberarm sich anlehnend, wird das eine Balkenende von der zu jenem gehörenden emporgerichteten Hand gestützt, während die rechte dagegen ein Buch gefaßt hält.

Der Abschnitt unter der Fußleiste ist entweder freigehalten oder weist die Chiffre des Münzmeisters auf, bezw. den Buchstaben C., das Zeichen der jenen vertretenden Kommission.

Die Kehrseite, welche ebenso wie die Hauptseite von einem stark gekerbten Rande umgeben ist, enthält inmitten von zwei sechsstrahligen Sternen oder Rosen bezw. Kleekreuzen die Wertbezeichnung I und unter ihr in vier Reihen PFENNING SCHEIDE MVNTZ (MUNTZ, MÝNTZ), sowie die Jahreszahl, unter welcher ein Stempel des Jahres 1725 eine Rose zum Abschluß hat.

Geprägt worden sind Andreaspfennige, deren Größe 20 bis 21½ mm im Durchmesser beträgt, in den Jahren 1725 (3 Var.), 26, 29, 32 (2), 34 (2), 36, 39, 80—82 (2), 83—89 und 93.

Die Pfennige vom Jahre 1780 an unterscheiden sich von den früheren in mancherlei Hinsicht: sie sind kleiner und ohne Kerbrand, die Wertbezeichnung I steht frei, für PFENNING ist die abgekürzte Form PFENN: oder PFENN gewählt, sodann die Schreibweise MUNTZ, seltener MÜNTZ. Die Darstellung auf der Hauptseite ist im großen ganzen dieselbe geblieben: nur auf dem Jahrgange 1782 ist sie wesentlich geändert worden. Statt des sogen. Andreaskreuzes erscheint das gewöhnliche Kreuz mit kürzerem Querbalken; zur rechten Seite des Heiligen befindlich wird es von ihm nicht nur mit der rechten Hand gestützt, sondern auch mit der linken



[1]) Vgl. oben S. 100.

gefaßt, die zugleich einen Zipfel des Himation festhält, welches, auch über die linke Schulter geworfen und von ihr in vielen Falten herabfallend, dem Mantel eines römischen Feldherrn ähnelt. Außerdem findet sich auf allen seit 1780 geprägten Pfennigen im Abschnitte die bis dahin auf keinem angegebene Chiffre des Münzmeisters und zwar

S.(chlemm) oder I.(ohann) W.(ilhelm) S.(chlemm) 1753—88

C.(ommission) 1788—92

P.(hilipp) L.(udwig) M.(agius) 1792—1800.

Klausthal war demnach die Münzstätte, in welcher aus den Andreasberger Gruben gewonnenes Kupfer in Andreaspfennige umgewandelt worden ist, und sie diente zu der Zeit, wo solche geprägt wurden, dem kurfürstlichen Hause Hannover, war hernach auch die eine der beiden königlichen Münzen, bis ihr Betrieb im Juli 1849 eingestellt ward. Und damit verlor der Harz die letzte der vielen Münzstätten, die er einstmals besessen hatte.

Goldabschläge, die den Wert von Dukaten hatten, werden aufgeführt aus den Jahren 1726, 29, 30, 32, 37. Die letzten drei Jahrgänge, so wie einer ohne Jahresbezeichnung, haben auf der Hauptseite im Abschnitt den Buchstaben S.(pangenberg, Christian Philipp, war Münzmeister zu Klausthal von 1725 bis 1751).

Auch kupferne Vierpfennigstücke mit dem St. Andreas sind geprägt worden. Sie halten 31 mm im Durchmesser, sind von feinerem Stempelschnitt und beiderseits von einem Perlenkranze umgeben.

Die Hauptseite: das Gesicht seitwärts gerichtet schreitet der Heilige nach vorn. Er ist bekleidet mit dem langärmeligen, bis auf die Füße reichenden Chiton, das Himation aber liegt ihm nicht auf Schulter und Rücken, es umschlingt mit dem einen Ende den rechten Unterarm, mit dem anderen den auf dem linken Unterarme ruhenden und von dessen Hand gestützten Kreuzbalken, während der übrigbleibende Teil des Himations, einem Rankengewinde vergleichbar, das Evangelienbuch samt der es haltenden Rechten in einem Halbbogen umgibt, der zum linken Knie abfällt. Der Abschnitt unter dem Fußboden enthält die Buchstaben C. oder P. L. M.

Die Kehrseite enthält die Wertangabe 4 und in vier Reihen PFENNING SCHEIDE MÜNTZ. 1792 bezw. 1794. Von dem letzteren Jahrgange sind zwei Varianten vorhanden: der Unterschied besteht in dem zwischen der Wertbezeichnung 4 und PFENNING befindlichen Abstande, sowie in der Buchstabenverteilung des Wortes SCHEIDE; auch ist die Einerzahl 4 der Jahreszahl über eine andere geschnitten worden, vermutlich über eine 2, sodaß nach entsprechender Änderung der Stempel des Jahres 1792 für eine Anzahl Vierpfennigstücke von 1794 Verwendung gefunden haben dürfte.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.

71. Sitzung (sechste Wanderversammlung) zu Schöningen am 10. August 1907.

Die Vereinsmitglieder und die Geschichtsfreunde, die sich ihnen anschlossen, kamen am Nachmittage des 10. August im Garten des Hotels zum schwarzen Adler zusammen, um von hier aus eine Besichtigung der Pfarrkirche St. Vincenz, des Schlosses und anderer Sehenswürdigkeiten vorzunehmen, die von Museumsdirektor Dr P. J. Meier eingehend erklärt wurden. Daran schloß sich um 6 Uhr im Industriesaale der Städtischen Töchterschule zu Schöningen die eigentliche Sitzung, die vom Vorsitzenden, Archivrat Dr Zimmermann, eröffnet wurde. Namens der Stadt hieß Bürgermeister Pockels die Versammlung willkommen und wünschte dem Geschichtsvereine Blühen, Wachsen und Gedeihen. Der Vorsitzende dankte, indem er hervorhob, daß Schöningen die Stätte eifriger Geschichtsfreunde gewesen sei. Er erinnerte in neuerer Zeit namentlich an Hilmar von Strombeck und Bernhard Schönert.

Oberlehrer Professor Cunze hielt einen Vortrag über das Gymnasium Anna-Sophianeum in Schöningen, dessen Veröffentlichung inzwischen in Nr. 10 dieses Jahrgangs erfolgt ist. Der außerdem angemeldete Vortrag über die Stammburg der Edelherrn von Warberg mußte leider ausfallen, da Landgerichtsdirektor Bode durch eine Verspätung des Eisenbahnzuges in Helmstedt den Anschluß verfehlt hatte und daher rechtzeitig nicht eintreffen konnte. Zu seiner Vertretung machte Dr Zimmermann einige Mitteilungen aus der Geschichte der Stadt Schöningen. Ein gemeinsames Abendessen im Kurhause bildete den Abschluß des Tages.

Am 11. August früh 8 Uhr fand, wieder unter Leitung Dr P. J. Meiers, die Besichtigung der Klosterkirche St. Lorenz statt. Daran schloß sich eine Wanderung, welche durch reichliche freundliche Bereitstellung von Wagen erleichtert wurde. Sie führte zur Elmsburg, zur Burgstätte Warberg und schließlich zur Domaine Warberg. Ein gemeinschaftliches Essen daselbst in Prüßes Gasthaus schloß die in ihrem Verlaufe sehr befriedigende und genußreiche Wanderversammlung.

72. Sitzung am 28. Oktober 1907 zu Wolfenbüttel.

Lehrer Th. Voges hielt einen Vortrag über den Näpfchenstein von Ahlum. Redner führte folgendes aus:

Im Jahre 1901 wurde auf dem Lindenberge bei Ahlum auf einem Plane des Herrn Th. Troch ein Skelettgrab aus der jüngern Steinzeit aufgedeckt. Zwischen den Steinen und Knochen lagen Scherben von einigen Gefäßen, die dem Bernburger Formen-

kreise angehören. Unter den Steinen befand sich auch ein dreieckiger Block aus Muschelkalk mit drei eingegrabenen schalen- oder näpfchenartigen Vertiefungen, wie solche sich in verschiedenen Ländern oft an anstehenden Felsen, an erratischen Blöcken und kleineren Steinen finden. In Schleswig-Holstein, in Dänemark und auf der skandinavischen Halbinsel wird noch heute vom Volke darin den Elben geopfert, ein Brauch, der sich auch noch am Männelstein in der Heidenmauer am Odilienberg erhalten hat. Im Norden werden diese Steine darum als Opfersteine bezeichnet, zumal viele in prähistorischen Gräbern gefunden werden. Wahrscheinlich darf auch der Näpfchenstein von Ahlum als ein solcher Opferstein angesprochen werden.

Herr Seeliger-Wendessen wies einen natürlich abgerundeten Geröllstein vor, der Schlagspuren hatte, zugleich aber auch zwei eingeriebene, flache Vertiefungen zeigte. Gewöhnlich hält man diese Fundstücke für Schlagsteine, aber im Norden werden diese kleinen Näpfchen gleichfalls als heilige Zeichen angesehen.

Superintendent Steigerthal bemerkte zu dem Vortrage, daß ähnliche Steine auch zum Anzünden von Feuer benutzt sein könnten, indem die Vertiefungen mit leicht brennbarem Material gefüllt und solches durch einen schnell gedrehten Stab in Brand gesetzt worden wäre.

Oberlehrer Schütte hielt sodann einen Vortrag über Zauberei in Braunschweig im 16. u. 17. Jahrhundert, dessen Abdruck in dieser Nummer des Br. Magazins erfolgt ist.

73. Sitzung am 11. Novbr. 1907 zu Braunschweig.

Professor Hassebrauk sprach über „Herzog Heinrich Julius und die Stadt Braunschweig".

In der Einleitung führte Referent aus, daß der Charakter dieser Zeit und damit des Streites weit großartiger und interessanter sei, als der der früheren Jahre. Gleich durch das ablehnende Verhalten des Rates bei der Trauerfeier des Herzogs Julius wird die Unvereinbarkeit der Ansprüche der Stadt mit denen des Herzogs klar bewiesen. — Der erste Hauptteil beschäftigte sich mit den großen staatsrechtlichen Streitigkeiten, die größtenteils am Reichskammergerichte ausgefochten wurden, Huldigung, Patronatrecht, Reichssteuer, Vogtei usw. Der zweite Teil behandelte den Krieg, der durch die declaratio rebellionis vom 22. Januar 1600 hervorgerufen wurde. Die Hauptstadien desselben waren die Ausfälle 1600 und 1602 (Schöppenstedt), die Kaiserlichen Kommissionen, der Ueberfall von 1605 mit nachfolgender Belagerung, die Hilfe der Hansa 1606 und die Acht 1606. — Später schlief der Krieg ein, da das Interesse des nun in Prag lebenden Herzogs durch die hohe Reichspolitik völlig in Anspruch genommen wurde.

74. Sitzung am 25. Novbr. 1907 in Wolfenbüttel.

Rektor Dr Brackebusch aus Gandersheim hielt seinen angemeldeten Vortrag über das Haus Mecklenburg und das Stift Gandersheim.

Redner entwarf die Lebensbeschreibung zweier Aebtissinnen des Stiftes Gandersheim aus dem Hause Mecklenburg. Diese waren beide Töchter des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg und der Herzogin Maria Katharina von Braunschweig, einer Nichte Herzog Augusts d. J. Die ältere, Christine, war 1639 geboren, kam 1665 nach Gandersheim, wurde 1683 Aebtissin und starb 1693. Von ihr rührt das Kirchenlied her: „Das Elend weißt du, Gott, allein rc.", welches unter Nr. 514 im alten Braunschweigischen Gesangbuche steht. Die sieben Jahre jüngere Schwester Marie Elisabeth wurde hier erst 1712 Aebtissin und starb bereits im folgenden Jahre. Sie war auch Aebtissin zu Rühn in Mecklenburg, wo nach der bisherigen Forschung (Wigger, Stammtafeln des Hauses Mecklenburg S. 191) auch ihre Beisetzung erfolgt sein sollte. Redner wies nach, daß dies ein Irrtum sei. Beide Prinzessinnen sind vielmehr im Mecklenburgischen Mausoleum der Marienkapelle zu Gandersheim, das sie schon 1686 hergerichtet hatten, beigesetzt worden.

Museumsdirektor Professor Dr Meier berührte vom Standpunkte der Denkmalpflege die jetzigen Umgestaltungen in der Stadt Wolfenbüttel, insbesondere die des Neuenweges. Stadtrat Zwißler betonte jedoch, daß man alle mögliche Rücksicht auf die Erhaltung der alten Straßenbilder rc. nehmen werde. Letzterer zeigte endlich noch eines von den zahlreichen bei der Kanalisation gefundenen kleinen irdenen Gefäßen und einen Hamburger Dukaten vom Jahre 1651 vor.

Bücherschau.

P. J. Meier, die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wolfenbüttel mit Ausschluß der Stadt Wolfenbüttel. Mit Beiträgen von Dr K. Steinacker. Mit 23 Tafeln und 205 Textabbildungen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1906. XVIII u. 448 S. gr. 8°. 15 M.

A. u. d. T.: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig im Auftrage des Herzoglichen Staatsministeriums herausgegeben. III. Band 2. Abteilung.

Der Stoff, den der Kreis Wolfenbüttel dem wichtigen heimischen Monumentalwerke liefert, ist erfreulicher Weise ein so umfassender gewesen, daß er sich in einem Bande, wie die Kreise Helmstedt und Braunschweig (letzterer natürlich ohne die Hauptstadt) nicht bewältigen ließ, sondern in zwei Abteilungen geteilt werden mußte, die zusammen fast den doppelten Umfang haben wie je einer der frü-

heren Bände. Denn wenn es sich auch in dem Wolfenbütteler Kreise vergleichsweise nur um wenige geistliche Stiftungen von Bedeutung handelt, die in und bei Helmstedt in so großer Anzahl sich vorfinden — aus alter Zeit rührt dort eigentlich nur das an architektonischen Überlieferungen so arme Steterburg her —, so ist dafür um so mehr vorhanden an alten Befestigungen, Burgen und Schlössern, wie, von Wolfenbüttel abgesehen, die Reitlingsburgen, die Asseburg, die Harzburg, der Lichtenberg, Hessen, Oelber a. W., Salder und aus jüngerer Zeit Hedwigsburg und Salzdahlum, welch letzteres jetzt zwar so gut wie völlig vom Erdboden verschwunden ist, in der heimischen Baugeschichte aber doch so hohe Bedeutung hat, daß es hier nicht unberücksichtigt bleiben konnte. Dazu kommt u. a. eine Anzahl höchst interessanter Dorfkirchen, zumal aus romanischer Zeit, wie die zu Ampleben, Evessen, Kneitlingen, Küblingen usw., und auch von den jüngeren Gotteshäusern ziehen manche, wie die zu Kissenbrück und Salder, die als neuere Predigtkirchen gebaut sind, mit Recht die Aufmerksamkeit auf sich.

Die erste Abteilung des dritten Bandes, die bereits früher in diesen Blättern (1905 S. 46 f.) eine Besprechung gefunden hat, behandelte allein die Stadt Wolfenbüttel. Ihr ist jetzt die zweite Abteilung gefolgt, die die kleineren Städte und das Landgebiet des Kreises umfaßt und sich naturgemäß in 4 Abschnitte gliedert: die Amtsgerichtsbezirke Wolfenbüttel (S. 1—148), Schöppenstedt (S. 149—288), Salder (S. 289—387) und Harzburg (S. 388—426). Sie zeigt dieselben Vorzüge, die wir bereits bei den früheren Teilen hervorgehoben haben[1]), gründliche und umfassende Vorarbeiten in geschichtlicher, kunsthistorischer und architektonischer Hinsicht, eine sichere Beherrschung des vielgestaltigen Stoffes, zu dessen Verständlichmachung und Erklärung alle nur möglichen Mittel herangezogen werden, und dabei doch eine klare knappe, das Wesentliche scharf hervorhebende Darstellung, die durch reichliche Beigabe gut gewählter und ausgeführter Abbildungen wirksam unterstützt wird. Sehr dankenswert ist bei den reichhaltigen Verzeichnissen, die beide Abteilungen zusammenfassen und in der Hauptsache die alte Ordnung beibehalten, die Hinzufügung einer Tafel (Nr. 23), die die Goldschmiede- und Zinngießerzeichen darstellt. Das Werk, das auch auswärts in Fachkreisen hohe Anerkennung gefunden hat, wird in unserer heimischen Literatur seinen bleibenden Wert behalten. Es faßt auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und Topographie das Ergebnis der früheren Forschungen geschickt zusammen und führt diese nicht unbeträchtlich weiter. Schon jetzt hat es weiteren Arbeiten an verschiedenen Stellen zu sicherer Grundlage gedient. Möge es in dieser Beziehung auch ferner fördernd und anregend wirken! Möge es sodann aller Orten zur Würdigung und Sicherung der jetzt noch erhaltenen Schätze beitragen. Das Buch selbst liefert uns mehrfache Beispiele, daß in dieser Hinsicht noch immer viel zu wünschen übrig ist. Seit der wiederholt angeführ- Inventarisation von etwa 1880, die mit ebenso großem Eifer wie Verständnis der Lehrer Th. Voges ausgeführt hat, ist doch immer noch manches verschwunden; verschiedene Sachen, die dieser noch gesehen, hat Meier nicht mehr vorgefunden. Um hier helfend eingreifen zu können, wäre dem Buche eine recht weite Verbreitung im Lande selbst dringend zu wünschen. Leider steht dem aber dessen Preis hindernd im Wege. Soll ein derartiges Werk auf weite Kreise wirken, so muß es billig sein. Es war daher eine weise Maßregel der Mecklenburgischen Ritterschaft, daß sie bei der Herausgabe eines ähnlichen Werkes für das Großherzogtum Mecklenburg die Bewilligung eines Zuschusses abhängig machte von der Festsetzung eines bestimmten niedrigen Kaufpreises. Die Folge war, daß die erste Auflage bald vergriffen, das Werk also wirklich verbreitet wurde. Möchten die, welche es angeht, in Erwägung ziehen, ob nicht auch hier auf irgend eine Weise für die Verbreitung des Werkes mehr als bisher geschehen könnte. Der Erfolg würde das Opfer gewiß lohnen, und es wäre zugleich wohl auch der beste Dank, den man dem Verfasser für seine verdienstreiche und mühevolle Arbeit abstatten könnte. Wir aber möchten diesen hier um so mehr nochmals zum Ausdrucke bringen, als er jetzt mehr oder weniger Abschied von seinem Werke nimmt. Er wird bei dessen Fortführung nur die Oberaufsicht behalten, die eigentliche Ausführung der Arbeit wird Dr Karl Steinacker übernehmen, der auch schon in diesem Bande — in der zweiten Abteilung namentlich in der Bearbeitung des Schlosses Salzdahlum — bei dem Unternehmen mitgewirkt hat, das er nun, wie wir fest überzeugt sind, in der alten bewährten Weise zu einem guten Ende hinausführen wird.

Daß bei einem Werke, welches wie das vorliegende eine so gewaltige Fülle von Angaben bietet, jeder Forscher, der desselben Weges geht, gelegentlich das eine oder andere verändern oder zusetzen möchte, ist nur natürlich. In diesem Sinne bitten wir die nachstehenden Bemerkungen aufzufassen, mit denen wir nur unser lebhaftes Interesse an der Arbeit betätigen möchten. — Wir glauben nicht, daß unser Achim (S. 1) jemals Tempelachim genannt ist; so wird das südwestlich davon gelegene Hornburger Vorwerk, der sog. Tempelhof, geheißen haben, der zu den ebenfalls angeführten Bezeichnungen Oster-Achim und Major Achim den Anlaß gegeben haben wird. — Der Bötticherſche, vormals

[1]) Vgl. auch Br. Mag. 1897 S. 95 f.; 1901 S. 14 f.

Lehrbachsche Hof zu Klein Denkte (S. 34), ein Asseburgisches Afterlehns-Pertinenzstück, ist trotz der Bemerkung bei Hassel und Bege I, 385, die übrigens im Handexemplare des Wolfenbüttler Archivs von älterer Hand bereits verbessert ist, im Januar 1720 wirklich in die Rittermatrikel aufgenommen (vgl. Wismanns Annalen der Landschaft, 18. Jahrh. § 95; Akten der Ritterschaft). — Das Kreuzstift, das 1253 sechs Hufen an K. von Fümmelse übertrug (S. 131), war wirklich das zu Hildesheim (vgl. Urkb. d. Hochstifts Hildesheim II, 471 Nr. 939). — Sambleben (S. 237) war Lehen des Halberstädter Vicedominats, nicht des Domkapitels. — Schöppenstedt kann nicht erst im 17. Jahrhundert zur Stadt erhoben sein (S. 250); es wird schon im pactum Henrico-Wilhelminum vom 16. Nov. 1535 unter den Städten des Landes, wenn auch an letzter Stelle, mitaufgeführt (Rehtmeiers Chronik S. 888). — Die Initialen an der Orgel zu Burgdorf (S. 307) beziehen sich auf Georg Heinrich Gottschalk v. Kniestedt (geb. 1734, † 1808) und seine Cousine, seit 1763 auch Gattin Friederike Luise v. Kniestedt (geb. 1745, † 1813). — Das Gut zu Salder (S. 365 f.) ist durch Kaufrezeß vom 14. Juli 1696 in den Besitz des Erbprinzen August Wilhelm übergegangen. — Bei den sehr fleißig gemachten Literaturangaben hätte bei Hedwigsburg (S. 47) die kleine Schrift von K. Bege (O. O., 1839) angeführt sein können. Einige Namensentstellungen sind wohl durch Druckfehler in den Text geraten, lies S. 19 Kronesben statt Cronester, S. 128 Wolffradt st. Wolfrath, S. 243 Badendorf st. Radendorf, S. 295 Eckstorm st. Erkstrom. Man sieht, es sind nebensächliche Dinge, die bei der Wertschätzung des Ganzen nicht ins Gewicht fallen.

Braunschweiger Sonntagsblatt. Nr. 26. Jahresversammlung des Gustav Adolf-Hauptvereins Braunschweig u. des Kreisvereins Helmstedt; Eisenberg, Verfassung der evang.-reform. Gemeinde in Braunsch. — 27. Gerlich, Blumen in unsere Kirchen. — 35. Degering, die Kirchlichkeit in Braunschweig vor 50 Jahren. — 36—38. Erlebnisse eines Braunschweigers in Paraguay. — 43. Bruno Geißler, eine Braunschweiger Kirche auf dem Balkan. — 50. Degering, Synodalbericht der Stadtinspektion Braunschweig über 1905 u. 1906. — 31, 33 u. 45. Joh. Beste, Lebensbilder Braunschweiger Stadtgeistlicher: (44.) Eliesar Gottlieb Küster; (45.) Joh. Karl Berkhan; (46.) Friedr. Wilh. Richter.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 27. R. Gerlich, Gedächtnisrede am Sarge des † Pastors em. H. Böhme. — 43 u. 44. Die 14. Jahresversammlung des Freien Kirchlichen Vereins. — 49. Generalsuperintendent und Stadtsuperintendent. — 52. Armenwesen der Stadt Braunschweig.

Braunschw. Landwehrzeitung. Nr. 5. Rapport des Braunschweiger Landwehr-Verbandes vom 1. März 1907. — 12. Der Einzug des Regentenpaares. — Sonderausgabe: Unser Verbandsfest und die Fest-Sitzung in Antoinettenruhe. — 13. Abgeordneten-Versammlung am 16. Juni 1907 in Antoinettenruhe, Wolfenbüttel. — 19. Stiftung einer Kriegervereinsfahne. —

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 8. Former, Die Braunschweiger Waldspiele. — 9. von Strauß u. Torney, die höheren Stände der bürgerlichen Gesellschaft und d. Kampf gegen den Alkoholismus. — 10 u. 11. Reck, Rudolf Blasius †, Nachruf; Henking, die Milchverhältnisse in der Stadt Braunschweig.

Braunschw. Landwirtschaftl. Zeitung. Nr. 19 u. 20. Oehmke, die Hauptmängel bei Pferden nach dem Bürgerl. Gesetzbuche. — 23. Protokoll der I. Vollversammlung der Landwirtschaftskammer f. d. Herzogt. Braunschw. am 14. Mai 1907.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 8—9. 8. Jahresbericht d. luther. Gotteskastens im Herzogt. Br. f. d. J. 1906. — 25. Der Instruktionskursus für innere Mission. — 27. Die Jahresversammlung der Evang.-luther. Vereinigung. — 30—33. O. Brandes, Wie predigen wir den Modernen das Evangelium? — 35. Vor fünfzig Jahren. — 37—38. Joach. Hinkel, auf welche Weise kann zur Verbreitung geeigneten Lesestoffs in den Gemeinden beigetragen werden? — 39—40, 47, 50—52. Eggeling, Zum konfessionellen Frieden. — 41—46. VI. Theologischer Kursus in Braunschweig. — Kirchberg, „Braunschw. Staatstoleranz" u. römisch-katholische Praxis.

Schulblatt für d. Herzogtümer Braunschw. u. Anhalt. 1. Alb. Fricke, Unser Landeskatechismus in der Volksschule. — 3—4. H. Bebenroth, Erwiderung darauf. — 5. G. Hermann, die Landflucht der Volksschüler. — 6. Ferd. Bähr, Religion u. Schule. — 7. Baron Cay v. Brockdorff, die philos. Aufgaben d. Lehrerschaft; Notwendigkeit e. Aufbesserung der Lehrergehälter; zur Gehaltsfrage in d. Stadt Br.; Ludwig Lüders zum 85. Geburtstage. — 15. E. Bock, Die Fortbildungsschule auf dem Lande. — 16. Th. Staats, Die Entwickelung und die jetzige Gestaltung der Sprachheilkurse zu Braunschweig; Th. Reitemeier, aus dem Kulturgeschichtsbilde eines Weserortes (Kemnade). — 17. F. Bähr, Wilh. Rein. — 19. Gerichtliche Verurteilung eines Lehrers. — 20—21. Der Braunschw. Landes-Lehrerverein u. seine Tätigkeit in d. Zeit vom 1. Okt. 1906—1907. Bericht von K. Ernst; Gliederung des Landes-Lehrervereins; der Braunschw. Lehrertag in Braunschw. 1907. — 22—23. Alfr. Sternthal, Sexuelle Aufklärung in d. Volksschule, e. Zeitfrage; Schulwesen im Herzogt. Br.

Monatsschrift f. Handel u. Industrie. Nr. 2—6. Industrie u. Handel unseres Bezirks im J. 1906. — 3. B. Mielziener, der gerichtliche Zwangsvergleich außerhalb des Konkursverfahrens. — 4/5. Protokoll der II. Vollversammlung d. Handelskammer f. d. Herzogt. Br. 18. März 1907. — 7/8. Protokoll d. III. Vollversamml. 10. Juni 1907. — 11/12. Desgl. d. IV. Vollversamml. 27. Nov. 1907. — 4/5. Kaufmännische Vorbildungskurse f. weibl. Angestellte; Wirtschafts- u. Rechts-Auskunftsstelle f. d. Kleinhandel. — 6. Die Stellung Braunschweigs zu d. Schiffahrtsabgaben. — 9. Stellungnahme d. Handelskammer zum Projekte des Bahnhofsumbaues. — 10. Wirtschaftsergebnisse der Herzogl. Br. Forstverwaltung für 1905/6. — Beilage: Mitteilungen der Gesellschaft zur Förderung der Wasserwirtschaft im Harze. Jahrg. I Nr. 4. Schultze-Naumburg, Aesthetische u. allgem. kulturelle Grundsätze bei d. Anlage v. Talsperren; Nagel, Ursachen u. Wirkungen v. Gebirgshochwässern unter besond. Berücksichtigung der letzten Hochwassereinbrüche bei Blankenburg a. H.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.


Bibliothek
der
Gesellschaft für
Pom. Geschichte u.
Alterthumskunde
in
STETTIN

Braunschweigisches Magazin.

Vierzehnter Band. Jahrgang 1908.



Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins
für das Herzogtum Braunschweig

herausgegeben von

Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Vierzehnter Band.
Jahrgang 1908.





Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
Druck von Robert Angermann.
1908.

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Vorgeschichte.

2. Geschichte.

3. Biographie.

4. Literatur und Bücherkunde.

5. Kultur- und Sprachgeschichte.

6. Münzkunde.

7. Topographie und Denkmalpflege.

14. Wiederaufrichtung alter Grabsteine in Flechtorf, S. 88.
15. Reitlingswälle im Elm, S. 88.
16. Abbruch des Herzoglichen Leihhauses zu Wolfenbüttel, S. 139.
17. Watzum (Stuckdecke des Gutshauses) u. Groß-Denkte (Turm a. d. Buesschen Hofe), S. 139.
18. Ausgrabung des Tumulus a. Galgenberge bei Klein-Vahlberg, S. 139.
19. Ausgrabungen auf dem Burgberge bei Harzburg, S. 140.
20. „Brautstein" bei Harzburg, S. 140.
21. Wiederherstellung der Stephanikirche in Helmstedt, S. 140.
22. Hausmannsturm in Helmstedt, S. 140.
23. Wiederherstellung des Rohrschen Hauses am Markt zu Helmstedt, S. 140.
34. Die Lübbensteine bei Helmstedt, S. 143.
26. Kirchliche Altertümer in der Stiftskirche zu Gandersheim, S. 143.
26. Bedrohung des Vitsturmes in Seesen, S. 143.
27. Der Schutzgraben um Kirche und Kirchhof zu Opperhausen, S. 143.
28. Aufbewahrung nicht mehr benutzter Zier- und Ausstattungsstücke in der Klosterkirche zu Amelunxborn, S. 143.
29. Kreuzigungsgruppe in Dielmissen, S. 144.
30. Torhaus auf dem Rittergute Hehlen, S. 144.
31. Lippoldshöhle bei Brunkensen, S. 144.
32. Volkmarskeller u. Heimburg bei Blankenburg, S. 144.
33. Teichdämme bei Michaelstein, S. 144,
34. Felsgruppen bei Rübeland, S. 145.
35. Schutz der Waldblumen, S. 145.

8. Geschichtsverein.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig (H. Meier).
75. Sitzung zu Wolfenbüttel (20. Jan. 1908), S. 69.
76. „ zu Braunschweig (10. Febr. 1908), S. 70.
77. „ zu Wolfenbüttel (24. Febr. 1908), S. 70,
78. „ zu Braunschweig (9. März 1908), S. 70.
79. „ zu Braunschweig (23. März 1908), S. 71.
80. „ (7. Hauptversammlung) a. d. Sternhause i. Lechelnholze (25. Mai 1908), S. 71.
81. „ zu Braunschweig (26. Okt. 1908), S. 167.
82. „ zu Braunschweig (9. Nov. 1908), S. 167.
83. „ zu Wolfenbüttel (23. Nov. 1908), S. 168.
84. „ zu Wolfenbüttel (14. Dez. 1908), S. 168.

II. Besprechungen von Büchern und Aufsätzen, Inhaltsangabe von Büchern und Zeitschriften.

v. Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia, Elisabeth Christine, Königin v. Preußen, S. 59.
Benecke, Theodor, Hist.-topograph. Nachrichten über das ehemalige Amt Harburg, S. 36.
Bericht des achten Tages f. Denkmalpflege, S. 12.
Bode, Wilhelm, Amalie, Herzogin von Weimar.
I. Das vorgoethische Weimar.
II. Der Musenhof der Herzogin.
III. Ein Lebensabend im Künstlerkreise, S. 23.
Bode, Wilhelm, Stunden mit Goethe, V. B., 1. und 2. H., S. 169.
v. Eichendorff, Freih. Joseph, Tagebücher, S. 169.
Gaffner, J. F., über Zachariäs „Fabeln und Erzählungen in Burch. Waldis Manier", S. 12.
Evangelisches **Gemeindeblatt**, S. 36.
Habel, Edwin, der deutsche Cornutus, I. T., S. 47.
Hessenland, 22. Jahrgang, Nr. 10 u. 11, S. 138.
Hifferich, Walther, Die Prinzessin von Ahlden u. Graf Königsmark in der erzählenden Dichtung, S. 36.
Lütkemann, Heinrich, D. Joachim Lütkemann, 3. A., S. 59.
Meier, Paul Jonas, Grundrißbildung d. deutschen Städte des Mittelalters . . ., S. 12.
Neumeister, A., Harzhäuser, Ausgewählte Entwürfe des Wettbewerbs für Bad Harzburg, S. 137.
Niedersachsen, 14. Jahrgang, Nr. 2, S. 169.
Schenck, Matthäus Merian und Konrad Buno, S. 138.
Schlieker, Friedr., der Aufenthalt Hoffmanns von Fallersleben im Bothfelder Pfarrhause, S. 169.
Schröder, Edward, der Dichter der guten Frau, S. 48.
Schulblatt f. d. Herzogt. Braunschweig u. Anhalt, S. 48.
Simm, Karl, Das Amt Salder einst und jetzt, 2. Lief., S. 36.
Braunschw. **Sonntagsblatt**, S. 36.

III. Abbildungen.

IV. Verfasser.



Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1908. Januar **Nr. 1.**

Zur Totenschau des Jahres 1907.

Rudolf Blasius.

Es ist ein wahres Wort, daß kein Mensch auf Erden unersetzlich ist! In welchem Grade aber, und in welcher Zeit er ersetzt werden kann, ist weit, weit verschieden! Bei dem einen schließt sich die Lücke sogleich, die Fluten des Daseins rauschen über die Stelle, wo er gestanden, hinweg und man findet ihre Spur nicht mehr; bei dem andern klafft noch lange der Spalt, er läßt sich wohl bald überbrücken, aber schwer ausfüllen. Ein viertel Jahr deckt nun das Grab die Gebeine Rudolf Blasius', und wir sagen, und wir hören sagen: „Er fehlt uns sehr!" Denn einem reichgesegneten Dasein hat am 21. September v. J. der Tod ein Ende gemacht, dem öffentlichen Leben einen braven Kämpfer für das Volkswohl, den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft einen eifrigen Förderer, einem weiten Geselligkeitskreise eines seiner liebenswürdigsten Mitglieder entrissen!

Geboren am 25. November 1842 zu Braunschweig als Sohn des Professors der Naturwissenschaften am Collegium Carolinum Johann Heinrich Blasius, der einem kleinen Dorf der Rheinprovinz, Eckenbach, entstammend, seinen Namen als Naturforscher weit berühmt gemacht hat, besuchte Paul Rudolf Heinrich Blasius seit Ostern 1849 die Waisenhausschule, seit 1853 das Gymnasium Martino-Catharineum seiner Vaterstadt, welches er nach bestandener Reifeprüfung Michaelis 1860 verließ, um zunächst bis Ostern 1862 auf dem Collegium Carolinum seine Studien fortzusetzen. Von größestem Einfluß für seinen künftigen Lebensgang war es, daß sein Vater, der es wie kaum ein anderer verstand, in den Gemütern seiner Zöglinge Liebe und Verständnis für die Natur zu erwecken und zu erhalten, ihn wie seinen jüngeren Bruder Wilhelm systematisch in die Naturwissenschaft einführte. Durch häufige Ausflüge an schulfreien Nachmittagen unter Führung des ausgezeichneten Vaters wurde den Knaben die nähere Umgebung ihrer Vaterstadt bald aufs innigste vertraut, kein noch so versteckter Waldwinkel entging ihren Forscherzügen, und so wurde ihnen jene reiche Kenntnis der Natur und ihrer Geschöpfe, jene tiefe Liebe zu ihnen eingeimpft, welche später so treffliche Früchte zeitigen sollte. Als erstes Ergebnis dieser seiner Forschungen erschienen bereits 1862 die Schriften des kaum zwanzigjährigen Rudolf: „Beobachtungen über die Brut- und Zugverhältnisse der Vögel bei Braunschweig" und „Die Adler".

Um sich nunmehr dem Studium der Medizin zu widmen, bezog Rudolf Blasius Ostern 1862 die Universität Göttingen, ging von dort Ostern 1864 auf die Universität Zürich, von wo er 1865 wieder nach Göttingen zurückkehrte, um hier am 30. Januar 1866 »summa cum laude« zum »Doctor medicinae, chirurgiae et artis obstetriciae« promoviert zu werden. Nachdem er am 20. Juni desselben Jahres sein Staatsexamen bestanden hatte, unternahm er zunächst eine Reise nach Italien, um dort nach dem Verbleib eines seit der Schlacht von Custozza verschollenen Bekannten, eines Offiziers der österreichischen Armee, Nachforschungen anzustellen. Hier traf ihn die Mobilmachungsorder; schleunigst kehrte er nach seiner Heimat zurück, und wurde als Assistenzarzt den Braunschweigischen Truppen nach Bayern nachgeschickt. Das der Beendigung seiner Militärpflicht folgende Jahr benutzte Blasius zu seiner weiteren medizinischen Ausbildung, indem er die Kliniken in Wien und Berlin besuchte und in Göttingen für kurze Zeit eine Assistentenstelle bei Professor Schwartz übernahm. Am 2. Mai 1868 trat er als Assistenzarzt in das Braunschweigische Truppenkorps ein, wurde am 28. August desselben Jahres als fungierender Bataillonsarzt in das Leibbataillon nach Blankenburg versetzt und am 17.

Januar 1870 zum Stabs- und Bataillonsarzt ernannt. Der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges griff störend in das häusliche Glück unseres Rudolf Blasius ein, denn am 14. August des Vorjahres hatte er sich mit Mally Hausmann, einer Enkelin des bekannten Dürersammlers, Oberbaurat Hausmann in Hannover, und infolge Adoption gleichfalls Enkelin der uns älteren Braunschweigern wohlbekannten Frau Amalie Löbbecke, vermählt. Während des Feldzuges war er dem 4. Feldlazarett des X. Armeekorps als Stabsarzt zugeteilt; nach dessen Beendigung mußte er mit seinem Regiment nach Zabern übersiedeln, wo er bis zum Juli 1874 verblieb. Zu dieser Zeit nahm er seinen Abschied und kehrte nach Braunschweig zurück, woselbst er sich als praktischer Arzt niederließ und im Jahre 1879 als Nachfolger Reck's zum Lehrer der Hygiene an der Technischen Hochschule und Vorstand des bakteriologischen Laboratoriums derselben ernannt wurde, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidet hat. Gleichzeitig wurde er auch für die weitere öffentliche Tätigkeit gewonnen, indem er gleichfalls als Nachfolger Reck's zum Mitgliede der Stadtverordnetenversammlung gewählt wurde. Diesen Vertrauensposten behielt er inne bis zum vorigen Jahr, in welchem er von seinen Amtsgenossen zum unbesoldeten Mitgliede des Stadtmagistrats erwählt und als solches zum Stadtrat ernannt wurde. Einige Zeit zuvor war ihm durch die Staatsregierung auch das Amt eines außerordentlichen Mitgliedes des Landes-Medizinal-Kollegiums übertragen worden.

In diesen seinen öffentlichen Stellungen fand Blasius hinreichende Gelegenheit, die eine Seite seines reichen Wissens und Könnens voll zu entfalten. Braunschweig hatte bis in die siebziger Jahre hinein in hygienischer Beziehung auf keinem sehr hohen Standpunkte gestanden. Erst Reck hatte angefangen, darauf hinzuwirken, daß den neu aufgetauchten Forderungen der Hygiene Rechnung getragen werde. Als er starb, war kaum der Anfang mit den notwendigsten gesundheitlichen Besserungen gemacht worden. Blasius blieb es vorbehalten, hier ratend, fördernd und mitwirkend einzutreten, und daß unsere Vaterstadt gegenwärtig in Bezug auf die Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege keiner gleichartigen Stadt nachsteht, ist nicht zum wenigsten das Verdienst des Verstorbenen. Die Wasserleitung, die Kanalisation der Stadt, die trefflichen Einrichtungen in Bezug auf die Schulgesundheitspflege, und vieles andere, sind unter seiner tatkräftigen Mitwirkung entstanden. Dem diese Ziele verfolgenden Vereine für öffentliche Gesundheitspflege hat er seit seiner Gründung im Jahre 1877 als eines seiner eifrigsten Mitglieder angehört, lange Zeit als Vorsitzender und Bibliothekar, seit 1885 auch als Redakteur des vom Verein herausgegebenen „Monatsblattes für öffentliche Gesundheitspflege“. Zahlreiche Aufsätze und Vorträge innerhalb des Vereins und seines Monatsblatts wie außerhalb desselben geben Zeugnis von dem Eifer, mit welchem Blasius sich seinem Werke widmete. Die 1890 von ihm im Verein mit Clauß und Landauer herausgegebene Festschrift: „Die Stadt Braunschweig in hygienischer Beziehung“ konnte feststellen, daß in dieser Beziehung schon ein schöner Erfolg erzielt war. Erwähnt mag an dieser Stelle noch werden, daß von ihm auch die Herausgabe des der 1897 hier tagenden Deutschen Naturforscher- und Ärzteversammlung als Festgabe überreichten Sammelwerks „Braunschweig im Jahre 1897“ besorgt worden ist.

Wenn die eben geschilderte Seite des Wirkens des Verblichenen mehr für sein engeres Vaterland Braunschweig, insbesondere für seine Vaterstadt von Wert war, machte die andere seinen Namen zu einem klangvollen in der internationalen Wissenschaft. Wir haben schon oben erwähnt, daß ihm von seiner frühesten Jugend an Liebe und Interesse für die Tierwelt angeboren und anerzogen war. Namentlich die fröhliche und für den menschlichen Haushalt so wichtige Vogelwelt war es, deren Leben und Treiben seinen wissenschaftlichen Tätigkeitsdrang herausforderte. Bei der Abfassung seiner zahlreichen Schriften und Studien über Einzelheiten der ornithologischen Wissenschaft erkannte er bald, daß nicht auf dem Wege der Einzelarbeit besonders Ersprießliches für unsere Kenntnis dieser Welt zu erwarten sei; sein Bestreben ging deshalb darauf hinaus, die gesamten Forschungen auf diesem Gebiete einheitlich zu gestalten. Nachdem es zunächst seinen und seines Bruders Wilhelm Bemühungen gelungen war, die beiden bisher getrennt bestehenden großen deutschen ornithologischen Vereinigungen in eine einzige zu verschmelzen, und nun ein einheitliches Netz von Beobachtungsstationen innerhalb Deutschlands ins Leben zu rufen, fand er in dem hochbegabten Kronprinzen Rudolf von Österreich, dem er durch seinen Freund Alfred Brehm bekannt gemacht worden war, einen eifrigen Förderer seiner weiteren Pläne. Unter dessen Protektorate wurde im April 1884 der I. internationale ornithologische Kongreß nach Wien einberufen, aus dessen Mitte zum Zweck der Anlage eines nach einheitlichen Grundsätzen arbeitenden, über den ganzen bewohnten Erdkreis ausgedehnten ornithologischen Beobachtungsnetzes ein „permanentes internationales Komitee“ errichtet wurde. Blasius wurde einstimmig zu dessen Vorsitzenden erwählt und hat dessen hochbedeutende Arbeiten mit dem größesten wissenschaftlichen Erfolge eine lange Reihe von Jahren hindurch geleitet, insbesondere auch im Verein mit Dr von Hayeck die den Zwecken des Komitees dienende Zeitschrift „Ornis“ herausgegeben. Daneben setzte er unermüdlich seine beschreibende wissenschaftliche Tätigkeit

fort; so ist beispielsweise von ihm etwa der vierte Teil der neuen 12 Foliobände umfassenden Bearbeitnng von Naumanns „Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas", für welche, nebenbei bemerkt, unser Landsmann, der Oberamtsrichter J. Rhamm, einen großen Teil der Abbildungen geliefert hat, Rudolf Blasius' Werk.

Die Beschäftigung mit der Natur und ihren Geschöpfen hat auch notwendigerweise die Liebe zu ihnen im Gefolge. Rudolf Blasius war ein hingebender Tierfreund! Als Mitbegründer und langjähriger Leiter des Braunschweiger Tierschutzvereins hat er auch auf diesem Gebiete anregend und fördernd gewirkt und sich die größesten Verdienste um die mißhandelte und notleidende Tierwelt erworben.

Es ist wohl einleuchtend, daß diese Arbeiten nicht mit einem ständigen ruhigen Stillsitzen „zu Haus" vereinbar waren, und so traf es sich glücklich, daß Blasius auch ein großer Freund der schönen Natur war. Viele Reisen hat er unternommen, viele Länder gesehen und durchforscht; insbesondere hat er es sich nicht nehmen lassen, gelegentlich der zahlreichen internationalen Kongresse, die er besucht, die irgend erreichbaren Landstriche seiner Gastfreunde zu durchwandern. So waren ihm Schweden und Norwegen, Dänemark, Kurland und der Kaukasus so bekannt, wie Österreich-Ungarn, Italien, Spanien, Frankreich und England. Seine letzte größere Reise machte er noch im Herbste 1906 nach Siebenbürgen, wo er, tagelang in einer einsamen Jagdhütte lebend, die Tierwelt studierte und eifrig der Gemsenjagd oblag. Auch in diesem Jahr beabsichtigte er, mit seinem Bruder Wilhelm zur Teilnahme an einem internationalen zoologischen Kongreß Nordamerika zu besuchen, um auch die Welt jenseits des Ozeans kennen zu lernen, doch machte leider die eintretende tückische Krankheit, die seinem Leben ein zu frühes Ende bereiten sollte, diesen Plan zunichte.

Von seinen Ausflügen kehrte Blasius immer gern und froh wieder in seine Vaterstadt zurück, wo ein trautes Familienheim, ein freundlicher Geselligkeitskreis und gemeinnützige Arbeit seiner harrten. Denn Rudolf Blasius war eine liebenswürdige Frohnatur; er verstand es, wie kaum ein anderer, dem Leben seine heiterste Seite abzugewinnen. Neben einer behaglichen Geselligkeit bot ihm auch die Kunst Erholung und Genuß. Durch Erbschaft selbst in den Besitz einer der hervorragendsten Sammlungen von Kunstblättern Albrecht Dürers gelangt, die er sorgfältig bewahrte und vermehrte, aber gern Kunstverständigen zeigte, hatte er durch den Besuch zahlreicher Museen gelegentlich seiner Reisen seinen Kunstsinn und sein Kunstverständnis in hervorragender Weise ausgebildet.

So wird uns sein Charakterbild als das eines unserer trefflichsten und wohlverdientesten Mitbürger in ehrenvoller Erinnerung bleiben! S.—

Hans Pahlmann.

Hans Pahlmann, am 7. Juni 1863 in Braunschweig im Geburtshause des Dichter-Komponisten Franz von Holstein geboren, war der zweite Sohn des Malers Friedrich Pahlmann, des späteren Kunsthändlers und Inhabers der bekannten Ramdohrschen Kunsthandlung. Ererbte Begabung und das Vorbild des Vaters wiesen Hans ebenso wie auch seinen jüngeren Bruder Wilhelm frühzeitig auf die Künstlerlaufbahn hin. Hans besuchte das Real-Gymnasium seiner Vaterstadt, wurde aber in Unter-Sekunda durch eine schwere Erkrankung an Gelenk-Rheumatismus für mehrere Monate der Schule entrissen, in die er dann auch nach seiner Genesung nicht mehr zurückkehrte. Vielmehr erwarb er sich die Berechtigung zum einjährigen Militärdienste durch Bestehen der Prüfung vor der Kommission und trat auch alsbald, 17 Jahre alt, beim 67. Inf.-Regt. in Braunschweig ein. Nach Ableistung seines Dienstjahres, April 1882, bezog Hans Pahlmann gemeinsam mit seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder die technische Hochschule in Braunschweig, wo beide Brüder unter Leitung des Professors A. Nickol Unterricht im Zeichnen genossen.

Im März 1883 verließen die Brüder die Vaterstadt, um, wiederum gemeinsam, die Kunst-Akademie zu Karlsruhe aufzusuchen, wo sie zunächst in der Antikenklasse und darauf in der Naturklasse unter Professor Poeckh Aufnahme fanden. Die Ferien des Jahres 1883 verbrachten die Brüder im Elternhause, die von 1884 auf einer Studienfahrt am Neckar. Zeichnungen aus Watenbüttel und Kloster Maulbronn, die in der soeben geschlossenen Ausstellung des Braunschweigischen Kunst-Vereins ausgelegt waren, sind Früchte jener Tage. Im Juli 1885 war Hans in Geschwend bei Todtnau im badischen Wiesenthal, und im September zeichnete er mit seinem Bruder auf der Brandmatt bei Achern. Dann trennte sich der Studiengang der Brüder: während Wilhelm, der spätere Landschafter und Radierer, in die Landschafts-Klasse des Professor Schönleber eintrat, zog es Hans zur Figuren- und Porträt-Malerei, und Professor Ferdinand Keller wurde sein Lehrer. Aus der Karlsruher Zeit ist neben einigen Porträts ein Genrebild zu erwähnen, eine „Szene im Eisenbahn-Coupé". Pahlmann hatte das Bild nach Hannover zur Kunst-Ausstellung gesandt, wo es zur Verlosung angekauft wurde und in den Besitz des Erbgroßherzogs, jetzigen Großherzogs von Oldenburg überging.

Nach Beendigung der akademischen Studien übernahm Pahlmann zunächst die Stelle eines Zeichenlehrers an der höheren Knaben-Lehranstalt (Realschule) des Dr D. Bender in Weinheim a. d. Bergstraße. Leider fand dieser Aufenthalt in dem freundlichen Städtchen, an den P. sich gern erinnerte, und der vom Dezember 1888 bis Juni 1890 währte,

ein rasches Ende durch eine abermalige Erkrankung an Gelenk-Rheumatismus. Als P. soweit hergestellt war, um die Reise wagen zu können, begab er sich wieder nach Braunschweig in die Pflege der geliebten Mutter, der es wohl am besten gelingen sollte, dem jungen Künstler Kraft und Selbstvertrauen wiederzugeben. Pahlmann malte dann hier verschiedene Bildnisse, besonders aber wohl sein bestes, das seines Vaters. Ferner malte er mehrere Kopien eines Brustbildes des Regenten Prinzen Albrecht von Preußen in dessen Auftrage.

Im folgenden Jahre (1891) erhielt P. den Auftrag, ein lebensgroßes Bildnis des Regenten in der Uniform des österr. Dragoner-Regts. Nr. 6, dessen Chef Prinz Albrecht war, zu malen. Das große Gemälde wurde ein Geschenk für das Offizier-Korps zu Brünn in Mähren. Außerdem malte P. im selben Sommer ein großes Gruppenbild der Alfr. Löbbeckeschen Kinder. Endlich im Herbste des Jahres 1891 konnte P. seinen Wunsch, in Paris seine Studien fortzusetzen, erfüllt sehen. Er trat dort in die, in erster Linie von tüchtigen Ausländern besuchte private „Academie Julien" ein, wo er unter Leitung der hervorragenden Meister Bonguereau und Ferrier bis Mai 1892 fleißig malte, zugleich in der „Academie Colarossi" Abendakt zeichnend.

Auf der Rückreise nach Braunschweig benutzte P. die Gelegenheit, in Belgien und Holland die Werke der alten vlämischen und niederländischen Meister gründlich zu studieren, wie er auch die Schätze der Pariser Sammlungen während seines dortigen Aufenthalts mit Eifer sich zu eigen gemacht hatte. Nach Braunschweig zurückgekehrt konnte er wieder einige größere Porträts schaffen, und im Herbst 1892 kopierte er dann, angeregt durch die holländische Reise, zwei Perlen der Braunschweiger Galerie: das große Familienbild von Rembrandt und den „genuesischen Edelmann" von Anton van Dyck, und zeigte durch diese Arbeiten, wie tief er in das Verständnis dieser großen Meister eingedrungen war, und auch wie der Aufenthalt in Paris ihn gefördert hatte. Der Vater, der die Entwicklung seines Hans mit wachsender Befriedigung und mit Stolz hatte beobachten können, wurde leider im September 1893 seiner Familie durch den Tod entrissen. Im Bilde ist er ihr durch das schöne Werk des Sohnes erhalten.

Ein Porträt-Auftrag führte P. im Frühjahr 1895 nach Freiberg i. S., und im September 1897 weilte er noch einmal im Erzgebirge, wo er in der Umgegend der Schaffermühle bei Heidersdorf eine Reihe landschaftlicher Studien malte.

Inzwischen waren in Braunschweig außer anderen Bildnissen auch die Porträts seiner Mutter und des Bruders Wilhelm entstanden, und P. hatte eine Malschule für Damen errichtet, die sich großer Beliebtheit erfreute. 1896 malte P. für das Offizier-Kasino des Husaren-Regts. in Braunschweig die Bilder des Herzogs Friedrich Wilhelm (nach dem Gemälde im landschaftlichen Hause zu Braunschweig) und des Kaisers Friedrich. Das erste Bild malte er noch einmal für das Vaterländische Museum zu Braunschweig und kopierte dann noch mehrere alte interessante Familienbilder für die Familie von Gustedt. Schon im Jahre 1893 war der Künstler infolge einer Erkältung schwer an Ischias erkrankt und länger als ein Jahr an der freien Entfaltung seines Schaffens gehindert worden; 1898 wiederholte sich diese schmerzhafte Krankheit, diesmal aber nur für kurze Zeit. Als er sich im Laufe dieses Jahres verheiratete, beschloß er wohl dauernd in Braunschweig zu bleiben und übernahm dann auch ein Lehramt an der Gewerbeschule. Ein Ferien-Aufenthalt führte Pahlmann im Juli 1903 mit seiner Familie nach Witt bei Arkona auf Rügen und im folgenden Jahre nach Isenhagen und Hankensbüttel in der Heide. Reizvolle landschaftliche Studien sind die künstlerische Ausbeute dieser Aufenthalte.

Zu den nennenswerten Arbeiten der letzten Jahre des Künstlers zählen neben einigen Porträts wieder mehrere Kopien, namentlich von Bildern der Braunschweiger Galerie. Für einen amerikanischen Auftraggeber kopierte er noch einmal das Rembrandtsche Familienbild und drei Porträts, für die Stadt Danzig die Ansicht der Stadt mit ihrem Bürgermeister im Vordergrunde und andere. Seine letzten größeren Arbeiten sind die Kopien der großen Bildnisse der Herzöge Christian und August d. J. von Braunschweig für das Progymnasium in Bad Harzburg, das erste Bild nach dem „Moreelse" in der Braunschweiger Gallerie, das zweite nach dem Bilde von unbekannter Hand im landschaftlichen Hause.

Während dieser Arbeiten zeigte sich bei Pahlmann eine Nieren-Entzündung, die nicht weichen wollte und bei ihm den Entschluß reifen ließ, in dem trocken-heißen Klima Nord-Afrikas Heilung zu suchen. Er wählte die Oase Biskra in Süd-Algier, die ihm auch vielerlei künstlerische Anregungen hätte bieten können, zum Aufenthalt für die kalten Monate des Jahres 1907 und hoffte im Sommer zurückkehren zu können. Das sollte nicht mehr geschehen. Die Krankheit, der der ohnehin nicht mehr kräftige Körper nicht viel Widerstand bot, schritt fort, und ihr erlag am 23. Oktober 1907 Hans Pahlmann im Krankenhaus zu Biskra. Sein Grab im dürren Wüstensande des Kirchhofs zu Biskra, nur mit einem Kreuz versehen, schmückte jüngst ein Landsmann mit Palmen, und die hiesigen Kollegen Pahlmanns wollen sorgen, es würdig herzurichten und der Vergessenheit zu entreißen. In den Herzen seiner Mitbürger hat sich aber Hans Pahlmann das beste Denkmal selber gesetzt durch seine liebenswürdige Kunst und die Vorzüge seiner edlen Persönlichkeit.

Robert Bohlmann.

Bernhard Plockhorst[1]).

Zu weit höherem Alter und größerem Ansehen als H. Pahlmann brachte es auf dem gleichen Kunstgebiete ein anderes Braunschweiger Stadtkind, das etwa ein halbes Jahr vor ihm die Augen schloß, Bernhard Plockhorst, der früh seine Heimat verließ, bis in sein hohes Alter hinauf sich aber treue Liebe und warme Anhänglichkeit an sie stets bewahrt hat.

Plockhorst stammte aus einer alten Braunschweigischen Bürgerfamilie, die uns zuerst schon im Jahre 1332 und dann in den folgenden Jahrhunderten mehr oder minder oft in den schriftlichen Überlieferungen der Stadt Braunschweig begegnet. Ihre Mitglieder haben hier zumeist ein ehrbares Handwerk getrieben. So lebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Friedrich Julius Plockhorst als Tuchmacher und Brauer, und als er am 30. November 1796 im Alter von 65 Jahren verstarb, hinterließ er vier Söhne, die sich sämtlich dem Braugewerbe zuwandten. Der jüngste von ihnen, Joh. Heinr. Ernst Pl., geboren am 2. November 1773, besaß das Haus an der Ecke der Fallersleber- und Mauernstraße (Nr. 1783), in dem ihm als jüngstes Kind am 2. März 1825 unser Karl Bernhard geboren wurde. Die Zahl der Kinder war keine geringe. Der ersten Ehe, die Joh. Ernst Pl. am 11. April 1799 mit Joh. Christ. Eleon. Steinmann geschlossen hatte, waren drei Söhne und eine Tochter entsprossen. Als die Gattin am 1. Februar 1810 gestorben war, verheiratete sich der Vater noch in demselben Jahre (17. Oktober 1810) aufs neue mit Dor. Kath. Henr. Bergmann, der Tochter eines hiesigen Viktualienhändlers und Seilermeisters, die ihm noch drei Söhne und drei Töchter schenkte. Am 5. Oktober 1832 starb der Vater und überließ nun der Witwe die Sorge für die reiche Kinderschar. Treu hat sie die Aufgabe, die ihrer harrte, erfüllt, und wenn die Jugendzeit des Jüngstgeborenen unter diesen Umständen auch gewiß keine leichte gewesen ist, so hat er sich doch ihrer und besonders der liebevoll waltenden Mutter, die ihm bis in ihr hohes Alter erhalten blieb, stets gern und dankbar erinnert.

Am 7. April 1839 wurde der Sohn in der Katharinenkirche konfirmiert. Von Jugend auf zeigte er künstlerische Anlagen, war er vor allem von einer unwiderstehlichen Neigung zum Zeichnen erfüllt. Ihn sogleich zum Künstler ausbilden zu lassen, gestatteten die Verhältnisse nicht; aber man suchte doch einen seinen Gaben entsprechenden Beruf für ihn zu wählen und gab ihn deshalb in die lithographische Anstalt von Aug. Wehrt, wo er eine fünfjährige gründliche Lehrzeit durchmachte. Dann hat er ein Jahr lang das Collegium Carolinum besucht, wo er namentlich den Unterricht des Galerieinspektors Heinrich Brandes im Zeichnen und Malen genoß. Zu den Erstlingsversuchen seiner lithographischen Tätigkeit gehört ein Bild des Herzogs Friedrich Wilhelm bei Oelper, das im Verlage von Peters & Co. in Braunschweig erschien und jetzt von Brunsvicensiensammlern als Seltenheit geschätzt wird[2]).

Trotz den entgegenstehenden Hindernissen sollte Plockhorst bald zu höherer Künstlerschaft sich durchringen. Aber es bedurfte dazu unermüdlichen Fleißes und ungewöhnlicher Tatkraft; aus eigener Kraft ist er so seines Glückes Schmied geworden. Er ging von Braunschweig aus in die weite Welt, zunächst nach Göttingen, wo er Professoren und Studenten auf Stein zeichnete, um sich so seinen Unterhalt zu erwerben und Geld für eine Reise nach Berlin zu ersparen. Als er dieses Ziel erreicht hatte, mußte er auch in Berlin durch Arbeiten für Lithographie und Holzschnitt sein Brot sich verdienen, aber es gelang ihm, auf Schadows Empfehlung Hospitant in der Königlichen Akademie zu werden und so einen wesentlichen Schritt vorwärts zu kommen. Er zeichnete nun antike Skulpturen und Akte nach dem Leben und vollendete so seine technische Vorbildung, die besonders ein wichtiges Ergebnis für seine spätere Künstlertätigkeit gehabt hat: die große Korrektheit der Zeichnung, die ein Vorzug aller seiner Gemälde bleiben sollte. Aber auch wissenschaftlich suchte er sich mit Erfolg weiter zu bilden; er besuchte Kuglers Vorlesungen über Kunstgeschichte und andere der Art. Die Revolution von 1848 veranlaßte ihn, Berlin zu verlassen und Dresden aufzusuchen. Als auch hier bald Unruhen ausbrachen, begab er sich nach Leipzig, wo er die Bekanntschaft Karl Piloty's machte, der ihn bewog, 1851 nach München zu gehen. Aber auch hier glaubte er seine Studien noch nicht abschließen zu können; es zog ihn 1853 nach Paris, wo damals Thomas Couture auf dem Höhepunkte seines Ruhmes stand.

Hier verweilte er einige Jahre und kehrte darauf über Belgien und Holland, wo er namentlich die alten niederländischen Meister studierte, nach Deutschland zurück. Er ließ sich zunächst in Leipzig nieder, da er hier mehrere Aufträge für Bildnisse erhalten hatte. Dann aber nahm er seinen festen Wohnsitz in Berlin. Schnell fand er hier Beachtung und steigende Anerkennung; das erste Bild, das er ausstellte, „Bad im Walde", kaufte 1858 die damalige preußische Kronprinzessin, die spätere Kaiserin Friedrich; mit seinem Gemälde „Maria und Johannes vom Grabe Christi zurückkehrend" erwarb

[1]) Vgl. u. a. K. Meurer in Reclam's Universum. XIV. Jahrg. (1897/98) Heft 24 Sp. 2339—48.

[2]) Braunschweig in d. J. 1806—1815. 2. Heft. Bilderverzeichnis von O. Könnecke S. 52 Nr. 277. Andere Lithographien s. in A. Vasels Sammlung graphischer Kunstblätter S. 244 Nr. 88—92.



er sich auf der großen akademischen Kunstausstellung von 1858 die kleine goldene Medaille. Dieses religiöse Gemälde und daneben ein Genrebild, die „Erwartung", auf dem eine junge frische Bauersfrau mit dem Kindlein auf dem Arme in der Abendsonne vor der Hütte die Heimkehr ihres Gatten erwartet, hatten auf jener Ausstellung einen durchschlagenden Erfolg. Aus eigener Erinnerung schreibt darüber Ludw. Pietsch[1]): „Beide Gemälde, deren farbige Wirkung und deren breite virtuose Technik allein schon die Aufmerksamkeit auf sie lenken mußten, machten auf das damalige Berliner Publikum und die Berliner Kunstkritik jener Tage einen außerordentlichen Eindruck wie durch ihre seltenen malerischen Qualitäten, so auch durch die Auffassung beider Szenen und das sich in den Dargestellten aussprechende Seelenleben. Der Name Plockhorst war ebenso in aller Munde wie der Reinhold Begas', der auf derselben Ausstellung mit der Gruppe „Pan tröstet die verlassene Psyche" hervorgetreten war. Seit jenem ersten glänzenden Erfolg zählt Plockhorst mit zu dem oberen, dem vornehmsten Kreise der Berliner Malerschaft." Er wurde jetzt mit Bestellungen überhäuft; ganz besonders zahlreich liefen diese auch aus Moskau ein, wohin nicht nur jenes preisgekrönte Bild von Maria und Johannes, sondern auch eine ganze Reihe anderer religiöser Gemälde wanderte. Diese und zahlreiche Porträts nahmen mehrere Jahre seine Zeit in Anspruch. Dann schuf er 1863 das großartige Gemälde, das man allgemein als das Hauptwerk seines Lebens, den Gipfelpunkt seines künstlerischen Schaffens betrachtet, den Kampf Satans und des Erzengels Michael um den Leichnam des Moses. Von ungefähr war er auf den Vorwurf gestoßen. Er hörte in Berlin die Vorträge eines jungen Gelehrten über den Talmud. Als dieser eines Abends die Erzählung in der Gemara von Mosis Tode behandelte, wie der Bote Jehovahs, der Erzengel Michael, seinen Leichnam herauf holen sollte, wie der hier auf den heftigsten Widerstand des Satans stößt, der die Leiche, weil Moses einst im Zorne einen Ägypter erschlagen hatte, für sich beanspruchte, wie der Erzengel dann mit dem Flammenschwerte ausgerüstet den Satan zurückscheucht und unter seinem Schutze Engel den Toten in die Höhe tragen: — da machte dieser Vorgang, der ihm den Sieg des Lichtes über die Mächte der Finsternis zu versinnbildlichen schien, auf sein Künstlergemüt einen überwältigenden, unvergänglichen Eindruck. Sofort standen die Gestalten lebendig vor seiner Seele; sie ließen ihm keine Ruhe; noch in derselben Nacht mußte er in flüchtiger Skizze die Umrisse des Bildes entwerfen, das er dann in warmer Begeisterung in dem gewaltigen Gemälde ausführte, das jetzt eine Zierde des Wallraf-Richartz-Museums in Köln bildet und wie kein zweites Plockhorsts Ruf begründet hat und in Zukunft erhalten wird. Auch er selbst hat es als das beste seiner Werke bezeichnet.

So kann es nicht wunder nehmen, wenn auch von anderen Orten die Blicke sich jetzt auf Plockhorst richteten. Zum Jahre 1866 erhielt er einen Ruf als Professor und Lehrer der Malklasse der Großherzoglichen Kunstschule nach Weimar; er trat diese Stellung um Ostern d. J. an und hat hier 3½ Jahr gewirkt. Nachdem er darauf einige Zeit Italien besucht und namentlich in Venedig, Florenz und Rom eifrigen Studien sich hingegeben hatte, kehrte er um den Anfang des Jahres 1870 wieder nach Berlin zurück, das er von nun ab auf längere Zeit nicht wieder verlassen hat. Er war hier ein Stolz und eine Zierde der Berliner Künstlerschaft und galt unbestritten als einer der hervorragendsten Vertreter auf dem Gebiete der Porträt- und biblischen Geschichtsmalerei. Er malte Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta in ganzer Figur für die Nationalgalerie. Namentlich die Letztere war ihm eine große Gönnerin, die seine Person wie seine Kunst gleich sehr schätzte; er hat sie später für dieselbe Sammlung 1888 auch im Witwenschleier gemalt und 1890 auf dem Totenbette gezeichnet. Auch sonst sind manche Fürstlichkeiten, wie z. B. der Herzog Ernst von Altenburg und seine Gemahlin, deren Bilder 1888 auch in der Braunschweiger Kunstausstellung sich befanden, von ihm gemalt worden. Zahlreich sind die Kirchen, die mit Gemälden von ihm geschmückt sind. So der Dom zu Marienwerder, der ein großes Altarbild „die Auferstehung" enthält, die Dreifaltigkeitskirche zu Hannover, in der „Christus und Petrus auf dem Meere" dargestellt sind, u. a.; ein Lutherbild von ihm kam in den neuen Dom zu Berlin. Daneben malte er auch zahlreiche symbolische und allegorische Gestalten, den „Schutzengel", „Glaube, Liebe, Hoffnung" usw., die vielleicht gerade wegen der etwas süßlichen Sentimentalität, die ihnen anhaftet, dem Geschmacke weiter Kreise bestens entsprachen und sich offenbar einer großen Beliebtheit erfreuten; manche dieser Bilder haben geradezu eine volkstümliche Bedeutung gewonnen. Dasselbe gilt im wesentlichen auch von den Illustrationen, die er zu verschiedenen Druckwerken, wie zu „Bethlehem und Golgatha" und zu Spittas „Psalter und Harfe" anfertigte. Auch dem jüngsten Kunstzweige, der Künstlerpostkarte, ist er nicht fremd geblieben; 1899 zeichnete er zu dem Zwecke „die heilige Familie in Bethlehem", ein Bild, das dann am Christabend von Bethlehem aus auf Postkarten versandt wurde. Er war ein ungemein fleißiger und fruchtbarer Künstler, aber bei allem, was er schuf, war er mit ganzer Seele dabei. Ihn erfüllte eine aufrichtige Frömmigkeit; es war bei ihm alles, was er in Farben zu gestalten suchte,

[1]) Vossische Zeitung Nr. 234 vom 22. Mai 1907, 2. Beilage.

innere Überzeugung. Mit den meisten der neueren Kunstrichtungen konnte er sich nicht mehr befreunden; es ist daher auch wohl nur natürlich, daß ihre Vertreter und Wortführer sich seiner Kunst gegenüber etwas ablehnend verhalten. Erst eine künftige Zeit wird hier ein gerecht abwägendes Urteil zu sprechen imstande sein. Wahr aber wird bleiben, was ein keineswegs einseitig befangener Kunstkritiker wie L. Pietsch über ihn schrieb: „Er war immer ein ehrlich strebender, ernster Mensch und Künstler; mit Absicht und Bewußtsein, um leichte Erfolge zu erringen, hat er dem Geschmack des großen Publikums niemals Konzessionen gemacht. Was ihm an Talent gegeben war, hat er mit Einsetzen aller Kraft und Ausdauer ausgebildet und immer das Beste gegeben, was er vermochte. In der Geschichte der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts wird ihm immer ein ehrenvoller Platz gesichert sein."

An äußerer Anerkennung hat es ihm nicht gefehlt. Sie trat besonders 1905 bei der Feier seines 80. Geburtstages hervor, wo er u. a. von dem Wissenschaftlichen Kunstvereine zu Berlin, dessen Vorstande er schon seit längerer Zeit angehörte, zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. Neben preußischen, sächsischen und badischen Orden hat er aus seiner alten Heimat auch das Kommandeurkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen erhalten.

Bis ins höchste Alter hinauf bewahrte Plockhorst sich die alte Schaffenskraft und Schaffensfreude, obwohl es ihm im Leben an schweren Schicksalsschlägen nicht gefehlt hat. Im Jahre 1861 hatte er sich mit Fräulein Agnes Meyer verheiratet. Von den Kindern, die der Ehe erwuchsen, sind zwei Töchter und ein hoffnungsvoller Sohn vor ihm in der Blüte der Jahre gestorben, letzterer in ganz besonders trauriger Veranlassung. Während der Vater 1884 in Harzburg weilte, fiel der 21jährige Sohn, der ebenfalls den Malerberuf ergriffen hatte und auf dem Dache des elterlichen Hauses eine landschaftliche Aufnahme machen wollte, durch einen Fehltritt vom Dache herab und gab nach wenigen Stunden den Geist auf. Auch ein eigenes schweres Leiden, den Bruch eines Oberschenkels, den er sich noch 1901 durch einen unglücklichen Fall von der Straßenbahn zugezogen hatte, trug er mit bewundernswerter Geduld. Auch das hinderte ihn nicht an der Arbeit, die er mit kaum vermindertem Eifer immer noch fortsetzte. Erst der Tod setzte seinem rastlosen Schaffen am 18. Mai 1907 ein Ziel; er wurde auf dem alten Matthäi-Kirchhofe an der Großgörschenstraße am 22. Mai 1907 zur letzten Ruhe gebettet.

Weit verbreitet über Europas Grenzen hinaus sind die Erzeugnisse von Plockhorsts Kunst. Nicht zum mindesten aber haben sie Anerkennung und freundliche Aufnahme in seiner alten braunschweigischen Heimat gefunden, wo er noch immer einzelne Jugendfreunde besaß und gelegentlich stets gern verweilte. Mit Vorliebe nahm man hier, sobald eine würdige Gelegenheit sich bot, seine künstlerische Hilfe in Anspruch. So hat er beim 50jährigen Regierungsjubiläum Herzog Wilhelms 1881 zum Schmuck des Justizgebäudes den Entwurf zu einem großen Bilde, „die Gerechtigkeit", angefertigt, der später in plastischer Gestalt im Schwurgerichtssale ausgeführt wurde. Den Altarraum in der Kapelle des Marienstifts ziert seit 1885 ein Fenster, auf dem nach einer Skizze Plockhorsts „Christus als guter Hirte" dargestellt ist. Für das Treppenhaus im neuen Herzoglichen Krankenhause fertigte er die Entwürfe zu zwei großen Wandgemälden, „der barmherzige Samariter" und „die Auferweckung von Jairis Töchterlein." Zwei farbige Skizzen dieser Bilder, die dort nur in Sepiamalerei ausgeführt sind, schenkte er später dem Vaterländischen Museum, dem er auch sein eigenes wohlgetroffenes Bildnis verehrte, das ebenfalls von einem Landsmanne, Rudolf von Voigtländer, gemalt ist. Ein schönes Geschenk hat er auch dem städtischen Museum, das schon jetzt einen weiblichen Kopf von ihm besitzt, in einer Reihe von Skizzen und Studien, wie wir hören, zugedacht. Aber auch der bedeutungsvollen Stätten seiner Jugend hat er sich erinnert; der Katharinenkirche, in der er getauft und konfirmiert war, schenkte er 1896 das Gemälde „Die drei Frauen am Grabe des Heilands", gleichwie früher ein heimischer Künstler, der ebenfalls in Berlin eine zweite Heimat gefunden hatte, Friedrich Georg Weitsch, der Andreaskirche, in deren Gemeinde er geboren und aufgewachsen war, ein Altargemälde gestiftet hatte. So werden das Gedächtnis Plockhorsts an verschiedenen Stellen eigene Werke des Künstlers in seiner Vaterstadt Braunschweig noch lange in Ehren lebendig erhalten.

Hermann Tunica.

Noch ein dritter Maler, der in der Stadt Braunschweig das Licht der Welt erblickte, ist im Jahre 1907 wieder aus ihr geschieden, Hermann Tunica, der nur etwa $1^1/_2$ Jahre jünger war als Plockhorst, dennoch aber im Leben wie in der Kunst nahe Berührungspunkte mit ihm schwerlich jemals gehabt hat. Es wurde ihm leichter als jenem die Bahn einzuschlagen, auf die Anlage und Neigung beide wiesen, aber nicht vergönnt, die Höhe künstlerischen Ruhmes zu erreichen, die jener sich errang. Tunicas Tätigkeit ist über ortsgeschichtliche Bedeutung wohl kaum jemals weit hinausgekommen. Aber diese ist ihm nicht abzusprechen, und er wird sie vor allem auch behalten durch die Wahl der Stoffe, die er vornehmlich behandelte. Diese sind zumeist unserer heimischen Geschichte entnommen; um so mehr ist es hier unsere Pflicht, auch sein Lebensbild bei seinem Abscheiden uns kurz zu vergegenwärtigen.

Hermann Aug. Theod. Tunica wurde zu Braunschweig am 9. Oktober 1826 geboren als Sohn des Porträtmalers Joh. Christian Ludw. T., der, am 11. Oktober 1795 geboren, sich am 23. Juli 1824 mit Johanne Aug. Dor. Weiß, der Tochter des chirurgischen Instrumentenmachers Joh. Mart. Dietr. Weiß sen., verheiratet hatte. Der Vater hatte sich von Jugend auf der Kunstmalerei zugewandt und auf der Dresdener Akademie hauptsächlich den Unterricht des Professors Rößler genossen; am 30. Oktober 1829 hatte ihn Herzog Karl II. zum Hofmaler ernannt. Von ihm rühren zahlreiche Porträts her, wie das Herzog Friedrich Wilhelms in der Schillkapelle, das des Stadtdirektors Wilmerding und des Fabrikanten Stobwasser im städtischen Museum, die mehrerer Geistlicher in verschiedenen Stadtkirchen, ferner Idealbildnisse geschichtlicher Persönlichkeiten, wie Herzog Heinrichs des Löwen, des Pfalzgrafen Heinrich und Kaiser Ottos IV., zuletzt auch eine Anzahl von Genrebildern, die ebenfalls beliebt waren. Doch blieb sein Hauptgebiet die Porträtmalerei, neben der er seit 1851 auch die Daguerreotypie betrieb. Er starb am 2. März 1868 fern von der Heimat auf dem Gute Deckenhausen unweit Hamburg, wohin er berufen war, um einige Mitglieder der Familie von der Decken zu porträtieren. Seine Witwe überlebte ihn bis zum 12. Mai 1879.

So hatte der Sohn Hermann, der früh Lust und Begabung zur Malerei zeigte, von Jugend auf in dem Vater Vorbild und Lehrmeister. Nachdem er das Progymnasium und ein halbes Jahr das Obergymnasium besucht hatte, ging er Ostern 1842 auf das Collegium Carolinum über, wo er in der Malschule von Heinrich Brandes gründliche Unterweisung in seiner Kunst empfing. Mit besonderer Vorliebe betrieb er das Tierstudium, zumal das der Pferde, für welches ihm sowohl im Herzoglichen Marstalle als auch im Gestüte zu Harzburg durch das Entgegenkommen des Herrn v. Girsewald in reichster Weise Gelegenheit gegeben wurde. Er hat hier auch etwa ein halbes Hundert der edelsten Pferde porträtiert, deren Bildnisse noch jetzt im Herrenhause des Gestüts verwahrt werden. Im Juni 1848 begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung über Brüssel nach Paris, wo er bis in den Oktober blieb und mit besonderem Eifer in Versailles die wirkungsvollen Schlachtenbilder von Horace Vernet studierte und kopierte. Dieser Aufenthalt wurde entscheidend für seine spätere Richtung. Er suchte, und nicht ohne Erfolg, die Farbenpracht des französischen Meisters sich anzueignen; auch in der Kompositionsweise ahmte er ihm nach, ja hat er sich später gelegentlich eng an ihn angeschlossen. Nachdem er dann noch Berlin und München besucht hatte, kehrte er nach Braunschweig wieder zurück.

Hier hatte er schon im folgenden Jahre mit einem Reiterbildnisse Herzog Wilhelms, der von seiner Suite[1]) umgeben ist, einen schönen Erfolg. Der Herzog kaufte das Bild an, und durch eine von Emil Schulz ausgeführte Lithographie erhielt es schnell weitere Verbreitung. Später (1854) malte er den Herzog mit Suite auch in der Uniform seiner Aschersleber Husaren[2]). Der Herzog bestellte noch eine Wiederholung des Bildes und schenkte das eine Exemplar dem Aschersleber Regimente, das andere dem König Friedrich Wilhelm IV. Darauf malte er den Herzog auf der Parade bei Nordstemmen, wie er König Georg V. sein Northeimer Kürassierregiment vorführt. Das Gemälde ist reich an Bildnissen bekannter Persönlichkeiten und befand sich später im Schlosse zu Sibyllenort. Für das Northeimer Regiment mußte Tunica ferner ein Gemälde liefern, auf dem Oberst v. Hammerstein salutierend auf den Herzog zureitet, der von Girsewald und Hohnhorst begleitet ist. Auch für des Herzogs österreichisches Kürassierregiment hat er in dieser Zeit ein Bild gemalt, das den Herzog, wieder mit v. Girsewald und v. Hohnhorst im Gefolge, in Kürassieruniform darstellt. Ebenfalls stammt aus dieser Zeit sein Bild des Herzogs in Husarenuniform und ganzer Figur, das durch eine bei Grüneberg erschienene Lithographie sehr bekannt geworden ist.

Es war für Tunica gewiß ein großes Glück, daß er an seinem Landesherrn sogleich einen so bereitwilligen Abnehmer seiner Kunsterzeugnisse fand, aber vielleicht wäre es für seine künstlerische Entwickelung vorteilhafter gewesen, wenn ihm der Anfang nicht so leicht gemacht worden wäre. Er hätte sich dann wohl auch ungünstigen Lagen gegenüber als widerstandsfähiger erwiesen. Nachdem er im Jahre 1855 Studien halber zum zweiten Male Paris und 1856 Dresden und München besucht hatte, hat er seinen bleibenden Wohnsitz in der Stadt Braunschweig genommen, die er seitdem nur zu landschaftlichen Studienreisen, namentlich in die bayrischen, in die tiroler und schweizer Berge, vorübergehend wieder verlassen hat.

Er hat in dieser Zeit auch geschichtliche Gemälde größeren Stiles in Angriff genommen, mit denen er ebenfalls guten Erfolg hatte. Er malte den Herzog Ferdinand in der Schlacht bei Minden (1855), den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand bei Hastenbeck (1856)[3]), den Tod des Herzogs Friedrich Franz

[1]) Es sind auf dem Bilde außer dem Herzoge von links nach rechts (vom Beschauer) dargestellt: die Reitknechte Hanke und Hintze, die Flügeladjutanten Hauptmann v. Hohnhorst, Oberstleutnant Bause, Oberstallmeister v. Girsewald, davor Hofstallmeister Alex. v. Girsewald, rechts daneben Stallmeister Lüher.

[2]) Es enthält außer dem Herzoge, v. Girsewald und v. Hohnhorst noch: Prem.-Leutn. v. Herstel, Rittmeister Graf v. Platen und Oberst v. Podewils.

[3]) Diese beiden Bilder befinden sich im Herzogl. Residenzschlosse zu Braunschweig.

bei Hochkirch (1857) und den Herzog Christian bei Fleurus (1858)[1], die wieder sämtlich von dem Herzoge Wilhelm angekauft wurden. Daneben war er auch als Porträtmaler beliebt geworden. Im Jahre 1863 malte er für die Sammlung des Kunstvereins den Empfang Herzog Heinrichs des Löwen bei dem Sultan Kilidsch Arslan in Palästina. Sonst schlugen ihm aber in diesen Jahren manche Hoffnungen fehl; er geriet auch, da er bei seiner großen Gutmütigkeit und arglosen Künstlernatur mit den Realitäten des Lebens zu wenig rechnete, in finanzielle Bedrängnis. Dies alles übte auf ihn eine so starke seelische Depression aus, daß er in eine tiefe Gemütskrankheit verfiel und zeitweise eine Anstalt aufsuchen mußte. Wohltätige Kunstfreunde traten zusammen und veranstalteten mit einer Anzahl seiner Bilder[2]) eine Lotterie, mit deren Erträgnis sie die äußeren Verhältnisse des Künstlers wieder ins Gleichgewicht brachten.

Allmählich erholte sich Tunica wieder, aber er hat die alte Frische und Spannkraft des Geistes nicht wieder erhalten. Auch seine Schöpferkraft war etwas erlahmt; was er früher in Komposition und Farbenglanz vermocht hatte, konnte er von jetzt ab nicht mehr leisten. Wohl hat er auch später noch eine Anzahl größerer geschichtlicher Bilder geschaffen: den Einzug Herzog Rudolf Augusts in Braunschweig am 16. Juni 1671 (1879), die Zerstörung Bardowieks durch Heinrich den Löwen (1880), die Heimkehr Friedrich Wilhelms in Braunschweig am 22. Dezember 1813 (1883)[3]), die zu kaufen Herzog Wilhelm schon für eine Anstandspflicht erachtete. Aber sonst blieben die Bestellungen mehr oder weniger aus; er war inzwischen auch bei der Veränderung der Geschmacksrichtung aus der Mode gekommen. Er mußte sich daher nach einer anderen festen Erwerbsquelle umsehen. So übernahm er denn 1873 den Zeichenunterricht an der vormals Güntherschen, dann Jahnschen Realschule, später auch bis 1887 den an der Sophienschule von Fräulein Morich. Aber bei seiner Gutherzigkeit und der Zunahme eines vom Vater ererbten Gehörleidens fiel es ihm schwer, die übermütige Jugend, so gern diese ihn sonst auch hatte, im Zaume zu halten. Er hat sich auch durch diese Zeit, in der seine Ernennung zum Hofmaler, die zum 25. April 1881 erfolgte, einen der wenigen Lichtblicke bildete, redlich durchgeschlagen. Aber 1904 sah er sich nach einer Erkrankung genötigt, den Unterricht ganz aufzugeben. Wohl wurde er auch jetzt noch nicht müde, den Pinsel zu führen; aber die Verhältnisse, dadurch etwas zu erreichen, gestalteten sich für ihn immer ungünstiger. Er dachte zu vornehm, sich äußerlich etwas anmerken zu lassen, und lebte still und einsam dahin; verheiratet ist er niemals gewesen. Als aber körperliche Gebrechen sich einstellten, hat die werktätige Hilfe von Verwandten, Freunden und Gönnern sich seiner angenommen. Es war für ihn eine Erlösung, als der Tod ihn am 11. Juni 1907 ereilte. Eine Ausstellung der zahlreichen Bilder und Skizzen, die sich in seinem Nachlasse noch vorfanden, wurde im Städtischen Museum veranstaltet, dem von den Erben des Künstlers auch ein großes Gemälde aus seiner früheren Zeit: „Herzog Erich rettet Kaiser Maximilian das Leben in der Schlacht bei Regensburg" geschenkt ward. Das Unternehmen legte ein deutliches Zeugnis ab von dem regen Fleiße, mit dem Tunica seiner Kunst unausgesetzt gedient hatte.

[1]) Die beiden letztern jetzt im Vaterländischen Museum.
[2]) Hierbei auch das Bild: Herzog Friedrich Wilhelm bei Quatrebras (Braunschweig in d. J. 1806—15. Nr. 97).
[3]) Die drei Bilder jetzt im Vaterländischen Museum.

Braunschweigische Chronik f. d. J. 1907.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

Januar.

1. Karl Wolff, Justizrat, wird Senatspräsident. Robert Culemann, Oberlandesgerichtsrat, tritt in den Ruhestand; Nachfolger wird Landrichter August Hampe.
1. Wilh. Schrader, Geh. Bergrat, tritt in den Ruhestand; Nachfolger wird Reg.- und Bergrat Ernst Herwig.
1. William Spehr, Baurat, wird von Blankenburg in die Baudirektion nach Braunschweig versetzt; Nachfolger wird Albert Bierberg, Bauinspektor.
1. Otto Dörries, Seminar-Oberlehrer in Bederkesa, wird Direktor der Bürgerschulen in Helmstedt.
3. Friedrich v. Rauch, Generalleutnant z. D., 1870/71 Kommandeur des 17. Braunschw. Husaren-Regiments, feiert in Schwerin seinen 80. Geburtstag.
3. u. 4. 75jähriges Bestehen der Herzogl. Baugewerkschule in Holzminden.
4. Hermann Ribbentrop, Postinspektor a. D. †.
6. Adolf Karges, Pastor emer. †.
11. u. 12. X. Geflügelausstellung des Geflügelzuchtvereins für Stadt und Land Braunschweig in Wolfenbüttel.
15. Th. Rudolf Breithaupt, Hauptmann a. D. †.
17. Friedrich Hartmann, Herzoglich Braunschw. Bergmeister a. D., † in Hannover.
17. Wiederbeginn des außerordentlichen Landtages.
18. Der außerordentliche Landtag wird vertagt.
20. Einführung des Pastors Kellner als 2. Prediger zu St. Bartholomäi in Blankenburg.
24. 900jähriges Jubiläum des Stiftes Steterburg.
25. Reichstagswahl.

Gewählt werden: Kreisdirektor K. Langer-

feldt, Rittergutsbesitzer v. Kaufmann-Linden und Notar Kurt v. Damm, letzterer erst in Stichwahl.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
28. Gustav Schwarzlose, Kaiserl. Kapitän z. D., † in Blankenburg.
29. Versammlung des Zentralausschusses des Landwirtschaftl. Zentralvereins.
31. 36. Jahres- und Hauptversammlung der Baugewerkeninnung.
31. Georg Reinecke, Gutsbesitzer, Leutnant a. D., † in Seesen.

Februar.

1. Staatsminister Dr Albert v. Otto wird Ehrenbürger der Stadt Blankenburg.
1. Erwin Nagel, Reg.-Baumeister, wird Kreisbauinspektor in Wolfenbüttel.
4. Friedrich Westermann, Verlagsbuchhändler, †.
10. Friedrich Hogrefe, Gestütsdirektor a. D., † in Bad Harzburg.
10. Einführung des Pastors Wilhelm Gagelmann zu Lutter a. B.
14. Robert Otto, Geh. Medizinalrat Prof. Dr †.
14. Otto Schrader, Provisor v. St. Katharinen †.
14. Hauptversammlung des Schutzvereins für Handel und Gewerbe.
14. Jahresversammlung des Arbeitgeber-Verbandes für das Baugewerbe.
20. II. Verbandstag des Verbandes ländlicher Genossenschaften im Herzogtume.
26. 600jähriges Jubiläum des Patronatrechtes des Landes Braunschweig über die Kirche zu Unseburg im Magdeburgischen.
27. August Wittstein, Generalmajor z. D., † in Blankenburg.
28. Beschluß des Bundesrats in der Braunschw. Thronfolgefrage.

März.

1. Ludwig Beckhaus, Oberstleutnant a. D., Bürgermeister in Königslutter, tritt in den Ruhestand; Nachfolger wird Referendar R. Arndt aus Grünberg in Schlesien.
5. Hauptversammlung des Vereins deutscher Konservenfabrikanten.
6. 76. Generalversammlung des landwirtschaftlichen Zentralvereins für das Herzogtum Braunschweig.
9. u. 10. II. Internationale Hunde-Ausstellung.
12. Wiederbeginn des außerordentlichen Landtages.
12. Die Landesversammlung genehmigt einstimmig die Wahl eines Regenten.
13. Der außerordentliche Landtag wird vertagt.
14. Protest des Herzogs v. Cumberland gegen den Beschluß des Bundesrates vom 28. Februar.
14. Ludwig Pöhling, Forstrat a. D., † in Holzminden.
18. II. Vollversammlung der Handelskammer für das Herzogtum Braunschweig.
23. Graf Kurd v. Schwicheldt, † als Letzter seines Geschlechts auf Schloß Söder.
24. Einweihung der restaurierten St. Magnikirche.
25. VII. ordentliche Vollversammlung der Handwerkskammer für das Herzogtum Braunschw.
25. Friedrich v. Rauch, Generalleutnant z. D., † in Schwerin (s. 3. Jan.).
26. Wiederbeginn des außerordentlichen Landtages und Vertagung.

April.

1. Wilhelm Krahe, Baurat, Richard Cruse, Oberförster in Bad Harzburg, treten in den Ruhestand.
1. C. Koppe, Geh. Hofrat Prof. Dr, tritt in den Ruhestand; Nachfolger wird Prof. Dr Ing. Heinrich Hohenner aus Stuttgart.
1. Prof. Dr Otto Reinke wird Rektor der Herzogl. Techn. Hochschule; Prof. Dr Reinhold Müller wird nach Darmstadt berufen; Nachfolger wird Prof. Dr Walter Ludwig aus Karlsruhe.
1. Wilhelm Eschemann, Reg.-Baumeister, wird Kreisbauinspektor in Holzminden; Johannes Wedding, Forstassessor, wird Oberförster in Walkenried; Wilh. Bode, Gerichtsassessor in Holzminden wird Amtsrichter in Eschershausen.
1. August Weidlich, Reg.-Baumeister in Wolfenbüttel, wird nach Braunschweig versetzt.
1. Werner Scholz, Prof. Oberlehrer, wird nach Wolfenbüttel versetzt, Oberlehrer Ludwig von hier nach Braunschweig.
1. Hermann Bichmann, Hof- und Domprediger, tritt in den Ruhestand.
1. Ernst Kelbe, Eisenbahndirektor, wird Geh. Baurat.
1. Dr phil. Emil Bauer aus München wird Prof. an der Techn. Hochschule.
1. Otto Dehn, Bürgerschullehrer, wird Schulinspektor.
2. Versammlung des Landes-Lehrervereins für Naturkunde in Börßum.
6. Egmont v. Block, Oberstleutnant z. D. †.
9. Einweihung des neuerbauten Herzogl. Lehrerinnen-Seminars u. der neuerbauten Schule in Süpplingen.
9. Plenarsitzung der Vaterländischen Vereinigung.
11. Karl Müller, Herzogl. Baurat a. D., † in Seesen.
14. Hauptversammlung des Landesverbandes der Bau-Arbeitgeber-Verbände des Herzogtums in Gandersheim.
16. Emma Sprotte, Hofschauspielerin †.
18. Rudolf v. Broizem, Major a. D., † in Blankenburg
18. Gustav Bruns, Oberamtmann †.

21. Gustav Nickel, Pastor emer., † in Lehre.
29. Wilhelm Kahmann, Landtagsabgeordneter, † in Gr.-Dahlum.
29. Ludwig Lorenz, Oberstleutnant a. D., † in Blankenburg.

Mai.

8. Ferdinand v. Hartmann, Generalleutnant z. D., † in Blankenburg.
14. I. Vollversammlung der Landwirtschaftskammer für das Herzogtum Braunschweig (bisher Landwirtschaftl. Zentralverein).
14. Otto Witte, Generalmajor z. D., † in Blankenburg.
16. Otto v. Grone, Generalleutnant z. D., Propst des Stiftes zu Steterburg, † in Westerbrak.
17. Otto Endler, Pastor, † in Broistedt.
21. Robert Elster, Rechtsanwalt †.
21. Bernhard Plockhorst, geb. Braunschweiger, Professor, berühmter Maler, † in Berlin.
26. Obermeistertag der Handwerkskammer in Eschershausen.
26. XVII. Bezirkstag der Schlachtermeister d. Herzogtums in Holzminden.
27. Wiederbeginn des außerordentlichen Landtages.
28. Die Landesversammlung wählt Se. Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg zum Regenten.
28. Der außerordentliche Landtag wird vertagt.
28. u. 29. 34. Verbandstag des Baugewerken-Innungsverbandes u. 23. ordentl. Sektionsversammlung der Hannoverschen Baugewerks-Berufsgenossenschaft in Bad Harzburg.

Juni.

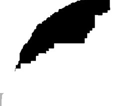
2. Kreisvolksfest der Braunschw. Landes-Rechtspartei, Kreis Helmstedt, in Schöningen.
4. Wiederbeginn des außerordentlichen Landtages.
5. Einzug Se. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg als Regent des Herzogtums.
6. Schluß des außerordentlichen Landtages.
6. Gräfin Helene v. Bassewitz wird Oberhofmeisterin, Kammerherr von Klenke Hausmarschall.
10. III. Vollversammlung der Handelskammer für das Herzogtum Braunschweig.
11. Hermann Tunica, Hofmaler †.
12. Berufs- und Gewerbezählung.
12. 15. Jahresversammlung des Landes-Predigervereins.
13.—16. Besuch S. K. H. Prinz Heinrichs der Niederlande.
14.—15. 24. Braunschweigischer Städtetag in Königslutter.
16. Besuch des Regenten in Wolfenbüttel.
15.—17. 28. Verbandstag d. Braunschweig. Landwehrverbandes in Wolfenbüttel.
16. Kreisvolksfest der Braunschw. Landes-Rechtspartei, Kreis Holzminden, in Rühle a. Weser.
18. Einzug des Regenten in Blankenburg.
19. Rückkehr des Regenten.
19. Jahresfest des Gustav-Adolf-Hauptvereins in Helmstedt.
21.—25. Landesturnier des Braunschw. Tennisklubs.
22. Reise des Regenten nach Weimar.
23. Kreisvolksfest der Braunschw. Landes-Rechtspartei, Kreis Braunschweig-Wolfenbüttel, im Beddinger Holze.
23. Verbandstag der Braunschw. Jugendbünde in Helmstedt.
25. Victor Diesing, Oberleutnant a. D. †.
25. 55. Landesmissionsfest u. 20. Generalversammlung der Evang.-Lutherischen Vereinigung.
25. Großfeuer auf dem Braunkohlenwerke Hercynia, Wienrode b. Blankenburg.
27. Heinrich Müller, Dr med. †.
28. Heinr. Böhme, Pastor emer. †.

Juli.

1. August Proetzel, Polizeipräsident Dr jur., tritt in den Ruhestand; Nachfolger wird Kammerrat Karl v. d. Busch.
1. Ludwig Baumgarten, Regierungsrat, wird Kammerrat; Friedrich Fischer, Hütteninspektor auf Herzog Juliushütte, wird Bergrat; N. Friedland, Oberlehrer Dr in Bromberg, wird Direktor der Jacobson-Schule in Seesen.
6. Georg Adolf Raven, Forstmeister a. D., † in Seesen.
6., 7. u. 9. Rennen in Harzburg.
8.—10. 40. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde in Thale.
12. I. Hauptversammlung des Innungsausschusses der Stadt Braunschweig.
18. Professor Dr Hans Sommer, Komponist, feiert seinen 70. Geburtstag.
26. Hermann Lilly, Generalmajor z. D., feiert seinen 70. Geburtstag.

August.

2. Bruno Lange, Stadtrat †.
4. 37. Volkswettturnen auf dem Elme.
8. Rückkehr des Regenten.
10.—13. Besuch S. M. des Königs von Siam Chulalongkorn.
11. Besuch des Regenten und des Königs v. Siam in Bad Harzburg.
10.—11. VI. Wanderversammlung des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig in Schöningen.
14. Besuch des Regenten in Stadtoldendorf und Wangelnstedt, Einweihung der neuerbauten Kirche in W.



15. Reise des Regenten nach Willigrad.
15. Unwetter im Harz in der Gegend von Harzburg u. Blankenburg.
25. Volkswettturnen in Blankenburg.
28. Rückkehr des Regenten aus Hannover.
29. Reise des Regenten nach Willigrad.

September.

2. Sedanfeier.
5. Karl Oelker, Pastor in Geitelde, † in Hehlen a. Weser.
7. u. 8. 13. Parteitag der Braunschw. Landes-Rechtspartei in Helmstedt.
8. 23. Hauptversammlung des Harzklubs in Braunlage.
9. 200jähriges Bestehen der Alerds'schen Stiftung.
9. Ferdinand Sülberg, Oberroßarzt †.
10. Olof Hartmann, Kreisphysikus Dr med. zu Ottenstein, † in Brakel.
11. Kurt v. Pritzelwitz, Generalmajor wird Generalleutnant; Nachfolger wird Freiherr v. Gregori, Generalmajor.
14. Unwetter in Harzburg und Umgebung.
15. VII. Katholikenversammlung in Wolfenbüttel.
16. Ankunft des Regenten in Blankenburg a. H.
19. Besuch des Großfürsten Kyrill v. Rußland auf Schloß Blankenburg a. H.
20. Besuch der Prinzen Reuß XXXII. u. XXXIV. auf Schloß Blankenburg a. H.
21. Rudolf Blasius, Prof. Dr med., Stabsarzt a. D., Stadtrat †.
26. Reise des Regenten nach Ludwigslust.
27. Robert Roßmann, Landesgerichtsdirektor, feiert seinen 70. Geburtstag.
29. Otto Lüttge, (Gebr. Dannenbaum) Kaufmann, Vorstand der Handelskammer †.
29.—2. Oktober. 79. Lehrertag.

Oktober.

1. Gustav Saeger, Rechnungsrat der Techn. Hochschule, Heinrich Rühland, Landesgerichtssekretär, Rat, Theodor Teichmann, Pastor in Semmenstedt, treten in den Ruhestand.
1. Max Ilberg, Kgl. Landgerichtsdirektor a. D., Geh. Justizrat, † in Blankenburg.
3. Hermann Seeliger, Polizeikommissar a. D., † in Wolfenbüttel.
5. u. 6. VII. Verbandstag der Haus- und Grundbesitzervereine des Herzogtums in Holzminden.
8. Rückkehr des Regenten nach Blankenburg.
8. Karl Körner, Geh. Hofrat Prof. †.
8. F. A. Werner, Apotheker †.
13. Einführung des Pastors Georg Eißfeldt in Esbeck.
16. Stephan Meyer, Rentner, früherer Buchdruckereibesitzer †.
19. Besuch des Regenten in Hasselfelde u. Stiege.
19. Kuhlwein v. Rathenow, Generalleutnant z. D., 1876—84 Kommandeur d. Br. Hus.-Regts Nr. 17, † in Fürstenwalde.
20. Jahresversammlung der Braunschw. Welfischen Partei in Thiede.
20. Leopold Abel, Geh. Justizrat, Aufsichtsratsvorsitzender der Br.-Hannov. Hypothekenbank, † in Hannover.
21. Generalversammlung des Landespredigervereins.
22. Besuch Se. Durchlaucht Prinz Heinrich XXXII. Reuß auf Schloß Blankenburg.
23. Einweihung d. neuerbauten X. unteren Bürgerschule an der Diesterwegstr.
23. Hans Pahlmann, Kunstmaler, † in Biskra (Algier).
24. Max Jüdel, Geh. Kommerzienrat, Rudolf Schöttler, Geh. Hofrat Prof., und Hermann Peters, Rentner in Blankenburg, werden zu Stadträten ernannt.

Bücherschau.

J. F. Gassner, über Zachariäs „Fabeln und Erzählungen in Burchard Waldis' Manier." Ein Beitrag zur Geschichte der Fabel. Sonderabdruck aus dem VIII. Jahresbericht des K. K. Staatsgymnasiums in Leoben 1906. 40 S. 4°.

Nachdem der Verfasser Zachariäs „Anmerkungen über Burkard Waldis und seine Art zu erzählen" besprochen hat, erörtert er die Quellen zu seinen Fabeln und zeigt, daß Zach. von den 61 Gedichten 43 nach B. Waldis »Esopus«, 2 nach Lafontaine, 2 nach Loqman und wohl 14 nach eigener Erfindung verfaßt und seinen Vorbildern gegenüber bald mehr bald weniger Selbständigkeit sich bewahrt habe. Dann vergleicht er die Fabeln Zachariäs mit denen von B. Waldis und der Fabeldichtung des 18. Jahrhunderts (Lafontaine, Hagedorn, Gellert), wobei er u. a. auf die Behandlung der Moral, der Führung des Dialogs, den sprachlichen Stil, den Vers eingeht. Zachariäs Bestreben führte zu einem Modernisieren des alten Fabulisten, über das zum Schluß das harte Urteil mitgeteilt wird, welches Gervinus darüber gefällt hat.

Der stenographische **Bericht des achten Tages für Denkmalpflege** in Mannheim 1907 enthält ein Referat von Dr P. J. Meier-Braunschweig über „die Grundrißbildungen der deutschen Städte des Mittelalters in ihrer Bedeutung für Denkmälerbeschreibung und Denkmalpflege."

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1908. Februar Nr. 2.

Zur Totenschau des Jahres 1907.

Karl Körner.

Am 9. Oktober v. J. starb in Braunschweig der Geheime Hofrat Professor Karl Körner. Es ist, als habe seine arbeitsfreudige Natur sich dagegen gesträubt, einer Muße preisgegeben zu werden, die ihm durch körperliche Leiden aufgezwungen wurde. Denn sein Tod trat ein, noch ehe der Zeitpunkt gekommen, zu dem er wenige Tage zuvor schweren Herzens seinen Abschied aus dem Staatsdienste erbeten hatte. Für alle, die trauernd des Entschlafenen Grab umstanden, liegt in dem Gedanken ein Trost, den Mann, dessen ganzes Leben und Denken der Arbeit gewidmet war, vor dem Schicksale bewahrt zu sehen, vielleicht Jahre hindurch mit gebrochenem Körper ein Leben ohne Arbeit führen zu müssen.

Heinrich Friedrich Karl Körner wurde am 9. April 1838 als Sohn des Steinhauermeisters und Steinbruchsbesitzers Karl Georg Friedrich K. in Velpke geboren; seine Mutter Dorothee Elisabeth war eine geborene Thiele. Er erhielt den ersten Unterricht in seinem Heimatsorte und besuchte sodann das Gymnasium in Braunschweig. Zu Michaelis 1854 ging er auf das Collegium Carolinum über, um sich hier den Bauwissenschaften zu widmen. Als vorzüglicher Schüler des Professors Ahlburg wurde er nach Bestehen der ersten Staatsprüfung von diesem bei dem Neubau des Hoftheaters in Braunschweig beschäftigt und danach mit den selbständigen Bauleitungen des Gerichtsgebäudes in Schöppenstedt, des Oberförstereigebäudes in Großenrode (am Elm) und eines Wirtschaftsgebäudes in Evessen betraut.

Schon im Jahre 1862 wurde Körner als Hilfslehrer an das Collegium Carolinum berufen in eine Stellung, die er zum Segen der Anstalt bis zu seinem Tode treu und erfolgreich ausgefüllt hat. Zunächst trat er in die Stelle des ausscheidenden Baukondukteurs Köllsch, welcher völlig in den Staatsbaudienst übertrat. Bei Körners Berufung wurde gleich bestimmt, daß er lediglich sich dem Lehramt widmen, nicht aber nebenbei noch eine amtliche Stellung im Staatsbaudienste bekleiden sollte. Dagegen durfte er nebenamtlich den Zeichenunterricht am Realgymnasium erteilen. Inzwischen wurde der „Lehrer-Assistent" Körner nach bestandener zweiter Staatsprüfung 1865 zum „Baukondukteur" ernannt, ein Rang, der dem des heutigen Regierungs-Baumeisters entspricht. Einige Jahre später (1867) wurden ihm auch die Vorträge über Bauingenieur-Mechanik übertragen, 1868 erfolgte die „Bestätigung im Amte" und damit die definitive Anstellung im Staatsdienst. Am Geburtstage des Herzogs, am 25. April 1871, wurde Körner zum Professor ernannt.

Bald darauf trat ein Ereignis ein, das für Körner ebenso ehrenvoll war, als es die Hochschule in Gefahr brachte, eine so bewährte Kraft zu verlieren. In Gießen war nämlich 1872 der Professor der Ingenieurwissenschaft Heinzerling gestorben, und Körner erhielt den Ruf an die Universität Gießen als Heinzerlings Nachfolger. Nach längeren Verhandlungen gelang es den Bemühungen der vorgesetzten Behörde, Körner seinem hiesigen Lehramte zu erhalten.

Nachdem Körner 1874 zum außerordentlichen Mitgliede der „Examinations-Kommission" ernannt war, mußte er bald vertretungsweise die Vorlesungen des inzwischen verstorbenen Professors Ahlburg übernehmen, die er, soweit sie die Baukonstruktionslehre behandelten, auch dauernd behielt. Gleichzeitig hatten auch die Arbeiten für den Neubau der Technischen Hochschule — denn in eine solche wurde das Collegium Carolinum damals umgewandelt — begonnen, an denen Körner wesentlich beteiligt war. Mit Constantin Uhde gemeinsam entwarf Körner den Plan zu dem Neubau und leitete mit ihm dessen Ausführung. Lag die Erledigung der künstlerischen Arbeiten in den Händen Uhdes, so waren die konstruktiven Entwürfe, Berechnungen und Detaillierungen ausschließlich Körners Auf-

gabe. Dazu kamen die vielen technischen Einrichtungen für die Laboratorien, Physiksäle usw. Bei allen Arbeiten hatte Körner Gelegenheit, in verständnisvollem Eingehen auf die Wünsche der betreffenden Fachprofessoren sein reiches technisches Wissen und Können in ersprießlichster Weise nutzbringend zu verwerten und mustergültige Anlagen zu schaffen.

Das Vertrauen seiner Kollegen berief Körner 1881 zum Direktor der Hochschule. Diese Stellung bekleidete er ununterbrochen bis zum Jahre 1888, um sie später (1894—96) noch einmal, nunmehr als „Rektor" einzunehmen.

Während dieser Zeit hatte er häufig Gelegenheit, die Hochschule bei verschiedenen Anlässen, namentlich bei Jubiläen anderer Hochschulen zu vertreten, so 1882 bei der Universität Würzburg, 1884 bei der Technischen Hochschule Berlin, deren Charlottenburger Neubau eingeweiht wurde, 1886/87 bei den Universitäten Heidelberg und Göttingen, 1894 bei der Universität Halle, 1895 bei der Einweihung des Neubaues der Technischen Hochschule in Darmstadt und schließlich 1896 bei der Feier des 200jährigen Bestehens der Akademie der Künste in Berlin. Solche Gelegenheiten ermöglichten es ihm, mit den Lehrern der übrigen Hochschulen Deutschlands Fühlung zu gewinnen und persönliche Beziehungen anzuknüpfen, die ihn in hohem Grade geeignet machten, die Jubelfeier des 150jährigen Bestehens der eigenen Hochschule an ihrer Spitze als Rektor würdig zu leiten.

Die Körnersche Lehrtätigkeit fällt zusammen mit der Zeit des Aufschwungs der Technik und ihrer Hilfswissenschaften. Die Statik der Baukonstruktionen, welche Körner lehrte, erhielt ihre Ergänzung durch die graphische Methode, die sogen. graphische Statik. Auch diese machte sich Körner bald zu eigen, und wurde er ein namhafter Vertreter dieser Wissenschaft, deren Unterricht an der Hochschule ihm bis zuletzt oblag.

Bei der Ausdehnung der wissenschaftlichen Arbeiten, denen der Verstorbene sich widmete, ist es erklärlich, daß seine praktische Bautätigkeit in den späteren Jahren nicht groß sein konnte. Hatte er in der ersten Zeit seiner Lehrtätigkeit noch eine Anzahl tüchtiger Wohnhausbauten in Braunschweig ausgeführt — so den Gieseler, das Kuhnsche Haus am Fallerslebertore, das Feldhausensche Haus in der Parkstraße, sein eigenes Wohnhaus in der Helmstedterstraße u. a. m. —, so hat er seit der Fertigstellung des Neubaues der Technischen Hochschule kaum noch eine eigene Bautätigkeit ausgeübt. Sein Lehramt und seine wissenschaftlichen Studien nahmen ihn völlig in Anspruch. Und von diesen Arbeiten ist es besonders die umfangreiche und erschöpfende Abhandlung über „gewölbte Decken" im Handbuch der Architektur (III. Teil, 2. Band, 3. Heft S. 141—553), die seinen Namen in weitesten Fachkreisen rühmlichst bekannt gemacht hat. In demselben Werke ist auch die Abhandlung über die Gebäude der Technischen Hochschule von ihm verfaßt.

Körner war überhaupt seiner ganzen Natur nach im eigentlichen Sinne ein Lehrer. Es war ihm selbstverständliches Bedürfnis, sein Wissen durch Mitteilung an andere zu verwerten. Und unterstützt wurde diese angeborene Fähigkeit zum Unterrichten durch die ganze Art seiner Persönlichkeit. Körner war das Bild eines offenen Charakters. Seine Ziele suchte er nur auf rücksichtslos geraden Wegen zu erreichen; irgend welche Umwege und Winkelzüge gab es für ihn nicht. Aufrecht wie sein Gang und seine Haltung war auch sein Charakter. Daher auch das Ansehen und die Verehrung, die er bei Kollegen und Schülern genoß, ein Vertrauen, das nicht allein auf sein Wissen und seine Lehrfähigkeit, sondern auch auf die Lauterkeit seines Charakters und auf seine nie ermüdende Pflichttreue gegründet war. Es war daher kein Zufall, daß er weit über die übliche Zeit hinaus Direktor und Rektor der Hochschule gewesen ist.

Die Pflichttreue verließ ihn auch dann nicht, als vor Jahresfrist eine Krankheit ihn befiel, von der er sich nicht wieder erholen sollte. Ergreifend war es zu sehen, mit welchem Eifer der Kranke im Frühjahr dem Arzte und den Seinen das Zugeständnis abrang, während des Sommersemesters wieder unterrichten zu dürfen. Und als ob die wiedergewonnene Arbeit ihn gesund machen könne, so erhebend wirkte das Bewußtsein auf ihn, seine Stellung wieder ausfüllen zu können.

Aber alle Arbeitsfreude und alle Willenskraft konnten die Krankheit nicht bannen, die nun einmal die Hand auf ihn gelegt hatte. In den späteren Sommermonaten trat sie wieder stärker hervor, und Körner mußte den für ihn so unendlich schweren Schritt tun, seinen Abschied zu erbitten. Nur wer dem Verstorbenen näher gestanden hat, kann ermessen, wie schwer dieser Entschluß ihm geworden. Er wußte wohl, daß für ihn, den Mann stolzer Schaffensrüstigkeit, ein Leben im Siechtum ohne Arbeit kein Leben mehr war.

Vor diesem Leben hat ihn der schnell eingetretene Tod bewahrt. Aber der Tod hat auch das innige Band glücklichen Familienlebens zerrissen, das der Heimgegangene seit mehr als vierzig Jahren an der Seite einer liebenden Gattin geführt hat. Er hatte sich schon am 26. Oktober 1865 mit Fräulein Anna Schwieger aus Schöppenstedt verheiratet. Mit ihr, der Witwe, trauern nun Kinder und Enkel.

Alle aber, die mit Karl Körner in Berührung gekommen sind, werden seiner mit hoher Verehrung gedenken; und diejenigen, denen es vergönnt war, mit oder unter ihm zu arbeiten, sie alle werden die Erinnerung an ihn als ein leuchtendes Vorbild bewahren.

Georg Zeidler.

Robert Otto.

In diesem Jahre ist auch noch ein zweiter langjähriger Lehrer der technischen Hochschule aus dem Leben geschieden, der ihr einst in denselben Jahren wie Karl Körner als Schüler angehört hatte und mit diesem seitdem innig befreundet blieb, Robert Otto, der hier in erfolgreicher Weise den Bahnen des Vaters gefolgt war.

Friedrich Wilhelm Robert Otto war der Sohn des um die chemische Technologie hochverdienten Friedrich Julius Otto[1]), der fünfunddreißig Jahre lang als Lehrer an der Braunschweigischen Hochschule gewirkt hat. Am 18. August 1837 in Braunschweig geboren, besuchte Robert Otto das Gymnasium Martino-Catharineum seiner Vaterstadt bis in die dritte Klasse des Obergymnasiums, in der er ein halbes Jahr verweilte. Michaelis 1852 verließ er die Anstalt, um in die Apotheke zu Wolfenbüttel als Lehrling einzutreten. Er machte hier eine dreijährige Lehrzeit durch. Aber die praktischen Anforderungen des Apothekerdienstes sagten ihm weit weniger zu als rein wissenschaftliche Arbeiten. Er gab daher die pharmazeutische Laufbahn auf und wandte sich mit Eifer dem wissenschaftlichen Studium zu. Dafür bedurfte er aber eines Reifezeugnisses für die Universität. Um dieses zu erlangen studierte er zunächst 1$^1/_2$ Jahre die humanistischen Fächer auf dem Collegium Carolinum zu Braunschweig, das damals noch eine humanistische Abteilung besaß. Als er dieses Ziel Ostern 1857 erreicht hatte, widmete er sich an derselben Anstalt dem Studium der Naturwissenschaften, bei dem ihm vor allem der eigene Vater ein trefflicher Lehrer und Leiter war. Schon im folgenden Sommer gewann er hier einen Preis für die Lösung einer chemischen Aufgabe.

Michaelis 1858 bezog Otto die Universität Göttingen, wo er namentlich chemische Studien unter Wöhler und Limpricht betrieb und sich besonders an letzteren anschloß. Er veröffentlichte hier auch bereits seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten, die über die Zersetzung des Hydrobenzamids auf Alkohol und über die Einwirkung von Chlor auf Cyanäthyl handelten. Als sein Lehrer Limpricht zu Ostern 1860 einem Rufe nach Greifswald folgte, begleitete ihn Otto dorthin und vollendete unter ihm und Professor Schwanert — der ebenfalls ein geborener Braunschweiger war — seine wissenschaftliche Ausbildung, der er dann durch seine Doktorpromotion, die am 9. Januar 1862 erfolgte, auch äußerlich den üblichen Abschluß gab. Als Abhandlung hatte er bei dieser Gelegenheit eine Untersuchung über einige Zersetzungsprodukte der Hippursäure eingereicht. Zu Ostern des Jahres wurde er als Assistent an dem unter Limprichts Leitung stehenden chemischen Institute angestellt, und am 26. Oktober 1863 habilitierte er sich an der Universität Greifswald für die Fächer der Chemie und Pharmacie. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf das Gebiet der anorganischen und organischen, der gerichtlichen und analytischen, namentlich aber der physiologischen Chemie, welches Fach er allein an der Hochschule vertrat. Einmal hat er auf Wunsch einiger Studenten auch eine Vorlesung über Agrikulturchemie gehalten. Außerdem hat er einige Jahre hindurch die für die medizinischen Kliniken der Universität erforderlichen chemischen, physiologischen und pathologischen Untersuchungen ausgeführt. Dieser vielseitigen Wirksamkeit Ottos und seinen Leistungen zollte die philosophische Fakultät dadurch Anerkennung, daß sie zu drei Malen seine Beförderung zum außerordentlichen Professor an maßgebender Stelle in Anregung brachte, aber leider immer ohne den gehofften Erfolg.

Um so lieber leistete daher Otto dem Rufe Folge, der zu Ostern 1870 aus Braunschweig an ihn erging, hier der Nachfolger seines kurz vorher verstorbenen Vaters († 12. Jan. 1870) in der Professur für allgemeine und pharmazeutische Chemie an der damaligen „polytechnischen Schule" zu werden. Zugleich wurde ihm die Stellung eines Ressortchefs für Apothekenangelegenheiten im Ober-Sanitäts-Kollegium, die sein Vater ebenfalls inne gehabt hatte, mit dem Titel eines Medizinalassessors übertragen. Noch im Sommer dieses Jahres begründete er einen eigenen Hausstand, indem er sich am 7. Juni 1870 mit Fräulein Pauline Vierlow aus Greifswald vermählte.

Fast dreißig Jahre lang hat nun Otto als außerordentlich gewissenhafter und anregender Lehrer in Braunschweig gewirkt. Er hielt Vorlesungen über allgemeine, pharmazeutische, theoretische und physikalische, sowie gerichtliche Chemie und leitete mit drei Assistenten das neben dem technischen Laboratorium vorhandene Laboratorium für allgemeine und pharmazeutische Chemie. Sein Verdienst ist es ferner gewesen, daß die Lehrmittel für die ihm unterstellte fünfte Abteilung (Pharmazie) eine ganz wesentliche Vermehrung und Verbesserung erfuhren. Und als im Jahre 1877 das Polytechnikum in eine technische Hochschule umgewandelt, und der Neubau an der Pockels-Straße errichtet wurde, da sorgte Otto mit Eifer und Erfolg dafür, daß die schönen Räume für Laboratorien und Hörsäle geschaffen wurden, die es jetzt ermöglichen, die seitdem vervielfachte Zahl von Studierenden aufzunehmen. Denn er hatte die größte Freude, daß die pharmazeutische Abteilung unter ihm zu hohem Ansehen kam und sich eines namhaften Zuzugs auch von auswärtigen Studenten erfreute.

Im Nebenamte war Otto, wie bereits erwähnt, auch Mitglied des Ober-Sanitäts-Kollegiums. Er

[1]) Ein kurzes Lebensbild von ihm hat der Sohn in der Allgem. Deutschen Biographie B. 24 S. 747—51 entworfen.

gehörte als solcher der Kommission für die Staatsprüfung der Apotheker an und führte den Vorsitz in dem Ausschusse für die Prüfung der Apothekergehülfen; auch an der Kommission für die Prüfung der Bauführer war er beteiligt. Im Jahre 1880 erfolgte seine Ernennung zum Medizinalrat, 1893 die zum Geh. Hofrat und 1894 die zum Geh. Medizinalrat.

Otto entfaltete außerdem aber auch eine ausgedehnte und erfolgreiche wissenschaftliche Tätigkeit, die sich auf fast alle Gebiete der Chemie erstreckte. Er hat teils allein, teils in Gemeinschaft mit Schülern eine große Anzahl selbständiger experimenteller Untersuchungen veröffentlicht, die anfangs in den „Annalen der Chemie und Pharmazie“, vom Jahre 1870 ab aber fast nur noch in den „Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft“ erschienen. Die Zahl der von ihm herausgegebenen Einzelstudien beträgt mehr als hundert. Sie haben vielfach die analytische Chemie und die chemische Technologie gefördert; auch verdanken wir Otto die Entdeckung der ersten organometallischen Derivate der aromatischen Reihe, des Quecksilberdinaphthyls und Quecksilberdiphenyls. Daneben gab er in Neubearbeitungen die vierte bis siebente Auflage von seines Vaters bewährter „Anleitung zur Ausmittelung der Gifte“ heraus, besorgte die vierte Auflage von Otto Grahams „Lehrbuch der Chemie“ und lieferte namhafte Beiträge zu Muspratts „Lehrbuch der technischen Chemie“ und zu Fehlings „Neuem Handwörterbuche der Chemie.“

Im Jahre 1876 hatte Otto durch den Überfall eines Laboratoriums-Dieners, der ihn hinterrücks niederschlug, eine schwere Verletzung erhalten, die längere Zeit überhaupt an seinem Aufkommen zweifeln ließ, und die er vollständig wohl niemals wieder verwunden hat. Allmählich erholte er sich zwar und nahm dann in vollem Umfange seine alte Tätigkeit wieder auf; für eine Reihe von Jahren verschwanden sogar die migräneartigen Kopfschmerzen, an denen er früher zu leiden gehabt hatte, um dann später aber mit vermehrter Heftigkeit wieder zurückzukehren. Trotzdem hat er, so lange er es nur irgend zu tun vermochte, die Aufgaben, die sein Beruf und seine Wissenschaft an ihn stellten, mit unvermindertem Eifer und bewunderungswerter Willenskraft zu erfüllen gesucht. Als im Jahre 1898 die Kräfte dann aber in bedenklicher Weise nachließen, und ein längerer Urlaub die gewünschte Erholung nicht brachte, kam er um seine Pensionierung ein, die zum 1. April 1899 erfolgte. Als ein Zeichen hoher Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm bei dieser Gelegenheit das Kommandeurkreuz II. Klasse des Ordens Heinrichs des Löwen verliehen.

Auch die wohlverdiente Ruhe brachte Otto die verlorenen Kräfte nicht zurück. Das Leiden, das er mit größter Geduld und Selbstbeherrschung trug, schritt allmählich weiter und wurde nur gemildert durch die treue liebevolle Sorgfalt der Gattin, die ganz in der Pflege des Kranken aufging. Es war für diesen eine Erlösung, als ein ruhiger sanfter Tod am 14. Februer 1907 seinem Leben ein Ende machte.

Ein bleibendes Zeichen der Anerkennung hat die Dankbarkeit der Schüler R. Otto an der Stätte seines Wirkens bereitet. Im Hörsale für pharmazeutische Chemie ehrt eine vom Bildhauer Ernst Müller-Oelper modellierte Büste, die von seinen Schülern gestiftet wurde, sein Andenken und seine Verdienste um die Hochschule wie um die Wissenschaft. B.

Julius von Unger.

Schon vor dem Jahre 1907 ist fern von der Heimat ein Landsmann gestorben, der persönlich wohl nur noch der älteren Generation bekannt war, als Schriftsteller aber auch den Jüngeren von uns vor einiger Zeit noch nahe getreten ist, Julius von Unger, der am 30. Mai 1906 auf dem Weißen Hirsche bei Dresden sein Leben beschlossen hat. Da seines Todes, so viel wir sehen, damals hier gar nicht gedacht worden ist, so dürfte es nicht unangebracht sein, das Versäumte jetzt mit einigen Worten nachzuholen.

Karl Christian Joh. Julius von Unger wurde am 25. Januar 1819 zu Groß-Stöckheim als Sohn des damaligen Rittmeisters Joh. Friedrich Wilh. Karl v. Unger geboren. Der Vater war bei der Neuerrichtung des Braunschweigischen Truppenkorps in das Husarenregiment eingetreten und mit Patent vom 16. März 1814 zum Leutnant ernannt worden. Als solcher hat er an dem Feldzuge von 1815 teilgenommen, dann aber bald seinen Abschied erbeten, der ihm im September 1818 mit dem Charakter als Rittmeister erteilt wurde. Im Jahre 1840 erfolgte seine Ernennung zum Kammerrat; als er hier 1859 in den Ruhestand versetzt wurde, bekam er den Titel eines Geh. Kammerrats; er ist am 27. August 1867 zu Sarkoyen in Ostpreußen gestorben und zu Wolfenbüttel begraben. Verheiratet war er mit Henriette v. Schrader, einer Tochter des Oberappellationsrats Heinr. Jul. Friedr. v. Schrader, die am 20. März 1837 verstorben ist.

Julius v. Unger besuchte seit Ostern 1827 das Gymnasium zu Wolfenbüttel, das er nach sehr gut bestandener Reifeprüfung Ostern 1837 verließ, um sich in Berlin der Rechtswissenschaft zu widmen. Außer juristischen Vorlesungen bei Savigny u. a. hörte er hier auch neuere Geschichte bei Ranke. Für den Sommer 1838 ging er nach Heidelberg, wo Mittermaier und Zachariä ihn anzogen, den folgenden Winter aber wieder nach Berlin zurück. Je ein Jahr hat er dann noch in Leipzig und in Göttingen zugebracht und darauf in Wolfenbüttel die erste juristische Prüfung am 19. Juni 1841 mit

recht guter Nummer bestanden. Er wurde zum Auditor ernannt und beim Herzoglichen Kreisgerichte in Wolfenbüttel beschäftigt. Aber nur kurze Zeit hielt es ihn bei der Jurisprudenz. Schon am 6. März des folgenden Jahres trat er als Volontär zu Braunschweig in das Husaren-Regiment ein. Er wurde unterm 12. April 1842 zum Korporal, am 23. August zum Portepeefähnrich und unterm 4. Januar 1843 zum Sekondleutnant befördert. In dieser Stellung hat er 1849 den Feldzug gegen Dänemark mitgemacht, von dem er später in dem ersten Bande seiner „Erinnerungen" interessante Schilderungen entworfen hat. Am 22. Februar 1854 wurde er mit Patent vom 20. August 1848 zum Premierleutnant ernannt; am 2. Dezember 1856 erfolgte unter gleichzeitiger Beförderung zum Hauptmann seine Ernennung zum Kriegskommissar und Versetzung in den Brigadestab. Im Jahre 1859 wurde er Kriegsintendant, am 4. März 1867 mit dem Charakter als Major zum Kriegsrat im Kriegskollegium ernannt. Als diese Behörde zum 1. August 1868 aufgelöst wurde, ward er mit Pension in den Ruhestand versetzt. Erst viel später (9. Mai 1881) ist er wieder zur Disposition gestellt worden. Neben dieser militärischen Stellung hatte er seit 1851, wo er zum Hofjunker ernannt wurde, auch noch eine Hofstellung inne; er ist 1856 zum Kammerjunker, 1862 zum Kammerherrn ernannt worden. Am 24. Oktober 1854 hat er sich mit Fräulein Luzie von Berge-Herrndorf verheiratet.

Nach seiner Verabschiedung blieb v. Unger einige Jahre in Braunschweig wohnen, 1872 aber siedelte er nach Dresden und später in die Nähe dieser Stadt nach Weißer-Hirsch über, wo er nun dauernd seinen Wohnsitz nahm. Hier hat er sich mit Erfolg gemeinnütziger Unternehmungen angenommen, so insbesondere eine Kleinkinder-Bewahranstalt eingerichtet, für deren Erhaltung er mit großem Geschick die Mittel zusammen zu bringen wußte.

Daneben entfaltete er bald auch eine eifrige schriftstellerische Tätigkeit. Er hatte auch als Offizier Zeit gefunden, seine alten literarischen und künstlerischen Neigungen ununterbrochen fortzusetzen, und ihnen auf weit ausgedehnten Reisen neue und reiche Nahrung gegeben. So hatte er sich besonders längere Zeit in Italien aufgehalten, wo ihn 1848 der Ausbruch der Revolution überraschte. Er hatte auf seinen Reisen wie im Felde sorgfältig Tagebücher geführt, die ihm jetzt, wo er, angeregt durch den literarischen „Verein der Vierzehn", sich als Schriftsteller versuchen wollte, trefflich zu statten kamen. Das Hauptwerk, das er so selbständig veröffentlichte, war: „Aus meinem Garnison-, Feld- und Reiseleben. Erinnerungen eines norddeutschen Offiziers", das in drei Bänden 1878 erschienen ist. Sonst waren es namentlich Aufsätze unterhaltender und wissenschaftlicher Art, die er für verschiedene Zeitschriften verfaßte, darunter auch Novellen wie „Annunciata" und „Das Seniorat" u. a. Anfangs ließ er seine Arbeiten besonders in dem in Bremen erscheinenden „Nordwest" herauskommen, wie 1880 z. B. eine Abhandlung über den Giftmordprozeß von Aug. Miehe, bei dem er im Juli 1869 als Geschworener mitgewirkt hatte. Auch sonst hat er viele persönliche Erinnerungen in seinen Aufsätzen verarbeitet. Seit dem Jahre 1887 hat er auch viel für die „Grenzboten" geschrieben, in denen er sich namentlich auch über die Gymnasialfrage und das deutsche Schulwesen im allgemeinen aussprach. Diesen Gegenstand hat er dann auch mehrfach für „Die neue deutsche Schule" behandelt. Eine Reihe von Jahren zwang ihn ein schlimmes Nervenleiden seine schriftstellerische Tätigkeit einzustellen. Er nahm sie dann aber mit der alten Rüstigkeit wieder auf und hat im Jahre 1903 außer in „Sachsens Elbgau-Presse" u. a. auch in den „Braunschweigischen Anzeigen" zahlreiche Proben seiner lebendigen Darstellungskunst gegeben, die hier vielen noch in gutem Gedächtnisse stehen wird. Es war ihm eine besondere Freude, so im hohen Alter noch für seine alte Heimat, an der er mit treuer Liebe hing, geistig wirken zu können, und wohl gerechtfertigt wird es hiernach erscheinen, wenn auch wir hier seinem Gedächtnisse ein kleines Blatt der Erinnerung widmen.

Braunschweigische Chronik f. d. J. 1907[1].

(Schluß).

November.

1. Theod. Wiese, Dr phil., Kgl. Preuß. Bergassessor, wird Bergmeister.
10. Ludwig Kotté, Eisenbahnsekretär a. D. †.
14. Bernhard Bischoff, Apotheker, † in Hasselfelde, Ehrenbürger der Stadt.
15. Oskar Denstorff, Hofapotheker und Stadtrat, † in Holzminden.
21. Ankunft des Regenten in Braunschweig, Eröffnung der Kolonialausstellung und Rückkehr nach Blankenburg a. H.

25.—26. Besuch S. H. des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein und S. K. H. des Großherzogs Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin auf Schloß Blankenburg.

26. Theodor v. Hantelmann, Herzogl. Braunschw. Kammerherr, Major a. D., † in Charcic.

27. IV. Vollversammlung der Handelskammer für das Herzogtum Braunschweig.

27.—30. Besuch S. H. d. Prinzen Ernst v. Sachsen-Altenburg auf Schloß Blankenburg.

30. Landtagswahl.

---

[1]) In der vorigen Nummmer S. 11 muß als 70. Geburtstag H. Sommers nicht der 18., sondern der 20. Juli angegeben werden.

Dezember.

2. Albert Haberland, Generalmajor z. D., früher Braunschw. Offizier, † in Sondershausen.
3. Reise des Regenten nach Frankfurt a. M.
4. Karl Büchtemann, Generalmajor z. D. †.
6. Friedrich Löbbecke, Bankier Dr jur. †.
7. Rückkehr des Regenten.
8. Geburtstagsfeier des Regenten.
14. 35. Verbandstag des Provinzialverbandes der Baugewerken-Innung f. d. Herzogtum.
20. Reise des Regenten nach Willigrad.
23. Albert Kobus, Postsekretär a. D., † in Blankenburg.
31. Rückkehr des Regenten. W. S.

Eine Harzreise in der Biedermeier-Zeit.

Von Hermann v. Frankenberg.

Durch einen freundlichen Zufall ist die Bücherei des Braunschweiger Harzklub-Zweigvereins in den Besitz eines kleinen Buchs gelangt[1]), das ich, soweit es für die Leser des Magazins vielleicht einige Anziehungskraft ausübt, hier besprechen möchte.

Ein junger Hallenser Theologe unternimmt mit drei Freunden Anfang Juni 1800 zu Fuß eine Harzwanderung, die von Halle über Seeburg zur alten Lutherstadt Eisleben führt. Dort reizt zwar eine aus sechs Personen bestehende Schauspielergesellschaft, die den „Hieronymus Knicker" als ein meisterhaftes, an jenem Orte noch nie gesehenes Kunstprodukt in einem öffentlichen Anschlage verkündigt, die Neugier der jungen Leute; aber der Naturgenuß lockt sie noch mehr. Über Leinbach und Mansfeld geht es in flottem Marsche zum Falkenstein und nach Ballenstedt, dessen Schloß mit der reichen Einrichtung und der herrlichen Aussicht eingehend beschrieben wird, dessen fürstlicher Garten aber mit seinen vielen Warnungs- und Verbotstafeln die Sehnsucht nach der freien Natur wachruft[2]). Über eine kleine Meierei, in der sie eine vom Bernburger Fürsten zur Leitung der Molkerei und zur Verbesserung der Viehzucht aus der Schweiz herberufene Mennoniten-Familie treffen, erreichen sie den Stubenberg. Mit der Begeisterung für Berg und Wald, Täler und Höhen verbindet sich eine ausgeprägte Neigung zu träumender Schwärmerei, nicht Goethe und Schiller, sondern Matthisson, Voß und die alten Klassiker stehen dem Geiste der wandernden Studenten am nächsten. Besonders entzückt sind sie, als der Weg über Thale[1]) zur Roßtrappe emporführt. Die Phantasie findet völlige Befriedigung bei dem Blick zum Brocken und in steile, ungemessene Tiefen, „wo noch nie der Fuß des kühnsten Wanderers weilte", und wo sich in schäumenden Wasserfällen die Bude (Bode) durch feste Felsenmassen gewaltsam durchdrängt. Der Verfasser zeigt seine Belesenheit durch den Hinweis auf Merians Topographie: „noch besser und richtiger aber ist der Stich des Herrn Weitsch unter seinen von den Harzgegenden herausgegebenen Abbildungen." Den Sagen des Bodetals widmet er ebenso viel Aufmerksamkeit wie der Landschaft. „Sehr angenehm war es mir, zu hören, daß der jetzige Herzog von Braunschweig einst aus dieser Trappe mit seinem Gefolge eine Weinkalteschale gegessen habe. So etwas zeugt von einer rühmlichen, freylich aber auch sehr oft affektierten Bemühung, sich von dem widerlichen und lästigen Hofetikette zu befreien und der zwanglosen Natur zu nähern."

Der Anblick des lieblichen Städtchens Blankenburg mit seinem großen, hoch hervorragenden Schlosse überrascht die Wanderer, die noch ganz in die schauerlich-schönen Eindrücke des Bodetals vertieft sind. Sie kehren im „Goldenen Löwen" ein und sind des Lobes über die gastliche Aufnahme wie über die Reize der Stadt voll. „Aber dennoch wird der Ort wohl schwerlich je wieder zu dem Grade von Glanz und Reichtum gelangen, in dem er sich befand, als er noch die Residenz der Herzöge von Braunschweig, blankenburgischer Linie, war, und besonders da sich die allgemein verehrte Christine Luise[2]), Gemahlin Kayser Karls VI., hier aufhielt und die kleine, friedliche Stadt mit Oesterreichs Schätzen bereicherte. Die alten Blankenburger sollen sich mit einer Art von Enthusiasmus in jene goldenen Zeiten zurückgesetzt haben, in denen der Prinz Franz von Lothringen in ihrer Mitte verweilte, als er um Maria Theresia, die Tochter der Kayserin Christine, warb, und Glück und Wohlstand um sich her verbreitete." Gewissenhaft berichtet uns Spieker dann, was ihm von Ludwig XVIII., der von hier aus am 17. Mai 1797 die bekannte Proklamation an die Franzosen erließ, und über dessen Hofhaltung[3]) bekannt geworden ist, er erwähnt den Marschall de Castries, der aus Wolfenbüttel an

---

[1]) „Meine Reise von Halle nach dem Brocken in dem Jahre 1802." Zunächst für die Akademisten in Halle, von C. W. Spieker. Halle 1803. Joh. Christ. Hendels Verlag. Eine spätere Veröffentlichung desselben Verfassers ergibt, daß die Reise schon im Jahre 1800 ausgeführt wurde.

[2]) „Wahrlich! so ist der Protektor von Frankreich durch seine Konsulargarde nicht geschützt, als dieser Garten durch seine Warnungstafeln."

[1]) Erwähnt wird dabei, daß Lafontaine die Szene einer seiner lieblichsten Dichtungen („Die unschuldige Verführerin" im 1. Bande der Märchen, Erzählungen und Romane) nach Thale verlegt und auch eine kleine Schilderung der Roßtrappe gegeben hat. Als Eigentümer der Eisenblechhütte wird der Graf von Röder (muß heißen: Redern) bezeichnet.

[2]) So statt Elisabeth Christine; der Name der Gemahlin Herzog Ludwig Rudolfs ist fälschlich statt des Namens der Tochter gesetzt.

[3]) Der Graf von Provence war vom 24. August 1796 bis 10. Februar 1798 in Blankenburg.

Stelle des in Ungnade gefallenen Herzogs von Vauguyon berufen wurde, um im wahrsten Sinne des Wortes als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu wirken, und schildert nicht ohne Ironie manche Einzelheit von dem Erscheinen bis zum Verschwinden des „glänzenden Meteors, das den Blankenburgischen Horizont erleuchtete." Von Karl Wilhelm Ferdinand berichtet er, daß er sich hier fast gar nicht mehr aufhalte, und daß die Blankenburger, wenn er hin und wieder bei der Durchreise einen Tag auf dem Schlosse verweile, sich des Anblicks des geliebten Landesvaters nicht erfreuen könnten. „Aber dennoch habe ich sie nur mit Hochachtung und Enthusiasmus von ihrem Herzoge sprechen hören. Und wenn man auch die persönliche Gegenwart dieses hochverehrten Regenten oft entbehren muß, so wehet einem doch der milde Geist seiner beglückenden Regierung allenthalben entgegen. Denn ich glaube, daß die braunschweigischen Länder zu den wenigen in Deutschland gehören, in denen das Wohl und die Glückseligkeit der Unterthanen durch Weisheit, Milde und Gerechtigkeit der Regierung festgegründet ist."

Nachdem die nähere Umgebung Blankenburgs (Teufelsmauer, Regenstein, Heimburg, Michaelstein usw.) nach Gebühr gewürdigt ist, geht die Reise über Hüttenrode, dessen Eisensteingruben besucht werden, nach den Marmorbrüchen von Rübeland. Die großartige, grausenvolle Baumanns- und die heitere, anspruchslose Bielshöhle erfüllen das jugendliche Gemüt mit Entzücken. Bei der Fortsetzung der Wanderung werden die Freunde in Elbingerode, das ihnen einen sehr unansehnlichen Eindruck gemacht hat, vom Regenwetter heimgesucht, und als sie trotzdem den Aufstieg zur Heinrichshöhe und zum Brockengipfel[1]) wagen, hat der Erzähler, der voll Übermut auf dem Hexenaltar spottend im Nebel umhertanzt, das arge Mißgeschick, sich den Fuß zu verrenken, so daß er nur unter heftigen Schmerzen den Rückweg nach Elbingerode auszuführen vermag, und nach einer „schrecklichen Manipulation", die ein Wundarzt mit dem verletzten Glied vornimmt, am nächsten Tage mit Extrapost nach Blankenburg zurückfährt. Bald ist er soweit wieder hergestellt, daß er Halberstadt aufsuchen und nach so viel herrlichen Naturbildern sich an dem eigenartigen Reiz der Spiegel'schen Berge mit ihren verdeckten Gängen, Lauben, Grotten und Standbildern freuen kann. Aber noch eingehender beschäftigt er sich in seiner Reise nach Halberstadt mit den Männern der Literatur und der Wissenschaft, die um jene Zeit die alte Bischofsstadt bekannt gemacht hatten. Außer Gleim, dem damals schon 81 Jahre alten „weisen, greisigen Nestor", dessen Verdienste um die Gestaltung der Sprache, um kraftvoll begeisternde Lyrik er nicht genug rühmen kann, und der während des Drucks des Buches am 18. Februar 1803 starb, nennt er vor allen den Domschul-Rektor Fischer, von dem er sagt: „Sein Gedicht auf Friedrich den Großen, den Schutz der Freiheit, das er im Jahre 1789 verfertigte, ist ebenso schön, als sein Gegenstand groß ist. In einer edlen Sprache, die gleich weit entfernt ist von niedriger Schmeicheley als von hochtönenden, nichts sagenden Kraftausdrücken, trägt er die herrlichsten Wahrheiten, große und schöne Gedanken vor, sodaß er sich schon durch dieses Gedicht mit seinem erhabenen Gegenstand Unsterblichkeit gesichert hat. O daß deine schönen Ahndungen, Geist des Entschlasenen, nicht eintreffen mußten, Friedrich Wilhelm würde über seine Geliebten keinen Gewissensbeherrscher dulden. Wie hart mußte jene Glaubenstiranney dein edles fühlendes Herz verwunden. Aber du sahest noch mit seinem biedern Nachfolger die Nebel der Geistesdespotie vor dem reinen Lichte der Denkfreyheit verschwinden! Sahst sie zurückkehren, Friedrichs des Großen Zeiten, wo

Keiner dem Sucher gebot
zu verschweigen, was er dacht und empfand,
Was er zweifelt' und irrte,
Friede sey mit der Asche des Edlen!"

Auch dem nach Fischers Tode an seine Stelle getretenen Rektor Dr Maaß wird Anerkennung gezollt.

Für uns Braunschweiger ist es besonders erfreulich, wie sich Spieker über das damals in Halberstadt in Garnison stehende Regiment Herzog von Braunschweig ausspricht: „Unter den Offizieren des hiesigen herzoglich-braunschweigschen Regiments[1]), von denen ich mehrere näher kennen zu lernen das Vergnügen hatte, fand ich viele gebildete und kenntnisreiche Männer. Überhaupt zeichnet sich dies Regiment durch seine geschickte und wohlunterrichtete Offiziere vor vielen anderen rühmlich aus. Der Herzog thut auch für sein Regiment mehr, als irgend ein anderer thut und thun kann. Er hat nicht nur das monatliche Honorar der Offiziere um ein Beträchtliches erhöht, sondern ihnen auch Gelegenheit verschafft, sich nützliche Kenntnisse und einen solchen Grad von Ausbildung zu erwerben, der allein diesem ehrenvollen Stande in der bürgerlichen Gesellschaft Ansehn und Achtung geben kann. Außerdem unterstützt er noch junge, talentvolle Offiziere, läßt ihnen auf seine Kosten Unterricht erteilen, schenkt ihnen Bücher, mathematische Instrumente u. dgl. Kurz, er versäumt nichts, wodurch er einen edlen, wissenschaft-

[1]) Das durch Blitzschlag 1799 zerstörte Brockenhaus war damals noch nicht wieder hergestellt. Die Wanderer waren auf die enge Unterkunft in dem Wirtshaus auf der Heinrichshöhe angewiesen.

[1]) Diese Bezeichnung des Erzählers ist wohl nur versehentlich gebraucht. Das Regiment gehörte der königl. preußischen Armee an und führte die Nr. 21 mit dem Namen „Herzog von Braunschweig", vgl. von Kortzfleisch, Geschichte des Braunschw. Inf.-Regts. Nr. 92 Bd. 1 S. 350 Nr. 95.

lichen Geist unter dem Korps seiner Offiziere allgemein machen kann. Der Einfluß, den dies auf den Ton des Ganzen hat und haben muß, offenbart sich auch sehr deutlich. Bildung, Humanität, Bescheidenheit — dies sind die Hauptzüge des allgemeinen Charakters des hiesigen Offizierkorps. Auch der gemeine Mann scheint weniger roh und ungesittet zu seyn, als er es in den meisten Garnisonen ist. Denn auch für ihn sorgt der Herzog mit väterlicher Milde, und seine Kinder erhalten in der trefflich eingerichteten Garnisonschule sehr guten Unterricht. Und wenn der Soldat sieht, daß der General sein wahres Beste will, so faßt er Zutrauen zu ihm und liebt ihn. Auf solche Leute kann man sich dann auch verlassen, es sind keine kraft- und muthlosen Söldlinge und Miethlinge, sondern mannhafte Vertheidiger des Vaterlandes, eifrige Verehrer ihres Generals und ihres Königs."

Bei dieser Schilderung, die sich mit andern uns überlieferten menschenfreundlichen Zügen des Herzog Karl Wilhelm Ferdinand durchaus deckt, mag es gestattet sein zu erwähnen, daß wenige Jahre darauf, als der trübe Tag von Jena und Auerstädt dem Herzog und dem preußischen Heere Verderben gebracht hatte, und als sein Heldensohn Friedrich Wilhelm den todesmutigen Zug von Böhmen nach Elsfleth unternahm, unter Halberstadts Toren die erste größere, glückliche Waffentat am 29. Juli 1809 ausgeführt wurde. Zwei Offiziere, die Kapitäns von Voß und von Radowitz, die früher in Halberstadt in Garnison gestanden hatten[1]), gehörten dem „Schwarzen Korps" an und werden bei der Ordnung und Durchführung des Angriffsplans ihre Ortskenntnis als Ratgeber des Herzogs erfolgreich verwertet haben.

Nach achttägigem Aufenthalt kehrt Spieker, der nahezu vier Wochen auf seine so empfindsam beschriebene Harzreise verwendet hat, „mit der gewöhnlichen Post" nach Halle in sein kleines einsames Stübchen zu seinen Studien zurück. Aber die angenehme Rückerinnerung, der frohe Nachgenuß gewährt ihm stets neues Vergnügen[2]). „Der gegenwärtige Augenblick entschwindet, das Andenken an ihn aber bleibt. Die Fülle der zuströmenden Gegenstände, Gedanken und Gefühle bestürmt uns. Nachher erst kann man, mit Hülfe der wiederschaffenden Phantasie das Geschehene, Gehörte, Gefühlte ordnen, und so mit mehr Bewußtsein genießen."

---

[1]) v. Kortzfleisch a. a O. I S. 88, S. 350 Nr. 95, S. 356 Nr. 132.

[2]) Genau ein halbes Jahrhundert später unternahm derselbe Verfasser seine zweite Harzreise, die er unter vielfachen Rückblicken auf die jugendfrohe Zeit der ersten Wanderfahrt ebenfalls beschrieben hat („Der Harz, seine Ruinen und Sagen; zwei Reisen in den Jahren 1800 und 1850. Erinnerungsblätter von C. W. Spieker, Dr der Theol. u. Philos., Superint., Professor, Ritter usw." 2. Auflage Berlin 1857, Gebauersche Buchhandlung).

Eine Schenkungsurkunde der Grafen Ulrich und Bernhard von Regenstein.

Von Otto Hahne.

Bei der Durchsicht sehr verschiedenartiger Papiere einer alten Dame fand ich vor nunmehr 1½ Jahren auch eine Abschrift von einer alten Urkunde der Grafen Ulrich und Bernhard[1]) von Regenstein aus dem Jahre 1441, gegeben am St. Thomastage (21. Dezember), die ein allgemeines Interesse aus verschiedenen Gründen haben dürfte. Sie wird ursprünglich wohl zu den Akten des Oberforstamts Blankenburg gehört haben und enthält die Bestimmung, daß dem i. J. 1318 von Kloster Michaelstein nach Blankenburg a./H. verlegten Hospitale[2]) die Nutzung eines Holzes, das am Wege nach Timmenrode liegt, gestattet wird, damit die armen Leute alles, dessen sie benötigen, daraus sich holen mögen. Aus vielen grammatischen und stilistischen Eigenheiten, sowie aus dem Satzbau mußte ich es nach dem Lesen für ausgemacht halten, daß das Original dieser „Copia", wie es in der Überschrift heißt, in plattdeutscher Sprache, die um diese Zeit im niederdeutschen Sprachgebiete bei Urkunden gewöhnlich Anwendung findet, verfaßt sein müsse.

Als ich dann bei Leibrock[3]) II, 340 sogar den direkten Hinweis fand: „1441 schenkten Ulrich und Bernhard am St. Thomastage dem Hospital eine Holzung, durch welche der Timmenröder Weg gehet und die bis oben an den Heidelberg ziehet", ergab sich von selbst die Schlußfolgerung, daß zu Blankenburg sich irgendwie eine Kenntnis dieser Schenkungsurkunde erhalten haben müsse. Auf Erkundigungen meinerseits wurde mir der erfreuliche Bescheid, daß das Original der von mir gesuchten Urkunde seit einigen Jahren in das Landes-Hauptarchiv in Wolfenbüttel übergegangen sei. So war es mir leicht möglich, auch vom Originale eine Abschrift zu nehmen, und nun dieses, sowie die „Copia" in Gegenüberstellung hier zum Abdrucke zu bringen:

Original	Copia
Van der gnade godes	Von der Gnade God-
We Olrik unde Bernd	des, Wir Ulrich und
brodere greven unde he-	Bernhard Gebrüdere
ren to Reynsteyn un-	Grafen und Herren zu
de unse erven bekennen	Reinstein und unsere
openbar vor alle den,	Erben bekennen offen-
de dussen bref seyn horen	bahr vor alle den die
eder lesen, dat we mit	dießen Brief sehen, hören
gudem willen unde wol-	oder lesen, daß Wir mit
bedachtem mode umme	guden Willen und wol-

---

[1]) Näheres über Bernhard in der Zeitschrift des Harzvereins 25 (1892), 138.

[2]) Jo. Georg Leuckfeld, Antiquitates Michaelsteinenses et Amelunxbornenses, S. 53.

[3]) G. A. Leibrock: Chronik der Stadt und des Fürstentums Blankenburg. Zwei Bände. Blankenburg 1864 und 1865.

godes willen unde unser sele salichеyt willen hebben to ghelecht to dem hospitale, dat gelegen is vor unser stad to Blankenborch, dat holtblek, dat dar is geheten dat Hasendal, dat dar gheit in den wech, de dar gheit na Tymmenrode, dat Hans Westfal unses borgers ghewest is, de dat holtblek vorlaten heft umme salicheit willen syner zele. Des to bekantnisse hebbe ik Hans Westfal vor mek unde myne erven myn ingesegel laten gehengen nedden an dussen bref to eyner bekantnisse. Dusses vorgenanten holtes scullen unde mogen de armen lude rauweliken bruken to orer notorft, wor se des to behoven, unde willen des ore were wesen, wor unde wan one deß not is, wor we to rechte scullen. Des to bekantnisse unde merer wissenheit hebbe we unse ingesegel witliken gehenget laten an dussen bref, de gegheven is na der bort Christi vertеynhundert iar dar na in dem eyn unde vertigesten iare in sinte Thomas dage des hilgen apostelen.

bedachten Mude umme Goddes Willen und unser Seelen Seligkeit willen haben zugelegt zu dem Hospitale, das gelegen ist, vor unser Stadt Blankenburg, das Holz Fleck das dar ist, geheißen das Haasen Trät, das da gehet in den Weg, der da gehet nach Timmenrode, das Hans Westuorelsen Unsers Bürgers gewest ist, der das Holz Fleck verlaßen hat, um Seligkeit willen seiner Seelen, deßen zu Bekuntniß hab ich Hans Westuorel für mich und meine Erben mein eigenes Siegel hängen laßen midden an diesem Briefe zu meiner Bekänntniß. Dieses vorgenannten Holzes sollen und mögen die armen Leute naueliсhen gebrauchen zu ihrer Nothdurft wozu sie deßen bedorben und wollen deßen ihr Gewehr seyn, wo und wenn es öhn not ist, wo wir zu rechte sollen. Deßen zu Bekäntniß und mehrer Wißenheit haben wir unser Einsigel wißentlich hängen laßen an dißen Brief der gegeben ist nach der Geburth Christi 1441. Jahre im St. Tomas Tage des heiligen Apostelens.

Daß diese Abschrift mit der auf hiesigen Hospital vorhandenen alten Copey von Wort zu Wort gleichlautend und übereinstimmend befunden worden, solches wird hiermit beglaubet attestiret. Blankenburg, den 1ten Junii 1733.

Ant. Joach. Seesemann
Cammer Secretarius
in fidem
mpp.

Besonderer Erklärungen zum Verständnis braucht es nicht, auf eins aber hinzuweisen will mir wichtig erscheinen. Trotz der Versicherung Seesemanns, er gebe eine genaue Copie, sind außer Fehlern, die im Verlesen des gar nicht so schwer entzifferbaren Originals und in Übersetzungsirrtümern (naueliсhen statt rauweliken = ruhig) ihren Ursprung haben, Änderungen in den Namen (Westuorel aus Westfal, Haasen Trät aus hasendal) rein willkürlich gemacht worden. Wenn im 18. Jahrhundert eine derartig angefertigte Copie als „gleichlautend und übereinstimmend" mit dem Original von der Behörde ausgestellt wird, so zeugt ein solches Verfahren von einer Unbekümmertheit, die uns heute unverständlich erscheinen wird, aber dazu ermahnt, auf alte Copien nicht zu gutgläubig sich zu verlassen.

Der braunschweigische Speciestaler vom Jahre 1821 — ein Probetaler?

Von W. Jeep.

Hauptseite. Von einem Perlenkreise umschlossen die Umschrift: GEORG . IV . D. G. REX TVT. orio N.omine CAROLI DVC. is BR. ET LVN. ⊙ Im Felde der gekrönte, von einem Blättergewinde umgebene, zweimal gespaltene und dreimal geteilte braunschw. Wappenschild, dessen fünftes Feld mit einem das springende Pferd enthaltenden Mittelschilde bedeckt ist.

Rückseite. Ebenfalls in einem Perlenkreise die Umschrift X EINE FEINE MARK CONVENTIONS M. ✳ Im Felde I (zwischen Rosetten) / SPECIES / THALER / 1821 (zwischen Kleekreuzen) / C. v. C. / ✳

Erhabener Rand, jedoch ohne Randschrift. Dchm. 39 mm.

In v. Schultheß-Rechberg, Thaler-Cabinet, Wien 1840—67, wird obiger Taler mit RRR nach Sammlung des Direktors Karmarsch, Hannover, bezeichnet und in Auktionsverzeichnissen (Sammlung Bohlmann, Hannover 1900; Sammlung Henneberg, Frankfurt a. M. 1907) sogar als Probe-Speziestaler.

Nun ist aber dieser Taler in den in hiesiger Stadt befindlichen Sammlungen, den öffentlichen und mehreren privaten, nachweisbar in 7 Exemplaren vorhanden, und diese Anzahl dürfte sich vermutlich durch Umfrage noch mehren lassen, da anzunehmen ist, daß der Taler auch außerhalb seines Ursprungsorts anzutreffen ist; liefert doch hierfür schon einen Belag der im Dezember vergangenen Jahres zu Frankfurt a. M. versteigerte, für den der ansehnliche Preis von 475 Mark gezahlt worden ist. Somit sind von dem Taler noch heute zum wenigsten 8 Stück vorhanden, für einen Probetaler eine immerhin schon sehr reichliche Zahl.

Solche Erwägung ward für den Schreiber dieses der Anlaß, sich eingehender mit dem Probe-



Speciestaler zu beschäftigen und in den im Herzogl. Landes-Hauptarchiv in Wolfenbüttel zum Teil noch vorhandenen Münzakten nachzuforschen, und da fand er Folgendes:

Am 23. November 1821 berichtete der Münzmeister Cramer v. Clausbruch an Fürstl. Braunschw.-Lüneb. Kammer-Kollegium, welchem die Münze unterstellt war: „Die Banquiers J. J. & Susmann Heynemann[1]) beabsichtigen, auf hiesiger Fürstl. Münze 1000 Stück Species nach dem Conv.-Fuß, wozu Benannte das zu 13 Lt. 6 Gr. legirte Silber bereits geliefert haben, nach der getroffenen Übereinkunft prägen zu lassen, daß ihnen das dazu gelieferte Silber mit 13 Thaler 2 Gutegroschen die feine Mark in Species bezahlt werde".

„Fürstl. Münze würde demnach, ohne das dabei stattfindende Remedium[2]) zu berücksichtigen, für die feine Mark dieses Silbers sechs Gutegroschen an Prägekosten Vergütung erhalten, zu welchem Preise früherhin die Leipziger Gulden stets auf Fürstl. Münze geprägt wurden".

Indem ich nun an der Genehmigung eines Hochfürstl. Cammer-Collegiums nicht zweifeln durfte, da diese Münzsorte unter landesherrlichem Stempel und völlig nach dem Conv.-Fuß ausgemünzt wird, beehre ich mich angeschlossen 2 Stück der neugeprägten Species zu gnädiger Beurtheilung einem Hochfürstl. Cammer-Collegium unterthänig vorzulegen."

Bereits am 24. November erfolgt der Bescheid des Kammer-Kollegiums: „Auf Ihren Bericht vom 23. Nov. genehmigen wir, daß Sie 1000 St. Speciesthaler nach dem Convent.-Fuße für die Banquiers J. J. & Susmann Heynemann hierselbst in Fürstl. Münze prägen lassen".

„Auch sind zugleich außer dem gedachten Quanto 40 bis 50 Stück Species zu demnächstiger Bestimmung zu prägen".

„Die beiden eingesandten Species erfolgen hierbei zurück."

[1]) Die Bankiers J. J. et Sußmann Heinemann — so die Schreibweise im Braunschw. Adreßbuche, Jg. 1822 — Gördelingerstr. Nr. 89 hierselbst wohnhaft, waren eins von denjenigen Geschäftshäusern, mit denen betreffs Ankaufs von Edelmetall zum Vermünzen die Herzogl. Münze mehrfach zu tun hatte. Diese nämlich war vorwiegend eine Handelsmünzstätte d. i. eine solche Münzstätte, deren Betrieb den Konjunkturen des Handels unterlag und von diesen abhing; denn die Ausbeute aus den Bergwerken des Kommunionharzes (dem Rammelsberg), die zu drei Siebentel an Braunschweig fällt, war für die Münzstätte selbst von nur geringer Bedeutung. Sie war deshalb auf den Ankauf des Edelmetalls angewiesen und hatte, je nachdem das Verm nzen vorteilhaft erschien, in größerem oder kleinerem Umfange Beschäftigung, die ihr nicht nur der Münzenbedarf des Herzogtums selbst gab, sondern auch der anderer Staaten, denen eine eigene Münzstätte nicht zu Gebote stand.

[2]) Remedium oder Toleranz ist im Münzwesen der technische Ausdruck für die gesetzlich zulässige Abweichung der einzelnen Münzen von dem vorschriftsmäßigen Gewicht (Schrot) und Feingehalt (Korn).

Am 21. Dezember 1821 zeigt der Münzmeister an, daß die Ausmünzung beendet sei:

„Hochfürstl. Cammer-Collegium beehre ich mich unterthänig zu berichten, daß die Ausmünzung der resp. Species beendigt, und nachdem den Banquiers J. J. & Susmann Heynemann Eintausend Stück davon gezahlt sind, noch Einhundert Stück zur Disposition eines Hochfürstl. Cammer-Collegiums bereit liegen."

Von einem Probe-Speciestaler kann hiernach nicht mehr die Rede sein, und ob ihm das dreifache R gebührt, dürfte zum mindesten zweifelhaft erscheinen.

Wie aber ist es wohl zu erklären, daß dieser Taler zu dem Rufe eines Probetalers gelangt ist?

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Speciestaler, Jahrgang 1821, in mehrfacher Hinsicht Anlaß bietet, in ihm etwas Besonderes zu vermuten.

Zunächst muß es auffallen, daß diese Geldsorte, die unter der Regierung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand (1780—1806) sehr reichlich ausgemünzt worden ist — nachweisbar sind neun Jahrgänge, deren letzter die Jahreszahl 1796 trägt —, nach einer Zwischenzeit von 25 Jahren aufs neue geprägt ist und sodann nicht wieder. Hinzu kommt, daß der Species von 1821 jedenfalls in nicht allzugroßer Anzahl in den Verkehr gelangt ist. Schon daß von ihm, wie ja feststeht, insgesamt nur 1100 Stück aus der Münze hervorgegangen sind, dürfte dies zur Genüge dartun. Wie aber, wenn etwa die den Bankiers Heinemann gelieferten 1000 Stück gar nicht in ihrem Ursprungslande verausgabt, sondern ins Ausland abgeführt worden sind, sei es zur Begleichung einer ausdrücklich in Speciestalern rückzahlbaren Schuld, sei es aus einem anderen Anlaß? Alsdann wären ja nur die zur Disposition des Kammer-Kollegiums gestellten 100 Stück übrig, die in Betracht kommen würden, eine Anzahl, die allein schon durch ihre Geringfügigkeit vollauf erklärlich machen würde, daß der Taler so gut wie unbekannt geblieben ist; denn 100 Stück, auch wenn sie sämtlich dem Verkehr übergeben wären, verloren sich sozusagen unter der großen Menge der nicht bloß hierzulande umlaufenden Species- und Konventionstaler.

Schließlich, und das dürfte wohl nicht am wenigsten den Irrtum mitveranlaßt haben, den Species von 1821 für ein Probestück zu halten — sein Äußeres verleitet dazu. Im Gegensatz zu den früheren Jahrgängen der braunschw. Speciestaler ist der aus dem Jahre 1821 auf seiner Vorder- wie Rückseite mit einem erhabenen, einen Perlenkreis einschließenden Rande versehen, der Rand selbst aber hat keine Randschrift oder Verzierung, sondern ist glatt, und gerade hierdurch unterscheidet sich dieser Taler von den übrigen gleichzeitigen Talerprägungen, die meistens eine vertiefte, seltener eine er-

habene Randschrift bezw. Verzierung aufweisen, und macht im Vergleich mit ihnen den Eindruck des Unfertigen. Aber auch dies findet seine natürliche Erklärung in der unvollkommenen maschinellen Einrichtung der braunschweigischen Münzstätte, welche ja zur Zeit der Prägung des letzten aus ihr hervorgegangenen Speciestalers die erforderliche Rändelmaschine noch nicht besaß.

Bücherschau.

Wilhelm Bode, Amalie Herzogin von Weimar. 3 Bde. I. Das vorgoethische Weimar. II. Der Musenhof der Herzogin. III. Ein Lebensabend im Künstlerkreise. 16, 25 u. 20 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1908. VII u. 160, VII u. 234, VII u. 220 S. 8°. 9 M.

Der Wunsch, den der Verfasser des Aufsatzes über Anna Amalia v. Weimar in der Aprilnummer 1907 des Magazins aussprach, es möge dieser Fürstin ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt werden, das ihrer hohen Bedeutung in vollem Maße gerecht werde, scheint mir durch das Buch des den Freunden unserer klassischen Literatur wohlbekannten weimarischen Schriftstellers Dr W. Bode, der bereits mehrere schätzenswerte Werke über Goethe veröffentlicht hat, der Erfüllung entgegengereift zu sein. Zehn Jahre nach dem Tode Amaliens schrieb Karl v. Knebel: „Die Erinnerung an die guten Verstorbenen soll uns bleiben. Man kann das wahre Leben, das in Erinnerung des Guten besteht, nicht genug fortpflanzen." Diese Worte beherzigend, hat Bode grade ein Jahrhundert nach dem Hinscheiden der edlen Fürstin auf Grund eines mit großem Fleiße gesammelten Materials ihr Lebensbild entworfen. Wenn nun auch anzunehmen ist, daß in Bibliotheken und Archiven, zumal in Weimar selbst, noch mancherlei zu finden sein wird, wodurch eine Darstellung dieses Lebens eine Erweiterung finden könnte, so wird doch dem Bilde, das Bode von der Gattin, Mutter, Regentin und Kunstfreundin entworfen hat, kaum noch ein neuer, hier nicht berührter Zug hinzugefügt werden können. Auch darin ist ein Vorzug des Werkes zu erblicken, daß es sich nicht darauf beschränkt, all der Menschen, der großen und kleinen, die je der Herzogin nahe getreten sind, nur nebenbei zu gedenken, daß es vielmehr sie alle in ihrer Eigenart in die Erscheinung treten und sie vor dem geistigen Auge des Lesers zu voller Lebendigkeit neu erstehen läßt. Auch daß der Verfasser das Zuständliche jener Zeit eingehend schildert und dadurch ein wertvolles Kulturbild aus der Enge des damaligen, von unbeschränkter Fürstenhand regierten Kleinstaatenlebens darbietet, gibt dem Buche einen besonderen Reiz. Überaus wohltuend berührt die Wärme des Tons, die an nicht wenigen Stellen merkbar hervortritt und den Leser zu der Überzeugung zwingt, daß es dem Verfasser selbst eine wahre Freude bereitet haben muß, dieses Lebensbild zu schaffen. Einen ganz besonders wertvollen Einblick in das innere Leben der Herzogin erhalten wir durch eine Reihe von geschickt ausgewählten Briefen der Fürstin, die Bode nebst ihrer Aufzeichnung, betitelt „Meine Gedanken", dem Buche beigefügt hat. Zu letzteren sei kurz bemerkt, daß der Verfasser sich durch sie inbetreff der Braunschweigischen Jugendzeit Amaliens zu den Übertreibungen früherer Biographen nicht hat hinreißen lassen, sondern in Berücksichtigung der Mitteilungen des Abts Jerusalem (Braunschw. Jahrbuch 1906 S. 150 u. 163) ein ruhiges und gerechtes Urteil sich bewahrt hat. Das Werk ist von der Verlagsbuchhandlung vorzüglich ausgestattet und enthält 61 treffliche Darstellungen von Angehörigen des fürstlichen Hauses, von allen wichtigeren Persönlichkeiten, die im Verkehre mit ihm standen, und von zahlreichen Stätten Altweimars, auf denen sie wandelten. All diesen Vorzügen gegenüber ist es bedeutungslos, daß hier und da eine gewisse Breite der Darstellung, ab und zu ein etwas derb gewählter Ausdruck auffällt: dazu mochte der Eifer, mit dem sich der Verfasser seiner Aufgabe widmete, leicht verleiten.

Bode hat den Stoff in drei Bände verteilt; ihr Inhalt werde in kurzen Zügen skizziert. Der erste schildert „das vorgoethische Weimar." Nach wenig freudenreicher Jugend verläßt Amalie 1756, noch nicht 17 Jahre alt, den väterlichen Hof Karls I. und trifft als Gattin des Herzogs Ernst August Konstantin in dem damals noch ärmlichen und dorfähnlichen Weimar ein. Am 3. September 1757 beschenkt sie den Gatten mit dem Erbprinzen Karl August. „Es war die erste und reinste Freude, die ich in meinem Leben hatte." Aber schon vor der Geburt des zweiten Sohes stirbt der jugendliche Gemahl, 1758. Amalie steht allein da. Doch sie läßt den Mut nicht sinken, weiß sich nach manchen Weiterungen die alleinige Vormundschaft zu verschaffen und widmet sich mit vollem Eifer der Landesverwaltung und der Erziehung der Söhne. Wohl hat sie mit gefährlichen „Mitregenten" zu rechnen, mit dem Bestehenden und Herkömmlichen, mit der schroff ihr entgegentretenden dira necessitas, die die Not der Zeit bereitet, mit der Rücksicht auf höhere und niedere Beamte, aber — „ich will mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören." Und die junge Herzogin ringt sich durch alle Schwierigkeiten hindurch und weiß mit vorsichtiger Hand manches Veraltete zu beseitigen, manches Neue zum Wohle der Untertanen ins Leben zu rufen. Der Wohlstand des Ländchens beginnt zu steigen, und die Residenz erhält allmählich ein würdiges und freundliches Aussehen. Auch die geistige Aufklärung nimmt durch Amaliens Fürsorge für die herzogl. Bibliothek, durch Hebung des Schul- und Kirchenwesens und durch Förderung der arg vernachlässig-

ten Kunst der Bühne einen erfreulichen Aufschwung. So darf die junge Fürstin schon 1772 schreiben: „Ein glückliches Gefühl ist mir übrig geblieben, das soll mir keine menschliche Kraft benehmen: die Wollust, andere Mitmenschen glücklich zu machen, sie vergnügt zu sehen und an ihrer Zufriedenheit Anteil zu nehmen.“ Der zweite Band ist betitelt: „Der Musenhof der Herzogin Amalie.“ Karl August tritt am 3. September 1775 selbst die Regierung an, und die 36jährige Mutter darf nun nach anstrengender Arbeit und schweren Sorgen ruhen. Aber jetzt beginnt Amalie im Verein mit dem Sohne erst die eigentliche Tätigkeit, die ihre Namen für alle Zeit unsterblich gemacht und das stille Weimar zu einer Hauptstadt der ganzen gebildeten Welt erhoben hat. „Es ist sein Geist und der seiner Mutter, die die hervorragendsten Schriftsteller nach Weimar gezogen haben.“ So Frau von Staël. In den gastlichen Räumen des einfachen, aber von einem Hauche der Vornehmheit durchwehten Wittumspalais und besonders des lieblichen Tiefurt sammeln sich auf den fürstlichen Ruf die größten Größen der Nation, und Amalie darf das Wort im „Tasso“: „Italien nennt keinen großen Namen, den dieses Haus nicht seinen Gast genannt“ mit vollem Rechte auch auf ihr Heim beziehen. Und all die Großen bezeugen wiederholt, wie sehr ihre Kräfte dadurch gehoben seien, daß das Schicksal sie grade an diesem Hofe zusammengeführt habe. Wieland lebt bereits seit 1772 als Erzieher des Erbprinzen in W. Am 7. November 1775 folgt Goethe der Einladung des jungen Herzogs, freundlich begrüßt zwar von Wieland, nicht aber in gleicher Weise von allen übrigen Mitgliedern der Gesellschaft. Amalie aber erkennt bald seinen Wert und seine Größe und schreibt dem Minister v. Fritsch: „Machen Sie Goethes Bekanntschaft, suchen sie ihn kennen zu lernen. Sie wissen, daß ich meine Leute erst gehörig prüfe, bevor ich über sie urteile.“ Durch Goethe wird auch Herder nach W. gezogen. Und im Juli 1787 kommt, zunächst zwar nur zu vorübergehendem Aufenthalte, Schiller, von Amalie in Tiefurt freundlich begrüßt. Und dann welche Fülle der kleineren Größen, die sich mehr oder weniger willig den Großen anschließen und auch ihrerseits, soweit die Kräfte gestatten, nach allen Seiten fördernd und belebend wirken. Und immer wieder werden neue berufen, Gelehrte und Künstler aller Art. Da kommen May, Kraus, Klauer, Oeser und 1776 als eine Hauptstütze der Bühnenkunst die schöne Korona Schröter. Grade diese Kunst nimmt jetzt, zunächst auf dem fürstlichen Liebhabertheater, das erst 1791 zum Hoftheater erhoben wird, einen bedeutungsvollen Aufschwung und wird durch die erste Aufführung der „Iphigenie“ am 6. April 1779 geadelt.

Der dritte Band „Ein Lebensabend im Künstlerkreise“, schildert zunächst Amaliens Aufenthalt in Italien, wohin die Sehnsucht auch sie, wie kurz zuvor Goethe, unwiderstehlich gezogen hatte. Sie verlebt in dem Lande der Kunst eine überaus glückliche Zeit, genießt mit vollen Zügen und verkehrt in der Gesellschaft vornehmer Familien und geistig hervorragender Menschen. Die zahlreichen Briefe, die unser Buch bietet, lassen die Tiefe der Eindrücke, mit denen sich ihre Seele füllt, deutlich erkennen. Aber schließlich, nach einer Abwesenheit von 22 Monaten, zieht sie doch die Sehnsucht in die Heimat zurück. Freilich ist sie sich wohl bewußt, hier manches Unbefriedigende zu finden, aber die Hoffnung, in den Erinnerungen Italiens schwelgen und seiner Kunst auch in W. weiter leben zu können, läßt sie den Schmerz der Trennung überwinden. Im Juni 1790 ist sie wieder in Thüringen, und damit beginnt die letzte Periode ihres Daseins. Wieder läßt sie in edler Geselligkeit ein geistvolles Leben um sich erblühen und bleibt auch mit den italienischen Freunden in dauerndem Verkehr. In dem Theater, dessen Leitung seit 1791 in Goethes Hand liegt, dem auch Schiller jetzt seine volle Kraft widmet, verlebt sie genußreichste Stunden. Sie freut sich, daß die heimatliche Bühne sich würdig den besten Deutschlands anschließt, daß Schillers Dramen im weiten Vaterlande begeisterten Beifall finden. Mannigfache Gegensätze unter den Geistern Weimars weiß sie mit klugem Sinn zu mildern und so in geschickter Weise die Kraft des Zusammenhaltens zu üben. Auf das schwerste aber wird ihr Herz bedrückt durch die politische Not, die Deutschland in ihrem letzten Lebensjahre heimsucht und auch über das weimarische Ländchen hinbraust. In der Blütezeit des literarischen Deutschlands sieht sie das politische Zusammenbrechen. Bei Beginn der Schlacht bei Jena verläßt sie Weimar, kehrt aber bald wieder zurück, getrieben durch Heimweh und wohl auch durch ihr Pflichtbewußtsein. Und nun folgen schwere Tage. Nach dem Tode des Bruders Karl Wilhelm Ferdinand schreibt sie einem Freunde: „Ich beruhige mich mit dem Trost, daß ich ihn glücklich finde, nicht mehr die Schmach der Menschheit zu empfinden, die mehr als Tod ist.“ Und als dann kaum die schlimmste Not überstanden ist, da naht die Stunde des Scheidens. Am 10. April 1807 schließen sich nach kurzer Krankheit Amaliens Augen zu ewigem Schlummer, und der tiefste Schmerz erfüllt die Herzen aller, die je ihre Güte und Freundschaft genossen haben. Goethe aber, der der Geschiedenen bis zu ihrem letzten Hauche in Treue ergeben blieb, faßte die Summe dieses reinen und abgeklärten Erdendaseins in die Worte zusammen: „Erhabenes verehrend, Schönes genießend, Gutes wirkend.“ Wgr.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1908. März **Nr. 3.**

[Nachdruck verboten].

Eine Buchdruckerei in Bevern.

Von Paul Zimmermann.

In der Geschichte der Buchdruckereien unseres Herzogtums nehmen die zweier Ortschaften eine ganz besondere Stellung ein, die Buchdruckerei in Remlingen und die in Bevern. Sie verdanken nicht einem geschäftlichen Interesse ihren Ursprung, sondern der Privatliebhaberei eines begüterten, schriftstellernden Herrn, der in der Hauptsache nur seine eigenen Werke ganz seinen Wünschen gemäß in der eigenen Druckerei herstellen lassen wollte. Darin liegt im wesentlichen die Bedeutung, welche diese Anstalten gehabt haben, die beide zwar nur ein kurzes Dasein führten, aber durch die Persönlichkeiten, die sie ins Leben riefen, durch ihren Betrieb und, soweit es die jüngere von ihnen betrifft, auch durch ihre Aufhebung für die heimische Geschichte ein gewisses Interesse werden in Anspruch nehmen dürfen.

Die Buchdruckerei zu Remlingen war eine Fortsetzung der zu Zellerfeld, die der fürstlich Braunschweigische Berghauptmann und Stallmeister Georg Engelhard von Löhneysen im Anfange des 17. Jahrhunderts hier angelegt hatte[1]), um seine eigenen, damals sehr angesehenen Schriften hier drucken zu lassen. Im J. 1617 erschien in Zellerfeld sein „Bericht vom Bergwerk". Bald darauf, im J. 1619, zog sich v. Löhneysen auf seine Güter Remlingen und Neindorf zurück. An jenem Orte war die Drucklegung seiner „Aulico-Politica" bereits begonnen, als der Tod am 1. Dezbr. 1622 seinem Leben ein Ziel setzte. Seine Söhne, Heinrich Julius und Wolf Ernst v. Löhneysen, scheinen dann die Druckerei des Vaters nur noch dazu benutzt zu haben, jenes Werk, das 1624 erschien, zu vollenden. Seitdem verlautet nicht, daß die Druckerei noch einmal in Tätigkeit gesetzt worden sei.

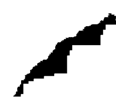
Etwa eben so lange Zeit bestand die Buchdruckerei im Schlosse zu Bevern, aber in ihren technischen Leistungen blieb sie weit hinter der zu Remlingen zurück. Denn Löhneysen legte hohen Wert auf eine wirklich schöne und geschmackvolle Ausstattung seiner Bücher; er nahm die Hilfe tüchtiger Kupferstecher und Holzschneider dazu in Anspruch. Was aber in Bevern aus der Presse hervorging, stand unter dem Mittelmaße des derzeitigen Buchdrucks. Und doch war es ein kunstsinniger Fürst, der diese Druckerei ins Leben gerufen hatte und seine eigenen Werke durch sie veröffentlichen ließ. Aber es fehlte ihm hier wie auch sonst im Leben das schöne Gleichmaß; er trieb, zumal in Hinblick auf seine Mittel, zu viel und zu vielerlei; dadurch konnte das Einzelne nicht die Pflege finden und die Vollendung erreichen, die im Interesse der Sache wünschenswert gewesen wäre.

Für den Herzog Ferdinand Albrecht, den Sohn Herzog Augusts d. J. zu Braunschweig u. Lüneburg, der am 14. Juni 1667 im Schlosse zu Bevern sein Hoflager aufgeschlagen hatte, wie für das ganze bunte Leben und Treiben, das sich seitdem hier entfaltete[2]), und insbesondere für das Verhältnis des Fürsten zu seinen beiden älteren Brüdern Rudolf August und Anton Ulrich, sind die ganzen Vorgänge, die sich an den Betrieb dieser Druckerei anschließen, in so hohem Grade charakteristisch, daß es sich gewiß der Mühe lohnt, einen kurzen Blick auf dies Unternehmen zu werfen.

Zwei Umstände werden den Herzog hauptsächlich dazu veranlaßt haben, eine eigene Druckerei sich zu begründen, der Wunsch, für kleine Gelegenheitsgedichte zu Geburts-, Namens- und sonstigen Feiern,

[1]) Vgl. Grotefend u. Culemann, Geschichte der Buchdruckereien in Hannoverschen u. Braunschw. Landen Bl. C 4' u. K 2'.

[2]) Vgl. über den Herzog und seine Hofhaltung in Bevern im allgemeinen die Einleitung zu dem Aufsatze „Herz. Ferd. Albrechts I zu Br. u. L. theatralische Aufführungen im Schlosse zu Bevern" im Jahrbuche des Geschichtsvereins f. d. Herzogt. Braunschw. III Jahrg. (1904) S. 111 ff.



wie sie zahlreich in Bevern stattfanden, sogleich eine Druckerei bei der Hand zu haben, und dann das Bestreben, bei den eigenen Werken, die er verfaßt hatte, volle Sicherheit dafür zu erlangen, daß sie so, wie er es wünschte, auch gedruckt würden. Gegen die Buchdrucker in den Landen seiner Brüder und Vettern wird er ein gewisses Mißtrauen, einen gelinden Zweifel daran gehegt haben, ob sie ganz nach seinem Willen handeln und auf ihre Landesherren nicht ängstliche Rücksicht würden walten lassen. Es ist gewiß kein Zufall, daß er für seine Gelegenheitsdrucke bis dahin nur fremde Druckereien benutzt hatte: 1673 die von Joh. Piler in Minden, 1674—75 die von Friedr. Karger in Gießen, 1676 die von Friedr. Kargers Wittib daselbst. Später (1682 u. 83) ließ er bei Herm. Brauer in Bremen drucken, kaum jemals in den Braunschweig-Lüneburgischen Gebieten.

Der Drucker, den Herzog Ferdinand Albrecht für Bevern gewann, war Johann Heitmüller. Dieser hatte nach Grotefend und Culemanns „Geschichte der Buchdruckereien in den Hannov. u. Braunschw. Landen" (Bl. K IV') im Jahre 1656 in Helmstedt eine Buchdruckerei errichtet; im Jahre 1677 hat er diese dann in das Fürstliche Residenzschloß an der Weser verlegt. Zu großen technischen Leistungen hat er sich hier niemals aufgeschwungen; wir werden daher auch die Einrichtungen der Druckerei uns nur als bescheidene zu denken haben. Eine Zeitlang — ob von Anfang an, wissen wir nicht — stand sie jedenfalls in der Kantorei; von hier ist sie, wie wir hören, am 26. Februar 1780 in die Apotheke verlegt worden. Wie die anderen Beamten und Diener des Herzogs auf ihre eigentliche Berufsarbeit nicht beschränkt waren, sondern gelegentlich auch zu anderen Aufgaben herangezogen wurden, so war dies auch bei dem Buchdrucker und seinem Sohne der Fall. Auch sie mußten je nach dem Anlasse, der gerade vorlag, sehr verschiedenartige Verrichtungen übernehmen. Wir ersehen dies aus den zufälligen Bemerkungen im Tagebuche des Herzogs aus dem Jahre 1680[1]). Danach hatte z. B. am 24. Juni der Buchdrucker mitsamt seinem Sohne das Einschenken an der Fürstlichen Tafel zu besorgen; am 24. Juli wirkte bei einer Verkleidung des Hofpersonals der Buchdrucker als ein Jude, der Buchdruckergesell als ein Indianer mit[2]); am 3. August nahm des Buchdruckers Sohn an der Aufführung einer Komödie teil[3]). Daß neben diesen bei solchen Gelegenheiten auch von einem Buchbinder die Rede ist, sei nur nebenbei hier bemerkt.

Der erste Druck, den wir als in Bevern hergestellt nachweisen können, wird die „sonderbahre Predigt", »Arx Christiana selena amaena . . . . die Christinen-Burg" sein, die Samuel Baldovius am 22. Juli 1677 zum Gedächtnis der vor einem Jahre erfolgten Einnahme des ererbten Gutes Stintenburg oder Christinenburg auf fürstlichen Befehl gehalten hat. Daran schließt sich ein Gedicht zum Namenstage Herzog Ferdinand Albrechts (19. Okt.). Beide Drucke sind durch den Vermerk: „Bevern Druckts Johann Heitmüller" sicher bezeichnet. Dieser Zusatz fehlt bei einem inhaltlich weit interessanteren Drucke des Jahres 1677, dem „Tugend- und Liebes Streite", einem „Freudenspiele", das zum Geburtstage der Herzogin Christine am 30. Oktober 1677 von den Hofmusikanten zu Bevern aufgeführt und wahrscheinlich auch von dem Herzoge selbst verfaßt oder wenigstens bearbeitet worden ist[4]). Da der Druck dieses Stückes nun genau mit denselben Lettern, Initialen und Zierstücken angefertigt ist wie die übrigen sicher beglaubigten Bevernschen Drucke, so werden wir auch seine Herstellung in Bevern anzunehmen haben[5]).

In dem Jahre 1677 erschien ferner dem Titelblatte nach noch ein anderes umfangreicheres, sicher von dem Herzoge verfaßtes und in Bevern gedrucktes Buch, das den Titel führt:

„Sonderbahre / aus Göttlichem eingeben / Andächtige Gedancken In Reime gemacht und gebracht Von Einen Liebhaber seins HErrn JESU, deßwegen / auch weil Er die reine Warheit und Auffrichtigkeit biß in den Todt zu lieben und zu verthädigen beschlossen / Vnglükseeligen Fürsten / Auch Nach desselben Verordnung und Einrichtung / mit ihren Singweisen / von Seiner Hoff-Capellen gemacht / hervorgegeben. Frömmigkeit Ancker-fest Haltenden Zur Beständigkeit Vnd Liebe. Beveren MDCLXXVII.«

Dieses Werk, von dem zwei frühere Auflagen schon 1657 in Braunschweig und 1674 in Bremen erschienen[6]), hat dem Herzog, so fromm der Titel auch klingt, durch seinen Inhalt sehr viel Weiterungen und Unannehmlichkeiten verursacht. Das Titelblatt zeigt, wie gesagt, die Zahl 1677 und ist wohl auch in diesem Jahre gedruckt worden; denn es bildet das erste Blatt des Bogens A. Im Druck vollendet und ausgegeben wird das Buch aber erst später sein, wohl nicht vor dem Ende des Jahres 1678. Denn erst zu Beginn des folgenden Jahres finden wir das Werk erwähnt, dann aber sehen wir es auch sogleich weite und hohe Kreise in Bewegung setzen. Der Herzog schickte es am 17. Januar 1679 der Universität Helmstedt für ihre Bibliothek und hatte an demselben Tage in das Buch noch folgende Eintragung gemacht:

[1]) Vgl Jahrbuch III (1904) S. 129.
[2]) Eb. S. 134.
[3]) Eb. S. 136.

[4]) Eb. S. 121.
[5]) Eb. S. 122.
[6]) H. J. Bytemeister, de augustae domus Brunsvigio-Luneburgensis meritis in rem literariam S. 93 Anmerk. rr.

„Wir von Gottes Gnaden Ferdinand Albrecht Hertzog zu Braunschw. vnd Lunaeburg, deß Fürstl. Evangelischen Stiffts zu Strasburg Senior etc. verehren diße Vnßere Arbeit Vnsers sämtlichen Haußes Julius Universität, so da ist zu Helmstett, selbige zu gnädigem Andencken in dero Bibliothec verwahrlich beyzulegen. Geschrieben in Vnserer Fürstlichen Residentz Beveren Bibliothec den 17. Jan. 1679 die Anthonii, war heut eben 17 Jahr, daß die brüderliche Versöhnung mit Anthon Ulrich zu Wolfenbüttel aus vätterlichem Befehl hat müssen mit zimlich wunderselsamen Dingen vorgenommen werden, war auch das Jahr 1661 noch eben, wie heut, der Freytag vor dem 2. ☉. nach der Offenbahrung[1]); von dem Streit besihe das 103. Blat diser Andächtigen Gedanken Vnßers beschwehrlichen Alters, auf dem sandichten Wege in diser Grundsuppen der bösen argen Welt, 42 Jahr vnd 8. Monath, weniger 5 Tage[2]), von falschen Brüdern, neidischen Freunden vndt vntreuen Dinern veruhrsachet."

Mit diesen Worten war auf „ein schön grosses Gemählde im neuen Saal" hingewiesen, das auf S. 103 der „Andächtigen Gedancken" eine nähere Beschreibung und Erläuterung findet. Es stellt den Herzog selbst dar, wie er in tiefem Sinnen in der einen Hand den Kopf, in der anderen eine Wagschale hält, die er mit stillem Danke gegen Gott betrachtet, „daß nur ein Goldstück GOttes Schutzes so viele bleyerne Stücke der Feinde Trutzes überwogen, das ist: Eine kleine Göttliche Hülffe so vieler mächtiger Feinden pochen zurück getrieben hette." Um ihn herum aber war dargestellt und durch kurze Inschrift unzweideutig erklärt all das bittere Unrecht, von dem er sich sein Lebtage verfolgt glaubte. Zunächst war ganz offenbar auf seinen Bruder Anton Ulrich hingewiesen: „Gegen Ihm über stehet ein Junger Hertzog mit weisser Parucke und mit seinem Hut und Kleidung / hat eine auffgespante Pistohle / damit Er Ihn erschiessen wollen / mit dieser Unterschrifft: gewaltiger Gefähr- und Unterdrückung. Wer im Jahr 1659 und folgends zu Wolffenbüttel gewesen / wird dieses leicht verstehen / wie man damahls nicht Brüderlich gesinnet / und keiner zu Brüderlichen Einigkeit rathen wollen". Es kamen ferner die Schlechtigkeiten und Anschläge der z. t. namentlich genannten Beamten und Diener zur Darstellung, denen er selbst Giftmordversuche, böswillige Verwahrlosung der ihm gestorbenen Kinder u. a. zum Vorwurfe machte, mit den Unterschriften: „Treuloser Diener-Confund- und Divertirung", „Böser Rathschläge Angebung", „Geträncke-Vergifftung", „Speise-Vergifftung", „Kinder-Verwahrlosung", „Brunnen- und Fische Vergifftung" ꝛc. Sodann wird ganz unverkennbar auf die Ereignisse in Lüchow angespielt, wo er seine Schwester Marie Elisabeth arger Unrechtfertigkeiten beschuldigte, ihr „Weiberlistige Nachstellung" und „Mütterlichen Erbguths Wegführung" zum Vorwurf machte.

Daß solche und andere Stellen in dem Buche namentlich bei denen, die davon betroffen wurden, sehr böses Blut machten, ist nur natürlich, und ebenso begreiflich das große Aufsehen, das diese Veröffentlichung hervorrief. Ganz besonders peinlich mußte sie aber auf die Brüder des Herzogs wirken, denen durch solche kompromittierende Äußerungen die Ehre des Fürstlichen Hauses gekränkt erschien. Ende Februar 1679 kennt Herzog Rudolf August das Buch offenbar nur von Hörensagen. Im Buchhandel wird es nicht zu bekommen gewesen sein; der fürstliche Verfasser scheint es vielmehr nur als Geschenk ausgegeben zu haben. Denn Rudolf August, der jedenfalls nicht zu diesen Bevorzugten der brüderlichen Liebe, denen es gesandt wurde, gehörte, schreibt an Professor Conring, der Zeit Prorektor der Universität in Helmstedt, am 23. Februar 1679, es solle der Universitätsbibliothek von Bevern aus ein Buch verehrt sein; man möge ihm dieses, wenn es wahr sei, durch einen Expressen übersenden, weil er sich „ein weinig darin zu ersehen" wünsche. Schon folgenden Tages wird das Buch an den Herzog übersandt, der am 4. März Conring mitteilt, daß „er mit nicht geringer Befrembdunge, waß darin eigenhändich geschrieben, verlesen." „Möchten", fährt er fort, „Unsers ortes wünschen, daß, da Unsers Bruders Liebden dero Geistliche Gedancken der Weldt communiciren wollen, Sie selbige mit denen auff dem 103. undt andern Blättern befindlichen gar nicht Christlichen Gedancken nicht besudelt hätten, wann Se. Liebden Sich erinnerten, was dieselbe an dem allegirten Tage Anthonii Unsers in Gott ruhenden Herrn undt Vatters Gnaden so hoch und kindtlich versprochen, würden Sie daß damahlen passirte lieber ruhen laßen, als davon etwas zu gedencken, viel weiniger zu schreiben."

Wie es um diese damaligen Zwistigkeiten unter den Gebrüdern, die auf Veranlassung des Vaters beigelegt wurden, beschaffen gewesen ist, erfahren wir nicht genauer. Doch lassen Worte und Haltung des verständigen, aufrichtig fried- und wahrheitsliebenden ältesten Bruders wohl darauf schließen, daß diese ganzen Vorgänge dem leicht erregbaren und dann oft ungerechten Herzoge Ferdinand Albrecht nicht sonderlich zum Ruhme gereichten.

Die Aufnahme eines solchen Buches, das zu allerlei ungerechten Urteilen Veranlassung geben werde, in die Universitätsbibliothek, erschien dem Herzoge nicht angemessen; er behielt es daher zurück, wie er

[1]) Die Angabe ist nicht ganz richtig. Im Jahre 1679 fiel der 17. Januar oder St. Antoniustag allerdings auf den Freitag vor dem zweiten Sonntage nach Epiphanias, im Jahre 1661 aber auf den Donnerstag.

[2]) Ferdinand Albrecht war am 22. Mai 1636 geboren, am 17. Januar 1679 also 42 Jahr 7 Monat 25 Tage alt.

inzwischen auch sonst schon mehrere Exemplare des Werkes hatte aufsuchen lassen, und überließ es der Universität, wie sie sich dem Schenkgeber gegenüber verhalten wollte. Man kam hier etwas in Verlegenheit. Denn leider hatte man das Schreiben des Herzogs Ferdinand Albrecht vom 17. Januar, das man erst am 16. Februar erhalten hatte, noch nicht beantwortet. Man wollte es mit keinem von beiden Teilen gern verderben, mußte aber doch vor allem dem Befehle des regierenden Herzogs gehorchen. Es wurde daher nach Bevern mit ziemlichen Worten der Dank „für solche gnedige affection wie auch des geschenks halber" ausgesprochen, zugleich aber mitgeteilt, daß und wie ihnen dieses Geschenk abgefordert worden sei. An den Herzog Rudolf August aber richtete der berühmte Conring ein eigenhändiges Schreiben, in dem er sich rückhaltlos auf seine Seite stellte. Es lautet folgendermaßen:

Durchlauchtichster Hertzog
Gnedigster Fürst und Herr.

Das Ew. Hochfürstliche Durchlaucht das Bevernsche Wunderliche Buch nicht wieder anhero gesant, hatt mich höchlich erfreuett, zumahlen wegen dessen was pag. 103 und folgends darin gedrucket, absonderlich was eigenhendich geschrieben, wie auch in respect des Titels eines vnglückfehligen Fürstens, gar nicht dienet, das das erwehnte Buch in frembden Handen gerate, viel weniger ad posteritatem, welcher der Sachen wahre Beschaffenheit nicht bekant, und auf irrige Gedancken konte geraten, verwarlich transferirett werde. Alhie haben meiner Hern Collegen nur drey das Buch gesehen, vnd ist die inscriptio libri von mihr mit eigener Hand vnd nicht durch einen andern scribenten zue dem Ende abcopiirett vnd Hertzog Anton Ulrichs Fürstl. Durchlaucht zugesant, damitt alles nach Müglicheit könte in geheim verbleiben.

Wir unsers Orts werden zwarten vnterthenichsten Danck sagen der gnedigen Gewogenheit halber, dennoch nicht dissimuliren, das Buch sey auf gnedigsten Befelich Ew. Hochfürstl. Durchlaucht abgefodert, und dürfte nützlicher gewesen sein, wan eins und anders wern ungereget geblieben. Zweifeln zwarten nicht, es werde zu Beveren solches nicht wohl aufgenommen werden, vnd vielleicht deswegen ein neues Gemählde erfolgen, wo nicht eine nicht gnedige gedruckte historia. Verhoffe jedoch, es werde Ew. Hochfürstl. Durchlaucht die Beversche Druckerey hinfüro dahin anhalten, das alles müste ad censuram der Hochfürstlichen Regirung hinfüro gesant und, was bereits wiedriges absque censura ist gedrucket, confisciret werden. Gott verleihe dabeneben, das dermaleinsten dem unruhigen bösen Geiste, welcher die wunderliche Gemüthsregungen veruhrsachet, werde gesteuret, und die Glücksehlicheit erkant, oder je keinem unschuldigen die eingebildete Unglückselicheit müge zugeschrieben werden. Ich verbleibe nebens den meinen allen

Ew. Hochf. Durchl.
bis in die Gruben
wiewohl ietzo schwacher dennoch
Helmstad, Getreuester Knecht
9. Martii 1679. Herman Conringius.

Conrings Befürchtung, Ferdinand Albrecht möchte der Universität ihr Verhalten in dieser Sache übel auslegen, bewahrheitete sich nicht. Er bedauert, daß seine „wohlgemeinte Verehrung ihr so übel gedyen", ergeht sich in heftigen Anklagen und Beschuldigungen namentlich gegen zwei unlängst verstorbene Wolfenbüttler Räte, den Kammerrat Balthasar Hoyer und den Geheimrat Joachim Fr. Söhlen, spottet aber sonst nur über seiner Gegner vergebliches Beginnen, die Wahrheit zu unterdrücken und ihn mundtot zu machen, indem er von einem höheren Standpunkte aus die Sache zu beleuchten sucht. „Eß wirt aber wohl wahr bleiben", schreibt er, „veritas premitur, sed non opprimitur. Vnd ist das wohl lächerlich, da es an so vielen Orthen magno cum applausu angenommen vnd aestimirt worden, daß mann vermeinet, wann es nur von Ihnen vntergeschlagen werde, Eß in obscuro bleiben solte, da es doch noch kein seculum, wie das factum vorgangen, vnd es vielmehr vielen Taußend Menschen in recenti memoria hafftet, alßo daß die Spitzfindigkeit dießer Räthe wohl zu verlachen ist."

„Ein historicus muß veritatem lieben, vnd finden Wir in Ihrer historia festi secularis pag. 104, 106, 109 seqq. von dem Stiffter Hertzogen Julio auch viel dings, das nach Wolffenbüttelschen axioma der Welt nicht müste publiciret werden, wie Ihn sein H. Vatter tractiret hat, Er von seinen Brüdern verfolgt vnd waß die Räthe damahls vor selßame Consilia suggeriret, so doch alles nichts geholffen, denn wen Gott erhöhen will, den kann Niemand vntertrucken."

Er tröstet sich auch mit dem Beispiele seines Vaters, dessen Evangelienharmonie und Bibelwerk z. t. auch eine herbe Kritik erfahren hätten. „Vnß kann das Wolffenbüttelsche taxiren, censuriren vnd carpiren nicht befrembden, weiln mann es ja dem im Römischen Reich so verständig gewesenen Regenten Vnserm H. Vatter seel. selbst so gemacht, mit seiner harmonie vnd opere Biblico, wie dem jetzigen Vice-Rectori D. Hermanno Conringio vnd deßen Schwiegersohn D. Johann Sauberto jetzo Professori Primario Theologiae zu Altorf am besten bekand, vnd Conringius in seinem letzten voto Natali deßen erwehnet." Er wünscht von den Gelehrten der Universität ein sachgemäßes Urteil über diese seine „gottseelige Arbeit" zu bekommen, wie er denn über sie „ein gantz convolut vornehmer Theologorum so wohl alß Jurisconsultorum judicia" erhalten habe, und das Werk auch von den verwandten

Höfen zu Celle, Hannover und Osnabrück sehr wohl aufgenommen worden sei. Um so mehr fühlt er sich von seinen Brüdern auf das elendeste behandelt. „Wir haben", schreibt er, „sonst ziemlich die Bücher durchleßen, finden aber nirgents alß bey denen Turcis, daß ein Bruder dem andern so begegne, tractire, verfolge vnd nach Leib, Guth vnd Blut trachte, seinem allergeringsten Diner vergönne, waß Ihr böẞer Sinn Ihnen nur eingiebet vor Muthwillen auszuüben, vnd nicht einmahl saur darzu zu sehen. Eß wirt im gantzen Bünting nicht zu leßen sein, daß Einem Hertzogen von Braunschweig so wieder: vndt wunderlich ergangen, alß unß." Übrigens ist er gern bereit, der Bibliothek den Verlust zu ersetzen, und, „wann sie es besser vfzuheben gesinnet, schon ein ander exemplar zu senden, dann Wir deren noch viele haben."

Dieses freundliche Angebot glaubte die Universität zwar im Hinblick auf den regierenden Herrn ablehnen zu müssen, aber sie äußert ihre warme Teilnahme für die von ihm berichteten „Wiederwerticheiten", wünscht von Herzen deren Beseitigung und ist — denn welcher verständige Vorstand einer Sammlung weist leichten Herzens ein angebotenes Geschenk zurück! — für den Fall, daß „ein anderes monumentum hiesiger Bibliotheca zue consecriren solte gefallen" auf das Freudigste bereit, „zum Zeichen Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht gnedigsten favor daßelbe wollverwahrlich ad omnem posteritatem auff undt anzunehmen."

Aber zeigte sich der Herzog den Helmstedter Professoren gegenüber auch ziemlich gelassen, in Wirklichkeit war er nichts weniger als ruhig und keineswegs gewillt, die Konfiskation seines Buches, die er als ein ihm zugefügtes schweres Unrecht empfand, stillschweigend hinzunehmen. Nur eine Macht aber konnte hier helfend für ihn eingreifen; das war der Kaiser. Allerdings hatten die Schreiben — es waren deren nicht weniger als sechs[1]) —, die in den letzten Monaten an ihn abgesandt waren, gar keinen Erfolg gehabt. Das hielt aber den Herzog nicht ab, unterm 24. März ds. Js. sich nochmals vertrauensvoll an Kaiser Leopold zu wenden und ihn inständigst zu bitten, er möge seinen Brüdern befehlen, der Universität Helmstedt das ihr vorenthaltene Buch wieder einliefern zu lassen, ihm aber ein Kaiserliches Privilegium erteilen, „daß so wohl dißer erster Theil alß der andere, so noch herauskommen wirt, und die Beschreibung meines Lebenslauff, deßen titul: Wunderliche Begebnissen deß Wunderlichen, mögen unter Eur Kayſ. und Königl. Majestät Schutz ungekränkt und unangefochten bleiben." Dann bittet er nochmals um „das lang desiderirte mandatum inhibitorium de non amplius turbando, in integrum restituendo et melius tractando", da es ihm unmöglich sei, alle die Beschimpfungen zu erdulden, die ihn träfen und die zumal unter Brüdern ganz unerhört seien. Als die Triebfeder dieser Schlechtigkeiten sieht er seinen Bruder Anton Ulrich und dessen Räte an. „Da ich gehofft", schreibt er, „meines Bruders Liebden solten einmahl in sich gehen und seinen böẞen Sinn, so Ihme von dem mittelsten Bruder Anton Ulrichen und seinen gottlosen Räthen eingegeben wirt, ändern, so häufft mann Boßheit mit Boßheit, wie Eur Kayserl. und Königl. Majestät aus Anschluß allergnädigst zu ersehen haben."

Aber auch diese „allerunterthänigste fleh- und wehmüthigste Bitte" des Herzogs erzielte keine Wirkung. Das Originalschreiben Ferd. Albrechts befindet sich bei den Akten Herzog Rudolf Augusts mit einer Dorsalbemerkung, die offenbar nicht in Wolfenbüttel gemacht ist; es scheint aus der Kaiserlichen Kanzlei dem Herzoge Rudolf August direkt übersandt zu sein. Man war dort wohl abgestumpft durch die stete Wiederholung derselben Klagen, die durch die sachlichen Darstellungen der Wolfenbüttler Räte leicht als unberechtigt erwiesen werden konnten. Andererseits war aber dieser Mißerfolg nichts weniger als geeignet, den Herzog in Bevern anderes Sinnes zu machen. Nach wie vor verschickte er sein Buch mit ähnlichen Eintragungen, wie sie nach Helmstedt ergangen waren. So am 2. Mai 1679 an die Universität zu Wittenberg[2]) „mit dem Ansinnen, es als ein Denckmahl unser wohlgemeinten Zuneigung verwahrlich in dero Bibliothec aufzuheben." Bezeichnend ist wieder der Schlußsatz: „Unseres verfolgten Lebens von falschen Brüdern, neidischen Freunden und untreuen Dienern, die unsern Wandel auf dem sandigtem Wege dieser grundböſen argen Welt noch schwerer und saurer machen, zween und viertzig Jahr eilff Monath und zehen Tage." Auch jetzt spielen also die „falschen Brüder" in den Gedanken und Schriften des Fürsten noch immer eine große Rolle.

In dem Schreiben an den Kaiser gedenkt Herzog Ferdinand Albrecht noch eines anderen Werkes, für das er sich Schutz erbittet. Er zielt damit ganz offenbar auf sein bekanntestes Buch, das folgenden Titel führt:

„Wunderliche Begebnüssen und wunderlicher Zustand In dieser wunderlichen verkehrten Welt. Meistentheils auß eigener Erfahrung und dann gottseliger verständiger erfahrner Leute Schrifften Wunderlich heraußgesucht Durch den in der Fruchtbringenden Gesellschafft sogenanten Wunderlichen im Fruchtbringen. Erster Theil Begreiffend des Wunderlichen Lebens- und Reisenbeschreibungen. Auff den Fürstl. Residentz Schloß Bevern. Druckts Johann Heitmüller Im Jahr 1678."

---

[1]) Sie sind datiert vom 2. Dezember 1678, 16. und 20. Januar, 13. Februar, 3. und 13. März 1679.

[2]) H. J. Bytemeister, de augustae Domus Brunsvigio-Luneburgensis meritis in rem literariam S. 93 f. Anmerk. rr.

Trotz dieser Datierung des Titelblattes, das wieder das erste Blatt des Bogens A bildet und gewiß noch im Jahre 1678 gedruckt worden ist, wurde der Druck des ganzen Bandes wohl erst im dritten Viertel des Jahres 1679 vollendet. In dem Briefe an den Kaiser vom 24. März 1679 wird sein Erscheinen angekündigt. Das Buch ist unterm 7. October 1679 der Universität Wittenberg von dem Herzoge[1]) geschenkt, die Zuschriften, die er über diese Arbeit erhalten hat und im zweiten Teile des Werkes abdruckt[2]), sind vom 14. November 1679, vom 5. und 13. Januar 1680 datiert. Erst um die Wende dieses Jahres scheint das Werk in weiten Kreisen bekannt geworden zu sein. Da erregte es natürlich auch sogleich wieder die Aufmerksamkeit der Wolfenbüttler Regierung in unliebsamer Weise. Denn auch dieses neue Werk des fürstlichen Schriftstellers war nur zu geeignet, Widerspruch hervorzurufen und Ärgernis zu erregen. Herzog Rudolf August geriet dadurch in eine recht unangenehme Lage. Es war ihm peinlich, mit seinem sehr empfindlichen Bruder aufs neue in unerquickliche Verhandlungen zu treten, und doch konnte, ja durfte er als Haupt der Familie und als Landesherr solchem Treiben nicht stillschweigend zusehen. Er richtete daher an ihn unterm 12. Januar 1680 nachfolgendes Schreiben:

„Ew. Liebden wirdt verhoffentlich in ohnentfallenen Angedencken schweben, wie treubrüderlich wir dieselbe zu Enderunge dero bißhero zu Ihrer selbst eigenen Verkleinerunge geführten wunderlichen undt von einem Fürsten woll nie erhörten comportements vielfältig erinnert undt ermahnet haben. Ob wir nun zwar billig Bedencken tragen sollen, da Ew. Liebden solche wolgemeinte Erinnerungen nicht nur gar auß Augen gesetzet, sondern auch zu mehrmaln gantz übell aufgenommen, derogleichen mehr abgehen zu laßen, weill wir dannoch theilß von Hertzen beklagen, das ein Unß so nahe anverwandter Fürst sich derogestalt prostituire undt Unserm gantzen Fürstlichen Hauße einen Schimpf nach dem andern mache, theil Unß auch als Landeßfürst verobligiret befinden dahin zu sehen, daß in Unserm Lande derogleichen actiones, derer Ew. Liebden sich dan undt wan unternommen, nicht vorgehen noch geduldet werden mögen, so haben wir nicht unterlaßen wollen, Ew. Liebden nochmaln undt zum Überfluß auß treubrüderlichen Gemüthe vorzustellen, wie dieselbe fast von Tage zu Tage derogleichen Sachen vornehmen, die einen teutschen Fürsten gar nicht anstehen, undt wodurch deroselben endtlich die größeste Beschimpfunge undt andern ohnaußbleiblichen Ungelegenheiten über den Halß gezogen werden dürfften.“

Nachdem er dann auf die heftigen Ausfälle und die ungeheuerlichen Beschuldigungen des Bruders gegen ihn selbst und seine Beamte kurz eingegangen ist, fährt er fort:

„Alß Ew. Liebden für einiger Zeit ein Buch, darin die Beschreibung des Hauses Bevern, in Druck ausgehen laßen, haben sich verständige Leute nicht unbillig verwundert, daß Ew. Liebden darin einige für vielen Jahren passirte, ihr auch gar nicht zum Nachruhm gereichete Sachen, an statt man dieselbe aus aller Leute Gedechtnis gerißen zu haben wünschen sollen, wieder resuscitiren, vndt der Welt vorstellen dürfen, niemandt hette aber vermuthen mögen, daß Ew. Liebden mit publicirung dergleichen Bücher fortfahren vnd in dem andern ohnlängst von dero Lebenslauff herausgegebenen Buche abereins solche Sachen mit einfließen laßen sollen, die nicht nur zu ihrer selbsteigenen sondern auch vieler anderer Beschimpfung gereichen, undt dürften die darin ehrenrührig angegriffene nicht alle dazu stille sitzen, wie wir dan schohn die Nachricht haben, daß einige mit denen Gedancken umbgehen sollen, zu Rettung ihres ehrlichen Nahmens unterschiedtliche von unsers in Gott ruhenden Herren vndt Vaters Gnaden an Sie abgelaßene Schreiben, worin Ew. Liebden actiones undt comportiment nicht zum besten mögen beschrieben seyn, hierwieder offentlich drucken zu laßen, welches zu Ew. Liebden vndt vnsers gantzen Fürstlichen Hauses nicht geringer Beschimpfung hinausschlagen wolte.“

Es folgen eindringliche Ermahnungen des Herzogs an seinen Bruder, sich zu ändern und ruhig zu verhalten, und zuletzt dann die Worte:

„Wir wollen zwar absonderlich nicht hoffen, daß Ew. Liebden jhe unternehmen werden, einige mehre Bücher mit solchen Anzügligkeiten undt calumnien drucken zu laßen, werden Uns aber auff allen Fall nicht verdencken, weil wir, daß solches in vnserm Lande geschehe, zuzugeben so wenig vermögen, als gemeinet seyn, wir darüber den Buchdrucker also ansehen, damit andere derogleichen ohne Unsern consens undt Einwilligunge in Unserm Fürstenthumb undt Landen Ihnen zu unternehmen einen Abscheu haben mögen.“

Schon ein paar Tage darauf, am 16. Januar 1680, erwiderte Ferdinand Albrecht des Bruders Schreiben, er dankt „freundbrüderlich“ dafür, äußert sich zugleich aber sehr verwundert über dessen Inhalt. „Wir können“, schreibt er, „deroselben in Gegenantwort nicht verhalten, wie Uns gar nicht sinnlich, das wir Ew. Liebden so wohl in Unsern geschriebenen alß gedrukten Sachen solten zu nahe getreten haben, wohl aber, daß wir ex justo dolore Uns einer Drohworte vernehmen laßen gegen einige Ew. Liebden Bediente.“ Hierzu glaubt er vollauf berechtigt zu sein, auch meint er alle seine Behauptungen beweisen zu können. „Wir ersuchen Ew. Liebden freundbrüderlich, uns dasjenige zu communiciren und die Personen zu benennen, die

[1]) Vgl. Bytemeister a. a. O. S. 94.
[2]) Bogen b des Vorberichts.

vermeinen in Unsern Schrifften mit der Warheit getroffen zu seyn, so werden wir Uns schon zu verantworten wißen."

Das Antwortschreiben Rudolf Augusts aus Stiege vom 26. Februar 1680 zeigt abermals die Unlust des Herzogs, in solchen unerquicklichen Briefwechsel sich weiter einzulassen, aber doch den festen Willen, offenbarem Unfuge zu steuern; als dessen Quelle sieht er die Druckerei an, deren Beseitigung er daher anordnet. Er schreibt: „Wir haben nicht wenig bey Uns angestanden, Uns mit Ew. Liebden in dero-gleichen materie in fernere Schriftwechselung einzulaßen, zumahl wir gar nicht gemeinet, mit dero-selben über Sachen, die aller Welt bekand, viell zu disputiren, undt müßen Uns woll zum höchsten verwundern, daß Ew. Liebden ihr nicht erinnern, Uns in Schreiben zu nahe getreten zu haben." Er führt dergleichen Fälle an, vor allem den ihm gemachten Vorwurf der Ungerechtigkeit, aber er hebt dem gegenüber hervor, daß es ihm unmöglich sei „auf bloßen ohnbegründeten Verdacht undt Argwohn" hin jemand zu bestrafen, daß aber keiner seiner Beamten der ihm zugeschriebenen Schuld hätte überführt werden können.

„Wir finden Unß bey so bewandten Umbständen gemüßiget, Ew. Liebden hiemit nochmahlen freundtbrüderlich vndt zugleich ernstlich zu ersuchen, sich der Anzüglichkeiten wieder Uns vndt der Dräuwörter wieder alle vnsere Bediente zu enthalten, absonderlich aber, weil wir niemanden wer der auch sey in vnserm Lande ohne unsere special concession eine Druckerey anzulegen verstatten können, die auf Dero Hause angelegte ohnverlängt abzuschaffen, vnd was von denen injurieusen Büchern annoch verhanden sein möchte, abzuthun, damit wir nicht wiedrigen fals zu anderer Verordnung des wegen zu schreiten wieder vnsern Willen genötiget werden mögen."

Nochmals wendet sich der Herzog am 9. März 1680 an den Kaiser. Bitter beklagt er sich über das neue ihm zugefügte Unrecht. „Meine Bedienten drohet man beym Kopf zu nehmen, sonderlich mir meine Druckerey auff meiner Residentz mit Gewalt zu hemmen; meine Schriften, so ich drucken lassen und von so vielen Universitäten im Römischen Reiche approbiret seyn ..., nennt man plötzlich injurieuse Schrifften." Inständigst bittet er den Kaiser, ihn in seinen mächtigen Schutz zu nehmen und ihm wegen der Druckerei ein privilegium de non turbando zu erteilen.

Aber auch dieser Schritt hatte nicht den geringsten Erfolg. So ist es denn wohl erklärlich, daß Ferdinand Albrecht, als unterm 26. März 1680 ein erneuter Befehl, die Druckerei abzuschaffen, an ihn erging, allmählich einlenkt. Er schreibt am 7. April, daß er ungern des Bruders Mißfallen an der Druckerei vernommen habe. „Wie Wir Ew. Liebden", fährt er fort, „nun wol versichern können, Wir niemals intentioniret wieder Sie was drucken zu laßen, also auch ins künfftige Unß hiemit verobligieren, wir in keinem, also auch hierin nichts wiedriges wieder Sie vorzunehmen. Denn Wir Unß niemahln was böses gelüsten laßen, noch kein eintzigmahl etwas geschrieben, darüber Wir Unß erröthen dörfften. Werden also Ew. Liebden verhoffentlich die Lust, so Wir auß den Musis haben, unß ungehindert gönnen, da es ohne dem auff Unsere schwere Unkosten geschicht. Solten aber Ew. Liebden darinnen beharren, so werden Wir bedacht seyn, dieselbe mit ehestem einzustellen, so bald nur Unser Gemahlin Liebden Niederkunfft, Unsere Nahmens- und Geburts Tage vorbey, da einige Gratulatoria pflegen gedruckt zu werden. Waß sonsten Ew. Liebden haben mit etwas scharffen und hochmüthigen Worten einrücken laßen, mögen Wir, weilen Wir nicht gern litem moviren, der Gebühr nach nicht beantworten" . . . .

Herzog Rudolf August scheint es jetzt aber doch für notwendig gehalten zu haben, etwas entschiedenere Maßregeln gegen seinen Bruder zu ergreifen. So ordnete er am 5. April 1680 an, daß die Wache im vorderen Tore des Bevernschen Schlosses nicht, wie bisher, mit Ausschußmannschaft, sondern mit geworbenen Soldaten, 24 Gemeinen, 4 Gefreiten und einem Unteroffizier, besetzt werden sollte, die nicht unter dem Befehle Ferdinand Albrechts stehen, sondern ihre Instruktion aus Wolfenbüttel bekommen und mit den Leuten des Herzogs dort keine Gemeinschaft halten sollten. Wahrscheinlich ist schon um diese Zeit der Drucker zum Scheine einmal fortgeschickt gewesen, aber er kehrte wieder zurück und ward heimlich durch eine Nebenpforte in das Schloß wieder eingelassen. Ferdinand Albrecht schreibt darüber zum 25. April 1680 in sein Tagebuch: „Wie wir aus der Kirchen, ward angemeldet, der Buchdrücker mit seinem Sohn wehre ins Hauskochs Hausse. Wir liessen ihn heimlich durch Anthon Beckman durchs Kuster- vnd Schafferthor in die kleine Pforten Abends 5 Uhr herein gehen, das die Wacht, so ihm aufgepasset hatten, es nicht gewahr worden."

Es ist denn auch in der Tat in Bevern noch etwas weiter gedruckt worden. Die Niederkunft der Herzogin, von der ihr Gatte sprach, erfolgte am 19. Mai 1680, wo Ferdinand Albrecht der Jüngere geboren wurde, der 1735 für einige Monate den Herzogthron bestieg. Samuel Baldovius' Leichpredigt auf ihn ist noch in Bevern gedruckt. Aber das Schicksal der Druckerei schien nun doch besiegelt zu sein. Die Herzogin Christine, die unterm 13. August sich bei dem Herzoge Rudolf August für ihren Gatten verwandte und zum Guten zu reden suchte, schreibt geradezu: „Der Buchtrucker, weiß ich sonst gewiß, wird dieße Micheli quitirt werden, da er

nichts mehr vndter der presse als meine Einsegnungspredigt, welches ich hoffe Ew. Liebden gütigst werden vergönnen." Auch in dem Vertrage, der in dieser Zeit zwischen den fürstlichen Brüdern errichtet wurde, dem sog. Nebenrezesse vom 25. Okt. 1680, wurde im § 17 der Druckerei mit folgenden Worten gedacht:

§ 17.

„Nachdem auch wegen der bisherigen gebrauchten Druckerey Misverstände erwachsen, So haben Herrn Hertzog Ferdinandt Albrechts Durchlaucht Sich dahin erklehret, nicht weniger den Drucker von sich zu laßen undt die Drukerey ohnverzüglich abzuschaffen, alß auch dero sonst noch vorgehabte weitere Schriften zurück-, die bisher gedrückte aber nicht weiter divulgiren zu laßen, hingegen wollen Herrn Hertzog Rudolff Augusts Durchlaucht gegen besagten Drucker keine Ungnade tragen, sondern geschehen laßen, daß Er sich in Dero Landen, wo Er will, ohne Hinderung aufhalten undt niederlaßen möge."

Diese Bestimmung, die eine weitere Verbreitung der Schriften des Herzogs geradezu verbot und wohl die Vernichtung der noch vorhandenen Bestände zur Folge hatte, erklärt die Seltenheit dieser Bücher in heutiger Zeit. Zugleich verpflichtete sich der Herzog hier, von dem Drucke weiterer noch geplanter Veröffentlichungen abzustehen. Es ist hierunter offenbar der zweite Teil der „Wunderlichen Begebnüssen"[1]) gemeint, von dem der erste Abschnitt, der das alte Testament behandelt, damals im Drucke schon fertig gewesen sein wird. Denn der Herzog übersandte dem Premier-Minister v. Heimburg in Wolfenbüttel am 12. November „die übrigen Bogen von gezeigten II Theil", der bis auf das neue Testament fertig sei. Er verstellt es in das Ermessen seines Bruders, ob auch dieses gedruckt werden solle. Dann müsse, fügte er hinzu, der Buchdrucker bis Ostern in Bevern bleiben, „weiln es nicht eher fertig werden kan; wo nicht, ist ihm schon angedeutet, sich von hier wegzubegeben und anderwerts seine Druckerei anzustellen".

In der Tat machten sich der Buchdrucker Johann Heitmüller und sein Sohn Andreas schon am 15. November von Bevern nach Hameln auf den Weg, um sich hier neu zu besetzen. Der Herzog hatte ihnen ein Empfehlungsschreiben an den Rat der Stadt und an den Kammerrat Witzendorf mitgegeben. Aber am 21. November kehrten sie wieder nach Bevern zurück, und sie blieben auch vorläufig hier. Dem Herzoge schien doch sehr daran gelegen zu sein, daß sein im Drucke befindliches Werk, der zweite Teil seiner „Wunderlichen Begebnüssen", ganz fertig gestellt und der Öffentlichkeit übergeben werden könnte. Das Manuskript war wohl noch in Arbeit. Eine Abschrift des ersten Blattes der Fortsetzung befindet sich in den Akten. Danach sollte der Titel dieses zweiten Abschnitts lauten: „Von den vornehmsten Wunderlichen Dingen des Neuwen Testaments," die Überschrift des ersten Kapitels: „Von wunderlich Geburt deß Wundermannß Johanni des Teuffers." Außer der Vollendung des zweiten Teiles faßte der Herzog auch einen Neudruck des ersten Teiles der „Wunderlichen Begebnüssen" ins Auge, wobei er sich, weil „ein und ander passus, so verschiedene offencen gegeben," darin enthalten, und der Druck zudem fehlerhaft sei, selbst dazu verstehen wollte, alles dasjenige, was sein Bruder beseitigt zu sehen wünsche, heraus zu lassen.

Rudolf August war gern bereit, zu diesem Zwecke die Druckerei noch bis Ostern 1681 bestehen zu lassen, aber er stellte dafür Bedingungen, die seine landesherrliche Autorität wahren und ihm für die Vermeidung von Unzuträglichkeiten volle Gewähr geben sollten. Ferdinand Albrecht aber würde sich zu ihnen wohl schwerlich so leicht und schnell verstanden haben, wenn sein Schriftstellerstolz sie ihm nicht in günstigerem Lichte hätte erscheinen lassen. Am 30. November trug ihm in Bevern Hofrat Burgdorf im Auftrage Rudolf Augusts die Bedingungen vor, die in folgenden Punkten bestanden: der Drucker sollte sich durch einen Eid vor dem Hofrate Burgdorf verpflichten, keine Bücher, Patente usw. ohne ausdrückliche Zustimmung der Wolfenbütteler Regierung zu drucken, der Hofprediger durch Handschlag an Eidesstatt dem Hofrate geloben, auf den Drucker und die Innehaltung dieser Bestimmung sorgfältig zu achten. Ausgenommen von dieser Vorschrift waren nur „carmina und Verse, so unterdessen Seiner Liebden zu Ehren von dem Hoffprediger oder sonst jemand gemachet würden." Zuletzt sollten das Manuskript des zweiten und das revidierte Exemplar des ersten Teiles der „Wunderlichen Begebnüssen", wonach der Neudruck zu geschehen hatte, sofort nach Wolfenbüttel übersandt werden.

Das waren gewiß Bedingungen, die dem starken Hoheitsgefühle des Herzogs als arge Beschränkungen erscheinen konnten. Aber er kam auffallend leicht über alle Bedenken hinweg. Schon am Nachmittage erklärte er sich zu ihrer Annahme bereit. Die Beeidigung des Druckers hielt er für angängig, da er eigentlich nicht sein Diener sei, sondern nur um Lohn für ihn arbeite; er wünschte bloß, daß die Eidesleistung nicht im Schlosse auf seinem Gebiete, sondern im Dorfe stattfände, was Burgdorf sogleich

[1]) Der Titel lautet folgendermaßen: „Zweiter Teil / Begreiffend Die Wunderliche Göttliche Dinge des Alten und Neuen Testaments. auß dem Wunder-Buch der heil. göttlichen Schrifft / und andern geist-reichen Büchern mit Verwunderung angesehen Von dem Wunderlichen im Fruchtbringen. [Vignette] Auff dem Fürstl. Residentz-Schloß Bevern/ Drucks Johann Heitmüller Im Jahr 1680". Das mir vorliegende Exemplar umfaßt 16 Blätter (Vor-Bericht 2c.) und 112 Seiten und schließt mit dem „Ende der vornehmsten wunderlichen Dinge Alten Testaments".

zugestand. Inbetreff des Hofpredigers erklärte er, er könne diesem nichts befehlen, Burgdorf möge mit ihm selbst sprechen. Das geschah, und bald hatten sich die Beiden geeinigt. Noch denselben Abend leistete der Hofprediger den verlangten Handschlag und erklärte, es sich zur Ehre zu schätzen, daß der Herzog so gutes Vertrauen zu ihm habe. Ferdinand Albrecht versprach das Manuskript von allem, was gedruckt werden sollte, sobald nur ein Bogen fertig sei, zur Zensur nach Wolfenbüttel einzuschicken, und übergab dem Hofrate sogleich den ersten Bogen von dem neuen Testamente. In den bereits gedruckten Werken war er zu allen gewünschten Änderungen bereit. Er erklärte Burgdorf, „die Reise-Beschreibung wie auch das alte Testament oder sonst Wunderliche Göttliche Dinge benahmset hetten Se. Durchlaucht schon, mögten daß Erste nach Belieben und Guhtfinden endern, auch da ein und andere Worte darin etwa zu hart lauteten, gelinder geben und glimpflicher setzen lassen; wan nur die Historia von der Reise für voll bliebe, wehren Sie schon zufrieden". Am anderen Morgen fand in Flotos Hause die feierliche Beeidigung des Druckers Heitmüller statt.

Der Herzog Rudolf August erklärte sich mit dem ihm zugestellten ersten Bogen von den „vornehmsten wunderlichen Dingen des neuen Testaments" inhaltlich einverstanden, wenn er auch die Abschrift sehr inkorrekt fand, und sah der Übersendung weiterer Bogen entgegen.

Ob diese wirklich abgeschickt sind, wissen wir nicht. Die direkten Mitteilungen über die Druckerei hören für uns leider hier auf. Aber Tatsache ist, daß der sehr seltene zweite Teil der „Wunderlichen Begebnüssen", der das Druckjahr 1680 auf dem Titelblatte enthält, nur das alte Testament umfaßt. Von einem Drucke der wunderlichen Dinge des neuen Testaments habe ich bislang keine Spur zu entdecken vermocht. Ebensowenig von einem Neudrucke des ersten Teiles. Beide Pläne sind offenbar niemals zur Ausführung gebracht worden. Da zwischen den fürstlichen Brüdern über alle Punkte ein völliges Einverständnis hergestellt war, so liegt es nahe, ein Zerwürfnis des Herzogs mit dem Drucker anzunehmen. Dessen Leben und Wandel war keineswegs einwandfrei. Auch Burgdorf stellte ihm, als er dem Herzoge Rudolf August über die Eidesabnahme berichtete, ein sehr schlechtes Zeugnis aus; er sagte, er sei „ein liederlicher Geselle und dem Brandtwein so gar ergeben, daß er wol selten nüchtern sein und also den Ahdt bald vergessen dürffte". Wie leicht konnte solch ein Mann bei dem Herzoge Ferdinand Albrecht seine Rolle verspielt haben! Oder hat sich das Verhältnis in friedlicher Weise gelöst, indem sich für Heitmüller in Hameln, wohin er sich schon im November gewandt hatte, lockende Aussichten eröffneten? Dafür spräche, daß der Herzog auch noch in dieser Stadt 1681 seine Dienste in Anspruch nahm. Die Gedichte zu den beiden Namenstagen und zum Geburtstage der Prinzessin Sophie Eleonore, also zum 21. Februar, zum 5. und 15. März 1681, sind nach den Druckvermerken bei Joh. Heitmüller in Hameln gedruckt worden. War hier seine Werkstätte zum 21. Februar schon in voller Tätigkeit, so muß er Bevern jedenfalls bereits im Anfange des Jahres 1681 verlassen haben. Über seine späteren Schicksale ist uns nichts bekannt. Grotefend und Culemann berichten in ihrer Buchdruckergeschichte (Bl. B 1') unter „Hameln" von ihm nur, daß er hier 1681 gedruckt habe. Ferdinand Albrecht aber ließ die Gelegenheitsdrucke für sich und die Seinigen schon im Jahre 1682 bei Herm. Brauer in Bremen herstellen. War Heitmüller damals überhaupt noch am Leben, so haben sich seine Beziehungen zu dem Herzoge Ferdinand Albrecht derzeit ohne Zweifel gelöst. Seine Wirksamkeit in Bevern hat aber im wesentlichen mit dem Jahre 1680 ihren Abschluß gefunden und damit eine Episode in unserer heimischen Buchdruckergeschichte, die manche Verhältnisse der Zeit in ein bezeichnendes Licht stellt.

Schüdderump.

Von Ed. Damköhler.

Im Jahre 1869 erschien Wilhelm Raabes Roman „Der Schüdderump". Aus dem Anfange des ersten Kapitels erfahren wir, daß der Schüdderump ein zweirädriger Leichenkarren war, auf dem Pestleichen zur Grube gefahren und, ohne daß die Totengräber sie zu berühren brauchten, mit einem Rucke hineingekippt oder geschüttet wurden. Der von Raabe erwähnte Schüdderump trug die Jahreszahl 1615 und soll 1665 zum letzten Male gebraucht worden sein. Wo er ihn gesehen hat, verrät er nicht, aber auf bloßer Erfindung wird er nicht beruhen, obwohl er dafür gehalten zu sein scheint; denn keins der nach 1869 erschienenen deutschen Wörterbücher hat das Wort aufgenommen, auch das Mittelniederdeutsche und das Grimmsche nicht, und doch war es schon vor dem Erscheinen des Raabeschen Romans literarisch belegt; nur den Lexikographen war es unbekannt geblieben. Im Korrespondenzblatte des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 16,29 (1892) führt Sprenger das Wort aus den artyculen der hoicker Gilde zu Dannenberg a. d. Elbe vom Jahre 1590 an, in denen es heißt: „ynn ehr Gebert Mulen regerennde gilde, hebben de soiss older Lude mit denn regerende gildemeister unde gantze gilde vhor gudt ahnn gesheen, und noch mith wolbodachtenn radt und frygenn willen daessen artikel bocryven latenn, so doch sunst yn unser gildenn alle wege geholdenn vnder gewöntlyck sy gewesen: Dat wen eynem gilde broder yn unser gilde synn gast, odder syn knecht unnd maget affstörvet, schall mith der gantzen gilde ock christ-

lycken thor erdenn bostediget werdenn, Unnd nicht ym Schudderümpe, wo under tydenn in tempore Pestes pleget ann etlyckenn ördernn tho gescheen, solkes gifft der Gylde loff ehrr Priss unnd rhom".

Auch für Schöningen ist jetzt der Schüdderump nachgewiesen von Friedrich Cunze im Br. Magazin v. J. 1907, S. 113, wo in einer Anmerkung aus den Memorabilia Scheningensia des in Schöningen 1674 geborenen und daselbst 1747 als Rektor gestorbenen Sig. Andr. Cuno vom Jahre 1728 folgender Passus abgedruckt ist: „ceterum tristes istis ex contagiis quasi reliquias vel hodie nobis monstrat Sacellum S. Nicolai in pago suburbano orientali, im Ostendorff, utpote in cuius vestibulo conspicitur adhuc ejusmodi feretrum, quo peste abreptorum cadavera sepulchris iniecta sunt, quod vocant einen Schüdderump, weil die Todten-Cörper damit ins Grab geschüttet wurden, damit die Todtengräber selbige nicht lange dürfften angreiffen, sondern sie also gleich zuscharren könten".

Aber der Schüdderump muß einst eine weitere Verbreitung gehabt haben, als diese beiden Nachrichten erkennen lassen, und ich hege die Hoffnung, daß diese Zeilen dazu beitragen werden, das Wort noch für andere Gegenden nachzuweisen. In Blankenburg und den in der Nähe gelegenen Orten Cattenstedt, Hüttenrode, Neuwerk, Elbingerode, Hasselfelde ist das Wort noch heute als Schelte in Gebrauch; es bezeichnet einen Menschen in lotteriger, zerlumpter Kleidung. Man sagt: saun schidderump, dë ôle schidderump, gân wî'n schidderump, ûtsein wî'n schidderump, sîn wî'n schidderump, dû ôle schidderump.

Was die Bedeutung des Wortes betrifft, so meinte Sprenger a. a. O.: „Das Wort ist wohl zusammengesetzt aus schudden „schütteln" und rump „Leichnam" (vgl. die Bezeichnung Rumpelkasten für alte Wagen). Der hier [Northeim] vorkommende Personenname Schütterumpf ist kaum mit dem Pestkarren zusammenzubringen, sondern bezeichnet wohl ursprünglich einen, der an Gliederzittern leidet, wie Schüddekopp (nach Schambach = Kopfschüttler) vielleicht ursprünglich die Bezeichnung eines Mannes war, der mit der Kopfgicht behaftet ist".

Diese Erklärung kann nur den Wert einer Vermutung haben, sie grammatisch zu begründen hat Sprenger unterlassen. Seine Stärke lag in seiner Belesenheit, weniger auf dem Gebiete der deutschen Grammatik. Hier handelt es sich um das Kapitel der Komposition, die zwar in Grimms Grammatik II (1878), S. 383 ff. ausführlich behandelt ist, aber doch für den vorliegenden Fall zu abweichender Auffassung Veranlassung gibt, und zwar speziell um die verbale Komposition, d. h. um die Zusammensetzung aus Verb mit Substantiv. Nach Grimm a. a. O. S. 671 wird gewöhnlich durch das erste Wort die Handlung ausgedrückt, zu welcher das zweite gereicht; diese Komposita bedeuten daher vorzugsweise Gerät und Werkzeuge, einigemal Aufenthaltsörter oder dienende Personen.

Sehen wir uns die verbale Zusammensetzung genauer an, so ergibt sich, daß das Substantiv entweder im Nominativ, und zwar in den meisten Fällen, oder im Akkusativ steht. Im ersten Falle hat es verschiedene Funktion. Einmal drückt es die Tätigkeit des Substantivs aus, z. B. — ich wähle niederdeutsche Worte — schpêl-krawwe = Kind, das spielt; sûp-schwîn = jemand, der trinkt; pîp-foggel = Vogel, der pfeift; henge-bûk = Bauch, der hängt; frët-wammes = jemand, der viel ißt. Zweitens die Bestimmung des Substantivs, z. B. binne-plock = Pflock zum Binden; wasch-fât = Faß zum Waschen; kloppe-hâmer = Hammer zum Klopfen. Die durch das Verb ausgedrückte Tätigkeit kann sich auch auf das Substantiv selbst beziehen z. B. lësenête = Nüsse, die aufgelesen werden; meste-schwîn = Schwein, das gemästet wird; wëne-kalf = Kalb, das aufgezogen wird. In vielen Fällen kann man schwanken, ob das Verb die Tätigkeit oder die Bestimmung des Substantivs ausdrückt, z. B. trekkekau kann eine Kuh sein, die zieht oder die zum Ziehen benutzt wird, da man auch sagt: ek wil de kau tau'n trekken hebben.

Im zweiten Falle, wenn das Substantiv im Akkusativ steht, erstreckt sich der Begriff des Verbs auf jenes. Die Beispiele sind seltener, und wann eins vorliegt, ergibt allgemeine Erwägung, eine feste Regel läßt sich nicht aufstellen. Grimm sah in solchen Kompositen imperativische Bildungen, z. B. Traugott, Fürchte-gott; gewiß mit Recht, er rechnete aber auch Bildungen wie folgende dazu: Kratz-fuß, Wipp-sterz, Dreh-hals und mnd. plucke-budel, Benennung des Raben im Reinke de Vos, die seine räuberische Natur bezeichnen soll und mit Pflückebeutel oder Pflück-den-Beutel übersetzt wird. Daß hier imperativische Bildungen vorliegen, vermag ich nicht zuzugeben. Derartige Benennungen beruhen auf Beobachtung von charakteristischen Eigentümlichkeiten. Die Bachstelze führt den Namen Wippsterz, weil ihr Schwanz wippt oder weil sie mit dem Schwanze wippt, nicht weil sie damit wippen soll. In meiner Jugendzeit wurde einem Mädchen in Cattenstedt, das seinen rechten Fuß in eigenartiger, auffälliger Weise beim Gehen niedersetzte, der Spitzname Setz-fuß gegeben, aber niemand hat ihn als Zuruf verstanden. Ebenso fasse ich mnd. pluckebudel nicht als Imperativ, sondern als Bezeichnung für jemand, der den Beutel zu leeren pflegt. Aus dem Neuniederdeutschen gehören noch hierher das von Schambach in seinem Göttingisch-Grubenhagenschen Idiotikon verzeichnete und oben bereits erwähnte schüdde-kop, das m. E. richtig erklärt ist

[1]) A. a. O. S. 938.



als „einer, der mit dem Kopfe [oder den Kopf] schüttelt"; der in Cattenstedt und sonst vorkommende Pflanzenname schtop-ârsch, Trifolium arvense L., der von W. H. Mielck im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachfoschung 2, S. 50 für eine imperativische Bildung erklärt wurde, während ich darin nur den Ausdruck der Eigenschaft des aus diesem Kraute bereiteten Tees sehe; der in Cattenstedt übliche Spitzname schlîr-schtewel für einen langen Mann, der, ohne schnell zu gehn, doch rasch vorwärts kommt. Wenn Grimm bemerkt[1]), daß die spätere Sprache gern den Artikel den oder das zwischen Verb und Substantiv einschiebt und schon dem 13. und 14. Jahrhundert solche Formen nicht mangeln, ohne aber auch nur ein sicheres Beispiel ohne Artikel anführen zu können, so bin ich im Zweifel, ob solche imperativische Bildungen ohne Artikel in alter Zeit überhaupt anzunehmen sind.

Nach dieser kleinen Abschweifung auf das trockne Gebiet der Grammatik, die aber unerläßlich erschien, um eine klare Einsicht in das Wesen der verbalen Komposition und damit festen Boden zu gewinnen für die Erklärung des Wortes Schüdderump, kann ich dieses nicht für eine imperativische Bildung halten, es kann also nicht bedeuten, „schütte den Leichnam"; -rump ist Nominativ und das Wort heißt „Rumpf, welcher schüttet" oder „Rumpf zum Schütten" oder „Rumpf, der geschüttet wird." Und was bedeutet Rumpf? Sprenger übersetzte es mit Leichnam, aber in dieser Bedeutung ist das Wort nicht belegt. Nach dem Deutschen Wörterbuche ist Rumpf 1) in erster und ursprünglicher Bedeutung „Runzel, Falte". 2) Bezeichnung des Leibes im Gegensatz zu Kopf und Extremitäten bei Tier und Mensch. 3) übertragen, Bezeichnung verschiedener Gegenstände, die einen hohlen Raum enthalten: a) ein aus Baumrinde oder Bast gefertigtes Gefäß; b) ein Bienenkorb; c) in der technischen Sprache des Mühlenbaues ein trichterförmiger Kasten über dem oberen Mühlsteine, durch den das Getreide aufgeschüttet wird; d) der dicke, weite Teil des Stiefels bis zur Sohle. Hierzu sei bemerkt, daß nach freundlicher Mitteilung des Herrn Lehrers Niemeyer hier in dessen Heimatsorte Wangelnstedt im Amtsgerichtsbezirk Stadtoldendorf die Klappermühle, in welche das gedroschene Getreide geschüttet wird, um die Körner vom Kaff und Unrat zu sondern, schüdderump genannt wird. Hiernach erkläre ich den Schüdderump, in dem die Pestleichen fortgeschafft wurden, für einen Hohlraum, einen mit Rädern versehenen Kasten zum Ausschütten der Pestleichen; er ist ungefähr das, was sonst eine kipkâre, ein Sturzkarren, genannt wird.

Zu Herzog Augusts Schachbuch.

Im Januarheft der „Zeitschrift für Bücherfreunde" (Jahrg. 11, H. 10) behandelt Franz Bertram das Schachbuch Herzog Augusts und seine hohe Bewertung bei Mit- und Nachwelt; zugleich erzählt er an der Hand der von dem fürstlichen Verfasser an die Empfänger gerichteten Widmungen von den Geschicken einzelner Exemplare des kostbar ausgestatteten Werkes. Der Herzog selbst war der beste Kunde seines Verlegers, weil er zu Geschenkzwecken alle erreichbaren Exemplare aufkaufen ließ, sodaß schon zu seinen Lebzeiten der Wunsch nach einer die Nachfrage befriedigenden zweiten Auflage rege wurde. Trotzdem diese nicht erschien, gehört das Buch nicht zu den großen Seltenheiten: Bertram weist neunzehn Exemplare in Deutschland und in der Schweiz nach; davon befinden sich vier in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Seine Vermutung, daß diese Liste sich unschwer verlängern lasse, ist richtig: in Braunschweig besitzen die landschaftliche und die Stadtbibliothek je ein Exemplar von 1616. Das der Stadtbibliothek zeigt auf der Rückseite des Titelblattes die eigenhändige, fein säuberlich geschriebene Widmung des Herzogs an seinen „freundlichen geliebten" Vetter Georg von Lüneburg vom 28. Dezember 1617. Es ist als fürstliches Geschenk sehr stattlich in einen reich gepreßten braunen Lederband mit ziseliertem Goldschnitt gebunden und weist Einbesserungen von Augusts Hand auf. Welchen Weg es gegangen, ist nicht mehr festzustellen: der Name eines früheren Besitzers ist ausgeschnitten und ein alter (Bibliotheks-?) Stempel unleserlich.

Nachdem Bertram die Rede auf derartiges gebracht, seien bei dieser Gelegenheit noch andere Bücherschenkungen des Herzogs erwähnt, soweit der Stadtbibliothek gehörige Exemplare seiner Werke davon Zeugnis ablegen.

Ein Exemplar der „Evangelischen Kirchenharmonie" von 1646 zeigt Augusts eigenhändige Widmung an seine dritte Gemahlin Sophie Elisabeth, ein zweites eine von 1646 an den Braunschweiger Stadtsyndikus Camman. Wie dieses, kam mit Cammans Büchern an die Stadtbibliothek das ihm 1628 vom Herzog geschenkte Exemplar von dessen »Systema integrum Cryptographiae« von 1624. Bemerkenswert ist es dadurch, daß es auf dem 1. Vorsatzblatte von Cammans Hand eine Abschrift eines kaiserlichen Dankbriefes vom 14. August 1624 an den Herzog enthält. Danach hatte August am 31. Mai 1624, also in den Nöten des niedersächsischen Krieges, ein Exemplar seines Buches von der Geheimschrift an den Kaiser geschickt. Ferdinand II nimmt huldvollst davon Kenntnis, daß August neben den seinem „Fürstl. Stand gemäßen Exercitiis, auch etliche Zeit, den humanioribus studiis zugewendet, Und mitler Weill, Und nach und nach, ain Vollkomnes Werck ... ans Licht gebracht, Unß auch daßelbige dedicieret ... Wie nun vorgerürtes Werck, und nachsinliche lucubration an sich selbsten lobwürdig, Also

[1]) A. a. O. S. 939.

nehmen und erkennen wihr dabey so woll ... die ... dedication ... als auch das mit angeheffte erpieten, zu sonderm angenehmen gefallen und wollen solches gegen Dr. L. in Kay: gnaden ... eingedenck seyn." H. B.

Bücherschau.

H. L. v. Wachholtz, Auf der Peninsula 1810 bis 1813. Kriegstagebuch des Generals Friedrich Ludwig v. Wachholtz im Auszuge herausgegeben von seinem Enkel. Mit Skizzen, in: Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1907. 8. u. 9. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn [1907], S. 259—326. 8° 1 M. 25.

Die Mitteilungen, die Karl Friedr. v. Vechelde aus dem Tagebuche des Generals Fr. L. v. Wachholtz 1844 veröffentlicht hat, gehören zu den wichtigsten Quellenschriften für die Geschichte des Herzogs Friedrich Wilhelm. Leider reichten sie nur bis zu dem Beginne des Feldlebens in Spanien. Sie erfahren jetzt in obiger Schrift eine sehr willkommene Fortsetzung. Diese enthält die Erlebnisse Wachholtz' in Spanien und damit interessante Nachrichten über diesen eigenartigen Feldzug. Nicht nur die kriegerischen Operationen werden uns unter Beifügung von Kartenskizzen anschaulich vorgeführt: wir erhalten zugleich einen klaren Einblick in das ganze Leben und Treiben der dortigen, aus verschiedenen Nationen zusammengewürfelten Soldateska. Daß Wachholtz' Kompagnie sich in ihr eines guten Rufes erfreute, zeigt S. 312 das Wort Wellingtons: »That is a good Company«. Sehr knapp gehalten sind die Schilderungen von Land und Leuten, aber was wir davon hören, kann nur den Wunsch verstärken, mehr davon zu erfahren. Es ist offenbar nur der wichtigste Teil von den Aufzeichnungen seines Großvaters, die der Herausgeber uns hier vorlegt und mit kurzen, aber ausreichenden Erklärungen versehen hat. Nicht ganz richtig ist die Angabe der letzten Anmerkung S. 326, Wachholtz sei an der Seite des Herzogs gewesen, als diesen das tödliche Blei ereilte (vgl. v. Kortzfleisch, Gesch. d. Braunschw. Inf.-Regts. II. Bd. S. 70). — Sehr passend schließt sich an dies Kriegstagebuch der Aufsatz B. v. Potens „Ein Reiteroffizier vor hundert Jahren", der den Schluß des Heftes (S. 327—46) umfaßt und die Erlebnisse Georg Frhr. v. Krauchenbergs schildert, die sich in des Königs deutscher Legion großenteils ebenfalls in Spanien zutrugen.

Walther Hifferich, Die Prinzessin von Ahlden und Graf Königsmark in der erzählenden Dichtung. (Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte.) Inaugural-Dissertation ... der Universität Rostock. Darmstadt, 1906. 50 S. 8°.

Mit großem Fleiße hat der Verfasser ein sehr zerstreutes und großenteils auch ablegenes und weitschichtiges Material zusammengetragen und dieses geschickt dazu benutzt, um die verschiedenartige Gestaltung, die das Schicksal der unglücklichen Fürstin in der erzählenden Dichtung gefunden hat, und damit zugleich auch den Wandel in der Geschmacksrichtung weiter Kreise fast durch zwei Jahrhunderte zu verfolgen. Es steht noch aus ein zweiter Abschnitt, in dem die dramatischen Bearbeitungen des Stoffes behandelt werden sollen. Ein Anhang gibt einen Überblick über die wissenschaftliche Literatur und über die Benutzung des Stoffes in der erzählenden wie in der dramatischen Dichtung.

Carl Simm, Das Amt Salder einst und jetzt. 2. Lieferung. Wolfenbüttel, R. Angermann 1907. 55 S. 8°. 1 M.

Nach einer langen Pause ist der ersten Lieferung des Werkes, die 1896 erschien, jetzt eine zweite gefolgt. Das erste Kapitel, das nicht einwandfrei ist, handelt S. 1—5 von der heidnischen Zeit, das zweite von dem Einzuge des Christentums. Es werden dann von dem Kirchenkreise Barum die Parochien Barum, Gebhardshagen, Salder, Lebenstedt, Bruch- und Lobmachtersen und die Kirche zu Engerode, von dem Kirchenkreise Lichtenberg die gleichnamige Parochie eingehend behandelt. Viel neues wird den alten Lesern des Br. Magazins damit nicht geboten. Denn nicht nur die Mitteilungen über „Engerode, ein Kloster- und Wallfahrtsort im Amte Salder", wie S. 26 angegeben wird, sondern auch die über die anderen Ortschaften sind, von geringfügigen Zusätzen abgesehen, im Braunschw. Magazin 1899 und 1900 bereits veröffentlicht gewesen. Die beigegebenen Abbildungen sind von den Klischees gemacht, die für den 3. Band von P. J. Meiers Bau- und Kunstdenkmälern angefertigt wurden.

Theodor Benecke, Historisch-topographische Nachrichten über das ehemalige Amt Harburg aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Harburg, Selbstverlag des Verfassers 1908. 59 S. 8°. 1,10 M.

Auf Grund eines Lagerbuches von 1567 erhalten wir Nachrichten zunächst über die allgemeinen Verhältnisse des Amts, die Gerichtsbarkeit, die Jagdgerechtigkeit, Fischerei, Mühlen, Schäferei, die Stadt, deren Vorwerke, Landgüter usw., sodann eine Beschreibung der Vogteien und einzelnen Ortschaften.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 2 u. 5. Die allgem. lutherische Konferenz. — 4. Zur Lage der Predigtamtskandidaten unserer Landeskirche. — 12. Neunter Jahresbericht d. luther. Gotteskastens im Herzogt. Braunschw. f. d. J. 1907.

Braunschweiger Sonntagsblatt. Nr. 4 u. 5. Otto Schütte, Braunschweigische Vornamen als Gattungsnamen. — 8. Smend, Zum Wettbewerb für die kirchlichen Gebäude der St. Jakobi-Gemeinde in Braunschweig. — 11. Gerlich, von der christlichen Geschmacklosigkeit.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 3. Die kirchliche Zeitlage. — 12. Aus der Landesversammlung.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1908. April **Nr. 4.**

Zum Gedächtnis der Herzogin Marie zu Braunschweig und Lüneburg.

(† 20. April 1808)

Am 20. April dieses Jahres ist gerade ein Jahrhundert verflossen, seitdem Herzogin Marie, die Gemahlin Herzog Friedrich Wilhelms, im Schlosse zu Bruchsal ihr junges Leben beendete; um das Morgengrauen des 27. April ist sie in der Fürstengruft zu Pforzheim zur letzten Ruhe gebettet. Wie im Tode, so ist sie auch im Leben unserem Lande in der Zeit, da sie den Fürstenthron hier hätte einnehmen müssen, stets fern geblieben. Sie ist daher im allgemeinen auch wenig bekannt geworden. Und doch ist schon vor Jahren wohl nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß „die edle Frau wert sei, dem Gedächtnisse der Braunschweiger erhalten zu werden." Wenn wir von dieser Überzeugung durchdrungen auch in diesen Blättern heute der Fürstin ein kleines Denkmal errichten möchten, so glauben wir für dieses keine festeren und schöneren Bausteine herbeitragen zu können, als einige Briefe, die die Fürstin selbst einst an ihren Gatten gerichtet hat. Schärfer und klarer als alle Schilderungen stellen sie uns die liebenswürdigen Züge ihres Wesens, den Adel ihrer Gesinnung lebendig vor Augen. Sie zeigen uns unverhüllt ihr ganzes Denken und Fühlen, die Triebfedern ihres Handelns; sie lassen mehr als Anderer Worte uns die ganze Schwere des Verlustes ermessen, der den Herzog und seine Kinder am 20. April 1808 betroffen hat. Sie gewähren uns zugleich auch einen unmittelbaren Einblick in eine schwere und große Zeit, deren wechselvolle Ereignisse anschaulich und lebenswahr hier vor uns aufsteigen; wir sehen, wie eine schwache, schüchterne Frau aus ihrem strengen Pflichtbewußtsein einen unbesiegbaren Mut, eine ungeahnte Kraft schöpft und eine Charaktergröße entfaltet, die uns unwillkürlich Bewunderung abnötigt.

Die nachfolgenden Schriftstücke werden ohne große Erklärung verständlich sein, wir wollen die Herzogin und ihre Zeit hier hauptsächlich durch ihre eigenen Worte zu charakterisieren suchen[1]).

Während der Herzog Friedrich Wilhelm mit seinem Vater, dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand, der sich durch die Bitten der Königin Luise hatte bestimmen lassen, an die Spitze des preußischen Heeres zu treten, gegen die Franzosen zu Felde stand, war die Herzogin Marie mit ihren beiden Söhnen Karl und Wilhelm auf dem Lustschlosse Richmond vor Braunschweig traurigen Herzens zurückgeblieben. Von hier schreibt sie an ihren Gemahl:

Richmond d. 2 Octobre 1806
Donnerstag Mittags 1 Uhr.

Gestern Abend schickte mir der Graf Gallatin[2]) deinen Brief, Lieber Wilhelm, der mich recht herzlich freute, so wie der vom 26t., den ich einen Tag früher erhielt. Ich fühle so gut, wie wenig Zeit dir jetzt zum schreiben bleiben muß, daß ich dir doppelt dankbar dafür bin, wenn du mir ausführliche Nachrichten giebst, die mich so sehr intereßiren. Ich gestehe dir, daß die lezten meine Hoffnung und Zuversicht auf die Friedlichen Gesinnungen sehr niederschlagen, du kannst es mir nicht übel nehmen, wenn ich den Krieg fürchte und den Himmel nur um deine Erhaltung bitte. Ich bin heute mehr als je zu traurigen Gedanken gestimmt, denn ich war diesen Morgen zum erstenmahl in der Burg Kirche, um mit der Herzogin zu communizieren; man sah noch alle Anstalten des Begräbnißes deines Bruders[3]),

[1]) Vgl. über die Herzogin Marie, die Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, Enkelin Karl Friedrichs, die am 7. Sept. 1782 zu Karlsruhe geboren wurde und am 1. Nov. 1802 dem Herzoge Friedrich Wilhelm zu Br.-Lün.-Oels die Hand reichte, das Lebensbild von Paul Zimmermann, das zuerst in den Braunschw. Anzeigen vom 24. Aug. — 1. Sept. 1903 (Nr. 198—205), dann als Broschüre bei Jul. Zwißler in Wolfenbüttel erschienen ist.

[2]) Geheime Legationsrat Graf Pierre Gallatin.

[3]) Der Erbprinz Karl Georg August war am 20. September 1806 plötzlich zu Antoinettenruhe gestorben und am 29. Sept. in der Gruft der Burgkirche St. Blasii beigesetzt.



alle die schwarzen Tücher, Kerzen rc. machten mir einen so wehmüthigen Eindruck, daß ich mich über die Ruhe und Gelaßenheit der Herzogin[1]) wunderte; mit dem Alter kömmt dieß wohl von selbst, und ich finde es eigentlich glücklich. — Künftigen Sonntag soll ich auch eine Trauer Rede in der Burg Kirche hören, worauf mir schon im Voraus bange ist. Prinz August[2]) scheint den Verlust seines Bruders tief zu empfinden, er sprach heute mit vieler Rührung davon; Prinz George zwar auch, aber er hat schon andre Gedanken dabei[3]). Du hattest wohl recht, zu denken, daß mir die Herzogin viel über dieß alles sprechen würde, sie trug mir sogar auf dir darüber zu schreiben und Vorsicht zu empfehlen, worauf ich ihr versicherte, es würde dir nicht daran fehlen, indem du dich gewiß in nichts mischen würdest und nie gewünscht hättest, den geringsten Vortheil vor deinen Brüdern zu besitzen. Sie brachte vorgestern den ganzen Vormittag hier zu, und hatte die Prinzeß v. Oranien[4]) (welche die Herzogin in der Stadt besuchen wollte) zum Frühstück in Richmond eingeladen. Diese, so wie die Erbprinzeß[5]) haben mir aufgetragen dir für dein Andenken zu danken und viel Freundschaftliches zu sagen; sie werden beide künftigen Dinstag wieder in die Stadt ziehen und sich bei mir aufhalten, bis es Nacht wird, um in der Stadt kein Aufsehn zu erregen und der Erbprinzeß diesen traurigen Augenblick zu erleichtern. Ich werde sie Morgen Abend zum leztenmahl in Saltzdahl besuchen. Gestern war das Wetter wieder so schlecht und kalt, daß ich auch an einen Winteraufenthalt dachte, da es nicht möglich ist noch lange hier zu bleiben, und keinen sah als Braunschweig, zum wenigstens bis etwas über Krieg oder Frieden entschieden ist; meine Reise nach Bruchsal[6]) würde ich nie vorher beschleunigt haben, auch wird die Jahreszeit immer übler dazu für die Kinder. Aber im Fall einer Flucht bleibt mein Wunsch, dann auf eine andre Seite als der Hof zu reisen, unter allen Umständen derselbe, und du billigst ihn auch gewiß wie bisher, Lieber Wilhelm. Bisweilen hoffe ich noch, daß es nicht dazu kommen wird .... Die jetzigen Gesinnungen des Herzogs über deine militairische Lage laßen mich hoffen, daß wir uns in der Zukunft seltener trennen werden; wären wir nur schon so weit! — Lebe wohl und gesund Lieber guter Wilhelm, ich schicke diesen Brief wie immer an den Hr v. Wolffradt[7]) ohne zwar zu wißen, wenn er abgehn wird. Unsre Kleinen sind wohl und munter; sie schlafen jezt beide. Vergeße nie, daß sie deiner noch lange bedürfen, Lieber Wilhelm, und errinnere dich auch bisweilen an deine dich ewig liebende M.

Richmond d. 9. Oct. 1806
Donnerstag Mittags 12 Uhr.

Lieber Wilhelm, ich kann den heutigen Tag[8]) unmöglich vorübergehn laßen, ohne mich einen Augenblick mit dir zu unterhalten und dir nochmahls meine besten Wünsche zu wiederholen; Könnte ich dir sie doch selbst sagen, Lieber Wilhelm, und dir die angenehme Überaschung vergelten, welche du mir den 7. Sept.[9]) machtest, leider muß ich mich mit dem Willen dazu begnügen und dir nur in der Entfernung mit meinen Gedanken folgen. Hr. und Fr. v. Heckel[10]), welche so eben bei mir waren, sagten, das Hauptquartier des Herzogs wäre den 4t in Erfurth gewesen. Ich erhielt diesen Morgen einen schönen Gratulationsbrief des Hr. v. Wolffradt mit einem Paket des Cammerrath Lindners, welches einen Brief und eine Menge Verse auf deinen Geburtstag enthielt. . . . Seine Bereitwilligkeit, mich in Oels zu empfangen, ist mir eine wahre Beruhigung im Fall einer Flucht, wiewohl ich weit entfernt bin, dieß zu wünschen oder zu fürchten, denn ich hoffe gewiß, daß man ganz ruhig in Braunschweig bleiben wird. Ich war gestern Nachmittag im Schloß um die Zimmer zu besehn, welche die Herzogin seit dem Tod der Frl. v. Hartfeld[11]) unsern Kindern bestimmte; sie werden nun mit den meinigen durch eine sonst gebrauchte Thür vereinigt, und die Kleinen werden dadurch viel mehr Plaz bekommen.

Nachdem ich alles nöthige besehn und berichtigt hatte, gieng ich zu der Erbprinzeß, welche seit vorgestern wieder in Braunschweig wohnt; ihre Zurückkunft daselbst war, wie natürlich, sehr traurig. Sie hielt sich mit ihrer Mutter einige Stunden bei mir hier auf, um bei Nacht in die Stadt zu fahren und alles Aufsehn zu vermeiden. Beide laßen dir viel schönes zu deinem Geburtstage sagen. Ich soll

[1]) Auguste, die Gemahlin Karl Wilh. Ferdinands und Schwiegermutter Maries.

[2]) Der dritte fast blinde Sohn des Herzogs Karl Wilh. Ferdinand geb. 18. Aug. 1770.

[3]) Prinz Georg (Wilh. Christian), der zweite Sohn Karl Wilhelm Ferdinands und nach dem Tode seines älteren Bruders eigentlich Erbprinz. Da weder er noch sein Bruder August zur Thronfolge fähig waren, so verzichteten sie darauf zu Gunsten ihres jüngsten Bruders Friedrich Wilhelm.

[4]) Wilhelmine, geb. Prinzessin von Preußen, seit 9. April 1806 Witwe des Prinzen Wilhelm V. von Oranien.

[5]) Friederike Luise Wilhelmine, die Tochter der Vorigen, am 14. Okt. 1790 an den Erbprinzen Karl Georg August vermählt, der am 20. Sept. 1806 verstorben.

[6]) In Bruchsal hielt Maries Mutter, die verwitwete Markgräfin Amalie von Baden, Hof.

[7]) Gustav Anton von Wolffradt, seit 17. Febr. 1805 wirklicher Geheimrat, damals der vertrauteste Beamte des Herzogs Karl Wilh. Ferdinand.

[8]) Der 9. Oktober war der Geburtstag Friedrich Wilhelms, wie auch seines Vaters Karl Wilhelm Ferdinand.

[9]) Geburtstag der Herzogin Marie, an dem Friedrich Wilhelm zur Überraschung nach Braunschweig gekommen war.

[10]) Geh. Legationsrat von Haeckel.

[11]) Luise Henriette Wilhelmine von Hertefeld, Stiftsfräulein von Steterburg, Freundin des Herzogs Karl Wilh. Ferdinand und der Herzoglichen Familie, † 31. Juli 1806.

diesen Mittag bei der Herzogin eßen; es wird aber niemand als deine Brüder und der Hof dabei sein; nie wurde wohl dieser Tag so still und traurig gefeiert!

Unsre beiden Kleinen sind Gottlob recht wohl und munter. Wiewohl das Wetter jezt ein wenig kalt und feucht ist, konnten sie doch noch jeden Tag ein paar Stunden im Garten zubringen. Hr. v. Wolffradt wird heute oder morgen früh eine Staffette in das Hauptquartier schicken, ich eile also dieß zu schließen und es ihm zur Besorgung zu geben; Lebe wohl und gesund Lieber guter Wilhelm, der Himmel erhalte und beschütze dich; dieß ist der stete Wunsch deiner treuen Marie.

Richmond d. 13t. Oct. 1806.
Montag Mittags 1 Uhr.

Da ich dir eben schreiben wollte, Lieber Wilhelm, kam die Freistedt[1]) und brachte mir einen Brief von Gallatin mit der schrecklichen Nachricht des unglücklichen Todes des Prinzen Louis Ferdinand[2]), noch kann ich mich kaum darüber faßen, dieser traurige Anfang des Krieges läßt mich alles befürchten und vermehrt meine Angst um dich, Lieber Wilhelm. Zwar hoffe ich, daß du dich nicht so unvorsichtig der Gefahr preiß geben wirst, wo es deine Pflicht nicht erfordert, aber ich kenne auch deinen Muth und deine Erbitterung gegen den Feind, und die Entfernung, die beständige Ungewißheit deiner Lage sezt mich in die peinlichste Unruhe. Gott erhalte dich und den Herzog! — Deine Mutter war diesen Morgen lange hier, aber wir wußten beide noch nichts von den traurigen Nachrichten, welche später kamen; ich bemerke keine Veränderung in ihrem Benehmen gegen mich, im Gegenteil, sie behandelt mich sehr gut, ich vermuthe also, daß Sie noch nichts von dem neuen arrangement[3]) weiß, ich gestehe, daß mir recht bange auf die Zukunft ist, indeßen beschäftigen mich die hießigen Angelegenheiten jezt weit weniger als deine gegenwärtige Lage. Die großmüthige Art, mit der du dich mit deinen Anverwandten über Oels verglichen hast, ist mir ein theuerer Beweiß deiner Liebe für mich und unsre Kinder, Lieber Wilhelm; bei den jeẓigen Verhältnißen ist ein solcher Zufluchtsort, wo man sicher ist, gut aufgenommen zu werden, gewiß eine wahre Beruhigung, doch wünsche ich nie in den Fall zu kommen davon Gebrauch machen zu müßen, und ohne dich nach Oels zu reißen. Es freut mich, daß sich der Herzog v. W[ürtemberg] freundschaftlich gegen dich beträgt. Wenn er nur deine Nachgiebigkeit nicht mißbraucht und keine unbillige Forderungen mehr an dich macht; Sei so gütig ihm in meinem Nahmen für sein Andenken zu danken....

Dienstag Morgens 10 Uhr. Ich endige erst heute diesen Brief, weil die Post morgen abgeht... Gestern blieb ich den ganzen Tag zu Hause, und gieng viel mit den Kleinen spazieren; die Luft von Richmond bekommt beiden so gut, daß ich mich noch nicht entschließen konnte wieder in die Stadt zu ziehn, auch gestehe ich dir, daß mir meine Einsamkeit hier weit angenehmer als die Art zu leben in Braunschweig ist; — eben kömmt die Friederike mit der Nachricht, daß die Herzogin im Garten ist, ich muß dich also verlaßen und zu ihr gehn, aber meine Gedanken bleiben immer bei Dir.

Mittags 12 Uhr. Da bin ich wieder von meiner Promenade zurück; du kannst denken, daß die ganze Zeit von nichts als von dir und dem Kriege die Rede war; die Herzogin läßt dir sagen, sie hätte bei der gestrigen Nachricht gleich an dich gedacht, und an den Herzog geschrieben: „J'espere que cette malheureuse imprudence servira d'exemple à Guillaume". Man sagt nun der Prinz von Hohenlohe hätte die Franzosen geschlagen. Vieleicht kommen diesen Abend beßere Nachrichten, ich darf aber auf keinen Brief von dir hoffen, Lieber Wilhelm, da ich Sonnabend so viele auf einmahl bekam, ich brauche dir wohl nicht zu sagen, mit welcher bangen Ungeduld ich dem nächsten entgegen sehe, so oft ich die Freistedt oder jemand anderes kommen höre, glaube ich, es ist wieder etwas neues... Lebe wohl, Lieber guter Wilhelm Lebe wohl und gesund, vergeße nie, wie wichtig deine Erhaltung nicht allein mir und unsern Kindern, aber auch so vielen andern Menschen ist, die ihr künftiges Glück von dir erwarten; glaube aber auch, daß niemand dich treuer und herzlicher lieben kann als deine M.

Uelzen d. 19ten Oct. 1806.
Sonntag Abends 9 Uhr.

In diesem Augenblick erhalte ich deinen Brief von Duderstadt, Lieber Wilhelm, und eile dir mit einer Staffette zu antworten. Nach der schrecklichen Ungewißheit über deine Lage war mir die Nachricht, daß du noch gesund bist ein wahrer, nöthiger Trost, aber die Aussicht zu einer neuen Schlacht erweckt wieder alle meine Besorgnisse. Wenn du je einige Liebe für mich hattest, Lieber Wilhelm, so beweise mir es jezt, indem du dich nicht ohne Noth der Gefahr aussezst und mich auf immer unglücklich machst, bedenke das Wohl deiner Kinder, und erhalte dich ihnen und deiner Marie. Dein Vater ist glücklich in Blankenburg angekommen, seine Wunde ist zwar schmerzhaft, aber nicht gefährlich, dieß schrieb gestern Heuer[4]), welcher mit Spangen-

[1]) Auguste von Freistedt, die Hofdame und Jugendfreundin der Herzogin.

[2]) Prinz Louis Ferdinand fiel am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld.

[3]) Betr. die Thronfolge, deren Neuordnung damals im Werke war.

[4]) Konrad Friedr. Heyer, Prof. Dr. med. in Braunschweig.

berg[1]) zu dem Herzog geschickt wurde und sogleich einen Bericht nach Braunschweig schickte. Nun ein Wort über meine schnelle Abreise, die mich jetzt doppelt unglücklich macht, da du mir die Hoffnung giebst dich vieleicht einen Augenblick zu sprechen, und ich diesem Trost dadurch entsagen muß. Vorgestern Vormittag kam der Hr. v. Thielau[2]) zu mir nach Richmond mit der Nachricht, der Prinz Heinrich von P[reußen] und Paul von Würtenberg wären vom Schlachtfeld der lezten unglücklichen Bataille nach Braunschweig gekommen und hätten die Herzogin beredet denselben Abend zu flüchten, weil die Franzosen ihnen gleich folgen würden. Hr. v. Thielau bat mich also inständig die Kinder fort zu bringen; du weißt, daß ich diese Gefahr nicht scheute und schon lange den Augenblick einer allgemeinen Bestürzung fürchtete, ich richtete mich indeßen so ein den Nachmittag mit Sack und Pack in Braunschweig zu sein; als ich dort ankam, war die Herzogin noch am Tisch, ich gieng also zur Erbp[rinzessin]. Während wir zusamen waren, sahen wir einen Wagen vorfahren, und ehe wir Zeit hatten in ihr Zimmer zu kommen, war die Herzogin fort, ohne jemand zu sagen, wo sie hin gieng; den Abend kamen immer üblere Nachrichten, General Pfuhl rieth uns auch Braunschweig zu verlaßen, dennoch konnte ich mich noch nicht entschließen fort zu gehn ohne irgend eine Nachricht von dir zu haben. Die Erbp[rinzessin], ihre Mutter, deine übrigen Verwandten reißten indeßen alle in der nehmlichen Nacht der Herzogin nach, ich glaube in die Gegend von Rostock, alle hatten mehr oder weniger den Kopf verlohren, man glaubte den Feind schon vor dem Thor, und Wolffradt, Thielau rc. legten mir es so sehr zur Pflicht die Kinder zu retten, daß ich endlich gestern Mittag 1 Uhr Braunschweig mit unaussprechlichem Kummer verließ um nach Stralsund zu gehn, da man mir sagte, es wäre unmöglich gleich nach Oels durch zu kommen. Ich wählte St., weil ich mich errinere, daß du einst meinen Gedanken, dorthin zu flüchten billigtest, der Major Fleischer[3]) begleitet mich, er schien mir derjenige zu sein, der sich noch am besten dazu paßte, da ich unmöglich alles selbst besorgen kann, und Wolffradt hatte mir ihn vorgeschlagen; an Geld fehlt es mir nicht, die Caßette ist noch ganz wie du sie geschloßen, hier bin ich nun seit einer Stunde, aber ganz bereit auf die erste gute Nachricht wieder zurück zu kehren, o wären wir doch wieder vereinigt! und ruhig; ich wünsche nun nichts als Frieden, obgleich er nie vortheilhaft sein kann, ich bitte dich inständig Lieber Wilhelm laße mir bald wißen, wie es dir geht und ob es noch zu einer Schlacht gekommen ist; ich darf gar nicht daran denken! Der Himmel gebe, daß du keinem Feind begegnet hast, wenn es dir möglich ist, so sage mir auch ein Wort von Freistedt für seine arme Schwester, die alle meine Sorgen theilt. Hier ist die Route nach Stralsund, der ich folgen soll[4]), könntest du mich doch bald zu dir zurückrufen! Lebe wohl Lieber guter Wilhelm ich schließe, damit du diese verwirrten, unzusammenhängenden Zeilen so bald als möglich erhälst. Die Kinder sind wohl, ihre Munterkeit thut mir jezt weh, ich beneide sie um ihren glücklichen Frohsinn. Deine Besorgnisse über mich rühren mich innig, du solltest aber genung von meiner Treue überzeugt sein um zu glauben, daß niemand dich je in meinem Herzen ersetzen wird, laß uns hoffen, daß wir noch lange glücklich zusamen leben werden und komme bald wieder zu deiner betrübten

Marie.

Stralsund d. 25sten Oct. 1806
Sonnabend Morgens 9 Uhr.

Hier bin ich endlich gestern Abend nach vielen Mühseligkeiten und mit schwerem Herzen angekommen, Lieber Wilhelm; ich hoffe dir heute deutlicher schreiben zu können, als in Uelzen, wo ich so sehr eilen mußte und meine Gedanken noch weniger zusammen nehmen konnte. Wie sehr ich mich unglücklich fühle, so weit von dir zu sein, ohne zu wissen wie es dir geht, ob du meine Reise billigest, brauche ich dir wohl nicht zu sagen, du weißt daß ich gewiß nichts ohne deinen Rath und Genehmigung unternommen hätte, wenn es mir möglich gewesen wäre Nachricht von dir hierüber zu erwarten, aber man ließ mir keine Zeit dazu; so bald mir Hr. v. Thielau die Nothwendigkeit einer Flucht vorstellte, erklärte ich ihm meinen Wunsch nach Oels zu reißen, allein er und jedermann, den ich darüber sprach, versicherte mich, es wäre unmöglich über Berlin oder durch Sachsen durch zu kommen, weil ich gewiß der Französischen Armée begegnen würde, es blieb mir also keine Wahl als mit deinen Verwandten oder hieher zu gehn, ich wählte das leztere um weniger aufgehalten zu werden und niemand beschwerlich zu sein, aber auch dieß gelang mir nicht, da man anfangs gar nicht wußte, wo deine Mutter und Brüder hin reißten, und es fand sich bald, daß wir alle den nehmlichen Weg nahmen; dadurch entstand ein solcher Mangel an Pferden, daß wir beinah auf jeder Station 2 bis 3 Stunden aufgehalten wurden; von Uelzen kamen wir nur bis Döbnitz, den folgenden Tag nach Parchim, Mittwoch erst um 3 Uhr Morgens nach

[1]) Georg Aug Spangenberg, Dr. med. und Assessor beim Obersanitätskollegium.

[2]) Oberstallmeister Karl Florian v. Thielau.

[3]) Major Joh. Aug. Wilh. Fleischer, 1807 vom Könige von Schweden unter dem Namen „von Nordenstern“ geadelt.

[4]) Sie liegt von anderer Hand geschrieben dem Briefe bei und lautet: Den 18t Oct. in Gamsen, über Ösingen den 19. in Ültzen, über Dannenberg Dömitz den 20. in Grabow, über Parchim Güstrow den 21. in Rostock, über Riebenitz Barenhagen den 22. in Stralsund.



Rostock, wo alle Häuser so besetzt sind, daß wir kaum einige Stuben fanden. Deine Mutter war zwei Tage vorher dort angekommen, ich ging also zu ihr, so bald sie aufgestanden war, und fand sie traurig, aber doch ziemlich ruhig, wiewohl sie eben so wenig Nachrichten wußte als ich, die Aebtissin[1]) ist bei ihr und wünschte sehr, daß ich auch in Rostock bleiben mögte, aber da wir keine Wohnung fanden, und die Herzogin meine weitere Reise zu billigen schien, mußten wir uns wohl nach einer Stunde wieder auf den Weg machen. Wir blieben die Nacht in einem Closter, das, ich glaube, Ribnitz heißt, und kamen gestern Mittag um 3 Uhr hier an, aber auch hier sind alle Häuser so sehr mit Militair besetzt, daß ich mich genöthigt sah eine Wohnung bei dem Commandanten Peyron (der vor einigen Jahren in Carlsruhe war) anzunehmen; er und alle hiesigen Bewohner sind sehr höflich und zuvorkommend gegen mich, aber ich möchte doch viel lieber in Oels sein, könntest du mir nur einen Wink hierüber geben lieber Wilhelm, aber Gott weiß, ob du meine Briefe erhälst und wo du jetzt bist, diese schreckliche Ungewißheit ängstigt mich unaussprechlich! Man glaubt so gewiß, daß die F[ranzosen] nach Berlin kommen werden, daß ich auch in Sorgen wegen deines Haußes in Prenzlau bin. Wenn es möglich ist jemand dahin an Illisch zu schicken, mögte ich deine Sachen und die meinigen in Sicherheit bringen lassen. Deine Bagage wird Hr. v. Wolffradt in Empfang nehmen, ich adressire ihm auch diesen Brief, ach Lieber Wilhelm, wann und wo werden wir uns wieder sehn! wenn ich nur zwei Worte von dir erhielt; jeder Schritt, der mich von Braunschweig entfernt, vermehrt meine Unruhe! unsre Kinder haben alle Beschwerlichkeiten der Reise besser ertragen, als ich es hoffen konnte, aber Carl ist so unruhig im Wagen, daß man ihn kaum halten kann, er fährt mit mir, F. v. Verchuer[2]), Freistedt und Luise Fritzen; Wilhelm mit seiner Amme und übrigen Leuten; 3 Hengste aus Oels und das Reitpferd bringt Schröder mit dem équipage Wagen nach, das vierte Pferd mußte ich aber dem Hr. v. Thielau in Braunschweig zurück lassen, weil es krank war; er hat mir versprochen dafür zu sorgen; — der Major Fleischer besorgt die Bezahlungen der Posten ꝛc. pünktlich und mit dem besten Willen, er berechnet mir alles, was ich ihm gebe, und ich werde gewiß noch lange mit demjenigen hinreichen können, was in der bewußten Cassette war. Der Himmel gebe, daß du mich bald zu dir berufen kannst, Lieber Wilhelm oder doch deinen Willen zu kommen läßt! Der Zustand deines Vaters betrübt mich auch so sehr; wenn es nur wahr ist, daß er sein Land Neutral erklären will, — Lebe wohl, Lieber guter Wilhelm bleibe gesund und vergesse mich nicht, dies ist der eintzige, stete Wunsch deiner ewig treuen M.
Die Erb Prinzeß und ihre Mutter sind in Schwerin.

[1]) Äbtissin von Gandersheim, Auguste Dorothee, die Schwester Herzog Karl Wilhelm Ferdinands, vgl. Br. Mag. 1904 S. 119.

[2]) Frau v. Verschuer, geb. Freiin von Edelsheim, die Oberhofmeisterin der Herzogin, die ihr von Karlsruhe gefolgt war.

Da die Herzogin Marie die ganze Zeit über keine Nachricht von ihrem Gatten erhalten hatte, der nach dem Kampfe von Lübeck durch den Vertrag von Ratkau in französische Kriegsgefangenschaft geraten und nun durch französische und schwedische Wachtposten von seiner Gattin getrennt war, so folgte sie den dringenden Bitten ihrer Schwester, der Königin Friederike, und setzte von Stralsund, das damals noch schwedischer Besitz war, nach Malmö über, wo sie auch von ihrem Schwager, König Gustav IV. von Schweden, auf das liebenswürdigste aufgenommen wurde. Von hieraus richtet sie an den Gemahl nachfolgende Schreiben:

Malmö d. 19t. Nov. 1806.

Ich ergreife die Gelegenheit einer Staffette, welche der König nach Hamburg schickt, um dir sogleich von meiner Ankunft Nachricht zu geben Lieber Wilhelm; der König zeigte mir gestern Abend den traurigen Brief, worin du ihm den unglücklichen Tod deines guten Vaters[3]) ankündigst, und ich kann dir nicht beschreiben, mit welchen Empfindungen ich ihn laß! — ich kan mir deine Lage bei deiner Ankunft in Altona so lebhaft denken! o könnte ich doch deinen Schmerz mit und bei dir theilen, Lieber Wilhelm! Hier nimmt gewiß jederman vielen Antheil daran, aber ich fühle mich doch so einsam; antworte mir nur bald, ich bitte dich inständig darum, denn du wirst meinen Brief aus Ystadt gewiß richtig erhalten. Unsre Kinder sind wohl; ich wohne ganz nah bei meiner Schwester, die mich, so wie der König, mit wahrer tröstender Freundschaft auf nahmen. Der König trägt mir auf dich zu fragen, ob es dir nicht unangenehm sein würde auch hierher zu kommen? er schreibt dir selbst nichts hierüber, um dich in deiner Antwort nicht zu geniren. Lebe wohl für heute, Lieber guter Wilhelm; ich muß eilen, damit ich diese Gelegenheit nicht versäume, nächstens ein mehreres, schreibe mir bald einige Zeilen zum Beweiß, daß du mich nicht ganz vergessen hast. Ewig deine M.

Malmö d. 24 Nov. 1806
Montag Mittags 1 Uhr.

Vorgestern Abend nach 11 Uhr kam Berger hier an, Lieber Wilhelm, und brachte mir endlich sichere Nachrichten von dir, denn bis jezt schwebte ich immer in der traurigsten Ungewißheit über deine

[3]) Herzog Karl Wilhelm Ferdinand war am Nachmittag des 10. November 1806 in Ottensen seinem Leiden erlegen, wenige Stunden bevor hier sein Sohn Friedrich Wilhelm eintraf.

Lage; o nun kann ich alles ertragen, da du mir so wundervoll erhalten bist, Lieber Wilhelm; ich denke bisweilen sogar, daß dich die Vorsehung noch zu manchem guten in der Welt bestimmt hat, da sie so sichtbar über dich wachte und dich vor allen Gefahren schützte, es ist ein tröstender Gedanke, der mich erhebt und beruhigt. Bei der Freude, die mir dein Brief verursachte, konnte ich ihn doch nicht ohne Thränen lesen, indem ich sah, daß ich durch meine Abreise von Stralsund alle deine Pläne zu unsrer Vereinigung vereitelt oder doch entfernt habe; Heute wäre ich vielleicht in Rostock, und wenn auch nicht bei dir, doch viel näher als hier, wo uns das unermeßliche Meer trennt; — hätte ich nur die Möglichkeit mit einem Paß zu dir zu kommen voraus sehen können, allein die schreckliche Ungewißheit, in der ich die lezten 8 Tage in Stralsund lebte, wurde mir so unerträglich, daß ich eine Reise über Hollstein nach Hamburg als das einzige Mittel ansah wieder etwas von dir zu hören. Denn seit deinem Aufenthalt in Braunschweig bekam ich keinen Brief. Hier hoffte ich nun Nachricht von dir erwarten zu können und besonders eine Antwort auf meinen Brief aus Ystadt[1]), aber ich fürchte, du wirst ihn nun auch nicht mehr erhalten haben, da die Franzosen in Hamburg sind; die Umstände verändern sich so sehr von einem Tag zum andern, daß man nichts mehr berechnen oder im voraus bestimmen kann. Wenn ich morgen mit der Post keinen Brief von dir bekomme, der etwas über meine weitere Reise enthält, so schicke ich dir Bergern über Stralsund zurück, damit er dir alle Briefe, die an mich aus Berlin kommen könnten, überbringt, und suche dann selbst dich so bald als möglich auf diesem oder einem andern Weg wieder zu finden. Diesen Brief schicke ich nach Hamburg im Fall du noch in Altona bist. Morgen schreibe ich dir ausführlicher mit Berger. Lebe wohl Lieber guter Wilhelm; beurtheile mein Benehmen nicht zu streng und Liebe immer deine M.

Da der Herzog einen Paß nach Berlin nicht erhielt und somit zum Stillsitzen verurteilt war, so empfand die Herzogin um so lebhafter die Verpflichtung, für ihn und ihre Kinder zu handeln; sie quält die Sorge, daß sie den entscheidenden Augenblick verabsäumen könne. Nur ein Mittel schien ihrem Bruder, dem Erbgroßherzoge Karl von Baden, der die badischen Truppen unter Napoleon befehligte, jetzt noch Aussicht auf Erfolg versprechen: ein persönliches Erscheinen der Herzogin Marie vor Napoleon. Die sonst so schüchterne, jetzt aber so tapfere Frau läßt sich nicht abhalten, den Versuch zu wagen; in der Hoffnung ihren Bruder und Napoleon noch in Berlin zu treffen setzt sie abermals über das Baltische Meer und schreibt nun ihrem Gatten:

[1]) Schwedische Hafenstadt für die Überfahrt nach Stralsund.

Barhöft d. 28t. Nov: 1806.
Freitag Morgens 10 Uhr.

Lieber Wilhelm, der letzte Brief meines Bruders wird dir meine schnelle Rückreise nach Stralsund erklären. Ich erhielt vorigen Dinstag durch ihn die Nachricht, daß man dir nicht nur eine Reise nach Berlin, sondern auch jeden andern Paß versagt, und nur mich gnädig aufnehmen will; du kannst denken, welche drückende Empfindung dieß bei mir erregen mußte, aber zugleich war es mir auch unmöglich länger unthätig in Schweden zu bleiben, und ich faßte sogleich den Entschluß, dem Rath des Carls zu folgen, für dich zu handeln oder doch in jedem Fall dein Schicksal zu theilen und nicht länger ohne dich zu sein; die Hoffnung deine Freiheit zu erlangen oder etwas zum künftigen Schicksal und Glück unsrer Kinder beizutragen ist so tröstend, daß ich darum und in der Überzeugung meine Pflicht erfüllt zu haben gewiß alles ertragen kann, was mir sonst schwer fallen würde. Ich gieng also gestern früh von Malmö weg, ließ aber aus Vorsicht und in der Ungewißheit meines Schicksals unsre Kinder unter dem sicheren Schutz des Königs und meiner Schwester der Obhut der Fr. v. Berchuer zurück und nahm nur die Freistedt mit mir, um so schnell als möglich dir näher zu kommen Lieber Wilhelm, die Nacht brachte ich ziemlich elend auf einem Postjacht zu, und nun mußten wir hier zwei Meilen von Stralsund landen, weil uns der contraire Wind nicht gestattete weiter zu kommen. Der Himmel gebe, daß ich dort Nachricht von dir finden möge, ich mögte so gern nichts ohne deine Genehmigung unternehmen, und doch ist die Zeit jezt so kostbar, daß vieleicht jeder verlohrne Augenblick wichtig für uns hätte sein können! Meine Lage wird mit jedem Tag peinlicher! Ich habe schon meinem Bruder geantwortet und ihn gebeten mir so bald als möglich nach Stralsund zu schreiben, ob er noch eine Reise nach Berlin für nützlich hält und wahrhaft glaubt, daß ich sie in dieser Hoffnung unternehmen könnte, da ich im entgegen gesezten Fall nach Altona zu dir eilen würde, aber nicht ohne dich und unsre Kinder nach Carlsruhe gehn kann.

Stralsund Abends 6 Uhr.

Meine Hoffnung etwas von dir hier zu finden, wurde leider nicht erfüllt, Lieber Wilhelm; ich wollte dir Berger von hier aus zurückschicken, aber er ist noch nicht fähig eine schnelle Reise zu unternehmen, da er von der Seereise sich kaum erholt, und ich hoffe eine Estaffette wird dir dieses eben so schnell überbringen, könnte ich nur die Antwort zugleich mit der meines Bruders erhalten, aber es ist beinah nicht möglich, und dann muß ich wieder ohne deinen Rath und Beistand vieleicht eine unnöthige doch gewiß traurige Reise unternehmen! Mein Entschluß mich von unsern Kindern, zwar hoffentlich nur auf kurze Zeit, zu trennen hat mir unendlich gekostet,

aber mündlich könnte ich dir Ursachen angeben, die mich vielleicht in meinem Benehmen rechtfertigen würden, die erste ist wohl daß sie in dem Paß, den ich bekam, nicht genennt sind, da ich selbst nur unter dem Nahmen Marie bezeignet bin. Gott gebe uns bald wieder Ruhe und Frieden, mehr wünsche ich nicht! — ... Lebe wohl Lieber guter Wilhelm, wann werden wir uns wieder einmahl recht aufrichtig und herzlich unterhalten können! — Ich wohne hier in dem Hauß des Gouverneur Eßen, er bat mich sehr darum, und ich fand es auch schicklicher, da es ein Königliches Hauß ist und ich bei seiner Frau wohne, als wieder bei dem Commandanten zu sein; Lebe wohl und gesund und schreibe recht bald deiner Marie, daß du ihr noch gut bist und ihr Verfahren nicht mißbilligest. Die Antwort des Carl wird die Länge meines Aufenthalts hier entscheiden, weiter als Berlin gehe ich aber auf keinen Fall ohne dich. Könnte ich nur gleich nach Altona und du mir entgegen kommen, damit ich nicht so einsam reißte! Lebe wohl, man erwartet meinen Brief. — Deinen Brief von Wahren erhielt ich erst gestern Abend mit andern, die mir der König nach Ystadt nachschickte. 1000 Dank dafür.

Ferner schreibt sie von Stralsund aus an ihren Bruder, den Erbgroßherzog Karl:

Stralsund d. 6. Dec. 1806.

Lieber Carl; Nachdem ich mehrere Tage hier vergebens auf einen Brief von dir als Antwort auf den gehofft hatte, welchen ich dir den 28. Nov. par Estaffette bei meiner Ankunft schrieb, erfuhr ich endlich zu meiner großen Betrübniß, daß du Berlin den 25t/ verlassen und also meine Reise hierher ganz vergebens und ohne Zweck ist. — Wie sehr mir dieß leid thut, besonders auch in der Hoffnung dich, Lieber Carl, nach einer so langen Trennung wiederzusehn, getäuscht zu wissen, brauche ich dir wohl nicht zu sagen; — Wenn du nur meinen Brief erhalten hast, und mich keiner Nachlässigkeit oder Undankbarkeit gegen dein so freundschaftliches Benehmen beschuldigest! — gern würde ich deine Antwort hier noch erwarten, aber da du dich wahrscheinlich in diesem Augenblick immer mehr von mir entfernst und ich dich doch in keinem Fall erreichen könnte, möchte ich keine Zeit verliehren, so bald als möglich mich wieder mit Wilhelm zu vereinigen, der mich mit Ungeduld in Altona erwartet; ich erhielt gestern Nachricht von ihm durch den Grafen Gallatin, welcher mich hier suchte und nun dorthin begleiten wird; ich werde also morgen früh wieder abreisen und mein künftiges Schicksal mit Wilhelm erwarten und theilen. Ich erhielt letzthin einen Brief von unsrer guten Mutter, worinn sie mir auch den Wunsch äußerte mich bei ihr in Bruchsal zu sehn, und hinzugesetzt, du würdest mir die Mittel dazu angeben; du kannst denken, wie sehr mich dieß glücklich machen würde, könnte ich mit Wilhelm und unsren Kindern diese Reise unternehmen, aber allein würdest du mir gewiß selbst nicht dazu rathen, da du meine Lage in jeder Rücksicht so gut kennst. — Lebe wohl, Lieber guter Bruder, mehr darf ich diesen Blättern nicht anvertrauen in der Ungewißheit, ob und wie du es erhälst, — Lebe gesund und glücklich und vergesse mich nicht ganz, dieß ist der stete Wunsch deiner dich ewig liebenden M.

Zu dieser Reise nach Altona ist es nicht gekommen, Marie kehrte nach Malmö zurück. Die Gründe dafür erfahren wir aus einem zweiten an ihren Bruder Karl gerichteten Schreiben.

Malmö in Schonen, d. 19. Januar 1807.

Dieser Datum wird dir leider hinlänglich beweisen, Lieber Carl, daß ich bis jetzt deinen Freundschaftlichen Rath und Beistand in Betreff meiner Reise nach Altona noch nicht befolgen konnte, indem sich immer neue Hindernisse und Schwierigkeiten diesem Wunsch entgegensetzten; längst schon hätte ich dir sie alle erklärt, um dich so viel als möglich von der Aufrichtigkeit meines Dank's und meiner Gesinnungen gegen dich zu überzeugen Lieber Bruder, wenn mich nicht die in den jetzigen Zeiten so nöthige Vorsicht und besonders die Ungewißheit, wo und wie dir mein Brief zukommen würde, davon abgehalten hätte. Aus meinem letzten Schreiben von Stralsund, wirst du gesehn haben, daß ich alle Hoffnung, fernere Nachrichten von dir zu erhalten, aufgegeben hatte, da ich meinen Brief vom 28. Nov. an dich für verlohren hielt, dennoch würde ich, ohngeachtet der unangenehmen Lage, in der ich mich befand, noch länger dort gewartet haben, wenn mich nicht die dringensten Bitten und Vorstellungen Wilhelms hierher zurück berufen hätten; mein schneller Entschluß, allein zu reisen beunruhigte ihn so sehr, daß mir kein anderes Mittel übrig blieb, als sogleich denselben Weg wieder zurück zu nehmen, um meine Kinder abzuholen und dann über den Sund und die Belth zu ihm zu gehen; dieß war mein festes Vorhaben, allein ein langweiliges Flußfieber, das ich, vermutlich als Folge meiner wiederholten Seereisen, bekam, nöthigte mich mehrere Tage das Zimmer zu hüten; während dieser Zeit, kam der Hauptmann von Kageneck hier an und brachte mir deinen Brief Lieber Carl, der mich als ein neuer Beweiß deines Andenkens und Besorgnisse um mich recht herzlich rührte und freute, zugleich war es mir aber doch leid, daß der H. v. Kageneck mir bis hierher folgte, wo ich ihm nicht die mindeste Annehmlichkeit verschaffen konnte und seiner Begleitung in Neutralen Ländern weniger bedurfte; ich schlug ihm vor den kürzesten Weg nach Pohlen zu dir zurück zu nehmen, weil du ihn vielleicht nicht gern so lange entbehren würdest, und ich nicht wünschte ihn unnöthiger Weise hier aufzuhalten, aber er schien seinen Auftrag so bereitwillig

vollziehen zu wollen, um dir dann die Nachricht meiner Ankunft in Altona zu überbringen, daß ich ihn bat zum wenigstens dorthin voraus zu reisen, da ich noch Nachrichten von Wilhelm erwarten mußte, ehe ich ihm folgen konnte; er gieng also den 3t. von hier ab, und ich hoffte meine Abreise auf die darauf folgende Woche festsetzen zu können, allein meine Gesundheit, das schlechte Wetter und besonders die beständigen Gegenvorstellungen Wilhelms hielten mich von neuem davon ab; Er wünschte, daß ich eher hier als in Altona eine bessere Jahreszeit erwarten mögte, da er doch bis jetzt keinen Paß nach Bruchsal oder Carlsruhe erhalten kann; — der Minister Bourienne hat zwar den Brief, welchen du so gütig warst ihm durch den Hr. v. K. zu schreiben, sogleich bekommen, aber er sagte diesem, er könnte dem Prinzen keinen Paß bewilligen, ehe er darum nach Berlin oder Pohlen geschrieben hätte; da dieß also mit manchen Schwierigkeiten verknüpft scheint und wir doch vor dem Frühjahr diese Reise nicht wohl mit unsren Kindern unternehmen könnten, so habe ich den Hr. v. Kageneck durch den Wilhelm und ein Schreiben der Fr. v. Verchuer an ihn bitten lassen, nicht länger auf mich zu warten und sobald als möglich zu dir zurückzukehren, da ich ohnehin fürchte, deine Gefälligkeit durch seine lange Abwesenheit gemißbraucht zu haben, denn es ist als ob ein widriges Geschick alle deine so gut gemeinten Bemühungen um mich fruchtlos machen wollte; gebe der Himmel, daß ich dir einst in besseren Zeiten dafür danken kann, Mein innigster Wunsch ist ein baldiger Allgemeiner Frieden, der uns bei der guten Mama endlich vereinige! Nur durch Sie kann ich jetzt hoffen Nachrichten von dir zu erhalten, Lieber Carl, da ich hier von aller Communication getrennt bin; Mögtest du doch jede Beschwerde des Krieges glücklich überstehn und bald zu Ihr zurückkehren! — Unsere Schwester Friederieke trägt mir tausend schönes und Freundschaftliches für dich auf, wiewohl sie sich von dir vergessen glaubt. Sie und der König haben mich so gut hier aufgenommen, daß ich sie ungern verlassen werde; dennoch wünsche ich immer so bald als möglich nach Deutschland zurückzukehren und werde auch keine Gelegenheit dazu versäumen. — Lebe wohl Lieber Carl, es ist Zeit diese lange Epistel zu endigen, verzeihe alle détails über mich, aber es ist vieleicht das einzige mahl, wo ich mich darinn einlassen durfte, wiewohl mir noch manches zu sagen übrig blieb, und ich mögte dir so gern meine Erkenntlichkeit für den Antheil, den du an mir nimmst, so viel beweisen als ich es kann. Verbrenne nur dieß Geschmiere so bald du es gelesen hast.

Lebewohl und Gesund Lieber Carl, und behalte Lieb deine treue M.

P. S.

Vielleicht schreibt dir Wilhelm selbst die Ursachen, warum er dir den Hr. v. Thielau nicht schicken konnte? Dieser glaubt nehmlich uns in Braunschweig nützlicher sein zu können, woran ich zwar zweifle; Wilhelm wollte nun jemand anders den Auftrag geben seine Geschäfte zu führen, aber ich fürchte es wird schwer sein einen passenden Mann dazu zu finden.

Auch die folgenden Monate bleiben eine Zeit peinlicher Ungewißheit für beide so weit getrennte Teile. Vorschläge, Hoffnungen und Pläne wechseln, aber es kommt zu keiner Entscheidung, man muß sich in weiteres Abwarten ergeben. Friedrich Wilhelm wird nicht ausgewechselt und ist als Kriegsgefangener an jeder freien Bewegung gehindert. In diese Zeit fallen noch nachfolgende Briefe Maries an ihren Gatten.

Malmö d. 15t. Märtz 1807
Sonntag Abends 5 Uhr.

Gestern Abend hatte ich die Freude deine beiden Briefe vom 5. und 10t. zugleich zu erhalten, Lieber Wilhelm; der letzte beruhigte mich zwar über deine glückliche Rückkunft, erregte aber auch wieder alle meine Besorgniße durch die Nachrichten, welche du mir darinn mittheilst, und die mir in den jetzigen Zeiten nur zu wahrscheinlich vorkommen, da man so gern jeden Vorwand ergreift, um so gar edle Absichten als verdächtig und strafbar anzugeben; Ich bitte dich daher nochmahls inständig, Lieber Wilhelm, denke, wenn du mich lieb hast, an dein Versprechen so vorsichtig und ruhig als möglich zu bleiben und folge den Warnungen derjenigen, die es gewiß redlich mit dir meinen; ich zähle auch deinen Wirth darunter, denn er scheint ein ehrlicher Mann zu sein. Wäre ich nur bei dir, in deinem kleinen Dachstübchen, es würde uns gewiß niemand trennen und ich wäre mancher Sorge und Angst um dich überhoben. Der Antrag deiner guten Mutter, uns bei ihr in Augustenburg zu vereinigen freute mich als ein Beweiß ihres Andenkens an mich und unsre Kinder, aber die Ausführung dieses Plans wäre freilig mit manchen Schwierigkeiten verbunden und würde uns vieleicht in eine sehr abhängige oder génante Lage auch in Rücksicht der Herzogin von Augustenburg[1]) versetzen, doch bleibt mein Wunsch, bald wieder bei dir zu sein, immer und unter jeden Verhältnißen der nehmliche. Wenn du glaubst, daß ein Brief von mir deiner Mutter in der Rücksicht nicht unangenehm wäre, da sie so ungern schreibt und mir vieleicht antworten würde, so würde ich ihr gewiß für ihre gütige Absicht danken, aber ich gestehe, daß es mich ein wenig in Verlegenheit sezt, da ich ihr seit allen diesen unglücklichen Ereignißen nicht geschrieben und es nun wohl zu spät ist, um

[1]) Luise Auguste, die Tochter König Christians VII von Dänemark, Gemahlin Herzog Friedrich Christians von Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

etwas paßendes darüber zu sagen. Dein Vorsatz an den K[önig] v. E[ngland][1]) zu schreiben, scheint mir vernünftiger, wenn ich so sagen darf, als dein erstes Vorhaben[2]), (welches du zwar vieleicht auch schon ausgeführt hast?) Da bis jezt noch keine Hoffnung zu einem baldigen, glücklichen Frieden ist, so bleibt dieß wohl das einzige Mittel deine Freiheit zu erlangen, und sobald du diese dem gesetzlichen Gange zu folge nehmlich mit Einwilligung beider Theile erhälst, kann es dir auch keinen Nachtheil bringen. Wenn nur eine solche Unterhandlung keine so langwierige Sache wäre; ich sehe wohl ein, daß wenn sie nach deinem Wunsch ausfiele, es dann beßer für unsre Kinder wäre den Erfolg davon hier abgewartet zu haben, um sie keiner unbestimmten Reise auszusetzen, aber darüber kann auch das Frühjahr, vieleicht ein Theil des Sommers vergehn, und du weißt, daß meine Schwester künftigen Monath, spätstens anfang des Monaths Mai nach Stockholm zurückkehren muß; länger als bis zu diesem Zeitpunkt könnte ich also doch auch nicht hier in Schonen bleiben; — Sollte uns noch das Unglück treffen, daß du nach Frankreich transportirt würdest, so wirst du doch gewiß nicht von mir verlangen, daß ich ruhig in Schweden bliebe, wo ich nicht nur so weit von dir entfernt, sondern auch ohne alle Nachricht von dir sein würde; in diesem Fall könnte ich nur bei meiner Mutter Trost finden, der Himmel bewahre mich aber, sie auf eine solche Weise wieder zu sehn. Mein armer Bruder war von neuem sehr krank in Warschau und kann noch nicht zurück reißen, ich fürchte, er wird sich dort nie erholen, du kannst denken, wie vielen Kummer dieß der Mama giebt. . . . Unsre Kleinen sind Gottlob recht wohl, Carl ist wieder recht artig und bleibt stundenlang allein bei mir. Ich fürchte nur, du wirst beiden wieder ganz fremd werden. Nun Lebe Wohl, Lieber guter Wilhelm, bist du heute mit meinem Brief zufrieden? ich habe mir zum wenigstens alle Mühe gegeben so klein und zierlich zu schreiben wie du, wenn es nur nicht unleserlich dadurch geworden ist, schreibe mir nun auch bald wieder einen recht langen Brief dafür und behalte immer lieb deine ewig treue Marie.

Malmö d. 22t. Märtz 1807
Sonntag Abends 5 Uhr.

. . . Lieber Wilhelm, die Mama antwortet mir auf einen Brief, wo ich ihr von einer gewißen Überraschung sprach, die ich vorigen Monath hatte; Es beunruhige sie um so mehr, da sie die besten Hoffnungen für Braunschweig mit Nachrichten vom 19. Februar aus Pohlen erhalten hätte; sie setzt hinzu: mais pour l'amour de Dieu, qu'on ne suisse pas le Projet dont vous me parlez (nehmlich wieder an dem Krieg theil zu nehmen) alors tout seroit perdu etc... Wäre es nur möglich durch eine sichere Gelegenheit zu erfahren, auf was sich alle diese schöne Hoffnungen gründen, ich mögte so gern daran glauben können, indeßen ist Vorsicht doch gewiß nöthiger als jemahls, in hinsicht auf jeden Schritt den du thust, denn was meine Reise zu dir betrifft, kann ich unmöglich irgend eine nachtheilige Folge darinn sehn. Meine hiesigen und andern nordischen Verwandten werden es ganz natürlich finden, daß ich mich mit dir an dem Ort deines jetzigen Aufenthalts vereinige, und ich wiederhole es immer, man wird mich in einem neutralen Land nicht mehr beunruhigen als so viele andre ausgewanderte Fürstliche und andre Familien, welche dort ruhig leben. Sei also doch ganz ohne Sorgen hierüber, Lieber Wilhelm, und treffe nur recht bald die nöthigen Anstalten, daß ich zu dir kommen und hier den Tag meiner Abreise unwiederruflich fest setzen kann. Ich wünschte sehr, bald eine bestimmte Nachricht von dir hierüber zu erhalten, denn du kannst leicht denken, daß es meine Schwester, welche jezt mehr als je Erholnng und Zerstreuung bedarf, doppelt schmerzen müßte, wenn sie glauben könnte, daß ich sogar gegen deinen Willen so sehr auf unsre Trennung dringe. Die Zeit ihrer Zurückkunst nach Stockholm ist zwar noch nicht bestimmt, aber der König kann es unmöglich länger als bis Anfang Mais verschieben, ich mußte also doch auf jeden Fall vorher von hier abreißen.... Lebe Wohl Lieber Wilhelm, ich muß nun unsre Kleinen noch ein wenig sehn, sie sind beide recht gesund und munter; schreibe mir bald wieder und behalte lieb deine treue M.

Malmö d. 26t. Aprill 1807
Montag Abends 5 Uhr.

Tausend Dank Lieber Wilhelm, für deinen Brief vom 19ten, den ich nebst den Einlagen vorgestern erhielt. Die Hoffnungen, welche diese enthalten, würden mich noch mehr freuen, wenn nicht darin von Bedingungen die Rede wäre, deren Erfüllung dir schwer fallen müßte; überhaupt kann wohl nur eine Antwort des Hr. v. Dahlberg[3]) selbst beweisen, was daran ist, und du hast indeßen Zeit zu überlegen, ob du dich dem Schicksal der Fürsten des Rhein Bundes unterwerfen, oder bei deinen bisherigen Gesinnungen bleiben willst; dies leztere ist ohne Zweifel ehrenvoller, und ich werde dir gewiß nie einen entgegen gesezten Rath geben, wenn du mich darum befrägst, Lieber Wilhelm, denn ich glaube, daß man sich zu nichts verpflichten muß, ohne vorher geprüft zu haben, ob man auch darinn au

[1]) Wiederholt hatte namentlich des Herzogs Schwester Karoline, die Gemahlin des späteren Königs Georg IV, den Herzog mit seiner Familie nach England eingeladen.
[2]) Wohl der Plan, wieder am Kriege teilzunehmen, von dem im folgenden Briefe die Rede ist.

[3]) Der bevollmächtigte badische Minister Frh. v. [illegible] berg, später Gesandter in Paris.



halten kann, und dieß mögte dir wohl mehr als Selbstüberwindung kosten, ohne vieleicht den Vortheil zu verschaffen, den man versprechen würde[1]). Den König konnte ich noch nicht hierüber sprechen, weil er seit mehreren Tagen krank ist, und ich ihn also selten sah, er trug mir indeßen auf dir viel schönes zu sagen und wie sehr es ihn freuen würde, in etwas zu deiner Zufriedenheit beitragen zu können, auch hat ihn die Erkenntlichkeit sehr gerührt. . . . Der Tod der Herzogin von Weimar[2]) wird deiner Mutter und besonders der Aebtißin in Gandersheim gewiß recht leid sein; ich habe mich gestern gleich in tiefe Trauer dafür gesezt. Unsere Schwiegerin[3]) hat mir von Augustenburg geschrieben, wo sie bis die vorige Woche bleiben wollte; sie sagt mir, sie hätte deine Mutter beßer gefunden, als sie glaubte, und auch ziemlich munter. — Ich fürchte Lieber Wilhelm du wirst diesen Brief wieder recht in Eile geschrieben finden, und zwar mit Recht, denn ich habe kaum Zeit ihn zu schließen, aber unsre Kleinen haben mich länger aufgehalten als ich wollte, Wilhelms Amme ist beßer, aber noch nicht ganz hergestellt, und ich muß ihn daher oft lange bei mir behalten, um ihn von ihr zu entfernen und zu zerstreuen, doch wird es nicht nöthig sein ihn vor der Reise zu entwöhnen, wie ich anfangs fürchtete. Lebe wohl, Lieber guter Wilhelm, beschuldige mich nie eines Kaltsinns, deßen ich wahrhaftig nicht fähig bin, und verzeihe dieß Geschmier, mein nächster Brief soll ordentlicher werden, denn ich will ihn recht frühe anfangen. Lebe wohl und behalte lieb deine treue M.

Malmö d. 4t. Mai 1807.
Montag Morgens 10 Uhr.

Lieber Wilhelm, dein Brief vom 26t. hat auch mich um vieles beruhigt, und den traurigen Eindruck des letzteren recht wohlthätig verdrängt; ich danke dir tausend mahl dafür, so wie für die Einlage deiner Schwester, welche mich in Rücksicht ihrer eigenen Lage freute, da sie zufriedener als bisher scheint und eine glückliche Veränderung ihres Schicksals hofft. In betreff deiner Auswechselung weißt du wohl, was ich wünsche; je mehr ich über die Antwort des Königs v. Preußen nachdenke, je mehr scheint es mir, daß er deinen guten Willen für ihn nicht zu schätzen weiß und dich dadurch selbst aller Pflichten gegen ihn entledigt. H. v. Hünerbein sagte mir, Er (nehmlich der König) hätte den Pr. von Oranien so kalt empfangen, daß dieser ganz betreten darüber gewesen wäre und bald den Entschluß gefaßt hätte, Memel zu verlaßen; er ist nun in Königsberg und will dort sein Schicksal abwarten. — Abends 5 Uhr. So weit kam ich vorhin als meine Schwester zu mir kam; und die Unterredungen, welche ich seitdem mit ihr oder vielmehr mit dem König hatte, haben mich so verstimmt, daß ich kaum weiß, wie ich dir die Empfindungen meines Herzens ausdrücken soll, daß du mich ganz verstehst und nicht von neuem Mistrauen in meine Gesinnungen sezst. — Beiliegender Brief des Königs wird dir nur einen schwachen Begriff von der peinlichen Lage geben, in die mich sein stetes Zureden, seine Abwesenheit bei der Niederkunft meiner Schwester zu ersetzen, schon lange, aber jezt von neuem bringt; da seine Abreise nach Pommern auf künftigen Sonnabend festgesezt ist, wiederholte er mir bei dieser Gelegenheit alle seine Wünsche; ich antwortete ihm, wie immer, daß ich meine Schwester zwar ungern verlaßen würde, aber auch andre Pflichten zu beobachten hätte, welche mit meinen Wünschen, wieder bei dir zu sein, zu sehr übereinstimmten um sie je zu vergeßen, auch hätte ich dir schon längst geschrieben, daß ich nur die Abreise meiner Schwester erwarte, um den entgegengesezten Weg nach Altona zu nehmen, und mich also unmöglich jezt wiedersprechen könnte ꝛc. Hierauf hatte er nun wieder manches einzuwenden und fragte mich endlich, ob ich es zugeben wollte, daß er dir selbst schrieb und um deine Genehmigung zu meiner Reise nach Stockholm bäte? Du fühlst wohl, daß nur er es dießmahl übernehmen und ich nichts dazu sagen konnte, da wir unter uns schon so oft dieses Gegenstand erwähnt haben; er faßte also den Entschluß dir heute eine Staffette zu schicken, und beredete meine Schwester und mich deine Antwort in Helsingborg abzuwarten, damit ich von da aus entweder gleich zu dir oder mit ihr nach Stockholm reisen könnte, da für sie keine Zeit zu verlieren ist. Sie erwartet ihre Niederkunft zu Ende des künftigen Monaths[4]); länger als 14 Tage oder höchstens 3 Wochen nach derselben würde ich auf keinen Fall in St[ockholm] bleiben, also vieleicht bis zu dem 10t. oder 12. Juli, aber dann auch mich durch keine Hindernisse mehr von dir trennen laßen,

[1]) Ganz in gleichem Sinne schreibt Marie einen Monat später (d. d. Elmshorn d. 27. Mai 1807) an ihre Mutter: „ce ne seroit sans doute que sous les conditions imposées aux Princes de la confédération du Rhin, qu'on lui feroit espérer de lui rendre son Pays et vous connoissez assez le caractére du Prince, chere Maman, pour juger qu'il ne pourroit s'y soumettre, ny a la dépendance, qu'on en exigeroit, quand même il croiroit pouvoir s'y engager, ce dont il est fort éloigné dans ce moment; voila l'unique raison qui nous retient encore ici, dans un pays neutre, parçeque le Prince craint de se mettre dans l'impossibilitée de soutenir les Principes qu'il a suivi jusqu'ici. Cependant si vous croyez chere Maman que son depart d'Altona n'auroit aucune conséquence, qu'il pourroit peutêtre même influer avantageusement sur le Pays de Bronsvic sans compromettre personne, j'ose vous supplier ma bonne Maman, de tacher de me faire connoitre par une voie sure votre oppinion . . .

[2]) Die Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar, eine Tante des Herzogs Friedr. Wilhelm, † am 10. April 1807.

[3]) Die Witwe des Erbprinzen Karl Georg August.

[4]) Sie erfolgte am 22. Juni 1807, wo die Prinzessin Cäcilie geboren wurde.



Lieber Wilhelm, denn du glaubst nicht, wie sehr es mich, ohngeachtet meiner Liebe zu meiner Schwester, kosten würde, mich noch weiter von dir zu entfernen. Nur der Gedanken, daß ich ihr vieleicht in den trüben schmerzhaften Zeiten, die ihr bevorstehn, von einigem Trost sein könnte, vermehrt so sehr den Kummer unsrer Trennung; Sie selbst verbirgt mir aber, wie sehr sie wünscht, daß ich sie begleiten möge, weil sie sich viel beßer als der König in unsre so unangenehme Lage denken kann; Antworte ihm nun recht aufrichtig, Lieber Wilhelm, aber sei so gütig mir den Innhalt mitzutheilen und nach Helsingborg zu adressiren, wohin ich künftigen Montag also in 8 Tagen mit meiner Schwester reisen werde. — Unsre Kinder sind wohl ...... Lebe wohl und gesund lieber Wilhelm und vergeße nie deine ewig treue M. (Schluß folgt.)

Ein Duell zu Pferde.

Am 8. Februar 1634 spielte der Rittmeister Knigge mit dem Cornet Heinrich Schrader Würfel, und der Cornet gewann viel Geld dabei. Als nun der Rittmeister aufgestanden war, um in dem Hofe seinen Wassergang zu tun, steckte der Cornet unter der Zeit alles Geld in die Tasche und wollte nicht mehr spielen. Das verdroß den Rittmeister sehr. Sie gerieten darüber in einen Wortwechsel und forderten einander, den andern Tag eine Kugel bei der Windmühle vor St. Ägidien zu wechseln. Am 9. Februar, einem Sonntage, ritten sie um ein Uhr hinaus, und sobald sie an einander stießen, löste der Cornet zuerst seine Pistole und schoß des Rittmeisters Pferd vorn durch den Bauch. Darauf machte er kehrt. Aber auch der Rittmeister hatte seine Pistole nun gelöst und schoß auf den Cornet drei Mal und traf ihn auch, aber dem widerfuhr nichts, weil er sich hart machen konnte. Dann wendete sich der Cornet wieder, löste seine Pistole zum andern Male und traf den Rittmeister in die rechte Seite circa pudenda, daß er alsbald starb. Die Leiche wurde von seinen Dienern in die Stadt getragen. Bei der Besichtigung fand sich, daß er auch einen Schuß in den linken Fuß bekommen hatte, die Kugel war aber nicht durchgegangen. Otto Schütte.

Bücherschau.

Edwin Habel, Der Deutsche Cornutus. I. Teil. Der Cornutus des Johannes de Garlandia, ein Schulbuch des 13. Jahrhunderts. In den deutschen Übersetzungen des Mittelalters zum ersten Male herausgegeben. Berlin, Mayer und Müller 1908. 63 S. 8°.

Ein Buch, von dem sich wie kaum von einem anderen sagen läßt: seine Heimat ist Braunschweig. Die Anregung zu dieser Arbeit gaben die Handschriftenbeschreibungen, welche in den hiesigen Bibliotheken und Archiven seit zwei Jahren für die Berliner Akademie angefertigt werden. Sechs von den neunzehn Handschriften, die der Ausgabe zu Grunde liegen, werden in Wolfenbüttel und Braunschweig verwahrt: darunter die wichtigste. Und der Haupttext ist auch wahrscheinlich in dieser Gegend entstanden.

Wer gierig danach ringet,
daß er den Pfennig zur Sparbüchse bringet
und seinen Schatz vergräbet in der Erden,
dem mag der Himmel nicht zu teile werden.

Wie Räuber, die in Höhlen lauern,
wie Vogler, die im Busche kauern,
und wie der Gaukler an dem Tische steht:
so macht's der Arzt, wenn er zum Krankenbette geht.

Den Spiegel hält die Magd der Frau,
daß sie sich selber drin beschau.
Die Speise schafft der Koch dem Herrn,
weil er sie selber ißt gar gern.

Fürwahr, der ist kein heil'ger Mann,
der nicht von Ruhmsucht lassen kann.
Wer voll ist noch von bösen Sitten,
dem helfen nicht Gebet noch Bitten.

Einundzwanzig solcher Sprüche in einer Sammlung: sie mahnt an die alte Gnomik des Spervogel im 12. Jahrhundert. Wer sie so zusammen sieht, ist versucht, sie für ein ähnliches Erzeugnis zu halten, für Spruchweisheit, die auf deutschem Boden erwachsen ist. Aber diese Vierzeiler, von denen hier einige als Probe in das jetzige Deutsch übertragen sind, haben eine eigentümliche Vorgeschichte. Sie ist lehrreich auch für die Art der Beförderung, durch die seit dem 13. Jahrhundert geistige Güter über die Länder Europas verbreitet wurden.

Der Engländer Johannes de Garlandia schrieb in Frankreich 21 gräcolateinische Doppelverse[1]), die in Frankreich, Deutschland, den Niederlanden, England, Böhmen, Polen, der Schweiz und in Italien beim Schulunterricht verwendet und durch die Landessprachen erklärt oder in diese übersetzt wurden: französische, englische, böhmische und deutsche Erläuterungen sind nachgewiesen; außerdem vollständige deutsche Übertragungen — aber nur deutsche. Das ist merkwürdig. Es gemahnt an den Lehrsatz des H. St. Chamberlain: seit dem 13. Jahrhundert herrscht in Europa der germanische Geist.

Nun, der Verfasser der alten Doppelverse ist trotz dem bösartigen Idiom, dessen er sich bedient[2]), ja doch ein Germane; darum verstanden ihn die rein germanischen Deutschen am besten, und sie allein vermochten es, ihn in ihrer Sprache wiederzugeben.

[1]) Br. Mag. 1907 S. 68.
[2]) Br. Mag. 1907 S. 69.

Das heißt: es fiel ihnen nicht etwa ein, wörtlich zu übersetzen. Sie suchten vielmehr den Grundgedanken der Sprüche zu erfassen und gaben ihn dann frei in eigener Rede wieder. Das war nicht leicht. Ein Blick in die vorliegende Ausgabe S. 23—28 lehrt das. Dort ist der „lateinische“ Text abgedruckt, an dem ganze Generationen, noch Erasmus von Rotterdam, die höhere Weihe in den Oberklassen der Gymnasien erhielten. Wieviele Oberlehrer würden heute das Abiturientenexamen bestehen, wenn sie dies „Latein“ übersetzen müßten? Der Herausgeber hat mit Benutzung aller erreichbaren, zum teil ungedruckter Hülfsmittel den schlimmen Text übersetzt und verständlich gemacht.

Was dem Herausgeber bis auf wenige Ausnahmen vollständig gelungen ist, mißlang den alten Übersetzern in vielen Fällen ganz oder doch zum größeren Teile. Allerdings: diese alten Bearbeiter wollten ja gar nicht übersetzen; sie wollten alten Wein in neue Schläuche gießen — und taten oft das umgekehrte, neuen Wein in alte Schläuche. Die zerrissen dann dabei, aber diese Küfer verstanden es doch, den Wein zu retten und festzuhalten.

Die ältesten deutschen Übertragungen gehören noch dem 14. Jahrhundert an: eine Erfurter (G), eine Göttinger (Q) und vielleicht auch eine Handschrift in München (M). Aber die beiden unbestritten ältesten Texte G und Q haben wenig Verbreitung gefunden. Die Handschriften, die die Hauptform enthalten, entstammen wohl alle dem 15. Jahrhundert, obgleich ihr Text älter sein kann. Es sind ihrer 11, drei davon in Wolfenbüttel und wahrscheinlich alle drei von dem auch sonst dort wohlbekannten Henning Hagen zwischen 1453 und 1466 geschrieben: eine davon, 604 Helmstedt, ist S. 28—39 abgedruckt mit den Abweichungen aller übrigen, die zu dieser Gruppe gehören.

Dieser Hauptform stehen die acht anderen gegenüber: zum einen teil sicher ganz selbständige Erzeugnisse, zum anderen doch wahrscheinlich irgendwie von der Hauptform abhängig. Von diesen sind wenigstens zwei, beide in München, näher mit einander verwandt. Auch von diesen Formen sind sieben abgedruckt S. 40—63.

Die überwiegende Mehrheit der Texte ist niederdeutsch. Der Herausgeber spricht S. 21 die Vermutung aus, daß wir die Entstehung der deutschen Übertragungen den Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben zu danken haben. In diesen Kreisen hat das Schulbuch wahrscheinlich auch eine Fortsetzung erhalten: 21 weitere lateinische Doppelverse und gleichfalls mit deutscher Bearbeitung. Sie findet sich als Novus Cornutus in einem Teile der Handschriften neben dem Antiquus des Johannes de Garlandia und wird einem Otto von Lüneburg zugeschrieben.

Im Drucke vorhanden waren bisher nur die lateinischen Verse, in zwei Inkunabeln (Zwolle 1481, Hagenau 1487) und von Thomas Wright 1857. Die deutschen Umdichtungen, von denen bisher nicht das geringste bekannt war, bringt für den alten Cornutus diese Ausgabe. Der Novus Cornutus soll als zweiter Teil folgen. E. H.

Edward Schröder, der Dichter der Guten Frau. Prag, C. Bellmann 1908. 14 S. 8° Sonderabzug aus den Prager deutschen Studien Hg. von C. v. Kraus u. Aug. Sauer 8. Heft.

Die kleine Schrift bildet einen Teil der Festschrift, die dem Senior der germanistischen Wissenschaft, Prof. Joh. v. Kelle in Prag, gewidmet ist. Der Verfasser knüpft an eine Dissertation von Wilh. Eigenbrodt: „Untersuchungen über das mittelhochdeutsche Gedicht diu guote vrouwe“ an und versucht mit gutem Erfolge diese Dichtung mit dem Boden seiner Entstehung und mit den literarischen Zuständen der Zeit enger zu verknüpfen. Er sieht in dem als „Markgrafen“ bezeichneten Gönner des Dichters nicht mit Eigenbrodt Markgraf Berthold V. von Zähringen († 1218), sondern Markgraf Hermann V. von Baden († 1242). In dessen Bibliothek wird er nicht nur die Werke seines Meisters und Vorbildes, Hartmanns von Aue, sondern auch die Dichtung Eilhards von Oberg, die er nachweislich kannte, gefunden haben. Denn Hermann war der Schwiegersohn des Pfalzgrafen Heinrich, des Sohnes Herzog Heinrichs des Löwen, in deren Dienste der Niedersachse Eilhard gestanden hat. Die klar und gewandt geschriebene Abhandlung bietet somit für uns ein besonderes Interesse, indem hier eine Welfische Fürstentochter, Irmingard, als Vermittlerin und Förderin der deutschen Dichtkunst im südwestlichen Deutschland erscheint.

Zeitschrift der Landwirtschaftskammer f. d. Herzogt. Br. Nr. 1. Bekanntmach. die Zeitschr. d. Landwirtschaftskammer betr.; Gesetz betr. die landwirtschaftl. Amtsvereine u. d. Landwirtschaftskammer f. d. Herzogt. Br. — 2. Geschäftsordnung f. d. landwirtschaftl. Amtsvereine des Herzogt. Br. — 3. Desgl. für die Landwirtschaftskammer f. d. Herzogt. Br. — 4. Wahlordnung f. d. Landwirtschaftskammer. — 5. Verzeichnis von deren Mitgliedern. — 10. Übersicht des Ernte-Ertrages der hauptsächlichsten Fruchtarten im J. 1907. — 18. H. Fickendey, genossenschaftl. Viehweiden. — 22. Besetzung der Beschälstationen im Herzogt. Br. 1908; Generalversammlung des Landes-Pferdezucht-Vereins d. Herzot. Br. — 25—26. Generalversammlung d. landwirtschaftl. Amtsvereine d. Landwirtschaftskammer am 25. Febr. 1908. — 26. Kartoffelversuchsfeld Calvörde 1907.

Schulblatt für die Herzogt. Braunschweig u. Anhalt. Nr. 1—2. M. Liebau, der Kulturwert der Volksschule. — 3. Backhof, Schulsparkassen. — 4. Die Hauptversammlung des Braunschw. Lehrervereins am 28. Jan. 1908. — 5. Die braunschweigische Landesgeschichte in den Volksschulen des Herzogt. Br. — 5—7. Fr. Mittendorf, Ausdruckskultur u. ihr Trugbild in Leben u. Schule. — 6. Zum Lehrermangel im Herzogt. Br. — O. Ulrich, Religiöser Memorierstoff.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1908. Mai Nr. 5.

Zum Gedächtnis der Herzogin Marie zu Braunschweig und Lüneburg.

(† 20. April 1808)

(Schluß.)

In diese weite Entfernung der Herzogin, die ein Wiedersehen noch lange hinausgeschoben haben würde, wollte der Herzog aber doch nicht willigen; er bat Marie nach Deutschland zurückzukehren. Vor Gravenstein fand Mitte Mai 1817 nach der langen Trennung das erste Wiedersehen der beiden Gatten statt. Sie warten nun erst in Ottensen, dann in Dockenhude das Weitere ab. Aber die Hoffnungen, die sie etwa noch auf den Friedenschluß gesetzt hatten, gingen in Tilsit, wo dieser am 7. und 9. Juli 1807 zustande kam, nicht in Erfüllung. Das Herzogtum Braunschweig wurde zu dem neubegründeten Königreiche Westfalen geschlagen; der Herzog sollte zur Entschädigung eine jährliche Pension von 100 000 holländischen Gulden erhalten, die der König von Westfalen auszuzahlen hatte.

Die Verwandten der Herzogin gaben die Bemühungen, günstigere Bedingungen für die unglückliche Familie bei Napoleon zu erlangen, auch jetzt noch nicht auf. Im Anfange des August 1807 hatte Maries Schwester, die Königin Karoline von Bayern, von Pyrmont aus an Napoleon geschrieben und sich für sie verwandt. Ganz besonders aber suchte die Mutter der Herzogin, die Markgräfin Amalie von Baden, günstigere Bedingungen für Tochter und Schwiegersohn bei Napoleon zu erlangen. Noch im Jahre vorher hatte ihr dieser, als ihr legitimistischer Stolz sich sträubte, die Zustimmung zur Vermählung ihres Sohnes mit der Adoptivtochter des Emporkömmlings, Stephanie Beauharnais, zu geben, die schönsten Verheißungen gemacht, dem Glücke ihrer Töchter niemals ein Hindernis zu bereiten. Dieses Versprechen wollte sie jetzt einlösen, und sie war es daher, die vor allem die Absendung einer besonderen Gesandtschaft an den Kaiser betrieb. Friedrich Wilhelm willigte ein, diesen letzten Versuch zu machen. Die Rückgabe des Ordens der Ehrenlegion, den sein Vater Herzog Karl Wilhelm Ferdinand getragen hatte, gab zu der Botschaft erwünschten Anlaß. Der Herzog setzte auch selbst einen Brief an Napoleon auf, aber er konnte sich nicht überwinden mehr zu schreiben, als daß er von der Gerechtigkeit des Kaisers die Wiedereinsetzung in seine Staaten hoffe. Mit der Ausführung der schwierigen Sendung wurde ein erprobter Beamter betraut, der badische Geheimrat und Oberhofmeister der Markgräfin, Karl Christian Freiherr v. Berckheim.

Dieser traf am 2. Oktober 1807 in Paris ein. Aber sogleich sollte er hier erfahren, wie mißlich die Aufgabe war, die man ihm gestellt hatte. Sowohl der badische wie der bayerische Gesandte, Frhr. v. Dalberg und v. Cetto, erklärten ihm, daß nicht die geringste Hoffnung wäre, etwas für den Herzog Friedrich Wilhelm zu erlangen; sie rieten ihm ab, überhaupt nach Fontainebleau zu gehen, da er doch keine Audienz erhalten und sich nur persönliche Unannehmlichkeiten zuziehen würde. Berckheim ging zunächst zu dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Champagny, und trug diesem seine Bitte um eine Privataudienz bei Napoleon vor. Aber obwohl er sich darauf berief, daß er bei der Hochzeitsfeier des badischen Erbgroßherzogs im vorigen Jahre Zutritt zu den levers und Privataudienz bei dem Kaiser gehabt hätte, so schlug der Minister seinen Wunsch doch zunächst rundweg ab und erklärte, daß er nur in öffentlicher Audienz durch den badischen Gesandten vorgestellt werden könnte. Berckheim dagegen bestand darauf, als braunschweigischer Gesandter empfangen zu werden, da er die Insignien der Ehrenlegion zurückzugeben hätte. Eine Stunde verhandelte man hin und her, bis sich v. Champagny bereit erklärte, dem Kaiser v. Berckheims Bitte vorzutragen. Aber lange wartete dieser vergeblich; er wurde wiederholt von dem

Minister zur Tafel geladen, aber sobald er ihn auf den Zweck seiner Reise anredete, mit Entschuldigungen abgespeist. Von anderer Seite hörte er nun, daß v. Champagny sich nicht getraute, dem Kaiser mit dieser Sache zu kommen. Er trug daher dem Erbgroßherzoge und seiner Gemahlin Stephanie, die gerade in Fontainebleau weilten, seine Wünsche vor; er suchte seine Absicht durch die Vermittlung der Kaiserin Josephine zu erreichen. Auch das war ganz ohne Erfolg. Er wandte sich nun an den Oberceremonienmeister Graf Segur und den Obermarschall des Palastes Duroc, die er von früher her kannte. Sie rieten ihm, da er schon früher Privataudienz gehabt hätte, sich an den diensttuenden Kammerherrn zu wenden. Sogleich schrieb v. Berckheim am 10. Oktober an den Grafen Ponte de Lombriasco. Hier hatte er endlich den gewünschten Erfolg; schon Tags darauf erhielt er die Nachricht, daß der Kaiser ihn am 12. Oktober empfangen wollte. Morgens nach 9 Uhr wurde er von einem Kammerherrn bei Napoleon eingeführt. Es entwickelte sich hier eine sehr interessante Unterredung, die uns v. Berckheim selbst in genauer Niederschrift überliefert hat. Wir geben diese im Wortlaute wieder, nur mit dem Unterschiede, daß wir die Unterhaltung, die französisch geführt und aufgezeichnet ist, ins Deutsche übertragen[1]). Herr v. Berckheim schreibt:

Als ich in das Audienzzimmer trat, kam der Kaiser auf mich zu und sagte:

Napoleon. Guten Tag, Herr von Berckheim, wie geht es Ihnen?

Berckheim. Gut, Sire! Ich komme im Auftrage Ihrer Hoheit, der Frau Markgräfin von Baden, um Ew. Majestät ihre Huldigung darzubringen, ebenso wie ....

Nap. Was macht die Frau Markgräfin? wie befindet sie sich? Ich freue mich, von ihr zu hören.

B. Sie hat mich beauftragt, Ew. Majestät diesen Brief zu überreichen, nebst demjenigen ihres Schwiegersohns, des Herzogs von Braunschweig, der mich beauftragt hat, Ew. Majestät die Dekoration des Ordens der Ehrenlegion zurückzustellen, den Ew. Majestät ....

Nap. Ach! sehr wohl! ich weiß, es ist der Orden der Ehrenlegion von dem verstorbenen Herzog von Braunschweig; es ist gut, geben Sie her!

Er nahm ihn mir aus der Hand und legte ihn auf einen Tisch, indem er sich umkehrte. Dann wandte er sich nach seinem Arbeitszimmer und rief mir im Vorübergehen zu:

[1]) Sie ist schon früher einmal in den Braunschw. Anzeigen vom 17. und 18. August 1893 (Nr. 192 und 193) veröffentlicht worden. Von einem Abdrucke des französischen Textes können wir hier um so eher absehen, da dessen Herausgabe von anderer Seite in nächster Zeit zu erwarten steht.

Nap. Was macht die Markgräfin?

B. Sie hat mich beauftragt, Sire, auch mündlich Ihr Interesse anzurufen für ihren unglücklichen Schwiegersohn, sowie für ihre Tochter, die Herzogin von Braunschweig, da sie überzeugt ist, daß Ew. Majestät nach der feierlichen Versicherung, die Sie gegeben haben, „niemals das Unglück einer der badischen Prinzessinnen herbeiführen zu wollen“, nicht eine der anziehendsten Prinzessinnen dieses Hauses werden unglücklich machen wollen.

Nap. Aha! (indem er sehr hastig mit mir im Zimmer auf und ab ging). Es tut mir leid, daß ich nichts für sie tun kann; aber das Los ist darüber geworfen, sein Land ist weggegeben, er kann es nicht wieder bekommen. — Sie wissen nicht, mein lieber Herr v. Berckheim, in Sachen der Politik ändert man nicht mehr, was einmal festgesetzt ist.

B. Aber die Stellung des Herzogs ist im höchsten Grade unglücklich; indem Ew. Majestät ihm seine Staaten nahmen, haben Sie ihn zugleich seiner Hausgüter und all seines Privateigentums beraubt.

Nap. Ich habe schon darüber verfügt, es ist unwiderruflich, übrigens bekommt er doch eine Pension von Westfalen, die ihm, wenn ich nicht irre, in Tilsit ausgesetzt wurde.

B. Außer den öffentlichen Blättern, denen jeder offizielle Charakter fehlt, hat niemand in der Welt dem Herzog gemeldet, daß die Rede davon sei, ihm eine Pension anzubieten, welche er übrigens auch nicht hätte annehmen können, da ja eine Pension, besonders in unsern Tagen, etwas recht Unsicheres ist. Wenn sie heute bewilligt wird, bezahlt man sie vielleicht morgen, und am Tage darauf ist sie vergessen.

Nap. Nun! was wollen Sie denn? das ist mir einerlei!

B. Aber wenn der Beschluß über das Schicksal des Herzogtums Braunschweig unwiderruflich ist, so haben Ew. Majestät doch noch genügende Mittel, ihn zu entschädigen; die Länder Hannover, Fulda, Bayreuth, das Gebiet von Hanau bieten die Möglichkeit dazu.

Nap. Warum hat der Herzog von Braunschweig Krieg gegen mich führen wollen? Er, der Nestor Deutschlands, durfte niemals in den Krieg willigen. — Er und Cassel sind verjagt; sie haben gehofft, mich zu verschlingen. — Der Herzog von Braunschweig ist die Ursache dieses Krieges gewesen; bah! ohne ihn hätte es der König von Preußen nie getan, der ist der Unschuldigste von allen; er ist ein Mensch, der von seiner Umgebung geleitet wird, der nicht zu regieren versteht. — Ihm habe ich die Hälfte seines Königreichs genommen, den Herzog habe ich verjagt.

B. Die Lage Cassels und Braunschweigs war aber ganz verschieden; ich weiß nicht, welches die Beschwerden gegen den ersteren sind, aber der Her-



zog von Braunschweig verdient keinen Vorwurf. Als ich mich im Jahre 1804 ungefähr 3 Monate in Braunschweig aufhielt[1]), hatte ich die Ehre, ihn fast jeden Tag zu sehen und mit ihm zu plaudern. Ich kannte seine politischen Ansichten und kann bezeugen, daß er keineswegs der Meinung war, Preußen solle mit Frankreich Krieg anfangen; er hat den Ausbruch des Krieges vor 3 Jahren verhindert, er hat ihn vor 2 Jahren verhindert, er hat entschieden zur Zeit des letzten Krieges abgeraten, und erst auf die dringendsten Vorstellungen hin hat er nachgegeben, den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen[2]), — eine Notwendigkeit, die ihm durch die Interessen seines von allen Seiten von Preußen eingeschlossenen Landes auferlegt wurde.

Nap. Sie verteidigen Ihre Sache gut, aber in der Politik darf man kein Höfling sein.

B. Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung für den Freimut, mit dem ich spreche; aber wenn ich die Ehre hätte, Ew. Majestät näher bekannt zu sein, würden Sie wissen, daß ich nie den Höfling gespielt habe, und daß nur meine Aufrichtigkeit mich leitet; übrigens haftet Ihnen mein Kopf für die Wahrheit dessen, was ich vorgebracht habe. Aber wenn nun auch Ew. Majestät gegen den Vater Beschwerden finden wollen, warum soll der Sohn deren Opfer werden? Als jüngster Sohn des verstorbenen Herzogs von Braunschweig wurde Herzog Wilhelm in der militärischen Laufbahn erzogen; im Dienste Preußens mußte er dessen Fahnen folgen, und wenn er auch die Folgen dieses Krieges hätte vorhersehen können, so mußte er doch um seiner Ehre willen seine Pflicht tun.

Nap. Das ist alles einerlei; warum haben sie Krieg mit mir angefangen? ich habe nichts gegen Herzog Wilhelm, warum sollte ich auch etwas gegen ihn haben? aber kennen Sie nicht das alte Sprüchwort, „daß an den Kindern die Schuld ihrer Väter heimgesucht werden soll?" es ist nichts mehr daran zu ändern; ich will diese deutschen Fürsten lehren, wie sie sich betragen müssen; wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und ich verjage ihn; es tut mir leid, daß ich den Herzog von Weimar und all die kleinen Fürsten nicht verjagt habe, warum haben sie sich nicht ruhig verhalten? und wehe Preußen, wenn es sich rührt!

B. Aber, Sire, der verstorbene Herzog von Braunschweig konnte, in Anbetracht der geographischen Lage seines Landes, nicht anders handeln, und Herzog Wilhelm hat sich seit jener Zeit politisch tadellos benommen. Obgleich er durch die Bande des Blutes mit dem Hause England verbunden ist, obgleich er als der mutmaßliche Thronfolger in Hannover anzusehen ist und sogar nach dem Erlöschen des Mannesstammes vom Hause England, wenn die Tochter des Prinzen von Wales kinderlos sterben sollte, auf diese Krone Anspruch erheben könnte[3]), so hat doch Herzog Wilhelm es bis jetzt vermieden, sich an England zu wenden, und hat sich an die Bande gehalten, die ihn mit dem Hause Baden verknüpfen, da er, ebenso wie die Frau Markgräfin, überzeugt ist, daß Ew. Majestät, wenn Sie ihm das Herzogtum Braunschweig nicht zurückgeben können, ihm wenigstens eine gleichartige Entschädigung gewähren werden.

Nap. Nein, nein, das kann nicht sein! mein Plan ist, mich bis zur Elbe auszudehnen, und ich kann diesseits derselben nur Personen, deren ich sicher bin, Länder geben; ich darf meinen Feinden keine Waffen in die Hand geben, damit sie sich ihrer gegen mich bedienen!

B. Aber der Herzog ist niemals Ew. Majestät Feind gewesen, und wenn Sie ihm seine politische Existenz wiedergeben, können Sie seiner Dankbarkeit und seines Eifers im Dienste Ihrer Sache sicher sein.

Nap. Was? war es nicht der verstorbene Herzog von Braunschweig, der jenes Manifest erließ, in welchem er sagt, er wolle Paris zerstören, keinen Stein auf dem anderen lassen[4])? Was hatte ihm die Stadt getan? War es deshalb, weil ein paar Schufte sich dort unnütz machten? Und glauben Sie denn, sie hätten Erbarmen mit mir gehabt, wenn sie zu mir gekommen wären, wie ich jetzt bei ihnen bin? Sie hätten es nicht mit mir gehabt, und ich hätte sie nicht darum gebeten — im Kriege sorgt jeder für sich selbst.

B. Was das Manifest angeht, so hat es nicht der Herzog von Braunschweig, sondern der preußische Feldmarschall erlassen, der verpflichtet war, es zu unterzeichnen. Übrigens waren damals die Verhältnisse ganz andere als . . .

Nap. Ich erkenne keinen Fürsten als Landesherrn an, wenn er im Dienste einer fremden Macht steht. Die Verhältnisse bei jenem Kriege waren allerdings andere; aber dieser letzte ist unverzeihlich, ohne den verstorbenen Herzog von Braunschweig hätte Preußen nicht gewagt, ihn anzufangen; er hätte ihn verhindern müssen, aber er hat ihn gerade gewollt.

B. Nein, Sire! ich muß Ihnen wiederholen, daß er bei ihm abgeraten hat. Aber nach dem Übergewicht, welches Ew. Majestät vor einigen Jahren

---

[1]) In Begleitung der Markgräfin Amalie bei Gelegenheit der Geburt Herzog Karls II.

[2]) Bekanntlich erst auf die persönlichen dringenden Bitten der Königin Luise, die zu dem Zwecke nach Braunschweig kam.

[3]) Die Unwahrscheinlichkeit dieser Eventualitäten zeigt ein Blick auf den Stammbaum des Braunschweigischen Hauses.

[4]) Er bezieht sich auf das bekannte Manifest des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gegen die französische Revolution vom 25. Juli 1792.

Preußen in Norddeutschland anweisen zu wollen schienen, haben Sie selbst den Herzog von Braunschweig unter die Leitung der preußischen Politik gestellt, so daß er, in die preußische Monarchie eingeschlossen, sich in seinen Bewegungen behindert fand, — was dem Herzog vor einigen Jahren sogar die Verwirklichung des Wunsches unmöglich machte, jemand zu Ew. Majestät zu schicken; auf diese Weise mußte also der Herzog das Opfer der einen oder der anderen Partei werden. — Aber warum soll der Sohn auch geopfert werden? Denn Ew. Majestät nehmen ihm nicht nur seine Staaten, sondern auch seine Hausgüter, sein ganzes Privatvermögen, was Sie aus der Denkschrift ersehen werden, welche ich hiermit wage . . .

Nap. Wenden Sie sich dazu an Herrn von Champagny, ich kann mich mit solchen Kleinigkeiten nicht abgeben. Die Welfen wurden einst aus den Sümpfen von Mantua verjagt, — nun, ich verjage ihre Nachkommen aus denen von Braunschweig. — Es ist nicht mehr darauf zurückzukommen, ich habe über die Besitzungen verfügt.

B. Das ist sehr hart; gänzlich mittellos, wovon und wie soll er leben?

Nap. Er hat, wie ich höre, Güter in Schlesien und außerdem die Pension, die Sie ihm melden mögen.

B. Ew. Majestät fühlen wohl selbst, daß ich nicht hier bin, um eine Pension zu erbitten; wenn der Herzog Unterstützung nötig hat, wird er sie bei seinen Verwandten suchen, und was die Güter in Schlesien angeht, so sind sie mit Schulden überhäuft. Möchten Ew. Majestät doch dem Herzoge Entschädigungen gewähren, denn Sie haben noch die Mittel dazu; Fulda und Bayreuth sind noch nicht vergeben, und im Norden gibt es noch verfügbare Länder!

Nap. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich im Norden nur jemand einsetzen kann, auf den ich mich verlassen kann, denn dort müssen die Intriguen der Engländer vereitelt werden, und die anderen Länder, welche Sie mir genannt haben, würde ich lieber einem meiner Bundesgenossen geben als dem Hause Braunschweig.

B. Wenn Ew. Majestät den Herzog Wilhelm von Braunschweig kennten, würden Sie sich anders entscheiden; er hat sehr schätzenswerte Eigenschaften, große Anlagen, Emsigkeit, Willenskraft, militärische Talente, und als Verbündeter könnte er hervorragende Dienste leisten. Möchten Ew. Majestät dem Wunsche nachgeben, den auszusprechen er mich beauftragt hat, nämlich ihm zu erlauben, daß er sich nach Paris begibt, um sich Ew. Majestät vorzustellen und selbst die Gerechtigkeit seiner Sache zu vertreten.

Nap. Nein, nein, er braucht nicht hierher zu kommen, sein Schicksal ist entschieden, das ist vergeblich. O, ich will gern glauben, daß es ein interessanter junger Mann ist, meinetwegen auch ein sehr liebenswürdiger, wenn Sie wollen.

B. Ich habe nicht von oberflächlichen Eigenschaften gesprochen, ich habe wesentlichere genannt, und solche, die Ew. Majestät zu schätzen wissen.

Nap. Aber wahrhaftig! Rußland hat sich auch nicht um den Herzog gekümmert, es hat nicht einmal seinen Namen genannt, und Preußen hat ihn auch im Stiche gelassen.

B. Richtig, Sire! und gerade auf diese Vernachlässigung haben die Frau Markgräfin, sowie der Herzog ihre Hoffnung gegründet, in der festen Überzeugung, daß Ew. Majestät nach der feierlichen Versicherung, welche Sie gegeben haben, „niemals das Unglück einer der badischen Prinzessinnen herbeiführen zu wollen", die Vernachlässigung von seiten Rußlands und Preußens wieder gut zu machen wissen würden, indem Sie Europa beweisen, daß Sie die Bande schätzen, welche Sie mit dem Hause Baden verknüpfen.

Nap. Aha! jetzt kommen die Bande zwischen Karl und Stephanie, und warum haben diese Bande sie denn nicht verhindert, Krieg zu führen? O, ich weiß sehr wohl, daß man sich vor einem Jahre nicht darum kümmerte und aus seiner Gesinnung kein Hehl machte. — Das alles ist vergeblich, ich habe Cassel und Braunschweig verjagt, sie werden nicht mehr regieren, ich will es nicht, und ich will alle diese Fürsten lehren, wie sie sich zu betragen haben.

Diese letzten Worte sprach er, indem er in sein Arbeitskabinet trat.

B. (ihm nachgehend) Ew. Majestät sind also entschlossen, alles zu verweigern?

Nap. Ja!

B. Das ist also Ihr letztes Wort?

Nap. Ja!

B. Soll ich es also der Frau Markgräfin als Ihr Ultimatum überbringen?

Nap. Ja, Sie können ihr sagen, daß es unwiderruflich ist; meine Empfehlung an die Frau Markgräfin! (worauf er die Thür schloß).

War somit der eigentliche Zweck der Botschaft v. Berckheims trotz dem Eifer und der Geschicklichkeit, die er dabei bewiesen hatte, völlig verfehlt, so suchte er wenigstens das noch zu retten, was vielleicht noch zu retten war, das Privatvermögen der Herzogin Marie, das in Braunschweig zurückgeblieben war. Dieses rührte von ihrer Schwiegermutter, der Herzogin Auguste, her, die vor ihrer Abreise nach England im Juni 1807 in Gravenstein der Herzogin Marie das Schloß Richmond, den sog. neuen Garten zwischen dem Fallersleber- und Steintore und verschiedene Kapitale in aller Form verschrieben hatte, weil sie dachte, daß diese Güter auf solche Weise wohl noch am ehesten für die Familie gesichert werden könnten. Napoleon hatte es abge-

lehnt, eine auf ihren Schutz bezügliche Denkschrift anzunehmen, da er sich mit solchen Lappalien nicht abgeben könne, und Herrn von Berckheim an den Minister des Äußern, Herrn v. Champagny, verwiesen. An diesen wandte jener sich noch an demselben Tage und erhielt das Versprechen, daß er einen Bericht an den Kaiser machen und dessen Entschließung erbitten wollte. Aber die Angelegenheit zögerte sich hin; die Reise des Kaisers und anderes kamen dazwischen. In der Zeit hatte der Oberstleutnant von Zurwesten als Gouverneur du palais in Braunschweig namens des Königs von Westfalen sowohl von Richmond als von dem neuen Garten am Walle bereits Besitz ergriffen. Zwar legte v. Berckheim gegen dieses Verfahren bei v. Champagny im Januar 1808 entschiedenen Protest ein. Aber es verlautet nicht, daß dieser Schritt den geringsten Erfolg gehabt habe. Das redliche Bemühen des Herrn v. Berckheim für die Herzogliche Familie scheint auch in dieser Sache leider ganz ohne Ergebnis geblieben zu sein.

Es war für den Herzog Friedrich Wilhelm noch eine Angelegenheit zu ordnen übrig geblieben: die Teilung des von Braunschweig nach Holstein geretteten Familienbesitzes mit seinen Brüdern. Um dieses Geschäft auszuführen, reiste er in dem folgenden Winter heimlich durch Braunschweig nach Glücksburg, wo am 21. Dezember 1807 zwischen den Gebrüdern ein Erbverein zustande kam. Marie war mit den Kindern in Bruchsal bei ihrer Mutter zurück geblieben und richtete an ihren Gatten in dieser Zeit nachstehendes Schreiben.

Bruchsal d. 23t. Dec. 1807.
Mittwoch halb 4 Uhr
Nachmittags

Ich schreibe dir heute zu einer ungewöhnlichen Stunde, Lieber Wilhelm, weil wir erst um 5 Uhr zu Mittag eßen werden; der Durchmarsch eines Hußaren-Regiment des Onkel Louis veranlaßt diese Veränderung, damit die Officier, welche eben erst ankamen, mit der Mama zu Mittag eßen können; Niemand freut sich mehr über alle die Truppen als unser kleiner Carl, er stand neben mir auf dem Balcon um sie zu sehn und war ganz außer sich darüber. Mir macht ein solcher Anblick nicht ganz denselben Eindruck, ich kann mich eines wehmüthigen Gefühls dabei nicht enthalten. — William schlief so sanft, daß ich ihn nicht wecken ließ, denn sein Geist ist doch noch nicht so militairisch wie der seines Bruders; er ist übrigens auch recht wohl und munter. Ich bekam gestern mit den Zeitungen einen Brief von H[enneberg] aus Hamburg, der aber noch nichts von deiner Ankunft in G[lücksburg] wußte; vielleicht bekomme ich heute oder Morgen gute Nachrichten daher, du kannst denken, mit welcher Ungeduld ich sie erwarte! H. schreibt in demselben Brief (der wie gewöhnlich an die F. v. Berchuer adressirt ist), daß man in Br[aunschweig] noch sehr, nur zu sehr mit dir beschäftigt ist, und sich der G[eheime] R[at] die Sache so angelegen sein läßt, daß er so gar weitere Verordnungen hierüber erlassen hätte[1]). H. meint nun, daß dir ein neuer Paß aus Carlsruhe nöthig sein könnte. Da aber Mastias jezt nicht dort ist, so glaube ich, daß man dir in Hamburg eben daßelbe ausfertigen kann, wenn du es brauchst; überhaupt mußt du die dortigen Verhältniße und deine eigene Lage weit beßer kennen und beurtheilen als ich, und wirst gewiß das Beste erwählen. Gieb mir nur oft Nachrichten von dir, Wilhelm, wenn es auch nur ein paar Worte sind, so beruhigt es doch in der weiten Entfernung, die uns trennt! — Vieleicht bekömmst du diese Zeilen mit dem Ende des Jahrs; Gott gebe, daß uns das künftige bald zu beßeren Zeiten vereinige! — Lebe wohl und gesund, Lieber guter Wilhelm, nächstens ein mehreres von deiner dich ewig liebenden M.

Der Wunsch, den die Herzogin hier hoffnungsfreudig für das künftige Jahr ausspricht, sollte nicht in Erfüllung gehen; es brachte vielmehr den beiden Gatten eine Trennung für immer. Am 19. April 1808 genas die Herzogin einer todtgeborenen Tochter; am folgenden Tage ist sie selbst sanft ohne eine Ahnung des nahenden Endes entschlafen.

Tief war der Schmerz des Herzogs, der durch diesen Schicksalsschlag bis in das Innerste erschüttert ward; er fühlte nur zu sehr, wie unendlich viel er mit dieser Frau verloren hatte. In mehreren Briefen hat er dieser Stimmung bezeichnenden Ausdruck gegeben. Wir lassen von diesen einige hier folgen[2]). Sein Schreiben an den Großvater der Verstorbenen, den Großherzog Karl Friedrich von Baden, lautet:

Theuerster Herr Groß-Vater.

Das Glück, ein liebes, mir so theures Weib zu besitzen, hatte ich allein Ihrer gnädigen Großväterlichen Sorgfallt und Führsorge zu verdanken: doch die Vorsehung hat nun anders entschieden, und meine theure mir unvergeßliche Marie hat aufgehört zu seyn; mit ihr enden auch für mich alle Freuden dieses Lebens; ich fühle jedes Band gelößt, das mir die Welt lieb und theuer machte. Mit innigst dankbahrem Gefühl, erkenne ich das Glück, eine so gute liebe Frau besessen zu haben, und doch auf einem kurtzem Zeitrauhm meines Lebens dieses vorzüglichen Glücks theilhaftig geworden zu seyn; es war so ganz das einzigste, was mir innig theuer war. Bin ich ruhiger, überlegter geworden; habe ich frühre Angewohnheiten, mich bemüht abzulegen;

[1]) Es wird sich um Verordnungen wie die vom 19. Jan. 1807 handeln, die u. a. ein Verbot des Briefwechsels mit den „vormaligen Prinzen des Landes“ enthielt.

[2]) Vgl. ferner den Brief an den Geh. Etatsrat v. Zimmermann in Braunschweig in J. L. Römers „Herzog Friedrich Wilhelm als Mensch“ (Braunschw. 1815) S. 81 f.

so that ich es, um die Zufriedenheit meiner Marie zu verdienen: wie glücklich war ich dann nicht, wenn mir Ihr Blick Zufriedenheit äußerte: diese glücklichen Verhältnisse meiner Ehe sind dahin und mein Trost, meine Beruhigung bestehet allein darin, daß ich nach meinen geringen Kräften gern alles that, ihre Liebe zu gewinnen, sie immer fester an mich zu binden. Diese glücklichen Verhältnisse meiner Ehe sind dahin, und damit jedes Band zerrissen, das nur allein Wert für mich hatte.

Ihrer Groß=Väterlichen, wohlmeinenden Theilnahme überzeugt, Sie so ganz als Uhrheber meines frühren Glückes betrachtend: habe ich um so mehr gewagt, Ihnen hier meinen tiefen Kummer und Verlußt offen darstellen zu dürfen: haben Sie die Gnade, meinen mutterlosen Kindern und mir Ihre Groß=Väterliche Huld und Gnade zu schenken, so wie von der tiefen Ehrerbietung und Verehrung versichert zu seyn, mit denen ich ersterbe.

Gnädigster
Herr Groß=Vater
tief gehorsamster Diener
und Enkel
Wilhelm H. v. Braunschweig=Oels.

Brucksal d. 24st April 1808.

Zwei Tage darauf schreibt er an seinen Bruder, den Herzog Georg:

Lieber Bruder!

Der 20ste April war ein für mich sehr kummervoller Tag; ich verlohr am selbigen Mutter und Tochter in einem Augenblick. Mein Schmertz, mein Kummer, mich des Liebsten, was ich auf dieser Erde hatte, entrißen zu sehen, ist unbeschreiblich. Doch leider kann auch nichts mich ihr wieder näher bringen als die Hofnung, ihr bald zu folgen. Empfange meine Wünsche, lieber Bruder, für Dein künftiges Glück und gedenke zuweilen Deines verlaßnen Bruders Wilhelm.

Brucksaal den 26sten April 1808.

Am 7. Mai schreibt er dann ebenfalls aus Bruchsal an einen seiner vertrautesten Anhänger in Braunschweig, den Rat Pabst:

Wohlgebohrener
Geehrter Herr Rath!

Wie gern würde ich Ihren geehrten Brief nicht meiner Frau mitgetheilt haben, wenn anders die Vorsehung nicht anders entschieden und mir das Theuerste, meine liebe Marie, entrissen hätte. Könnten Sie fühlen, was es heißt, das Einzigste verlohren zu haben, was Zufriedenheit und Glück gewehrte: dann könnte ich hoffen, Ihnen mein Unglück darzustellen. So ist aber mit Worten meine innige Wehmuth nicht auszudrücken; allein unendlich tief fühle ich alles verlohren zu haben, was mir das Leben werth und theuer machte. — In dieser Lage Ew. Wohlgebohren über Geschäfte zu reden, bin ich außer stande oder vielleicht nur unzusammenhängend.

Den Trostbrief Pabsts beantwortet der Fürst unterm 21. Mai mit nachfolgendem Briefe, der das schöne, innige Verhältnis der beiden Gatten aufs klarste offenbart:

Eur. Wohlgebohren haben mir in Ihrem letzten Brief Theilnahme über meinen großen Verlust bewiesen. Ich erkenne mit aufrichtigem Dank Ihre wohlgemeinten Gesinnungen: doch wie und wo könnte ich wohl Beruhigung über meinen innigen Schmerz finden, nachdem das Wesen mir fehlt, welches so allein mein Vertrauen und meine innige Liebe besaß. Durch meine seelige Frau änderte ich manches in meinem Handeln, und wurde, wenn ich es aufrichtig sagen soll, mehr Herr von mir selbst; so würkte ihr Benehmen und Handeln unwillkührlich auf mich. Von der Stuffe des Glücks befinde ich mich daher tief herab gesunken, und dann werden Sie es leicht beurtheilen, daß ich von meiner Zufriedenheit in ein nichts versetzt bin.

Um mir meine gute liebe Marie zu erhalten, hätte ich so gern alles gethan, und dennoch mußte sie mir entrissen werden, selbst dann, da alle menschliche Kräfte aufgeboten waren, sie mir zu erhalten: sie starb in meinen Armen, und ihr letzter Blick, ihr letztes Verlangen, „gieb mir Deine Hand", ist unauslöschbahr in meinem Hertzen, sowie die Hertzlichkeit ihrer Gefühle für mich. Empfindungen laßen sich nicht beschreiben, diese grenzen an das Ueberirrdische, und nur der kann sie beurtheilen, welcher gleiche Erfahrungen gemacht. Was könnte ich Ihnen daher noch weiter sagen, als daß ich mich in jeder Rücksicht verlaßen und unglücklich fühle. — —

Blanchards Luftreise zu Braunschweig im Jahre 1788.

Als die Gebrüder Montgolfier im Jahre 1783 die staunende Welt zum erstenmal eine Luftfahrt schauen ließen, knüpften sich die kühnsten Erwartungen an dieses Ereignis. Man sah im Geiste das Problem der lenkbaren Luftschiffe schon gelöst und sich mit unglaublicher Geschwindigkeit auf den weichen Luftwellen von einem Ort zum anderen befördert. Fürwahr eine herrliche Aussicht für eine Zeit, die das Reisen im stoßenden Postwagen als unvermeidliche Plage erdulden mußte und weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe kannte! Damals glaubte man nicht, daß mehr als ein Jahrhundert dahingehen würde, ehe die ersehnte Lösung wenigstens einen Schritt vorwärts gekommen wäre. Deshalb war auch die Begeisterung bei jedem Aufstiege Blanchards, des eifrigsten Propagandisten der Montgolfierischen Erfindung, unendlich groß. In Schrift und Druck, in Prosa und Versen, durch

Denkmünzen und Bilder wurden seine Luftfahrten von den entzückten Zeitgenossen verewigt. Als Blanchard am 10. August 1788 in Braunschweig aufstieg, hatte er schon 31 Luftfahrten in der alten und neuen Welt gemacht. Dennoch hat dieses Ereignis gerade hier einen so bedeutenden Eindruck hervorgerufen wie kaum an einem anderen Orte. Es hat zahlreiche Federn in Bewegung gesetzt und mehrere bleibende Erinnerungszeichen zurückgelassen. Es ist zumal in unserer Zeit, wo die Frage der Luftschiffahrt so lebhaft die öffentliche Teilnahme erregt, wohl nicht ohne Interesse, auf jene Vorgänge einen kurzen Blick zu werfen. Spielt doch Blanchards Aufstieg in Braunschweig sogar in unserer deutschen Literatur eine gewisse Rolle, nämlich in Knigges komischem Romane „Die Reise nach Braunschweig". Wohl mancher unserer Leser erinnert sich noch der ergötzlichen Schilderung der Situationen, in denen Amtmann Waumann und sein Sohn Valentin, jener von lauter fröhlicher Gesellschaft umringt, dieser einsam an einem stillen beschaulichen Orte eingeschlossen, die große Begebenheit des Tages, die sie nach Braunschweig gelockt hatte, zu schauen verpaßt haben.

Schon im Juli 1788 lenkte ein eingehender Aufsatz des Apothekers Heyer im Braunschweigischen Magazin (Stück 30 und 31) „über die Luftschifffahrt" die öffentliche Aufmerksamkeit in weiten Kreisen auf die hier bevorstehende Fahrt hin und suchte das richtige Verständnis für sie zu erwecken. Ungünstigen Gerüchten, die über Blanchard und insbesondere über seine Lebensführung offenbar verbreitet gewesen sind, trat er selbst mit großer Entschiedenheit entgegen; vielleicht war auch das ein gern aufgegriffenes Mittel, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. In dem 62. Stücke der Braunschweigischen Anzeigen vom 9. August 1787 Sp. 1070 erschien folgende Bekanntmachung:

Tausend Louisd'or zu verdienen.

Die, in verschiedenen Ländern, und besonders in Deutschland, auf Kosten des **Herrn Blanchard** ausgestreuten Gerüchte in Ansehung des Spiels, bestimmen diesen Aeronauten, daß er sich hiedurch verbindlich macht, dem ersten, welcher beweisen kann, mit ihm gespielt, oder ihn jemals spielen gesehen zu haben, tausend Louisd'or baar auszuzahlen. Braunschweig, den 6ten August 1788.

So war man denn in Braunschweig auf einen ungewöhnlichen Zusammenfluß von Menschen bei dieser Gelegenheit von vornherein gefaßt. Unterm 2. August 1788 regelte, um Unglück zu verhüten, eine Verordnung des Kommandanten der Festung Braunschweig, des Generalmajors von Zweydorff, den öffentlichen Verkehr auf den inbetracht kommenden Wällen, Straßen und Brücken. Vom August-Bollwerke aus, das am Wendentore gelegen war, fand der Aufstieg statt. Blanchard selbst ergriff das Wort über die von ihm vollführte Tat in einem Schreiben aus Braunschweig vom 12. Aug. 1788, das an den Herausgeber des Courier du Bas-Rhin gerichtet ist, aber auch im 36. Stücke des Braunschw. Magazins vom 6. Sept. 1788 zum Abdrucke gelangte. Er beschreibt seine Fahrt, spricht sich dann aber mit Freude und Stolz über die Aufnahme aus, die er namentlich von seiten des Braunschweiger Hofes erfahren; die Worte beweisen, welch Aufsehen und welche Aufregung seine Fahrt damals hervorgerufen hat. Es heißt hier u. a. in Blanchards Schreiben. „Die Equipage des Durchlauchtigsten Herzogs, die mich nach dem Platze der Auffahrt hingebracht hatte, erwartete mich, und brachte mich in das Schauspielhaus, an dessen Eingange ein Hofkavalier Sr. Durchlaucht mir in Höchstdero Namen einen sehr kostbaren Ring überreichte. Dieser Fürst, ein Freund der Künste und ein eifriger Beschützer der Künstler, hatte Befehl ertheilt, mir eine Loge, der fürstlichen gegenüber, anzuweisen. Hier ward ich mit allem möglichen Beifall empfangen; und man gab ein Stück, das sich auf meine Luftfahrt bezog. Se. Durchlaucht der Herzog Friedrich von Braunschweig hatten die Gnade, mir den Tag darauf ein Packet zuzusenden, worin eine prächtige Uhr, ein Geschenk Seiner Durchl. Prinzeßin Schwester, und ein sehr schöner Ring von Sr. Durchlaucht Selbst befindlich war, die zugleich ein sehr schmeichelhaftes Schreiben beizufügen geruhet hatten. Ich hatte Sr. Durchlaucht noch einen Versuch mit dem Fallschirm versprochen; diesen machte ich noch an eben dem Tage mit einem Ballon von 300 Kubikfuß, womit ein Thier zu einer beträchtlichen Höhe aufstieg, welches sich hernach von dem Ballon trennte und mit dem Fallschirm herunter zur Erde kam. Dem ganzen Hofe schien dieser Versuch das größte Vergnügen zu machen. Als ich Abends ins Schauspiel kam, ließen Ihre Königl. Hoheit die Frau Herzogin Mutter mir durch ihren Kammerherrn eine sehr schöne goldene Uhr zustellen, und dieß kostbare Andenken mit dem schmeichelhaftesten Kompliment begleiten. Zu gleicher Zeit liessen mir der regierenden Frau Herzogin Königl. Hoheit das verbindlichste Kompliment sagen und sandten mir eine reiche, mit einem prächtigen Medaillon verzierte Tabatiere. Des regierenden Herzogs Durchlaucht nahmen die Fahne, die ich Ihnen zu überreichen die Ehre hatte, gnädigst an und versprachen mir, dieselbe zum Andenken für die Nachwelt in Ihrem Archiv aufbewahren zu lassen; und dieser von allen seinen Unterthanen innigst geliebte Fürst gab mir die schätzbarsten Beweise Seiner Zufriedenheit und Gnade."

„Sie sehen, mein Herr, wie erfreulich es einem Artisten ist, den Versuch seiner Kunst unter den Augen eines so aufgeklärten und verehrungswürdigen Hofes zu machen. Ich habe schon das schätz-

bare Vergnügen gehabt, von allen den großen Herren, denen ich aufzuwarten das Glück hatte, Beifall und Ermunterungen zu erhalten; aber ich muß gestehen, daß kein Hof den Eifer und den Muth eines Künstlers so zu erwecken vermag, als der braunschweigische." . . . .

„N. S. In dem Augenblicke, da ich diesen Brief schließe, lassen J. K. H. die Prinzessin Friederike von Preussen mir ihre höchste Zufriedenheit bezeugen, und haben die Gnade, mir ein sehr schön verziertes und ausgelegtes goldnes Etui zu schicken."

„N. S. vom 13ten. Jetzt eben erhalte ich von des Herrn Erbprinzen Durchlaucht ein Andenken von einer sehr schönen goldnen Dose." Blanchard unterschreibt sich dann als „Bürger von Calais und Pensionär Sr. Allerchristl. Majestät; Mitglied und Korrespondent verschiedener Akademien".

Allerdings fehlte es auch nicht an nüchterneren Beurteilern der Blanchardschen Leistung. Professor Leiste in Wolfenbüttel übte zwei Wochen später an seinen Behauptungen eine scharfe Kritik. Er meinte, Bl. solle mit seinen Erfolgen „zufrieden seyn und sich nicht mehrerer Thaten rühmen, als er wirklich verrichtet hat; durch solche Prahlerey hat sich der Mann von Anfang her geschadet." In ausführlicher Weise wird dann dies absprechende Urteil wissenschaftlich begründet (Br. Mag. 1788 St. 38).

Aber mochte der ernste Gelehrte und Forscher auch solch skeptischen Standpunkt einnehmen: die große Menge war entzückt über das neue und wunderbare Schauspiel, das sich ihren Blicken darbot. So erschien denn diese Begebenheit dem Hofkupferstecher Karl Schröder wichtig genug, um sie durch eine Arbeit seiner Künstlerhand zu verewigen.

Es ist eine Radierung, die den aufsteigenden Luftballon, das Brustbild Blanchards und die Inschrift trägt: „Herrn Blanchard seine 32ste Luftreise in Braunschweig im August 1788"[1]). Das Blatt nennt keinen bestimmten Tag; es ist offenbar schon vor dem Ereignisse, das es darstellt, gefertigt worden. Denn es heißt in den Braunschw. Anzeigen vom 6. August 1788 Sp. 1019 bereits: „Die bevorstehende Luftreise des Herrn Blanchard ist jetzt, so wie selbe auf dem Wall hier in Braunschweig seyn wird, mit dem gut getroffenen Portrait des Herrn Blanchard von Hrn. Schröder gestochen, zu haben. Es wird einem jeden, vorzüglich Auswärtigen, zum Andenken angenehm seyn. Das Exemplar kostet das Stück 4 ggl und ist zu haben bei Hrn. Schröder auf dem Damme, im Fürstl. Intelligenzkomtoir und in der Bremerschen Kunsthandlung".

Noch ein zweites an sich sehr unscheinbares, aber für diese Zeit höchst charakteristisches Erinnerungszeichen an die Luftschiffahrt Blanchards ist uns

[1]) Vergl. A. Vasel im Braunschw. Mag. 1900 S. 109 Nr. 120.

erhalten, ein kleines bedrucktes Seidenband, das ihr gewidmet ist. Gerade dieses ist eigentlich auch der Anlaß gewesen, der uns jetzt hier auf Blanchard geführt hat. Es ist ja bekannt, daß es im siebenjährigen Kriege bei wichtigen Vorfällen, Schlachten, Friedensschlüssen u. s. w. Sitte war, auf Seide sogenannte Vivat- oder Siegesbänder zu drucken, die auf die betreffenden Ereignisse in Bild und Wort Bezug nahmen und bei feierlichen Festen von den Teilnehmern angesteckt, an der Schulter u. a. getragen wurden. Dieser Brauch hat sich von den allgemein bedeutsamen Feiern namentlich in Braunschweig auch auf andere Gelegenheiten, besonders Familienfeste, übertragen[1]). Im Vaterländischen Museum zu Braunschweig ist eine große Zahl solcher Bänder ausgestellt, die von ihrer vielseitigen Verwendung ein deutliches Zeugnis ablegen. So kann es uns auch nicht wunder nehmen, daß hier Blanchards Tat zu dem Drucke eines besonderen Seidenbandes ebenfalls Veranlassung gab. Ein solches ist nun kürzlich durch einen glücklichen Zufall in meine Hände gelangt. Da es sonst meines Wissens noch nicht bekannt geworden ist und im Vaterländischen Museum noch fehlt, so habe ich es diesem übergeben, zugleich aber für nicht unangebracht gehalten, hier noch einige Worte über dieses immerhin seltene Stück hinzuzufügen.

Das Band ist von bläulicher Seide, 32 cm lang und 6,8 cm breit. Oben befindet sich eine Vignette, die wahrscheinlich auf den Ruhm des kühnen Luftschiffers hinweisen soll; sie zeigt auf Wolken schwebend eine Engelgestalt, die in der Linken eine Trompete, in der Rechten einen Lorbeerkranz hält und von zwei geflügelten Genien umgeben ist. Den Abschluß bildet unten ein Feston im Zeitgeschmack. Zwischen beiden Vignetten steht dann der nachfolgende Text:

Blanchards
32ste Luftreise
zu Braunschweig
den 10. Aug. 1788.

Den kühnen Flug, den kaum ein Sterblicher gedacht,
Den Flug durch Lüfte über Meere
Hat er begonnen und vollbracht.
Sein Haupt umglänzt des Nachruhms Ehre.

Heil uns, daß in dem Kranz, den ihm Unsterblichkeit
Um Seine Schläfe windet,
Nun auch durch alle Ewigkeit
Sich **Braunschweigs Name** findet.

Es ist wohl kein Zweifel, daß diese Verse der überschwänglichen Auffassung jener Tage den richtigen Ausdruck geben. So ist das kleine Band für das

[1]) Vergl. den Aufsatz in den Braunschw. Anzeigen vom 5.—8. Febr. 1893 Nr. 31—33, wo die Verbreitung dieses Brauches gerade in Braunschweig nachgewiesen ist.

aunschweig vom Jahre 1788 als ein sichtbares
chen der Stimmung und einer Mode jener Zeit
ht ohne Bedeutung. P.

unde in Braunschweigs Bibliotheken und Archiven[1]).

Von Emil Henrici.

VII. Nonnengelübde aus Wöltingerode.

Jesus ut Christus dominus
laudetur horis omnibus,
4 sed hoc per observanciam
5 virtutisque constanciam.
3 Sint alle Clester stycht 5
6 synt vrom vnd anders nycht,
ergo karissime,
we wylt in rechten horsam leuen,
tho Woltygrode lyf zele gheuen
Christo perpetue, 10
conformes federe.
Vnser endracht synt wi Godes vro,
God lon em de vns hylpet dar tho
semper sic viuere.
Salutis ad praeludium 15
16 sit artis nobis studium,
18 quo siue stat in ocio
19 claustralis heu deuocio.
17 Wol an de scryft vorstan:
20 nycht leien is ouel dan, 20
23 so al de lerer wylt,
26 de God vordomet schylt,
29 so dyghet der closter werft,
32 der closter gans vorderft.
21 Res nulla nobis propria, 25
22 vita sed apostolia.
24 Sunt nam proprietarie
25 proth[2]) virgines ut fatue.
27 Fac ergo deus omnia
28 claustra sic obseruancia, 30
30 quo sine rerum copia
31 mortalis fit inopia.
33 O simus ergo virgines
34 in Woltyrode pervigiles,
36 post mortem ut peddissique 35
37 Marie simus Christique
35 to der ewygen wirschop hen:
38 des help vns God Amen.

[1]) Zu Nr. VI (des Eberhardus Bethuniensis Gräcismus im Br. Mag. 1907 S. 128) möchte ich noch folgenden Zusatz machen.

Fernere Bruchstücke des Gräcismus enthalten die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel:

351 Helmstedt, Deckel, Pergament, 13. Jhrdrt. Gräcismus XII 322—368.

485 Helmstedt. Von einem Pergamentdoppelblatt ist das eine Blatt Gräcismus XVI 86—XVII 32; das andere gehört vielleicht zum Doctrinale (Alexander Gallus).

[2]) proth = lat. proh oder niederdeutsch prott?

Die krausen Worte, schlechtes Latein mit nicht viel besserem Deutsch, sind von einer ungeschickten Hand des 15. Jahrhunderts auf die ursprünglich freie erste Seite der Pergamenthandschrift 498 Helmstedt, Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, geschrieben. Der übrige Text der Handschrift, mit geringen Ausnahmen aus dem 13. Jahrhundert, enthält Ordensregeln und Statute des Klosters Wöltingerode; zu einem Martyrologium auch eine Nekrologium, über das E. F. Mooyer in der Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen 1851 S. 48—71 berichtet hat.

Das Nonnengelübde umfaßt 14 Zeilen; die Verse sind nicht abgesetzt. Ihre ursprüngliche Folge ist, wo sie von dem Drucke abweicht, links vom Texte durch Zahlen bezeichnet.

Ich habe die Abkürzungen aufgelöst, die großen Anfangsbuchstaben und die Satzzeichen unserem Brauche entsprechend gesetzt, sonst aber die Schreibung genau beibehalten.

Ob die hier gegebene Folge der 38 Verse in jedem Falle richtig ist, bleibt zweifelhaft. Die deutschen Worte gehören, wie es scheint, bisweilen neben die lateinischen, als Ergänzung und Erklärung. Doch das meiste wird so stimmen.

Was ist das ganze? Bis Vers 18 der neuen Zählung macht es den Eindruck einer ernsthaften Betrachtung über den Segen des Klosterlebens, in der Form eines Gelübdes, wenn auch 12—14 schon etwas zweifelhaft sind. Vers 19—32 ist ein ganz zweifelloser Wutausbruch der Nonnen über das Klosterelend mit seinem Mangel am nötigsten, was der Mensch zum Leben braucht: sie haben so wenig wie die fünf törichten Jungfrauen im Evangelium Matthäus 25. Und daran sind die gottverdammten Lehrer schuld, daß die Klöster so verderben. Der Hinweis auf die ewige Seligkeit Vers 35—38 kann deshalb auch kaum mehr als ein blutiger Hohn sein — das ganze ein Nonnengespött. Auch von einer Nonne verfaßt?

Noch ein braunschweigisches Münzkuriosum!

Von W. Jeep.

Hauptseite. Die oben links beginnende Umschrift FRIDERICVS GVIL.ielmus D. G. DVX BR. ET L.* Im Felde: das auf grasigem Boden nach rechts springende Pferd; im Abschnitt: F. R., die Chiffre des Münzdirektors Friedrich Ritter.

Rückseite. In fünf Reihen die Wertbezeichnung ✱ I ✱ / PFENNING / SCHEIDE / MVNZE / 1818 Beiderseits ein Zahnkranz. Durchmesser 20 mm. Gleich dem Gutegroschen aus dem Jahre 1820[3])

[3]) Vgl. Jahrgang 1907, S. 93. Das in der Sammlung Dr Antoine-Feill, Hamburg, befindliche Exemplar (Stempelglanz) — es war ihm in dem Verzeichnisse die

gehört auch dieser Pfenning zu den sogenannten Zwittermünzen oder Zwittern, d. i. zu denjenigen Münzen, die zwei nicht zu einander gehörende Gepräge aufweisen: der Hauptseite liegt ein zu Lebzeiten des Herzogs Friedrich Wilhelm, der Rückseite dagegen ein erst mehrere Jahre nach seinem Tode (16. Juni 1815) angefertigter Stempel zugrunde.

Wie der zu der Hauptseite des Gutegroschens benutzte Stempel den Münzakten zufolge einer von den vielen des Jahres 1815 ist — in der vorliegenden Sammlung befinden sich 12 Stempelverschiedenheiten (Varianten), jedoch dürfte hiermit deren Zahl kaum abgeschlossen sein —: so vermutlich auch der Stempel zu der Hauptseite des zur Besprechung stehenden Pfennings. Zwar ist es nicht geglückt, über ihn etwas in den Münzakten zu finden, doch läßt sich nichtsdestoweniger mit einiger Zuverlässigkeit die Richtigkeit der Vermutung feststellen.

Wegen der Umschrift FRIDERICVS GVIL. usw. können überhaupt nur drei Jahrgänge der braunschw. Münzen in Frage kommen, nämlich die in den Jahren 1813 bis 1815 geprägten. Von diesen aber bleibt Jahrgang 1813 ganz außer Betracht und Jahrgang 1814 zum Teil, wenigstens soweit, als sich auch noch auf dessen Pfenningen das Münzmal M.(ünz) C.(ommission) findet; denn das Kuriosum hat als Münzmeisterzeichen die Buchstaben F. R., die Chiffre Friedrich Ritters, die aber noch nicht zu Anfang, sondern erst im Laufe des Jahres 1814 auf den Münzen erscheint. Von solchen liegen dem Schreiber dieses 5 Varianten vor. Sie zeigen ebenso wie die mit den Buchstaben M. C. versehenen auf ihrer Hauptseite das springende Pferd mit dem durch die Haltung des Kopfes erklärlichen sogen. Kropfhalse und mit den geknickten Vorderbeinen, wie es auf den Pfenningen des Jahres 1813 und schon vordem dargestellt ist.

Auch auf den Pfenningen mit der Jahreszahl 1815 — sie sind in der Sammlung durch 11 Varianten vertreten — findet sich die gleiche Darstellungsform des Pferdes, nur ein einziger hat sie nicht. Auf diesem ist das Pferd, welches kleiner ist und sowohl hierdurch wie durch zierlicheren Stempelschnitt von den übrigen absticht, zwar ebenfalls springend dargestellt, jedoch auf andere Weise: sowohl die Haltung des Kopfes als die des Schweifes ist verändert, der Hals ist schlank, und die Vorderbeine sind nicht geknickt, sondern mehr gestreckt und gebogen. Und wenn nun auch dessen Zeichnung der auf dem Kuriosum nicht in jeder Beziehung entspricht, vielmehr auch von dieser hinsichtlich des Kopfes, der Mähne und des Schweifes ein wenig abweicht, so stimmen beide Pferde doch in der Hauptsache überein: in demselben Tempo springen sie auf dem Grasboden dahin. Hiernach erscheint wohl der Schluß gerechtfertigt, daß für die Hauptseite der Zwittermünze ein Stempel des Jahres 1815 Verwendung gefunden hat.

freilich auf Irrtum beruhende Bemerkung mitgegeben „anscheinend unedirte Probemünze" — erzielte in der im März 1908 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Versteigerung den ansehnlichen Preis von — 185 Mark.

Wie aber ist diese auf Pfenningen aus dem Jahre 1815 und folgenden nachweisbare Abweichung in der Darstellungsform des Pferdes zu erklären?

Um es mit wenigen Worten zu sagen, durch die Neuanstellung eines Stempelschneiders an der Fürstl. Münze. An dieser wurden zu Beginn des Jahres 1814 und schon vorher ihrer zwei beschäftigt: Münzgraveur Georg Heinrich Krull, der Bruder und Nachfolger des am 23. Februar 1787 im 39ten Lebensjahre verstorbenen Münzgraveurs (1776—1787)[1]) Christian Friedrich Krull[2]) — Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (1780—1806) verlieh diesem am 26. April 1782 den Titel Münzkommissär—, und Münzgraveur-Adjunkt Johann Paul Merker[3]). Da richtet den 4. März 1814 an Herzog Friedrich Wilhelm der Gold- und Silberarbeiter[4]) Johann Karl Häseler ein Gesuch, in dem er unter Beilegung eines von ihm geschnittenen Stempels zu Zehntalergoldstücken um Anstellung an der Fürstl. Münze als Graveur bittet. Außer anderen Gründen führt er an, Krull sei alt und der ihm beigegebene Merker tiefsinnig. Und obwohl der Münzdirektor die Erklärung abgibt, keinen Anlaß zur Anstellung Häselers vorliegen zu sehen, nimmt Serenissimus ihn „wegen der vorgelegten Probe seiner Geschicklichkeit" den 22. Juli 1814 als Graveur an der Fürstl. Münze an und bewilligt ihm ein Gehalt von 100 Talern. Hierfür lag ihm die Verpflichtung ob, Stempel zu kleineren Münzen vom Pfenning bis zum Zwölfteltalerstücke zu schneiden, während er für größere Stempel Remuneration erhielt.

[1]) Die Angabe in Schlickeysen-Pallmann, Erklärung der Abkürzungen auf Münzen usw., Berlin und Stuttgart 1896, bedarf der Berichtigung.

[2]) Von ihm ist der Stempel zu der Denkmünze (Knyph. Nr. 1584) auf den Tod (27. April 1785) des Herzogs Max Julius Leopold geschnitten, sowie der zu folgender Denkmünze auf Gotthold Ephraim Lessing.

Hauptseite. Des Dichters Kopfbildnis halb en face; die Umschrift gibt den vollen Namen, den Geburts- und Todestag an.

Rückseite. Unter einem achtstrahligen Sterne in acht Zeilen POETA / PHILOSOPHVS / PHILOLOGVS CRITICVS / GERMANIAE DECVS / MVSARVM ET AMICORVM / DVM VIVEBAT AMOR / NVNC DESIDERIVM / SEMPITERNVM, 2 Lorbeerzweige, mit einer Epheuranke durchflochten, bilden den Abschluß.

[3]) Bekannt durch den Stempel zu der Denkmünze (Knyph. Nr. 1856) auf die Geburt (30. Oktober 1804) des nachmaligen Herzogs Karl II: BRAUNSCHWEIGS GLVCK — DER NACHWELT GESICHERT.

[4]) Die Goldschmiede waren früher meistens zugleich Stempelschneider (Graveure): sie hatten nach ihrer Ordnung vom Jahre 1556 als Meisterstück auch ein Siegel mit Wappen zu schneiden.

So sind denn, wie anzunehmen ist, von Häseler diejenigen Stempel angefertigt worden, auf denen das Pferd in der veränderten Darstellungsform erscheint. Und diese Annahme wird durch den Umstand unterstützt, daß sich, solange Münzgraveur Krull noch lebte, während dieser Zeit auf den Kupfermünzen der meisten Jahrgänge beide Pferde finden, sowohl das nach alter Weise gezeichnete, wie das davon abweichende, nach seinem Tode (28. August 1824)[1]) aber, als Häseler, wenn auch zunächst erst versuchsweise, in die Stellung des Münzgraveurs eingerückt war, nur noch das letztere. Wie also die dieses zeigenden Stempel unzweifelhaft Häseler zuzuschreiben sind, so sind diejenigen mit dem kropfhalsigen Pferde Arbeiten Merkers oder, und das ist wahrscheinlicher, Krulls. Von diesem allein aber stammen, da Merker am 3. Dezember 1822 verstorben war, jedenfalls die bezüglichen Stempel der Pfenninge aus den Jahren 1823 und 1824, und vermutlich auch schon diejenigen aus dem Jahre 1822 und den diesem voraufgehenden Jahren, wenn anders eine Angabe in den Akten vom 9. Januar 1822 zutreffend ist, derzufolge Merker krankheitshalber bereits seit mehreren Jahren gar nicht gearbeitet hatte.

Bücherschau.

Heinrich Lütkemann. D. Joachim Lütkemann. Sein Leben und sein Wirken. Nach älteren Quellen dargestellt. Dritte, mit 16 Bildern illustrierte Jubiläumsausgabe. Braunschweig und Leipzig, H. Wollermann 1908. 177 oder (mit Anmerkungen) 297 S. 8°. 3 bezw. 5 M.

Am 15. Dezember 1908 sind dreihundert Jahre verflossen, seitdem Joachim Lütkemann zu Demmin in Pommern geboren wurde, eine edle, lautere Persönlichkeit, welche sich auf dem dunklen Hintergrunde der traurigen Zeiten am Ende des dreißigjährigen Krieges leuchtend abhebt, als erbaulicher Schriftsteller ein Nachfolger Johann Arnds und ein Vorläufer Speners, unter Herzog August in den Jahren 1649 bis 1655 als Oberhofprediger, Generalissimus Superintendens und Abt von Riddagshausen Leiter der braunschweigischen Landeskirche. Zuerst im Jahre 1899 hat der Verfasser, einer Anregung der verstorbenen Göttinger Kirchenhistoriker D. Reuter und D. Wagemann folgend, das Lebensbild seines Namensvetters, nach mündlicher Überlieferung (3. Auflage Seite 162) entfernter Verwandten dargestellt, damals noch in engem Anschluß an Rehtmeyers oft recht kritiklose „Nachricht von den Schicksalen, Schriften und Gaben D. J. Lütkemanns mit Zusätzen und Anmerkungen von H. R. Märtens, Braunschweig 1740", ohne eine lebendige Schilderung des Zeitrahmens, speziell der braunschweigischen Verhältnisse, welche ich zehn Jahr vorher in meiner Geschichte der braunschweigischen Landeskirche von der Reformation bis auf unsere Tage zu geben versucht hatte. Hierauf hat ihn damals (Braunschweigisches Magazin 1899, Nr. 27) der leider zu früh verstorbene Pastor Karl Saftien mit Erfolg hingewiesen. Denn schon die zweite, 1902 erschienene Auflage zeigte gerade in der Darstellung des geschichtlichen Hintergrundes bedeutende Fortschritte, wobei auch die Fingerzeige der Göttinger Professoren D. Tschackert, D. Bonwetsch und D. Althaus, sowie die Winke des besten Lütkemannkenners, des inzwischen verstorbenen Kirchenrates D. Christian Oberhey, der selbst die Herausgabe einer Biographie Lütkemanns lange Zeit geplant hatte, ausgiebig benutzt waren. Seitdem hat der Herausgeber in verschiedenen Archiven und Bibliotheken mit großem Eifer weiteren Stoff gesammelt, so daß nun auch diese dritte Auflage gegenüber der zweiten an Gründlichkeit bedeutend gewonnen hat. Dieselbe ist der theologischen Fakultät zu Greifswald gewidmet und durch Beifügung des Nachweises der Quellen und der benutzten Literatur besonders wertvoll. Auch die 16 Bilder, darunter drei die Hauptkirche zu Wolfenbüttel, je eins das Kloster zu Riddagshausen, das Schloß zu Hessen und den Herzog August darstellen, tragen zur Verschönerung des Werkes bei. So hat der unermüdliche Fleiß, mit dem der Verfasser seit so vielen Jahren seine freie Zeit dieser Arbeit opferte, schöne Früchte getragen. Einige kleine stilistische Unebenheiten z. B. gleich im Vorworte „Fingerzeige — des leider erst kürzlich verstorbenen Kirchenrates Oberhey" und „im dreihundertsten Jahre der Geburt dieses treuen Zeugen", statt „nach der Geburt" möge der freundliche Leser im Hinblick auf die Gediegenheit des Ganzen mit in den Kauf nehmen. Aufgefallen ist mir, daß das dem Titelblatte beigefügte Bild Lütkemanns mit dem von Böcklin angefertigten Kupferstiche, welcher den älteren Ausgaben des „Vorschmacks göttlicher Güte" beigegeben ist, so wenig Ähnlichkeit hat. D. Beste.

Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem, Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg. Das Lebensbild einer Verkannten. Nach Quellen bearbeitet unter Verwendung zum Teil unbenutzten Materials aus dem Braunschweigischen Landesarchiv zu Wolfenbüttel. Mit einem Titelbild. Berlin, Alfr. Schall [1908]. 219 S. gr. 8°. 4 M.

Schon der Titel deutet richtig an, worin die Bedeutung dieses Buches im wesentlichen besteht. Sein Hauptwert liegt in dem neu herangezogenen Quellen-

---

[1]) Georg Heinrich Krull ist, wie die Braunschw. Kirchennachrichten angeben, im Alter von 74 Jahren den 28ten August 1824 am Schlagfluß gestorben; im Braunschw. Adreßbuche freilich steht er irrtümlich noch im Jahrgange 1825 und 1826 verzeichnet. Auch wird er dort immer Georg Fr. Krull genannt.

materiale, namentlich den Briefen, welche die Königin an ihren Bruder, den Herzog Karl, in die braunschweigische Heimat geschrieben hat. Dadurch wird unsere Kenntnis von der äußeren Lage und Stellung, wie von dem Wesen und Charakter der Königin in dankenswerter Weise erweitert. Ohne Zweifel wird ihr Bild durch diese neue Veröffentlichung nicht unerheblich in der geschichtlichen Auffassung gewinnen, die in mancher Beziehung sich etwas wird umgestalten müssen. So ohne weiteres wird man wenigstens in Zukunft von der „Hochachtung", die ihr Gemahl, König Friedrich der Große, ihr stets bewiesen habe, nicht reden können. Diese war in Wirklichkeit doch herzlich gering, und die kränkende Zurücksetzung, die sie bei unzähligen Gelegenheiten erfuhr, war durch die geistigen und ethischen Eigenschaften der Fürstin, die uns hier, großenteils durch ihre eigenen Worte belegt, vorgeführt werden, in keiner Weise gerechtfertigt. Es ist gewiß zu viel gesagt, wenn die Verfasserin meint, Friedrich Wilhelm II werde „mit Unrecht" für die Sittenlosigkeit seines Hofes verantwortlich gemacht. Aber als eine Minderung seiner Schuld wird man es gewiß anerkennen und der Verf. nur zustimmen können, wenn sie S. 133 weiter ausführt: „Den Grund dazu hat das Eheleben Friedrichs II. gelegt; indem er seine Gemahlin von dem Familienleben ausschloß, untergrub er die Basis der Familie: die Achtung vor der Frau. Das Beispiel, welches er gab, begann sehr bald gewaltig um sich zu greifen, und der erste, der ihm darin folgte, war des Prinzen [so! statt: Königs] eigener Bruder, der Prinz von Preußen, der seine Gemahlin in jeder Weise vernachlässigte. Andere ahmten ihm darin nach, und so griff der Sumpf um sich, denn die Frauen zögerten nicht, dem Beispiele ihrer Männer Folge zu leisten." In diesen Schwierigkeiten ihrer Lage bewährte die Königin, deren Leben und Sitten auch den schmähsüchtigsten Zungen, an denen der Berliner Hof gewiß nicht Mangel litt, für ihre Betätigung keinerlei Anhalt boten, eine seltene Charaktergröße, die ganz nach Gebühr bis dahin Anerkennung kaum jemals gefunden hat. Mit Recht ist diese daher hier zu verschiedenen Malen mit Nachdruck hervorgehoben. So konnte das Buch sehr gut das „Lebensbild einer Verkannten" genannt werden. Wir müssen der Verfasserin für die Gabe nur dankbar sein.

Mit Absicht hat die Verf., wie das Vorwort ausweist, hauptsächlich die Fürstin selbst zu Worte kommen lassen, deren französisch geschriebene Briefe hier übrigens, den meisten gewiß nur erwünscht, in deutscher Übersetzung mitgeteilt werden. So ist ihr Werk mehr Quellensammlung als Darstellung geworden. Zu wünschen wäre dabei doch gewesen, daß sie dem ganzen Stoffe etwas mehr Gliederung hätte zu teil werden lassen. Wollte sie ihn nicht in Abschnitte teilen, so hätte sie wenigstens durch Hinzufügung der Jahreszahlen als laufenden Kolumnentitel, was bei der chronologischen Anlage des Werkes sich leicht hätte machen lassen, dem Leser und besonders dem wissenschaftlichen Benutzer wirksam entgegen kommen können; auch wäre letzterer für die Beigabe eines Namenregisters gewiß sehr dankbar gewesen. Es hält jetzt schwer, eine bestimmte Stelle ohne sicheres Zitat schnell wieder aufzufinden. Auf einzelnes, was uns beim Durchlesen aufgefallen ist, wollen wir kurz hinweisen; es kann, wie die Verf. sagt, „in einer hoffentlich ferneren Auflage dieses Buches", die wir unsererseits nicht fern wünschen, vielleicht berücksichtigt werden. Nach S. 9 scheint Elisabeth Christine in Bevern geboren zu sein; diese Annahme ist falsch, sie hat in Wolfenbüttel das Licht der Welt erblickt. — Als Herzog Ferdinand Albrecht II. (so nennt er selbst sich, nicht Ferdinand Albert) in den Besitz von Bevern gelangte, war er nicht ganz 7 Jahr alt; da kann er unmöglich die Stellung eines Kaiserlichen Flügeladjutanten inne gehabt haben (S. 10); ist die Erlangung des Herzogtums im J. 1735 gemeint, so war er inzwischen zur Würde eines Reichs-General-Feldmarschalls emporgestiegen. — Charlotte, die Gemahlin des Czarewitsch Alexei ist zum orthodoxen Glauben niemals übergetreten (S. 11). — König Jerome hat Salzdahlum nicht abbrechen lassen, auch nach Paris keine Kunstschätze entführt; von letzteren ist, wenn auch nicht alles, so doch das meiste, später nach Braunschweig zurückgekommen (S. 25). — S. 35 lies Friedr. Wilhelm I. statt Fr. W. II. — S. 36 lautet der Name des Generalmajors nicht „von Rixhagen", sondern „von Riephagen". — S. 111 ist der Name des Generals, der bei Hohenfriedberg gefallen, schwer verständlich; anscheinend steht: „Troux" an der betreffenden Stelle; das Wort soll vermutlich den Namen „Truchseß" andeuten, denn der Generalleutnant Graf Truchseß zu Waldburg war von der preußischen Generalität der einzige, der hier auf dem Kampfplatze geblieben (Vgl. d. 2. Schles. Krieg hg. vom Großen Generalstabe II B. S. 21*); der verwundete Adjutant hieß nicht „Bodenberg", sondern „Buddenbrock"; die Königin schreibt: Bodenbrong (Vgl. ebendas.). — Hätte die Königin selbst deutsch geschrieben, so hätte sie S. 113 ganz gewiß nicht vom „Jahrmarkt in Braunschweig", sondern von der dortigen „Messe" gesprochen. — Ist S. 146 statt der „graphischen" eine photographische Treue gemeint? — So könnte auch wohl sonst eine sorgsame Durchsicht des Textes manche Unebenheiten in ihm beseitigen.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1908. Juni Nr. 6.

Das Skelettgrab von Ahlum.

Von Th. Voges.

Das Dorf Ahlum in der Nähe von Wolfenbüttel erscheint verhältnismäßig spät in den mittelalterlichen Urkunden. Sein Name wird zuerst 1112 genannt, als die Brunonin Gertrud reichen Grundbesitz daselbst dem Kloster Hamersleben überwies[1]). Es ist aber ohne Zweifel schon viel früher dagewesen, und seine Anfänge reichen wahrscheinlich weit in die Vorzeit zurück. Der Ortsname lautet ursprünglich Adenheim, Adenem, d. h. Heim oder Besitztum eines Ado. Nach Arnold stammen die Ortsnamen, die auf —heim ausgehen, aus der Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert[2]); nach Förstemann dagegen wird dies Grundwort an Altertum von keinem Namen übertroffen, Boiohemum tritt schon im 1. Jahrhundert auf[3]). Aber jener Ado, mag er nun zur Merovingerzeit hier ein Grundherr gewesen sein oder gar schon zur Zeit der Flavier sich Erb und Eigen hier geschaffen haben, keineswegs ist er der erste Ansiedler an dieser Stätte gewesen. Der Ort hatte lange zuvor schon Beachtung gefunden, er lud zur Besiedelung ein, sobald die Menschen in der Gegend hier seßhaft wurden. Das Dorf liegt am südlichen Abhang eines flachen Erdrückens und reicht bis an die Wiesen, die den Lauf der Altenau begleiten. Guter Boden ist überall, Sand- und Tongruben sind in der Nähe, und der untere Teil des Ortes hat mehrere Quellen und Teiche. So waren hier günstige Daseinsbedingungen gegeben, die sich der Mensch zunutze gemacht hat, wie mancherlei Spuren beweisen. Noch ist zwar kein Urnenfriedhof aufgedeckt worden, der von alten Siedelungen zeugt, aber nicht zu übersehen sind einige Mitteilungen, die mir ein sorgsamer Beobachter im Jahre 1881 machte. Beim Kellerbau des Kantorhauses sind „Urnen" mit Knochenresten gefunden, auch kamen solche in den an der Ostseite des Dorfes gelegenen Sandgruben und Lehmkuhlen zutage. Freilich hat sich davon nichts erhalten; so viel ist aber gewiß, daß fast überall in der Nähe Scherben vorgeschichtlicher Gefäße umherliegen; es sind unter ihnen Stücke, die mit Ornamenten in Schnitt und Winkelstich verziert sind und vielleicht von Kugelamphoren herrühren. Ferner sind nicht nur auf der Feldmark, sondern auch nahe am Dorfe Steingeräte gefunden worden, von denen einige besonders bemerkenswert sind. So hat eine Art ein abgesetztes, schmaleres Bahnende, mit dem sie in einen gespaltenen Schaft eingeklemmt werden konnte; ein „Thüringer" Flachbeil gehört zur Kultur der Bandkeramik, und eine elfseitig geschliffene Axt deutet auf die Schnurkeramik hin. Eine Axt mit angefangenen Bohrlöchern läßt erkennen, daß Geräte dieser Art an Ort und Stelle hergerichtet wurden[4]). Bronzefunde sind bis jetzt nicht bekannt geworden, wohl aber eine Emailperle aus römischer Zeit[5]). Es ist also sehr wahrscheinlich, daß auf der heutigen Dorfstätte schon vorgeschichtliche Siedelungen bestanden haben. Dazu kommt nun die Aufdeckung eines in der Nähe des Ortes gefundenen Grabes.

Im Herbste des Jahres 1901 stieß ein Knecht des Ackermanns Theodor Troch beim Pflügen auf Steine, bei deren Wegräumung es sich herausstellte, daß man auf ein Grab geraten war. Die Fundstätte liegt westlich vom Dorfe zwischen der Landeseisenbahn und der Windmühle, südlich von dem stellenweis tief eingeschnittenen Feldwege, der von jener Windmühle nach dem südwestlichen Ausgange von Ahlum führt. Das Gelände steigt dort allmählich an und heißt der Lindenberg; hier, nahe dem Kopfe,

[1]) P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig III. Band, 2. Abt., S. 6.

[2]) Studien zur Deutschen Kulturgeschichte S. 75.

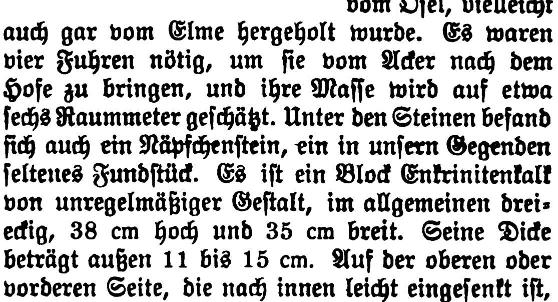
[3]) Altdeutsches Namenbuch II. Bd. Ortsnamen [2] Sp. 701.

[4]) Diese Gegenstande finden sich zerstreut in verschiedenen Sammlungen. In Ahlum selbst werden Steingeräte sowohl von dem Herrn Amtsrat Steigertahl als auch von Herrn A. Troch aufbewahrt.

[5]) Herzogl. Museum Nr. S. 875.

lag das Grab. Die Steine wurden herausgenommen und vorläufig beiseite auf einen Haufen geworfen; dabei fanden sich Knochen, Kohlen, Scherben von Tongefäßen und kleinere Steine von rötlichgelber Farbe. Der Berichterstatter kam erst am andern Tage dahin, und so konnte über die ursprüngliche Einrichtung des Grabes, über die Lagerung der Knochen und der Scherben nichts Gewisses mehr festgestellt werden. Die Knochen, welche sofort aufgelesen oder andern Tages aus der Grube hervorgesucht wurden, sind geringe Reste zweier Skelette, und zwar die eines älteren und eines jüngeren Menschen. Die Knochen, meist Stücke von den Oberschenkeln und einem Schädel, zeigen deutliche Spuren des Feuers; es ist also auch hier, wie in den Steingräbern Dänemarks, nach der Beisetzung ein Feuer angezündet worden[1]). Auch in Mecklenburg wurde in neolithischer Zeit die Sitte der Grabfeuer geübt[2]).

Die aufgelesenen Scherben stammen von vier verschiedenen Gefäßen, von denen zwei besonders beachtenswert sind, weil sie einigen Anhalt für die Zeitbestimmung abgeben. Da ist zunächst ein Randstück, an dem auch noch der Henkel erhalten ist. Derselbe ist dünn, breit und bandförmig; die länglichrunde Öffnung läßt den kleinen Finger nicht durch. Er sitzt nicht dicht am Rande, sondern 2,1 cm davon entfernt. Das Gefäß hat etwa 12—13 cm Durchmesser und schräge Wandung gehabt. Wahrscheinlich war es eine Schüssel, wie sie u. a. aus dem Lausekniggel bei Halberstadt zum Vorschein gekommen ist[3]).



Der Näpfchenstein von Ahlum[9]).

Die zweite Scherbe ist das untere Stück eines Bechers, jetzt noch 7 cm hoch; der Boden hat 5,5 cm im Durchmesser. Die Wandung, mäßig ausgebaucht, zeigt vier ganz flache, etwas flüchtig gezogene Riefen. Dies Bruchstück erinnert an mehrere kleinere Gefäße wiederum aus dem Lausekniggel bei Halberstadt[4]). Ferner fanden sich ganz ähnliche Formen in der Riesenstube des Bruchberges bei Drosa[5]). Auch Töpfe vom Gräberfelde zu Burg können als Gegenstücke herangezogen werden[6]). Soweit die geringfügigen Überbleibsel eine Zeitbestimmung zulassen, darf man diese Gefäße dem Bernburger Formenkreise zuweisen.

Bei uns kommt der Bernburger Typus am häufigsten in Grabkammern vor, die aus geschichteten Steinen hergerichtet sind[7]). Solcher Art wird auch das Grab von Ahlum gewesen sein, darauf deutet nicht allein die Menge der Steine hin, sondern dafür ist auch der Umstand bezeichnend, daß die Gräber des Bernburger Typus regelmäßig Spuren von Kultus-Feuern aufweisen[8]). Da auf dem Lindenberge mutmaßlich noch mehr Gräber solcher Art vorhanden sind, so bringt vielleicht die Zukunft völlige Sicherheit über das Alter des Grabes.

Die herausgeschafften Steine bestanden zum größten Teile aus Muschelkalk, der hier nicht ansteht, sondern wahrscheinlich von der Asse oder vom Ösel, vielleicht auch gar vom Elme hergeholt wurde. Es waren vier Fuhren nötig, um sie vom Acker nach dem Hofe zu bringen, und ihre Masse wird auf etwa sechs Raummeter geschätzt. Unter den Steinen befand sich auch ein Näpfchenstein, ein in unsern Gegenden seltenes Fundstück. Es ist ein Block Enkrinitenkalk von unregelmäßiger Gestalt, im allgemeinen dreieckig, 38 cm hoch und 35 cm breit. Seine Dicke beträgt außen 11 bis 15 cm. Auf der oberen oder vorderen Seite, die nach innen leicht eingesenkt ist,

[1]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I. Bd. S. 99—102.
[2]) Beltz, Vorgeschichte von Mecklenburg S. 30.
[3]) Augustin-Friederich, Abbildungen von Alterthuemern in den Gauen des Bisthums Halberstadt (Wernigerode 1872) Taf. V, Nr. 5.
[4]) A. a. O. Taf. VI, Nr. 2. 4. 6. 7.
[5]) Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thüring. Länder IV. Band (1905) Taf. IV, 16. Taf. V, 12.
[6]) Zeitschr. f. Ethnologie 1902 S. 170, Abb. 11 u. 14.
[7]) Jahresschrift III. Bd. (1904) p. 135.
[8]) A. a. O. S. 131 u. 136.
[9]) Die Vorlage für die Abbildung verdanke ich meinem Kollegen Herrn Grünberg hieselbst.



befinden sich die Näpfchen; ihr Rand ist nicht scharfkantig, vielmehr abgerundet, so daß man für den oberen Durchmesser nur ungefähre Maße angeben kann. Die beiden unteren Näpfchen sind fast gleich groß; das linke mißt querüber 6 cm und ist etwa 3,5 cm tief, das rechte ist ungefähr 8 cm groß und geht 5,4 cm nach innen. Darüber steht eine größere Schale von 11 bis 12 cm Weite und 6,3 cm Tiefe. Eine ganz ähnliche Anordnung der Grübchen zeigt der Näpfchenstein von Font im Neuenburger See, doch sind die Schalen des Ahlumer Steines anscheinend tiefer als jene des Fundstückes aus dem Pfahlbau[1]).

Übrigens sind auf der Rückseite deutlich die Anzeichen zu sehen, daß man auch hier begonnen hatte, solche Näpfchen zu arbeiten. Um jeden Zweifel auszuschließen, soll noch ausdrücklich bemerkt werden, daß der Stein andern Tags nach Entdeckung des Grabes mit den übrigen neben der Grube lag und genau das Aussehen hatte, wie die andern Steine. Seine Zugehörigkeit zu dem Grabe kann nicht bestritten werden, denn wenn er oben gelegen hätte, würden ihn die Knechte längst fortgeschafft haben, da der Plan seit undenklichen Zeiten unter dem Pfluge ist. Als Arbeitsstein für Steinklopfer kann er auch nicht gedient haben, denn der vorbeiziehende Hohlweg ist noch jetzt im uralten Zustande, höchstens werden dann und wann einige Lesesteine in die ausgefahrenen Geleise geworfen.

Ähnliche Schalen finden sich nicht nur an Grabsteinen, vielfach bedecken sie auch die Oberfläche erratischer Blöcke oder die Wände anstehender Felsen. In der Schweiz, im Fichtelgebirge und in Skandinavien sind sie seit langer Zeit bekannt und Gegenstand eingehender Untersuchungen geworden, doch auch in Asien bis Indien hin und in Nordamerika hat man solche Näpfchen angetroffen. In Deutschland kennt man sie auf einigen Findlingsblöcken, es mag hier nur an die Opfersteine auf Rügen erinnert sein, an den Mauzenstein bei Herrenalb, an das megalithische Grab von Stöckheim (Altmark).

Diese Schalen haben verschiedene Größe und Tiefe, manche sind klein, wie Uhrgläser, ja wie die Kuppe eines Fingerhutes, andere sind so groß und tief, daß man sie als richtige Becken bezeichnen kann. Übrigens sind nicht alle durch Menschenhand hervorgebracht, viele sind zweifellos durch Erosion entstanden; besonders bei den granitischen Gesteinen wittern die Feldspathkrystalle aus, und es bilden sich allmählich Vertiefungen. Auch bei wirtschaftlicher Tätigkeit, bei Vornahme gewerblicher Arbeiten können gar oft unabsichtlich solche Näpfchen entstehen; so erblickt man nicht selten bei den Steinklopfern an den Landstraßen auf ihren Steinunterlagen Vertiefungen, die durch fortwährenden Gebrauch entstanden sind. Aber abgesehen von diesen durch Witterungseinflüsse oder durch Handwerkstätigkeit hervorgebrachten Schalen gibt es doch auch zahlreiche mit solchen Zeichen versehene Denkmäler, deren Lage und Beschaffenheit jeden Zweifel ausschließt, daß man es in ihnen mit urzeitlicher Menschenarbeit zu tun hat. Hier indes sollen die Näpfchen an Felswänden und auf erratischen Blöcken, deren Zweck immer noch nicht erforscht ist, nicht weiter berücksichtigt werden; es genügt hier, die kleineren, leichter beweglichen Steine ins Auge zu fassen. Freilich ist auch bei ihnen die Bedeutung der künstlich eingegrabenen Näpfchen noch nicht völlig geklärt, aber die Frage ist doch durch den Umstand ihrer Lösung nähergeführt worden, daß viele dieser Steine in Gräbern gefunden wurden.

In Dänemark sieht man die napfartigen Vertiefungen namentlich auf den Steinen der kleinen Kammern und der Riesenstuben sehr häufig, bald einzeln oder in geringer Anzahl, bald in Mengen dicht nebeneinander, so daß sie die Fläche vollständig bedecken. Am häufigsten findet man sie wohl auf der Oberfläche der Decksteine von Gräbern; aber sie kommen auch sonst unter allen möglichen Verhältnissen vor, sowohl auf den Steinen der eigentlichen Kammer, wie auf den Randsteinen des Hügels, hoch oben oder dicht an der Erdoberfläche, auf geraden und gewölbten, horizontalen und vertikalen Flächen; nicht selten trifft man sie im Innern der Grabkammern[2]).

Aus Schleswig-Holstein sind 28 Schalensteine bekannt geworden, von den 16 nachweislich aus Grabhügeln stammen, und von solchen, die in Steinwällen, Gartenmauern oder auf dem Felde gefunden sind, ist es wahrscheinlich, daß sie zerstörten Gräbern entnommen sind[3]).

In andern deutschen Landschaften scheinen diese Steine viel seltener vorzukommen. Das Kegelgrab beim Hofe Deperstorf hatte einen Steinkranz, einer dieser Steine zeigte sechs kleine näpfchenartige Vertiefungen und erwies sich dadurch als ein Näpfchenstein der von den Hünengräbern her bekannten Art[4]).

In Bayern diente ein Schalenstein als Deckplatte eines kleinen Steinbaues in einem Grabhügel bei Ufing am Staffelsee[5]).

Auf dem Jolimont zwischen dem Bieler- und dem Neuenburger See wurde ein Grab geöffnet, darin lag ein kleiner mit vier Schalen versehener Stein[6]).

[1]) Keller, Fünfter Pfahlbauten-Bericht Taf. XVII, Abb. 3, S. 175.

[2]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, S. 168.

[3]) J. Mestorf, Schalensteine. Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. Siebentes Heft, S. 2.

[4]) Belz, Die Gräber der älteren Bronzezeit in Mecklenburg. Mecklenburg. Jahrb. Bd. 67 (1902) S. 191.

[5]) Naue, Hügelgräber zwischen Ammer- u. Staffelsee. Taf. 33, Abb. 6. S. 133—134.

[6]) Keller, Fünfter Pfahlbauten-Bericht Taf. XVII, 1. S. 176 (48).

Der Zweck dieser Näpfchen ist unbekannt; keines der strengen Gesetze, die nach der gewaltsamen Einführung des Christentums erlassen wurden, um den alten Opferungen zu steuern, enthält darüber eine Andeutung, auch alte Predigten, die doch sonst wohl abergläubische Gebräuche, Wickerei und Zauberei rügen, enthalten nichts, was auf die Benutzung dieser Steine hinweist.

Wenn aber auch die geschriebenen Zeugnisse schweigen, so haben wir doch den großen Schatz der Sitten und Gebräuche, von denen noch manche an die Opfer des Heidentums gemahnen. In Schweden opfert noch jetzt der Aberglaube an solchen Steinen, hauptsächlich zur Heilung gewisser Kinderkrankheiten. Man salbt die Schälchen mit Fett; man legt Stecknadeln, Bändchen, Geld oder dergleichen hinein, ja man hat wiederholt Puppen auf solchen Steinen gefunden, welche den Elben zum Zeitvertreib dahingelegt waren mit dem Anspruche, daß sie dafür das Kind in Ruhe ließen. Man glaubte nämlich, daß gewisse Krankheiten (Fieber, Hautausschlag, Zehrung) den Kindern von den Elben „angetan" seien[1]).

Ein Gutsherr in Schweden fand auf seinem Gute einen solchen Stein und ließ ihn in den Park legen. Acht Tage nachher waren sämtliche Schalen mit Opfern gefüllt, mit Stecknadeln, Münzen und dergleichen. Die Opfer wurden weggenommen, aber nach acht Tagen waren die Schalen wieder voll. Jetzt verbot er seinen Untergebenen zu opfern. Sie fanden es sehr häßlich von ihm, daß er den Opferstein nur für sich allein haben wolle, daß er seinen armen Untergebenen nicht gestatten wolle, auch zu opfern. Der Stein liegt noch da[2]).

Bei dem seltenen Vorkommen dieser Steine in Deutschland ist es leicht erklärlich, daß von solchen Opferhandlungen hier nichts bekannt ist. Nur einmal und zwar vom Männelstein an der Odilienberger Heidenmauer wird ähnliches berichtet. In den auf- und nebeneinander geschichteten Blöcken des Männelsteines finden sich einige jener kreisrunden Vertiefungen, welche den Stein als einen geheiligten bezeichnen. Noch heute legen die Kinder schüchtern einen Erikastrauß oder eine Handvoll Heidelbeeren als Weihegaben in diese Schalen[3]).

Das häufige Auftreten der Näpfchensteine in den Gräbern und die noch in unserer Zeit geübte Darbringung von Geschenken, die in den Schalen niedergelegt werden, legt es nahe, auch die Näpfchensteine der vorgeschichtlichen Zeiten als Opfersteine anzusprechen. Dies ist u. a. geschehen von Montelius[4]), von Hildebrand[5]) und J. Mestorf[6]).

[1]) J. Mestorf, Die vaterländischen Alterthümer Schleswig-Holsteins S. 27.

[2]) Hildebrand auf dem Anthropol. Kongreß in Innsbruck. Korresp.-Blatt 1894 S. 174.

[3]) Scheffel, Reisebilder S. 393.

Auch J. Naue bezeichnet als Zweck des Schalensteines im Grabhügel von Ufing, daß auf ihm die Totenopfer vollzogen seien. Vielleicht, so sagt er, wurden die Vertiefungen mit Getreide, Honig, Meth u. a. gefüllt[7]).

Andere Forscher, wie Sophus Müller, nennen diese Denkmäler zwar nicht gerade Opfersteine, schreiben ihnen aber doch eine religiöse Bedeutung zu und erklären die Näpfchen für heilige Zeichen[8]).

Das Eingraben von Näpfchen in Steine beschränkt sich nicht auf die heidnische Zeit, auch das Mittelalter hat diese Sitte geübt. Vielfach findet sich erwähnt, daß kreisrunde Vertiefungen in die Mauern der Kirchen eingerieben sind. Freilich hat das dann einen ganz andern Zweck gehabt als in der Vorzeit. Sehr oft hat man das ausgeriebene Steinmehl den Kranken ins Trinkwasser getan, oder man hat das Fieber da „hineingepustet"[9]).

Wenn nun auch der Zweck der alten Näpfchensteine noch nicht völlig klar ist, wenn vorläufig nur die Richtung angegeben werden muß, in der die Erklärung gesucht werden kann, so ist doch Hoffnung vorhanden, daß einst volle Gewißheit darüber erlangt werden kann. Wahrscheinlich stecken noch in manchem Grabe der neolithischen Zeit und der älteren Bronzezeit auch bei uns solche Näpfchensteine; wahrscheinlich liegen noch hier und da in den Näpfchen die geweihten Gaben, die für die Götter oder für die Toten bestimmt waren: Flintmesser und Pfeilspitzen, Bronzeringe und Glasperlen, Eberzähne und Hirschgrandeln. Wenn dann so ein Grab nicht aufgewühlt, sondern regelrecht ausgegraben wird, dann erst kann die Frage nach der Bedeutung der Näpfchensteine endgültig gelöst werden. Vielleicht liegen auf dem Lindenberge bei Ahlum noch mehr Gräber, deren vorsichtige Aufdeckung möglicherweise Klarheit schaffen könnte[10]).

Vorläufig darf man wohl mit einiger Sicherheit

[4]) Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit S. 34.

[5]) Siehe die Anm. 2.

[6]) Zeitschr. f. schleswig-holstein-lauenb. Geschichte Bd. XIV S. 343.

[7]) J. Naue, a. a. O. S. 133.

[8]) P. Müller, Nordische Altertumskunde I. S. 170. — Führer durch die dänische Sammlung (Nationalmuseum). Zu Schrank 47, 2 und zu Schrank 55.

[9]) J. Mestorf, a. a. O. S. 2. Hier und da weisen auch alte Steinkreuze an Kreuzwegen und Dorfstraßen Vertiefungen auf, die wohl kaum durch Verwitterung entstanden sind, vielmehr künstlichen Ursprungs zu sein scheinen, so bei dem alten Steinkreuze, das an der Nordseite von Wendessen steht, wo der Weg nach Atzum abzweigt. Auch die Vertiefungen oben auf dem Kreuze von Kissenbrück, das jetzt im Parke von Hedwigsburg steht, scheinen künstlicher Natur zu sein.

[10]) Im vorigen Herbste stieß man übrigens auf dem Trochschen Acker dort bei Erdarbeiten auf Urnengräber, deren geringe Ausbeute auf die La Tène-Zeit hinzuweisen scheint.

den Näpfchenstein von Ahlum als einen Opferstein bezeichnen. Er ist dem Herzogl. Museum zu Braunschweig überwiesen worden.

Der Schreckenstag von Schöppenstedt
am 14. Mai 1602
von G. Hassebrauk[1]).

1. Einleitung.

Am 22. Januar 1600 hatte Herzog Heinrich Julius aus vielen Gründen die Stadt Braunschweig für rebellisch erklärt und dadurch einen Kriegszustand hervorgerufen, der bis 1615 fortdauerte. Die Städter, anfangs von den Garden des Herzogs, den Rot- und Blauröcken, in ihrem freien Verkehr und Handel belästigt und gehemmt, hatten sich bald aufgerafft und eine große Zahl von Söldnern geworben[2]), die dann, mit dem Bürgeraufgebote vereint, die Straßen gewaltsam frei machten und nun ihrerseits die nahe gelegenen Dörfer des Fürstentums plünderten, allerdings wesentlich ohne zu brennen oder zu morden. Der ersten langen Reihe von Ausfällen im Sommer 1600 hatte eine Kaiserliche Kommission ein Ende gemacht; doch als sich die dann angeknüpften Friedens- und Huldigungsverhandlungen Ende 1601 zerschlagen hatten, fing die Stadt Braunschweig wieder an zu rüsten[3]). Es hinderte auch nicht, daß der alte patrizische Rat, der den Krieg verschuldet hatte, anfangs 1602 abgesetzt wurde und ein mehr demokratisch denkender Rat an die Spitze der Geschäfte trat; kurz, im Februar begann eine neue Reihe von Ausfällen, die außer den Söldnerführern besonders der städtische Marsteller Benedix Müller leitete. Während man sich aber früher wesentlich damit begnügt hatte die Kommerzien frei zu machen und dabei regellos zu plündern, kam jetzt Methode in die Unternehmungen. Vor allem wollte man diejenigen Orte heimsuchen, die dem blühenden städtischen Gewerbe, namentlich der Brauerei, Konkurrenz machten. So galt gleich der erste Ausfall am 23. Februar der Herzoglichen Brauerei in Thiedebach, und nach der vandalischen Verwüstung von Wendhausen (März) kam am 23. April das Amt Bettmar an die Reihe. Auch hier wurden namentlich die beiden Brauhäuser verwüstet und die Pfannen mitgenommen. Allmählich verloren die Führer auch die Gewalt über die Söldner und den bewaffneten Pöbel; dieser meinte spöttisch, man müsse doch einmal sehen, ob die Strohhütten der Bauern auch brennen könnten, und steckte Scheunen usw. an.

Der Schrecken im Lande war gewaltig; die übertriebensten Gerüchte von der Rüstung der Stadt wurden herumgetragen[4]); selbst in Wolfenbüttel war man besorgt und arbeitete eifrig an den Befestigungen. Dazu kam, daß der Herzog selbst nach Stolzenau an der Weser verreist war und seine Räte unschlüssig waren. Dagegen wuchs der Übermut der Braunschweiger von Tage zu Tage; Spottreden und Lieder auf Heinrich von der Oker, Heinrich ohne Geld, den Hühnerfänger, den Teichgräber usw. liefen um; man drohte das ganze Land auf drei Meilen im Umkreise schlecht zu machen, wollte auch die Städte Schöppenstedt, Königslutter, Schöningen und Helmstedt heimsuchen; ja, Heinrich sollte in seiner Festung Wolfenbüttel nicht sicher sein.

Und wirklich war das nächste Ziel der Braunschweiger Schöppenstedt. Dies Städtchen war ihnen nämlich vor allen andern verhaßt, weil daselbst nicht nur eine herzogliche, sondern auch noch mindestens sieben Privatbrauereien bestanden[5]), welche die ganze Umgegend mit ihrer „Wehrmumme" versorgten und das Braunschweiger Bier fast ganz verdrängt hatten. Die Brauereien waren vor etwa 25 Jahren von Herzog Julius errichtet resp. erlaubt, wenn auch nicht gerade eine Gilde der Mülterer eingerichtet war. Auch Branntweinbrennereien gab es hier mehrere, in denen auch Liköre, z. B. Anisbranntwein, hergestellt wurden. Ferner war hier der Ausgangspunkt für die von den Braunschweigern viel befehdete Altenau- oder Netteschiffahrt, mittelst derer Steine, Kalk und Holz vom Elme, auch wohl Getreide, nach der Oker geschafft wurde. Julius hatte „die gute Stadt, die älter war als seine hoch begnadete und befreiete Erb- und Landstadt Braunschweig", deshalb so sehr begünstigt, weil sie mehrfach durch große Brände heimgesucht war. Sein Nachfolger war auf dem Wege weiter gegangen; von Julius und Heinrich Julius waren den aufblühenden Handwerken, z. B. Schuhmachern[6]) und Schneidern, sehr wertvolle Gilderechte gegeben worden. Geleitet wurde die Stadt durch einen Rat von 6 Mitgliedern, die sämtlich den Titel Bürgermeister führten[7]); ihm zur Seite stand ein Stadt-

---

[1]) Nach Chroniken in der städt. Bibliothek zu Braunschweig, besonders aber nach Akten, die z. T. in den sog. Braunschw. Histor. Händeln (Helmstedt 1608) Bd. II gedruckt sind.

[2]) Ende Februar hatte die Stadt 1600 Fußknechte und 150 Reiter. Gerckes Chronik.

[3]) Rittmeister Stembshorn führte die „Hahnenfedern", etwa 450 Mann stark, aus Westfalen herbei; Rittm. v. Beesen führte 150 Pferde. Andere städtische Offiziere waren Rittm. Hans Timann von Clausenstein, das „Lork" genannt, Johann von Dreesch, Kaspar von Östken, Hauptmann Kreye usw.

[4]) Hans Heidt aus Bettmar will am 23. April 10- bis 12000 Mann gesehen haben, dazu bei Denstorf 1000 und beim Raffturm 1500. Er selbst hebt hervor, daß er ein alter Kriegsmann sei, übertreibt aber mehr als zehnfach.

[5]) Curdt Degener, Heinrich Wolter, Curdt Dettmer, Hans Krüger, Jordan Schwiher, Hans Dammann, Hans Bielgut.

[6]) Ihr Gildemeister hieß Ernst Lüders.

[7]) Ulrich Bosse, Curdt Tilcken, Bartold Westendorff, Claus Schrader, Henni Drake, Johannes Lange.

schreiber[1]) und ein Richter[2]), während die herzoglichen Rechte durch einen Vogt gewahrt wurden[3]). Der Hauptreichtum der Bürger bestand natürlich in Landbesitz und Vieh; der Haushalt der Wohlhabenden[4]) war mit einem Komfort eingerichtet, der noch heute in vielen Dörfern und Kleinstädten nicht wieder erreicht ist.

2. Der Überfall.

Am 9. Mai war Markt in Schöppenstedt. Trotz des Kriegszustandes waren Bürger und Frauen aus Braunschweig dazu hinübergeeilt, um ihre Waren zu verkaufen. Man sagte nachher, der Rat habe diese Leute extra dazu aufgefordert, um des Herzogs Beamten oder Untertanen zu irgend welcher Gewalttat anzureizen, die ihm dann einen plausibeln Grund zu einem Rachezuge gegeben hätte. Wirklich taten ihm die Schöppenstedter den Gefallen. Zwei Soldaten des Herzogs, die wohl vom Vogte mit der Aufsicht beauftragt waren, erkannten zwei Weiber[5]), die mit Schuhwaren handelten, als Braunschweigerinnen, konfiszierten 98 Paar Schuhe und führten die Frauen selbst zum herzoglichen Vogte. Dieser setzte den keifenden Megären auseinander, daß sie kein Recht hätten, (bei Kriegszeiten) in Schöppenstedt zu handeln; er müsse die Schuhe nach Wolfenbüttel einliefern und forderte die Hökerinnen auf, den Markt zu verlassen. Er bot ihnen übrigens zu essen an, falls sie Hunger hätten. Damit war den beiden aber nicht gedient; sie erhuben einen gewaltigen Lärm, der eine große Menge Neugieriger herbeizog. Anwesende Braunschweiger ließen sich schon jetzt — hier und im Wirtshause — zu schweren Drohungen gegen Schöppenstedt und besonders gegen den Vogt hinreißen. Da wurde in der Stadt ein böser Spottvers herumgetragen, der natürlich auch den Braunschweigern in die Hände fiel:

De van Brunschwik sind hinden licht,
Se drauen den van Scheppenstidde vnd dohn öhn nicht.
Se hebben einen rüter und halven soldaten,
Damit wollen se sick vör Scheppenstidde maken.
Wy hopen, se wollen sick anders besinnen
Vnd solcke dohrheit nicht mehr beginnen;
Se schollen kamen vp einen fridag,
Vnd betalen vns dat gantze gelach[6]).

Der Trutzreim sollte in ganz anderer Beziehung Recht behalten, als er selber gemeint war; der Freitag darauf war zwar ein Unglückstag, aber nicht für Braunschweig, sondern für Schöppenstedt selbst. Der Rat glaubte nun Anlaß zu haben, seine Pläne gegen das bierbrauende Städtchen zur Ausführung zu bringen, und bestimmte den Tag nach Himmelfahrt, also Freitag, den 14. Mai, für dieses Unternehmen. Da er sich aber vergewissern wollte, ob die Schöppenstedter nicht etwa gewarnt wären und an Verteidigung dächten, schickte er am Morgen des Himmelfahrtstages einen Kerl aus des Rats Dorfe Schandelah, Andreas Tacke, auf Kundschaft aus, der zum Wahrzeichen, daß er wirklich in Schöppenstedt gewesen sei, „vor einen Mattier Semmel mitbringen sollte[7])". Da niemand etwas zu ahnen schien, brachen gegen Mitternacht am selben Tage etwa 4—500 Bürger nebst 150 Reitern unter der Oberleitung des schon erwähnten Marstellers Benedix Müller auf, der zur Hilfe zwei Ratsdiener, Hans Isensee und den „dicken" Reinharts, bei sich hatte. Gegen 50 Wagen wurden für die zu erwartende Beute mitgenommen[8]). Ein Teil der Reiter wurde ständig nach rechts auf Patrouille geschickt, damit man nicht von der Festung Wolfenbüttel aus angegriffen würde. Der Zug kam nur sehr langsam vorwärts; erst um 3 kam man im Dorfe Evessen an, wo man den herzoglichen Vogt Henni Fricke festzunehmen gedachte. Dieser war eben aufgestanden und im Begriff eine Diensttour zu unternehmen, als er die Schar herankommen hörte. Er hatte kaum noch Zeit durch die Hintertür zu entspringen und zum Elme davonzujagen, als die Meute hereinbrach. Aus Ärger, daß ihnen gleich das erste Wild entwischt war, fingen die Bürger schon hier an zu verwüsten, zogen auch aus dem Stalle sieben schöne Pferde, nahmen dem Nachbar Deecker ebenfalls drei und zogen dann weiter. In der Nähe von Schöppenstedt müssen sie einen Umweg gemacht haben; denn sie kamen zunächst zum Dorfe Küblingen[9]) und erst von dort zum Twelckentore, das im Norden der Stadt liegt[10]). Es war 4 Uhr; fast die ganze Stadt lag noch im Schlafe. Der Wächter, Hans Drake, war eben zur Ruhe gegangen, die Hirten aber in voller Tätigkeit. Rinder und Schafe waren schon draußen und den Braunschweigern nicht begegnet[11]); der Sauhirt wollte sich eben durch das Neuetor (im Süden der Stadt) entfernen, als der Lärm am

[1]) Hans Dettmer.

[2]) Hans Lehmann.

[3]) Peter von Heerte (alias Sauingen).

[4]) Von den 130 erwähnten Bürgern können etwa 25 für wohlhabend, 85 für auskömmlich begütert und 20 für ärmlich taxiert werden. Über die Hauseinrichtung 2c. vgl. meinen Aufsatz „Volksleben in Braunschweig vor dem 30jährigen Kriege", im Brschw. Magazin von 1903 S. 73 ff.

[5]) Die eine hieß Katharina Germes.

[6]) Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte 2c. 1901 S. 93.

[7]) Aussage der Krügerschen in Sickte. Br. Hist. H. II S. 1859.

[8]) Die Zahlen werden auch hier maßlos übertrieben. Manche sprechen von 2000 Bürgern und 4—500 Reitern, ebenso steigt die Zahl der Wagen bis auf 110. Harff Lüders aber zählt 53 aus Schöppenstedt zurückfahrende Wagen, also die in der Stadt erbeuteten mitgerechnet. II S. 1844.

[9]) Wo sie den Amtmann Andreas Philipps, aber gleichfalls vergeblich, zu fassen suchten und sein Haus plünderten. Dessen Aussage.

[10]) Nach Braunschweig zu.

[11]) Aussage des Kuhhirten Lüdeke Ranken und des Schäfers Henni Baledix.

Twelckentore anging. Durch dies wollte der Postreuter des Rates, Drewes Schrader, gerade hinaus und ließ sich von der Frau des Wärters eben das Tor öffnen, als Axtschläge dagegen dröhnten und der entsetzten Frau eine Musketenkugel am Ohre vorbeipfiff. Bald lag das Tor in Trümmern und herein drang eine Schar Reiter, Bürger und Soldaten. Sie hatten die wenigen Minuten bis zum Fallen der Torflügel schon gut benutzt, indem sie den draußen liegenden Herzoglichen Zoll überfielen, den Stock aufschlugen und das Geld daraus nahmen. Es waren aber nur 49 Gulden darin; wohl aus Ärger über diese geringe Summe vernichteten sie alles, was sie fanden, Hausgerät und Fenster, schütteten auch die vorhandenen Vorräte an Mehl und andern Lebensmitteln aus, und was ihnen des Mitnehmens nicht wert schien, wurde in den Straßenkot geworfen.

In der Stadt teilte sich der Haufe. Einige fingen sofort an, die nächsten, an der Braunschweiger Straße gelegenen Häuser zu plündern; andere erklärten die Schweineherde, die noch erreicht wurde, für gute Beute; die Hauptscharen aber zogen zum Rathause und gegen den verhaßten Vogt.

Ins Rathaus brachen sie gewaltsam ein, besonders der Kassen wegen. Die Stadtkasse, die Armenkasse, sowie nicht unbedeutende, hier deponierte Mündelgelder fielen in ihre Hände. Das Sekret oder Stadtsiegel wurde — nebst anderen Urkunden — ebenfalls aus den Truhen gerissen, aber da es kein Geldeswert war, achtlos bei Seite geworfen[1]) Dagegen fand man an des Rates neuer Kutsche und den im Hause aufbewahrten Waffen Gefallen, so daß der Schaden, der im Rathause angerichtet wurde, von den Bürgermeistern allein auf 1000 bis 2000 Taler geschätzt wurde.

Wie wir wissen, wollte man sich ja vor allem an dem herzoglichen Vogte Peter von Heerte rächen. Dieser war nun zwar zum größten Schmerze der Besucher vor Tage mit dem Amtmann von Küblingen davongeritten (vielleicht hatte er, wie auch aus dem folgenden vermutet werden kann, eine unbestimmte Ahnung davon gehabt, daß die Braunschweiger kommen könnten); aber seine Frau und seine Kinder mußten den ganzen Sturm aushalten; sie wurden aus den Betten gejagt und mußten zusehen, wie nun alles aufgepackt oder verwüstet wurde. 20 vollständige Betten, alle Zinn-, 22 Messing- und Eisenkessel, ein Wagen und fünf Pferde, das Geschmeide der vier Töchter u. s. w. wurden mitgenommen. Im Keller lagen 28 Faß Bier. Da wurden zuerst wüste Orgien gefeiert, dann aber alles zerschlagen, so daß noch nach einigen Tagen das Bier fußhoch im Keller stand. Vor allem aber besuchte man das Brauhaus und vernichtete alles, was man vorfand. Der Vogt hatte die große Braupfanne, die allein auf 123 Taler Wert geschätzt wurde, zwar sorgfältig vergraben lassen; aber die Rotte zwang einen Bürger, Hans Staeß, durch Bedrohung mit der blanken Wehr und durch Aufsetzen der Daumschrauben, ihnen den Platz zu zeigen. Der Vogt berechnete nachher den Gesamtschaden auf 2000 Gulden (1330 Taler).

So weit war der Rachezug beabsichtigt; aber die Führer scheinen jetzt jede Herrschaft über die fanatisierte, noch dazu schwer betrunkene Masse verloren zu haben, wenigstens verfuhr sie jetzt mit einem Vandalismus, sogar Cynismus, die ihresgleichen suchen. Wohl kein Haus in Schöppenstedt blieb an diesem Morgen ohne Besuch; systematisch wurde allen Handwerkern ihr Werkzeug vernichtet; selbst armen Häuslingen wurde ihre schlechte Habe genommen oder zerstört. Im Hause des Pastors wurde wütend gehaust, die Möbel zerschlagen, die Betten zerschnitten und die Federn verstreut; der Chorrock und das Barett des Geistlichen mußten zur Maskerade dienen, der Frau wurde der Pelz vom Leibe gerissen und sie selbst zur Flucht gezwungen. Selbst Kranke und Kindbetterinnen wurden nicht geschont; man riß ihnen gewaltsam unter Hohn und Drohungen die Betten unterm Leibe weg, nahm Männern und Frauen nicht bloß die Pfennigbeutel, die sie bei sich trugen, sondern riß ihnen die besseren Kleider vom Leibe. Manche wurden bis aufs Hemd entkleidet und mit Schlägen davongejagt, falls man nicht genügend fand; andere wurden mit der Wehr und der Folter bedroht, wenn sie nicht sagen wollten, wo sie ihr Geld versteckt hatten. Natürlich fehlte es bei dem Getümmel auch an Verletzungen, ja, ernsten Wunden nicht. An zwei Orten wurde auch gezündet, doch konnten die erfahrenen Schöppenstedter die Gefahr noch rechtzeitig beseitigen.

So raste die Bande bis Mittag und zog dann mit überreicher Beute wieder ab. Höhnisch riefen sie den wehklagenden Schöppenstedtern zu, sie hätten ja einen reichen Herrn in Wolfenbüttel, der werde ihnen schon alles ersetzen. Auf ihren mitgebrachten und mehreren erbeuteten Wagen führten sie 10 Braupfannen, unendliches Metallgerät, besonders die eisernen Einsätze der Kachelöfen, 285 Speckseiten, Fleisch und Würste, ungeheure Vorräte an Getreide, Hopfen und Malz mit. 98 Pferde, 2 Rinder, 24 Kälber, über 500 Schweine, 660 Stück Geflügel wanderten mit nach Braunschweig. Der Gesamtschaden der Stadt wurde auf 25 000 Gulden berechnet.

Auch die Seitenpatrouillen hatten sich schadlos zu halten gewußt und in Hötzum, Sickte und Vansleben geräubert, was sie nur konnten.

Während nun diese freche Tat im Lande unendliche Trauer und schwerste Sorge hervorrief, wäh-

[1]) Die Gildebriefe dagegen nahm man mit.

rend der Herzog selbst nach Prag reiste, um des Kaisers Hilfe gegen die übermütigen Rebellen zu gewinnen, herrschte in Braunschweig große Freude über die gelungene Rache. Man beantwortete den Spottvers der Schöppenstedter mit einem Triumphliede, das sich erhalten hat:[1])

Ein baur sol ein baur seyn vnd warten seinen pflug,
So giebt ihm gott einen grauen rock, daran hat er [genugk.
Vnd giebt er ihm einen haberbrey,
Ein krug mit wasser gehört dabey,
So hat er sein gefugk.

Im sprichwort hört man sagen: wer das schwert im maule führt,
Wird auff die scheide geschlagen, anders ihm nicht gebührt;
Wer pochen vnd viel pralen wil,
Vnd hat kein macht noch heller vil,
Derselbe sich nur veziert[2]).

Im lande Braunschweig gelegen ein fleck heißt Scheppenstedt,
Derselbe tat sich erregen mit viel schimpflicher redt,
Die stadt Braunschweig zu stechen an,
Die ihm doch niemals leid gethan
Noch vrsach geben het[3]).

Mit trotzen vnd mit schnarchen waren es gar küne man;
Im offenen freyen marckte thaten sie es fallen an
Vnd nahmen schuch mit grosser macht,
Waren von Braunschweig hingebracht
Zu kauffen vor jederman.

Von Sawy[4]) gar ein grober knoll, der sich den voigt nant[5]),
Vbermuth vnd schelmstuck voll, dabey er ist bekandt
Der machet der sachen anfang;
Ein kurtze lust, die wehret nicht lang,
Des treget er schad vnd schand[6]).

Sie dichten alle vnd sungen zu stehen für einen man,
Ja, wie der hase beim jungen, wan er hört die trumlen schlan,
So hielten die von Scheppenstedt;
Der schimpff sie rewet nu zu spet,
Wie ich wil zeigen an.

Am vierzehenden des Meyen kriegten sie frembde gest;
Man horet sie heulen vnd schreyen zu Scheppenstedt in dem nest.
Die schuch wolten bezahlet seyn
Mit geld vnd gut, mit pferd vnd schwein,
Vnd was sonst war das best.

Sie hatten sich erhoben mit brawen aller end,

[1]) Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte 1901. p. 93 ff.
[2]) Handschrift: veziercet.
[3]) Hdschr.: hat.
[4]) Sauingen.
[5]) Hdschr.: nent.
[6]) Hdschr.: Das . . . schande.

Die pfannen sind verstoben, jetzt trinken sie covent[7])
Vnd mehrenteils auch gensewein,
Der steiget ihn nicht zum kopffe hinein
Vnd machet sie frey behend.
Das ist das ende vom pochen vnd schelten ohne maß,
Die schuch sind gnug gerochen; wer nicht will gleuben das,
Der gehe vnd frage zu Scheppenstedt,
Vnd bringe die antwort selber mit,
Jch rathe, daß ers bleiben laß[8]).

Nochmals Blanchards Luftreise zu Braunschweig im J. 1788.

Von Eugen Stech.

Das große Aufsehen, das die Auffahrt Blanchards zu Braunschweig in weiten Kreisen hervorrief, wird uns u. a. auch durch einen Aufsatz des „Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten“ Nr. 131 vom 15. August 1788 bezeugt, der uns über jenen Vorgang ausführlich berichtet, und von dem im Anschluß an die S. 54 ff. dieser Blätter bereits gemachten Mitteilungen nachfolgende Zeilen hier eine Stelle finden mögen. Es heißt dort:

„Die glücklichste und vollkommenste Luftfahrt, die je geschah, fieng sich am 10. August, Nachmittags um 5 Uhr, mit Majestät an, und endigte sich am Abend mit Triumph. Der Himmel begünstigte dieselbe auf eine mehr als erwünschte Weise. Je näher die Stunde der Auffahrt kam, desto mehr heiterte sich der Himmel auf, Herr Blanchard traf keine Wolke auf seinem Wege an, am blauem Himmel war nur er und die Sonne zu sehen. Mittags um 1 Uhr kündigte der Donner einer Kanone an, daß das Werk begann, denn eben hatte der große Ballon angefangen zu schwellen. Um 2 Uhr geschahen abermals zwei Kanonenschüsse, und er stand schon aufgerichtet auf der Erde, um 4 Uhr war er angefüllt. Eine glänzende und zahlreiche Versammlung von Zuschauern umgab unsern immer arbeitenden unermüdlichen Aeronauten. Der ganze Hof war zugegen und beschaute alles mit der größten Aufmerksamkeit. Unter andern hohen Fremden befanden sich Se. Fürstl. Durchlaucht der Herzog Friedrich von Braunschweig. Man sah hier nur Kreutze blitzen und Sterne funkeln in ungewöhnlicher Zahl, und um unsern einzigen Blanchard gedrängt stehen. Ein Viertel auf 5 Uhr überreichte derselbe einen kleinen mit brennbarer Luft angefüllten Ballon Sr. Hochfürstl. Durchl. dem regierenden Herzoge von Braunschweig, welche ihn an einem blauen Bande aus ihren Händen in die Luft auffsteigen ließen, er erhob sich fast gerade zum Zenith, stieg etwas südlich, fand noch eine dünne Wolke, hinter welcher er sich

[7]) Covent aus Conventsbier gekürzt, ein dünnes Getränk, Nachbier. Grimm III S. 629.
[8]) Hdschr.: lasse.

verlohr, und ward 8 Minuten nach seinem Aufsteigen gegen Westen erblickt. Inzwischen wurde ein Ballon mittlerer Größe gefüllt und mit seinem Paraschüte hoch über dem großen emporschwebend angebracht. Präcise um 5 Uhr stand Herr Blanchard in seinem Schiffe, welches roth angemahlt, und mit weißen Umhängen verziert war, und wehete die Fahne, er war ohne Huth; jetzt setzte er seine Flügel, welche an den Seiten der Gondel angebracht waren, in Bewegung, und flog über unsere Häupter davon. Waren es nicht die grünen Flügel, die ihn hoben, so thaten sie doch in der Luft einen ganz herrlichen Effekt für das Auge des untenstehenden Zuschauers. Man vergaß Ballons und brennbare Luft, und sah Herrn Blanchard dahin fliegen. Der Flug gieng südwestlich über Braunschweig, und seinem höchsten Thurm der Andreaskirche hinweg. Herr Blanchard hob bald seine Flügel, schwenkte einigemal die Fahne, schüttelte zuweilen Sand hinunter, stieg immer höher, richtete nun seinen Lauf immer gerade der Sonne entgegen, und ließ sich endlich nach 3 Viertelstunden gegen Westen hinter dem Paulsholze auf dem sogenannten Rolande, nach dem Dorfe Lamme hin, eine Meile von Braunschweig nieder. Hier fanden sich bald viele Menschen zu Pferde und Wagen bey ihm ein; und um halb 8 Uhr sahen wir Herrn Blanchard in einer Wolke von Staub, durch Pferde und Menschen erregt, vor dem Petri-Thore ankommen. Eine lange Reihe von Reutern Paar bey Paar, davon die ersten die Fahne und die Flügel führten, zogen Herrn Blanchard in seiner Gondel, mit den beyden Ballons, hoch in der Luft über ihn schwebend, daher; welches einen ganz unvermutheten und außerordentlichen Anblick darstellte. Ein erhabener Triumphwagen, mit fürstlicher Equipage, erwartete Herrn Blanchard. Allein, was kein Mensch glauben wollte, und was doch wirklich geschah, war dieses: Herr Blanchard in seiner Gondel, mit seinen beyden Ballons über ihm, wurde über den Schlagbaum, über die lange Stadtthorbrücke, über die Ocker an den beyden Zugbrücken, und über das Wasser den hohen Wall hinan, glücklich und wohlbehalten hinauf gezogen. Ein kühner Streich, eines Engländers würdig! Herr Blanchard blieb indeß im Schiffe, ordnete alles an, kam selbst dem sonderbarsten Manövre zu Hülfe; und siehe, er war mit seiner ganzen Luft-Equipage von dem Schlagbaume her bis zum hohen Walle der Stadt hinauf gestiegen, und niemand begriff nachher, wie solches möglich gewesen. Jetzt gieng der lange Zug unter beständigem Jubel nach dem Platze hin, wo der Luftballon aufgestiegen war. Herr Blanchard setzte sich auf seinen hohen Triumphwagen und fuhr unter einer Begleitung von unzähligen Jauchzenden zur Comödie, wo das Stück: Der Liebhaber à là Blanchard aufgeführt, und zum Vorspiele die Ballons gegeben wurden."

„Die Höhe, in der Herr Blanchard über die Stadt schwebte, war 4085, so wie die größte Höhe, die er erreichte, 5869 Fuß war."

„Montag, den 11. August, Nachmittags, ließ Herr Blanchard einen Ballon mit einem Fallschirm steigen, an dem ein Korb mit einem Hunde bevestigt war. In der Mitte der Linie, die den Fallschirm an den Ballon hielte, hatte Herr Blanchard angezündeten Schwamm bevestigt. In der Höhe von 800 Fuß brannte die Linie ab, der Ballon stieg in die Höhe, und der Fallschirm fiel herunter, welcher, je mehr er sich der Erde näherte, desto ausgebreiteter wurde, und den Hund unversehrt zur Erde brachte."

In ähnlicher Weise ist Blanchard in den verschiedensten Städten aufgestiegen und hat überall große Ehrungen empfangen. In Kufstein in Tirol wurde er aber 1793 eingekerkert, weil er revolutionäre Grundsätze verbreitet haben sollte, bald jedoch wieder freigelassen. In New-York stieg er zum 46. Male auf. In Rouen unternahm er 1798 eine Auffahrt mit 16 Personen. Bei seiner 66. Auffahrt im Februar 1808 im Haag verstarb er an einem Schlaganfall. Seine mutige Frau setzte die Fahrten ihres Mannes fort und verunglückte 1819 durch die Explosion ihres Ballons.

Obwohl die Nouvelle Biographie générale von Blanchard behauptet: »C'était un homme illettré, et peu versé dans les sciences physiques,« so soll doch ihm und nicht Mongolfier die Erfindung des „Paraschüten", des Fallschirmes zuzuschreiben sein. Mit und nach Blanchard tauchen eine Reihe marktschreierischer Luftschiffer auf. Aber die häufigen Unglücksfälle schreckten nach und nach wieder viele von diesem gefahrvollen Berufe ab. Man beschränkte sich in der Hauptsache auf meteorologische Beobachtungen mit Hilfe unbemannter Ballons. Erst spätere Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts wandten sich der Luftschiffahrt wieder mit regerem Interesse zu und bereiteten die großartigen Erfolge vor, die mit Recht die Bewunderung unserer Zeit hervorgerufen haben.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.

75. Sitzung am 20. Januar 1908 in Wolfenbüttel.

Dr Bürger hielt einen Vortrag über: Friedrich Adolf Ebert als Vorstand der Wolfenbüttler Bibliothek. Nach kurzer Beschreibung von Eberts Leben wird namentlich unter Heranziehung der Briefe an Böttiger in Dresden Eberts Wirksamkeit in der Bibliothek während der Jahre 1823—25 geschildert. Er ist derjenige, der mit der schon von Lessing und Langer geplanten Neuordnung Ernst macht; sein

Weggang hat ihn an der Vollendung dieses Unternehmens gehindert. Erst Bethmann hat im wesentlichen Eberts Gedanken zu Ende geführt. Aus dem Studium der Handschriften ging Eberts eine Fülle neuer Gesichtspunkte bietendes Buch: „zur Handschriftenkunde" hervor. Erwähnt wird die Unterstützung, die namentlich Meusebach, Niebuhr und die Monumenta Germaniae durch Ebert erfuhren. Nach noch nicht 2jähriger Wirksamkeit verließ er am 1. April 1825 Wolfenbüttel, dessen gesellschaftliche Zustände ihm nicht behagten, und dessen Klima seiner Gesundheit sehr empfindlich zu schaden angefangen hatte. Als Frucht seiner Wolfenbütteler Tätigkeit sind noch zu bezeichnen: „Überlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt" (1826/27), Bibliothecae Guelferbytaneae codices Graeci et Latini classici (1827), Catalogus codicum manuscriptorum orientalium bibliothecae ducalis Guelferbytaneae (1831). Sein auf Wolfenbüttel bezüglicher handschriftlicher Nachlaß ist bis jetzt verschollen.

Darauf teilte Dr P. Zimmermann einen Originalbrief Goethes vom 17. Febr. 1790 mit, der durch einen glücklichen Zufall bei einer Aktenkassation der Vernichtung entgangen ist, und die damit zusammenhängenden Schreiben der Fürstl. Kammer in Blankenburg, die sich auf die Kornversorgung des Braunschweigischen Harzes beziehen. (Vgl. Jahrbuch 1907 S. 159 ff.) Sodann einen Brief von Goethes Mutter vom 11. Mai 1790, der an den Schauspieldirektor G. F. W. Großmann gerichtet ist, auf dessen Beziehungen zu Braunschweig dabei kurz hingewiesen wurde.

76. Sitzung am 10. Februar 1908 in Braunschweig.

Museumsdirektor Dr F. Fuhse berichtete über die im Auftrage des Geschichtsvereins von ihm ausgeführte Ausgrabung am Galgenberge bei Klein Vahlberg, die zwar, da der Hügel bereits früher einmal durchsucht war, keine hervorragenden Fundstücke zu Tage förderte, deren wissenschaftliches Ergebnis aber trotzdem ein recht belangreiches war. Der Bericht Dr Fuhses wird, mit Abbildungen versehen, das Jahrbuch von 1908 eröffnen.

Schuldirektor Dr Koldewey-Bad Harzburg behandelte die Frage: „Inwiefern ist die Braunschweigische Landesgeschichte in dem Geschichtsunterrichte unserer Schulen zu berücksichtigen?" Nach einer übersichtlichen Darstellung der wichtigsten Ereignisse der heimischen Vergangenheit und ihres Zusammenhanges mit der deutschen Geschichte faßte er seine Wünsche in vier Leitsätze zusammen, deren Wortlaut er auf gedruckten Zetteln verteilte. Professor Hassebrauk warnte vor Übertreibungen und hob die Schwierigkeit der Durchführung der Koldeweyschen Forderungen hervor. Museumsdirektor Dr P. J. Meier erklärte die Anregung für dankenswert. Schuldirektor Prof. v. Hörsten-Wolfenbüttel stellte den Thesen Koldeweys andere entgegen, in denen er das Ergebnis seiner langjährigen Lehrtätigkeit niederlegte; die Landesgeschichte sei, führte er aus, für den Lehrer besonders zur Exemplificierung und Veranschaulichung der deutschen Geschichte zu verwenden, mit der sie fest verbunden bleiben müsse; in dieser Beschränkung gebraucht, trage sie wesentlich dazu bei, den Unterricht zu beleben und lebhafte Teilnahme bei der Jugend dafür zu erwecken.

Der Vorsitzende stellte fest, daß die Versammlung mit der Anregung wohl einverstanden sei, von bestimmten Beschlüssen aber absehen müsse, bis die Angelegenheit hinreichend geklärt sei. Er beantragte, daß man zu diesem Zwecke den Vorstand unter Hinzuziehung der Redner des Abends ermächtigen möge, das Weitere zu veranlassen. Demgemäß wurde beschlossen.

77. Sitzung am 24. Februar 1908 in Wolfenbüttel.

Lehrer Th. Voges besprach in eingehender Weise den kürzlich bei Watenstedt (Amt Schöningen) gemachten Depotfund, der auf dem Acker des Herrn Gutsbesitzers Ernst Müller daselbst gemacht ist, und dessen Fundstücke, insbesondere einige schöne Bronzesachen, der Versammlung vorgelegt waren. Redner zog auch einen früher (c. 1900) hier bereits gemachten Depotfund heran, der in die Sammlung A. Vasels überging und in den „Nachrichten für deutsche Altertumsfunde" (XII. Jahrg. S. 81—90) von seiten Voges genaue Besprechung gefunden hat. Auch einer Veröffentlichung dieses Fundes dürfen wir von ihm entgegen sehen; für die Zukunft ist seine sichere Bergung im Herzoglichen Museum ins Auge gefaßt.

Gutsbesitzer E. Müller bestätigte die von Th. Voges gemachten Mitteilungen.

Oberbibliothekar Dr Milchsack zeigte eine Photographie des in den Zeitungen vielfach erwähnten, kürzlich im Schlosse zu Dresden vom Archivrat Dr Distel entdeckten Lessingbildes vor und führte aus, daß dieses Bildnis, wenn es überhaupt Lessing darstellen solle, was sich erst nach Kenntnis der literarischen Nachweise sicher beurteilen lasse, mit den bekannten guten Bildern Lessings kaum Ähnlichkeit habe.

Da Museumsdirektor Dr P. J. Meier durch Krankheit am Erscheinen behindert war, so trat Dr Zimmermann für ihn ein und hielt einen Vortrag über das Steterburger Stiftsfräulein Luise von Hertefeld, die Freundin Herzog Karl Wilhelm Ferdinands. Der Aufsatz wird demnächst im Br. Magazin gedruckt werden.

78. Sitzung am 9. März 1908 zu Braunschweig.

Museumsdirektor Professor Dr P. J. Meier hielt einen Vortrag: „Zur Kanossafrage". Redner betonte nach objektiver Darstellung der bekannten Vorgänge, daß deren Erklärung vorzugsweise in

den naturgemäßen Gegensätzen zwischen Königtum und Papsttum zu suchen sei. Es sei richtig, daß Heinrich IV nicht eigentlich der Besiegte gewesen sei, aber die ohne Rücksicht auf die geschichtliche Überlieferung und ohne wissenschaftliche Methode gemachte Darstellung, wie sie neuerdings durch Dr Dammann*) versucht worden sei, müsse durchaus verworfen werden.

Der Vorsitzende teilte sodann das Ergebnis der Erörterungen mit, die über die von Dr Koldewey-Bad Harzburg gestellten Anträge betreffs der Behandlung der Braunschweigischen Landesgeschichte im Schulunterrichte in dem dazu gewählten Ausschusse stattgefunden hatten; er legte kurz die bestehenden gesetzlichen Vorschriften dar und begründete sodann im einzelnen die nachstehende Erklärung, die er der Versammlung zur Annahme empfahl. Sie lautet:

Der Geschichtsverein spricht sich, ohne über schultechnische Fragen ein sicheres Urteil für sich in Anspruch zu nehmen, dahin aus:

1) daß in den Lehrplänen sowohl für die höheren Schulen als auch für die Bürger- und Volksschulen die Braunschweigische Geschichte hinreichend Berücksichtigung findet, daß also, wenn und wo diese in den Schulen nicht gebührend behandelt werden sollte, eine mangelhafte Ausführung bestehender Vorschriften die Schuld tragen würde,

2) daß dieser Mangel nach dem Bildungsgange der Lehrer eher bei den höheren als bei den Volks- und Bürgerschulen hervortreten wird,

3) daß die Anleitung der Kandidaten des höheren Lehramts zum Unterrichte in der heimischen Geschichte wohl am leichtesten in den Seminarjahren (wie für die Predigtamtskandidaten in dem Predigerseminare) stattfinden könnte,

4) daß überall da, wo dies noch nicht der Fall ist, auf Lehr- und Lesebücher Bedacht zu nehmen ist, die die heimische Vergangenheit in ihren verschiedenen Beziehungen in Prosa und Dichtung in zweckmäßiger Weise berücksichtigen, und

5) daß es sich vor allem empfehlen dürfte, dem als Jahresbericht des Neuen Gymnasiums 1905 erschienenen Grundrisse von Professor Dr Ferd. Beckurts weitere Verbreitung zu geben.

Die Versammlung erklärte sich nach kurzer Debatte mit diesen Sätzen einverstanden.

Professor Hassebrauk sprach dann noch über den Schreckenstag von Schöppenstedt am 14. Mai 1602, eine Episode aus dem Streite des Herzogs Heinrich Julius mit der Stadt Braunschweig und somit zu seinen früher hierüber gemachten Mitteilungen (73. Sitzung, Br. Mag. 1907 S. 142) eine Ergänzung, die in dieser Nummer S. 65 ff. im Wortlaute zum Abdrucke gelangt ist.

*) Vgl. G. Hassebrauk im Br. Mag. 1907 S. 35 f.

79. Sitzung am 23. März 1908 zu Braunschweig.

Stadtarchivar Dr Mack hielt einen Vortrag über die Behandlung und Ausbeutung des Herzogtums Braunschweig während der französischen Okkupationszeit von 1806/7, dessen demnächstige Veröffentlichung in Aussicht genommen worden ist. Sodann sprach Museumsdirektor Dr Meier über die Wandgemälde in der Kirche zu Nettlingen, von denen Aquarelle, die der Maler Gottwald angefertigt hatte, ausgestellt waren. Die beiden Längswände der ursprünglich romanischen Kirche weisen Malereien aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf, die Männerseite Apostel mit Spruchbändern, die Frauenseite die klugen Jungfrauen. Der später angebaute gotische Chor enthält Malereien aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Auferstehung des Herrn und Mariä Himmelfahrt. An den Längswänden zeigen sich ferner Übermalungen aus der Zeit um 1615 namentlich unter den Fenstern, darunter geschichtliche Darstellungen und Passionsszenen. Endlich ist eine Deckenmalerei etwa aus dem Jahre 1690 zu erwähnen.

80. Sitzung (siebente Hauptversammlung) auf dem Sternhause im Lechelnholze am 25. Mai 1908.

Der Schriftführer verlas den 7. Jahresbericht. In 10 Sitzungen, einschließlich der Wanderversammlung zu Schöningen am 10. August 1907 und der siebenten Hauptversammlung am 25. Mai 1908, sind 14 Vorträge gehalten und eine Reihe kleinerer Mitteilungen gemacht worden. Das sechste Jahrbuch des Vereins für das Jahr 1907 ist erschienen, das siebente für 1908, dessen Druck begonnen hat, wird im Laufe des Jahres folgen.

Der Vorsitzende fügte dem noch hinzu, daß die Hefte des Magazins für Juli und August 1908 voraussichtlich den Bericht über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege enthalten, als dessen Veröffentlichung auch gesondert ausgegeben werden und aus diesem Grunde in verstärkter Auflage erscheinen würden. Es erwachse dem Vereine übrigens weder hierdurch noch durch die zahlreichen Abbildungen, die diesen Heften beigegeben werden sollten, irgend eine finanzielle Belastung; die Mehrkosten würden von anderer Seite getragen werden. Es sei aber zweckmäßig erschienen, dieses geschichtlich und kunstgeschichtlich wichtige und für die Mitglieder des Geschichtsvereins interessante Material diesem sogleich mit zugänglich zu machen und nicht noch eine neue kleine Veröffentlichung ins Leben zu rufen, die bei ihrem geringen Umfange ein mehr oder weniger unsicheres Dasein hätte führen müssen, im Anschlusse an das Braunschweigische Magazin aber an Lebensfähigkeit selbst gewinnen und dieses fördern werde. Die Versammlung billigte diese Ausführungen.

Der Schatzmeister erstattete den Kassenbericht.

Die Einnahmen des Geschichtsvereins haben im Rechnungsjahre 1907 betragen . 5887 M. 62 Pf.
die Ausgaben . . . . . . 5623 „ 14 „
so daß ein Überschuß verblieben
ist von . . . . 264 M. 48 Pf.

Das in sicheren Wertpapieren angelegte Vermögen des Vereins belief sich am Schluß des Rechnungsjahres 1907 auf 7150 M. 88 Pf.

Zurzeit der vorjährigen Hauptversammlung betrug die Zahl der Mitglieder 552. Seitdem hat der Verein 6 Mitglieder durch den Tod verloren und weitere 12 sind ausgetreten. Dagegen sind neu eingetreten 38 Mitglieder, so daß die Gesamtzahl der Mitglieder sich gegenwärtig auf 572 beläuft. Davon wohnen 256 in der Stadt Braunschweig, 68 in Wolfenbüttel, 172 im übrigen Herzogtume und 76 außerhalb des Landes.

Die Rechnungen hatte, in Vertretung des Apothekenbesitzers Bohlmann, Finanzrat Schwarzenberg geprüft und für richtig befunden. Der Vorsitzende stellte den Antrag, dem Schatzmeister Entlastung zu erteilen, was geschah. Für das nächste Jahr wurde wieder Finanzrat Schwarzenberg oder Apothekenbesitzer Bohlmann als Rechnungsprüfer bestellt.

Pastor Schulze hielt einen Vortrag über den Reichsgrafen Konrad Detlef v. Dehn, den Staatsminister unter Herzog August Wilhelm. Die Veröffentlichung desselben steht bevor.

Museumsdirektor Professor Dr Meier berichtete über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege.

Der Vorsitzende teilte zum Schlusse mit, es sei die diesjährige Wanderversammlung für den Monat August in Stadtoldendorf geplant, und erhielt hierfür die Zustimmung der Versammlung.

Durch Zuruf wurde sodann der bisherige Vorstand wiedergewählt.

Bücherschau.

Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte unter Mitwirkung von Tschackert und Karl Kayser, herausgegeben von Ferd. Cohrs, 12. Jahrgang. Braunschweig, Albert Limbach 1907. 302 S. 8°. 4 M.

Der leider erst gegen Mitte April 1908 erschienene Jahrgang 1907 enthält zunächst den auf der 4. Generalversammlung der „Gesellschaft“ in Braunschweig am 28. November 1906 gehaltenen Vortrag des Unterzeichneten über Abt Brandanus Dätrius und seinen Einfluß auf die braunschweigische Landeskirche. Das Bild des ausgezeichneten Theologen, der 42 Jahre lang, zuerst als Stadtsuperintendent in Braunschweig, und später als Konsistorialdirektor in Wolfenbüttel in unserm Lande wirkte und hier ein wahres Lebens- und Herzenschristentum, ein mildes, maßvolles Luthertum zum Siege führte, sollte anläßlich der dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages durch diesen Vortrag in der Landeskirche, die ihm so viel verdankt, wiederum erneuert werden. Es folgt ein Aufsatz über „kirchliche und sittliche Zustände in den lutherischen Gemeinden Niedersachsens im Reformationsjahrhundert“ nach den Quellen übersichtlich dargestellt von Pastor coll. Julius Bauer in Hannover; ferner eine Schaumburg-Lippesche Kirchengeschichte vom dreißigjährigen Kriege bis zur Gegenwart von Pastor Heidkämper in Bückeburg; Mitteilungen zur Reformation des Klosters Ebstorf von Superintendent D. Kayser in Göttingen und über die Entwickelung des Schulwesens im Flecken Diepholz von Senator Dr Engelke in Linden, endlich Regesten der im Archiv der St. Jakobikirche in Göttingen befindlichen Urkunden aus den Jahren 1520 bis 1664, mitgeteilt von Pastor Otto Gerlach in Badbergen. Den Beschluß machen Analekten 1) über die Kirchenvisitationen des D. Gesenius in Münder am Deister am 19. bis 21. Oktober 1652 von Superintendent Warnecke in Dorum; 2) Nachträge zur Geschichte des Predigerseminars zu Riddagshausen. Nachrichten über die Kollegiaten 1690 bis 1750 von dem Unterzeichneten. 3) Joh. Valentin Benkard, 1711 bis 1743 Pastor in Einbeck von Dr Friedr. Wecken, Fürstlich Löwensteinschem Archivar in Wertheim; 4) die Entwickelung des politischen Armenwesens in der Gemeinde Krummendeich, Kreis Kehdingen (im Inhaltsverzeichnis Seite VI nicht angegeben); ferner je 2 Miszellen von Superintendent D. Kayser in Göttingen und Pastor H. Kühnhold in Basse, eine vom Pastor F. Kahlwes in Braunschweig über die angebliche Erstlingsschrift des Antonius Corvinus: De Adamo et Eva Commentatio ad librum Geneseos. Halae Suevorum 1519, welche Baring in seinem Leben Corvins (Hannover 1749) erwähnt, die aber Kahlwes aus verschiedenen Gründen für unecht erklärt. Endlich folgen literarische Mitteilungen, darunter eine Übersicht über die Literatur zur niedersächsischen Kirchengeschichte aus dem Jahre 1906, nebst Ergänzungen zu den früheren Übersichten, zusammengestellt von Pastor Coll. Kretzmeyer in Bad Lauterberg a. H. In dem beigefügten Verzeichnis der Mitglieder der Gesellschaft vermissen wir die Namen einiger Braunschweiger, welche sich bei der Generalversammlung neu angemeldet hatten. Auch dieses Mal ist der Zeitschrift ein 116 Seiten umfassendes Büchlein beigegeben, welches eingehende Nachrichten über die Pfarren und Pfarrer einer hannoverschen Inspektion enthält. Es handelt sich in diesem Jahre um die Inspektion Osterode a. H., Generaldiöcese Hildesheim. Möge diese mühevolle und für die einzelnen Gemeinden sehr wertvolle Zusammenstellung auch ferner erfolgreich fortgesetzt werden! D. J. Beste.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1908. Juli-August Nr. 7/8.

[Nachdruck verboten].

Braunschweiger Denkmalpflege 1903-07.

1. Einleitung.

Einrichtungen wie der Ausschuß für Denkmalpflege, von dessen Tätigkeit die folgenden Blätter Rechenschaft geben sollen, sind Erzeugnisse der Not. Seine Wirksamkeit fällt in die große Zahl moderner Versuche, durch eine kleine Gruppe Sachkundiger das mit Bewußtsein und Überlegung zu pflegen, was eigentlich nur das unbewußte, gesunde Gefühl aller Volksklassen am Leben erhalten kann, was von diesen aber nicht mehr genügend gewürdigt wird. Es will daher der Ausschuß nicht nur erhaltend tätig sein, sondern er will auch anregend und erziehend wirken. Erst eine späte Zukunft wird an den Tatsachen zu beweisen vermögen, ob oder wieweit diese mit dem innersten Leben der Gegenwart zusammenhängenden Bestrebungen erfolgreich sein können, die es unternehmen, die guten Instinkte durch Überlegung und Organisation neu zu beleben. Am guten Willen fehlt es nirgends, am wenigsten vielleicht auf ästhetischem Gebiete. Dafür nimmt aber auf diesem das Publikum den verhältnismäßig lebhaftesten Anteil, und es ist da besonders schwer, der Gleichgültigkeit und des Ungeschmacks Herr zu werden, ohne dafür zugleich als ein noch schlimmeres Übel eine völlige Geschmacksverwirrung aufkommen zu lassen als Folge einer Überlastung der Laienwelt, ja selbst der berufenen Pfleger der gefährdeten Dinge und Einrichtungen mit Problemen und Versuchen.

In der Tätigkeit des Ausschusses standen natürlich die rein praktischen Fragen durchaus im Vordergrunde. Seine Aufgabe ist in seinem Namen hinreichend ausgedrückt. Denkmalpflege bedeutet die Fürsorge für alles, was den Wert eines Denkmales besitzt, d.h. eines Gegenstandes, der durch Beziehungen auf Kunst und Wissenschaft seine Erhaltung wünschenswert macht. Gefährdet sind da vor allen die Dinge, die erst durch die Menschenhand ihre Bedeutung erhalten haben, also Kunstwerke im weitesten Sinne. Sie befinden sich in den innigsten Beziehungen zum Menschen, sind daher dem Verbrauch und der Zerstörung auch am meisten ausgesetzt. Der Pflege bedürfen aber auch Naturgebilde jeder Art: Pflanzen, Steine und Landschaftsbilder zumal, und auch über sie erstreckt sich daher die Wachsamkeit des Ausschusses.

Was der Ausschuß in den fünf Jahren seines Bestehens geleistet hat, soll im Folgenden im Einzelnen erzählt werden. Es ist nicht wenig, berücksichtigt man den geringen Einfluß, den ihm Gesetz und Gewohnheit bis jetzt gestatteten, aber es ist nicht genug im Hinblick auf die Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat, die er aber in vollem Umfange ohne Änderung seiner bisherigen Stellung schwerlich wird lösen können.

Diese Änderung kann aber auf die Länge nicht ausbleiben, da sie die natürliche Folge der Notwendigkeit des Ausschusses überhaupt ist. Wie in anderen Staaten war es auch in Braunschweig. Seit der Riß klafft zwischen dem Wissen von der guten Kunst und dem guten, naiven Geschmack, begannen auch die Bildungs- und Veredelungsversuche. Kein Denkmal blieb seit dem, d. h. etwa seit dem 2. Drittel des 19. Jahrhunderts sich selbst überlassen. Die Kunst war so schwach und so kümmerlich, daß das Wissen sie völlig verdrängte. Die Würdigung der Kunstwerke hing gänzlich ab von dem augenblicklichen Standpunkte der kunstwissenschaftlichen Interessen. Was diese nicht beachteten, schien auch des Erhaltens nicht wert. Und da die Kunstwissenschaft bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts nur das Mittelalter und die klassischen Perioden pflegte, so galt alles nicht daherstammende als kaum erhaltenswert, wurde daher nur zu leicht entfernt und gefühllos der Vernichtung preisgegeben. Diesem traurigen Einfluß des Wissens (bezw. Nichtwissens) entsprach der Mangel an künstlerischem Empfinden bei vielen der staatlicherseits (eine andere Quelle der Fürsorge gab es nicht) mit der Pflege der Kunstaltertümer betrauten Beamten. Daraus ist diesen kein Vorwurf zu machen, so wenig wie den Gelehrten jener Zeit, daß

ihr Wissen in allzu lehrhafter Form die Kunst maßregelte. Einen wohl noch größeren Einfluß übten die Not und die Armut der Zeit aus, die eine natürliche, lange fortwirkende Folge der schweren Franzosenzeit war; die geistigen und noch mehr die finanziellen Kräfte wurden auf die zunächst liegenden Aufgaben gelenkt und bei ihnen festgehalten. Nüchtern und praktisch wurden Sinn und Geschmack, unwillkürlich hielt man sich fern von kostspieligen Ansprüchen, die auch künstlerischer gerichtete Naturen wie einen frommen Wunsch glaubten zurückstellen zu müssen. Der geschichtliche Sinn fand damals in der Baubeamtenschaft wie überall in der Bevölkerung, auch in den gebildeten Kreisen, nur dürftigen Boden.

Glücklicherweise trat dann auch hier zu Lande allmählich ein erfreulicher Umschlag ein. Ihn im Landesbauwesen vor allem herbeigeführt zu haben, ist besonders das Verdienst Ernst Wiehe's, auf dessen Tätigkeit dank der Opferfreudigkeit der Herzoglichen Landesregierung und der Landesversammlung hauptsächlich die umfangreiche Wiederherstellung der braunschweigischen Klosterkirchen zurückgeht, der dann in der Stadt Braunschweig die städtische Bauverwaltung bald Gleichwertiges an die Seite stellen sollte. Der Vorgang von Staat und Stadt blieb auf diesem Gebiete gewiß nicht ohne Wirkung. Aber diese kam erst nach und nach. Oft mußten die praktischen mit den geschichtlich-ästhetischen Forderungen in Widerstreit geraten. Der Baubeamte sollte und wollte zumeist wohl beiden gerecht werden. Das führte nur zu leicht zu einer Zersplitterung seiner Tätigkeit, und hieraus erklären sich gar manche Erscheinungen sowohl in der Geschichte der Denkmalfürsorge wie der grundsätzlichen Kämpfe, die auf dem Gebiete der Denkmalpflege namentlich gelegentlich der seit 1900 alljährlich von den deutschen Staaten, vielen Städten, ja auch von auswärts beschickten Tagungen zuweilen in recht dramatischer Form ausgefochten werden. Denn der Baubeamte ist und bleibt der berufene Hüter aller Baudenkmale, also der Gruppe von Kunstwerken, die des Schutzes am häufigsten und dringendsten bedürfen; aber ebenso ist und bleibt er ein Kind seiner Zeit. Mit dem Wandel der Zeiten sind aber auch die herrschenden Geschmacksrichtungen einem ständigen Wechsel unterworfen. Es kann nicht ausbleiben, daß unaufhörlich neuere Anschauungen hier an die Stelle der älteren treten, daß jene je nach der Widerstandskraft der letzteren in ruhiger Entwickelung oder offenem Kampfe sich werden geltend zu machen suchen. Es kommt hinzu, daß mit der Zunahme geschichtlicher und künstlerischer Bestrebungen und Neigungen in weiteren Volkskreisen auch diese mehr und mehr ihre Ansichten und Auffassungen zu vertreten und zur Durchführung zu bringen bestrebt waren. Es wuchs somit auch unwillkürlich die Erkenntnis von dem berechtigten Interesse des großen Publikums an der Erhaltung und Pflege der öffentlich zur Schau stehenden Bau- und Kunstdenkmäler. Natürlich wurde dadurch auch das Verantwortungsgefühl der konservierenden Beamten ein immer stärkeres und lastenderes. Deshalb sahen sie sich bald nach einer Unterstützung um, um die Schwierigkeiten ihrer Stellung zu überwinden. So entstanden überall, im Herzogtume Braunschweig erst verhältnismäßig spät, Aufsichtsräte, die, meistens unter staatlicher Autorität, die Denkmalpflege zu leiten haben. Verschiedene Kreise sind es, die hier ihre Interessen zu vertreten haben. Es gliedert sich daher der hiesige Ausschuß wesentlich in vier Gruppen von Teilnehmern: voraus die künstlerisch tätigen Baumeister, teils Mitglieder der Technischen Hochschule, teils Beamte des Staates und der Stadt, ferner Verwaltungsbeamte und Techniker, darunter hauptsächlich wieder Baubeamte und die Leiter der braunschweigischen Museen, als dritte Gruppe Geschichtsforscher, zu denen auch noch einmal die Museumsbeamten gehören, und viertens Naturforscher. Daneben ist aber darauf gesehen, daß auch andere geeignete Personen auf Grund besonderer Eigenschaften, seien diese nun ästhetischer, wissenschaftlicher oder praktischer Natur, hinzugezogen werden.

Die Vorbereitungen zur Bildung des Ausschusses gehen bis ins Jahr 1894 zurück, wo auf Veranlassung des Braunschweiger Architekten- und Ingenieurvereins, des Ortsgeschichtsvereins Braunschweig-Wolfenbüttel und des Vereins zur Erhaltung der Baudenkmäler in der Stadt Braunschweig eine „Denkschrift betr. den staatlichen Schutz der Denkmäler im Herzogtume Braunschweig" erschien. Nachdem inzwischen dieser staatliche Schutz zunächst in Hessen auch schon gesetzlich verwirklicht und geregelt worden war, kam als weiterer, vorbereitender Schritt der Vortrag des Museumsdirektors Dr P. J. Meier am 17. November 1902 über Denkmalpflege hinzu[1]). Über die eigentliche Gründung des Ausschusses erfahren wir sodann aus dem ersten Jahresberichte von der Tätigkeit des Ausschusses, daß am 17. November 1902 in gemeinsamer Sitzung des hiesigen Architekten- und Ingenieur-, sowie des Geschichtsvereins die Gründung eines Denkmälerausschusses aus Mitgliedern dieser Vereine beschlossen wurde, dem im Hinblick auf die sog. Naturdenkmäler auch Vertreter des hiesigen Naturwissenschaftlichen Vereins beitreten sollten.

Dieser Ausschuß trat am 20. Januar 1903 ins Leben; er bestand zunächst aus 15 Teilnehmern, wurde dann aber allmählich noch erweitert. Die Namen aller dieser Herren sind: Geh. Baurat Brinckmann (Vorsitzender), Archivrat Dr Zimmermann (dessen Stellvertreter), Museumsdirektor Dr P. J. Meier (Schriftführer), Dr Steinacker und

---

[1]) Abgedruckt Br. Mag. 1902 S. 133 ff.

…tbaumeister Menadier (dessen Stellvertreter), … Baurat Joh. Pfeifer, Stadtbaurat Winter, Mu…sdirektor Dr Fuhse, Geh. Hofrat Prof. Dr W. …ius, Prof. Dr Stolley, Prof. Lübke, Geh. Kam…rat Dr Grundner, Oberstleutnant Meier, Apo…enbesitzer Bohlmann, Forstrat Nehring in Harz…g, Professor Herm. Pfeifer, Baurat Osterloh, …dtbaumeister Röttcher, Landsyndikus (früher …sistorialrat) Klaue, Bankier Löhnefinke, Regie…gsrat Degener, Gutsbesitzer Arn. Rimpau und …fessor Stubbe.

Der Ausschuß bot sodann allen an seiner Tätig… interessierten Behörden seine Dienste an und … seiner Organisation festes Gefüge in einer Ge…ftsordnung, die zwar im Braunschw. Magazin …04 S. 110 ff. schon einmal zum Abdruck gelangt … der Vollständigkeit halber hier aber nochmals …e Stelle finden möge.

…eschäftsordnung des Ausschusses für Denkmalpflege im Herzogtume Braunschweig.

Zweck.

§ 1.

Der Ausschuß für Denkmalpflege ist eine freie …ereinigung zur Erforschung und zum Schutze der …enkmäler im Herzogtume Braunschweig, soweit …iese von vorgeschichtlicher, geschichtlicher, kultur…eschichtlicher, kunstgeschichtlicher, naturgeschichtlicher …der landschaftlicher Bedeutung sind.

§ 2.

Zur Erreichung seines Zweckes will der Ausschuß …iese Bedeutung der Denkmäler und ihren Wert …ür die Förderung der Heimats- und Vaterlands…unde zum allgemeinen Verständnisse bringen und …adurch die Anteilnahme an ihrer Erhaltung sowohl bei den Denkmaleigentümern, als auch in den weitesten Kreisen der Bevölkerung beleben. Zur Erfüllung dieser Aufgabe will der Ausschuß die vorhandenen Denkmäler überwachen, erforderlichenfalls örtliche Besichtigungen vornehmen, zu Maßregeln gegen eine drohende Beseitigung oder den Verfall eines Denkmals anregen und zu diesem Zwecke seinen sachkundigen Rat der Regierung, den Landesbehörden, den Gemeinden und jedem einzelnen unentgeltlich zur Verfügung stellen. Gleichfalls wird er für eine Aufbewahrung wichtiger Fundgegenstände in den öffentlichen Sammlungen, sowie für die bildliche Aufnahme und wissenschaftliche Beschreibung eines Denkmales Sorge tragen, falls dessen Erhaltung nicht durchführbar ist.

Auch ist der Ausschuß bereit, mit denjenigen Vereinen des Landes, die wissenschaftliche Bestrebungen auf verwandten Gebieten verfolgen, zum Zwecke der Denkmalpflege zusammen zu wirken.

Zusammensetzung des Ausschusses.

§ 3.

Der Ausschuß setzt sich zusammen aus je 3 Vertretern des Architekten- und Ingenieur-, des Geschichts- und des naturwissenschaftlichen Vereins in Braunschweig, sowie solchen Mitgliedern, die noch frei hinzugewählt werden. Eine Zahl wird für diese letzten nicht festgesetzt, doch ist auf alle Fälle darauf zu sehen, daß im Gesamt-Ausschusse folgende staatliche, bezw. städtische Behörden vertreten sind:

Herzogl. Bau-Direktion,
Herzogl. Technische Hochschule,
Herzogl. Museum,
Herzogl. Landes-Hauptarchiv,
Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler,
Herzogl. Kammer,
Herzogl. Konsistorium,
Städtische Behörden,
Städtische Bauverwaltung und
Städtische Sammlungen zu Braunschweig.

Es steht dem Ausschusse frei, auch weitere Behörden und geeignete Personen zu seinen Beratungen hinzuzuziehen und Vertrauensmänner zu ernennen, die so viel wie möglich über das ganze Herzogtum verbreitet sein sollen.

Sämtliche Mitglieder des Ausschusses werden auf 3 Jahre gewählt. Wiederwahl ist gestattet.

Vorstand.

§ 4.

Der Ausschuß wählt auf die jedesmalige Dauer von 3 Jahren einen Vorstand, bestehend aus
dem Vorsitzenden,
dem Schriftführer
und je einem Stellvertreter.

Der Vorstand besorgt die laufenden Ausschußgeschäfte, beruft die Ausschußsitzungen, stellt deren Tagesordnung auf, vertritt den Ausschuß nach außen und erstattet die Jahresberichte. Das Geschäftsjahr deckt sich mit dem Kalenderjahre.

Der Vorsitzende leitet die Ausschußsitzungen.

Der Schriftführer führt das Sitzungsprotokoll, das in der nächstfolgenden Sitzung vorzulesen ist und der Genehmigung des Ausschusses bedarf. Er besorgt einstweilen auch die Kassengeschäfte, doch kann der Ausschuß bei eintretender Notwendigkeit den Vorstand durch die Wahl eines Schatzmeisters ergänzen.

Geschäftsführung des Ausschusses.

§ 5.

Über die Verwendung der dem Denkmalausschusse zufließenden Geldmittel beschließt der Ausschuß. Die Jahresrechnung ist mit dem Ablaufe eines jeden Geschäftsjahres zum Abschlusse zu bringen und bedarf der Genehmigung des Ausschusses.

§ 6.

Für die Beurteilung und Bearbeitung besonderer Denkmalfragen kann der Vorstand eine oder mehrere dazu geeignete Ausschußmitglieder oder Vertrauensmänner bestimmen, die diese Fragen für die Ausschußbeschlüsse vorbereiten.

§ 7.

Der Ausschuß ist beschlußfähig, wenn wenigstens 1/3 seiner Mitglieder in der Sitzung anwesend ist. Die Beschlüsse werden nach Stimmenmehrheit gefaßt; bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

§ 8.

Die Mitglieder des Ausschusses haben bei Reisen zum Zweck der Denkmalpflege Anspruch auf Rückerstattung der baren Reiseauslagen, wenn sie im Auftrage des Vorstandes bestimmte Denkmälerarbeiten zu verrichten haben.

§ 9.

Bei Auflösung des Ausschusses für Denkmalpflege im Herzogtum Braunschweig verfügt dieser über die Verwendung der etwa vorhandenen Kassenbestände und Sammlungen.

§ 10.

Eine Änderung der Geschäftsordnung kann auf Vorschlag des Vorstandes nur durch den Gesamtausschuß erfolgen.

Später wurde dann noch beschlossen, daß mit Ausnahme der Sommermonate regelmäßig am ersten Donnerstage jeden Monats eine Sitzung abzuhalten sei. Bis Ende 1907 haben deren 38 stattgefunden.

In dem angedeuteten Umfange ist die Tätigkeit des Ausschusses bisher geblieben. Es ist eine private Gemeinschaft, der die nötige gesetzliche Autorität bis jetzt noch fehlt. Aber er erfreut sich des Wohlwollens aller Behörden, das sich auch in Geldbeihülfen der Landesregierung und einiger Stadtverwaltungen ausdrückt. Auch von Privaten ist seine stets gern gewährte Hilfe bereits vielfach in Anspruch genommen. So ist es dem Ausschusse gelungen, eine gewisse Stellung im öffentlichen Leben unserer Heimat sich zu erringen und den Bestrebungen, die er vertritt, eine nicht unwirksame Förderung zuteil werden zu lassen. Bleibt auch noch manches zu wünschen übrig, so ist doch der Anfang gemacht und der Weg bereitet, auf dem hoffentlich mit gutem Erfolge weiter gearbeitet werden kann und wird. Als ein erfreuliches Ergebnis ist es dabei ferner zu bezeichnen, daß bei der Behandlung der verschiedenartigsten Gegenstände durch die gegenseitige Aussprache wohl fast immer eine völlige Verständigung zwischen den anfangs oft in ihren Ansichten weit auseinandergehenden Mitgliedern erreicht und so durch dieses Zusammenarbeiten eine feste Grundlage und die Lust für erfolgreiches, gemeinsames Schaffen auch für die Zukunft gewonnen ist.

In den nachstehenden Aufzeichnungen soll von den Gegenständen, denen die Wirksamkeit des Ausschusses vornehmlich gewidmet war, das Wichtigste mitgeteilt werden. Es geschieht zunächst, um über das bisher Getane gewissermaßen Rechenschaft zu geben, dann aber und besonders, um die Ergebnisse der geschehenen Überlegungen und Untersuchungen und alles das, was für die Bau- und Kunstgeschichte, wie für die Heimatkunde in irgend einer Weise von Wert sein kann, in Wort und Bild kurz festzuhalten und der Nachwelt sicher zu überliefern. Sie bilden so für die Bände der „Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums," die bereits erschienen sind, einen Nachtrag, für die, deren Veröffentlichung noch aussteht, eine Vorarbeit. Vermöchten aber ferner diese Zeilen gar dazu beizutragen, das uns schon jetzt entgegengebrachte Vertrauen zu vermehren und in weiteren Kreisen zu verbreiten, dadurch aber Sinn und Verständnis für die Denkmalpflege überhaupt und die Liebe und Achtung vor den uns überkommenen Denkmälern zu wecken und zu stärken, so wäre das der schönste Erfolg, den sie davon tragen könnten.

2. Siebenter Tag für Denkmalpflege.

Die in den einzelnen Bundesstaaten völlig verschiedene Organisation der Denkmalpflege hat in den alljährlichen Tagungen den nötigen praktischen Zusammenschluß und den idealen Mittelpunkt für ihre Bestrebungen gefunden. Der Ausschuß begrüßte es daher als eine besondere, auch nach außen hin wirksame Unterstützung seiner Absichten, daß Braunschweig für die siebente Tagung gewählt wurde, die alsdann auf ausdrückliche Einladung und auch unter pekuniärer Förderung der Herzoglichen Regierung am 27. und 28. September 1906 hier stattfand. Die Vorbereitungen wurden von einem Ortsausschusse geleitet, dessen Kern der Ausschuß für Denkmalpflege unter dem Ehrenvorsitze des Wirklichen Geheimrats Hartwieg bildete. Die Tagung, bei der grundsätzlich die Beteiligung eines jeden Freundes der Denkmalpflege erwünscht war, wurde von 263 Teilnehmern besucht. Aus der Mitte des Ausschusses beteiligte sich an der Berichterstattung Professor Lübke durch einen Vortrag: „Über Bemalung alter Holzbauten[1])", Museumsdirektor Dr P. J. Meier durch einen Nachtrag zu seinem auf der sech-

---

[1]) Vgl. den stenographischen Bericht: „Siebenter Tag für Denkmalpflege. Braunschweig 27. u. 28. Sept. 1906", wo S. 152—161 der Vortrag zum Abdruck gebracht und S. 161—164 die auf ihn folgende Debatte mitgeteilt ist, an der sich außer dem Vortragenden Stadtbaurat Peters-Erfurt, Oberbürgermeister Struckmann-Hildesheim und Geh. Baurat Brinckmann-Braunschweig beteiligten.

Tagung in Bamberg gehaltenen Vortrag „Über Erhaltung alter Straßennamen[1])", während eimer Baurat Pfeifer Abends einen von Licht-ern begleiteten Vortrag über „Die Stifts- und sterkirchen des Herzogtums Braunschweig" hielt[2]). zu war auf Anregung des geschäftsführenden sausschusses in der Aegidienhalle eine Ausstel-g der Bau- und Naturdenkmäler des Herzog-s in Rissen und Bildern veranstaltet, für die die nmlung der Herzoglichen Baudirektion den Kern ete, sonst aber auch alle zu den Denkmälern in iehung stehenden Behörden und Anstalten beige-ert hatten. Außerdem hatte das Herzogliche Mu-m eine „Ausstellung alter Goldschmiedewerke aunschweigischen Ursprunges oder Besitzes" zu-nmengebracht[3]).

Der Geschichtsverein für das Herzogtum Braun-weig endlich ließ den Teilnehmern der Tagung wissenschaftliches Handbuch über die „Bau- und nstdenkmäler der Stadt Braunschweig" über-chen, das für diesen Zweck von P. J. Meier und Steinacker bearbeitet worden war[4]).

Im übrigen ist dieser „Tag für Denkmalpflege", r eine große Zahl kunst- und altertumsverständiger erren aus allen Teilen Deutschlands und des Aus-ndes in Braunschweig zusammenführte und in der Hinsicht schön und zu allgemeiner Zufrieden-eit verlief, auch für die Bestrebungen des Denk-alausschusses von günstigster Wirkung gewesen. r hat den bislang oft nicht nach Gebühr geschätzten eichen Denkmälerschatz unserer Heimat weiteren, achkundigen Kreisen bekannt gemacht und dadurch em allgemeinen Interesse näher gerückt, bei uns elbst aber das Gefühl der Verantwortung für diesen Besitz gestärkt und reiche Anregung nach verschie-enen Richtungen gegeben.

3. Wiederherstellung des Inneren der Magnikirche in Braunschweig.

Die im Jahre 1906 unter Leitung des Baurats Max Osterloh ausgeführten Herstellungsarbeiten der Magnikrche betrafen hauptsächlich die Neube-malung des Inneren. Es wurde dabei von Osterloh, soweit es ging, auf die 1874 gefundenen Reste der mittelalterlichen Wandmalereien zurückgegriffen, von deren ursprünglichem Zustande Abbildung 1 eine freilich vielfach ergänzte Probe gibt. Es wurde das Rankenwerk in den Zwickeln der Gewölbekappen und an den großen Wandflächen um die Fenster nach den wieder aufgefundenen alten Resten und den schon früher danach vom Stadtbaurat Winter an-gefertigten farbigen Kopien erneuert. Der Denkmal-ausschuß nahm eine Besichtigung der Kirche vor, bei der Stadtbaurat Winter und Baurat Osterloh nähere Erläuterungen gaben; er konnte sich mit dem hier eingeschlagenen Verfahren nur einverstanden erklären. Dagegen vermochte er sowenig wie die städtische Bauverwaltung vom Kirchenvorstande zu erreichen, daß bei der Neubemalung Figürliches wieder in alter Weise hinzugefügt wurde, selbst nicht in der Form, daß statt der Heiligengestalten neben den Fenstern etwa Apostel gewählt würden. So blieben denn diese Nischenfelder leer, und eine spätere Zeit mag dann hier das zur Darstellung bringen, was in künstlerischer Beziehung und nach dem religiösen Empfinden sich zu ihrer Ausfüllung eignet.

4. Erhaltung der Nikolaikirche in Braunschweig.

Die Kirche wurde unter dem Herzoge Anton Ul-rich 1710 von Hermann Korb als erste der nach der Reformation wieder zugelassenen katholischen Kirchen der Stadt errichtet. Sie ist nicht nur wert-voll als einzige durchweg barocke Kirche Braun-schweigs, wohl geschmückt von den noch am Bau des Salzdahlumer Schlosses tätigen und geschulten Kräften, sondern auch durch ihr Material, das aus-schließlich Fachwerk ist und durch die glücklich gelöste Verbindung der dem Chorraum abgewendeten Schmalseite (im Norden, nicht Westen) mit dem zwei-geschossigen, 1735 im Erdgeschoß massiv umgebau-ten Pfarrhause. Als der Ausschuß für Denkmal-pflege erfuhr, daß für die zu groß gewordene Ge-meinde das Gotteshaus auf keine Weise mehr aus-reichte, suchte er doch den Kirchenvorstand und die geistliche Oberbehörde in Hildesheim von dem Ab-bruche und einem Neubau an Stelle der jetzigen Kirche abzuhalten und dagegen möglichst für eine Erhaltung von Kirche und Pfarrhaus auf Grund der vom Baurat M. Osterloh angefertigten Skizzen zu gewinnen. Die Verhandlungen begannen Anfang des Jahres 1904 und sind noch nicht abgeschlossen. Dem verständnisvollen Entgegenkommen der geist-lichen Behörden, insbesondere des Bischofs Dr Adolf Bertram von Hildesheim und des Dechanten Dr Grube in Braunschweig, ist es zu verdanken, daß wenigstens die bereits fertigen Pläne eines völligen Neubaues an Stelle der alten Kirche fallen gelassen wurden. Doch ist es noch zweifelhaft, wieviel von der alten Kirche erhalten bleibt. Nach den neuesten Plänen ist eine Verlängerung nach Norden im Um-fang des alten Pfarrhauses geplant, sodaß dieses im äußeren Umriß erhalten bleiben würde. Der Dach-reiter sollte ganz an die Nordseite gerückt werden. Leider soll aber neben dieser unvermeidlichen Ver-

[1]) Vgl. den gen. Bericht S. 164 f. M. teilte besonders den günstigen Erfolg mit, den seine Anregung in Holz-minden und Braunschweig gehabt hat.

[2]) Vgl. ebendas. S. 85—101.

[3]) Vgl. den gedruckten Katalog (Br. 1906) und den Auf-satz Christian Scherers über diese Ausstellung im Braunschw. Magazin 1907 S. 73—82.

[4]) Vgl. darüber die Anzeige C. Hildebrandts im Br. Mag. 1907 S. 11 f.

größerung auch der Chor nach Süden um 4 m hinausgerückt werden. Es würde damit der Zusammenschluß der alten Innendekoration im Chorraum völlig vernichtet werden. Da der Denkmalausschuß sich nochmals gutachtlich gegen diese Änderungen geäußert hat und das letzte Wort über die Angelegenheit noch nicht gesprochen ist, bleibt zu hoffen, daß die Veränderung auch des Chores noch vermieden wird. Über den bisherigen Befund sei auf S. 56 der „Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig" verwiesen. Hier beigefügt sind der Plan des bisherigen Zustandes (Nr. 2a u. b) und drei Ansichten (Nr. 3—5), die das Äußere der nach Süden orientierten Kirche von Nordosten sowie deren Inneres, nach Norden und nach Süden gesehen, uns vorführen.

5. Öffnung der Kirchen in Braunschweig.

Auf Grund von Anregungen, die auch in den Tageszeitungen zum Ausdruck kamen, und dahin gingen, die Kirchen zu gewissen Tagesstunden auch außerhalb des Gottesdienstes dem öffentlichen Besuche zugänglich zu machen, beschäftigte sich der Ausschuß 1907 in mehreren Sitzungen mit dieser Angelegenheit. Man hoffte, mit solcher Maßnahme diese herrlichen Baudenkmäler der Allgemeinheit mehr bekannt zu machen und deren Interesse an ihnen mehr zu wecken. Es wurde mitgeteilt, daß auch der Kunstklub die Absicht habe, in dieser Beziehung vorzugehen. Beschlossen wurde, zur weiteren Besprechung eine Versammlung zu berufen, zu der eine Vertretung der verschiedenen Kirchenvorstände, des Herzogl. Konsistoriums, des Stadtmagistrates, des Kunstklubs und des Verkehrsvereins erbeten werden sollte.

Inzwischen hatte sich der Architekten- und Ingenieur-Verein mit diesen Wünschen an den Stadtmagistrat gewandt, welcher einen endgültigen Beschluß der zuständigen Kirchenbehörden veranlaßte, der dahin lautet, daß zwar die freie Öffnung der Kirchen zu gewissen Tageszeiten nicht angängig, wohl aber beabsichtigt sei, die Besichtigung der Kirchen, die zur Zeit nur gegen Entgelt möglich ist, neu zu ordnen.

6. Fachwerkhäuser in Braunschweig.

Die Tätigkeit des Ausschusses hat mit der Wiederbelebung farbiger Bemalung der noch so zahlreich in der Stadt Braunschweig vorhandenen Fachwerkhäuser, die bis ins 15. Jahrhundert zurückreichen, einen unerwarteten Erfolg gehabt. Sein Bestreben wurde unterstützt durch die geschichtlichen Untersuchungen des Oberstleutnants H. Meier über die Straßen und Häuser der Stadt, die als Veröffentlichungen des Geschichtsvereins erschienen sind[1]), aber auch in Verzeichnissen und Aufsätzen von H. Meier noch besonders für den Ausschuß verarbeitet wurden. Das Interesse der Bürger für die Geschichte ihrer Häuser war sichtlich im Wachsen, und dies erleichterte auch die ästhetische Würdigung und Pflege ihres alten Besitzes. Bisher nämlich war es nicht möglich gewesen, die Hausbesitzer für die durch farbige Unterschiede so leicht zu steigernde Schönheit der Holzarchitektur zu gewinnen, und sie auch zu der Beseitigung der verdeckenden späteren Verschalungen zu bringen. Selbst der lange wirksam gewesene „Pinselverein" hatte zwar vereinzelte Erfolge, aber sein Ziel doch nicht vollständig erreicht. Auch das Beispiel der Nachbarstadt Hildesheim, wo die Stadtverwaltung schon lange vorbildlich sich der Pflege ihrer alten, schönen Straßenbilder annimmt, begann erst zu wirken, seit der unermüdlich für die Pflege heimatlicher Kunst tätige Oberbürgermeister Dr Struckmann durch einen auf Veranlassung des Ausschusses am 7. April 1904 im Altstadtrathause gehaltenen Vortrag den Braunschweigern die ihrer noch harrende Aufgabe eingehend auseinandersetzte. Seitdem aber hüllen mehr und mehr sich die alten Stadtteile Braunschweigs wieder in ein farbiges Gewand, das den ursprünglichen Eindruck fast erreicht und der Gegenwart die alten trefflichen Schmuckformen wieder nahe bringt. Mit gutem Beispiele geht hier auch die städtische Bauverwaltung bei den ihr anvertrauten Fachwerkgebäuden voran. Freilich kommt der glücklichen Bewegung auch der unter dem Einflusse moderner Kunst wieder lebendig gewordene Sinn für Farbe wesentlich zu Hilfe. Und da treffen wir dann recht eigentlich auf das Problem, vor dem die Denkmalpflege gerade hinsichtlich der Fachwerkhäuser steht: wieweit ist es möglich, die alte farbige Erscheinung wieder herzustellen? und wieweit darf man das Alte moderner Farbenfreude überlassen? Im Ausschusse wurden diese Schwierigkeiten lebhaft erörtert. Auf Grund der praktischen Untersuchungen Professor Lübkes ergab sich, daß einstweilen die Festlegungen über den ursprünglichen farbigen Zustand der Fachwerkhäuser zu Wiederherstellungen im alten Sinne in der Regel nicht ausreichen. Andererseits hat sich nicht weniger das Äußere der meisten Privathäuser im Zusammenhang mit ihrer gegenwärtigen Benutzung so wesentlich im Laufe der Zeiten verändert, daß es auch aus diesem Grunde nur selten möglich sein würde, den ursprünglichen Zustand zu erreichen. Als wichtigster Grundsatz wurde erkannt, daß auf alle Fälle die farbige Unterscheidung des hölzernen Fachwerkgerüstes von den Füllungen aus anderem Material zu erstreben sei, und daß erst

[1]) Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte im Brauschw. Magazin 1897 S. 13 ff., 1900 S. 57 ff. — Heraldische Untersuchungen in der Architektur der Stadt Braunschweig, Br. Mag. 1903 S. 1 ff. — Die Straßennamen der Stadt Braunschweig in den „Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte" B. I. Br. 1904



in zweiter Linie die Frage zu entscheiden stehe, welche Mittel dazu nötig seien. Es ist denn auch inzwischen jener Hauptsatz durchweg von der Bürgerschaft verstanden. Auf Widerspruch dagegen, selbst innerhalb des Ausschusses, stößt die Bewertung der Mittel. Aber auch hier hat bereits, unter dem Einflusse besonders von Professor Hermann Pfeifer, die moderne Richtung gesiegt, die es vermeidet, das Holzwerk wie bisher bräunlich zu bemalen, vielmehr rötliche, bläuliche und auch grünliche Töne vorzieht, wodurch das Holzwerk von den in anderen, neutraleren Farben gehaltenen Füllungen unterschieden wird. Der Färbung geschnitzter Verzierungen ist völliger Spielraum gelassen, denn selbst schreiende, harte Gegensätze verlieren sich sehr bald unter dem ausgleichenden Einflusse von Regen und Staub.

Die gründlichsten Untersuchungen über die alten Farbspuren an den Fachwerkhäusern hat Professor Lübke angestellt.

Das Ergebnis derselben und seine Folgerungen inbezug auf die Neubemalung der Häuser hat Lübke auf dem 7. Tage für Denkmalpflege 1906 in Braunschweig vorgetragen, auf dessen gedruckten Bericht schon oben verwiesen wurde. Verdienste um die praktische Ausführung haben sich, zunächst unter der Leitung von Lübke und Pfeifer, die Herren Quensen, Hohnrodt und Wolters erworben. Diese Erfolge lassen hoffen, daß sich die Bemalung der alten Fachwerkhäuser mehr und mehr wieder zu einer Volkskunst ausgestaltet.

Zu den wichtigeren der unter Beteiligung des Ausschusses für Denkmalpflege und teilweise mit Geldzuschüssen von ihm farbig neu hergerichteten Häusern gehören: Schützenstr. 30, Kröppelstr. 10, Steinstr. 3 (hier ein Versuch Prof. Lübkes mit einem Ölfarbenanstrich, der nach dem Auftrage mit Kasein matt gemacht worden ist), Südklint 11, Bäckerklint 3, 5 und 6, Kattreppeln 8, das Eckhaus am Alten Petritore 2 (Mummehaus); hier ist gleichzeitig das Erdgeschoß, das bisher äußerlich ziemlich im ursprünglichen Zustande erhalten war, zu Ladenzwecken umgebaut, doch, auf ein Gutachten des Ausschusses, unter Schonung der Verzierungen aus dem Jahre 1467.

Auch die Neubemalung der ganzen Häuserreihe vor der Nordseite des Gewandhauses, die der Denkmalausschuß wiederholt erwog, wäre äußerst wünschenswert. Es ist jetzt wohl zu erwarten, daß sie im Anschluß an die Umgestaltung des Geländes auf der Südseite des Gewandhauses bald zur Ausführung kommt, und daß sich die Hausbesitzer dann auch zur Fortnahme der häßlichen neueren Verschalungen und aufdringlichen Firmen- und Reklameschilder verstehen, um so den alten herrlichen Platz auch auf dieser Seite zu voller Wirkung zu bringen.

Die Häuser an der Katharinenkirche 3, 4 und 5, die dem Abbruche zu verfallen drohten, wurden 1907 noch rechtzeitig von der Stadt angekauft und, unter Wahrung des bisherigen Äußeren, für das städtische Arbeitsamt und die Brockensammlung umgebaut.

Dagegen war leider nicht zu verhüten der Abbruch des Fachwerkhauses Sack 8/9, das aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammt. Man vergleiche über das Haus die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig S. 135. Das Gebäude wurde im Jahre 1907 von der Firma Schuchhardt zur Vergrößerung ihres Geschäftshauses angekauft und niedergerissen. Der Ausschuß war dagegen machtlos, erreichte aber wenigstens, zu gelegentlicher Verwendung an anderer Stelle den Ankauf der Fassade, die mit Einschluß des Abbruchs für insgesamt 600 M. erstanden wurde, wozu der Stadtmagistrat 200 M. beisteuerte, ein Ausschußmitglied aber das für den Ausschuß noch nicht flüssige Geld vorschoß. Demnächst wird die Fassade auf dem Hofe des Huneborstelschen Hauses, das ja auch im baugeschichtlichen Interesse von der Stadtverwaltung angekauft und vom Sacke auf den Burgplatz versetzt ist, wieder zur Aufstellung kommen. Wir geben unter Nr. 6 eine Abbildung des alten Hauses, wie es sich bis kurz vor dem Abbruche auf dem Sacke darstellte.

7. Umbau des Gewandhauses in Braunschweig für die Handelskammer.

Die Häuserreihe vor der Südseite des Gewandhauses an der Garküche drohte im Jahre 1903 den Spekulationen eines Bauunternehmers zum Opfer zu fallen. Es würde dadurch die monumentale Wirkung der Hauptfassade des Gewandhauses, dieses in der Kunstgeschichte rühmlichst bekannten, 1590/1 entstandenen Renaissancebaues[1]), völlig vernichtet worden sein, nachdem schon Ende des XIX. Jahrhunderts an Stelle des Fachwerkbaues an der Ecke der Poststraße und des Altstadtmarkts ein Neubau von erdrückender Höhe errichtet worden war. Der Ausschuß für Denkmalpflege setzte alles daran, zu retten, was möglich war, und hatten seine Mitglieder, die Professoren Herm. Pfeifer und Lübke, mit Entwurfsskizzen zu veranschaulichen gesucht, wie etwa die bauliche Ausbildung jener Stätte ohne Störung der Monumentalität des Gewandhauses möglich sei. Komplizierte Besitzverhältnisse erleichterten von vornherein seine Aufgabe. Staat und Stadt, beide an Eigentum und Servituten beteiligt, wurden interessiert; schließlich trat auch die Handelskammer, die nach einem neuen Heime suchte, in die Verhandlungen ein, und sie wurde alsbald die Hauptbeteiligte an der ganzen Angelegenheit, wodurch das Gewandhaus mit seiner südlichen Nachbarschaft (die nördliche ist wegen der geringen Tiefe der Grundstücke weniger gefährlich) endgültig privater Willkür entzogen worden ist. Das Ergebnis war im Jahre

[1]) Vgl. über seine Baugeschichte die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig 1906 S. 68—70.

1907, daß das Gebäude, das seit der Eroberung Braunschweigs 1671 sich im Staatsbesitze befand, wieder von der Stadt (gegen eine Entschädigung von 75000 M. an den Staat) übernommen wird. Die Stadt ihrerseits überläßt es teilweise der Handelskammer zu ihren besonderen Zwecken, teilweise wird sie es für eine Lesehalle benutzen. Allerdings wird für diese Anlagen das Innere völlig umgestaltet werden, was aber, da es ja nur fast völlig schlichte, flach gedeckte Speichergeschosse enthält, vom Standpunkt der Denkmalpflege aus vom zuständigen Ausschusse nicht beanstandet wird. Die Geschäftsräume der Handelskammer werden neben der Garküche errichtet werden, und daher mußten allerdings die hier vorhandenen kleinen mittelalterlichen Reihenhäuser, nachdem sie von der Handelskammer angekauft worden waren, im Frühjahr 1907 abgerissen werden. Jedoch wird der Neubau, der dem Professor Lübke übertragen worden ist, unter Beteiligung des Ausschusses und des Architekten- und Ingenieur-Vereins, mit möglichster Schonung der monumentalen Wirkung und des reichen Umrisses der Gewandhausfassade ausgeführt werden. Wir können für dieses Mal nicht näher auf diese Sache eingehen, müssen uns vielmehr eingehendere Mitteilungen für später vorbehalten. Nur ein Bild des alten Zustandes von der Umgebung des Gewandhauses auf dessen Südseite legen wir als Nr. 7 hier vor.

8. Abbruch der städtischen Münze am Kohlmarkt zu Braunschweig.

Das Grundstück wurde 1907 vom Geh. Kommerzienrat Jüdel an einen Geschäftsmann verkauft, der die älteren Baureste völlig abbrach. Da keine Anlagen von ausgesprochen künstlerischem Werte zu schützen waren, so beschränkte sich der Ausschuß darauf, den Architekt M. Löwe im Interesse der geschichtlichen Bedeutung der Häusergruppe um zeichnerische Aufnahmen zu ersuchen, die ihm dann auch von diesem mitgeteilt wurden und hier teilweise unter Abb. 8—16 veröffentlicht werden. Zu dem in den Bau- und Kunstdenkmälern der Stadt Braunschweig, 1906, S. 71 Erwähnten mag hier noch aufmerksam gemacht werden auf die bis auf einen kleinen Rest (alte Einfahrt?) völlig massive Ummauerung des Grundstückes, die allerdings gegen das Nachbargrundstück am Kohlmarkt auf unserem Plane nicht angegeben ist, da dieser Teil jetzt nicht mehr, wie früher (Inschrift im anschließenden massiven Giebel dieses Nachbarhauses: dvsse geibel vnd de gantze mvire hort dē rade. añ. 1554) zum Grundstücke gehört. Das mit X (Abbild. 8) bezeichnete Gemach enthielt das jetzt im neuen Rathause untergebrachte reiche Getäfel. Abb. 15 gibt einen Teil der Nordwand dieses Raumes in seinem letzten Zustande wieder nach Herausnahme des Renaissancegetäfels. Man erkennt rechts auf dem zurückgebliebenen jüngeren Holzbelag die Kartusche mit dem Namen Herzog Karls I, links eine gleiche mit dem der Herzogin. Der barocke Aufsatz über dem Haupteingange dieses Raumes im Vorgemach y (Abb. 8), mit der auf seine spätere Bestimmung als Synagoge hindeutenden hebräischen Inschrift, sowie die Renaissancedekoration von der Decke eben dieses Vorgemaches wurden von Herrn Jüdel dem städtischen Museum überwiesen. Dasselbe geschah auch mit dem auf Abb. 16 erkennbaren, trefflich gearbeiteten städtischen Wappensteine von 1619, der beim Abbruch sich bereits nicht mehr an der ursprünglichen Stelle befand. Das Vorhangbogenfenster daneben (16. Jahrh.) führt auf den über Rippen gewölbten kleinen Erdgeschoßraum, das einzige gewölbte Gemach des Gebäudes. Abb. 14 zeigt die Nordostecke des Hofes mit dem gotischen Eingange des an der Stephansstraße (Abb. 11) gelegenen Flügels und daneben eine wohl erst im 18. Jahrhundert entstandene Ladeneinrichtung für Meßzwecke. An Ort und Stelle erhalten blieben nur Teile der Obergeschosse des barocken Vorderhauses am Kohlmarkt bis zu dem Knick der Seitenfront an der Schützenstraße. Denn die Kohlmarktsfront wurde völlig umgestaltet (Abb. 9 u. 10). Das Untergeschoß, das übrigens nichts Bemerkenswertes bot, wurde größtenteils durch Eisenkonstruktionen verändert. Nach allen diesen Wandelungen präsentiert sich jetzt die Front gegen den Kohlmarkt in geradezu grotesker Häßlichkeit. Dieser Fall ist ein in die Augen stechender Beweis, wie nötig die Denkmalüberwachung in hiesiger Stadt noch ist, um beizeiten derartigen Verunstaltungen vorzubeugen. Es ist das aber auch nur dann möglich, wenn statutarische oder gesetzliche Bestimmungen erlassen werden, welche die Behörden zum Einschreiten gegen solche Willkür ermächtigen. Die übrigen den Hof umgebenden Gebäude verschwanden völlig und wurden gegen die Straßen durch Neubauten ersetzt.

9. Versammlungshaus der Vereinigung Braunschweiger Tennisklubs im Bürgerparke zu Braunschweig,

früher Goslarsche Straße 39.

Als im November 1905 befürchtet wurde, daß dieses Rokoko-Haus einer Häuserspekulation zum Opfer fallen könnte, weil über das Grundstück (freilich noch dicht am Hause vorbei) eine Straße geplant worden war, nahm sich der Ausschuß für Denkmalpflege auf Anregung des Baurats M. Osterloh sogleich desselben an. Es tauchte die Möglichkeit auf, es von der Stadt erwerben zu lassen und als Pfarrhaus der Jakobigemeinde zu verwerten. Leider kamen Private den städtischen Behörden zuvor und kauften im Frühjahr 1906 das Grundstück zur Aufteilung an. Dankenswerter Weise erhielt die Stadt von den neuen Eigentümern die beiden größten Gartenfiguren, einen Perseus und eine Andromeda,

diese H. E. inv. et f. bezeichnet, geschenkt und ließ sie vor dem Restaurationsgebäude im Bürgerparke aufstellen. Auch die Stuckdekoration des Hauses wurde der Stadt für den Fall des Abbruches in Aussicht gestellt. Da erwarb im Frühjahr 1907 die Vereinigung Braunschweiger Tennisklubs das Haus, um es inmitten der Tennisplätze im Bürgerparke wieder aufzubauen, und zwar auf städtischem Grund und Boden, der vertragsmäßig der Vereinigung zur Benutzung überlassen worden ist. Über Haus und Garten ist zu dem in den Bau- und Kunstdenkmälern der Stadt Braunschweig S. 113/114 Angeführten hinzuzufügen, daß die massive Front fünfachsig ist, der Fachwerkkörper aber nach rückwärts in der ganzen Länge und Höhe der Front eine Erweiterung gehabt hat. Das Haus lag an der Goslarschen Straße etwas zurück im Garten, den eine massive Mauer von der Straße trennte. Seitlich endigte die Mauer in eingeschossigen Pavillons aus Fachwerk, in der Mitte aber war sie von einem Gittertor durchbrochen, das ungefähr auf die Mittelachse des Hauses führte. Die steinernen Torpfeiler hatten, gelegentlich einer modernen Erhöhung der Straßenebene, über die Mauer hinaus für das Gitter eine Verlängerung erhalten, jedoch blieb der alte Abschluß mit Roccaillevasen. Das schöne Schmiedewerk steht auf dem Übergang zwischen Barock und Rokoko, jenem noch näher als diesem. Es trägt oben unter einem Baldachin die Initialen des Erbauers J. P. H. Dieses Tor mit seinen noch unentwickelten Rokokoformen mag in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden sein, und gewiß nicht später wird auch das Haus selbst gebaut worden sein. Der Gipsschneider des Hauptsaales beherrscht zwar schon die Formen des Rokoko, aber doch noch in einer gewissen schweren Auffassung, sehr verwandt den geschnittenen Stuckarbeiten in Watzum (Bau- und Kunstdenkmäler Bd. III, 2, Taf. XVI und Abb. 128), während die, wie der Abbruch lehrte, nachträglich aufgetragenen Verzierungen im Erdgeschoß, ähnlich den 1760 entstandenen Stuckverzierungen in Schliestedt (ebenda, Taf. XIV), einen eleganteren und daher wohl jüngeren Charakter haben[1]).

Abbildung 17 gibt den ursprünglichen Grundriß des Hauses, Abb. 18 dieses selbst, Abb. 19 den Saal des Obergeschosses mit den alten, bemalten Leinwand-Tapeten, Abb. 20 eine Einzelheit der Stuckverzierung und Abb. 21 das Tor wieder.

Im Winter 1907/8 ist das Haus an seiner neuen Stelle inzwischen von der Firma Rasche und Kraatsch bereits wieder aufgerichtet. Vom jüngeren Anbau nach rückwärts ist die Mitte wieder zweigeschossig hochgeführt, seitlich aber nur das Erdgeschoß mit besonderem modernen Mansardendach. Dadurch tritt der ursprüngliche Kern des Hauses wieder besser für sich in die Erscheinung. Auch ist beabsichtigt, Tor und Pavillons vor dem Hause in alter Weise wieder zu errichten, sie aber, statt mit einer Mauer, nur durch ein Staket oder eine lebende Hecke zu verbinden.

Die alten Sandsteinfiguren des Gartens waren beim Übergang des Hauses an die Tennisvereinigung bereits an Private abgegeben. Ein Teil davon befindet sich jetzt Hohetorwall 9, das übrige Fallerslebertorwall 16. Der Vorstand der Vereinigung ist bestrebt, für den beim Hause geplanten Rokokogarten durch andere alte Figuren aus Braunschweigs Umgebung Ersatz zu schaffen. So ist denn, dank dem tatkräftigen, opferbereiten Eintreten der Vereinigung der Tennisklubs, insbesondere aber des Herrn Regierungsrats Emil Bartels, die Erhaltung dieses interessanten Bauwerks, wenn auch auf einer anderen als der ursprünglichen Stelle, jetzt glücklich erreicht.

10. Das Empfangsgebäude des Staatsbahnhofs in Braunschweig.

Die längst beabsichtigte und immer notwendiger werdende Veränderung bezw. Verlegung des Empfangsgebäudes der Staatseisenbahn veranlaßte den Ausschuß bereits im Anfange des Jahres 1906, sich mit dem künftigen Schicksal dieses Bauwerks nach dem Aufhören seines bisherigen Zweckes zu beschäftigen. Der Bau entstand 1844/46 nach Plänen Ottmers, und wahrscheinlich war es die erste Bahnhofshalle, die die neue Aufgabe bereits in monumentalen Formen vollkommen löste und mit der praktischen Nutzbarkeit sachgemäßen, künstlerischen Ausdruck verband. Bald darauf kam im Ausschuß eine Eingabe der Baugewerksinnung an den Stadtmagistrat zur Besprechung, in der allein die Erhaltung des Kuppelbaues, wenn nötig auch an anderer Stelle, befürwortet wurde. Das war der Anlaß, daß Stadtbaurat Winter seinen Bericht an den Stadtmagistrat über die Eingabe dem Ausschusse mitteilte, in dem er den Vorschlag der Innung als durchaus ungenügend zurückwies. Er sagte hier u. a.: „Nach dem heutigen Stande der Denkmalpflege halte ich es für undenkbar, dieses Bauwerk ohne weiteres vom Erdboden verschwinden zu lassen, erachte es vielmehr als eine der Stadt und dem Staate gleichermaßen obliegende Pflicht, zu gegebener Zeit mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln auf seine würdige Erhaltung hinzuwirken, dasselbe, wenn irgend tunlich — sei es als Badeanstalt, Markthalle oder dergleichen — einem öffentlichen Zwecke dienstbar zu machen". In diesem Sinne demnächst zu verfahren und auf die Erhaltung des Bahnhofsgebäudes schon bei der Bear-

[1]) Diese kunstgeschichtlichen Erwägungen und das Monogramm der Gittertür lassen immer noch die Frage nach dem einstigen Besitzer offen. Beiträge zu ihrer Lösung gab der Oberstleutnant H. Meier in den Br. Anzeigen, namentlich am 8. Februar 1908, und der Stadtarchivar Dr Mack in der Br. Landeszeitung am gleichen Tage.

beitung des Ortsbauplanes für das frei werdende Bahnhofsgebiet Rücksicht zu nehmen, ist auch die Meinung des hiesigen Ausschusses für Denkmalpflege.

11. Kleinere Angelegenheiten in Braunschweig.

Neben der Fürsorge für Bauwerke wurde die Aufmerksamkeit des Ausschusses, sei es gutachtlich, sei es auch nur aus sachlichem Interesse und ohne Einfluß auf bestehende Zustände, ebenfalls noch mannigfach in Anspruch genommen. Hier nur ein paar derartige Fälle. Vergebens waren im Jahre 1903 die unternommenen Versuche, den Durchbruch der Humboldtstraße durch Bierbaums Garten bis zur Fallersleberstraße zu verhindern. Die Anlage war bereits seitens der Stadt beschlossene Sache, und es ließ sich auch nicht mehr erreichen, dem Durchbruch eine kleine Biegung zu geben, um die Eintönigkeit der überlangen, geraden Straßenlinie zu vermeiden, und ebenso wenig war es möglich, aus dem großen, baumreichen Gartengelände für besondere öffentliche Zwecke ein Stück in städtischem Besitz zurückzubehalten.

Mit Freuden begrüßte der Ausschuß die auch durch einen vom Professor Pfeifer im Architekten- und Ingenieur-Verein gehaltenen Vortrag angeregte und inzwischen auch ausgeführte Idee, sämtlichen Plätzen der Stadt durch das Anpflanzen von Bäumen ein behaglicheres Aussehen zu geben; an der Auswahl der Stellen hat er sich beteiligt.

In diesem Sinne empfahl denn auch 1907 der Ausschuß, vertreten durch einige seiner Mitglieder, auf eine Anfrage des Geheimen Baurats Pfeifer im Jahre 1905 die Erhaltung des Epheus an dem Schloßportale gegen den Ackerhof, wobei dann auch die Sicherung des stark verwitterten Quaderwerkes durch Testalinüberzug erörtert wurde.

12. Neurichmond.

Als das Gerücht sich verbreitete, die Herzogliche Villa Neurichmond mit Williamscastle müsse wegen Baufälligkeit abgerissen werden, hielt es der Ausschuß für seine Pflicht, bei der zuständigen Stelle in Hannover auf den Verlust hinzuweisen, der der Stadt mit dem Verschwinden dieser Schöpfung Herzog Wilhelms drohe, gleichsam einer Fortsetzung des tragischen Geschickes, das über die meisten herzoglichen Schlösser im Verlaufe des 19. Jahrhunderts hereingebrochen ist. An eine Erhaltung war aber in der Tat nicht zu denken. Die höchst unpraktische Anlage der Dächer und jahrzehntelange Vernachlässigung schon bei Lebzeiten Herzog Wilhelms hatten einen völlig hoffnungslosen Zustand geschaffen. Die flachen Dächer waren mit Zinkplatten gedeckt, deren Niete durchweg verlötet waren, daher keinen Spielraum zur natürlichen Ausdehnung und Zusammenziehung des Metalles gestatteten. So waren immer wieder Brüche und Risse entstanden, die das Wasser durchließen. Da nun aber das Dach des Zinnenkranzes wegen möglichst hinter diesem versteckt war, lag es überall innerhalb des Mauerringes auf. Dieser Winkel von Dach und Mauer war daher dem Wasserangriff besonders ausgesetzt. Von hier aus durchfeuchtete das Wasser die Wände bis ins Erdgeschoß und zersetzte den Putz. Die Balkenenden faulten, mußten daher schließlich gestützt werden oder brachen ganz, während die Vertäfelungen vermürbten und sich loslösten (Speisezimmer der Villa). Am ärgsten war der Zustand von Williamscastle, wo einige Räume, namentlich der große Mittelsaal, überhaupt nicht mehr zu betreten waren. Andererseits war hier der Hauptturm mit seiner Treppe noch ganz gesund. Dies ließ den Gedanken auftauchen, den Turm völlig, das Gebäude aber durch Abtragung der Dächer und alles Holzwerkes eingestandenermaßen als Ruine, also in der Außenansicht wesentlich im alten Zustande, zu erhalten. Denn dieses Williamscastle war künstlerisch bei weitem der wertvollste Teil der Anlage. Indessen auch das war nicht durchführbar, und so blieb nach dem Abbruch im Winter 1906/7 von allen Ottmerschen Bauten nur das kleine Torhaus stehen, das, wiederhergestellt, ferner allein noch den künstlerischen Charakter der ganzen Anlage vergegenwärtigt (Abb. 22). Große Teile der Täfelung, auch Türen und Fenster, erwarb vom Bauunternehmer Sommer, der den Abbruch besorgte, die Familie Prötzel auf Rittergut Esbeck.

Die herzogliche Villa (Abb. 23 u. 24) wurde 1833 von Ottmer erbaut (vergl. die Angabe in Ottmers Architektonischen Mitteilungen, 2. Abt. 1838). 1835 erschien bereits eine von C. W. Ramdohr herausgegebene Veröffentlichung des Gebäudes in Steindruck (manche Exemplare auch koloriert) mit Abbildung des ganzen Gebäudes von der Südwestseite, sowie der vier Haupträume des Erdgeschosses. Daraus geht hervor, daß das Innere sich bis zuletzt im wesentlichen unverändert erhalten hatte. Nur die reichen, antikisierenden Marmorkamine weisen diese Steindrucke noch nicht auf.

Nach dem Schloßbrande vom September 1830 war wohl die Erbauung einer zeitgemäßen Wohnung für den Herzog ein dringendes Bedürfnis. So wurde denn von der großen Anlage, die geplant war, und von der das Modell im Vaterländischen Museum eine gute Vorstellung gibt (Abb. 25), zunächst nur das Hauptstück ausgeführt. Dies hat aber auch einen so selbständigen Villencharakter, daß es den Eindruck macht, als hätte man von vornherein gar nicht sehr ernstlich mit der Ausführung des ganzen Planes gerechnet. Nur scheinbar widerspricht dem Ottmers eigene Angabe (1838): „Das im Jahre 1833 neuerbauete Herzogl. Lustschloß, Richmond-Castle genannt, war das erste Wohngebäude, wel-

ches in letzter Zeit bei uns im gothischen Style aufgeführt wurde. Es konnte nicht unterbleiben, daß das Eigenthümliche und Pittoresque dieser neuen Anlage, welche sich von Jahr zu Jahr noch mehr entwickelt, dahin wirkte, daß ......" Denn diese hier angedeuteten Erweiterungen beziehen sich auf das in der Folge im engeren Sinne Williamscastle genannte Nebengebäude. Der Hauptbau führte schon 1835 und später stets die offizielle Benennung einer herzoglichen Villa, und der Villencharakter trat auch bei diesem Bau zum ersten Male in Braunschweig mit all den Eigentümlichkeiten hervor, die wir noch heute mit der Bezeichnung Villa zu verbinden pflegen. Dies ist die kunstgeschichtliche Bedeutung des Gebäudes in der engeren Heimat. Mit dem Villencharakter aber steht die Übernahme der englischen Gotik für die architektonische Dekoration des Äußern sowohl wie des Inneren im engsten Zusammenhange. Sie war die einzige stilistische Ausdrucksform, die man derzeit mit der nötigen Beweglichkeit zu handhaben wußte. Die englische Gotik war damals literarisch-theoretisch von allen mittelalterlichen Stilarten am besten durchgearbeitet, bereitete daher dem Studium die geringsten Schwierigkeiten. Man sah nicht das Englische, sondern nur das Gotische in ihr, und glaubte daher mit ihrer Anwendung auch eine echt deutsch-nationale Kunstform zu pflegen.

Das Mauerwerk der Villa, auch das der Innenwände, bestand aus verputztem Ziegelwerk und war mit einer gelblichen Farbe überzogen. Einzelne Gesimse, z. B. das äußere der Haupttür, waren auch aus bemaltem Blech. Der Keller war durchweg gewölbt (z. T. des leichteren Baues wegen mit sog. Topfgewölben) und enthielt die Küche. Im Erdgeschoß waren ausschließlich Gesellschaftsräume. Das Speisezimmer (über der Küche und mit ihr durch einen Aufzug verbunden) hatte eine schwere dunkle Mahagonitäfelung und ein entsprechendes ganz mit Spiegelscheiben ausgelegtes Rahmenwerk der Decke. Das Lesezimmer hatte eine mit Maßwerk auf Papier steinfarbig gemalte Decke, desgleichen das Billardzimmer, und hier, gleichwie wie im Flur und im Treppenhause, war diese bloß gemalte architektonische Dekoration sogar an den Wänden herabgeführt. Das Wohnzimmer hatte an der Decke hölzernes, ganz vergoldetes Rahmenwerk auf weißem Grunde und einen besonders schönen Kaminmantel. Alle Zimmerwände waren, soweit sie nicht verschalt waren, mit Sackleinwand bespannt, und diese erst war mit Papiertapete beklebt. Die Korridore waren mit Ausnahme des Vorraumes vor der Treppe massiv gewölbt. Die Wand zwischen Billardzimmer und Wohnzimmer war durch eine ins Billardzimmer vorgeschobene Verschalung erheblich verstärkt und enthielt einen verborgenen, vom Wohnzimmer aus zugänglichen Aufgang in das Obergeschoß.

Der Flurgang zwischen Speisezimmer und Billardzimmer sollte die Villa mit der anderen, größeren Gebäudemasse des Schlosses verbinden. Die Mauern des Ganges waren außen an den Nordecken unverputzt und mit auf Verzahnung vorstoßenden Steinen roh geblieben.

Das Obergeschoß enthielt die ausschließlich der persönlichen Benutzung des Herzogs dienenden Räume. Sie waren ganz einfach ausgestattet; nur das Wohnzimmer enthielt eine schöne Kamineinfassung ähnlich der des Erdgeschosses. Das Schlafzimmer hatte eine dem Geschmacke des Herzogs besonders zusagende, wesentlich auf grün gestimmte schottische Tapete.

Williamscastle (Abb. 26—29), abseits von der Villa gelegen, überragte diese in der Gesamtanlage bedeutend an künstlerischen Qualitäten. Diesem zweiten, etwas später, aber im gleichen Material und gleicher englischer Gotik entstandenen Schlößchen war wohl ursprünglich eine ganz selbständige Bedeutung zugedacht. Auf die beabsichtigte, gelegentliche Benutzung durch den Herzog selbst deutet auch der große Saal im Hauptgeschoß, der an Flächeninhalt die Räume der Villa erheblich übertraf. Die Innendekoration war dagegen bescheidener als die der Villa; statt der Kamine nur Öfen, und reicheres hölzernes Täfelwerk fehlte ganz. Da das Schlößchen in der Folge auch häufig Kavalierhaus genannt ward, so mag es wohl später vorwiegend von der Umgebung des Herzogs benutzt worden sein.

Ottmer hatte es verstanden, bei geschickter Ausnutzung des abschüssigen Geländes einen Bau von einheitlicher Gesamtwirkung und dabei einer Fülle verschiedenartiger Teilansichten zu schaffen. Auf kleinstem Raum und mit den bescheidensten Mitteln war hier der Traum eines Märchenschlosses verwirklicht, wie er das romantische Sehnen jener in Walter Scotts Romanen schwelgenden Zeit erfüllte.

Das zweigeschossige, aus einem größeren Ostbau, einem kleineren Westbau und einem Verbindungsbau bestehende Schlößchen stieß ostwärts gegen den Geländehang, sodaß hier das obere, das Hauptgeschoß, auch den Hauptzugang durch eine offene Vorhalle unmittelbar vom Garten aus hatte. Im Erdgeschoß befanden sich nur Wirtschaftsräume mit der Küche. Von den kleinen Räumen des Verbindungsbaues unter dem Hauptsaale des Obergeschosses war der westliche von dem Anbau her durch eine Tür zugänglich, die durch ein büffetartiges Gerät, das sich aus einer Versenkung hervorheben ließ, versteckt werden konnte; ein ähnlicher großer Aufzug, aber ohne Kulisse und nicht vor einer Tür, verband auch den Nachbarraum im Westbau mit dem Hauptgeschoß. Die Küche befand sich im Erdgeschoß des Ostbaues. Der große Turm war zugleich das Haupttreppenhaus; eine Nebentreppe füllte den nordwestlichen Eckturm. Im Hauptgeschoß durchzog den Ostbau

ein Korridor, an dem vier stattliche Wohnzimmer lagen, das südöstliche innen direkt auf den Putz völlig als Weinlaube ausgemalt. Den Zwischenbau nahm der fast schmucklose, schlicht geweißte große Saal ein, im Westbau an der Südseite ein Kabinet mit einer Tapete, die in Buntdruck mit Schäferszenen geschmückt war.

13. Die Wandmalereien in der Kirche zu Melverode.

Außer den früher schon bekannten, durch eine Leinwand verdeckten Wandmalereien im Chore der Melveröder Kirche wurden im Jahre 1902 auch im Langhause entsprechende romanische Freskenreste gefunden[1]). Infolge davon wurde alles derart in der Kirche Vorhandene einer gründlichen Untersuchung unterzogen, an der sich auf Grund eines Antrages der Herzoglichen Baudirektion der Ausschuß für Denkmalpflege mit besonderem Eifer beteiligte. Das erste Ergebnis dieser seiner Tätigkeit war ein Gutachten des Stadtbaurates Winter vom 27. Januar 1903, worin folgendes ausgeführt wird:

„Durch die seither ausgeführte Beseitigung der auf den ursprünglichen Putz im Laufe der Zeit aufgetragenen Kalktünche ist nachgewiesen, daß eine dekorative Malerei von Anfang an alle Teile des Innenraumes dieser nicht nur in kunstgeschichtlicher, sondern auch in architektonischer Beziehung sehr beachtenswerten Kirche bedeckt hatte. Die zu Tage getretenen Malereien sind leider durchgängig sehr verschwommen und verblaßt, an vielen Stellen durch abgefallene oder später neu eingefügte Putzteile ganz außer Zusammenhang gebracht und außerdem durch andere Einflüsse in einer Weise unkenntlich geworden, daß über den ganzen Gedankengang, welcher wie in anderen kirchlichen Bauwerken jener Zeit, so auch wohl hier zweifellos den Darstellungen zu Grunde lag, sich noch nicht einmal eine Mutmaßung aufstellen läßt. Nichtsdestoweniger sind die aufgefundenen Spuren der Malerei doch so bedeutend, daß es undenkbar erscheint, sie bei der geplanten Wiederherstellung des Inneren der Kirche einfach verschwinden oder ganz unbeachtet zu lassen."

„Am besten erhalten sind die Darstellungen auf den Quaderflächen, namentlich der Pfeiler vor dem Chorquadrate und des Gurtbogens vor der Apsis: sie geben Aufschluß über die Form und Behandlungsweise des Ornaments und der Figuren. Weniger deutlich treten die Bilder an der nördlichen Seitenmauer im Chorquadrate hervor, dennoch aber genügend, um daraus deren reihenweise übereinander gestellte Anordnung (ähnlich der im hiesigen Dome) und auch, mit Hilfe einer von dem Herrn Museumsdirektor Meier gegebenen Beschreibung, die in denselben ausgesprochene Handlung als eine Legende des heiligen Nikolaus erkennen zu können. Auf allen übrigen Wandflächen ist der Zusammenhang der Bilder unterbrochen, nur hin und wieder werden Figurengruppen, einzelne Figuren oder nur Köpfe, meist mit Heiligenscheinen, erkennbar. Außerdem verdient noch die auf den Gewölbeflächen angebrachte Malerei besondere Beachtung, weil sie wenigstens die zur Belebung und Bereicherung dieser Flächen angewandte Haupteinteilung — bewirkt durch große Kreise mit eingeschlossenen Figuren und darunter, gleichsam als Träger derselben auf den Gewölbeanfängern, angebrachten Engelsgestalten — klar zur Anschauung bringt."

„Abgesehen von den Arbeiten zur vollständigen Beseitigung der Kalktünche tritt als nächste Aufgabe in den Vordergrund: eine genaue und gewissenhafte Aufzeichnung dessen, was dem Beschauer sich darbietet, und es darf der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß mit Hilfe dieses Materials eine Grundlage für die Gesamtanordnung einer stilgemäßen und der ursprünglichen Ausstattung nahe stehenden Malerei zu gewinnen sei."

„Ferner kommt in Betracht, daß der Wand- und Gewölbeputz mit Ausnahme weniger Stellen die denkbar schlechteste Beschaffenheit zeigt und keinesfalls geeignet ist, ihn als Untergrund für die Auftragung irgend welcher Malerei dienen zu lassen. In seiner ganzen Fläche von vielen kleineren und größeren Rissen durchzogen, entbehrt er jedes Zusammenhanges, nur unvollkommen haftet er noch an dem darunter liegenden Bruchsteinmauerwerke und an vielen Stellen ist er durch Einwirkung von Atmosphärilien und Salzen mürbe und bröcklig geworden, zum Teil auch schon in Blattern herabgefallen. Demgemäß kann auch an eine Wiederherstellung der aufgefundenen Malerei auf den vorhandenen Putzflächen nicht gedacht werden, selbst die noch erkennbaren Einzeldarstellungen in derselben, wie z. B. die Legende des heiligen Nikolaus, sind davon ausgeschlossen."

„Der Entwurf für die Neuausmalung der Kirche sollte, soweit irgend tunlich, das Gegebene in sich aufnehmen oder mindestens einen Anschluß an dasselbe erstreben; die Ausführung der Malerei wird auf einem geeigneten, neu herzustellenden Putze, beziehungsweise auf den Quaderflächen unmittelbar unter Benutzung und Wiederherstellung der dort vorhandenen Figuren und Ornamente, zu beschaffen sein, und es könnte nur noch in Frage kommen, ob nicht die am deutlichsten zu erkennenden und auf einem noch leidlich haltbaren Putze hergestellten Gemälde, nämlich die der mehrgedachten Nikolauslegende, künftigen Generationen zum kunstgeschichtlichen Nachweise und Studium über die Art der einstigen Ausmalung der Kirche überliefert

[1]) Vergl. P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, II, 1900, S. 104, und H. Pfeifer, Die Kirche zu Melverode und ihre Wandgemälde, Denkmalpflege 1906, Nr. 7.

den sollen, ein Verfahren, welches unter Andung einer Bespannung der betr. Wandhe mit entsprechend zu bemalendem Segelleinen ussichtlich keine zu großen technischen Schwierign bereiten wird und aus den angegebenen Rücken nur empfohlen werden kann.“

Diesen Ausführungen trat die herzogliche Bauktion vollinhaltlich bei, und es wurden nun unter rleitung des Geh. Baurats Pfeifer die Instandungsarbeiten in den Jahren 1903 und 1904 geführt. Zuerst wurden durch den beim Hoforationsmaler Quensen beschäftigten Maler R. ttwald treffliche Aquarellkopien aller vorhanden Fresken angefertigt, insbesondere die der Nord- Südwand des Chores in natürlicher Größe. ese letzten wichtigsten und am besten erhaltenen ile wurden im übrigen in ihrem alten Zustande gesen, jedoch, durch eine die beiden Wände völlig übernnende Leinwand verdeckt, auf der die Darstelngen in ergänzten Kopien wiederholt worden sind, nicht erhaltenen oberen Partieen aber, möglichst alten Sinne, von Quensen völlig neu hinzuernden wurden. Die Bilder und Bandornamente den Pfeilern und den Gurtbögen des Chorquaates wurden wiederhergestellt, die in der Apsis it Benutzung der dürftigen Reste erneuert, das mmlische Jerusalem an dem in einen Kugelabnitt übergehenden Chorgewölbe[1]), wo nichts mehr halten war, von Quensen völlig neu hinzugefügt, nter möglichster Anlehnung an gleichzeitige Vorlder, namentlich die Fresken im braunschweigischen om. In keiner Weise zu retten waren dagegen die andfresken im Langhause. Auch der Gewölbeputz ußte hier fast ganz wieder erneuert werden. Doch rachte man, um das Langhaus wenigstens mit dem Chore wieder in harmonische Verbindung zu brinen, eine von der alten freilich notwendigerweise nabhängige, farbige Feldereinteilung der Gewölbe owie in alter Weise einige Zwickelfiguren wieder an. Einzelne Teile des mit Malerei versehenen Putzes wurden dem Vaterländischen Museum zur Aufbewahrung übergeben.

Auf Grund des Zustandes vor den Wiederherstellungsarbeiten ist Museumsdirektor Dr P. J. Meier zu den kunstgeschichtlichen und ikonographischen Ergebnissen gekommen, über die er bereits am 16. August 1902 an den Ausschuß berichtet hat, und die den nun folgenden Ausführungen größtenteils zugrunde liegen.

Im allgemeinen ließ sich feststellen, daß die Malereien in zwei verschiedenen romanischen Perioden entstanden sind. Insbesondere gehören zur älteren, dem zweiten Viertel des XIII. Jahrhunderts entstammenden Ausschmückung der Kirche die Einzelfiguren in der Apsis und an den Chorpfeilern, die durch ihre spitzige, rötliche Umrißzeichnung charakterisiert wird. Ferner zeigten sich an den Gewölben des Langhauses zwei Freskenschichten übereinander. Insbesondere wies auch der westlichste Gurtbogen im Mittelschiff ein jüngeres Ornament über einem älteren auf. Ihrer ganzen künstlerischen Eigentümlichkeit nach als jünger gegenüber jenen Einzelfiguren in Chor und Apsis lassen sich aber mit Sicherheit namentlich jene zusammenhängenden Darstellungen aus der Legende des heiligen Nikolaus von Bari und der Geschichte Christi an der Nord- und Südwand des Chorquadrates erkennen, die mit ihren schlichten, ruhigen Linien und leeren Flächen erst der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts angehören können (Abb. 32).

Im einzelnen waren von den vier Figuren der Apsis nur geringe, und fast allein in den rötlichen Umrissen noch erkennbare Reste erhalten, weil hier später eine spitzbogige Tür eingebrochen wurde (Abb. 32). Von der Figur zur Linken, die als Frauengestalt ergänzt worden ist, war nur der Arm mit dem Adlerschilde und der benachbarte Teil des langen Mantels erhalten. Sie stellte vermutlich einen heiligen Ritter dar. Die folgende Figur ist völlig neu. Die von der Gestalt südlich nächst dem Fenster erhaltenen Gewandteile reichten zu ihrer Bestimmung nicht aus, während von der vierten Figur der ganze Unterkörper, mit Alba, Dalmatica und einem Stabende erhalten war, sodaß man hier im Hinblick auf den Hauptheiligen der Kirche mit einiger Sicherheit den heiligen Nikolaus vermuten darf. Die Darstellung in der Apsiswölbung ist völlig neu, desgleichen, wie schon gesagt, das himmlische Jerusalem in der Wölbung des Chorquadrates, während das Bandornament der Gurtbögen und Pfeiler, sowie die 4 überlebensgroßen, mit denen der Apsis gleichzeitig entstandenen, direkt auf den Stein gemalten Pfeilerfiguren zwar in den rötlichen Umrissen und einigen Farbflächen leidlich erhalten waren, aber doch einer völligen Erneuerung bedurften. Am Gurtbogen vor der Apsis waren Medaillons ausgespart, in denen teilweis Reste von Brustbildern (deutlich erkennbar Petrus und Paulus, sowie das Lamm) erhalten waren. Dargestellt sind neben der Südwand bei der Apsis ein bärtiger Heiliger (Abb. S. 88), der mit beiden Händen ein Buch hält, von dessen Flächenfarben aber nichts mehr zu erkennen war, ebenda neben dem Langhause eine Maria, die dem bekleideten Kinde auf ihrem Arme einen Apfel reicht. Der auch ihren Kopf umziehende Mantel hatte einen rötlichen Farbenton. Gegenüber befindet sich am Apsispfeiler der h. Christophorus, von dessen Innenzeichnung noch so viel erhalten war, daß die Zeichnung ergänzt werden konnte, während den Schiffspfeiler ein bartloser Heiliger (Abb. S. 88.) ziert, in der Linken ein Buch, die Rechte segnend erhoben, dessen Mantel wieder oben einen rötlichen, auf der umgeschlagenen

[1]) Wegen der eigenartigen Gewölbeform der Kirche vgl. die S. 84, Anmerkung 1 angegebene Literatur.

Unterseite aber einen zart grüngelben Ton zeigt.

Bei weitem das Wertvollste der Malereien bilden die zwischen diesen Pfeilerfiguren in vier horizontalen Zonen die beiden Wände bedeckenden, etwas jüngeren zyklischen Darstellungen, namentlich die Erzählung der bildlich nicht häufig vorkommenden Legende des heiligen Nikolaus von Bari an der Nordwand des Chores (Abb. 30).

Nikolaus wurde im 3. Jahrhundert zu Tarses oder Patra in Lykien als Sohn reicher Eltern geboren. Sein Erbgut gab er den Armen. Durch das Eingreifen eines Engels wurde er zum Bischof von Myra gewählt, verrichtete als Bischof viele Wunder, wandte sich auch gegen das im Lande noch nicht erstorbene Heidentum und starb 344. Auch nach seinem Tode tat er alsbald noch eindrucksvolle Wunder. Sein Leichnam wurde nach der Eroberung Myras durch die Türken 1087 nach Bari gebracht.

A. Die Nordwand des Chores. Die erhaltenen Wunderszenen richten sich nicht nach der legendarischen Reihenfolge. Auch war von beiden oberen, das Bogenfeld füllenden Bilderstreifen nichts erhalten. Quensen hat daher, jedoch nur auf der vorgesetzten leinenen Schutzwand, in Anlehnung an die Darstellung im Braunschweiger Dom das oberste Feld einheitlich mit der typologischen Opferszene Kain und Abels gefüllt, auf der folgenden, durch das Fenster in zwei Teile geschiedenen Zone hat er dagegen auf P. J. Meiers Vorschlag 1. westlich neben dem Fenster die Errettung der drei Mädchen vor Schande durch Nikolaus, 2. östlich aber die Berufung des Heiligen zum Bischof dargestellt.

Der nun weiter unten folgende, ebenfalls noch durch das Fenster geteilte, zwischen den Randeinfassungen 89 cm hohe Streifen ist mit zwei Wundertaten gefüllt, welche die Legende dem Bischof erst nach seinem Tode zuschreibt. Es ist nämlich in Nr. 3 und 4 westlich vom Fenster in zwei gleich den meisten folgenden ohne scharfe Scheidung in einander übergehenden Szenen jenes Wunder erzählt, wonach Nikolaus einen Knaben vom Tode wieder erweckte, um dessen Vater zu Gemüte zu führen, daß dieser an Gott gefrevelt habe. Der Vater hatte nämlich den Heiligen gebeten, ihm zu einem Sohne zu verhelfen, wogegen er dem Heiligen sich durch das Geschenk eines schönen Gefäßes dankbar erweisen wollte. Nikolaus erfüllte die Bitte, der glückliche Vater aber behielt den zuerst für den Heiligen zur gelobten Erkenntlichkeit angefertigten Krug für sich, ließ aber einen zweiten machen, den er durch seinen Sohn zu Schiffe der Kirche des Heiligen zusandte. Der Sohn aber fiel mit dem Kruge zur Strafe des Vaters ins Wasser und ertrank, wurde aber vom Heiligen wieder ins Leben gerufen, worauf der Vater in sich ging und dem Heiligen beide Gefäße überließ. — Wir sehen nun (diese und die folgenden Beschreibungen beziehen sich auf die Originale, nicht auf die sie verdeckenden Kopien), 3. links auf bewegter See ein gelbes Schiff mit Steuer, weißem Segel und Bugspriet, von den zahlreichen Menschen sind die links befindlichen nach rechts, die rechts befindlichen nach links gekehrt. Vorn im Wasser liegt der Knabe, bekleidet mit einem rötlichen Gewande, und vor ihm schwimmt der gelbliche Krug, der seinen lang über den Kopf ausgestreckten Händen entglitten ist. — Die weiter rechts folgenden Figuren veranschaulichen sodann 4. die Rettung des Knaben. Dieser ist in einer schmutzigweißen und schwarzen Bekleidung hingestellt vor zwei Personen, wohl seine Eltern, die auf dem wie üblich gelblichen Haupthaar gelbe tholusartige Bedeckung tragen, während die linke Figur rötlich, die rechte, so weit erkennbar, gelb gekleidet ist. Sie sind etwas nach rechts gekehrt, wo, sie überragend, der Bischof in rot, bläulich, gelb-weiß gefärbtem Ornate steht, dem der Knabe seine Rechte entgegenstreckt.

Rechts vom Nordfenster folgen drei Szenen, von denen Nr. 6 und 7 noch hinlänglich erkennbar sind, während Nr. 5 nur noch rötliche und gelbliche Farbenflächen zeigt, in denen man allenfalls rechts eine stehende Gestalt und links tiefer eine liegende, kleinere Figur zu sehen glaubt. Es folgt eine vom vorigen Bilde teilweis bedeckte Säule mit rotem Schaft und gelbem Kapitäl, sodaß eine Art Trennung von den beiden Szenen 6 und 7 wenigstens angedeutet ist. In diesen Szenen ist jene Erzählung veranschaulicht, wonach sich jemand Geld von einem Juden borgt, diesen aber um die Rückzahlung betrügt, indem er das Geld in einen hohlen Stab tat und diesen den ahnungslosen Juden halten läßt, während er gleichzeitig beim heiligen Nikolaus schwört, ihm das Geld zurückgegeben zu haben. Der Heilige aber rächt den Juden, indem er den betrügerischen Christen von einem Wagen tötlich überfahren werden läßt, wobei auch der Stab zerbricht und das Geld zutage kommt. — Wir sehen nun in Nr. 6 links den nach rechts gewendeten Juden stehen mit Judenhut und rötlichem Mantel, der den dicken, gelblichen Stab mit der Linken ergreift, die Rechte aber emporhält. Rechts vom Stabe aber steht, gegen den Juden gekehrt, der christliche Betrüger mit gelblichen Gewandteilen, hinter dem noch der Kopf einer zweiten Gestalt sichtbar ist vor einem durch schwarze, rote und gelbe Farben angedeuteten Gebäude. — Es folgt 7. die Sühne des Verbrechens. Man bemerkt als Hauptsache den gelblichen Wagen, von dessen vier roten Rädern zwei sichtbar sind, und der von einem roten Tuche überspannt ist. Langgezogene, rote und gelbe Farbenstreifen unter den Rädern können nur auf den Überfahrenen und seinen Stab gedeutet werden. Hinter dem Wagen steht ein durch drei große, gelb und rote Blätter angedeuteter Baum.

Die unterste, ohne die Einfassung 1,17 m hohe,

unter dem Fenster fortlaufende Bildreihe der Nordwand gibt in drei Szenen drei Wunder des Nikolaus wieder, die dieser noch zu seinen Lebzeiten tat. Das 8. Bild, als erstes zur Linken, stellt dar, wie unter dem Beistande des Heiligen während einer Hungersnot Korn aus einem Schiff in die Stadt Myra getragen wurde, ohne daß die Ladung sich verringert. Links sieht man zunächst das gelbe Schiff im Wasser mit rötlichem Bugspriet und weiß- und blaßrot gestreiftem Segel vor dem rötlichen Mast, der über dem Segel noch eine ebenfalls rötliche Querscheibe trägt. Mit Sicherheit sind nur zwei Menschen mit gelblichem Haar und roten Gewandteilen im Schiff zu erkennen, die halb nach rechts gewendet sind. Vom Bord des Schiffes ist schräg nach vorn rechts ein breites rotes Brett gelegt, auf dem ein mit einem Sack beladener gebeugter Mann in kurzem grünlichen Gewand und mit nackten Beinen hinabgeht. Rechts davon, in fast doppelt so großer Gestalt, halb nach links gewendet, der heilige Nikolaus; sein Kopf mit niedriger Mitra hebt sich vom gelben Nimbus ab, der von zwei rötlichen Streifen eingefaßt ist. Man erkennt beim Bischof deutlich nur die gelb eingefaßte Dalmatica und darüber die Kasel, auch scheint er den Manipelstreifen zu tragen, während von dem Stab mit Sicherheit nichts mehr erhalten ist. Die Figur steht zwischen zwei Säulen, von denen die zur Rechten in der Längsrichtung rot gewellt ist, während auch die linke rote Farbspuren zeigt und beide ein gelbes, stark ausladendes Kapitäl tragen. Am Ufer vorn links eine rote, weiter rechts zwei gelbe Erhöhungen, die wohl beide das aufgeschichtete Korn bedeuten sollen. Der Grund ist blau gewesen, jetzt aber ein ganz mattes, schmutziges Graublau geworden. Links ein senkrechter, roter Abschlußstreifen, rechts ein perspektivisch gezeichnetes Haus mit drei Fenstern und drei Zinnen, dahinter ein roter Turm mit Zeltspitze. — Es folgt Nr. 9, die Errettung von drei unschuldig verurteilten Jünglingen durch den Bischof. Links, teilweis vor einem schwarzen, oben abgerundeten Streifen (wohl, wie Quensen ergänzt hat, einer Toröffnung) die drei nur undeutlich erhaltenen Jünglinge mit gelben, roten und grünen Gewandresten, alle drei nach rechts gekehrt. Hier steht in Vorderansicht Nikolaus wieder in gelb eingefaßter Dalmatica und roter Kasel. Er hält den rechten Arm wie segnend in die Höhe. Die Vorstellung des ursprünglichen Zustandes dieser Figur ist erschwert durch eine bereits mehrere Jahrzehnte alte Erneuerung derselben als segnenden Christus. — Der Rest der unteren Zone, beinahe ihre ganze rechte Hälfte, stellt in zwei Szenen, Nr. 10 und 11, aber völlig in einander übergehend, eine besonders phantastische Wundererzählung dar. Der Teufel, um sich für die Vernichtung einer Kultstätte der Diana durch Nikolaus an diesem zu rächen, tut höllisches Feuer, in Öl verzaubert, in einen Krug und gibt diesen in Gestalt einer Frau, das heißt als Diana selbst, einigen Schiffern, die damit die Kathedrale dem Heiligen zu Ehren bestreichen sollen. Nikolaus greift jedoch ein und veranlaßt die Schiffer, den Ölkrug ins Meer zu werfen, worauf sein Inhalt in Flammen gerät. — Das 10. Bild zeigt nun gleich links den Teufel als Diana, eine lange weibliche Gestalt in rotem Mantel, halb nach rechts gewendet, wo in bewegter See ein rotes Schiff vor bläulichem Grunde zu sehen ist. Im Schiffe sieben bis acht nach links gekehrte Personen in, soweit erkennbar, gelblicher Kleidung, deren eine den Arm ausstreckt, um von der Frau den von dieser mit der Rechten hochgehaltenen gelben Ölkrug zu empfangen. Mitten über dem Schiff wieder ein Segel unter einem roten Mastkorbe, während rechts der schräge Bugspriet sichtbar ist. — Auf dem 11. Bilde sehen wir dasselbe Schiff, den Mastbaum mit dem Korbe jedoch schräg gerichtet. Zwei der Insassen sind beschäftigt, den weißen Anker auszuwerfen, ein dritter scheint sich mit dem Maste abzugeben. Rechts auf dem roten und gelben Ufer steht der Bischof, erhalten fast nur im Umriß und einigen gelben Farbenflächen, dabei wieder die Einfassung der Dalmatica. Vorn im Wasser der auf sein Geheiß über Bord geworfene gelbe Ölkrug, aus dessen nach unten gesenkter Mündung die Flammen schlagen.

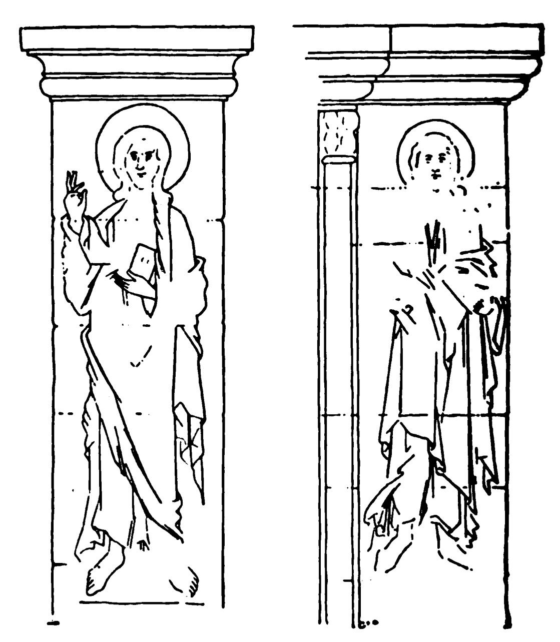
B. Die Südwand des Chores (Abb. 31) schmücken Szenen aus dem Leben Jesu, bezw. der Maria. Auch hier war freilich wie an der Nordwand von den beiden oberen Zonen so gut wie nichts erhalten, Quensen hat daher analog der Nordwand im obersten Bogenfelde die eherne Schlange gemalt, als typologisches Vorbild der Kreuzigung, darunter hat er links die Geburt Christi dargestellt, rechts die Verkündigung, von der Teile des roten Mantels der Maria und ihre Gesichtsfläche erhalten sind. Von den folgenden sechs Szenen sind meist zur Bestimmung ausreichende Reste vorhanden, deren stilistische Schlichtheit und Farbigkeit durchaus mit den Nikolausfresken übereinstimmt. Zunächst ist in der dritten Zone von Oben östlich neben dem Südfenster, als 3. Bild der Folge, die Anbetung der Könige gemalt. Maria, die einen rötlichen Mantel trägt, sitzt mit dem bekleideten Kinde vor einer kreisförmigen Thronlehne; ihr ungewöhnlich großer, mehrfacher Heiligenschein ist am äußeren Rande gelappt. Noch weiter rechts ist eine niedrige Zinnenmauer angedeutet. Die drei Könige kommen von links, der zur Linken trägt einen roten Mantel, der vorderste scheint zu knieen. — Westlich vom Fenster befindet sich 4. die Darstellung im Tempel. Man erkennt den oben und unten gelb eingefaßten, dazwischen mit roten Rosetten verzierten Altar, darüber den Heiligenschein des Kindes, daneben rechts den sich etwas zu diesem hinneigenden Priester,

in einem leicht rötlichen Gewande, links vom Altar ähnlich Maria in tiefrotem, über den Kopf gezogenem Mantel und noch weiter links eine Gestglt, wohl Joseph, mit Resten einer gelb und grünen Kleidung, welche die mit roten Schuhen bekleideten Füße freiläßt. Alle diese Figuren haben Heiligenschein.

Die unterste Zone der Südwand beginnt links 5. mit der Taufe Christi. Von Christus ist nur der leicht nach links gerichtete Kopf mit langem blonden Haar vor dem Heiligenscheine deutlich zu erkennen. Die Jordanwellen türmen sich bergartig bis über seine Brust auf. Links dabei auf erhöhtem Ufer steht, etwas gegen Christus gebeugt, der Täufer in rotem Mantel und blau-grünen Resten des Untergewandes. Rechts von Jesus aber sind zwei Engel angebracht mit roten Flügeln, der Jesus nächste in schmutzig-blauem Mantel. — Es folgt 6. eine Szene, die als Versuchung Christi wiederhergestellt ist. Deutlich zu erkennen sind jedoch nur die rot bekleideten Beine der rechten Figur, ein paar rote Gewandteile der linken und in der Höhe der Engel Teile zweier Köpfe vor Heiligenscheinen. — 7. ist die Kreuztragung wiedergegeben. Zu sehen ist das blaß rötliche Kreuz, von Jesus ein Teil des Kopfes mit dem Heiligenschein und ein Teil des rötlichen Mantels, vom Begleiter die rot bekleideten Beine, große Flächen der gelb und roten Kleidung und der weiße bis an den oberen Rand reichende Stab in seiner Linken. Es scheint, daß diese Szene jederseits von einem gelblichen Trennungsstreifen eingefaßt war; rechts erkennt man ihn oben deutlicher als Säule mit weit ausladendem Kapitäl. — Die Reihe beschließt als 8. Bild der neutestamentlichen Szenenfolge Christus am Kreuz. Erhalten ist der obere Teil des blaßroten Kreuzes, vom Gekreuzigten der Umriß des Oberkörpers und das gelb-grüne Lendentuch, von Maria zur Linken der ganze Umriß, der rote Mantel und Teile des blau-grünen Untergewandes. Von Johannes zur Rechten bemerkt man nur noch den Heiligenschein, das Haar und einen schwachen rötlich-gelben Schimmer des Obergewandes. Schächer sind nicht dargestellt.

Im Langhause waren unterhalb der Fenster sowohl vor der Nord- wie vor der Südwand je zwei durchlaufende Bilderstreifen übereinander zu erkennen, die etwa um eine halbe Zone tiefer herabreichten als die 1,87 m über dem Fußboden beginnenden Zyklen im Chor. Stilistisch, d. h. nach der Art der Linienführung, den Farben und der Verteilung im Raum scheinen diese Folgen mit denen des Chores gleichzeitig entstanden zu sein. Eine völlig sichere Deutung des Inhaltes der nur in kümmerlichen Resten erhaltenen Szenen ist bisher nicht gelungen. Die Gewölbeflächen des Langhauses waren bis auf die Zwickel von Kreisen aus verschiedenfarbigen Streifen bedeckt, welche ebenfalls figürliche Darstellungen umschlossen. Es scheint, daß hier Motive aus dem alten und dem neuen Testamente gewählt worden waren. Die mittleren Gewölbezwickel waren, soweit erkennbar, mit Brustbildern, die Spruchbänder trugen, gefüllt, etwa, wie in dem Dome zu Braunschweig, Apostel und Propheten. Auf den Zwickeln über den Seitenwänden waren mehrfach Engelfiguren erkennbar.

Zum Schluß geben wir hier noch die beiden Heiligengestalten an den Chorpfeilern in den Umrissen wieder, wie sie sich nach Freilegung der alten Malerei zeigten:



14. Wiederaufrichtung alter Grabsteine in Flechtorf.

Der Ausschuß wurde im Sommer 1906 von Pastor Steigertahl auf einige als Steigplatten dienende Grabplatten aufmerksam gemacht und um seine Unterstützung für ihre Wiederaufrichtung angegangen. Auf Veranlassung des Ausschusses teilte das herzogliche Konsistorium mit, daß es die Mittel zur Wiederaufrichtung der drei wertvollsten Steine bewilligt habe.

15. Reitlingswälle im Elm.

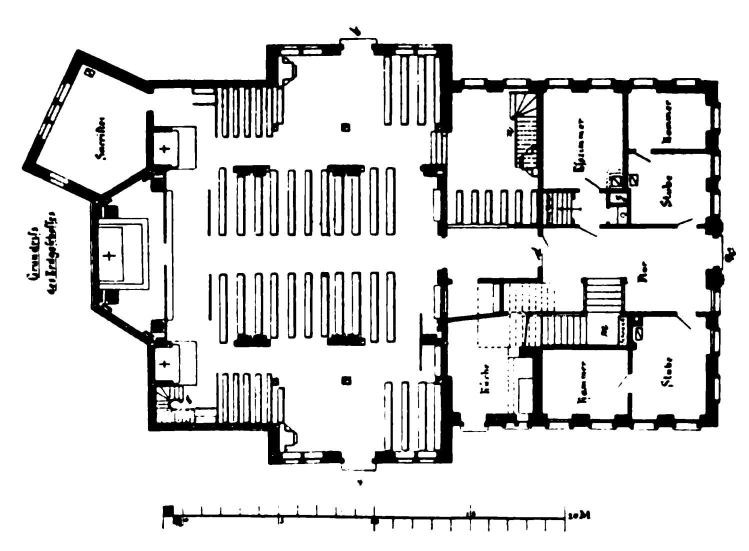
Die in den Jahren 1905 und 1906 durch Oberlehrer H. Lühmann im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig unternommenen Ausgrabungen und Forschungen wurden auch durch den Ausschuß für Denkmalpflege befürwortet und schließlich noch mit einer Geldzuwendung unterstützt. Über die Ergebnisse vergl. P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig III, 2, S. 122 ff. und Lühmanns für das Br. Jahrbuch in Aussicht gestellten Bericht.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.



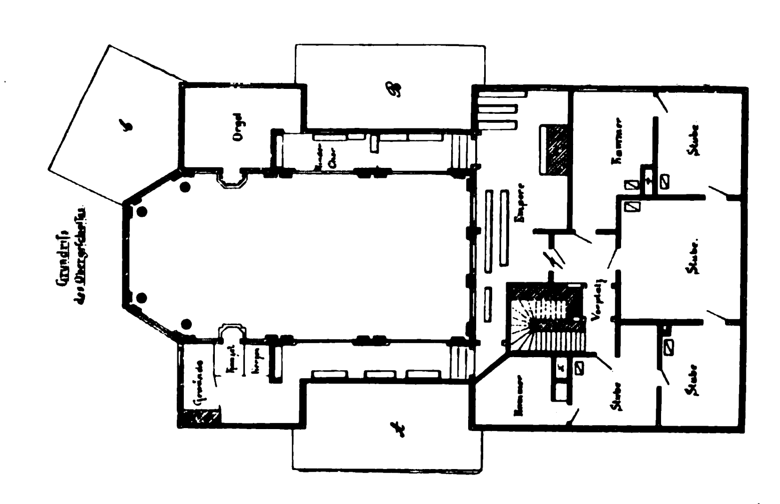
1. Wandmalerei aus der St. Magnikirche in Braunschweig.

3. Inneres der St. Nicolaikirche, nach Norden gesehen.

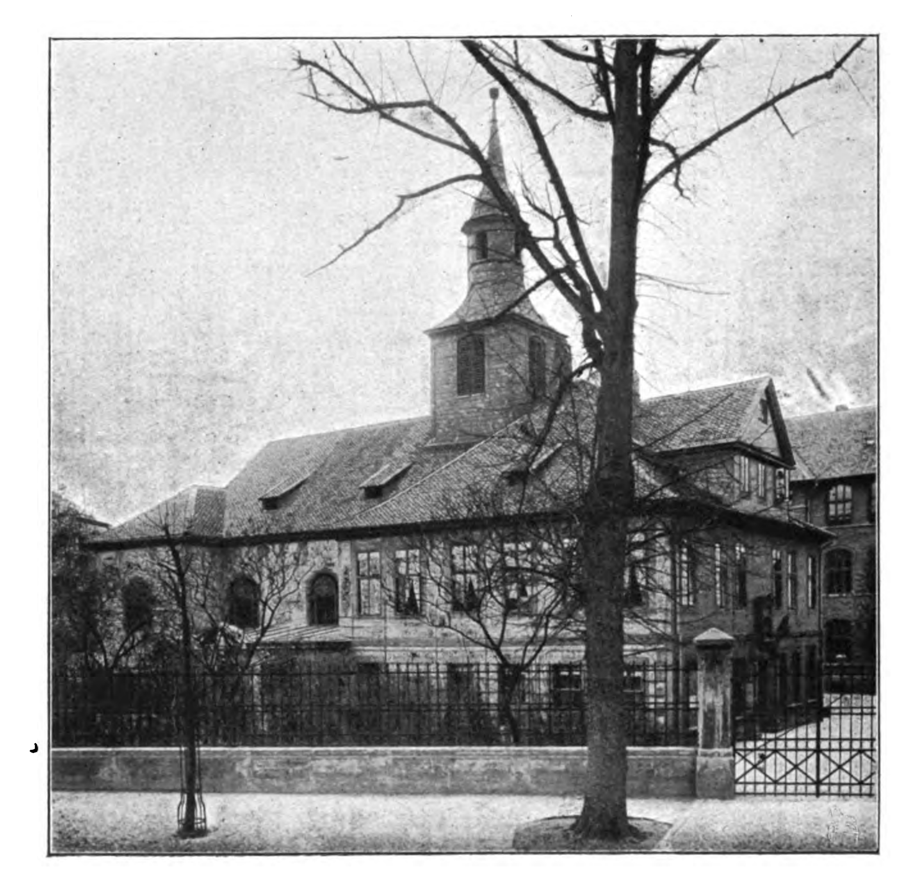


2a. Grundriß des Erdgeschosses der St. Nicolaikirche.

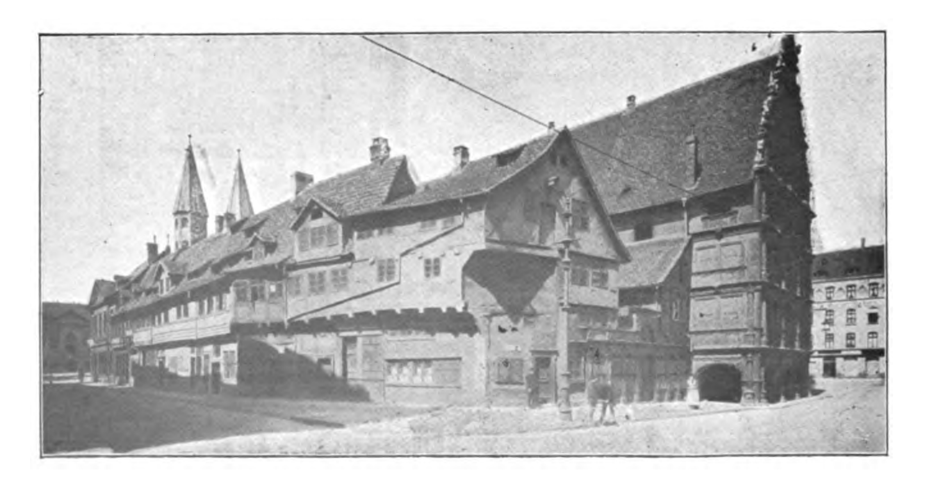
4. Inneres der St. Nicolaikirche, nach Süden gesehen (Chor).



2 b. Grundriß des Obergeschosses der St. Nicolaikirche.



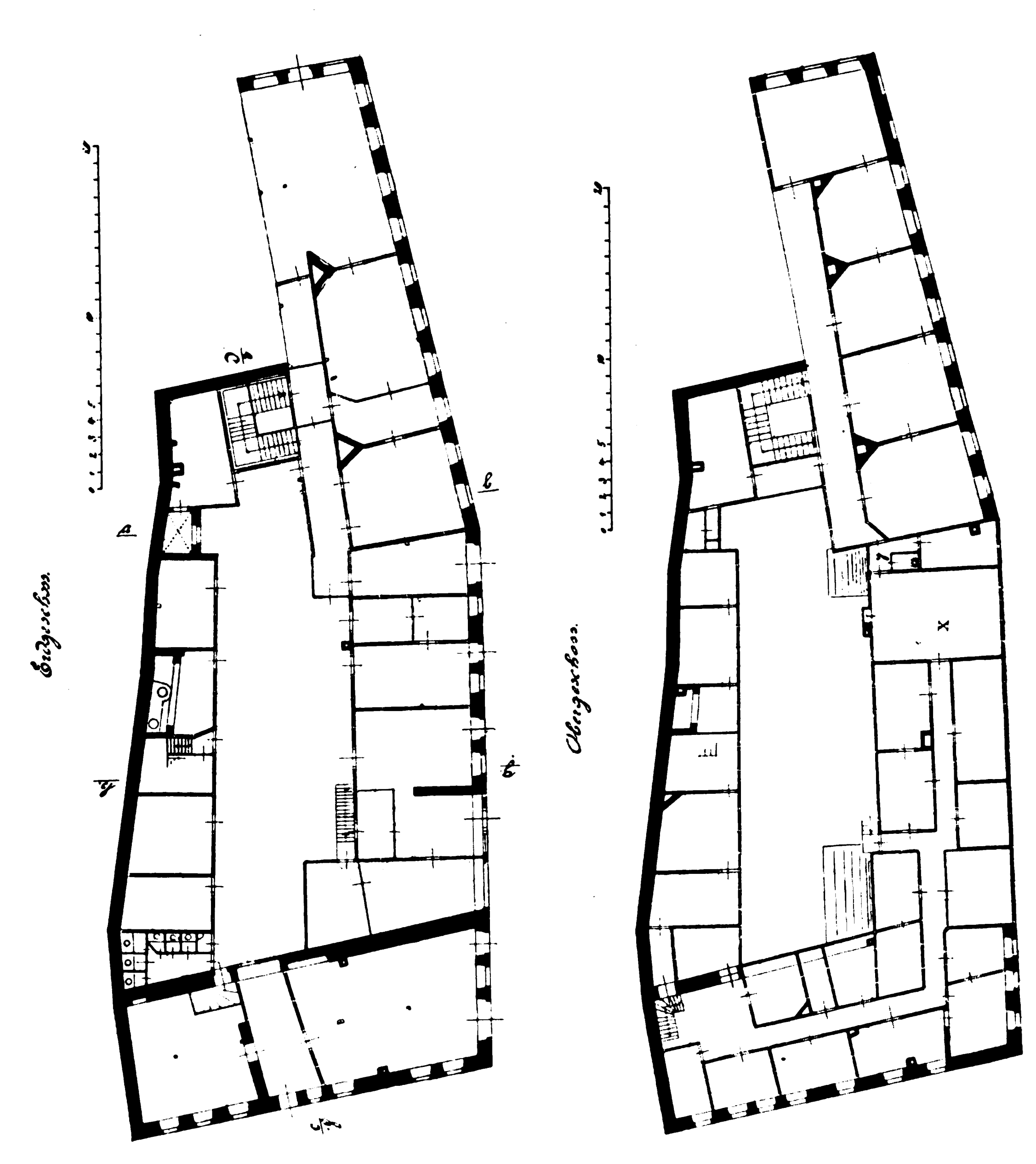
6. Die St. Nicolaikirche von Nordosten.



7. Die Gebäude auf der Südseite des Gewandhauses (Garküche).

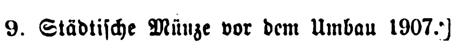


6. Haus auf dem Sack Nr. 8/9.



8. Grundriß der städtischen Münze am Kohlmarkt.



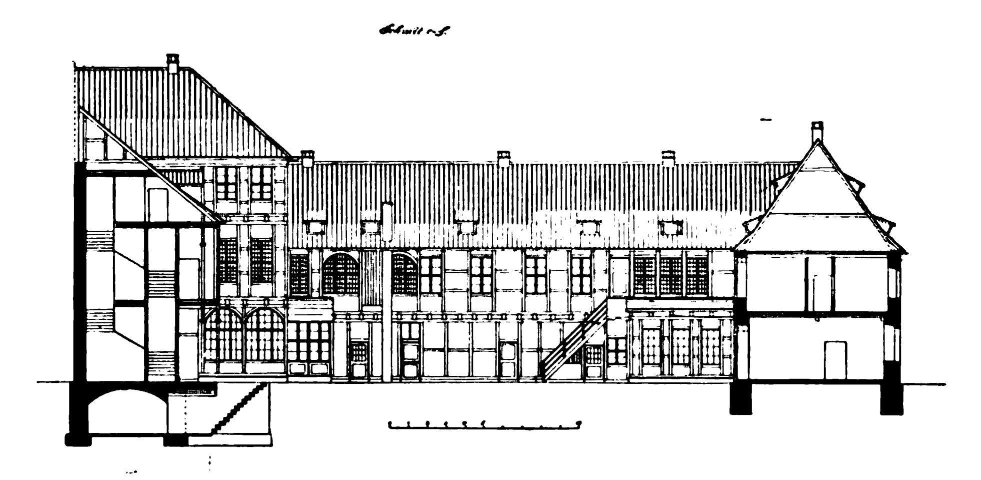

9. Städtische Münze vor dem Umbau 1907.



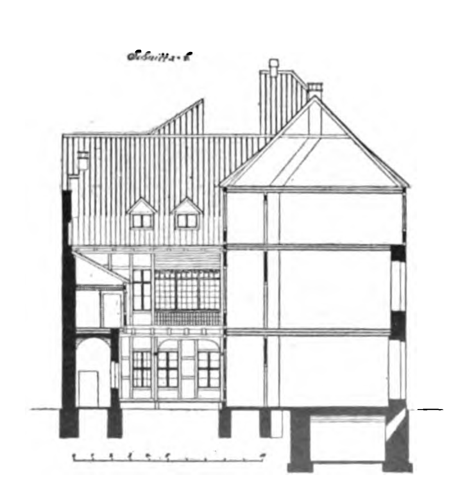
10. Städtische Münze nach dem Umbau 1907.



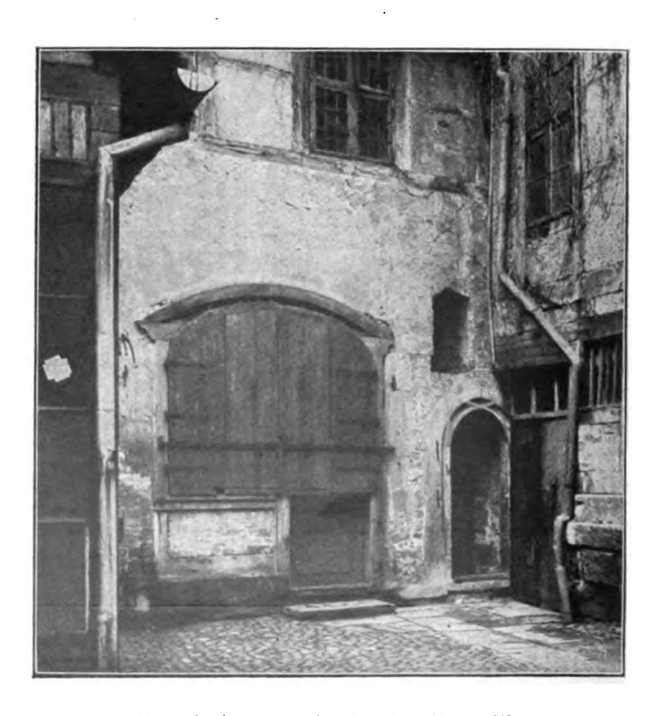
11. Rückgebäude der städtischen Münze.



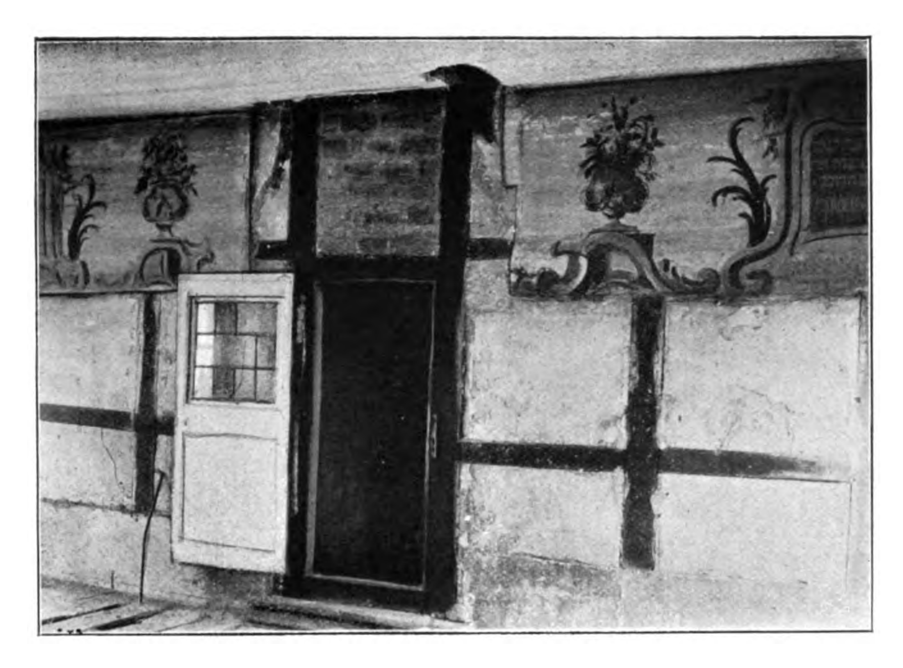
12. Längsdurchschnitt der städtischen Münze.



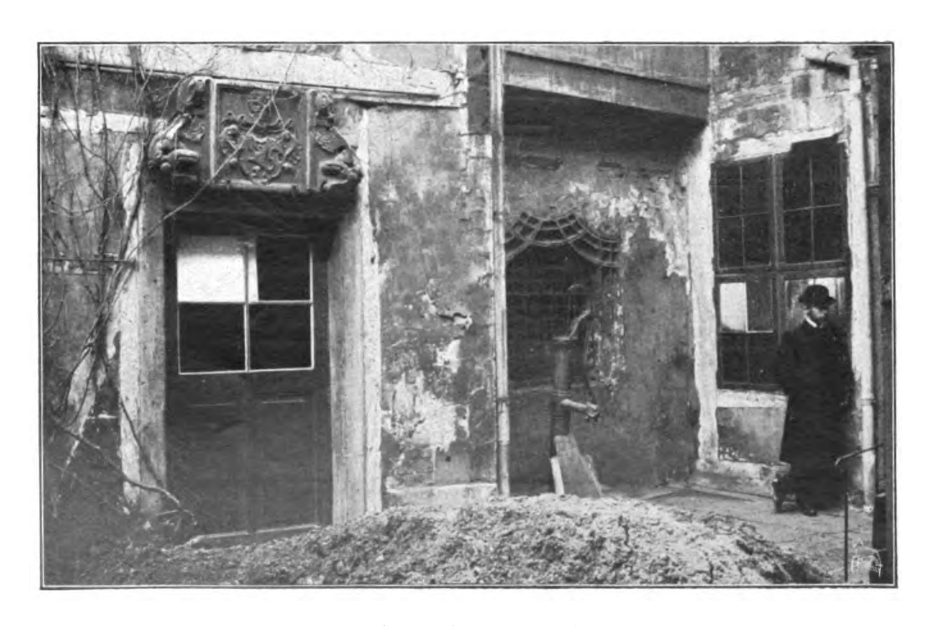
13. Querdurchschnitt der städtischen Münze.



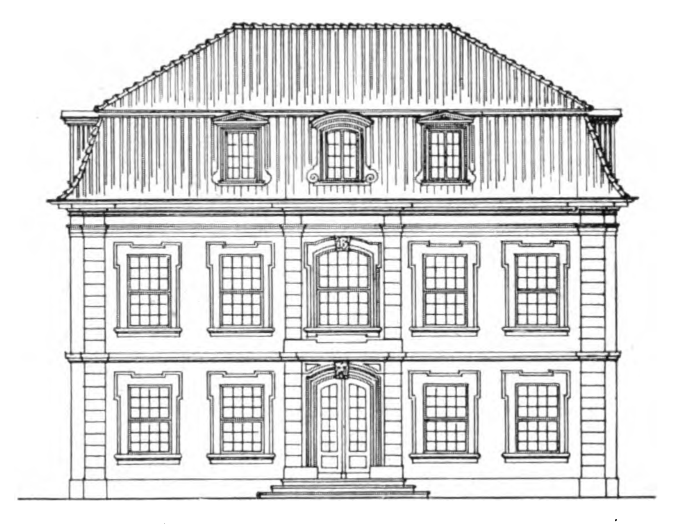
14. Nordostecke des Hofes der städtischen Münze.



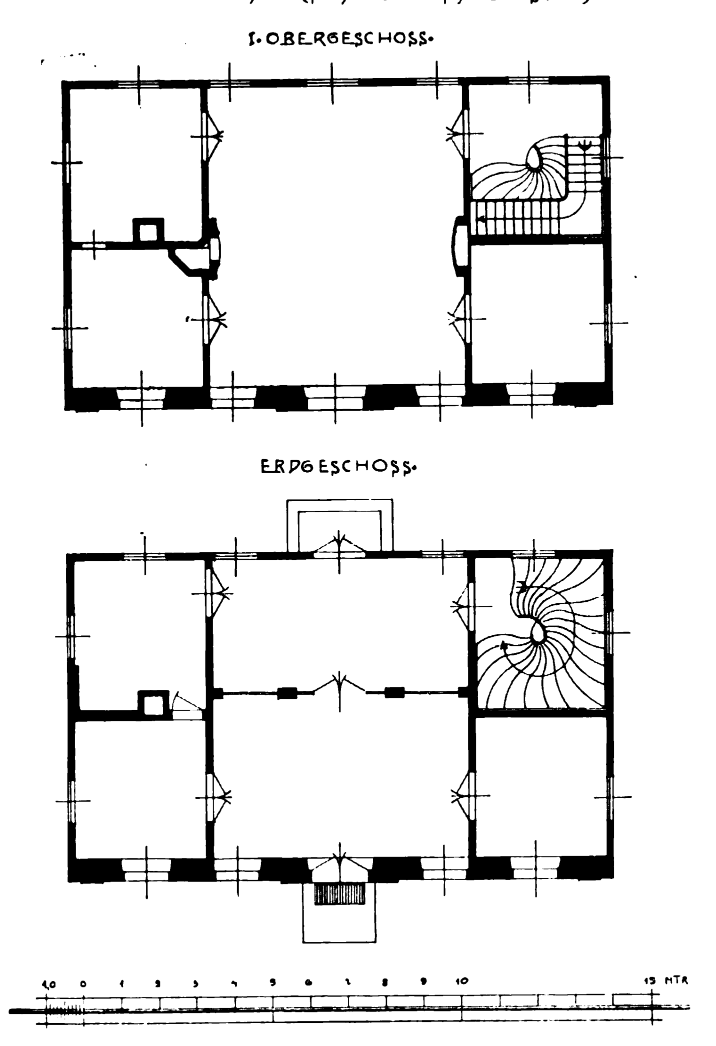
15. Nordwand des früher getäfelten Zimmers in der städtischen Münze.



16. Südostecke des Hofes der städtischen Münze.



18. Tennisklubhaus (früher Goslarsche Straße 39).

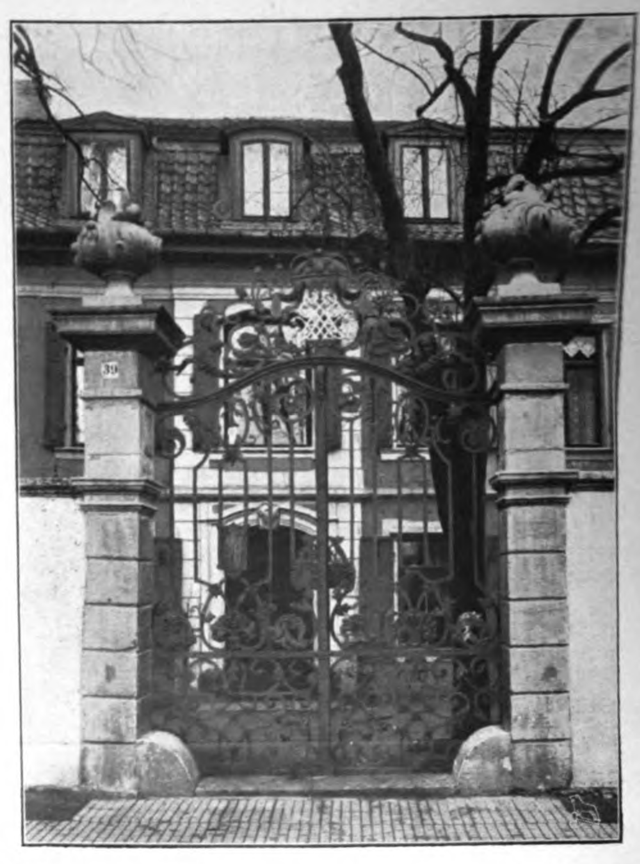


17. Grundrisse des Tennisklubhauses (früher Goslarsche Straße 39).

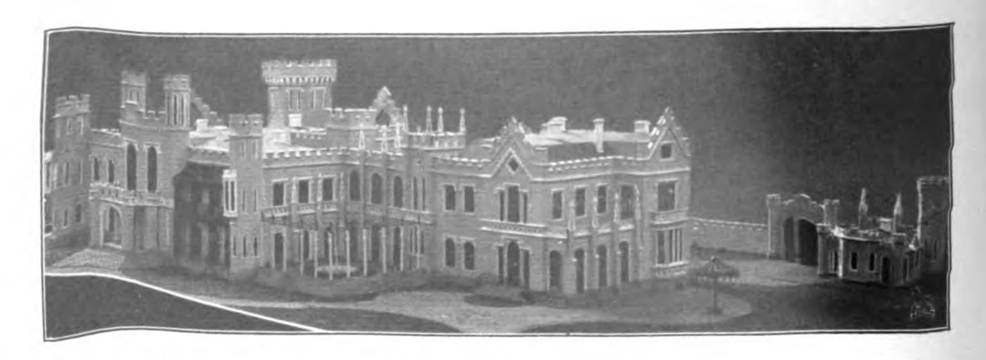
19. Saal im Obergeschoß des Tennisklubhauses (früher Goslarsche Straße 39) vor der Versetzung des Hauses.



20. Einzelheit der Stuckverzierung im Obergeschosse des Tennisklubhauses.

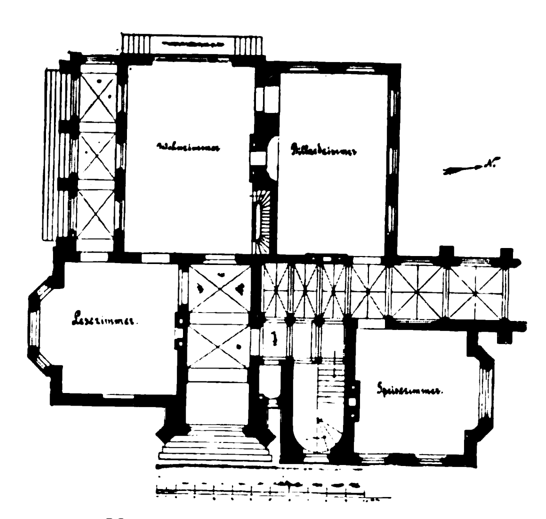


21. Tor des Tennisklubhauses vor seiner Versetzung von der Goslarschen Straße 39.

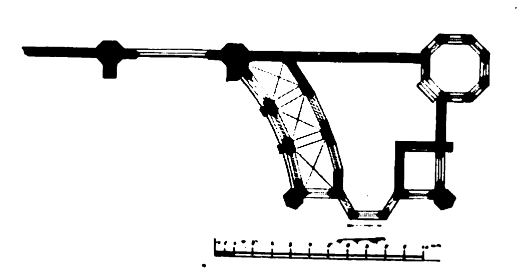


25. Ottmers Modell zu Schloß Neurichmond im Vaterländischen Museum.

24. Herzogliche Villa Neurichmond.

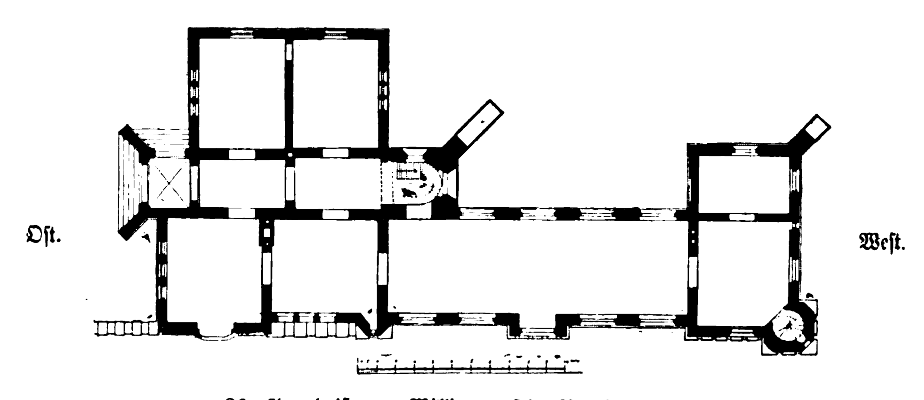


23. Herzogliche Villa Neurichmond.

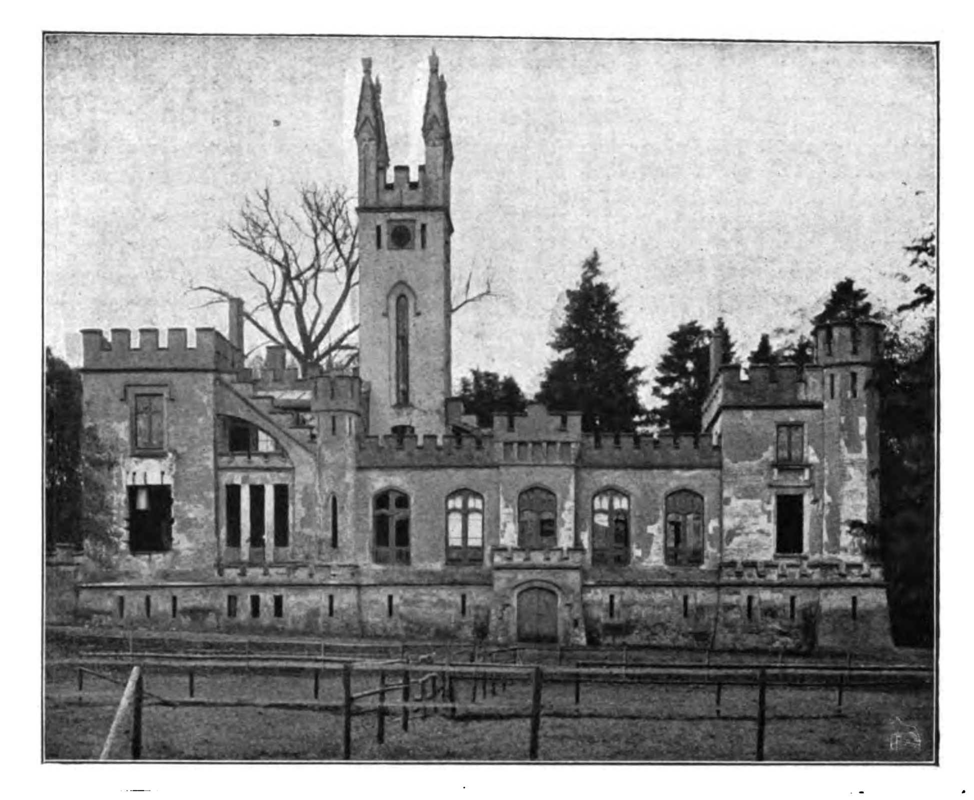


22. Torhaus von Neurichmond.

27. Williamscastle (Neurichmond) von Südwest.



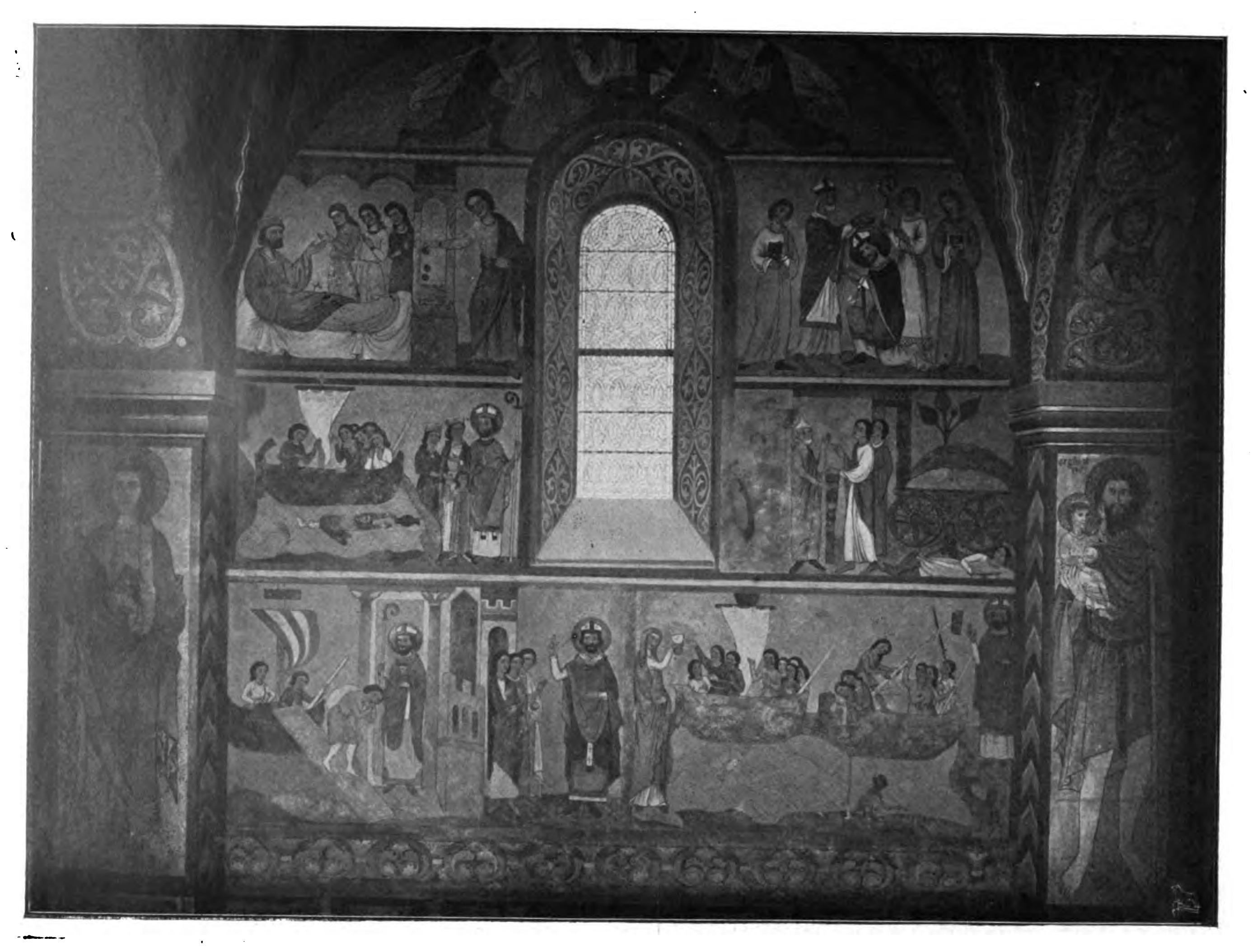
26. Grundriß von Williamscastle (Neurichmond).



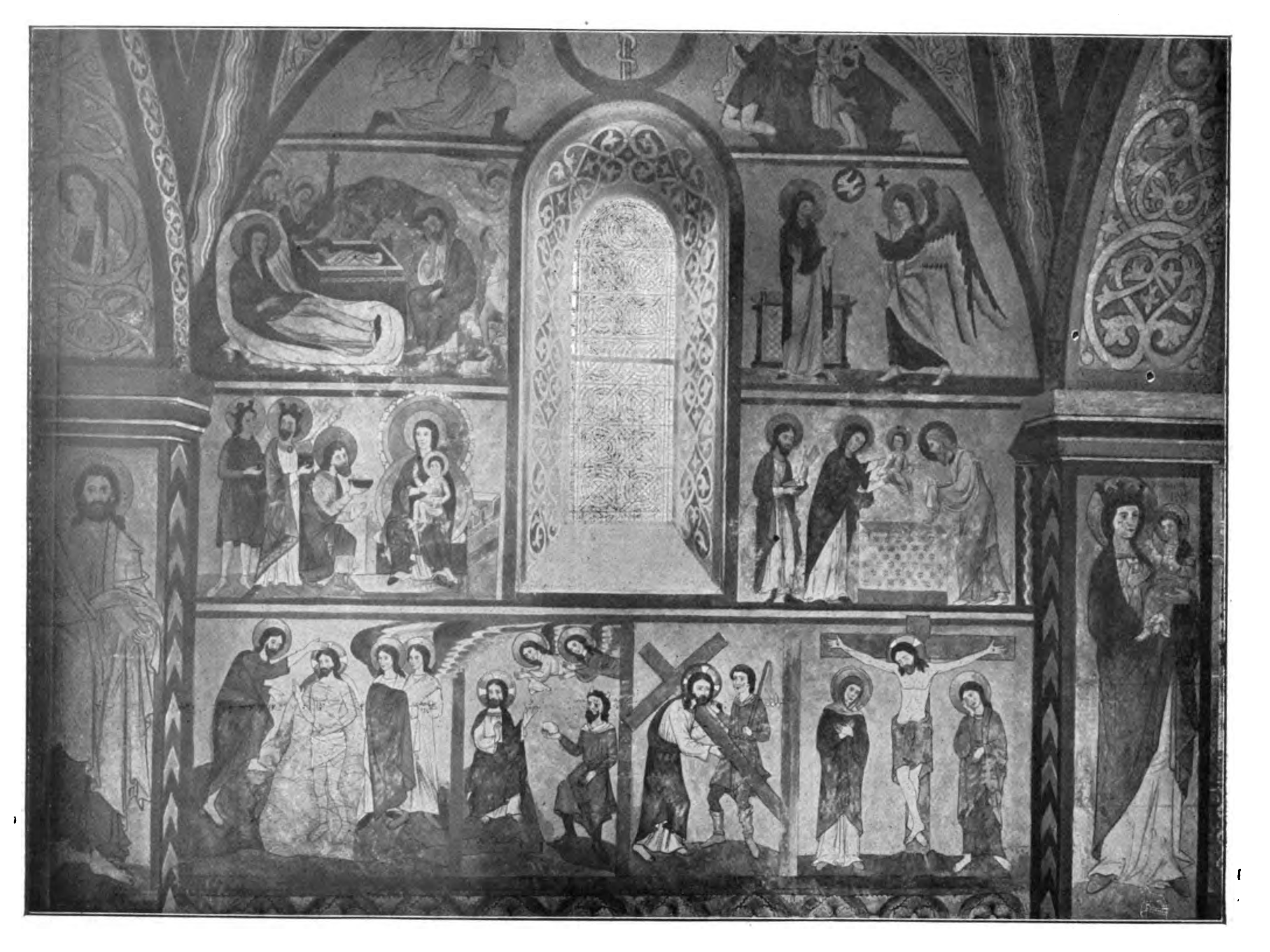
28. Williamscastle (Neurichmond) von Norden.



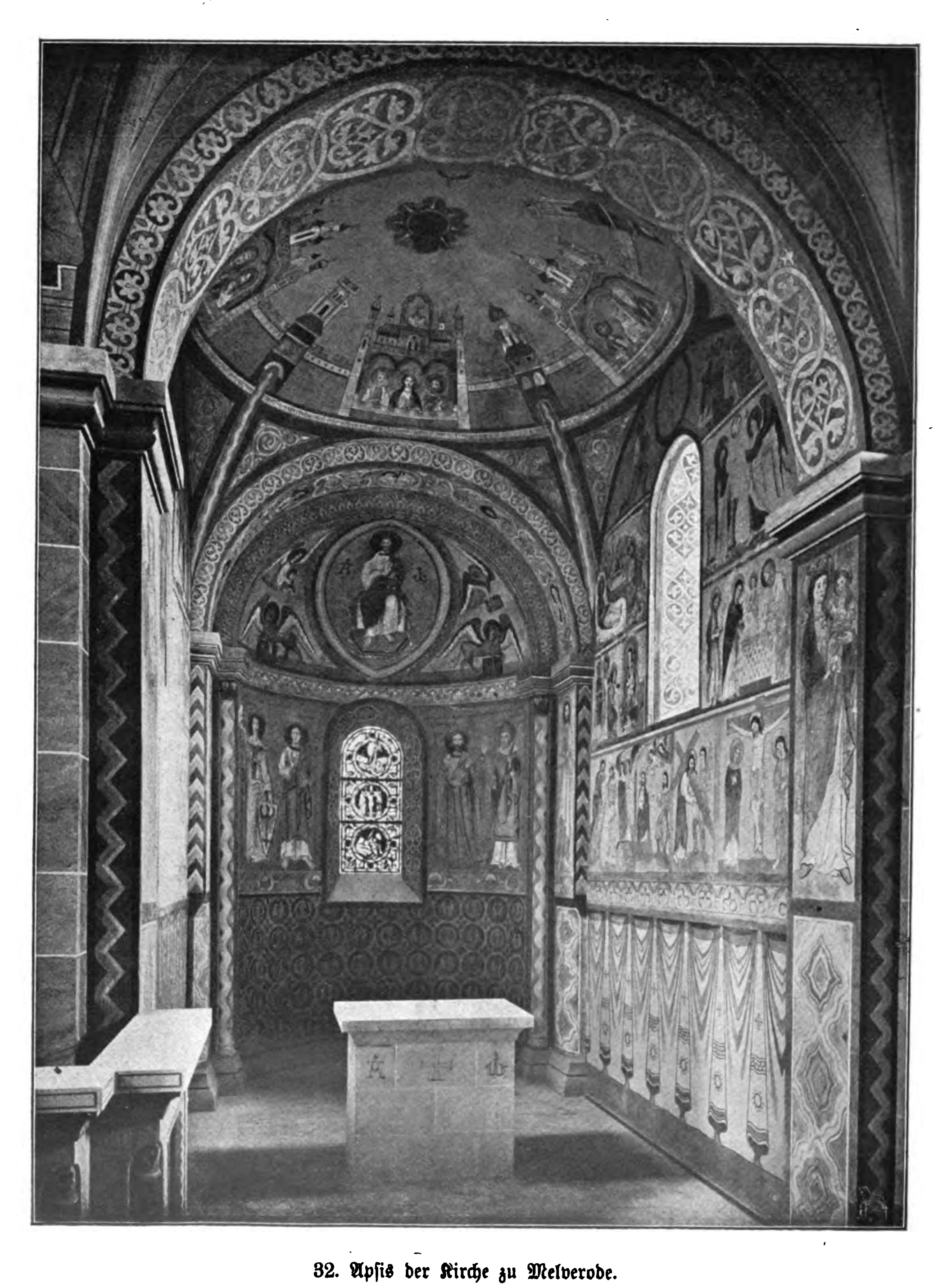
29. Williamscastle (Neurichmond) von Südost.



30. Nordseite des Chores der Kirche zu Melverode.



31. Südseite des Chores der Kirche zu Melverode.



32. Apsis der Kirche zu Melverode.

raunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
eschichtsvereins für das
rzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

3. September Nr. 9.

[Nachdruck verboten.]

Umbau des Gewandhauses und der Bau des Handelskammergebäudes.

:r über den heftigen Streit, der in jüngster ım das Gewandhaus und den an seiner Süd- erwachsenden Neubau entbrannt ist, sich ein ches und gerechtes Urteil bilden will, der tut zunächst einmal in aller Ruhe die Verhältnisse vor Augen zu stellen und die Gründe zu er- :n, die zu jenem Neubau geführt haben. Man dann schwerlich der Überzeugung sich ver- ßen können, daß alles das, was hier geschehen ınd geschehen soll, auf Grund reiflicher Über- ng und in sorgsamer Fürsorge für das Bau- t beschlossen ist, das mit Recht zu den Haupt- den der Stadt Braunschweig gerechnet wird und n seinen Bewohnern wie kaum ein zweites, ans :z gewachsen ist. Bei, allen den Verhandlungen, in dieser Angelegenheit geführt worden sind, ist Gedanke, daß es sich bei dem Gewandhause um e Perle deutscher Renaissance, um ein für die :schichte der deutschen Baukunst hochwichtiges Denk- ıl handelt, der leitende gewesen; er allein hat Staat, tadt, Korporation und Private in erfreulicher Ein- ütigkeit zu namhaften Opfern zu veranlassen ver- ocht. Der beste Wille hat hier ohne Zweifel auf len Seiten geherrscht. Es kann sich daher, wenn ie jetzt erfolgten Angriffe berechtigt sind, nur darum andeln, ob hier das Vollbringen des Guten hinter em Wollen in auffälliger Weise zurückgeblieben st. Darüber wird man aber nur dann zur Klarheit ommen, wenn man die einzelnen Entwicklungs- tufen der sog. Gewandhausfrage im Zusammen- hange betrachtet. Denn unseres Erachtens ist es nicht gerecht, einseitig ästhetische Forderungen zu erheben, ohne das Ganze zu überblicken und zu fragen, ob jene Ansprüche mit Zweck und Ziel der gestellten Aufgabe auch zu vereinigen sind. Sonst kann es leicht kommen, daß, wie so oft im Leben, auch hier das Beste des Guten Feind wird.

Gewiß, es wäre schön, wenn wir die Bauwerke des Mittelalters in derselben Umgebung erhalten könnten, in die sie die Zeitgenossen gestellt haben. Für diese sind sie berechnet; sie bilden den schönsten und stimmungsvollsten Rahmen, den keine Kunst der Neuzeit zu erreichen oder gar zu übertreffen ver- mag. Aber muß dieses Bestreben nicht häufig ein frommer Wunsch bleiben? Die Lebens-, Geschäfts- und Verkehrsverhältnisse und -bedürfnisse haben sich seit jenen Tagen von Grund aus verändert. Solche Entwicklung ist nicht zurückzuschrauben. Man kann dem wohlhabenden Bürger von heute nicht zumuten, die niedrigen, luft- und lichtarmen Stock- werke zu bewohnen, in denen seine gleich begüterten Vorfahren sich wohlig und glücklich fühlten. Die meisten alten Häuser, die in ihren oberen Stock- werken und im Dachgeschosse weite Lagerräume enthielten und großenteils als Brauhäuser gebaut waren, sind auf die heutigen Lebensbedürfnisse keines- wegs zugeschnitten und schlecht mit ihnen in Ein- klang zu setzen. Der Wert von Grund und Boden hat sich gegen früher ungemein gehoben: wer will es einem Hausbesitzer verdenken, zumal wenn er an einer verkehrsreichen Straße wohnt, wenn er sein altes, unzweckmäßig gebautes Haus mit einem hohen Neubau vertauscht, aus dem er einen ungleich höheren Gewinn als aus dem alten Gebäude erzielen kann! Und wollte man es ihm verwehren, so wäre es doch gewiß nicht mehr als billig, ihn für den Verlust zu entschädigen. Woher sollen für diesen Zweck aber die erforderlichen Mittel fließen?

Diese Entwicklung muß man sich vor Augen halten, wenn man die Umgebung des Gewandhauses be- trachtet; man wird dann unwillkürlich seine An- sprüche wohl etwas herabmindern. Schon vor Jahren ist durch diese Umstände dem Gewandhause auf seiner Ostseite ein arger Schaden erwachsen, ohne daß da- mals die Öffentlichkeit, wie es scheint, sich im ge- ringsten darüber erregt hätte. Im Jahre 1882 ist auf der Südwestecke der Poststraße, dem Gewand- hause gerade gegenüber, das alte zweistöckige Post-

gebäude[1]) abgerissen und etwa zehn Jahre später das Haus der Nordwestecke, ein altes Gebäude mit Treppenfries, dem dann auch die beiden Nachbarhäuser, darunter das älteste mit Jahreszahl (1467) versehene, folgten. An beiden Stellen sind dann drei- und vierstöckige hohe Gebäude aufgebaut worden, die mit ihrer Traufenhöhe die des Gewandhauses nicht unbeträchtlich (3 bez. 5 m) überragen und schon hierdurch der majestätischen Wirkung des alten Baues, zu dem sie auch sonst übel sich fügen, starken Eintrag tun[2]).

Längst hat die Gefahr eines gleichen Schadens auch auf der Südseite des Gewandhauses bestanden. Abgesehen von dem massiv gebauten ehemaligen Kantorhause der Martinikirche auf der Nordwestecke der Garküche standen hier in einer Reihe sechs unscheinbare Fachwerkhäuser (Nr. ass. 427—32), denen sich an der Brabantstraße nach Norden noch zwei gleichartige Gebäude (Nr. 433 u. 769) anschlossen. Das letzte von ihnen, der sog. Altstadtscharren, stieß direkt an das Gewandhaus. In ihrer altertümlichen unregelmäßigen Gestalt entbehrten diese vor dem großen Bau gelagerten Häuschen, wie die Abbildung im Braunschw. Magazin 1908 S. 92 zeigt, gewiß nicht eines malerischen Reizes. Aber auf die Länge war dieser Zustand auf keine Weise zu erhalten. Schon seit dem Jahre 1883 waren von den Besitzern der Grundstücke wiederholt Anträge gestellt, Neubauten hier zu errichten; sie waren nicht zustande gekommen, da die rechtlichen Verhältnisse hier etwas verwickelt lagen, und die Stadtverwaltung glücklicher Weise einige Handhaben besaß, um zunächst im Interesse des Gewandhauses Schaden zu verhüten. Die Baufluchtlinie war auf der Nordseite der Garküche noch nicht festgestellt und für die Ecke von Garküche und Brabantstraße war ein Stück Straßengelände hinzuzuziehen, für dessen Erwerbung die Stadtverwaltung natürlich ihrerseits bestimmte Bedingungen für die Ausführung des Baues stellen konnte. Die Tiefe der Grundstücke war keine große, um so weniger, da auf der Südseite des Gewandhauses der sog. Magistratsweg lief, an dem früher die neuen Scharren (Verkaufsstände) der Fleischer und Bäcker gestanden hatten. Er war im Besitze der Stadt geblieben, die aus feuerpolizeilichen Rücksichten Wert auf seine Erhaltung legte, während das Gewandhaus nach der Unterwerfung der Stadt im Jahre 1671 in den Besitz des Staates gekommen, durch den Vertrag vom 1. (10.) August 1858 auch förmlich als dessen Eigentum anerkannt war und nun einen Teil des Herzoglichen Kammergutes bildete. Damit zusammen hängt auch das Recht, das die Kammer an dem Einbaue im Obergeschosse des Grundstücks Nr. 769 besaß. So war denn eine Bebauung der Ecke der Brabantstraße und Garküche nicht ohne Zustimmung von Staat und Stadt zu verwirklichen.

Im Jahre 1903 erhielten dann die Neubebauungspläne festere Gestalt; man begründete sie auch damit, daß es nicht möglich sei, die Grundstücke im jetzigen Zustande noch länger bewohnen zu lassen, da sie in der Tat überaus baufällig und die Reparatur nicht wert waren. Als der Besitzer der Häuser 431, 432 und 433 um Erwerb der erforderlichen Straßenfläche zum Zwecke eines Neubaues einkam, schlug das Stadtbauamt dem Stadtmagistrate am 19. November 1903 vor, ihm als Bedingung dafür die Verpflichtung aufzuerlegen, sein Grundstück im Verein mit Nr. 769 so zu bebauen, daß die architektonische Wirkung des Gewandhauses nicht ungünstig beeinflußt werde. Schon im folgenden Monate wurde dann in der Tat ein Bebauungsplan für alle vier Grundstücke der Stadtverwaltung vorgelegt. Es war ein öder hochragender Nützlichkeitsbau schlimmster Art, der zu dem Gewandhause wie die Faust aufs Auge paßte und die monumentale Selbständigkeit des Gebäudes aufs ärgste geschädigt haben würde[3]). Stadtbaurat Winter berichtete bei der Wichtigkeit dieser Sache für die Denkmalpflege der Stadt noch am 17. Dez. 1903 an den Denkmalausschuß, der sich von da an mit lebhaftem Eifer unausgesetzt dieser Angelegenheit angenommen und die Arbeit mit Rat und Tat nach Kräften unterstützt hat. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn später behauptet wurde, daß „bei uns noch niemals eine Frage der Denkmalpflege annähernd so reiflich und gründlich, so allseitig und unparteiisch erwogen worden, wie die des Gewandhaus- und des Handelskammerbaues[4])“. Natürlich hat danach der Ausschuß auch ein gut Teil der Verantwortung für das, was dort ausgeführt wurde, zu tragen.

Noch im Dezember 1903 kam die Gewandhausfrage im Denkmalausschusse zum ersten Male zur Verhandlung. Man war einstimmig der Ansicht, daß die Ausführung des vorgelegten Entwurfs, der ein viergeschossiges Zinshaus vorsah, das mit seinem Hauptgesimse das des Gewandhauses bedeutend überragte, aus technischen und ästhetischen Gründen eine Unmöglichkeit sei, und sprach sich mit Entschiedenheit dahin aus:

1. daß ein künstlerischer Bebauungsplan die ganze Ausdehnung der beiderseitig das Gewandhaus begrenzenden Grundstücke ins Auge fassen müsse und

2. eine vorzeitige und ungünstige Feststellung von Baufluchtlinien diesem Plane nicht vorgreifen dürfe.

Letztere Forderung wurde namentlich auch in Rücksicht auf die Brabantstraße gestellt, da die Ge-

[1]) Vgl. die Abbildung im Braunschw. Magazin 1902 S. 32.

[2]) Vgl. unten die beiden Abbildungen auf S. 120 u. 121.

[3]) Vgl. unten die Abbildung auf S. 124.

[4]) Vgl. Br. Anz. Nr. 186 vom 9. Aug. 1908.

staltung der Baufluchtlinie auf seiner Nordwestecke für die Gewinnung eines malerischen und künstlerisch gestalteten Städtebildes auch von dieser Seite her von großer Bedeutung war.

Aber man beschränkte sich im Ausschusse nicht auf die Kritik; man wollte nicht nur Worte, sondern auch Taten sehen lassen. Zwei Architekten aus seiner Mitte, die Professoren Georg Lübke und Herm. Pfeifer, ließen sich dahin bestimmen, ihre eigene Kunst an der Aufgabe zu versuchen, wie ohne Schädigung des Gewandhauses eine Bebauung der Nachbargrundstücke stattfinden könne. Sie arbeiteten beide Entwürfe aus, die gewünschten Falls dem baulustigen Besitzer der nächsten Häuser kostenlos zur Verfügung gestellt werden sollten. Der Stadtmagistrat, der hiervon benachrichtigt wurde, ging gern auf diese Lösung der Schwierigkeiten ein und suchte, da er wieder von dem Grundbesitzer, der bauen wollte, gedrängt wurde, die Angelegenheit zu beschleunigen. Ein Neubau wäre an dieser Stelle auf die Länge auf keine Weise zu verhindern gewesen. Im Oktober 1904 wurden die Pläne der Herren dem Denkmalausschusse vorgelegt, und es ward von ihm zu deren Begutachtung und zur weiteren Förderung der Sache eine Kommission eingesetzt, die außer den Professoren G. Lübke und Herm. Pfeifer aus den Herren der städtischen Bauverwaltung, dem Geh. Baurate Pfeifer und Museumsdirektor Dr P. J. Meier bestand. Aber nun ergaben sich weitere Schwierigkeiten. Wenn die Entwürfe, die sich eng an die bodenständige Bauweise der Stadt anschlossen, auch den Beifall des Ausschusses fanden, so entsprachen sie keineswegs den Wünschen des Bauherrn, der den Grund und Boden weit mehr ausnutzen und an die Fassade weit weniger anwenden wollte. Die Kommission richtete daher unterm 23. Nov. 1904 an Herzogliche Kammer die Anfrage, ob sie nicht als Besitzerin des Gewandhauses eine angemessene Bebauuug des benachbarten Gebietes übernehmen wollte. Aber der Staat, der den Weinkeller verpachtet hatte, sonst aber die weiten dunkelen und zudem baufälligen Räume des Gewandhauses nur zur Aufbewahrung von Meßbuden und Getreide gebrauchen lassen konnte, hatte, wie für die alten Räume nur eine geringe, für neu hinzukommende gar keine Verwendung. Ebenso ging es der Stadt, der es ebenfalls an einem Zweck fehlte, das Gebäude nutzbar zu gebrauchen. War auch schon zu Beginn der achtziger Jahre gelegentlich der Gedanke aufgetaucht, das Gebäude einer würdigeren Bestimmung dienstbar zu machen, es wohl zu einem Gewerbemuseum oder Gesellschaftshause zu verwenden, so ist doch ernstlich von solchen Plänen niemals die Rede gewesen, da ihre Verwirklichung besonders bei den gewaltigen Geldmitteln, die dazu erforderlich gewesen wären, und auch sonst bedeutende Schwierigkeiten verursacht haben würde.

Aus allen diesen Verlegenheiten befreite mit einem Schlage die ganze Gewandhausfrage, die schon auf ein totes Gleis gefahren zu sein schien, die Handelskammer für das Herzogtum Braunschweig, die ein eigenes Heim suchte und sich nach einigen Verhandlungen bestimmen ließ, auf dem Gelände an der Südseite des Gewandhauses ein neues Gebäude zu errichten. Sie kaufte die sieben hier gelegenen Fachwerkgebäude an. Mehr und mehr gewann der ursprüngliche Plan an Ausdehnung, es wurden allmählich auch die ganzen Räume des Gewandhauses hineingezogen. Bedeutend erleichtert wurde die Ausführung dieses Unternehmens durch die freigebige Großmut des Vorsitzenden der Handelskammer, des Geh. Kommerzienrats Max Jüdel, welcher ihr zu dem Zwecke ein Kapital von 100000 M., das später noch auf 130000 M. erhöht wurde, schenkweise zur Verfügung stellte. Für Herrn Jüdel wie für die Handelskammer war hierbei vor allem der Wunsch maßgebend gewesen, daß das altehrwürdige Bauwerk einer würdigeren Bestimmung zurückgegeben werde, als es in den letzten Jahrhunderten gehabt hatte, und daß die stolzen Giebelfronten für die Zukunft gesichert und vor störenden Anbauten, wenigstens auf der Südseite, bewahrt würden; zugleich war es für sie natürlich auch eine wohlberechtigte Freude, daß sie nun das Gebäude wieder beziehen konnten, das der Braunschweiger Kaufmannschaft einst in den Zeiten fast völliger städtischer Freiheit als Mittelpunkt ihrer Geschäftstätigkeit gedient hatte. Denn das konnte sich niemand verhehlen, daß die Handelskammer mit der Übernahme dieses Gebäudes eine große finanzielle Belastung auf sich lud, daß sie an anderer Stelle mit ungleich geringeren Mitteln einen ihren Bedürfnissen entsprechenden Neubau hätte herrichten können, der ihr weder die räumliche Beschränkung noch die mancherlei Lasten gebracht hätte, die mit dieser Baustelle nun einmal unvermeidlich verknüpft waren. Es war daher nicht mehr als billig, daß nun auch Staat und Stadt dem idealen Zwecke ein Opfer zu bringen sich verstanden. Zu der vertraulichen Sitzung, die zur Regelung dieser Angelegenheit am 6. April 1905 vom Minister des Innern, Wirkl. Geheimrat Hartwieg, angesetzt wurde, war auch der Vorsitzende des Denkmalausschusses, Geh. Baurat Brinckmann, geladen. Es war, wie es scheint, nicht schwer bei der allgemeinen Geneigtheit, etwas für das Gewandhaus zu tun, eine Verständigung zu erreichen. Diese wurde in folgender Weise getroffen.

Es wurde nun zunächst ein Vertrag zwischen der Herzoglichen Kammer und dem Stadtmagistrate über den Verkauf des Gewandhauses abgeschlossen[1]).

[1]) Vgl. Verhandlungen der Landesversammlung des Herzogt. Braunschw. auf dem 28. ordentl. Landtage von 1906. Anlage 186 S. 5 ff.

Der Kaufpreis betrug 75000 M. „Die Stadtgemeinde Braunschweig ist verpflichtet",

„1. das Gewandhaus, und insbesondere dessen Ost- und Westgiebel ohne Veränderung der Gestaltung derselben in einem der Würde und dem baulichen Kunstwerte des Gebäudes entsprechenden Zustande dauernd zu erhalten, wobei seitens der Verkäuferin anerkannt wird, daß a. die Stadt dieser Verpflichtung jedenfalls dann genügt, wenn sie das Gebäude in baulich sicherem, im übrigen aber in dem Zustande erhält, in welchem es sich zur Zeit befindet, und daß b. die Stadt zur Erfüllung der vorstehenden Verpflichtung nicht gehalten ist, Aufwendungen zu machen, um im Interesse des Gewandhauses eine für dieses unvorteilhafte Bebauung der Nachbargrundstücke zu verhindern"[1]);

„2. zur Ausführung oder Zulassung wesentlicher Veränderungen des Bauwerkes in dessen Innern und — soweit solche nicht nach Nr. 1 dieses Paragraphen überhaupt ausgeschlossen sind — auch im Äußern zuvor die Genehmigung des Herzoglichen Staatsministeriums einzuholen;"

— — — — — — — — — — —

„4. der Handelskammer für das Herzogtum Braunschweig das Gewandhaus zur Nutzung auf Grund eines Vertrages zu überlassen...."

Die Gültigkeit des Vertrages war abhängig gemacht von der Zustimmung der Landesversammlung und der Stadtverordnetenversammlung. Für jene erstattete die Finanzkommission ihren Bericht unterm 14. Juni 1906[2]); ihre Mitglieder hatten sich einstimmig für die Genehmigung des Vertrages ausgesprochen, obwohl der Preis von 75000 M. nur als ein geringer bezeichnet werden konnte. Denn der Grund- und Gebäudewert des Hauses war auf 168000 M., und der Ertragswert auf 120570 M. abgeschätzt worden. Man hatte sich mit jener kleinen Summe für befriedigt erklärt, weil, wie in der Landtagssitzung vom 20. Juni 1906 der Berichterstatter, Abgeordneter Fickendey, ausführte, „doch ein großes Gewicht darauf gelegt werden müsse, daß diese künstlerischen und kunstgeschichtlich wertvollen Bauteile erhalten bleiben[3])." Im Namen der Regierung erklärte Staatsminister Dr v. Otto[4]), daß hier der finanzielle Standpunkt nicht allein entscheidend sein könne, daß die Vorlage der Regierung „mit Rücksicht auf einen höheren Gesichtspunkt" gestellt sei, „in Rücksicht auf die Erhaltung der Giebelseiten", „in Rücksicht auf den Umstand, daß immerhin der Stadt doch noch die Abwehr des Entstehens schlechter Bauwerke an der Süd- und Nordseite Kosten verursachen werde." Zwar fügte er eingedenk des darauf bezüglichen Zusatzes des Vertrages hinzu, daß die Stadt in letzterer Beziehung durchaus keine Verpflichtung übernommen habe, aber er traf doch gewiß das Richtige, wenn er von dem „moralischen Drucke" sprach, der auf die Stadt ausgeübt werden würde. Wie einmütig die Stimmung des ganzen Hauses für die würdige Erhaltung des Baudenkmals war, wird jeder, der die Persönlichkeiten des Landtags und deren Haltung nur einigermaßen kennt, aus den Worten des Abgeordneten Lambrecht abnehmen können, der seine Zustimmung damit begründete, daß er seiner „idealen Meinung folgend, einsehe, dieses Gebäude muß erhalten werden, es geht nicht anders."

Die Stadt Braunschweig erwarb das Gewandhaus nur in der Absicht, um es wieder der Handelskammer für das Herzogt. Br. zu überlassen. Daß sie bei dieser Gelegenheit vermittelnd auftrat, hatte seine Ursache wieder in der Fürsorge für das alte Gebäude, das einst städtischer Besitz gewesen war, und an dem sie gern die Hand behalten wollte; sie wünschte zugleich die Feuersgefahr zu beseitigen, die bei der jetzigen Verwendung des Baues als Lagerstätte für Meßbuden und Getreide tatsächlich bestand, und war daher wie der Staat bereit, ein Opfer zu bringen und der Handelskammer die Nutzung des Gebäudes nach Möglichkeit zu erleichtern. Sie schloß daher mit dieser einen Vertrag[5]), in dem sie ihr ein Nießbrauchrecht an dem Gebäude gegen eine geringe jährliche Rente (1500 M.) einräumte und gestattete, das Innere des Hauses für ihre Zwecke, natürlich auf eigene Kosten, auszubauen und umzugestalten, auch mit dem Neubau, der auf seiner Südseite geplant war, in Verbindung zu setzen. Der leitende Gedanke bei allen Abmachungen war wieder die würdige Erhaltung des Bauwerks. Die sämtlichen baulichen Änderungen, heißt es hier, bedürfen der Genehmigung der städtischen Behörden. Änderungen am Äußeren des Gewandhauses aber vorzunehmen, ist der Handelskammer ohne ausdrückliche Erlaubnis der städtischen Behörden und des Herzoglichen Staatsministeriums nicht gestattet. Auch vor Schädigungen durch die Umgebung suchte die Stadt das Gewandhaus zu sichern. § 11 des Vertrages besagt deshalb: „Die Handelskammer beabsichtigt, an der Südseite des Gewandhauses ein für ihre Zwecke geeignetes Geschäftshaus zu erbauen. Um zu verhüten, daß durch dieses Gebäude das Gewandhaus in architektonischer Beziehung, bezw. inbezug auf Zuführung von Licht und Luft beein-

[1]) Man sieht hieraus, daß der Dürerbund sich an eine falsche Adresse wandte, als er seine Eingabe an Seine Hoheit den Regenten richtete. Vgl. diese in den Neuesten Nachrichten Nr. 184 vom 7. Aug. 1908, 1. Beil. und in d. Braunschw. Landeszeit. Nr. 366 vom 6. Aug. 1908, Abend-Ausg.

[2]) Vgl. Verhandl. d. Landesversammlung a. a. O. Anlage 207.

[3]) Vgl. ebendas. 42. Sitzungsbericht S. 962 f.

[4]) Ebendas. S. 965.

[5]) Vgl. Bericht über die Verhandlungen der Stadtverordneten zu Braunschw. vom 25. April 1907. 1907/08 Nr. 2 S. 41 ff.



trächtigt werde, verpflichtet sich die Handelskammer zu ihrem Bauvorhaben, soviel die Grundrißeinteilung, die Gebäudehöhe und die Ausbildung der Außenseiten und des Daches des aufzuführenden Gebäudes betrifft, neben der baupolizeilichen Erlaubnis auch die Genehmigung der städtischen Behörden einzuholen." Um auch für eine ferne Zukunft das Gewandhaus sicher zu stellen, bedingte sich die Stadt für den Fall des Eingehens der Handelskammer das Recht aus, nicht nur das Gewandhaus ohne weiteres zurückzunehmen, sondern auch die gesamten damit in Verbindung stehenden Neubauten für den jeweiligen Buchwert, der sich durch Abschreibung jährlich um 1/2 Prozent der ursprünglichen Bausumme verringern soll, für sich zu erwerben.

Im übrigen kam die Stadt der Handelskammer, um ihr die Ausführung ihrer kostspieligen Pläne zu ermöglichen, inbetreff der Ausnutzung des Gebäudes, so viel sie konnte, entgegen. Sie räumte ihr das Recht zur Fortführung des Wirtschaftsbetriebes (Weinkeller und Weinhandlung) ein und gestattete ihr, einzelne Räume des Gewandhauses, sei es unentgeltlich oder gegen Entgelt, zur Unterhaltung einer Volkslesehalle, für den Geschäftsbetrieb einer Börse und für Zwecke des kaufmännischen Fortbildungsschulwesens benutzen zu lassen, sagte auch im allgemeinen die Genehmigung anderer Nutzungen zu, die nur aus Rücksicht auf das Gebäude selbst sollen versagt werden dürfen. Denn wie ein roter Faden zieht sich durch den ganzen Vertrag die Rücksicht „auf den monumentalen Charakter des Gebäudes und seine Bedeutung als hervorragendes Baudenkmal".

Wie der Vertrag mit der Herzogl. Kammer, so bedurfte auch dieser der Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung. Sie wurde für beide in der Sitzung am 25. April 1907 erteilt. Gegenüber dem von einer Seite erhobenen Einwande, daß die Stadt im Vergleiche zum Staate für das Gewandhaus ein zu großes Opfer bringe, gab der Stadtverordnete Fricke der überwiegenden Stimmung der Versammlung deutlichen Ausdruck[1]): „Ich kann mir nicht denken, daß bei solchem Objekte die Geldfrage eine Rolle spielen kann. Das Gebäude ist in ganz Deutschland berühmt, und ich begrüße es mit großer Freude, daß die Handelskammer im Anschluß an das Gewandhaus in so vorzüglicher Weise neue Baulichkeiten aufführen will. Dazu hätte sich so leicht niemand gefunden. Wir müssen daher der Handelskammer zu großem Danke verpflichtet sein, und ganz Deutschland wird mit uns dasselbe fühlen. Unter solchen Umständen finde ich es kleinlich, daran zu feilschen, daß der Staat weniger opfere als die Stadt. Wir dürfen dabei den idealen Wert des Gebäudes nicht vergessen."

[1]) A. a. O. S. 50.

Aber waren auch Staat und Stadt der Handelskammer bei ihrem Unternehmen hilfsbereit entgegengekommen, so hatte diese doch immer noch eine gewaltige Last auf sich genommen. Es war daher wohl natürlich, daß sie sich nach Nebeneinnahmen umsah, daß sie auch andere Gesellschaften, Einrichtungen usw. in dem großen Gebäudeblocke unterzubringen bestrebt war. Zumeist spielte hier allerdings die Förderung gemeinnütziger Bestrebungen, wie man anerkennen muß, eine größere Rolle als die geschäftsmäßige Ausnutzung der Räume, da der erzielte Ertrag, ganz abgesehen von den vielerlei Weitläufigkeiten und Verbindlichkeiten, die daraus entstanden, den aufgewandten Baukosten keineswegs entsprach. So schloß die Handelskammer mit dem Vereine zur Gründung einer Lesehalle ein Abkommen, in dem sie sich verpflichtete, einen großen Lesesaal und ausreichenden Raum für eine Volksbücherei für einen Mietpreis von 2500 M. zur Verfügung zu stellen, der eine Verzinsung der für diesen Zweck verausgabten Bausumme mit 2 Prozent bedeutet. Ähnlich steht es in anderen Fällen. Die unteren Räume des Neubaues wurden an die Braunschw. Kohlenhandlungsgesellschaft vermietet. Es wurden ferner ein Raum für die Getreidebörse, ein Vortragssaal für akademische Vorlesungen für Kaufleute, ein Handelsmuseum und eine höhere Handelsschule für junge Damen vorgesehen. Für letzteren Zweck und zugleich um dem anstoßenden Teile des Gewandhauses das Licht zu erhalten, wurde 1907 auch noch das massive Eckhaus auf der Nordwestecke der Garküche (alte Kantorhaus) angekauft, so daß nun das ganze Gelände auf der Südseite des Gewandhauses in den Besitz der Handelskammer gelangte. Für die geplanten Neubauten und den Umbau des Gewandhauses stellte am 18. März 1907 die Vollversammlung der Handelskammer einen Betrag bis zu 520000 M. zur Verfügung[2]). Von ihr waren durch einen bereits angesammelten Baufonds und durch die genannte Stiftung 160000 M. bereits vorhanden, während der Rest (360000 M.) angeliehen werden mußte. Die Landesversammlung bewies auch hierbei abermals bereites Entgegenkommen, indem sie die Übernahme einer Hypothek bis zu der Höhe des genannten Betrages zu dem ermäßigten Zinsfuße von 3 1/2 Prozent von seiten des Herzoglichen Leihhauses genehmigte.

Natürlich mußte dieses Bauprogramm, die Menge der Räume, die die Handelskammer für sehr verschiedenartige Zwecke forderte, den Bauplan auf das stärkste beeinflussen. Mit kleinen niedrigen Gebäuden war es da nicht getan. Wollte der Baumeister die gestellte Aufgabe zur Zufriedenheit der Auftraggeberin lösen, die verlangten Räume wirklich schaffen, so war er genötigt, den Neubau hochzuführen und ihn mit dem Gewandhause, das er eben-

[2]) Monatsschrift für Handel und Industrie 1907 S. 92.

falls nach Möglichkeit ausnutzen mußte, in enge Verbindung zu setzen. Schon hierdurch wurde es wesentlich erschwert, die majestätische Wirkung des Gewandhausbaues in der alten schönen Weise völlig zu erhalten.

Noch eine weitere Schwierigkeit kam hinzu. Das Gewandhaus war keineswegs ein einheitlicher Bau, sondern in mehreren Abschnitten zu ganz verschiedenen Zeiten entstanden. In seinem gotischen Hauptteile besaß es ein rund 5 m hohes Erdgeschoß und darüber zwei niedrige, nur 2,50 m hohe Speichergeschosse. Der östliche nur 3 m tiefe, als Kulisse vorgebaute Renaissancegiebel dagegen hat über dem 3 m hohen Laubengange drei Geschosse von 3,2, 3,0 und 2,90 m Geschoßhöhe. Seine Fußböden lagen also in ganz verschiedener Höhe mit denen des Hauptbaues; seine Stockwerkshöhen, die im Lichten nur 2,6 bis 2,9 m betrugen, genügten nicht entfernt den Anforderungen, die an moderne Büros und Sitzungszimmer gestellt werden. Es war daher unmöglich, den für die Handelskammer geplanten Neubau mit derartig niedrigen Geschossen zu errichten. Ganz besonders aber war dies ausgeschlossen bei dem Erdgeschosse, das zu Laden- oder Geschäftszwecken eingerichtet werden sollte. Die erforderten doch mindestens eine Höhe von 4 m. Der Laubengang am Gewandhausgiebel ist aber nur 3 m hoch, und die Straße steigt von da bis zur Garküchenecke um 40 cm an und längs der Garküche um dieselbe Höhe. Es war eine reine Unmöglichkeit, das Hauptgesims des Laubengangs am Neubau zur Durchführung zu bringen[1]).

Das 60 m lange und 10 m tiefe Gewandhaus hatte an der Nordseite keine Fenster, an der Südseite nur kleine unverglaste Lichtöffnungen; es besaß keine abgeschlossenen Treppenhäuser; die Ausstattung war speicherartig roh. Da galt es, die in der Verschiedenheit der Geschoß- und Fußbodenhöhen liegenden Schwierigkeiten zu überwinden, ein modernes Verwaltungsgebäude, dessen Geschoßhöhe unmöglich auf 2,70 m bemessen werden konnte, mit dem Gewandhause organisch zu verbinden und dessen fast dunkelen Räumen von den engen Höfen auf der Südseite so viel Licht zuzuführen, daß geräumige helle Säle in zweckentsprechendem Zusammenhange darin untergebracht werden konnten, und dem großen Gebäude, das kein Treppenhaus besaß, die für den Verkehr und die Feuersicherheit notwendigen Treppen so anzugliedern, daß der Neubau eine bequeme und zweckmäßige Verbindung mit den Räumen des alten Gewandhauses erhielt.

Diese wenigen Angaben mögen genügen, um nur im allgemeinen die schwierige Aufgabe zu charakterisieren, deren Lösung hier dem leitenden Baumeister gestellt war. Als solcher wurde von der Handelskammer der Professor Georg Lübke, Lehrer der Baukunst an der technischen Hochschule zu Braunschweig, gewonnen, der schon früher, wie oben erwähnt, aus freien Stücken einen Bauplan für das Eckhaus an der Garküche entworfen hatte und nun mit hingebendem Eifer der erweiterten Aufgabe sich widmete. Die von ihm ausgearbeiteten Pläne fanden die Zustimmung der Handelskammer, die für ihre eigenen und die sonst ins Auge gefaßten Zwecke alle Anforderungen bestens erfüllt sah. Dann kam es Lübke vor allem darauf an, von sachverständiger Seite ein Urteil darüber zu bekommen, wie die Grundsätze der Denkmalpflege bei dem Umbau des Gewandhauses und bei der Gestaltung und Stellung des Neubaues zu ihm gewahrt seien, da sich die Handelskammer jeder Einwirkung auf die äußere Gestaltung der Bauten begeben hatte und auch in der Verteilung, Ausnutzung usw. der Räumlichkeiten den ästhetischen Anforderungen in jeder Beziehung zu entsprechen gewillt war.

Von Anfang an hatte Lübke in voller Übereinstimmung mit dem Architekten- und Ingenieurvereine und dem Ausschusse für Denkmalpflege gearbeitet; ihnen legte er auch jetzt, um offenherzige Kritik bittend, seine Pläne und Skizzen zur Begutachtung vor. Um nun den ganzen Bauplan noch mehr veranschaulichen und alle dabei entstehenden Fragen besser würdigen zu können, ließ die Handelskammer von dem Gewandhause und dem geplanten Neubaue ein plastisches Modell in der Größe von 1 zu 50 anfertigen; dieses wurde zusammen mit Lübkes Plänen und Zeichnungen am 18. März 1907 im Städtischen Museum öffentlich ausgestellt[2]). So war in den nächsten Monaten, die die Ausstellung währte, jedermann in der Lage, sich ein Urteil über die Baupläne zu bilden. Wohl noch niemals ist in Braunschweig ein wichtiger Bau ausgeführt worden, der in gleich umfassender Weise der Öffentlichkeit vorgelegt gewesen wäre. Um so mehr ist es zu verwundern, daß die scharfe Kritik über Lübkes Projekte erst so spät, nach mehr als Jahresfrist einsetzte. Die eingehenden Besprechungen, die sie damals fanden, waren durchaus im zustimmenden Sinne gehalten. So die von Professor Georg Zeidler[3]) und von Otto Meves[4]), die insbesondere auch für den Turm und das hohe Dach des Neubaues mit Entschiedenheit eintraten. Nur in anonymen Artikeln machte sich dagegen die Stimmung anderer Kreise, die vorzüglich an dem Turme Anstoß nahmen, Luft. So in den „fünf Thesen zum Gewandhausumbau[5])",

[1]) Die Eingabe des Dürerbundes hat dies gefordert.

[2]) Wir bringen unten auf S. 122 zwei Grundrisse des Gewandhauses nach dem Umbau und der Neubauten, S. 123 ein Schaubild des geplanten Neubaues und einen Querschnitt von ihm, S. 124 einen Lageplan.

[3]) Braunschw. Landeszeit. Nr. 107 vom 4. März 1908 Morgenausgabe.

[4]) Br. Neueste Nachrichten Nr. 59 vom 10. März 1908.

[5]) Br. Neueste Nachrichten Nr. 61 vom 12. März 1908.

als deren Verfasser sich später der Rechtsanwalt Dr Ballin bekannte[1]).

Dem Vertrage gemäß mußte nun zu dem ganzen Entwurfe die Zustimmung der städtischen Behörden eingeholt werden. Die städtische Bauverwaltung hatte da zunächst ihr Urteil abzugeben. Es wurde unterm 22. März 1907 vom Stadtbaurate Winter erstattet und lautet in seinen für uns wesentlichen Teilen folgendermaßen.

Zunächst wird die Aufgabe, die vorliegt, näher bestimmt:

„Vielseitig ist die dem Planverfertiger gestellte Aufgabe; als Endziel hat sie nicht nur die tunliche Erhaltung des Gewandhauses, seiner Eigenart und seines inneren Gefüges, sondern auch eine größtmögliche nutzbare Verwertung seiner Innenräume, endlich noch die Schaffung eines künstlerisch durchgebildeten Neubaues, der sich, unter Wahrung der beherrschenden Erscheinung des mit ihm verbundenen Gewandhauses, harmonisch in das Straßenbild einfügt."

Sodann wird über „die baukünstlerische Gestaltung des Neubaues und sein Verhältnis zum Gewandhause" gehandelt: „Ob und inwieweit durch die Vorlage allen diesen Forderungen entsprochen worden ist, darüber können geteilte Meinungen bestehen, namentlich, wenn Schönheits- und Geschmacksgefühl entscheiden müssen. Nach meiner Auffassung hat der Architekt seine Aufgabe mit Geschick erfaßt und eine Lösung gefunden, die zwar noch nicht ein in allen Teilen vollkommenes Werk darstellt, wohl aber erörterungsfähig ist. Zunächst möchte ich betonen, daß der Neubau in seiner äußeren Erscheinung, durch seine ruhigen, breit gelagerten Massen, im Verein mit der vollen Selbständigkeit seiner architektonischen Formen, einen wohltuenden Gegensatz bildet zu dem reich gegliederten östlichen Giebel des Gewandhauses, mithin in seinem künstlerischen Grundgedanken nicht zu beanstanden ist. Im einzelnen bliebe zu wünschen, daß die hin und wieder, namentlich bei den Portalen und Giebeln, beliebten Anklänge an das Formensystem des Gewandhauses beseitigt, diese Architekturteile vielmehr ebenfalls in größerer Selbständigkeit und Einfachheit gestaltet würden. Ferner ist hervorzuheben, daß die vorgelegten geometrischen Ansichtszeichnungen allein nicht über die Zweifel fortzuhelfen vermögen, ob nicht etwa der Neubau in seiner ganzen Masse zu bedeutend sei gegenüber dem Ostgiebel des Gewandhauses, ob dessen Umrißlinie nicht durch den daneben vorgesehenen Treppenturm und durch das anschließende hohe Dach des östlichen Flügelbaues zu sehr beeinträchtigt werden würde. In dieser Beziehung können nur Schaubilder volle Klarheit schaffen; sie müssen von den für das Straßenbild besonders bemerkenswerten Standpunkten aus konstruiert werden, bei deren Auswahl wohl in erster Linie der Kohlmarkt und die Poststraße, dann der Bankplatz und die Brabantstraße, endlich aber auch der Platz vor dem Landschaftlichen Hause — wesentlich zur Beurteilung der Wirkung des über das ehemalige Kantorhaus weit hinausragenden Neubaues und dessen Anschlusses an den Westgiebel des Gewandhauses — in betracht zu ziehen sein dürften. Es ist nicht zu bestreiten, daß die beherrschende Wirkung, die der Ostgiebel des Gewandhauses ehemals im Bilde der Poststraße — als an ihr noch ausschließlich die in bescheidenen Höhen gehaltenen Bürgerhäuser standen — in hervorragendem Maße ausübte, große Einbuße erlitten hat durch die in seiner nächsten Umgebung während der beiden letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts aufgeführten Neubauten, deren Dachtraufen meistens 5 Meter höher liegen, als die des Gewandhauses. Dieses Verschwinden des Ebenmaßes im Straßenbilde zeigt sich überall da, wo neue Geschäftshäuser neben den alten Gebäuden aufgeführt werden; es ist ein unabänderliches Zeichen unserer Zeit, und ein Blick auf die Rose und den Stern, sowie auf die ganze Umgebung des Kohlmarktes läßt die daraus hervorgegangenen grellen Gegensätze schon hinreichend erkennen. Derartige mißfällige Anordnungen sind bei dem Entwurfe zum Handelskammergebäude vermieden; seine Traufe erhebt sich nicht über die des Gewandhauses in einer Höhenlage von 12,5 m über der Oberfläche der Straße und erreicht nicht das nach § 18 des Ortsbaustatuts zulässige Höchstmaß, das sich aus den Straßenbreiten, zuzüglich des festen Wertes von 2 m, an der Brabantstraße zu $\frac{(15,35 + 15,35)}{2} + 2$ m $= 17,35$ m, und an der Garküche zu $\frac{(10,58 + 10,8)}{2} + 2$ m $= 12,69$ m berechnet. Die Höhenentwickelung des Neubaues bis zur Dachtraufe dürfte deshalb weder auf Grund statutarischer Vorschriften, noch aus allgemeinen architektonischen und Schönheitsrücksichten zu beanstanden sein, wohl aber seiner die Dachtraufe überragenden Teile mit ihren steiler als in einem Winkel von 45° ansteigenden Dächern und den in der Straßenseite an der Garküche vorgesehenen massiven Giebeln: Anordnungen, gegen welche teils, und sofern nicht die vorhin erwähnten und jedenfalls noch zur Vorlage zu bringenden Schaubilder das Gegenteil erweisen, Schönheitsrücksichten geltend gemacht werden könnten, teils die baugesetzlichen Vorschriften in § 25 f. der Landesbauordnung sprechen würden, wenn nicht Herzogliches Staatsministerium sich zu ihrem Erlaß (vergl. § 88 der Bauordnung) bereit erklären sollte."

Wir wollen hierauf sogleich die Nachschrift des Berichtes folgen lassen: „Aus den von dem Herrn

[1]) Eb. Nr. 181 vom 4. August 1908. 3. Beil.

Professor Lübke mir soeben vorübergehend zur Einsicht vorgelegten neueren Originalplänen nebst zwei Schaubildern habe ich nachträglich entnommen, daß gegenüber den vorliegenden Blaupausen sowohl an der Einteilung der Räume im Gewandhause, als auch an dem architektonischen Aufbau des Handelskammergebäudes mancherlei Änderungen eingetreten sind. Gerade in letzter Beziehung haben die von mir als wünschenswert bezeichneten Vereinfachungen an den Portalen usw. teilweise schon Berücksichtigung gefunden, auch berechtigen die noch nicht erschöpfend zur Darstellung gebrachten Schaubilder zu der Hoffnung, daß für eine harmonische Zusammenwirkung des Neubaues mit dem Gewandhause eine befriedigende Lösung gefunden werde."

Wir übergehen nun den Abschnitt über den „Bauplatz, seine Größe und Bebauung", sowie am Schlusse den über die „Grundrißbildung des Neubaues und seinen Anschluß an das Gewandhaus" und den über „Lageplan und Ortsbauplan", um die Äußerungen Winters über „die Umgestaltung des Gewandhauses" wieder im Wortlaute mitzuteilen. Es heißt hier: „Das Gewandhaus, einst als Kaufhaus der Gewandschneider, der vornehmsten Gilde der Stadt, zu verschiedenen Zeiten errichtet, zuletzt am Ende des 16. Jahrhunderts durch einen schmalen Vorbau an der Ostseite erweitert und hier durch den reich gegliederten Giebel gegen die Poststraße abgeschlossen, zeigt in seinem Inneren, außer dem nur zum Teil gewölbten Bier- oder Weinkeller, in drei Geschossen weite, ungeteilte Lagerräume, die sich, bei einer Breite von etwa 10 m, in der Ost-Westrichtung 60 m lang ausdehnen, deren Höhen aber der ursprünglichen Zweckbestimmung angepaßt sind und — einschließlich der Balkendecken — im Erdgeschosse etwa 4,5 m und in jedem der beiden Obergeschosse nur etwa 3,0 m betragen. Eine derartige Höhenteilung verträgt sich nun aber nicht mit dem Streben, die Räume in dem Gewandhause fernerhin nicht mehr als minderwertige Lagerstätten beizubehalten, sondern sie in höherem Maße nutzbringend zu gestalten. Soll dieser letztere Zweck erreicht werden, so wird man nicht nur auf die Schaffung größerer Geschoßhöhen, sondern auch auf eine Vermehrung und Erweiterung der Lichtquellen Bedacht nehmen müssen. Diesem Grundsatz folgt auch der vorliegende Bauentwurf, vielleicht in einem Maße, daß man darin einen Verstoß gegen die in § 5 des Vertrag-Entwurfs vom 10. Mai 1906 aufgenommenen Bestimmungen erblicken könnte. Zwar ist das Gebäude in seiner äußeren Gestalt und Gesamterscheinung, namentlich auch in seinem vornehmsten Teile, dem östlichen Giebel, unverändert beibehalten, doch sind im Innern wesentliche Umgestaltungen vorgesehen, die zugleich einen Eingriff in die Umfassungsmauern der südlichen Langseite und des westlichen Giebels im Gefolge haben".

„Gemäß des Planes sollen die Räume des Kellergeschosses wie seither als Weinstube und Weinlager benutzt, zu diesem Zwecke aber die Balkenlagen über der Weinstube beseitigt und durch höher gelegte Gewölbe ersetzt, auch die Decken über den Lagerkellern, behufs Gewinnung einer größeren Höhe für die darüber befindlichen Räume des Erdgeschosses, tiefer gelegt werden. Im Erdgeschosse werden über der Weinstube ein 145 qm großes Restaurant — mit neuer, höher gelegter Decke — nebst anschließendem 73 qm großen Klubzimmer, weiterhin Wirtschaftsräume, Küche usw., dann eine Volksbibliothek (hier zunächst nur das 150 qm große Bücherlager) und endlich noch eine nur mäßig erleuchtete, 130 qm große Getreidebörse eingerichtet. Die Balkendecken über allen diesen Räumen, mit Ausnahme des Restaurants, bleiben unverändert, dagegen werden in der südlichen Außenmauer elf und im westlichen Giebel zwei große Fenster neu hergestellt. — Aus den dann folgenden beiden Obergeschossen wird durch Fortnahme der Zwischendecke ein einheitliches Obergeschoß gebildet, welches am östlichen Ende einen 138 qm großen Sitzungssaal, ferner einen 203 qm großen Vortragssaal (für etwa 200 Personen) nebst Flur und Garderoberäumen und am westlichen Ende einen 214 qm großen Lesesaal der Volksbibliothek — der durch einen Bücheraufzug und eine schmale Geschäftstreppe mit dem darunter liegenden Bücherlager unmittelbar verbunden, aber auch durch eine besondere Haupttreppe von außen zugänglich gemacht ist — aufnehmen soll. Der mit einer neuen, erhöht angeordneten Decke zu versehende Sitzungssaal wird im Lichten 5,10 m hoch; die lichte Höhe der übrigen Räume beträgt 5,50 m. Auch für dieses Obergeschoß sind wie für das Erdgeschoß in der südlichen Außenmauer und im westlichen Giebel 13 neue große Fensteröffnungen vorgesehen."

„Geplant ist endlich noch die Durchbrechung der ursprünglich vielleicht offenen Blindfenster in der Südseite des östliches Vorbaues sowie die Einfügung neuer Fensteröffnungen in seiner Nordseite. Diese schließen sich an die architektonischen Formen des Ostgiebels an, ohne dessen Wirkung zu beeinträchtigen, gestatten willkommene Ausblicke nach dem Altstadtmarkte und der Brabantstraße, tragen zur besseren Erleuchtung des Sitzungssaales bei und sind deshalb wohl nicht zu beanstanden. — Ist auf der einen Seite aus Zweckmäßigkeitsrücksichten die Art der Nutzbarmachung des Gewandhauses als eine günstige zu bezeichnen, so darf doch auf der andern Seite der Standpunkt der Denkmalpflege nicht ganz außer acht gelassen werden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß gerade in diesen Beziehungen widerstreitende Meinungen zu Tage treten werden, auch wohl gar gegen die geplanten Eingriffe in den Bestand des Bauwerks ein Kampf unternommen wird,

der aber doch schließlich zu Gunsten des Umbauprojektes bei Gewährung weitergehender Zugeständnisse, als die Vertragsbestimmungen gestatten, zu entscheiden sein dürfte, wenn man berücksichtigt, daß in einer vollkommenen nutzbaren Herstellung tunlichst aller Räume im Gewandhause die beste Gewähr für seine dauernde ordnungsmäßige Erhaltung und ein gewisser Gegenwert liegt für die Opfer, die zur Schaffung einer zusammenstimmenden Gestaltung des Gewandhauses mit den Neubauten seiner Umgebung von der Stadt und der Handelskammer gebracht werden sollen."

„Die geplanten Umbauten sind als wesentliche Veränderuugen des Bauwerks im Inneren und im Äußeren anzuerkennen, zu deren Durchführung nach § 5, 2 des Vertragsentwurfes zuvor die Genehmigung des Herzoglichen Staatsministeriums einzuholen sein würde. Grundsätzlich brauchte die Stadt meines Erachtens keine Einwendungen dagegen zu erheben, da der Bestand des Gewandhauses in seiner äußeren Erscheinung gewahrt bleibt, das gegenwärtige Bild seiner inneren Einrichtung aber weder für die Allgemeinheit noch für den Kunstforscher etwas Anziehendes bietet und höchstens zu prüfenden, vielleicht noch nicht einmal erfolgreichen Sonderbetrachtungen Anlaß geben kann. Immerhin dürfte es sich empfehlen, vor weiterer Entschließung nicht nur die endgültigen und vollkommenen Pläne für den Umbau des Gewandhauses, an denen, gelegentlichen Mitteilungen ihres Verfassers zufolge, noch mehrfache Änderungen vorgenommen werden sollen, mit Einschluß einer Ansichtszeichnung des westlichen Giebels, zur Vorlage bringen zu lassen, sondern auch den Ausschuß für die Denkmalpflege im Herzogtum Braunschweig über die angeregte Frage der Zulassung jener Veränderungen gutachtlich zu hören."

Das gleiche Ersuchen hatte auch die Handelskammer an den Denkmalausschuß wie an den Architektenverein gestellt. Beide wählten nun eine gemeinsame Kommission, die aus dem Geh. Baurat Pfeifer, Stadtbaurat Winter, den Bauräten Osterloh und Prof. Bohnsack, den Professoren Herm. Pfeifer und Zeidler, dem Architekten O. Rasche, den Museumsdirektoren Dr P. J. Meier und Dr Fuhse und dem Apothekenbesitzer Bohlmann bestand und unter den Vorsitz des Stadtbaurats Winter ihre Verhandlungen führte. Das Ergebnis von diesen wurde in dem von Professor Bohnsack verfaßten gutachtlichen Protokolle vom 2. Juni 1907 niedergelegt, dessen vollen Wortlaut wir hier mitteilen.

„Eine aus Mitgliedern des Ausschusses für Denkmalpflege im Herzogtum Braunschweig einerseits und des Architekten- und Ingenieurvereins für das Herzogtum Braunschweig andrerseits zusammengesetzte Kommission hatte sich auf Ansuchen des Professors Lübke hieselbst am 28. Mai d. Js. unter dem Vorsitze des Stadtbaurats Winter zu einer Sitzung zusammengefunden, um das Projekt des Prof. Lübke zu dem Um- resp. Erweiterungsbau des alten Gewandhauses für Zwecke der Handelskammer einer Prüfung zu unterziehen. Diese Prüfung hatte sich auf zwei Hauptpunkte zu erstrecken, nämlich

1. ob das fragliche Projekt im Einklange stehe mit den neuerdings gültigen Grundsätzen der Denkmalpflege;
2. ob durch dasselbe das kunsthistorisch wichtige und architektonisch hervorragende Gewandhaus irgendwelche Einbuße zu gewärtigen habe."

„ad 1. Die zunächst im Innern des alten Gewandhauses projektierten Veränderungen bestehen in der Beseitigung von Pfeilern in den östlichen Souterrainräumen, in dem Einziehen einer massiven Decke ebendaselbst an Stelle der jetzigen Balkendecke, in der gänzlichen Beseitigung einer Zwischenbalkenlage und endlich in der teilweisen Höherlegung der Dachbalkenlage."

„Die Zulässigkeit eines derartigen nicht unbedeutenden Eingreifens in den konstruktiven Bestand des Gebäudes leitet sich im vorliegenden Falle aus dem Umstande her, daß es sich um keinerlei Teile handelt, bei denen irgend welche Kunstformen angewandt sind; sodann aber aus der hier ausdrücklich zu betonenden Tatsache, daß die Deckenteilung des alten Hallenbaues (des eigentlichen, etwa i. J. 1270 erbauten Gewandhauses) mit den Höhenteilungen der erst i. J. 1590 vorgebauten Fassade, d. h. desjenigen Architekturstückes, um dessen würdige Erhaltung es sich in erster Linie handelt, gar nicht übereinstimmt. In diesem Widerspruche allein schon sah die Kommission die Berechtigung, die Decken verändern zu dürfen, zumal da die zukünftigen, die projektierten, der Ostgiebelfassade besser entsprechen werden, wie die jetzigen. Man war sich übrigens in der Kommission auch darüber einig, daß Einreden gegen ein derartiges Vorgehen überhaupt fast jeden Umbau unmöglich machen müßten, und man konnte daher das eingeschlagene Verfahren als völlig unbedenklich erachten. Schließlich wurde aber auch noch betont, daß ein zweckmäßiger Umbau alter Bauwerke den Bestand derselben besser gewährleistet, als es ein einfaches Konservieren vermag, da naturgemäß ein den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechendes Gebäude auch eine sorgfältige Unterhaltung erheischt und findet."

„Im Äußern des alten Gewandhauses kommen infolge des Umbaues zwei Veränderungen in Betracht, nämlich einmal solche an den Fenstern der bislang durch die Häuser der Garküche versteckt gewesenen Südfront und sodann an den Fenstern des Westgiebels. Auch sollen einige Doppelfenster der Südfront, welche als zum Ostgiebel gehörig bezeichnet werden müssen, von ihrer späteren Zumauerung befreit werden, ebensolche Fenster aber auch an der

korrespondierenden Stelle der Nordfront angebracht werden. Der Ostgiebel selbst bleibt unangerührt."

„Die Fenster der Südfront liegen in drei Reihen übereinander, sitzen aber ganz willkürlich und ohne jede architektonische Ordnung. Nur das westliche Fenster der unteren Reihe zeigt eine architektonische gotische Gliederung, alle übrigen sind ganz schlichte Flachbogenfenster, die Gewände aus Quadern, die Bögen aus zwei Stücken ohne Schlußstein, in der Mitte die Fuge. Zwei Sohlbankgesimse von fraglicher Güte liegen unter den oberen beiden Reihen. Aus der Bearbeitung wie aus der gegenseitigen Lage der Fenster darf der sichere Schluß gezogen werden, daß dieselben in ihrer jetzigen Fassung gar nicht dem ersten Bau (wie vielleicht noch das westliche Fenster der unteren Reihe) angehören, sondern zu irgend welchen Zeiten nach Bedarf an passender Stelle eingesetzt sind."

„Faßt man die Schwierigkeiten ins Auge, die dem projektierenden Architekten gerade nach der Seite hin entgegentraten, für die 65 m tiefe, fast lichtlose Halle eine Beleuchtung zu schaffen, wie sie den Zwecken der neu einzurichtenden Räume zu entsprechen hat, so kann darüber kein Zweifel obwalten, daß die vorhandenen, kaum je 2 qm großen Fenster niemals ausreichen können. Mit der Ablehnung von Fensterveränderungen in der Südfront fällt das ganze Projekt der Nutzbarmachung der alten Halle. Die Kommission war aber der Ansicht, daß hier eine durchgreifende Veränderung bei den architektonisch völlig wertlosen alten Fenstern sehr wohl zulässig sei, dagegen wurde mit Recht seitens eines Mitgliedes (des Museumsdirektor Prof. Dr Meier) der Wunsch ausgesprochen, es möchten die Spuren der jetzigen Fenster nicht verwischt, sondern tunlichst geschont werden, um späteren Forschungen Anhaltepunkte zu belassen, und es konnte angesichts des Projektes konstatiert werden, daß diesem Wunsche in weitgehendem Maße entsprochen werden kann."

„Nicht so einfach liegen die Verhältnisse bei der den Westgiebel betreffenden Veränderung."

„Der Westgiebel ist bis zu seinem 12 m hoch liegenden Hauptgesims in 2 bezw. 3 Zonen geteilt. Die untere nimmt die große Eingangstür ein, neben welcher an jeder Seite 2 Fenster, eins dem Souterrain, eins dem Erdgeschoß angehörend. Diese Partie bleibt unangetastet. Die über derselben liegenden zwei Fensterreihen zeigen Flachbögen mit gotischer Gliederung. Diese sollen nun beseitigt werden und an ihrer Stelle drei große, mittelst eingestellter Steinpfosten gegliederte Fenster gestellt werden. Der Zweck ist auch hier die Beschaffung von Licht für die dahinterliegende Lesehalle. Ein Umtausch dieser Räume gegen solche mit weniger wichtiger Bestimmung ist undurchführbar. So hat denn die Kommission nach Prüfung aller Möglichkeiten etwaiger Schonung, aber auch nach Prüfung des architektonischen Wertes der zu beseitigenden Fenster beschlossen, sich für die Zulässigkeit der vorgeschlagenen Änderung auszusprechen, zumal sie, wenn man von dem geschichtlichen Standpunkte absehen will, architektonisch als ein Gewinn bezeichnet werden muß. Auch hier aber sollen die Spuren der alten Fenster, soweit möglich, erhalten bleiben. Auch gegen die Öffnung der Fenster in dem östlichen Teile der Südfront, die der Straße zugewandt sind, erhob sich kein Widerspruch. Daß bei dieser Gelegenheit statt der nackten Dachtraufe das Hauptgesims des Ostgiebels an der Südseite ein Stück weitergeführt werden muß, ist als ein Gewinn zu bezeichnen. Für die Wiederholung der genannten Fenster an der korrespondierenden Stelle der Nordseite konnte kein Hinderungsgrund gefunden werden."

„ad 2. Um zu einem Urteile zu gelangen, ob das alte Gewandhaus, insbesondere sein Ostgiebel, durch den geplanten Erweiterungsbau Einbuße erleide oder nicht, hielt es die Kommission für zweckmäßig, die Stilfrage zunächst einmal auszuscheiden und sich einfach zu fragen, ob die geplante Verteilung der Baumassen, ihre Gliederung in Türmen, Flächen, Dachmassen und Öffnungen eine glückliche, den alten Bau nicht schädigende sei."

„Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit die alte Erfahrung bestätigt, daß in solchen Fragen der Eigengeschmack und die künstlerische Überzeugung bei den meisten Menschen verschieden sind, jedoch hat sich die Kommission auf gewisse grundsätzliche Fragen einigen können."

„Von einer Seite wurde zunächst eingewandt, daß der Bau in seiner östlichen Entwickelung, also gerade da, wo er mit dem Gewandhause in Konkurrenz tritt, ein zu wuchtiges und schwerfälliges Gepräge zeige, daß insbesondere die Dachmasse in starker Weise überwiege und daher einer Einschränkung bedürfe. Die Prüfung der perspektivischen Bilder ließ jedoch erkennen, daß ein Nebeneinanderstehen der Gebäudemassen, wie sie die geometrische Zeichnung aufweist, nie in die Erscheinung tritt, daß man vielmehr den Neubau erst dann voll übersehen kann, wenn man dem Gewandhause so nahe gekommen ist, daß dieses selbst fast gar nicht oder nur in seinen unteren Teilen als Vergleichsobjekt in Frage kommt. Dagegen zeigt gerade das Stück des Erweiterungsbaues, wie es vom Kohlmarkte oder auch noch von der Ecke der Schützenstraße gesehen werden kann, gerade jene Ruhe, wie man sie als Gegensatz zu der reich gegliederten Ostfront wünschen muß, und der in der Ecke beider Gruppen, der alten und der neuen, stehende Turm bildet die günstigste Vermittlung, auch wenn man sich mit seiner jetzigen Gesamtform noch nicht einverstanden erklären kann. Auch die Gefahr der Dachmassen erwies sich bei näherem Eingehen auf die perspektivischen Bilder als nicht so groß, wie man sie sich anfangs vorstellen

mochte. Eine angelegte Gesichtslinie ergab, daß bei einem Abstande von der doppelten Hauptgesimshöhe (also ca. 24 m) die Dachfläche überhaupt schon dem Auge entzogen ist, daß sie aber in keiner Ansicht so erdrückend erscheinen kann, wie die geometrische Zeichnung auf den ersten Blick vermuten läßt. Darüber war man sich bei allen diesen Erwägungen klar, daß nämlich eine wesentliche Herabdrückung der Dachfirst gleichzeitig das schöne Eckmotiv des Erweiterungsbaues nach der Brabantstraße zu in Frage stellt, ein Umstand, der sehr zu beklagen wäre, da dieser Punkt des Projektes zweifellos eine Bereicherung der Braunschweiger Baumotive schaffen würde. Ein wesentliches Drücken des Daches würde andrerseits auch sehr fühlbare Folgen auf das Bauprogramm ausüben, dessen Forderungen alsdann nicht ganz erfüllt werden könnten."

„In einem Punkte aber herrschte in der Kommission nach der ablehnenden Seite hin volle Einigkeit. Die von dem Südgiebel des Neubaues ausgehende, mit der Gewandhausfirst in ihrer Höhe übereinstimmende Firstlinie endigt, — so hatte es der Architekt zunächst vorgeschlagen — an dem Turm, und da dieser in seinem vollen Körper etwa ebenso hoch aufsteigt, so bildet sich zwischen der senkrechten Linie dieses Turmes und der schrägen Linie des Gewandhausgiebels ein entschieden häßlich wirkender dreieckiger Ausschnitt gegen die Luft, der auf allen einnehmbaren Standpunkten derselbe bleibt. Dieser Zustand würde durch Tieferlegung der eben erwähnten Dachfirsthöhe auch durchaus nicht beseitigt werden. Nur dann könnte diesem Übelstande ganz abgeholfen werden, wenn der Turm in seiner Hauptmasse auf Hauptgesimshöhe endigte, hier eine entsprechende Haube erhielte, und wenn dann gleichzeitig das Dach des Erweiterungsbaues nach Norden hin abgewalmt würde. Die Mehrheit der Kommission hat sich nach längerer Prüfung dieses Auskunftsmittels dahin geeinigt, daß solche Maßnahme, obgleich den beregten Übelstand beseitigend, auf der andern Seite ein ästhetisches Opfer für den Erweiterungsbau bedeute, welches sie zur Ausführung nicht empfehlen könne. Gleichwohl hat sich die Kommission mit diesem negativen Resultat nicht begnügt, sondern weiterhin erwogen, wie dem Übelstande des häßlichen Luftausschnittes abzuhelfen sein möchte, ohne das Neubauprojekt zu schädigen. Wiewohl die Meinungen hierüber anfangs weit auseinandergingen, ist man schließlich nahezu einmütig zu dem Resultat gelangt, daß die Fortsetzung der Firstlinie (also des Daches) des Neubaus bis zur Gewandhausfirst die einzige in Betracht kommende Lösung sei. Man verhehlte sich damit zwar nicht, daß der jetzige Eindruck des Gewandhauses vom Kohlmarkte oder der Poststraße aus damit geändert werde, daß er auch im Publikum viel Widerspruch finden werde; aber man kam doch zu dem Endergebnis, daß diese Änderung, wenn auch gegen frühere Gewohnheit anfangs vom Publikum vielleicht schwer empfunden, dennoch durchaus keine Verschlechterung bedeute. Und diese Meinung gewann in der Kommission umsomehr an Boden, je mehr man auf die Erörterungen über die Dachhöhe zurückgreifend, konstatieren konnte, daß bei einem Abstande von 24 m die ganze Dachmasse schon verschwunden sei, und alsdann die alte Giebellinie wieder frei in die Luft rage."

„Zu einer Einigung über die Turmhöhe und die Form seines Abschlusses ist es in der Kommission nicht gekommen. Daß ein Turm an der projektierten Stelle glücklich steht, daß er praktisch notwendig und für die Entlüftung der Räume höchst wertvoll, wurde gleichmäßig anerkannt. Seine Höhe und Form aber hat mit den mannigfachsten Begleiterscheinungen, nicht zum wenigsten mit der Konkurrenz der Martinitürme zu rechnen. Ein direkter Vorschlag konnte von keinem Mitgliede der Kommission gemacht werden, die ja dazu auch gar nicht berufen ist. So wurde denn (die Notwendigkeit der Existenz des Turmes zugegeben) mit dem Angebot des Professors Lübke für den Fall der Ausführung gerechnet,

den Aufbau des Turmes nur bis zu einer gewissen Höhe zu vollenden, alles übrige aber als plastische Kulisse in Naturfarben aufzurichten und dem Urteile einer ad hoc zu berufenden Sachverständigen-Kommission zu unterbreiten."

„Die Kommission war darüber nur einer Meinung, daß der Prof. Lübke sich durch seine bisherige Arbeit als der Mann erwiesen habe, welchem vertrauensvoll eine so schwierige Arbeit in die Hände gelegt werden könne, und es sei daher auch Gewähr vorhanden, daß das Projekt bei der weiteren Durcharbeitung immer mehr ausreifen werde — zu Braunschweigs Ehre."

„Gleiche Gesichtspunkte leiteten die Kommission bei der bis zuletzt ausgesetzten Stilfrage. Daß Prof. Lübke recht getan, mit dem Erweiterungsbau aus dem Formbereiche des Gewandhauses energisch herauszugehen, darüber war nur eine Stimme. Ebenso darüber, daß er mit der gewählten Stilfassung keine fremdartige, vielmehr durchaus bodenständige Wege beschritten habe. Immerhin erhoben sich Meinungen, welche eine noch größere Vereinfachung der Detailbildung wünschten, wenn nicht gar eine ganz moderne Formgebung. Aber es kam doch auch wieder die Erwägung zum Durchbruche, man müsse es dem Architekten überlassen, die ihm zusagende Sprache zu sprechen. Es wurde daher beschlossen, diese Erörterungen in dem Protokoll allerdings zum Ausdruck zu bringen, sie aber als rein theoretische zu bezeichnen."

„Braunschweig, den 2. Juni 1907."

Wenn man in dem Gutachten dieses Ausschusses, zu dessen Mitgliedern der Schreiber dieses nicht gehört hat, etwas zwischen den Zeilen lesen darf, so scheint namentlich in einem Punkte eine größere

Meinungsverschiedenheit geherrscht zu haben: in der Notwendigkeit und Gestaltung des Turmes und in dem Anschlusse des Daches des östlichen Verbindungsbaues an das Dach des Gewandhauses, der ursprünglich gar nicht geplant und zur baupolizeilichen Genehmigung gar nicht eingereicht war. Bestimmend für die Ansicht der Minderheit, den Turm dicht über dem Hauptgesimse abzuschließen und das Dach des Verbindungsbaues nach Norden abzuwalmen, war zweifellos der Wunsch, alle Störungen von dem herrlichen Ostgiebel nach Möglichkeit fernzuhalten und ihm seine volle beherrschende Wirkung, namentlich für alle diejenigen, die die Poststraße herabgehen, von Anfang bis zu Ende zu bewahren. Den frei in die Luft ragenden Giebel, ein Straßenbild von unvergleichlicher Schönheit, wollte man unter keinen Umständen missen oder schädigen. Auch die Mehrheit scheint in ihrer Überzeugung doch noch nicht ganz sicher gewesen zu sein. Dafür spricht wenigstens der Umstand, daß man gerade in diesen Punkten die endgültige Entscheidung aussetzte. Für den Turm und das an das Gewandhaus stoßende Dach[1]) beschloß man nach Erreichung der Hauptgesimshöhe zunächst Kulissen aufzustellen, um so die Wirkung zu erproben und erst nach diesen Versuchen einen festen Beschluß zu fassen.

Auch in der Stadtverordnetenversammlung, die am 6. Februar 1908 die Angelegenheit erörterte, wurde die gleiche Besorgnis um den Ostgiebel laut[2]). Der Stadverordnete Buchler sprach sich mit Entschiedenheit gegen jeden Turm aus. Die Mehrheit jedoch beschloß, die Entscheidung der mehrerwähnten Kommission des Architektenvereins und des Denkmalausschusses vertrauensvoll zu überlassen. So war denn in deren Hand die Hauptverantwortung für das, was hier geschehen sollte, gelegt worden.

Inzwischen waren seit Frühjahr 1907 die Fachwerkhäuser auf der Südseite des Gewandhauses niedergerissen und rüstig stieg auf ihrem Grunde der große Neubau empor. Da, als dieser sich schon zu ziemlicher Höhe erhoben hatte, machte sich die ablehnende Kritik, die sich bisher zurückgehalten und besonders in der Zeit, als Pläne und Modell öffentlich ausgestellt waren, geschwiegen hatte, also etwas post festum, dafür aber in um so heftigerer Weise geltend[3]). Wir wollen auf den Ton, der hier z. T. angeschlagen ist, nicht näher eingehen, ja sogar gern annehmen, daß Eifer für die gute Sache den Meisten die Feder geführt hat. Aber den Vorwurf können wir ihnen nicht ersparen, daß ihr Eifer etwas blind war. Sie hatten es leicht, schöne Theorien zu entwickeln und Forderungen zu stellen. Denn sie ließen völlig aus den Augen die praktischen Zwecke, die die Handelskammer verfolgte, und für die der Baumeister Rat schaffen mußte. Sie übersahen ferner, daß gerade in dem Punkte, der, wie wir zugeben wollen, zumeist Gelegenheit zum Angriffe bot, in der Freihaltung des Ostgiebels, eine Entscheidung noch nicht getroffen, hier der Alarmton also eigentlich nicht angebracht war. Es verdient wohl auch hervorgehoben zu werden, daß der Kreis, von dem diese Bewegung ausging, weder bei der Handelskammer noch bei dem ausführenden Baumeister noch bei dem Denkmalausschusse irgend eine Aufklärung zu erlangen versucht hat. Es kann danach nicht überraschen, daß die erfolgten Äußerungen mitunter die erforderliche Kenntnis der Örtlichkeiten und der einschlagenden Verhältnisse in bedauerlichem Maße vermissen lassen und großenteils auf mangelhaftem Materiale fußen.

Immerhin werden diese Angriffe aber zu erneuter Prüfung der ganzen Angelegenheit Anlaß gegeben haben. Im vollen Bewußtsein der schweren Verantwortung, die die Sorge für ein so kostbares Baudenkmal wie das Gewandhaus auferlegt, und in dem aufrichtigen Bestreben, nichts zu unterlassen, was die obschwebenden Streitfragen einer allseitig befriedigenden Lösung entgegenführen könnte, hat die Handelskammer beschlossen, für die von vornherein noch offen gelassenen Fragen auch noch einige Sachverständige von auswärts zu einem Gutachten aufzufordern. Der Denkmalausschuß hat diesen Entschluß mit Freuden begrüßt. So kann man denn jetzt, wie wir glauben, mit ruhiger Zuversicht der Entscheidung in den noch offen stehenden Fragen entgegensehen und der sicheren Hoffnung leben, daß nach wie vor der stolze Renaissancegiebel des Gewandhauses der alten Stadt Braunschweig zu hoher Zierde, seine Räume aber, der alten Bestimmung zurückgegeben, in Verbindung mit dem stattlichen Neubau der Stadt und dem Lande Braunschweig zu reichem Segen gereichen werden. P. Z.

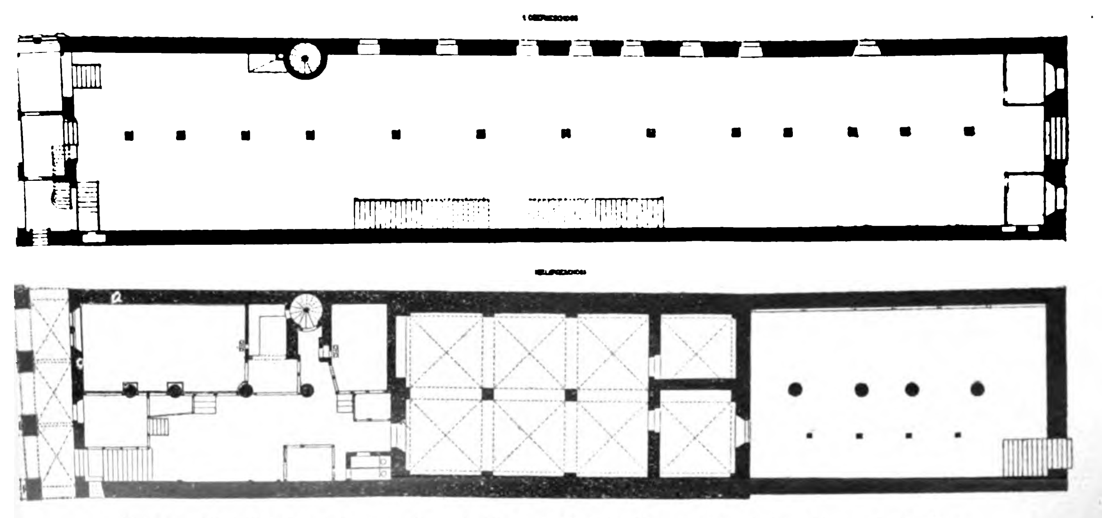
[1]) In dem mitgeteilten Gutachten wird hier zwar nur von dem Turme gesprochen, daß aber auch in betreff des Daches eine Kulissenprobe gefordert sei, haben Mitglieder der Kommission unter Vorlegung des Protokolls dem Schreiber dieses nachgewiesen, der ferner aus eigener Wissenschaft bezeugen kann, daß später im Denkmalausschusse von der einen wie der anderen Forderung in obigem Sinne stets die Rede gewesen ist.

[2]) Vgl. Bericht der Verhandlungen der Stadtverordneten 1907/1908 Nr. 11 S. 397 ff.

[3]) Karl Meißner in der Neudeutschen Bauzeitung: IV. Jahrg. H. 7 u. 8. S. 225—27 („Vom Kaputmachen alter Bauten", wiederh. Neueste Nachr. Nr. 173 vom 25. Juli 1908. — O. Döring in der Magdeb. Zeitung Nr. 379 vom 28. Juli 1908 (wiederh. Neueste Nachr. Nr. 176 vom 29. Juli 1908). Dagegen G. Bohnsack in d. Neuesten Nachrichten Nr. 180 vom 2. Aug. 1908. 5. Beil. — Meißners Erwiderung ebendas. Nr. 184 vom 7. Aug. 1908 1. Beil. — Eine Erklärung des Denkmalausschusses erfolgte in d. Br. Anzeigen Nr. 190, Neuest. Nachr. Nr. 190 u. Br. Landeszeit Nr. 377 vom 14. bezw. 13. Aug. 1908. Die Erwiderung Karl Meißners in den Neuesten Nachrichten Nr. 202 vom 28. Aug. 1908. 3. Beil.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Das Gewandhaus zu Braunschweig.



Fassade, Querschnitt und zwei Grundrisse des Gewandhauses vor dessen innerem Umbau.



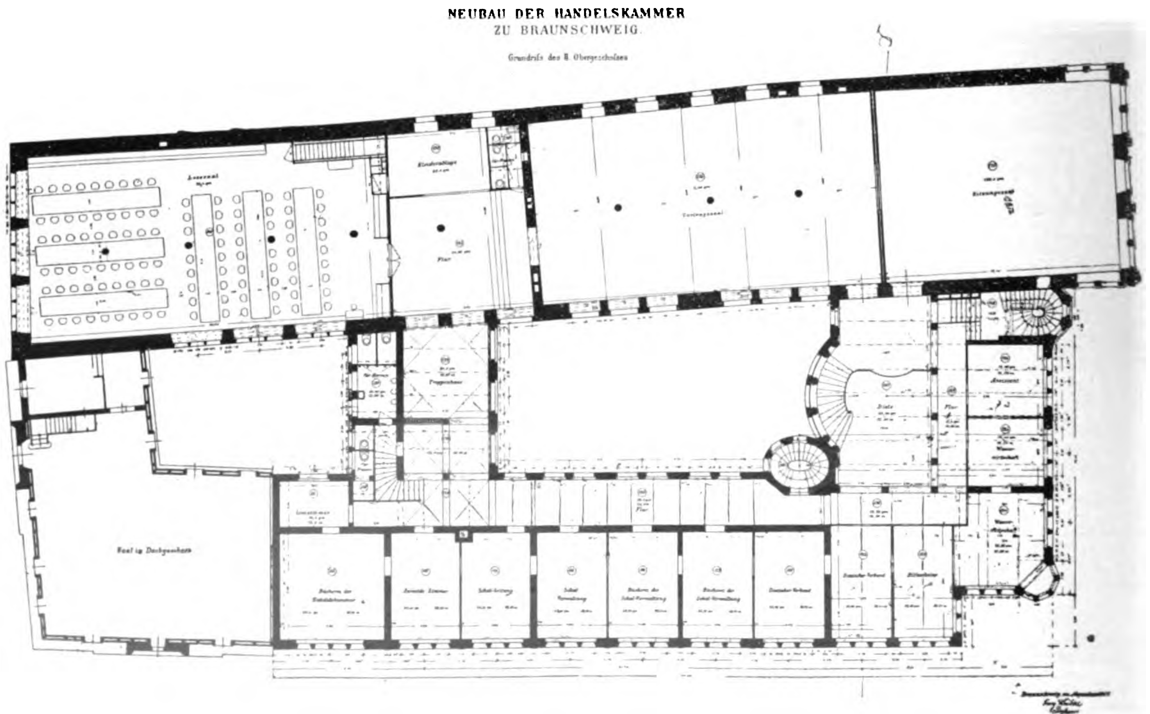
Blick von der Poststraße auf das Gewandhaus um d. J. 1880.



Blick von der Poststraße auf das Gewandhaus i. J. 1907.

NEUBAU DER HANDELSKAMMER
ZU BRAUNSCHWEIG.

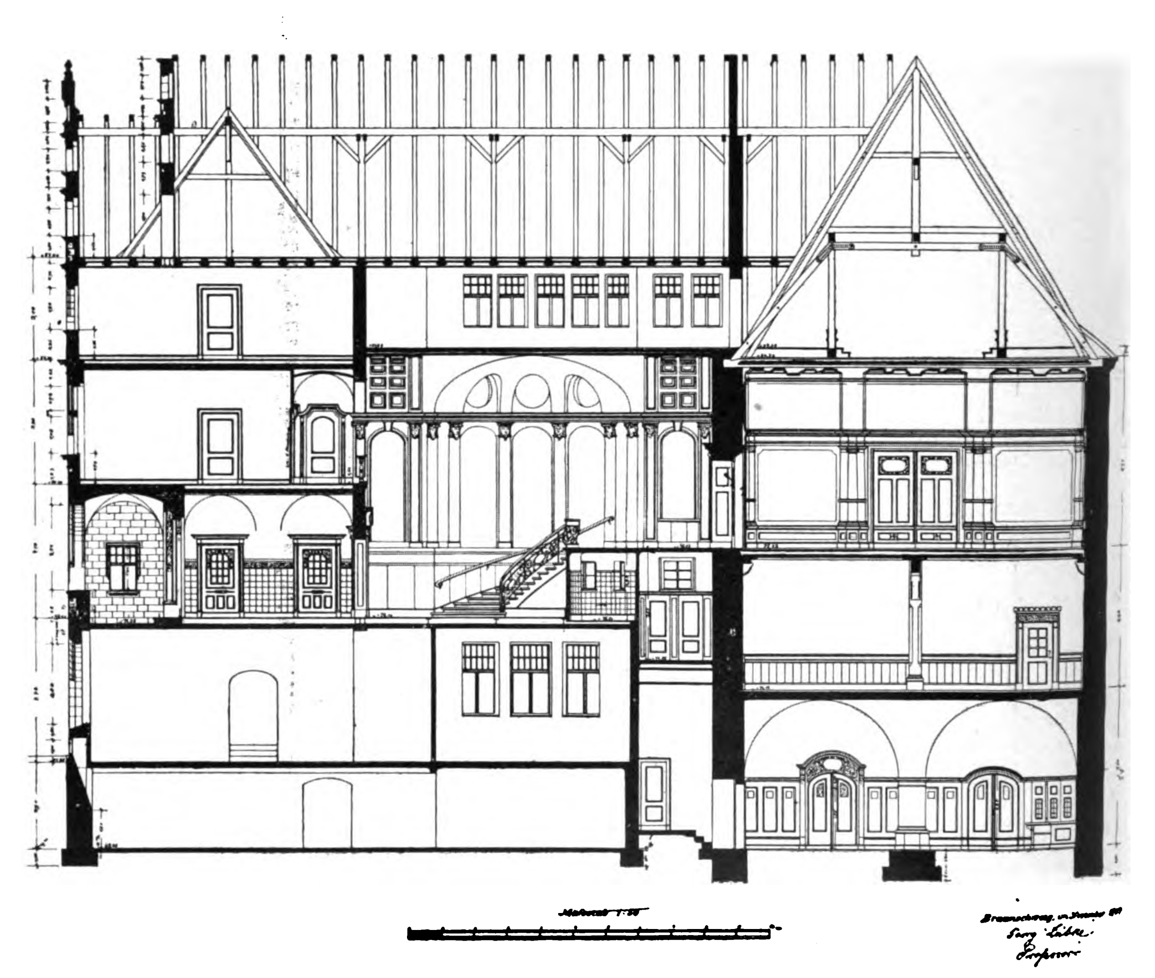
Grundriss des I. Obergeschosses.



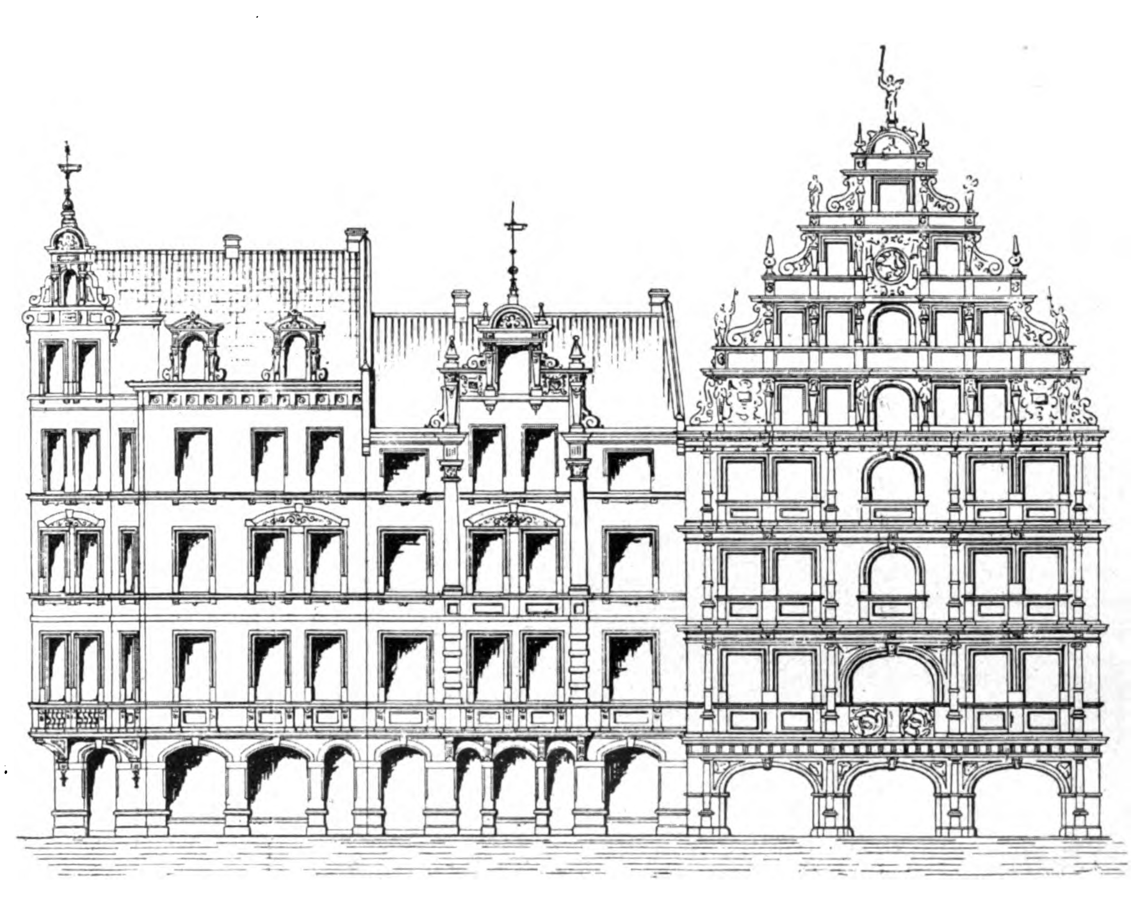
Zwei Grundrisse des Gewandhauses nach dem inneren Umbau mit dem neuen Anbau.



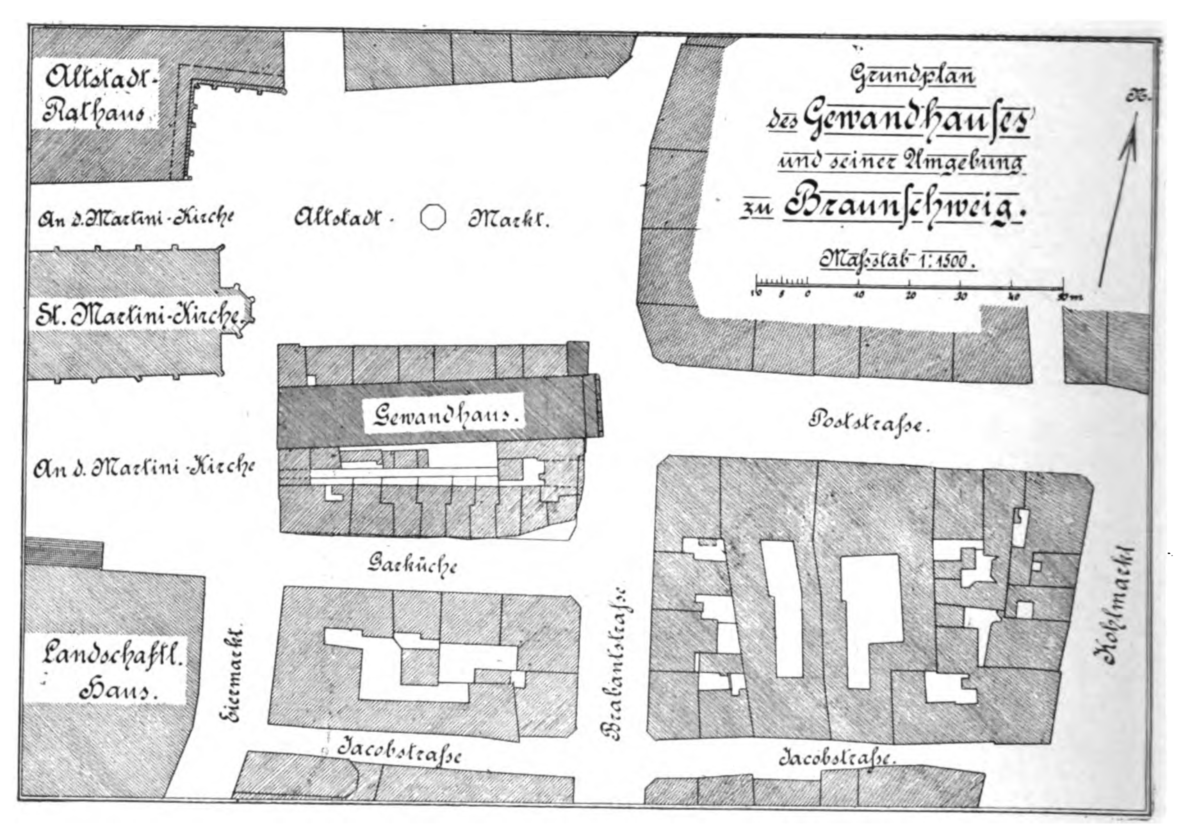
Schaubild des geplanten Neubaues am Gewandhause.



Querschnitt des geplanten Neubaues.



Projekt eines Bauunternehmers vom J. 1902.



Lageplan des Gewandhauses.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig

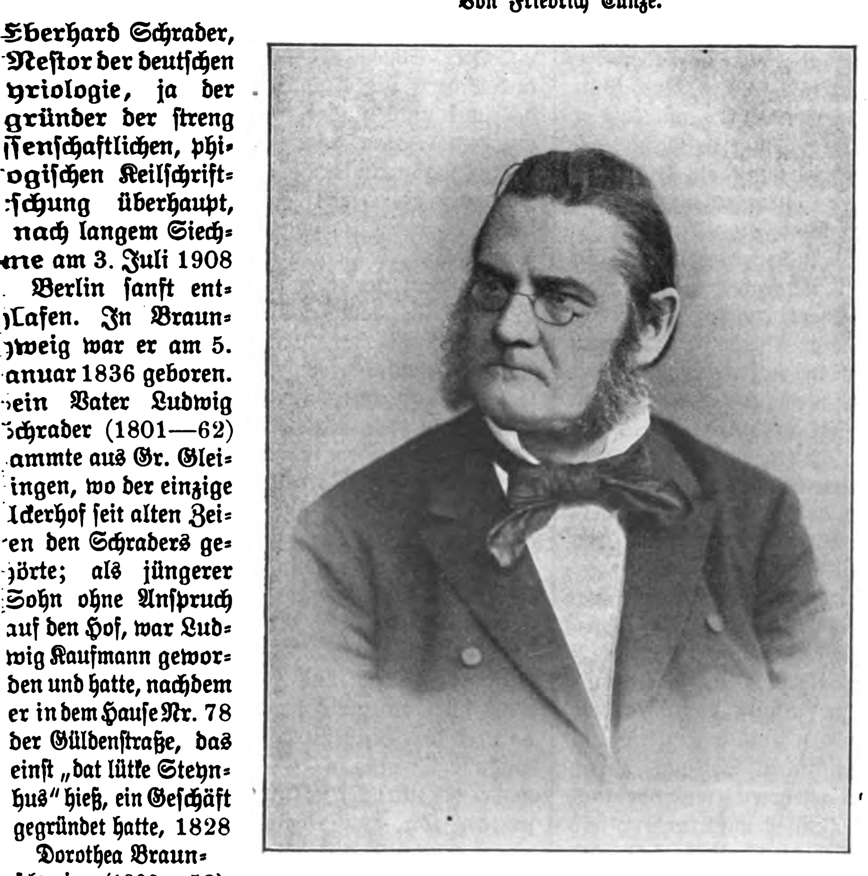


herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

08. Oktober Nr. 10.

Eberhard Schrader †.

Von Friedrich Cunze.



Eberhard Schrader, Nestor der deutschen yriologie, ja der gründer der streng ssenschaftlichen, phiogischen Keilschriftschung überhaupt, nach langem Siechme am 3. Juli 1908 Berlin sanft entlafen. In Braunweig war er am 5. anuar 1836 geboren. ein Vater Ludwig chrader (1801—62) ammte aus Gr. Gleiingen, wo der einzige ckerhof seit alten Zeien den Schraders geörte; als jüngerer Sohn ohne Anspruch auf den Hof, war Ludwig Kaufmann geworden und hatte, nachdem er in dem Hause Nr. 78 der Güldenstraße, das einst „dat lütke Steynhus" hieß, ein Geschäft gegründet hatte, 1828 Dorothea Braunschweiger (1809—53), das Kind einer alten Bürgerfamilie, heimgeführt. Sie gebar ihm vier Söhne und eine Tochter.

Eberhard, der jüngste unter den vier Brüdern, als Kind zart und schwächlich, hat seine Geschwister alle lange Zeit überlebt und allein das Geschlecht fortgepflanzt. Nachdem er die vom alten Tunica geleitete Bürgerschule besucht hatte, bereiteten ihn sein Bruder Hermann und Ed. Schmelzkopf fürs Gymnasium Martino-Catharineum vor, dessen Schüler er von Obertertia an gewesen ist. Von seinen Mitschülern gedachte er auch später besonders gern Hänselmanns, E. v. Meiers, B. v. Cramms-Burgdorf, G. Tunicas. Unter seinen Lehrern waren die bedeutendsten der Historiker Aßmann, der feine Philologe Bamberger und der Direktor G. T. A. Krüger selbst, der bei einer gewissen nüchternen Pedanterie doch eine tüchtige sprachliche Schulung gab. Aber dem jungen Schrader, der seinen Leib zugunsten seines Geistes vernachlässigte, genügte nicht, was die Schule ihm bot; er trieb mancherlei für sich, und der Kirchenrat Chr. Oberhey erzählte gern, wie Schrader bei ihm Hermann und Doro-

thea ins Französische übersetzt habe. Ostern 1854 verließ Schrader, der aus jeder Klasse als erster versetzt war, als primus omnium mit dem glänzendsten Reifezeugnis das Gymnasium, und besuchte zunächst, hauptsächlich um der Pflege des Vaterhauses nicht zu entraten, das Collegium Carolinum. Wenn diese Anstalt auch in ihrer alten Verfassung damals dem Verfalle entgegensiechte, so fand doch Schrader hier mancherlei Anregung: hatte er doch sein Leben lang eine große Mannigfaltigkeit der Interessen, wie das auch seine Bibliothek bezeugt. So hörte er hier z. B. selbst Chemie bei Otto, doch schloß er sich besonders dem gelehrten Hofrat Petri an, der ihn in die orientalischen Sprachen einführte. Schrader stellte später im Scherz eine Braunschweigische Orientalistenschule auf vom alten Helmstedter Professor Paul Jac. Bruns († 1814) über Petri und Ewald, der als Gymnasiallehrer zu Wolfenbüttel auch einmal Braunschweig angehört hatte, bis auf sich herab. 1856 nämlich ging er, von Petri warm empfohlen, zu Ewald, damals dem bedeutendsten Kenner der morgenländischen Sprachen, nach Göttingen und blieb dem verehrten Lehrer, mit dem er auch bis zu dessen Tode im regen Briefwechsel gestanden, wie der Hochschule zugetan bis 1860. Er fühlte sich bald heimisch in Göttingen und gab sich neben der strengen Wissenschaft auch der Freundschaft und dem fröhlichen Studentenleben hin. So leitete er jahrelang als 1. Chargierter die Hercynia, deren Wahlspruch: scientia, virtus, amicitia er ewig hochhielt, mit wuchtiger Würde; war er doch zu einem stattlichen Jünglinge emporgewachsen, der seine schöne Stimme oft im Liede und in Ansprachen ertönen ließ; und treu hat er durchs Leben den Kommilitonen die Freundschaft gewahrt, z. B. dem liebenswürdigen Franzosen Gaston Paris, dem Orientalisten Th. Nöldeke, dem Schulrat Alf. Eberhard. Schon 1858 gewann er den akademischen Preis für die von der philosophischen Fakultät gestellte Aufgabe: De linguae Aethiopicae cum cognatis linguis comparatae indole universa. 1860 promovierte er auf Grund jener Preisschrift und kehrte nun heim nach Braunschweig, um im Vaterhause still studierend sich auf die Zukunft vorzubereiten. Hier war er (1860) auf der 19. Philologenversammlung Sekretär der orientalischen Sektion. Durch seine Doktordissertation in gelehrten Kreisen bekannt geworden, wurde er von Bunsen aufgefordert, sein Amanuensis bei seinem Bibelwerk zu werden, und erhielt gleichzeitig einen Ruf als Lehrer und Prediger an die Domschule zu Reval und als besoldeter Privatdozent an die Universität Zürich. Die theologische Fakultät hatte ihn gleich als ordentlichen Professor haben wollen, aber der Züricher Erziehungsrat hatte Bedenken getragen, einen Mann, der noch nicht gelesen und kein Amt bekleidet hatte, so auszuzeichnen und half sich in seiner Verlegenheit dadurch, daß er dem jungen Doktor ein Gehalt als Privatdozent bot und die Zusicherung auf die Professur. Schrader nahm an und ward wirklich nach einem Jahr, Ostern 1863, ordentlicher Professor der Theologie. Die 8 Jahre, welche er nun in Zürich verlebte, sind wohl seine glücklichste Zeit gewesen. Schrader, der als Doctor philosophiae ohne weitere Prüfung und Habilitationsschrift 27jährig ordentlicher Professor der Theologie geworden war, ward ein beliebter akademischer Lehrer; er las seiner Bestallung gemäß hauptsächlich über das Alte Testament, daneben aber auch über Arabisch, Äthiopisch und Koptisch; er veröffentlichte 1863 seine Studien zur Kritik und Erklärung der biblischen Urgeschichte und besorgte 1869 die VIII. Auflage von de Wettes Einleitung in das Alte Testament; in beiden Arbeiten zeigte er sich als besonnener Forscher der Richtung Vatkes, die jetzt durch Wellhausen zum Siege gebracht ist. Schrader fand unter seinen Kollegen, namentlich in der eigenen Fakultät, liebe Freunde (Biedermann, Volkmar, Keim und Alex. Schweizer), und standen ihm auch Vischer und Scherr, Kinkel und Köchly ferner, so mied er doch mit nichten ihre anregende Geselligkeit, auch mit dem 1. Staatsschreiber Gottfr. Keller, der seine Bestallungsurkunde ausgefertigt, trank er manchen Schoppen. Im Herbst 1865 begründete er sein Haus, indem er seine Jugendgeliebte Ida Giltner aus der Braunschweiger Heimat als Frau nach Zürich führte. Hier endlich geriet er durch einen Zufall auf die Wissenschaft, welche er so mächtig fördern, und der er seinen Ruhm verdanken sollte, auf die Assyriologie. Er ward nämlich gebeten, die assyrischen Denkmäler, welche ein Züricher Bürger dem Museum geschenkt hatte, zum Zwecke der Katalogisierung zu deuten. Dafür fehlte es dem jungen Gelehrten aber an allen Hilfsmitteln, doch Adelb. v. Keller, der verdiente Erforscher der Pfahlbauten, bewirkte, daß der große englische Colonel Sir Henry Rawlinson dem mittellosen deutschen Professor seine teuren Werke über Keilschrift schenkte, (the cuneiform inscriptions of Western Asia usw.). Nun warf sich Schrader mit bohrendem Scharfsinn auf dies Studium, das eben erst in England und Frankreich geschaffen war. Doch blieb es zunächst natürlich für ihn mehr Liebhaberei für Mußestunden als Beruf und Lebensaufgabe. So ging er 1870 als Theologe nach Gießen, wobei die Züricher Fakultät ihn, den sie nur ungern scheiden sah, zum Doctor theologiae et scripturae sacrae ernannte, und als Theologe (Kirchenrat) auch noch 1873 nach Jena. Und weil es ihm hier sehr gefiel, ward es ihm leicht, ehrenvolle Rufe nach Kiel, Greifswald und Tübingen abzulehnen. Aber Olshausen, damals Dezernent für Universitäten im preußischen Kultusministerium, selber ein tüchtiger Orientalist, hatte schon lange nach ihm ausgeschaut und setzte es 1875 gegen Mommsen, der den scharfsinnigen, skeptischen Historiker A. v. Gutschmid haben

wollte, durch, daß Minister Falk Schrader die Mitgliedschaft der Akademie der Wissenschaften und eine neu zu gründende Professur für Assyriologie — die erste Deutschlands — in Berlin unter glänzenden Bedingungen anbot. Da meinte Schrader annehmen zu müssen, so schwer auch ihm und den Seinen der Abschied vom traulichen Jena ward. Er siedelte Herbst 1875 nach Berlin über, trat, theologische Vorlesungen ganz aufgebend, in die philosophische Fakultät ein, um sich fast ausschließlich der Keilschrift fürderhin zu widmen, und fand sich überraschend schnell in die neuen Verhältnisse.

39 Jahre alt, stand er jetzt auf der Höhe seines Lebens, aber er mußte, bevor er mit behaglicher Sicherheit seine Saat ernten konnte, eine grimmige Fehde ausfechten. Er war seit 1869 für die Wissenschaftlichkeit der Assyriologie auf- und eingetreten mit seiner Abhandlung über „die Basis der Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilschrift“; er hatte nach einer „kritischen Untersuchung der Grundlagen ihrer Entzifferung“ (1872) im selben Jahre sein Hauptwerk: „Die Keilinschriften und das Alte Testament“ veröffentlicht. Damit hatte er bei vielen Theologen wie Historikern Anerkennung gefunden. Lagarde z. B., der in seinen Vorlesungen Schrader, Keilinschriften und Altes Testament nach den Anfangsbuchstaben mit Skat zitierte, und Max Dunker in seiner Geschichte des Altertums waren durch Schrader überzeugt; aber andere Gelehrte hielten die ganze Keilschriftforschung für haltlose Phantasien, mindestens für recht unsichere Hypothesen, und zu ihrem Vorkämpfer warf sich der oben erwähnte A. v. Gutschmid auf, der nach kleinen Plänkeleien endlich 1876 Schrader offen angriff in seinen „Neuen Beiträgen zur Geschichte des Orients“ mit dem Untertitel „Die Assyriologie in Deutschland“. Es handelte sich für Schrader um Sein oder Nichtsein in der Wissenschaft, aber er siegte 1878 mit seinem Buche: „Keilinschriften und Geschichtsforschung“ vollständig; jeder Zweifel und jeder Widerspruch gegen die neue Wissenschaft verstummte, die Assyriologie war im kritischen Deutschland anerkannt, und Schrader war ihr Vertreter.

Er hatte übrigens schon in Jena angefangen, darüber auch zu lesen. Friedr. Delitzsch, der Verfasser von Babel und Bibel, erinnert gern daran, wie er fast durch einen Zufall Schrader zum Lesen über Assyriologie bewogen habe und so sein erster und ältester Schüler darin geworden sei. Vom Leipziger Professor W. Brockhaus getrieben, in Jena bei Schrader die neue Wissenschaft zu studieren, sei er nach Jena gefahren, aber durch die äußerlich etwas rückständige Kleinstadt arg enttäuscht, in den Bären gegangen mit dem festen Vorsatze, am folgenden Tage, ohne sich hier immatrikulieren zu lassen, nach Leipzig zurückzukehren. In der Gaststube sei er mit einem Herrn zufällig ins Gespräch gekommen und habe dem sein Leid geklagt, seine Absichten wie sein Enttäuschung. Lachend habe der Herr sich als Schrader vorgestellt und sich bereit erklärt, ihm ein Privatissimum in der Assyriologie zu halten. Was so in der Thüringer Hochschule vorsichtig begonnen war, setzte Schrader in Berlin nachdrücklich fort; las er hier doch schier ausschließlich über Keilschrift, und er gründete in zwei Jahrzehnten eine deutsche Schule der Assyriologie in dem Maße, daß heute alle Forscher, die auf deutschen Hochschulen über Keilschrift lesen oder überhaupt Assyriologie treiben, unmittelbar oder wenigstens mittelbar seine Schüler sind.

Die Entzifferung der Keilschrift, die Grundlage der ganzen Assyriologie, ist eine der genialsten Leistungen, einer der schönsten Triumphe des 19. Jahrhunderts, vergleichbar Champollions Lesung der Hieroglyphen, der ägyptischen Bilderschrift. Am Euphrat und Tigris ist der Grund aller menschlichen Kultur gelegt. Von ihren Schöpfern, den Akkadern und Sumeriern wissen wir leider fast nichts, wurden sie doch vor 6000 Jahren von den Semiten der arabischen Wüste überrannt und aufgesogen. Diese Eroberer, im Süden Babylonier, im Norden Assyrier genannt, übernahmen den ganzen Besitz und die gesamten Errungenschaften jenes ersten Kulturvolks, namentlich auch seine Schrift. Die Natur des Landes, das reiner Alluvialboden, gar keine Hausteine bietet, hat wie die Baukunst so auch die Schrift beeinflußt: man ritzte in den feinen feuchten Ton, bevor man ihn brannte, Keile und Haken (| — ⟨), entsprechend ungefähr den Punkten und Strichen der Telegraphie und bildete daraus eine recht schwerfällige Schrift, die halb Silben-, halb Bilderschrift war. Die semitischen Babylonier verwandten nun diese für die akkadische Sprache geschaffene Schrift für ihre eigene Sprache. Da war denn freilich das Lesen selbst für die gelehrten Priester eine schwierige Sache, denn nun bezeichnete dieselbe Gruppe von Zeichen bald den Lautwert einer Silbe, bald ihren Sinn, z. B. ⟨≡| kann heißen ‚num‘ oder ‚saku‘ oder auch ‚ilamu‘, wie wenn das lateinische ‚mus‘ bald Maus, bald Mus, Gemüse, bald Muskel bedeutete.

So hatten Babels Priester Syllabare nötig, die man dem Schlüssel eines künstlichen Chiffriersystems vergleichen möchte; es sind ihrer mehrere gefunden. Man entnimmt aber hieraus, was für eine mühsame Arbeit es den Gelehrten des 19. Jahrhunderts machte, diese krausen Charaktere, die auf Hunderttausenden von Tontafeln der Erde entstiegen, zu enträtseln. War doch zunächst selbst die Sprache dieser Keilschrift unbekannt. Eine lange Reihe Forscher hat Schritt vor Schritt die Aufgabe gelöst, und drei Deutsche sind dabei hervorragend tätig gewesen. Der hannoversche Schulmann Grotefend hat 1802 zuerst persische Keilinschriften von Persepolis

erklärt, der Hamburger Gelehrte J. Oppert († 1905) hat als membre de l'institut in Paris die Forschungen der Franzosen und Engländer gewissermaßen abgeschlossen, und Eberh. Schrader hat die Assyriologie oder die Philologie der ostsemitischen Sprachen zu einer sichern Wissenschaft erhoben und ausgebaut. So kann man heute mit den bequemen Hilfsmitteln der Gegenwart, z. B. mit Schraders assyrischem Syllabare leicht Keilschrift lesen lernen, und ihre Deutung ist viel sicherer als die der Hieroglyphen. Die Ergebnisse aber dieser neuen Wissenschaft sind von allergrößter Bedeutung; erstens ist das Alte Testament samt der Geschichte Israels aus der unbegreiflichen Abgeschlossenheit und Besonderheit herausgeholt und, mitten in die nun bekannte Kulturwelt Vorderasiens gestellt, verständlicher geworden, zum zweiten aber ist die Geschichte der Menschheit, welche bisher vor den Pyramiden und Hieroglyphen Ägyptens staunend anhielt, weit darüber hinausgeführt und zugleich die Quelle, der einheitliche Ursprung unserer Kultur entdeckt worden.

Schrader arbeitete nun in Berlin rüstig weiter an seiner Wissenschaft mit Wort und Feder. Neben der Höllenfahrt der Ishar, die schon 1874 erschienen war, veröffentlichte er über 100 Abhandlungen in der Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft, den Berichten der Akademie und anderswo. Er begründete und gab mit heraus die Jahrbücher für Protestantische Theologie und die Zeitschrift für Assyriologie und beteiligte sich an der Veröffentlichung einer Reihe größerer Sammelwerke. Besonders verdienstvoll war die keilinschriftliche Bibliothek, Sammlung von assyrischen und babylonischen Texten in Umschrift und Übersetzung (6 Bde), die er mit einigen seiner Schüler herausgab. Im Hörsaal wie in seinen Schriften hat sich Schrader stets als echten deutschen Gelehrten gezeigt von unermüdlichem Fleiße, großem Scharfsinn und der rechten Fähigkeit zu kombinieren und zu konjizieren; dabei war er immer vorsichtig und bedächtig, wie im Leben so in der Wissenschaft, deshalb hat er wohl kaum bei aller Kühnheit seiner Forschungen je eine wissenschaftliche Behauptung zurücknehmen müssen. Er gehörte zu jenem alten Schlage der Professoren, denen ihre Studierstube die Welt ist. Man wunderte sich wohl, daß er den Orient, in dem er doch lebte und webte, nie besucht hat. Das hätte übrigens schon seine zarte Gesundheit nicht erlaubt; aber Schrader hat jene unmittelbare Anschauung nie vermißt. Er ist seiner Wissenschaft wegen in London und Oxford, in Paris und Leyden, auch in Skandinavien gewesen; sonst reiste er gern in die Heimat oder zur Erholung nach Ems und an die See. Schrader war konservativ in seinen Gewohnheiten, in Kleidung und Wohnung; er hat die 33 Jahre in Berlin dieselbe Wohnung innegehabt; er war ein treuer Sohn der protestantischen Kirche, liberal, wenn er auch nicht zum Protestantenverein gehörte; er ist nie ein Mann der Clique, der Partei, der Öffentlichkeit gewesen. Wie eifrig er auch daheim politisierte, er trat nie öffentlich hervor; er hat sich kaum je bei Erklärungen und Programmen unterschrieben, er hielt sich selbst von den Wahlen fern. Auch lag es ihm nicht, die staunenswerten Entdeckungen seiner Wissenschaft weiteren Kreisen durch Vorträge oder volkstümliche Aufsätze nahe zu bringen. Schon seine Schreibart, ein schwerer Gelehrtenstil, stand dem im Wege. Und dies bestätigen nur, wie Ausnahmen die Regel, seine Vorträge im Schlosse zu Weimar, in der Berliner Singakademie vor der Kaiserin Augusta und in Hamburg. Er war wohl ein äußerst anregender Lehrer von lebhaftem, klarem Vortrage, aber seinen Stoff einer großen, verschieden gebildeten Menge darzubieten, war ihm wenig gegeben. Darin übertrifft Fried. Delitzsch den Meister.

Schrader war von rücksichtsvoller Artigkeit und liebenswürdiger Bescheidenheit, ohne des rechten Selbstbewußtseins zu ermangeln; ein angenehmer Gesellschafter, war er überall beliebt; ein Italiener pries auf dem Berliner Orientalistentage mit Fug seine offene Fröhlichkeit; er konnte prächtig erzählen, hörte aber auch gern andere sprechen. Er brachte den schüchternsten Studenten dahin, aus sich herauszugehen; er zeigte sich seinen Schülern, Bekannten und Verwandten zugänglich und ging teilnehmend auf ihre Angelegenheiten ein. Im amtlichen und wissenschaftlichen Leben hat er sich kaum einen Feind erworben, er war unter seinen Kollegen sehr beliebt und fand überall erquickenden Verkehr. In Berlin war er regelmäßig Donnerstag nach Akademie- und Fakultätssitzung mit trauten Genossen wie Kiepert und Zupitza fröhlich beisammen; er, der Orientalist, war Mitglied der sehr exklusiven Griechheit, eines Lesekränzchens, dem seit Niebuhr und Böckh die bedeutendsten Philologen Berlins angehört haben. Auch zur Mittwochsgesellschaft gehörte er, die aus Gelehrten, hohen Beamten und Offizieren besteht und nach der Reihe von jedem Mitgliede wissenschaftlichen Vortrag und einfache Bewirtung heischt. Doch am wohlsten fühlte sich Schrader zu Hause bei Frau und Kindern. Von seiner Gattin, deren schönes Klavierspiel seine Studien nicht störte, rühmte er wohl, sie habe ihm bei seinen Werken geholfen, indem er die polemischen Stellen ihr vorgelesen und nach ihrem Takte gemildert habe. Namentlich der Sonntagnachmittag gehörte der Familie; da ging es, wenn das Wetter es irgend zuließ, hinaus; und der große Gelehrte war heiter, ja ausgelassen, sich freuend über jeden neckischen Vorfall, deren seine Professorenzerstreutheit gar manchen schuf. Wie er nie ein Freundschaftsverhältnis aufgab, so war er, trotzdem er ein guter Preuße geworden war, seiner Heimat treu ergeben. So lange er konnte, besuchte

er Braunschweig alljährlich, und noch in seinen letzten Jahren war es sein Wunsch, es noch einmal zu sehen; es sollte nicht sein; er freute sich sehr, daß seine älteste Tochter sich in die Heimat verheiratete. Er verfolgte Braunschweigs Geschichte mit regster Teilnahme, hielt sich bis an den Tod erst das Tageblatt, später die Landeszeitung, auch das Adreßbuch und war in Berlin Mitglied des Braunschweiger Vereins. Jeder Landsmann war einer doppelt liebenswürdigen Aufnahme sicher. Es war so Schraders Leben reich und schön; mochten ihm auch Sorgen im Haus (seine zweite Tochter starb 19jährig nach langem Leiden) und Verdruß im Amte nicht erspart bleiben, so überwog doch das Gute. Auch die äußeren Ehren blieben nicht aus.

„Geheimrat bist du nun geworden
mit Adler-, Kronen-, Nordsternorden"

heißt es in einem Scherzgedicht seiner Tochter. Auch das Komturkreuz Heinrichs des Löwen fand sich ein. Er war Mitglied vieler gelehrten Körperschaften, wie der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, der kaiserlichen Akademie zu Wien, Ehrenmitglied der American oriental society, wie der royal asiatic society in London.

Da riß ihn ein Schlagfluß im Februar 1895 jäh aus seinem Schaffen; er war erst 59 Jahr, er hätte noch so viel leisten können. Zwar erholte er sich soweit, daß er, wenngleich einseitig gelähmt, zu Hause Vorlesungen hielt, noch einige Abhandlungen für die Akademie verfaßte und an die 3. Auflage seines Hauptwerkes ging, doch machte dem allen der Einspruch des Arztes ein Ende, und ein neuer Schlaganfall schwächte weiter Leib und Geist. Die sorgfältigste Pflege, welche seine Gattin ihm widmete, erhielt ihn noch 13 lange schwere Jahre am Leben, aber es war unsagbar traurig, den einst so hellen, scharfen Geist immer stumpfer werden zu sehen, und es muß als eine Erlösung betrachtet werden, daß er einige Wochen nach seiner treuen Frau, die ihm unerwartet in den Tod voranging, sanft entschlief, ein großer Gelehrter und ein guter Mensch.

Zur Frage der Grundrißbildung der Stadt Braunschweig.

Von P. J. Meier.

In dem kurzen Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig, das K. Steinacker und ich im Auftrage unseres Geschichtsvereins für den Braunschweiger Denkmalpflegetag 1906 verfaßt haben, sind auf S. 5 ff. die Ergebnisse meiner Forschungen über Entstehung und Grundrißbildung Braunschweigs mit wenigen Worten zusammengefaßt, eine nähere Begründung aber wegen des Zwecks und der Form des „Verzeichnisses" unterlassen und im Vorwort erst für spätere Zeit in Aussicht gestellt. Ich gebe gern zu, daß dies Verfahren insofern nicht unbedenklich war, als ich mich in den wenigen Sätzen weit von der Ansicht entfernte, die ein so hervorragender Forscher, wie unser unvergeßlicher Ludwig Hänselmann, schon vor Jahrzehnten ausgesprochen und noch in seinem letzten Abriß über die Geschichte der Stadt Braunschweig [1]) mit neuen Gründen gestützt hatte. Indessen galt es für den Denkmalpflegetag das „Verzeichnis" rasch abzufassen, und ich hoffte, in diesen besonderen Verhältnissen eine ausreichende Entschuldigung finden, auch zunächst wenigstens in Vorträgen vor dem Braunschweiger Geschichtsverein meine abweichenden Anschauungen begründen zu können. Ohne nun diese, die am 10. Dez. 1906 und am 4. März 1907 (s. Braunschw. Magazin 1907 S. 22 u. 70) gehalten wurden, abzuwarten, hat mein verehrter Freund und bewährter Forschungsgenosse, Herr Oberstleutnant z. D. Heinrich Meier, in der Braunschw. Landeszeitung vom 15. Nov. 1906 scharf gegen mich Stellung genommen, nachdem er kurz zuvor, am 12. Nov., seine Anschauungen in einem Vortrag (gedruckt Braunschw. Magazin 1906, 121 ff.) ausführlich begründet hatte und hier gleichfalls gegen mich aufgetreten war, ohne mich freilich zu erwähnen. Über seine Entgegnung auf meinen zweiten Vortrag hat H. Meier selbst a. a. O. S. 70 kurz berichtet.

Ich beabsichtige nun nicht, an dieser Stelle bereits die ganze Frage ausführlich und abschließend zu behandeln, gedenke vielmehr, die Entstehung und Grundrißbildung sämtlicher Marktniederlassungen und Städte unseres Herzogtums in einer größeren Arbeit zusammenfassend zu besprechen. Aber ich will wenigstens jetzt für die Leser des Magazins und im Anschluß an die genannten Sitzungsberichte des Geschichtsvereins die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, die mir durch H. Meiers Vorgehen für den positiven Aufbau meiner Beweisführung erwachsen sind.

H. Meier stellt sich in seinen Ansichten über die Entstehung Braunschweigs ganz auf Hänselmanns Seite, der in den sog. Vorwerken oder Allodien auf dem Gebiete der Altstadt uralte Freihöfe und Reste der ehemals dörflichen Ansiedelung sah, der weiter den in Braunschweig bestehenden Markt schon in karolingischer Zeit aus wilder Wurzel entstanden sein ließ und selbst das für die Gründung der Stadt fälschlich ausgegebene Jahr 861 wenigstens soweit zu retten suchte, als er es für die Gründung der mit dem Markte in Zusammenhang gebrachten Jakobskirche vermutungsweise in Anspruch nahm. Ich darf hier auch erwähnen, daß Hänselmann — im logischen Weiterbau dieser Anschauungen — mündlich mir gegenüber den für die karolingische Zeit bisher bei Ohrum angenommenen Okerübergang der großen Heerstraße vom Rhein zur Elbe leugnete, solchen

[1]) „Braunschweig im J. 1897", Festschrift für die 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte, S. 1 ff.

vielmehr von Anfang an bei Braunschweig suchte, und daß er auch aus textkritischen Gründen in dem orchaim oder orcheim einiger Handschriften der fränkischen Jahresbücher ein Dorf Okerheim zu erkennen glaubte, in dem er den Namen jener ältesten, halb dörflichen, halb kaufmännischen Niederlassung auf dem Boden der späteren Altstadt Braunschweig sah.

Meiner Überzeugung nach sind aber diese Ansichten des trefflichen Gelehrten nicht mehr haltbar. Die topographischen Verhältnisse bei Ohrum liegen, wie ich schon Braunsch. Jahrbuch I (1902) S. 3 dargelegt habe, derartig, daß hier ein Übergang über die Oker sich auch mit den einfachen Mitteln jener frühen Zeit leicht bewerkstelligen ließ, so daß kein Grund vorhanden ist, ihn zu leugnen, aber ebensowenig, einen besonders entwickelten Marktverkehr bei Braunschweig bereits in karolingischer Zeit anzunehmen. Andrerseits handelt es sich bei jenen Vorwerken nicht, wie Hänselmann vordem annahm, nur um 4, sondern um 10[1]), die übrigens auch keineswegs früh, wie H. Meier behauptet, sondern sämtlich erst im 14. Jahrh. bezeugt sind, und diese verteilen sich so über das weite Gebiet der Altstadt, daß sie die Schranken eines früh-mittelalterlichen geschlossenen Dorfes — und eine andere Form ist für unsere Gegend nicht nachweisbar — ohne weiteres sprengen würden. Ich halte deswegen diese Vorwerke für Grundstücke, von denen aus eine Anzahl Patrizier ihre vor der Stadt liegenden, allmählich erworbenen Ackerländereien ebenso bewirtschafteten, wie die Herzöge von dem fürstlichen Vorwerk in der Alten Wiek und dem großen Hofe im Sack aus die ihrigen.

Ausschlaggebend aber ist, daß wir inzwischen durch Siegfried Rietschels bahnbrechende und jetzt wohl allseitig anerkannte Forschungen[2]) von der Entstehung einer deutschen Stadt im Mittelalter ein von dem früheren vollkommen abweichendes Bild gewonnen haben.

Wenn wir von den Städten der Rhein- und Donaugebiete absehen, die aus römischer Anlage entstanden sind und nie aufgehört haben, regen kaufmännischen Handel zu treiben, so haben sich die deutschen Städte regelmäßig in der Weise gebildet, daß seit dem 10. Jahrh.[3]) neben oder in königlichen Pfalzen, bischöflichen oder abteilichen Sitzen, oder auch zahlreichen fürstlichen Höfen — bei diesen letzten namentlich, wenn hier Salz- oder Bergwerke bestanden — seitens des betr. Grundherrn eine rein kaufmännische Marktniederlassung gegründet wurde, deren Ergänzung dann ein dichtbenachbartes, ebenso rein bäuerliches Dorf älteren Ursprungs bildete. In wie weit eine Entwicklung dieser zahllosen Marktniederlassungen stattgefunden hat, können wir nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Von Anfang an war — das lehren uns die vom König erteilten Privilegien — mit dem Markte eine grundherrliche Münze und das Zollrecht verbunden, es ist auch ohne weiteres anzunehmen, daß den Kaufleuten für alles, was mit dem Handel und dem Markt zusammenhing, ein besonderes Kaufmannsrecht erteilt wurde, daß ihnen die einzelnen Grundstücke in der äußerst vorteilhaften Form der Erbleihe (Weichbildrecht) gegeben wurden, daß mit der Marktniederlassung eine Almende mit Holzberechtigung für Hausbau und Heizung und mit Weideberechtigung für das Hausvieh verbunden war, daß aber eine Ackerflur mit Hufenrecht fehlte, weil die Bevölkerung keine Landwirtschaft trieb. In wie weit aber schon in der ersten Zeit dieser Gründungen die Kaufmannsgemeinde auch eine besondere kirchliche Gemeinde mit eigener Pfarrkirche bildete, wissen wir nicht, im 11. Jahrh. ist dies jedenfalls bereits die Regel gewesen. Erst seit dem Anfang, besonders dem 2. Viertel des 12. Jahrh. entstehen nun aus den Märkten Städte[4]), deren hauptsächliche Eigenart weniger in einer Befestigung, wie Rietschel meint, bestanden hat — denn der Marktort Goslar ist bereits 1073 mit der altgermanischen Umwallung und Verplankung gegen feindlichen Angriff geschützt gewesen[5]) —, sondern, wie ich glaube, in der Verbindung der verschiedenen Stände, besonders der Kaufleute und Ackerbürger, mehrfach, ja in der weiteren Entwicklung durchgängig auch der Ritter zu einer politischen Gemeinde mit wesentlich gleichem Rechte; aber auch diese Städte sind, soweit wir sehen, nicht allmählich und aus sich selbst heraus entstanden, sondern durch den Machtspruch des jeweiligen Grundherrn. In allem wesentlichen tritt uns überall das gleiche Bild entgegen, und es genügt vollkommen, wenn uns bei den einzelnen Orten nur ein Teil der oben genannten Merkmale bezeugt ist, um die andern dazu zu ergänzen.

Hänselmanns Theorie war so lange verständlich, als es sich um seine vier „Freihöfe" handelte, H. Meier aber läßt sich durch die von ihm selbst erst nachgewiesenen zehn Vorwerke nicht nur nicht abschrecken, das Dorf, zu dem diese gehörten, gleichmütig ins Ungemessene wachsen zu lassen, sondern er benutzt sie, um nun auch gleich der ältesten Stadt Braunschweig, trotzdem für diese natürlich eine derartige Zerstreutheit der Grundstücke nicht möglich

[1]) Vgl. Tafel I im UB. der Stadt Braunschweig, Bd. III.

[2]) „Markt und Stadt", Leipzig 1897; von H. Meier nicht benutzt.

[3]) Nur Corvey macht hierin eine Ausnahme; nach Rietschel, „Markt und Stadt" S. 16 f., gab Ludwig d. Fr. durch Verleihung des Münzrechtes schon 833 der Abtei die Möglichkeit zur Errichtung eines Marktes.

[4]) Bisher galt Freiburg i. B., 1120 gegründet, als die früheste; doch ist aus einer Urkunde von 1108 für Goslar (UB. I 152) schon damals die planmäßige Erweiterung und Zusammenschließung der bestehenden Einzelgemeinden zur Stadt zu folgern.

[5]) Lambert von Hersfeld zu diesem Jahre.

war, einen so beträchtlichen Umfang und sogar ein Bestehen im 11. Jahrh. zuzusprechen. Er kannte nämlich meine Gründe, aus denen ich zunächst eine Stadt für das 11. Jahrh. glaubte erschließen zu können. Aber ich gab dieser Stadt nur den geringen Umfang des Pfarrsprengels zu St. Ulrich, und wenn es mir schon zweifelhaft ist, ob auch Hänselmann meinen ausschließlich aus „Denkmälern" gewonnenen Beweis anerkannt hätte, so weiß ich vollends nicht, wie er sich gegenüber H. Meiers erheblich größeren Stadt des 11. Jahrh. verhalten haben würde. Wir dürfen uns, wenn wir wieder von den ehemaligen Römerstädten und -kastellen absehen, die Städte des 11. Jahrh. in Deutschland nicht zu groß denken. Nur eine der wenigen, die damals bereits bestanden, die erzbischöfliche Altstadt Hamburg, läßt sich in ihrer Größe genauer messen; sie hat nach dem Plane bei Gaedechens (Topographie der Stadt Hamburg) Achsen von 450 und 400 m, ein Maß, das, wie wir noch sehen werden, selbst unter das z. B. der obersächsischen Städte des 12. Jahrh. herunterging und das Maß allein der Altstadt Braunschweig erheblich übertraf. Aber gleichviel, ob groß oder klein, eine Stadt des 11. Jahrh. bedeutet für Deutschland eine so außerordentliche Seltenheit, daß stets ein besonders zwingender Beweis für ihr Vorhandensein geführt werden muß. Davon kann aber bei Braunschweig gar nicht die Rede sein, während allerdings zu dem Nachweis einer Marktansiedelung die Gründe vollkommen ausreichen.

Es sind uns nämlich Münzen des Brunonen Ekberts II. († 1090) erhalten, die als ihren Prägeort Brunswic nennen[1]) und damit schon für sich





allein vollkommen ausreichend beweisen, daß Braunschweig damals bereits einen kaufmännischen Marktverkehr besaß, d. h. Marktniederlassung war, und es fragt sich nur, wo wir diese zu suchen haben. Nun wissen wir, daß Bischof Godehard von Hildesheim († 1038) die Ulrichskirche auf dem jetzigen Kohlmarkte geweiht hat, die wenigstens später für den östlichen Teil der Altstadt und für den Sack Pfarrkirche war[2]). Zu derselben Zeit etwa wurde auch für das damalige Dorf Brunswiek auf der rechten Okerseite, der späteren Altenwiek, die Pfarrkirche zu St. Magni, auf der Burg Dankwarderode die Stiftskirche der hll. Blasius und Johannis d. T. gegründet. Welche Bedeutung aber kann die Ulrichskirche bei ihrer Gründung gehabt haben? Die Annahme einer Stifts- oder Klosterkirche hier ist gänzlich ausgeschlossen; nun ist es sehr wohl denkbar, daß auf dem Boden der Altstadt früher ein Dorf gelegen hat, in dem die bäuerliche Ergänzung der kaufmännischen Marktansiedlung zu erkennen war, aber da wir dieses Dorf einzig und allein aus dem anscheinend hohen Alter der westlich von der Ulrichskirche gelegenen Jakobskirche erschließen könnten, so würde eben nur diese letzte als Dorfkirche in Frage kommen, nicht aber die Ulrichskirche. Und so weiß ich wirklich nicht, welchen Zweck diese gehabt haben könnte, wenn sie nicht von Anfang an Pfarrkirche der durch die Münzen für das 11. Jahrh. sicher bezeugten Marktansiedlung gewesen wäre. Andrerseits aber pflegten, wie bereits bemerkt war, die Marktansiedlungen wenigstens des 11. Jahrh. besondere Pfarrkirchen zu besitzen, und als solche käme eben allein die Ulrichskirche in Betracht.

Ich verstehe nun nicht recht, warum H. Meier sich so mit Händen und Füßen dagegen gesträubt hat, meine Vermutung anzunehmen, daß uns von dieser 1544 niedergelegten Ulrichskirche auf dem Kohlmarkt in einem Holzschnitt, den der Kreisgerichtssekretär Sack im Braunsch. Kalender von 1861 veröffentlicht hat, ein getreues Bild erhalten sei; denn dieser Holzschnitt zeigt eine Kirche mit zwei frühromanischen Türmen, wie sie — von Stifts- und Klosterkirchen abgesehen — bei uns sonst nur städtische Pfarrkirchen kennen, und da wir mehrfach Beispiele dafür haben, daß das Münzrecht keineswegs an eine Stadt gebunden war, sondern auch in Dörfern ausgeübt wurde[3]), die Gepräge Eckberts II. also für Braunschweig noch nicht entscheidend waren, so war früher, als ich von einer Marktansiedlung noch nichts wußte, eben diese Zweitürmigkeit für mich der einzige Beweis, daß Braunschweig schon um 1030 Stadt war. Freilich nimmt auch schon die Marktansiedlung gegenüber dem Dorfe eine so vornehme Stellung ein, daß die Zweitürmigkeit auch wieder nicht gegen sie spricht. Aber für meine jetzige Beweisführung ist sie allerdings nicht mehr von Bedeutung, und wenn ich doch noch in einem besonderen Aufsatz auf die Ulrichskirche zurückkommen werde, so geschieht es nur, weil die Frage nach ihrem Aussehen an sich von Interesse ist.

Es läßt sich dann aber ein ganz zwingender Beweis führen, daß bei St. Ulrich in der Tat die

[1]) S. Menadier, Deutsche Münzen I 83 (vgl. die Abbildung im Text). Braunschweigische Gepräge Lothars von Sachsen hat derselbe bekannt gemacht Ztschr. f. Numismatik XXII 93 ff.

[2]) Das Patronat war bis 1420 beim Blasiusstift, diesem aber sicher erst durch den Grundherrn übertragen, wie schon Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig S. 488 richtig vermutet.

[3]) So nahm man bisher an; durch Rietschel wissen wir jetzt, daß die vermeintlich bäuerlichen Dörfer, aus denen wir Münzen kennen, vielmehr kaufmännische Marktniederlassungen waren, die nur wegen ihres geringen Umfanges und ihres unbefestigten Zustandes vielfach auch als Dörfer bezeichnet werden.

Marktansiedlung Braunschweig gelegen hat. Das westliche Eckhaus Poststraße-Schützenstraße (Nr. ass. 103), dem an der östlichen Ecke das ehemalige Wechslerhaus (Nr. ass. 162) entspricht, erscheint wiederholt in den Degedingsbüchern der Altstadt, zuerst 1268 ohne Bezeichnung, aber durch seine Berührung hintenaus mit dem Haus „Zu den sieben Türmen" am Altstadtmarkt und durch die Person des Besitzers Hermann Eicke bestimmbar (UB. Stadt Braunschweig II S. 101, 1 f.), dann 1308 (ebd. S. 329, 17) als „stenhus bi dhen wesleren" und damals von Hermann Eicke verkauft, 1338 (ebd. III 412, 14) als „bi den weslern", 1342 (ebd. IV 52, 20) als „uppe deme kolemarkede entyghen den wesleren", 1339 (ebd. III 441, 16) aber als „uppe deme olden markete tyeghen den wesleren", d. h. der Kohlmarkt wird hier als alter Markt bezeichnet, was bei der ganzen Lage der Dinge nur soviel heißen kann als: der erste, ursprüngliche Markt in Braunschweig, der der Marktniederlassung des 11. Jahrh., dessen Bedeutung als Mittelpunkt des Handels und Verkehrs seit der Anlage des Altstadtmarktes bei St. Martini natürlich sofort schwinden mußte. Das Zeugnis ist so klar und unzweideutig, daß man schon einen Eiertanz aufführen muß, um es auszuscheiden. Wenn H. Meier und mit ihm H. Mack, der auf derselben Seite steht, einfach erklärten, es läge hier ein Schreibfehler vor, dann ließe sich noch allenfalls darüber reden. Freilich, solche Annahme wäre das äußerste Mittel, das nur dann anwendbar wäre, wenn sich jeder vernünftigen Deutung unüberwindbare Schwierigkeiten in den Weg stellten. Aber mir scheint das Verfahren, das meine Gegner in der Tat anwenden, noch erheblich bedenklicher. H. Meier sagt in seinem sonst so vortrefflichen Buche „Die Straßennamen der Stadt Braunschweig" S. 60, jene Bezeichnung von 1339 hätte „zu der irrtümlichen Vermutung, (womit ich wieder gemeint bin) Anlaß gegeben, der Kohlmarkt sei ein älterer Markt als der Altstadtmarkt", und „die Schlußfolgerung wird dadurch hinfällig, daß der Altstadtmarkt bereits 1306 als antiquum forum bezeichnet ist. Beide Bezeichnungen sind übrigens ungenau und stehen für die genauere forum antiquae civitatis, Markt der Altstadt", und ähnlich äußert sich H. Mack in der Sitzung vom 4. März 1907 (s. Magazin 1907, 70). Mit Erlaubnis — der Ausdruck antiquum forum für den Markt der Altstadt ist in der Tat ungenau und nur eine der häufigen Verkürzungen, und er hat sich auch niemals eingebürgert; aber inwiefern der Ausdruck „Alter Markt" auch beim Kohlmarkt ungenau und verkürzt sein soll, verstehe ich nicht. Die Lage der Ulrichskirche macht es, wie wir sahen, wahrscheinlich, daß auf dem heutigen Kohlmarkt einst der Mittelpunkt der Marktansiedlung gewesen ist. Sobald nun der neue Markt bei St. Martini angelegt war, wurde der bei St. Ulrich selbstverständlich der alte Markt, und wenn er im Laufe der kaufmännischen Entwicklung der Stadt seine ursprüngliche Bedeutung einbüßte, der Hauptverkehr den erheblich größeren neuen Markt aufsuchte, und dem Kohlmarkt (eigentlich bekanntlich Kohlenmarkt) nur der Verkauf der Kohlen verblieb, die ihm die neue Bezeichnung verschafften, so schließt dies doch nicht aus, daß man sich auch später noch seiner nunmehr eingebüßten Geltung erinnerte und ihn als Alten Markt bezeichnete. Ein Mißverständnis war dadurch so gut wie ausgeschlossen, daß der Markt bei St. Martini früh schon einfach „Der Markt" ohne weitere Bezeichnung genannt wurde. Es bestehen hier wirklich keine Schwierigkeiten; sie sind erst künstlich geschaffen worden, um dem Altstadtmarkt die Rolle als ältestem Markt zu geben. Aber zwang denn schließlich nicht auch die Kreuzung zweier bedeutenden Heerstraßen auf dem Kohlmarkt, von der noch die Rede sein wird, dazu, hierher den Mittelpunkt der ersten kaufmännischen Gründung zu legen?

Das, wie mir scheint, völlig sichere Endergebnis der Untersuchung läßt sich dahin zusammenfassen: Braunschweig ist bereits in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts Marktniederlassung, die Ulrichskirche auf dem Kohlmarkte die Marktkirche, die Kirche der Kaufleute, und der Kohlmarkt noch im 14. Jahrh. in seiner Eigenschaft als der Marktplatz dieses Ortes nicht ganz vergessen. Und nun haben wir endlich festen Boden unter den Füßen und sind imstande, auch Heinrich Meiers Theorie von der Straßenanlage der Altstadt und der Neustadt auf ihre Berechtigung hin zu prüfen. Nicht die über eine weite Fläche zerstreuten Freihöfe, sondern eine geschlossene, aber vermutlich unbefestigte Marktansiedlung, die im SO an der Oker[1]), im W vielleicht an einem unmittelbar anschließenden Dorfe mit der Jakobskirche, im NO an dem freilich erst später bebauten Sack seine Grenze fand, damit aber doch eine Längsachse von 300, eine Querachse von 200 m besessen haben kann, und somit eine Flächengröße, die in durchaus richtigem Verhältnis steht etwa zu der der obersächsischen Städte mit 500 bis 600 m Durchmesser bei kreisrundem, oder mit 400 bis 600 m Längs- und 300 bis 500 m Querachse bei ovalem Umriß, und die nur nicht mit der erheblich bedeutenderen Ausdehnung selbst nur der Altstadt Braunschweig (700 : 500 m) gemessen werden darf.

Man tut gut, sich auf einem Stadtplan diese Marktansiedlung in ihrem ungefähren Umriß einmal abzugrenzen und nun sich zu überlegen, wie der Zug der Straßen damals gewesen sei. Im allgemeinen wird man annehmen dürfen, daß der kleine

---

[1]) H. Meier läßt die älteste Stadt, wofür wir jetzt natürlich Marktansiedlung sagen müßten, auf die Okerinsel hinübergreifen, die allerdings später zum Pfarrsprengel der Ulrichskirche gehörte, doch schloß das Ulrichs- oder Lauentor diese Teile ursprünglich von der Altstadt aus.

Marktort durch die beiden, sich hier kreuzenden großen Heerstraßen Frankfurt-Hamburg und Köln-Magdeburg (bzw. Köln-Halberstadt) genügend geteilt wurde, und daß die so entstehenden vier Straßen das ganze „Straßennetz" bildeten. Die zweite dieser Heerstraßen, die im O auf die Okerinsel und die Dammaufschüttung angewiesen war, kann wenigstens seit ihrer Verlegung von Ohrum in die Nähe der Burg Dankwarderode eigentlich niemals anders gelaufen sein, als es jetzt der Fall ist; bei der ersten aber ist die Sache nicht ganz so einfach. Es ist eine überaus glückliche Vermutung Heinrich Meiers, daß diese Heerstraße deshalb den weiten Umweg über Sack und Höhe bis zur Reichs- und Kaiserstraße (durch deren Namen sie als solche bezeugt ist) machte, ja in der Kaiserstraße erst noch einmal nach rechts umbog, ehe sie dieser nach links hin folgte, — weil am NO-Ende derselben der wichtige Umladeplatz an der Oker lag, auf dem die zu Berg fahrenden Waren vom Schiff auf die Achse, die vom Harz kommenden von der Achse auf das Schiff verladen wurden. Es fällt auf, daß der Stapel nicht in die Nähe der Kreuzung der beiden Heerstraßen oder umgekehrt der Zug der Köln-Magdeburger Straße nebst dem Okerübergang nicht in die Nähe des Stapels gelegt wurde. Aber dafür gab es zwingende Gründe. Denn vom Stapel aufwärts beginnt die Werderbildung und Teilung der Oker, die deren Wasserstand verringerte und die Schiffahrt ausschloß. Andrerseits aber war der Übergang über den Fluß grade an der Stelle des Anlegeplatzes unmöglich, weil in dessen Nähe die gegen Überschwemmungen gesicherte 70 m Höhenkurve nur am linken Ufer bis dicht an die Oker herantritt, während sich auf dem rechten eine 450 m breite sumpfige Niederung befand. Für den Übergang eignete sich vielmehr nur die Stelle südlich von der Burg, weil hier die 70 m Kurve auf beiden Ufern der hier freilich durch eine Insel geteilten Oker bis hart an den Fluß tritt, so daß nur ein kurzer Damm über die Insel erforderlich war. In derselben Weise war aber auch die Burg grade auf ihre Insel angewiesen, weil nur sie fast ganz der genannten Kurve angehört, ja in der Mitte noch 1 m höher ist, was für die Wasserverhältnisse von wesentlicher Bedeutung war. Somit waren die drei wichtigsten Punkte in der Frühgeschichte Braunschweigs, die Burg, der Anlegeplatz für die Schiffe und der Übergang über die Oker, damit aber auch die Kreuzung der beiden Heerstraßen und die Anlage der Marktansiedlung von Anfang an durch die natürlichen Bodenverhältnisse fest bestimmt. Man darf wohl auch annehmen, daß alles dieses, die Einrichtung der Okerschiffahrt, das östliche Hinüberziehen der Frankfurt-Hamburger Heerstraße bis zum Stapel, die Verlegung des Okerüberganges in die Nähe der Burg und des Stapels (soweit dies letzte möglich war), die damit erzielte Kreuzung der beiden Straßen und die Gründung des Marktes bei dieser Kreuzung, innerlich auf das engste zusammenhängt. Es ist die kluge Wirtschaftspolitik des Grundherrn, die uns hier entgegentritt und die in der gleichzeitigen Gründung des Blasiusstiftes und der Erhebung des herrschaftlichen Dorfes Brunswiek am rechten Okerufer zum Pfarrdorf weiter ihr Gegenstück findet.

Die Frankfurt-Hamburger Straße, um auf diese wieder zurückzukehren, hat sich dann so dicht, als es die Höhenverhältnisse gestatteten, an der Oker entlang gezogen, und ihre etwas schlängelnde Linie vom Michaelistor über Prinzenweg, Südstraße, Ziegenmarkt, Kohlmarkt, Schuhstraße, Höhe und Kaiserstraße wird ganz von selbst entstanden und, wenigstens seit dem Bestehen des Anlegeplatzes, unverändert geblieben sein. Aber ich habe es schon oben angedeutet, daß für den Zug dieser großen Straße unter die Mauern der Burg und bis zum Schiffsladeplatz kein rechter Grund vorlag, ehe nicht ein Markt hier geplant war und zugleich der Okerübergang; ich möchte vielmehr glauben, daß die an sich unzweifelhaft uralte südnördliche Straße ursprünglich die Stelle des späteren Braunschweig gar nicht berührt hat.

H. Meier beschränkt, wie wir sahen, seine älteste Stadt Braunschweig nicht auf das Ulrichskirchspiel, wie wir es bezüglich der Marktansiedlung tun, er geht deshalb bei seiner Theorie über die Entstehung des Straßennetzes der heutigen Altstadt auch nicht von dem kleinen Orte beim Kohlmarkt aus, sondern läßt zur Zeit einer zerstreuten dörflichen Ansiedlung auf dem Gebiet der Altstadt die zu Straßen werdenden Wege sich ganz von selbst bilden. Nun gehen bekanntlich die langgestreckten Straßen der Altstadt z. T. von der Basis der von SW nach NO laufenden Frankfurter, z. T. auch erst von der Kölner Heerstraße nach N zu und treffen sich beim Petritore, mehrfach gruppenweise, im spitzen Winkel. Die ebenso langgestreckten Straßen der Neustadt aber gehen von der Fortsetzung der Frankfurter Straße in ihrem nunmehr südnördlichen Laufe aus, haben demgemäß westliche und südwestliche Richtung, schließen aber unmittelbar neben dem Treffpunkte der Altstädter Straßen ebenfalls zusammen, so daß von hier aus eine große Reihe von Straßen strahlenförmig oder in der Art von Radspeichen ausgehen[1]). Dieses Straßengebilde

---

[1]) Es ist möglich, daß der hier gelegene Radeklint von hier ansässigen Rademachern seinen Namen hat: aber meine Vermutung, dieser möchte von der Radform des ganzen dortigen Straßengebildes herrühren, scheint mir mindestens ebenso berechtigt zu sein, und es war nicht nötig, mit solcher Schärfe dagegen aufzutreten, wie es in den „Straßennamen der Stadt Braunschweig" S. 85/86 geschieht. Der Häuserblock zwischen Radeklint und Bäckerklint ist sicher erst später erbaut worden. Nur ist die Anlage des ganzen Straßensternes allerdings nicht mit einem Mal entstanden, sondern in zwei Abschnitten.

der Altstadt wie der Neustadt vergleicht nun H. Meier mit den ganz von selbst entstehenden Verästelungen der Heerstraßen, wie man sie vor der Zeit eines systematischen Straßenbaus z. B. in der Heide kannte, wie sie sich dann aber auch vielfach bei Dörfern erkennen lassen. Es fragt sich nur, ob nicht auch bei diesen Dörfern eine planmäßige Anlage vorliegt. Jedenfalls aber muß ich den Vergleich der Altstädter Straßen mit den Heidewegen ablehnen. Die natürliche Verästelung eines Weges entsteht nämlich dadurch, daß dieser an irgend einer Stelle zu schlecht geworden ist, und man einfach im spitzen Winkel zu dem bisherigen Zuge seitlich ausweicht und so lange parallel neben ihm einen anderen Zug sucht, bis der eigentliche Weg wieder fahrbar ist. Dann ergibt sich eine Doppellanzettform, wie ich sie auch auf den trefflichen Aufnahmen des Kommunionharzes von 1680 bei Waldwegen mehrfach feststellen konnte. Die hier vorliegende Straßenverästelung ist aber in der Tat eine ganz andere, wie wir sie in Braunschweig sehen; denn hier treffen wohl ebenfalls die parallelen Züge an ihrem Ende spitz zusammen, aber ihr Ausgangspunkt ist keineswegs ein ebensolcher Winkel, sondern die lange Linie der durch die Stadt ziehenden Heerstraße, von der sie im stumpfen oder rechten Winkel abzweigen. Welchen Zweck aber soll eigentlich diese Verästelung in beiden Stadtteilen haben? Der Treffpunkt aller dieser Straßen beim Petritor hat es H. Meier angetan. Er betrachtet ihn als den Ausgangspunkt, den der Landweg nach Celle, die Fortsetzung der Frankfurter Straße, von den Klinten bei St. Peter nahm, und meint, hierhin hätte sich „also nach und nach eine Anzahl von Fahrwegen gerichtet". Ich weiß nur nicht, wie dieser Punkt entstanden sein soll; er steht und fällt doch mit der Befestigung der Stadt, die damals noch nicht bestand, und schwebt vollkommen in der Luft, ehe nicht wenigstens eine Straße durch das Tor seinen Ausgang nahm. Besonders klar liegt die Sache bei Kaiser- und Beckenwerkerstraße, die doch ohne das bereits festliegende Petritor niemals von ihrer natürlichen Richtung nach NW soweit nach SW abgewichen wären. Und nun die Probe auf das Exempel. H. Meiers Verästelungstheorie ist eine Vermutung, deren Richtigkeit ich bestreite. Aber daß der Straßenzug Prinzenweg—Südstraße—Ziegenmarkt — Kohlmarkt — Schuhstraße — Höhe — Reichsstraße, sowie der zweite Straßenzug Sonnenstraße—Altstadtmarkt—Poststraße—Kohlmarkt—Hutfiltern—Damm in der Tat Heerstraßen sind, steht fest und wird von niemand bezweifelt. Aber wo liegt hier auch nur die geringste Verästelung nach Art der Heidewege vor? Und das ist nicht etwa eine einzelne Ausnahme, sondern der einheitliche Zug findet sich auch sonst in Städten, wo wir eine ältere Heerstraße festhalten können, die ähnlich, wie die Frankfurter Straße in Braunschweig, die sonst regelmäßige Plananlage stört und grade dadurch als Heerstraße sich zu erkennen gibt. Ich nenne Freiburg i. Br., wo ungeachtet der nordsüdlichen Hauptstraße und der westöstlichen Querstraßen eine schräg durchlaufende Verbindung vom Schwabentor nach dem Christophtor zu erkennen ist, oder Seehausen i. A., dessen Anlage sich ganz auf zwei, sich spitzwinklig treffenden Heerstraßen aufbaut.

Vollends unhaltbar erscheint aber H. Meiers Verästelungslehre, wenn die Altstadt nicht aus einer dörflichen Anlage allmählich entstanden, sondern in Anlehnung an die Marktansiedlung der Brunonen gegründet worden ist. Man zeichne sich auf einem Stadtplan den ungefähren Umriß des Ulrichkirchspiels der älteren Zeit (ohne Sack). Die großen Heerstraßen von vier Seiten führen mitten hinein und treffen sich auf dem Markt. Aber die langgestreckten Straßen der Altstadt gehen nahezu sämtlich an dem Orte vorbei. Mag das eine Straße getan haben, ein solches System von Verästelung, das ohne Annahme eines riesenhaften Verkehrs überhaupt nicht gedacht werden kann, ist einfach unmöglich.

Noch eigentümlicher erscheint H. Meiers Annahme bei den Straßen der Neustadt. Der Reisende, der nach dem Stapelplatz wollte, zog ruhig die Reichsstraße und suchte dann, bevor die Stadt mit der Umwallung entstanden war, gewiß in einem Richtweg, den wir nicht mehr feststellen können, nach Gründung der Stadt durch die Beckenwerkerstraße[1]) möglichst rasch den Ausgang aus der Stadt zu gewinnen. Daß er die Reichsstraße noch einmal wieder zurückfuhr, um die Weber- oder Langestraße zu benutzen, wäre doch ebenso hirnverbrannt gewesen, als wenn er vor Erreichung des Stapelplatzes nach links sich gewendet hätte; denn dann wäre er doch besser eine der Altstadtstraßen gezogen. Ein spitzwinkliges Abbiegen vom Wege, wie in der Heide, liegt ja auch in der Neustadt nirgends vor.

Warum aber sträubt sich H. Meier so hartnäckig gegen Joh. Fritz' Hinweis auf eine regelmäßige Straßenanlage der Alt- und Neustadt? Fritz hatte im wesentlichen seine Untersuchung beschränkt auf die Städte im Osten von Elbe und Saale, die von dem betr. Grundherrn künstlich angelegt sind. H. Meier glaubt nun, eine derartige freie Verfügung über den Grund und Boden wäre eben nur in diesem, wie er meint, herrenlosen Gebiet des Ostens möglich, dagegen im Westen, wo bereits seit langer Zeit die Besitzverhältnisse geordnet waren, ausgeschlossen gewesen. Wo immer bereits ein Hof, eine Ansiedlung lag, läßt er deshalb seine Straße ausweichen, ja er erkennt hierin sogar den Grund, weshalb die Straßen der Altstadt gebogen sind. Nun habe ich aber in dem Mannheimer Vortrag[2]) gezeigt, daß

---

[1]) Das Neustadttor scheint nur auf die Feldflur geführt zu haben, aber ohne Bedeutung für den großen Verkehr gewesen zu sein.

[2]) Stenographischen Bericht des VIII. Tages für Denkmalpflege (bei Mittler u. Sohn. Berlin 1907).

eben dieselben regelmäßigen Grundrisse, wie im Osten, auch im Westen anzutreffen sind, wo z. T. schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., dann aber besonders im 13. Jahrh. eine Massengründung von Städten einsetzt. H. Meier möge sich die Stadtpläne einmal daraufhin ansehen, es treten uns hier genau dieselben graden Linien und rechten Winkel entgegen, aber nur in Ausnahmefällen ein Abweichen davon zu Gunsten einer älteren Anlage. Auch hier verfügte natürlich der Grundherr über das betr. Gebiet, aber um dies tun zu können, mußte er freilich die in anderm Besitz befindlichen Grundstücke durch Kauf, Tausch oder besondere Vergünstigungen erst an sich zu bringen suchen. Daß dies aber wirklich geschah, wissen wir z. B. für die Judenstadt Speier, wo Bischof Rüdeger 1084 nach seiner eigenen Aussage so verfahren hat[1]); das gleiche aber habe ich auch für Wolfenbüttel unter Herzog Julius nachgewiesen[2]) und werde es nächstens für Hameln aus einer Urkunde von 1243 erweisen. Die Vorstellung, als ob für Straßenzüge und Stadtanlagen ältere Besitzverhältnisse stets unüberwindliche Hindernisse gewesen seien, ist also erweislich falsch und wird übrigens seltsamerweise von H. Meier selbst über Bord geworfen, wenn er meint, daß die Straßenzüge der Altstadt in beliebiger Anzahl nebeneinander entstanden seien, — aber auf Grund und Boden, der doch auch damals auf keinen Fall herrenlos war. Eben so falsch ist aber auch die zweite Vorstellung, daß einmal vorhandene Heerstraßen in ihrem Zuge niemals geändert worden wären. In Braunschweig und vielen andern Städten sind die bereits bestehenden Heerstraßen allerdings ohne Änderung in den Plan der neuen Anlage übernommen worden; aber bei Leipzig und namentlich bei Hameln läßt sich der Nachweis führen, daß sie, dem regelmäßigen Grundriß zuliebe, mehrfach im rechten Winkel gebrochen sind. Und irrig ist schließlich auch die Vorstellung, als ob nur da von einem planmäßigen Grundriß gesprochen werden könnte, wo ausschließlich grade Linien und rechte Winkel vorliegen. Gehorcht denn nicht auch die gebogene Linie den Gesetzen der Geometrie? Haben doch auch weitaus die meisten ganz regelmäßig angelegten Städte des 13. Jahrh. im Osten und Westen, im Gegensatz zu antiken Anlagen, wenigstens einen kreisrunden oder ovalen Umriß. Und bei verschiedenen Städten, wie z. B. Berlin, Köln und Blankenburg a. H., besteht die zweifellose Regelmäßigkeit gerade darin, daß Straßen und Häuserblocks sämtlich konzentrisch gebogen sind. Und so gut wie urkundlich können wir die bewußte Absicht eines Plans mit gekrümmten Linien feststellen bei der 1496 gegründeten Bergstadt Annaberg im Erzgebirge[3]). Es liegt also gar kein Grund vor, die leicht gekrümmten Straßenzüge in Braunschweig für rein zufällig zu erklären. Den positiven Beweis aber, daß sie künstlich angelegt sind, habe ich in meinem Mannheimer Vortrage gebracht, wo ich eine Reihe von ganz ähnlichen Stadtanlagen aufgeführt habe. Meine in Aussicht gestellte eingehende Arbeit über die Grundrisse der Braunschweigischen Städte wird darauf weiter zurückkommen müssen. Aber auf eins muß schon jetzt hingewiesen werden. So gut, wie die Städte im 13. Jahrh., gleichviel ob sie dem Westen oder Osten angehören, durch ihren regelmäßigen Stadtplan sich als Gründungen des betr. Fürsten erweisen, ebenso sind auch die des 12. Jahrh., bei denen wir eben auch ganz bestimmte Plantypen feststellen können, nicht natürlich entstanden, sondern künstlich geschaffen worden. Für den Hagen in Braunschweig, wie für manche andere Stadt, ist uns dies ausdrücklich bezeugt, wird auch von H. Meier beim Hagen nicht bezweifelt, aber bei der Altstadt und der Neustadt ist das Gleiche anzunehmen.

Ich habe dem Vortrage H. Meiers noch manches Fragezeichen an den Rand geschrieben; aber es kam mir zunächst ja nur darauf an, den Weg mir für weitere Untersuchungen frei zu machen, und das hoffe ich erreicht zu haben. Sollte ich dabei schärfer vorgegangen sein, als es sonst meine Art ist, so hat es mir doch völlig fern gelegen, das Ansehen meiner Gegner herabzusetzen. Ganz im Gegenteil! Nicht das schroffe Ablehnen meiner Ansicht und der vorzeitige Angriff gegen mich sind es allein oder auch nur in erster Linie gewesen, die mich etwas lebhaft haben werden lassen, sondern grade eben das wissenschaftliche Ansehen dieser Gelehrten und der hohe Wert, den ich ihrem Urteil zolle.

Bücherschau.

A. Neumeister, Harzhäuser Ausgewählte Entwürfe des Wettbewerbs Kleine Landhäuser für Bad Harzburg. Sonderheft I der deutschen Konkurrenzen. Leipzig, Seemann u. Co. [1907]. 93 S. gr 8⁰ M.

Im Jahre 1906 erließen die Herren Dr Frei-

[1]) Hilgard, UB. von Speier Nr. 11.

[2]) Braunschw. Jahrbuch I (1902) S. 33 ff., und Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogt. Braunschweig, III, S. 11 ff.

[3]) Vgl. C. Gurlitt, Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Halle 1890) S. 9 ff. und Tscharmann im Kunstwart 1907/8 S. 346 ff. Nach Gurlitt, der aus einer alten Chronik schöpft, hatte man „die Straßen zwar unmittelbar auf den Markt zugeführt, doch leicht gekrümmt, daß ein feindlicher Schuß nicht die Sammelplätze der Mannschaften erreichen könne," und der Annaberger Rektor Paulus Jenisius, den Tscharmann anzieht, schreibt 1592 in Bezug auf seine Vaterstadt, man müsse bei Stadtanlagen „zur Erhaltung reiner Luft" für breite Straßen sorgen, aber auch darauf sehen, „daß dieselben etwas in die Krumme gehen, um einigermaßen den Winden zu steuern, welche sonst im Gebirge sehr heftig und ungestüm sind." Dann fährt er aber fort: „Es dient auch solche Ungradheit der Gassen den Städten an sich zur Zierde, indem es dadurch den Anschein erhält, als wäre alles voller Häuser und Gebäude."

Herr von Boenigk=Halberstadt, Rittmeister a. D. Dommes=Harzburg, Kommerzienrat Habenicht=Harzburg, Kommerzienrat Dr Herm. Schmidt=Braunschweig, Reg.=Rat Dr Stegemann=Braunschweig u. Bürgermeister von Stutterheim=Harzburg ein Preisausschreiben zu dem Zwecke, geeignete Entwürfe für kleine Wohnhäuser zu gewinnen.

Preisrichter über die eingegangenen 664 Entwürfe waren die Herren Baurat Käppler=Leipzig, Professor Lübke=Braunschweig, Kommerzienrat Dr Schmidt=Braunschweig, Professor Solf=Berlin u. Bürgermeister v. Stutterheim=Harzburg.

Aus dem Preisausschreiben wollen wir hier in aller Kürze die wichtigsten Sätze wiedergeben, dieselben lauten: Behufs Erlangung von Entwurfsskizzen für den Bau kleiner Landhäuschen in Bad Harzburg, welche bei billigem Preise Kurgästen die Annehmlichkeit des Wohnens im eigenen Hause in landschaftlich schöner Gegend bieten sollen, wird unter den in Deutschland ansässigen Architekten hiermit ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben. Für die Erbauung derartiger Sommerhäuser sind auf der Nordseite des Burgberges in der Nähe des Krodo= und Stübchentales mehrere vorzüglich gelegene Grundstücke in Aussicht genommen, welche in kleine Baustellen von etwa 500 qm Größe geteilt und billig abgegeben werden sollen." — „Das Sommerhäuschen soll eine vollständige Wohnung für eine Familie mit drei bis vier Kindern nebst Wirtschaftsräumen enthalten."— „Die Baukosten des Hauses dürfen unter keinen Umständen mehr als 7500 M. betragen." Aus der großen Zahl der eingegangenen Entwürfe erhielt die Arbeit der Architekten Ernst Rank und Arnold Silbersdorf=Schöneberg bei Berlin den ersten Preis. Der zweite Preis wurde dem Architekten Neuschwender=Darmstadt erteilt und den Architekten Paul Landsmann=Magdeburg und Edwin Dubs=Berlin je ein dritter Preis. Da die Entwürfe der Architekten Zechlin=Berlin und Böhm=Osterwiek den mit den dritten Preisen gleichkamen, wurden auch diesen beiden Herren je ein dritter zuerkannt.

Professor A. Neumeister in Karlsruhe hat die bedeutendsten Arbeiten dieser Konkurrenz veröffentlicht, 31 an der Zahl, die durch etwa 234 größere und kleinere Abbildungen dargestellt werden.

Wer die Bautätigkeit der letzten Jahrzehnte verfolgt hat, wird zu dem traurigen Schlusse kommen, daß in unsern Städten unendlich viel schöne alte Bauten verschwunden sind, ohne daß auch nur ein annähernder Ersatz durch Neubauten geboten ist. Insbesondere hat sich das Bauunternehmertum immer mehr breit gemacht, so daß wir jetzt bei einem Tiefstande der Bautätigkeit angekommen sind, der kaum noch schlechter zu denken ist.

Erst in neuerer Zeit wird dem Schaden zu steuern gesucht und besonders sind es die Stadtverwaltungen, die diesen Fragen näher treten. Das so lange vernachlässigte Bürgerhaus darf auch nicht länger der Willkür preisgegeben bleiben, und es werden sich schon Mittel und Wege finden lassen, wenn der gute Wille erst die Herrschaft gewonnen hat.

Glücklicherweise sind für diese Aufgabe tüchtige Kräfte genügend vorhanden; an allen Orten zeigen sich glückliche Neuschöpfungen, aber noch fehlt die Verallgemeinerung und die Durchführung dieses Grundsatzes für das einfache Haus, insbesondere für das einfache Reihenhaus. Daß in der überlieferten Architektur der Stadt die wertvollsten Fingerzeige für die Neuschöpfungen zu suchen sind, ist naheliegend; doch wird dieser Grundsatz leider selten ausgeübt.

Es muß daher mit Freuden begrüßt werden, wenn seitens der Städte dem Baubedürfnisse durch geeignete Entwürfe vorgearbeitet wird, und es ist hier durch dies Harzburger Unternehmen der Beweis erbracht, wie mit geringen Mitteln für unsere Aufgabe ganz ausgezeichnete Entwürfe geboten werden können. Die Aufgabe war eine besondere, ihre Lösung sollte den örtlichen Verhältnissen Harzburgs entsprechen. Sie weckt aber den Wunsch, daß auch andere Städte für sich in gleicher Art sorgen möchten. Es werden sich schon genügend tüchtige Architekten bereit finden, ihr Bestes zu bieten. Mit Freude blättern wir von Seite zu Seite. Wie praktisch sehen wir die Aufgaben gelöst, wie weichen die Häuschen so scharf von den charakterlosen Landhäusern unserer Dörfer und Städte ab.

Professor Neumeister hat sich mit dieser Veröffentlichung ein großes Verdienst erworben, und wir können nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß doch alle die reizenden Häuschen auch in Wirklichkeit erstehen möchten. K. B.

Im Hessenland, (22. Jahrg. Nr. 10 und 11 S. 134 f und 158—60) veröffentlicht Rektor Schenk=Frankenberg einen Aufsatz über „Matthäus Merian=Frankfurt a. M. und Konrad Buno aus Frankenberg in Kurhessen", wobei er besonders die bekannte Topographie der Herzogtümer Braunschweig und Lüneburg von 1654 behandelt. Dennoch würden die alten Mitglieder unseres Geschichtsvereins irren, wenn sie glauben sollten, aus dieser Veröffentlichung Neues zu lernen. Zwar beruft sich der Verfasser S. 135 bei der Angabe von Buno's Lebensverhältnissen auf einen Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie, aber er verschweigt ganz die Hauptquelle seiner Arbeit. Diese ist, um das hier nachzutragen, in ungewöhnlicher Dreistigkeit aus dem Aufsatze im ersten Bande unseres Jahrbuches (1902) S. 38—66 so gut wie wörtlich ausgeschrieben. Was würde der Herr Rektor wohl tun, wenn ihm seine Schüler Aufsätze brächten, die in gleicher Weise hergestellt wären!

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage
des Geschichtsvereins für das
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von
Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

1908. November Nr. 11.

Braunschweiger Denkmalpflege 1903—07[1].

16. Abbruch des Herzoglichen Leihhauses zu Wolfenbüttel.

Der Fachwerkbau des 18. Jahrhunderts[2], einst als Privathaus errichtet, konnte seinem jetzigen Zwecke als Behördenhaus nicht länger dienen und mußte im Jahre 1907 einem Neubau Platz machen. Dem Wunsche des Ausschusses, daß wenigstens der große Saal in den Neubau hinübergenommen werden möchte, stellten sich unüberwindliche technische Schwierigkeiten entgegen. Es blieb nichts übrig, als die Dekoration einer Kaminecke mit den einfassenden Pilastern, so gut es ging, abzunehmen und dem Vaterländischen Museum zu überlassen. Dorthin kamen auch die Kaminbilder und Türaufsätze des Saales, sowie das Deckenbild und einige Proben vom Deckenstuck des Erdgeschosses. Auch wurden durch die Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler photographische Aufnahmen angefertigt, die am Schlusse dieser Mitteilungen als Abbildung 2—6 wiedergegeben sind. Nach dem Abbruche fanden sich in den Kellern und im Garten bedeutende Mauerreste, die nur dem unter Heinrich dem Jüngeren „nicht mit weinigen Vncosten“ (Bau- und Kunstdenkmäler a. a. O. S. 105) errichteten Liebfrauentor angehört haben können, durch das vor der Anlage der Juliusfriedenstadt die Leipziger Heerstraße Wolfenbüttel erreichte. Herr Zeichenlehrer K. Bruns in Wolfenbüttel hat sich der Aufdeckung des Mauerwerks mit regem Eifer angenommen und auch die Grundrißaufnahme desselben besorgt. Wir hoffen das Ergebnis seiner eingehenden Untersuchungen hier bald folgen lassen zu können.

[1]) Schluß des in Nr. 7/8 begonnenen Berichtes über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege.

[2]) Vgl. über diesen an der Großen Kirchstraße 23 (Nr. ass. 404/5) gelegenen Bau die kurze Beschreibung in den Bau- und Kunstdenkmälern III B. Abt. 1 (Stadt Wolfenbüttel) S. 204—5.

17. Watzum und Groß Denkte.

Herstellung der Stuckdecken im Gutshause zu Watzum. Auf eine Anfrage des Besitzers empfahl der Ausschuß im Frühjahr 1907 zur Herstellung der Rokokostuckdekoration des Gutshauses (vergl. Bau- und Kunstdenkmäler, Bd. III, Abb. 128 und Taf. XVI) den Bildhauer Reichenbach in Braunschweig.

Auf einem Stallgebäude des stattlichen Hofes des Herrn Herm. Bues in Groß Denkte erhebt sich in hier zu Lande eigenartiger Weise ein sehr malerischer Turm, der weitumher sichtbar eine Zierde der Landschaft bildet, die er wirkungsvoll belebt. Dieser Turm war gefährdet, da der Blitz eingeschlagen hatte und nun mancherlei Veränderungen bevorstanden. Es handelte sich darum, den Turm mit einem Blitzableiter zu versehen oder ganz abzutragen. Der Besitzer hatte bereits den Beschluß gefaßt, letzteres zu tun, als in letzter Stunde der Ausschuß durch Herrn Kreisbauinspektor Lüders Nachricht davon erhielt, und den vereinten Bemühungen dieses, des Herrn Bauverwalters Macke u. a. ist es gelungen, dem Landschaftsbilde den schönen Turm zu erhalten. (Vgl. unten Abb. 7).

18. Ausgrabung des Tumulus am Galgenberge bei Klein Vahlberg.

Auf Anregung des Kreisdirektors Krüger und im Auftrage des Geschichtsvereins wurde die Ausgrabung vom Museumsdirektor Fuhse geleitet. Dieser vertrat als Sachverständiger zugleich die Interessen des Ausschusses, sodaß die Angelegenheit in den besten Händen lag. Über das Ergebnis wurde in der Sitzung des Geschichtsvereins vom 12. Februar 1908 ausführlich von Dr Fuhse Bericht erstattet; eine Abhandlung von ihm wird im Jahrbuche des Vereins noch im Jahre 1908 die Ausgrabung eingehend behandeln.

19. Ausgrabungen auf dem Burgberge bei Harzburg.

Der Einfluß des Ausschusses auf die vom Forstrat Nehring geleiteten Ausgrabungen auf dem großen und kleinen Burgberge[1]) war nur gering. In den Jahren 1903, 1904 und 1905 begutachteten einige Mitglieder an Ort und Stelle die bisherigen Ergebnisse und gaben Ratschläge über noch ausstehende Arbeiten und insbesondere über die Sicherung alter Mauerreste. Gewarnt wurde im allgemeinen vor einer allzu eifrigen, über den Zweck der bloßen Erhaltung hinausgehenden Wiederherstellung des Mauerwerkes. Insbesondere aber wurde gelegentlich der ersten Besichtigung, an der auch Professor Schuchhardt aus Hannover und Professor Höfer aus Wernigerode teilnahmen, gegen den Aufbau des Hauptturmes nichts eingewendet, falls die Eckquadern erhalten blieben. — Auch hinsichtlich der von Nehring im Jahre 1905 wieder aufgenommenen Ausgrabung der Hasselburg beschränkte sich die Beteiligung des Ausschusses auf Ratschläge. Bei der hohen geschichtlichen und archäologischen Bedeutung der Harzburger Burganlagen ist eine mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft und Technik hergestellte Veröffentlichung der Ausgrabungsergebnisse dringend zu wünschen.

20. „Brautstein" bei Harzburg.

Im November 1904 wurde dem Ausschuß mitgeteilt, „daß der Felsen im Radautale, welcher Graben und Banket der Staatsstraße beengt und im Volksmunde den Namen „Brautstein" führte, seitens Herzoglicher Wegebauverwaltung gesprengt und beseitigt worden ist." Die Herzogliche Baudirektion ließ darauf mitteilen, daß die Bauinspektion ohne ihr Wissen und voreilig vorgegangen sei, doch sei in der Tat die Haftpflicht der Behörde gegenüber dem Felsen, der ein Verkehrhindernis gebildet habe, so groß gewesen, daß eine Erhaltung des Naturdenkmals schwerlich möglich gewesen wäre.

21. Wiederherstellung der Stephanikirche in Helmstedt.

Die gotische, zu verschiedenen Zeiten entstandene Pfarrkirche der Stadt[2]) wurde auf Veranlassung des Kirchenvorstandes durch den Stadtbaumeister, Baurat Schellenberg, in den Jahren 1904 und 1905 wieder hergestellt. Leider hatten auf diese Unternehmung die Organe des Denkmalschutzes, der Ausschuß für Denkmalpflege und die staatlichen Baubehörden, nicht genügenden Einfluß, trotzdem jener dem Stadtmagistrate zu Helmstedt am 29. Mai 1903 schrieb: „Dem Vernehmen nach soll die Instandsetzung der dortigen Stephanikirche von den städtischen Baubehörden beschlossen sein. Wir würden, falls solches vom Stadtmagistrate gewünscht werden sollte, für diesen Zweck den Rat unserer sachkundigen Mitglieder gern unentgeltlich zur Verfügung stellen. Jedenfalls würden wir uns aber zu ergebenstem Danke verpflichtet fühlen, wenn der verehrliche Stadtmagistrat uns in die betr. Pläne gütigst Einsicht gewähren wollte. Einer gefälligen Benachrichtigung dürfen wir entgegensehen." So mußte er es geschehen lassen, daß die Außenfläche der Kirche völlig überscharriert wurde, zum Schaden z. B. auch so mancher Steinmetzzeichen und der mehr oder weniger tiefen Kritzeleien besonders von Personennamen, die noch an die Helmstedter Universitätszeit erinnerten. Nach langen Kämpfen wurde wenigstens das erreicht, daß Emporen, die wesentlich zum Schmucke der Kirche dienten, nicht ganz fortblieben.

Aber es ließ sich doch wieder nicht hindern, daß völlig neue Emporen eingebaut wurden, in einem freudlosen und teilweise auch unmöglichen gotischen Geschmacke, während die farbenreichen Bilder der alten Brüstungen des XVIII. Jh. im Hintergrunde an den Wänden untergebracht worden sind.

Zwei Denkmäler vom Ende des Mittelalters, ein Kruzifix und eine Muttergottes, wurden dagegen behufs sorgfältiger Behandlung im Sinne der Denkmalpflege dem Herzoglichen Museum überschickt und sind dort auch inzwischen wieder in Stand gesetzt worden.

Völlig neu sind die Ausmalung des Inneren und die farbigen Fenster, sowie der zu Heizzwecken dienende kapellenartige Anbau im Süden der ganz ohne Zuziehung des Ausschusses gebaut wurde; hier wäre ein unterirdischer Heizraum, wie er bei den Pfarrkirchen in Braunschweig jetzt vielfach angeordnet ist, vorzuziehen gewesen.

22. Hausmannsturm in Helmstedt.

Einem Gerücht, daß man in Helmstedt den gotischen Hausmannsturm (Neumärker Torturm), das einzige noch erhaltene Stadttor im Herzogtume[3]), für baufällig erklären möchte, um ihn niederzureißen, weil er mitten in der Straße steht, suchte der Ausschuß im März 1905 sofort zu begegnen. Es wurde festgestellt, daß trotz eines großen, aber auch schon längst verharschten Risses der Turm noch durchaus fest und widerstandsfähig sei, und daß auch der Stadtmagistrat wohl eine Herstellung, nicht aber eine Niederlegung beabsichtige.

23. Wiederherstellung des Rohrschen Hauses am Markt zu Helmstedt[4]).

Über den Befund des Hauses bei Aufdeckung der

[1]) Vgl. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler B. III, 410 ff.
[2]) Ebenda I, S. 53 ff. Joh. Bartels, die Stephanikirche zu Helmstedt. Helmstedt. 1906.

[3]) Vgl. P. J. Meier, Bau- u. Kunstdenkmäler I S. 95.
[4]) Vgl. unten Abbildung 1.

Schnitzereien folgt hier das Gutachten des Herrn Professor Lübke vom 12. März 1903:

„Im Anfange des vorigen Jahrhunderts (1821) ist das Erdgeschoß umgebaut und die ganze Front in nüchternen Zopfformen verputzt. Dabei ist die Frontwand vorgerückt, sodaß die Auskragung des 1. Obergeschosses fortfiel. Im Januar 1903 sollte das Erdgeschoß zu einem größeren Laden mit hohen modernen Schaufenstern umgebaut werden. Bei dem Abbruch der Frontwand des Erdgeschosses, welche inzwischen durch eiserne Pfeiler und Träger ersetzt ist, kamen die reichen Schnitzereien der Obergeschosse zu Tage. Nachdem dieselben vom Putz befreit sind, zeigt sich der Zustand der Obergeschosse, wie folgt:

„Die 11,6 m lange Front ist durch 12 Holzpfosten in 11 Gefache geteilt. Die Balkenlagen der Stockwerke einschl. der Dachbalkenlage treten um je 28 cm vor. Die Balkenköpfe sind einfach verziert mit dem an den Holzbauten der Harzstädte häufig vorkommenden Walzenprofil und waren durch jetzt fehlende Knaggen unterstützt. Die 30 cm hohen Schwellen der Geschosse und die zwischen den Balken befindlichen Füllhölzer sind an der Unterkante mit einer von zwei Rundstäben eingefaßten Kehle in Form der sogen. Schiffskehle profiliert. Außerdem sind die Schwellen des ersten und zweiten Obergeschosses mit Inschriften versehen. Die untere Schwelle trägt den bekannten Spruch: Nisi dominus aedificaverit domum, invanum laboraverunt, qui aedificant eam. Nisi dominus custodierit civitatem, frustra vigilabit, qui custodit eam. Psalm 120. Die obere Inschrift lautet: Si commiseris domino opera tua, consilia tua fortu [nabun] tur. Salomo 16. Anno domini M.DLXVII".

„Die Pfosten sind in beiden Geschossen mit geschnitzten Füllungen ornamentalen und figürlichen Inhaltes geschmückt, welcher in seinen Motiven an Aldegreversche Zeichnungen erinnert und in dieser Art bei hiesigen Bauten sonst nirgends vorkommt. Im obersten Geschosse sind nur an den Pfosten neben dem Mittelfelde figürliche Schnitzereien ausgeführt; hier befand sich früher augenscheinlich die Windeluke des Speichers".

„Im ersten Obergeschosse dagegen hatten ursprünglich sämtliche Pfosten Figurenschmuck, und zwar waren an ihnen die Kardinaltugenden durch weibliche Figuren dargestellt. Ganz erhalten und durch Inschriften bezeichnet sind die Füllungen von vier Pfosten mit den Figuren der fides, fortitudo, temperantia und caritas. Etwas beschädigt und ohne Inschrift, aber sonst wohl erkennbar an dem blumenbestreuten Gewande ist die Füllung mit der Gestalt der spes. Die Schnitzereien der 7 übrigen Pfosten sind bei dem früheren Umbau gewaltsam bis zur Unkenntlichkeit zerstört".

„Sämtliche Pfosten mit Ausnahme derjenigen des obenerwähnten Lukenfeldes sind beiderseits mit einem Falze versehen, woraus sich ergibt, daß ursprünglich alle Felder nach außen aufschlagende Fenster oder Gitter hatten. Jetzt sind nur je fünf Fenster in jedem Geschoß vorhanden, die übrigen Fenster sind noch vermauert".

„Die alten Fensterbrüstungsriegel sind nicht erhalten, doch läßt sich aus den Überblattungen der Pfosten ersehen, daß ursprünglich unter den Fenstern durchlaufende Brustsimse vorhanden waren".

„Oben sind die Fenster mit profilierten Vorhangbögen abgeschlossen gewesen, welche noch an den vermauerten Gefachen erhalten sind, in den Gefachen der jetzigen Fenster aber beim Einsetzen der letzteren teilweise beseitigt wurden".

„Besonderes Interesse bieten die Fensterbrüstungen. Dieselben bestehen aus eichenen Bohlen und sind im ersten Stock sämtlich mit geschnitzten Wappen verziert; im zweiten Obergeschosse findet sich im 1. und 11. Felde eine Wappenfüllung, im 3., 5., 7. und 9. Felde dagegen noch geschnitzte allegorische Figuren, je eine Frau mit einer Putte, darstellend (laut Beischrift) die geometria, arithmetica, musica, astronomia. Die fünf übrigen Brüstungsfelder des zweiten Obergeschosses sind jetzt ausgemauert und verputzt".

„Von den Wappen sind mehrere bekannt. Das erste Feld links im ersten Obergeschoß enthält das Wappen des Herzogs Heinrich des Jüngeren mit den Insignien des goldenen Vließes, das zweite das Wappen des Herzogs Julius. Die zwei folgenden Wappen sind zerstört, doch läßt sich noch erkennen, daß der Wappenschild auf gekreuzten Abtstäben lag. Vielleicht waren hier die Wappen des Herzogs Heinrich Julius, der zur Zeit der Erbauung des Hauses Bischof von Halberstadt war, und das Wappen des Abtes von Werden a. d. Ruhr, welchem das Ludgeristift unterstellt war, angebracht[1]). Das Wappen des fünften Feldes scheint

---

[1]) Ich habe dies aus den beiden Hirtenstäben hinter den Schilden geschlossen, die offenbar auf geistliche Herren weisen und sonst nicht leicht erklärt werden könnten. Herzog Heinrich Julius war allerdings erst am 14. Oktober 1564 geboren, aber bereits 1566 Bischof von Halberstadt geworden. Da auf dem fünften Felde der Probst von St. Ludgeri sicher bezeichnet ist, so liegt die Vermutung nahe, daß auch der Abt von St. Ludgeri vor ihm eine Stelle gehabt hat. Leider ist die Ausführung der Wappen nicht richtig ausgefallen. Das Wappen des Abtes Hermann von Werden und Helmstedt, das nach dem Siegel einer Urkunde von St. Ludgeri vom 16. Mai 1559 angefertigt ist, wurde statt auf das vierte Feld auf das dritte Feld gesetzt. Das Wappen von Heinrich Julius, jetzt auf dem vierten Felde, ist ganz unrichtig; statt eines Löwen müßte es den quadrierten Schild von Vater und Großvater mit dem gespaltenen Herzschilde (Halberstadt) zeigen. P. Z.

einem Probst von St. Ludgeri zu gehören[1]). Im sechsten Felde findet sich das Wappen des letzten katholischen Probstes vom Kloster Marienberg, Rötger Elias, gestorben 1569[2]). An siebenter Stelle steht das Wappen des Helmstedter Rates[3]). Das zehnte Feld trägt das Wappen der früher in Helmstedt ansässigen Familie Kramer[4]). Die übrigen sechs Wappen wiederholen sich teilweise an dem 1580 erbauten Beguinenhause[5]), mit dessen Wappentafeln sie auch stilistische Verwandtschaft haben".

Soweit die Beschreibung des Zustandes in Lübkes Bericht. Auf grund seines Gutachtens und unter seiner Leitung wurde dann das Haus im Sommer 1903 in den Obergeschossen unter sorgfältiger Schonung alles Alten wiederhergestellt, während allerdings sich nicht verhindern ließ, daß das Erdgeschoß völlig dem bereits begonnenen eisernen Ladenbau zum Opfer fiel und die Obergeschosse moderne Fenster erhielten. Von den Kosten übernahmen der Staat und die Stadt Helmstedt je 1000 M., wogegen der Hausbesitzer durch Eintragung im Grundbuch verpflichtet wurde, für den Fall eines Abbruches oder Umbaues des Hauses die Schnitzereien der Stadt zur Verfügung zu stellen.

Das Haus[6]) zeigt den dekorativ reich entwickelten niedersächsischen Fachwerkschmuck seiner Zeit, namentlich sind die Beziehungen zu den Harzstädten und zu Hildesheim in der Ausnutzung der Brüstungsfelder zu figürlichen Darstellungen auffällig, während die Verwandtschaft mit dem durchweg dürftigeren gleichzeitigen Fachwerkschmuck der Stadt Braunschweig nur entfernt ist. Es wurden denn auch bei den Ergänzungen entsprechende Beispiele aus Einbeck zu Rate gezogen, und danach sind die Brüstungsplatten mit der rhetorica, dialectica, pietas und grammatica ganz neu hinzugekommen, desgleichen Ständerfiguren der pax, caritas, ira, justitia, sapientia, concordia und vanitas.

Über die Bemalung berichtete Professor Lübke auf dem siebenten Tage für Denkmalpflege in Braunschweig[7]): „Unter dem Kalkputz hatte das Haus noch durchgehends einen grün-grauen Anstrich. Bei den allerersten Untersuchungen fand ich beim Abbröckeln späterer Kittfugen dunkelschwarze und lebhaft-rote Farbspuren. Meine damaligen Vorstellungen der Farbengebung der Fachwerkbauten hielten mich ab, diese Farben für Reste der alten Bemalung anzusehen. Ich kratzte und schabte mit dem Messer an vielen Stellen. Erfolglos. Auch gelegentlich eines Studienausfluges, den ich mit Herrn Professor Pfeifer und unseren Studierenden nach Helmstedt unternahm, um das Gebäude aufzunehmen, gelang es uns nicht, Farbenspuren zu finden, selbst nicht auf den Wappen, deren heraldische Farben uns bekannt waren."

„Da niemand andere Farben fand, beschloß ich, das Haus wieder blau-grün anzustreichen und die Gründe der Verzierungen hervorzuheben. Das Bild änderte sich aber gewaltig, als das alte Holzwerk geölt wurde. Mit einem Male wurden an den Wappen Farben sichtbar; die Untersuchung ergab, daß sie unter dem grauen Anstrich saßen."

„Nun ging ich daran, diesen abzulaugen, mit Spiritus zu waschen, wiederum zu laugen und mit Wasser zu waschen. Fast überall fand ich Farbenspuren. Je dunkler das alte Eichenholz vom Nässen und Laugen wurde, desto klarer traten sie heraus, nicht flächenweise, sondern nur in einzelnen feinen Punkten und Strichen, aber deutlich erkennbar. Auf den glatten Flächen fand sich lebhaftes Rot im Ton des gebrannten rotbraunen Ockers, der zwischen Englischrot und gebrannter Terra di Siena steht. Die Stäbe waren hellgelb und weiß, die Wappenfarben Gelb, Rot und Weiß sehr deutlich nachweisbar. Grün fand sich an den Blättern, als Grundfarbe in den Tiefen der Fläche über den Fenstern und besonders in den Kerben der Rundstäbe, hier mit leuchtenden orangefarbigen Tönen wechselnd."

„Sehr schwer nachweisbar war auf dem nassen braunschwarzen Eichenholzgrunde das Schwarz, das nur als dünnes Häutchen auftrat: nur ganz vereinzelt konnte ich an den Wappen blaue Spuren finden, obwohl doch hier das Blau heraldisch kräftig vorhanden gewesen sein muß. Ich schließe hieraus, daß die blaue Farbe — anscheinend eine Mischfarbe aus Schwarz und Weiß — weniger beständig war im Wetter als die gelben und roten Erdfarben. Das gefundene Grün war kräftig im Ton, etwa wie Neuwieder Grün."

„Sehr bemerkenswert war die Behandlung der weißen Rundstäbe, in deren Kerben grüne und orange Töne gefunden wurden. Man hat hier sanfte Mischtöne erzielen wollen, die Farben aber nach

---

[1]) Das scheint mir zweifellos zu sein. Denn der rechte Schild neben dem Heiligen bezeichnet wieder das Kloster Ludgeri, der linke aber enthält genau dieselbe Darstellung, die das Siegel des derzeitigen Probstes von St. Ludgeri, Jacobus Paßmanns, an Urkunden von St. Ludgeri von 1568 und 1570 aufweist.

[2]) Schon die Initialen R E P M. = Rotgerus Elias (Illies) Praepositus Marienbergensis stellen das sicher.

[3]) Vgl. über dieses Braunschw. Mag. 1905 S. 122.

[4]) Ein völlig gleiches Wappen (Schild gespalten: rechts drei Querbalken, links ein halber Krebs) zeigt schon in einer Urkunde vom 21. Sept. 1372 der Helmstedter Bürger Hennig Cramer (Institor).

[5]) So das achte Wappen, das im quergeteilten Schilde oben und unten eine Rose zeigt. — Das erste Wappen im zweiten Geschosse (Löwe hinter Stäben; Helmzier zwei Kleestengel) wiederholt sich als das des Fähnrichs Kurt Pfennigsack 1578 in dem Stammbuche Philipps von Damm (Br. Mag. 1907 S. 20 f.).

[6]) Vgl. über die Stellung des Hauses im Fachwerkbau der Stadt Helmstedt und zu den gleichartigen, aber durchweg jüngeren Bauten Hildesheims K. Steinackers Aufsatz im Braunschw. Mag. 1903 S. 97 ff.

[7]) Stenographischer Bericht (1906) S. 155 f.

Art des modernen Pointilismus nebeneinander gesetzt und nicht miteinander verrieben. Die Farbenverteilung des Ganzen war mosaikartig, wie beim guten Glasgemälde oder persischen Teppich. Die von Natur vortretenden Teile sind durch helle Färbung noch mehr gehoben, die Gründe durch dunkle Färbung vertieft, d. h. die Reliefwirkung ist verstärkt."

„Das Gebäude wurde nun, nachdem die Farben festgestellt waren, natürlich farbig wiederhergestellt. Ganz nach meinen Wünschen ist die Bemalung (durch Stöber in Helmstedt) nicht ausgefallen. Ich konnte nur die erste Probe ansetzen."

24. Die Lübbensteine bei Helmstedt.

Die Lübbensteine, das bedeutendste vorgeschichtliche Denkmal des Herzogtums, waren 1903 dringend der Säuberung und eines besseren Schutzes bedürftig. Der Ausschuß berichtete darüber, mit dem Wunsche nach Abhülfe, an die Herzogliche Kammer, Direktion der Domänen, deren Aufsicht die Steine unterstellt sind.

25. Kirchliche Altertümer in der Stiftskirche zu Gandersheim.

Auf grund einer Anregung der Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler wurden zwei Herren des Ausschusses mit der Anfertigung eines Gutachtens über den Zustand der Gandersheimer Sammlung beauftragt. Der von den beiden Ausschußmitgliedern unter Zuziehung des Herrn Rektors Dr Brackebusch in Gandersheim alsbald vorgelegte Bericht sprach sich dahin aus, daß eine Reihe von Schutzmaßregeln zur Erhaltung der Altertümer in der Kapitelstube bei der Stiftskirche dringend nötig seien, darunter die Anfertigung einiger Schränke und Vorhänge, sowie die Vertilgung der Würmer in den meisten hölzernen Gegenständen. Der Ausschuß erklärte sich damit einverstanden und beantragte bei den zuständigen Behörden die Zustimmung zu der Ausführung der Vorschläge und die Bewilligung der etwa 350 M. betragenden Kosten. Beides wurde gewährt, sodaß die Arbeiten im Sommer 1906 unter Leitung der drei Gutachter ausgeführt worden sind.

26. Bedrohung des Vitsturmes in Seesen.

Im Oktober 1905 wurde dem Ausschuß berichtet, daß die Stadt Seesen beschlossen habe, den Vitsturm, den Rest ihrer ältesten Kirche, niederzulegen, um für einen Schulbau Platz zu machen; die staatlichen Behörden seien bereits um Genehmigung ersucht. Dagegen hätten eine Anzahl Bürger und namentlich Anwohner des Turmes protestiert und einen Gegenvorschlag gemacht. Aus alledem ging hervor, daß die Erhaltung des Turmes nur eine Geldfrage war. Da der Turm[1]), bei allem Mangel an künstlerischen Einzelformen, doch ein sehr eigenartiges Aussehen hat und außerdem die Erinnerung an Seesens älteste Kirche wach erhält, so beschloß der Ausschuß, die Erhaltung des Turmes unter möglichster Berücksichtigung der knappen Finanzlage Seesens zu empfehlen. In der Folge ergab es sich, daß allerdings die Stadt Seesen zur Erhaltung des Turmes nicht gezwungen werden kann. Doch wurde der Abbruch glücklicher Weise aus dem Grunde wieder aufgegeben, weil ein größerer Schulbau sich als nötig herausstellte, als der Stadtmagistrat mit dem Niederlegen des Turmes hätte gewinnen können.

[1]) Vgl. unten Abbildung 8, leider ohne Wetterfahne.

27. Der Schutzgraben um Kirche und Kirchhof zu Opperhausen.

Durch eine geplante Wegebesserung war die alte Befestigungsanlage Ende des Jahres 1906 bedroht. Auf Grund der Berichterstattung des Geh. Baurats Pfeifer wandte sich daher der Ausschuß an die zuständigen Behörden, Konsistorium und Kreisdirektion, und erhielt die Zusicherung, daß der Graben unbedingt geschont werden würde.

28. Aufbewahrung nicht mehr benutzter Zier- und Ausstattungsstücke in der Klosterkirche zu Amelungsborn.

Der Kirchenvorstand richtete am 14. Febr. 1905 an den Ausschuß eine Anfrage, worin es heißt: „Bei den Wiederherstellungsarbeiten an der Kirche sind eine Anzahl von Architekturteilen teils ausgewechselt, teils ausgegraben, darunter Pfeilerfragmente, Piscinen u. a., die nach der Aussage von Sachverständigen und Kunstfreunden zum teil von großer Schönheit und bleibendem Wert sind. Ihnen reiht sich ein ganz vorzüglich erhaltener Taufstein an mit der Jahreszahl 1591 und prachtvoller Wappenbildnerei. Es ergeht nun an uns die Aufforderung, diese Stücke dem vaterländischen Museum zu überweisen, um sie vor Verschleppung und Beschädigung zu bewahren und gleichzeitig einem größeren Kreise zu Studienzwecken zugänglich zu machen." Im folgenden erklärt sodann der Vorstand seine großen Bedenken gegen eine solche Auslieferung und bittet um ein Gutachten, wie er sich zu verhalten habe. Er sei dagegen von vornherein bereit, den früheren barocken Hochaltar und die gleichartige hölzerne Kanzel, die auf dem Kirchenboden bei Seite gelegt wären, dem vaterländischen Museum zu überlassen, falls keine Aussicht auf Wiederherstellung in der Klosterkirche bestände. Das Sitzungsprotokoll des Ausschusses berichtet daraufhin: Im Anschluß an die Eingabe des Amelungsborner Kirchenvorstandes wünscht P. J. Meier, daß auch einzelne Architekturstücke an wichtigen Orten, im besonderen im Stift Königslutter und in Amelungsborn, möglichst an Ort und Stelle gelassen würden. Baurat Pfeifer erklärte, daß ein genügender Schutz

auch dort für sie nicht möglich sei. Meier schlug zu ihrer Aufbewahrung in Königslutter das durch ein Gitter abgeschlossene Gewölbe zwischen den Türmen vor, in Amelungsborn den Chorumgang. Zu einem Beschlusse kam es nur über die Antwort an den Amelungsborner Kirchenvorstand, dem auch die Sachen, die seiner Verfügung nicht unterstehen, gelassen werden sollen, wenn er den Chorumgang nach vorn durch ein Gitter abschließen wolle; die Kammer habe zu einer solchen Sicherung kein Geld zur Verfügung.

29. Kreuzigungsgruppe in Dielmissen.

Im Jahre 1905 erklärte der Kirchenvorstand auf eine Anfrage, die auf dem Kirchenboden beiseite gelegte hölzerne Kreuzigungsgruppe (Abb. in den Bau- und Kunstdenkmälern, Bd. IV, Taf. X) gern dem Herzogl. Museum zu überlassen, da er nicht in der Lage sei, für die Gruppe ihrem Werte entsprechend zu sorgen. Das Konsistorium genehmigte indessen diese im Interesse der Erhaltung und Würdigung des Gegenstandes unternommenen Schritte zunächst nicht. Auf Anregung des Museumsdirektors P. J. Meier entschloß sich der Ausschuß alsdann zu einer Eingabe an das Konsistorium im Sinne jener Überweisung, die dann auch daraufhin im Jahre 1906 genehmigt wurde. Die Gruppe ward nun im Museum gereinigt, und die Figuren von Maria und Johannes wurden ohne jede Ergänzung der Sammlung mittelalterlicher Gegenstände einverleibt, während dem kleinen, nicht zugehörigen Gekreuzigten die fehlenden Arme von Kreuz und Körper wieder angefügt wurden.

30. Torhaus auf dem Rittergute Hehlen.

Das in den Bau- u. Kunstdenkmälern Bd. IV, mit Abb. 201, 202 und Taf. XII, beschriebene Torhaus[1]), im wesentlichen ein Fachwerkbau mit reichen ornamentalen Schnitzereien der zweiten Hälfte des XVI Jahrhunderts, befand sich, als es im Jahre 1903 für die Inventarisation aufgenommen wurde, in einem sehr baufälligen Zustande. Der Besitzer, Graf Werner von der Schulenburg, hatte es daher für den Abbruch bestimmt, um an seiner Stelle den benachbarten modernen Stallanlagen den projektierten symmetrischen Abschluß zu geben. Mehrere Ausschußmitglieder versuchten es vergebens, den Grafen von dem Verluste zu überzeugen, der mit dem Abbruche dem künstlerischen Eindrucke seines Wohnsitzes im besonderen, gleicherweise dem gesamten Bestande des Kreises Holzminden an kunstgeschichtlich merkwürdigen Gebäuden drohe. Der einzige Einfluß des Ausschusses auf die Entschließungen des Grafen bestand darin, daß dieser im Winter 1908 dem vaterländischen Museum die Zierteile des Hauses zum Geschenke anbot. Das Schicksal des Tores war damit entschieden. Der Kreis wird einen reizvollen Fachwerkbau, das alte Schloß in Hehlen ein Stück seines intimen Reizes verlieren. Immerhin bleibt es aber dankbar anzuerkennen, daß wenigstens die charakteristischen Bauteile im Vaterländischen Museum geborgen werden.

[1]) Vgl. auch unten Abbildung 9.

31. Lippoldshöhle bei Brunkensen[2]).

Eine Anfrage wegen der Gefährdung der Lippoldshöhle bei Brunkensen, die dieser durch industrielle Unternehmungen drohe, wurde von einem Ausschußmitgliede dahin beantwortet, daß der Besitzer, Freiherr v. Löhneysen, ihm im Sommer 1903 mündlich mitgeteilt habe, daß für die Höhle einstweilen keine Gefahr bestehe.

32. Volkmarskeller und Heimburg bei Blankenburg.

Die von der Herzoglichen Bauinspektion im J. 1904 geforderten Mittel zur Instandhaltung der Ruinen des Volkmarskellers und der Heimburg wurden vom Ausschuß für notwendig erklärt, worauf das Herzogliche Staatsministerium für die Arbeiten 600 Mk. bewilligte.

33. Teichdämme bei Michaelstein.

Die 1905 durch eine Wasserflut zerstörten Teichdämme bei Michaelstein waren ungesäumt von der Regierung wiederhergestellt worden mit Ausnahme des Mönchemühlenteichdammes, für dessen Wiederherstellung der Landtag 1906 25 000 Mark bewilligen sollte. Die Annahme dieser Forderung schien ungewiß, und so erklärte der im Ausschuß vertretene Fachbeamte der Regierung, daß, falls wider Erwarten Schwierigkeiten hinsichtlich der Bewilligung der Summe entstehen sollten, eine Meinungsäußerung des Ausschusses sehr erwünscht sein würde. Er, der Beamte, habe sich gescheut, sie schon früher einzuholen, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob er den Ausschuß nur zur Unterstützung eigener Pläne habe ausnutzen wollen; er bedaure jedoch, daß die Anrufung des Ausschusses nicht von Blankenburg aus, das doch besonders an dieser Angelegenheit interessiert sei, geschehen wäre. Bei dem hohen landschaftlichen Reize, der die Umgebung des Mönchemühlenteichs auszeichnet, und bei der geschichtlichen Bedeutung, den diese ganze, jetzt zur Forellenzucht benutzte Teichanlage des alten Cistercienserklosters besitzt, stand der Ausschuß jenen Plänen der Bauverwaltung sehr sympathisch gegenüber,

[2]) Vgl. über die Lippoldshöhle Bau- und Kunstdenkmäler Bd. IV, S. 252 u. 253 mit Abb. 149, sowie den Aufsatz G. Bodes im 6. Jahrg. des „Jahrbuchs" (1907) „Die Herrschaft Hohenbüchen und ihre Besitzer", insbesondere S. 132 ff., auf Anlage I ihre Lage im allgemeinen und Anlage IV ihren Grundriß und Längenschnitt.

er hatte aber, da die Bewilligung der geforderten Summe bald erfolgte, keinen Anlaß, sich noch weiter mit der Sache zu beschäftigen.

34. Felsgruppen bei Rübeland.

Einen entschiedenen Erfolg hatte der Ausschuß hinsichtlich der einer Felsgruppe bei Rübeland drohenden Gefahr. Im Anfang des Jahres 1904 erfuhr nämlich der Ausschuß, daß die vereinigten Harzer Werke die Forstverwaltung um abermalige Überlassung von Gelände zum Abbau angehen wollten. Die fraglichen Klippen, von denen schon früher ein Teil gefallen war, würden damit ganz verschwinden, da sie auf dem den Werken allein wertvollen Kalksteinzuge liegen. Zugleich aber wurde dem Ausschuß berichtet, daß dieser Zug so schmal sei, daß auch das von den Werken hinzugewünschte Gelände sehr bald abgebaut sein würde, sodaß in naher Zukunft wieder neue Forderungen der Gesellschaft in Aussicht sein würden, falls das Gestein überhaupt nicht bis dahin gänzlich erschöpft worden wäre. Auf Wunsch der über den Abbau zu bestimmenden Forstverwaltung wurde Professor Stolley als Sachverständiger mit der Ausarbeitung eines Gutachtens betraut, auf Grund dessen dann die Forstverwaltung den Antrag der Kalkwerke abgelehnt hat. Der Ausschuß wurde gleichzeitig darauf hingewiesen, auch gegenüber einer vielleicht bald wieder in Aussicht stehenden Wiederholung des Antrages der Kalkwerke die gleiche ablehnende Haltung einzunehmen, da der Betrieb auch dann noch nach einer anderen Richtung ausgedehnt werden könnte.

35. Schutz der Waldblumen.

Zum Schutze der Waldblumen gab der Ausschuß am 30. Dezember 1904 nachstehendes Gutachten ab:

„Die Herzogliche Kammer, Direktion der Forsten, hat durch Schreiben vom 24. Mai d. J. Nr. 1657 an den unterzeichneten Ausschuß für Denkmalpflege im Herzogtum Braunschweig mit Rücksicht auf die in den Zeitungen vielfach beklagte Gefährdung des Bestandes der Waldblumen namentlich in den größeren Städten naheliegenden Waldungen das Ersuchen gerichtet, sich darüber zu äußern, ob auch nach unserer Ansicht bezügliche Mißstände obwalten und welche Maßregeln etwa zum Schutze der Waldflora zu ergreifen sein möchten. Nach Vorberatung unserer naturwissenschaftlichen Mitglieder, welche sich dabei auch der Mitwirkung eines für Waldblumen-Erhaltung schon seit vielen Jahren sich interessierenden juristischen Beirats erfreuen konnten, sind wir jetzt in der Lage, folgendes zu berichten:

Wir müssen zunächst anerkennen, daß inbetreff der Erhaltung des Bestandes der Waldblumen entschieden Mißstände vorliegen. Zwar ist wohl schwerlich zu befürchten, daß die gewöhnlicheren Arten von solchen, wie z. B. die Leberblümchen, Hahnenfußgewächse, die gewöhnlichen Anemonen, Veilchen, Primeln, Goldnessel, Maiblumen, das Lungenkraut usw. sich erheblich vermindern, da diese weit verbreitet sind und eine große Vermehrungsfähigkeit besitzen, allein für eine nicht unbeträchtliche Anzahl weniger häufig vorkommender, ja sogar seltener Arten, wie z. B. die Küchenschelle (Pulsatilla vulgaris) die großblumige Waldanemone (Anemone Sylvestris), den Frauenschuh (Cypripedium calceolus), die Fliegen-Frauenträne (Ophrys muscifera), die Waldhyazinthen (Platanthera-Arten) und einige andere seltene Orchideen, wie Orchis purpurea, Spiranthes autumnalis etc., ferner für Adonis vernalis, Dictamus fraxinella, Potentilla splendens, Calla palustris, Ulex europaeus etc., liegt entschieden die Gefahr vor, daß sie in verderblicher Weise vermindert und schließlich sogar in unserer einheimischen Flora vernichtet werden können. Die Ursachen einer solchen Gefährdung erblicken wir nun zu einem kleinen Teile in der Gewohnheit der Waldbesucher, sich Blumen zu pflücken und mit nach Hause zu bringen oder in dem Bestreben ärmerer Leute, sich durch das Pflücken von Maiblumen, Veilchen, Wald-Schneeglöckchen, Vergißmeinnichts, Heide usw. und den Verkauf der aus diesen Blumen hergestellten Bukets und Kränze etwas Geld zu verdienen. Beträchtlich steigert sich jedoch die Gefahr, wenn dabei die ganzen Pflanzen mit Wurzeln, Zwiebeln, Knollen usw. aus der Erde gegraben oder gerissen werden, entweder aus Nachlässigkeit oder aus Leichtsinn oder in der Absicht, die Pflanzen auf den Märkten oder in den Häusern zum Zwecke der gärtnerischen Kultur usw. zu verkaufen. In einigen Gegenden Deutschlands werden auch diejenigen Botaniker gefährlich, die von den seltenen Pflanzen möglichst viele Exemplare mit den Wurzeln ausheben, um sie zu trocknen und als Herbarien-Pflanzen zu verkaufen oder im Tausche zu verwerten; uns ist aber nicht bekannt geworden, daß im Gebiete unseres Landes solche Raub-Botaniker ihr Wesen treiben. Ein Hauptgrund für das Zurückgehen des Bestandes eines großen Teiles der Waldblumen liegt in der Veränderung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse, wie solche durch die unaufhaltsamen Fortschritte der Kultur hervorgerufen wird, z. B. in der Vergrößerung der Städte und der Pflege ihrer Promenaden (an den Stellen, wo jetzt die Kaiser-Wilhelm-Straße und der Stadtpark in Braunschweig liegen, konnte man in dem dortigen Fasanenhölzchen und den benachbarten Wiesen vor einigen Jahrzehnten noch die seltensten Pflanzen finden; ebenso in den Wolfenbüttler Wallanlagen usw.), ferner in der Anlage industrieller Unternehmungen, die verheerend auf die Flora der Nachbarschaft wirken können, in der immer rationeller sich gestaltenden Bewirtschaftung der Wälder. In letzterer Beziehung sind oft die Kahlschläge für

die Waldblumen verderblich, während eine zweckmäßig geleitete Plänterwirtschaft das Gedeihen der Waldblumen befördert. Mittel- und Niederwälder sind stets, da in denselben der Boden Licht und Luft zu erhalten pflegt, den Waldblumen förderlicher als schattiger Hochwald. In Nadelwäldern, die den Boden auszutrocknen und mit einer für Kräuter schwer durchdringbaren Nadelschicht zu bedecken pflegen, gehen die meisten Waldblumen, die im allgemeinen den Laubwald schmücken, in der Regel bald zu Grunde.

Wenn wir nun die Frage beantworten sollen, welche Mittel zur besseren Erhaltung der Waldblumen wir empfehlen, so kann selbstverständlich nicht davon die Rede sein, daß wir die gewöhnlichen Besucher der Wälder, die dort ihre Erholung suchen und schließlich von dort sich ein Blumen-Buket mit nach Hause nehmen, oder die Mitglieder der ärmeren Volksschichten, die durch Blumenpflücken etwas Geld verdienen wollen, erheblich zu beschränken beabsichtigen. Nur das absichtliche, zwecklose Ausreißen der Wurzeln, Knollen usw. sollte vermieden werden, besonders bei den selteneren Pflanzen. Die Frage ob man diese letzteren vielleicht namentlich herausnehmen und aufzählen könnte, wie dies etwa in dem Vogelschutz-Gesetze mit den zu schützenden Vogelarten geschehen ist, müssen wir verneinen, da die Namen und die Pflanzen unter den betreffenden Namen zu wenig allgemein bekannt sind, und auch die Erfahrung in einigen Ländern gelehrt hat, daß die namentliche Aufzählung seltener Pflanzen durch das Anlocken von Raub-Botanikern viel mehr zu einer Vernichtung, als zu einem Schutze derselben zu führen geeignet ist. Ein etwaiger Schutz muß sich schon auf die Gesamtheit aller Waldblumen erstrecken, damit die seltenen Arten in der Gesamtheit mit geschützt werden. Wir sind nun zur Überzeugung gelangt, daß sich durch eine Ergänzung des Forst-Strafgesetzes vom 1. April 1879 Nr. 18 ein genügender Schutz der Waldblumen erzielen läßt, wenn darin

1. den Kreisdirektionen die Befugnis verliehen würde, entweder für den ganzen Kreis oder für besonders gefährdete Teile desselben, wobei die Nachbarschaft der größeren Ortschaften und Gebiete mit besonders schonungsbedürftigen Arten in Betracht kommen würden, das absichtliche Ausgraben und Ausreißen der Waldpflanzen mit den Wurzeln, Knollen usw. allen denjenigen zu verbieten, welche nicht einen Erlaubnisschein dazu von den entsprechenden Verwaltungs- oder Forstbehörden erhalten haben, und
2. jeder geschäftsmäßige Handel mit derartigen bewurzelten Pflanzen untersagt würde.

Was die wirtschaftlichen Ursachen des Rückganges in dem Bestande der Waldblumen anbetrifft, die oben nur kurz angedeutet werden konnten, so wünschen wir selbstverständlich nicht ein Zurückschrauben der Kultur-Fortschritte der Neuzeit. Allein besonders bei der Bewirtschaftung der Wälder läßt sich doch vielleicht etwas Rücksicht auf das Gedeihen der Waldblumen nehmen, indem möglichst Kahlschläge vermieden und, wo es irgend geht, die Plänterwirtschaft betrieben und Mittel- und Niederwälder erhalten oder gar auf entsprechendem Boden angelegt werden, sowie eine weitere erhebliche Umwandlung von Laubwald in Fichtenwald vermieden wird, selbst auf die Gefahr hin, daß die Erträgnisse des Waldes sich vielleicht etwas niedriger stellen.

Schließlich sehen wir auch in einer oft zu wiederholenden öffentlichen Belehrung des Publikums über die Zweckmäßigkeit der Erhaltung der Waldblumen und in der öffentlichen Ermahnung zum Schutze derselben ein gutes Mittel, den Bestand derselben nach Möglichkeit zu erhalten. Eine solche Belehrung und Ermahnung würde möglichst schon in den Schulen einsetzen müssen, und deshalb möchten wir wünschen, daß die sämtlichen Schulen des Herzogtums von ihren vorgesetzten Behörden angewiesen würden, bei dem Unterrichte in der Naturgeschichte auf die Schüler durch die Lehrer in diesem Sinne einwirken zu lassen.

Der Umbau der katholischen Nikolaikirche.

Für die im J. 1708 gegründete katholische Gemeinde in Braunschweig ist seit dem Jahre 1710 eine Kirche errichtet worden, die den berühmten Baumeister des Herzogs Anton Ulrich, Hermann Korb, zum Architekten hatte und 1712 fertig war[1]). Den äußerlich schlichten Fachwerkbau und die trotz des geringen Materials farbenreiche und formschöne barocke Innenausstattung hatte die Kirche mit den sonstigen Bauten gemein, die die Herzöge durch Korb ausführen ließen, von denen aber nur noch das Schloß in Wolfenbüttel erhalten ist. Um so wertvoller erschien die Nikolaikirche, die zugleich den einzig auf uns gekommenen barocken Innenraum des Meisters in der Stadt Braunschweig besaß.

Eine Erweiterung der Kirche, die sich beim Anwachsen der Gemeinde notwendig erwies, war schon 1828 durch den Baurat Peter Krahe in Aussicht genommen; es wurden auch 1874 einige Anbauten ausgeführt, aber der Plan eines größern Umbaues gewann doch erst 1904 greifbarere Gestalt.

Nach dem Braunschw. Wochenblatt Nr. 32 vom 7. August 1904[2]) hat damals der Bischof von Hildes-

[1]) Vgl. über die Kirche Meier-Steinacker, die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig 156 f. und Braunschw. Magazin 1908 S. 77 f., wo Abbildungen der Kirche zu finden sind.

[2]) Die Sperrung der Worte und die Ausrufungszeichen in den angeführten Stellen rühren von dem Verfasser her.

heim von einem vollständigen Neubau abgeraten und empfohlen, „auf einen Erweiterungsbau der Nikolaikirche hinzustreben", und zwar sowohl wegen der geringeren Kosten und der schnelleren Herstellung einer genügenden Kirche, als auch wegen der Pietät gegen den alten Bau, und dieser Vorschlag ist dann auch, wie das genannte Blatt in Nr. 33 vom 14. August j. J. berichtet, von dem Kirchenvorstand einstimmig angenommen worden. In Aussicht wurde damals genommen „den gegenwärtigen Kirchenraum durch Verlängerung der Seitenschiffe und Emporen bis zum bisherigen Chorabschlusse zu vergrößern, worauf vor das so gewonnene Längsschiff ein entsprechendes Querschiff und ein neues Chor gebaut werden soll." Mit den betr. Plänen wurde der Baurat Herzig in Hildesheim beauftragt.

Im Gegensatz zu dem oben genannten Beschluß des Kirchenvorstandes ist nun aber bald darauf ein vollständiger Umschlag der Meinungen eingetreten; denn im November j. J. wurde von zuständiger Stelle aus mitgeteilt, es hätte sich sofort ein allgemeiner Sturm in der Gemeinde erhoben, als es hieß, es solle die jetzige Nikolaikirche erweitert werden. Die Einwirkung auf die Mitglieder des Kirchenvorstandes sei bald kund geworden. Als der mit dem Projekte beauftragte Baurat Herzig seine Pläne vorgelegt, hätte der Kirchenvorstand einstimmig beschlossen, die Erweiterung auf keinen Fall vorzunehmen, und zwar a) aus ästhetischen(!) und b) aus finanziellen (!) Rücksichten. Es solle der Neubau einer genügenden Pfarrkirche möglichst bald in Angriff genommen werden. Die Erhaltung der gegenwärtigen Nikolaikirche würde hierbei ganz unmöglich sein. Die weitere Verfolgung dieses Entschlusses ist aber auf die Schwierigkeit gestoßen, die Bausumme zu beschaffen, und man suchte sich, wie der Bericht im Braunschw. Wochenblatt Nr. 34 vom 18. August 1907 ersehen läßt, zunächst dadurch zu helfen, daß man sich erstmal mit neuem Chor, Querhaus und einem Joch des Langhauses begnügen wollte, und man verschaffte sich dafür auch die kirchliche und staatliche Genehmigung. Aber auch hiergegen erhob sich schließlich Widerspruch, und man ließ dann diesen Plan ganz fallen.

Der Ausschuß für Denkmalpflege hatte sich, auf Anregung des Dr Steinacker, schon im Februar 1904 mit der Erhaltung des alten Baues befaßt und sich mit dem hiesigen Dechanten, Herrn Dr Grube, in Verbindung gesetzt, ohne aber Erfolg zu haben. Im April 1906 sodann kehrte der Ausschuß nochmals auf die Angelegenheit zurück und machte einen neuen Versuch, das wertvolle Bauwerk zu retten, wobei ihm die geschilderten Verhältnisse entgegen zu kommen schienen. Professor Lübke und Baurat Osterloh empfahlen, dem Bedürfnis nach Vergrößerung durch den Anbau eines neuen Gotteshauses zu genügen, bei dem das alte die Stellung des Chors oder einer Kapelle erhielte; als aber seitens des Dechanten Dr Grube im Juni j. J. der Gedanke angeregt wurde, die mit der Kirche bereits unter einem Dach befindliche Pfarrwohnung mit zur Kirche selbst hinzuziehen, wurde dieser zur Grundlage aller weiteren Bemühungen des Ausschusses gemacht. Man einigte sich schließlich im März 1907 dahin, daß der nördliche Arkadenabschluß — die Kirche ist nach Süden, nicht nach Osten orientiert — weiter hinausgerückt, die Empore nach Norden verlängert und somit ein einheitlicher Raum geschaffen werden solle.

Der Denkmalausschuß hat nun durch wiederholte genaue Besichtigungen, durch Aufmessen und Prüfen des alten Baues sowie durch Übermittlung einer nach vorgedachten Gesichtspunkten vom Baurat Osterloh ausgearbeiteten Grundrißskizze für die Erweiterung der Kirche sich redlich Mühe gegeben, bei Erhaltung dieser letzten mit Rat und Tat zu helfen, und er glaubte sein Ziel erreicht zu haben, als laut Bericht im Braunschw. Wochenblatt Nr. 34 vom 18. August 1907 der Kirchenvorstand „nach langen Verhandlungen und Beraten aller Gründe für und gegen den Neubau oder Erhaltung der Nikolaikirche ... rein aus finanziellen Gründen zu dem Beschlusse kommen mußte, den er einstimmig gefaßt hat: „Die Räume der Pfarrwohnung vor der Kirche werden mit zur Kirche gezogen." Dem entsprach denn auch ein Schreiben des Dechanten Herrn Dr Grube an den Denkmalausschuß vom 29. August 1907:

„Für die liebevolle Sorge, welche der Denkmalausschuß der Erhaltung unserer Nikolaikirche gewidmet, für die Arbeiten, die er zu diesem Zwecke freiwillig übernommen hat, spreche ich meinen herzlichsten, ergebensten Dank aus."

„Den besten Dank für seine Bemühungen wird der Denkmalausschuß erblicken in dem Erfolge, den er damit erreicht hat. Ich bitte aus dem angeschlossenen Berichte des Wochenblattes das weitere gütigst ersehen zu wollen."

„Ich bitte darum, daß der verehrliche Denkmalausschuß auch bei der Ausführung der Erweiterung der Nikolaikirche seine bisherige wohlwollende Fürsorge mir weiter angedeihen lasse und wie bisher mit seinem sachkundigen Rate zur Seite stehe."

Daß die Nikolaikirche die Fürsorge des Denkmalausschusses in vollem Maße verdiene, wird auch in dem zuletzt angezogenen Zeitungsbericht anerkannt. „Schön und einladend", so heißt es hier, „ist unsere kleine Nikolaikirche. Auch selbst, wenn man herrliche Domkirchen gesehen hat, findet man das traute Kirchlein doch wieder schön. Und wenn diese Kirche um das Doppelte vergrößert und restauriert wieder vor unsern Blicken dasteht, dann werden gewiß alle sagen:

„Es ist doch gut gemacht.“ Zweifeln wir nicht, daß wir ein Gotteshaus erhalten, welches, wenn auch kein Kölner Dom oder kein St. Peter in Rom, doch schön ist und der Gemeinde alsdann auch für die gewöhnlichen Bedürfnisse Raum gewährt.“ Und treffend betont auch der damalige Domkapitular Herr Dr Bertram in seinem Schreiben vom 17. April 1906 an eines der Ausschußmitglieder diese Bedeutung des alten Baues mit den Worten: „Was dies alte Kirchlein vom Formsinn der Gründer und von den Geschicken der kleinen katholischen Gemeinde zu erzählen weiß, das soll nicht verstummen.“

Anstatt nun aber, wie seitens der kirchlichen Oberbehörde und des Denkmalausschusses empfohlen war, einen tüchtigen Architekten für den Umbau zu gewinnen, betraute man damit das hiesige Baugeschäft Mittendorf & Moneke und nahm, ohne den Denkmalausschuß in irgend einer Form hinzuzuziehen, die Pläne dieses Geschäftes an.

Das Braunschw. Wochenblatt berichtet darüber in Nr. 8 vom 23. Februar 1908 folgendermaßen:

„Der Ausbau der St. Nikolaikirche,

welcher schon lange den Kirchenvorstand beschäftigt, ist seiner Verwirklichung bedeutend näher geführt. In der letzten Sitzung ist der Kirchenvorstand sich endgültig schlüssig über die Ausführung des Projektes geworden, und zwar sind sämtliche diesbezügliche Beschlüsse einstimmig gefaßt worden. Danach bleibt das Pfarrhaus, welches der Kirche vorgebaut ist, vollständig erhalten, nur werden die Fenster entsprechend geändert und das Innere desselben ganz dem Kirchenraume angepaßt, so daß die Kirche innerlich und äußerlich als ein Ganzes erscheint. Um der Kirche mehr einen monumentalen Charakter zu verleihen, soll das Ganze äußerlich mit Mörtel geputzt werden, der Turm wird versetzt auf den Nordgiebel der Kirche, die gegenwärtige Eingangstür zum Pfarrhause, über welcher bekanntlich die Statue des hl. Nikolaus steht, bleibt als Haupttür bestehen und erhält einen Windfang, zu dessen Beschaffung bekanntlich der „Windfangfonds“ angelegt ist. Im Innern führen alsdann zwei Treppen sofort auf die Emporen. Da das Chor der Kirche sehr klein und gänzlich dunkel ist, so wird ein neuer größerer Chorraum vorgebaut werden. Der Hochaltar wird 4 Meter weiter nach Süden gerückt und erhält eine höhere Lage. Auf diese Weise wird es alsdann möglich, den Eingang zum Chore von der Sakristei direkt anzulegen. Wie bereits nach Osten, so wird auch nach Westen ein Ausbau erfolgen, sodaß die Kirche im Grundrisse eine Kreuzform erhält. Es werden noch zwei Altäre aufgestellt, von denen der eine zu Ehren des hl. Herzens Jesu als Denkmal des Jubiläums besonders schön und kostbar gestaltet werden soll. Der andere Altar, welcher alsdann später entstehen soll, wird der hl. Elisabeth geweiht werden. Der Fußboden im alten Teile der Kirche wird erneuert, sodaß die Kirche einen einheitlichen Fußboden erhält, unter die Bänke wird ein Holzfußboden gelegt werden. Die Kirche erhält elektrische Beleuchtung. Der Kirchenraum wird durch diese geplante Vergrößerung um mehr als das Doppelte vermehrt, so zwar, daß die Nikolaikirche dann, was Flächenraum betrifft, wieder die größte katholische Kirche im Herzogtume sein wird. Die geplante Vergrößerung soll ausschließlich der beiden Altäre und der elektrischen Leitung gegen 40000 Mark kosten. Die Genehmigung bei den bischöflichen und staatlichen Behörden ist bereits nachgesucht und wird voraussichtlich bald erfolgen. Die Vergrößerungsarbeiten sollen wieder zur engeren Submission ausgeschrieben und dem Mindestfordernden gegeben werden. Mit dem Chorbau wird dann sofort nach Eintritt des Frühjahrs begonnen, die anderen Arbeiten können erst ihren Anfang nehmen, wenn die Pfarrhauswohnung geräumt ist. Dieselben sollen alsdann so schnell gefördert werden, daß bis zum Monat Oktober, in welchem das 200jährige Jubiläum der Gemeinde gefeiert wird, die Kirche vollendet dasteht.“

Erst als dem Stadtmagistrat als der Aufsichtsbehörde über das Vermögen der Nikolaikirche die genannten Pläne zur Genehmigung vorgelegt wurden, hatte der Denkmalausschuß wieder die Möglichkeit, für die Erhaltung des Bestehenden einzutreten. Dies erschien um so nötiger, als die Pläne wohl die Kirche an sich beibehielten, aber tief einschneidende, die harmonische Schönheit des Baues vollkommen vernichtende Änderungen brachten. Das von der Städtischen Bauverwaltung erbetene Gutachten lautet folgendermaßen:

„Gutachten des Ausschusses für Denkmalpflege über den Entwurf der Firma Mittendorf & Moneke zum Umbau der Nikolaikirche hier.“

„Der Innenraum der Nikolaikirche besitzt in seiner Formengebung und in seiner farbigen Zusammenstimmung einen so hohen künstlerischen Wert und als fast einziges erhaltenes Baudenkmal des Braunschweiger Barockstils eine so hervorragende kunstgeschichtliche Bedeutung, daß die geplante Änderung des schönsten Teiles der Kirche, nämlich der Gruppe von Chor, Kanzel und Orgelprospekt, auf das tiefste zu beklagen wäre.“

„Die Vergrößerung des Chorraums, welche durch die gottesdienstlichen Handlungen geboten erscheint, kann durch eine Verschiebung der Chorschranke nach dem Kirchenraume zu ermöglicht werden, etwa in der Weise, wie sie mit Bleistift in dem seinerzeit von dem Denkmalausschusse vorgelegten Plane jetzt nachträglich angedeutet ist. Es würden dadurch nur die

wenigen Plätze der vordersten kurzen Bankreihe in Wegfall kommen, was gegenüber der bedeutenden durch den sonstigen Umbau erzielten Raumvergrößerung kaum nennenswert ist."

„Die gewünschte unmittelbare Verbindung von Sakristei und Chor könnte in ganz unauffälliger Weise durch eine bescheidene Tür geschaffen werden, welche noch neben der Apostelfigur Platz fände."

„Eine bessere Beleuchtung des Chores würde schon dadurch herbeigeführt werden, daß die erst später dunkelrot gemalten Wände unter den Chorfenstern eine hellgraue Tönung erhielten, etwa in der Art der Brüstung der Orgelempore."

„Ferner könnte eine Vergrößerung der Chorfenster vorgenommen werden, wenn auch nicht in dem ursprünglichen allzu bedeutenden Umfange. Da, wo das Sakristeidach anschneidet, ließe sich durch vorgesetzte Verglasung der allenfalls störende Eindruck der Unsymmetrie ungleich hoher Fenster vermeiden; [— es sei auf die bekannten fensterartigen Wandverglasungen im Dome St. Maria del fiore zu Florenz hingewiesen. —]"

„Bei dieser Gelegenheit müßten wohl auch die oberen runden Fenster, welche in ihrer grellen Buntheit nicht zu der vornehmen Farbenwirkung des Chores stimmen, geändert werden."

„Ebenso liegt es im Interesse des kirchlichen Eindruckes des Schiffes, daß die nach dem Hagelschlag 1891 in unharmonischen Farben hergestellten Rundbogenfenster der Emporen mit dem schönen Barockraum in Einklang gebracht werden."

„Eine Verlängerung des Chores im Sinne des vorliegenden Umbau-Entwurfes würde nicht nur die jetzige Harmonie völlig zerstören, sondern auch für das Deckengemälde die unseligsten Folgen nach sich ziehen, und zudem außerordentliche technische Schwierigkeiten und unvorherzusehende Kosten verursachen; ja es würde durch diese Änderung ein großer Teil der Decke in Gefahr geraten, weil das Holzgewölbe derselben an dem Dachgebälk des Chores und Schiffes angehängt ist."

„Durch Beibehaltung des jetzigen außerordentlich weihevollen Chores würde sich außer einer sehr beträchtlichen Ersparnis an Kosten(!) und Bauzeit der große Vorteil ergeben, daß während der ganzen Zeit des Umbaues der Gottesdienst keine Unterbrechung zu erleiden braucht."

„Auch die Erhaltung des Orgelprospektes in seiner jetzigen Schönheit und an seiner jetzigen Stelle ist für die Gesamtwirkung des Chores von größter künstlerischer Bedeutung; die Verlegung der Orgel selbst kann trotzdem vorgenommen werden."

„Für die zwischen der neuen Vorhalle und dem Kirchenschiff anzuordnende Pfeilerstellung würde am besten die vorhandene Pilasterarchitektur mit den Gewölbe-Stichkappen möglichst genau in der bisherigen Form beizubehalten sein. Doch könnten dabei die beiden seitlichen fensterartigen Öffnungen durch Entfernung der Brüstungen ebenfalls zu Türen für die Prozessionen ausgebildet werden."

„Bei der Verlängerung der Decke nach der Vorhalle hin erscheint die möglichste Schonung des vorhandenen Deckengemäldes auch in seiner künstlerischen Wirkung dringend geboten, weshalb für den Anschluß und die Fortsetzung der Decke noch eingehende Versuche unter künstlerischer Leitung unerläßlich sein werden."

„Für die Emporentreppen gilt Ähnliches."

„Was das Äußere der Kirche betrifft, so fällt in dem neuen Entwurfe als besonderes störend die Verschiebung des Dachreiters an die nördliche Giebelseite auf. Wenn dadurch schon in der Seitenansicht ein grobes Mißverhältnis von Firstlänge und Turmhöhe entsteht, so wird sich dies noch schlimmer von der Chorseite aus geltend machen, während der Dachreiter in seiner jetzigen centralen Stellung allen Seiten der Kirche gleichmäßig zugute kommt und ebenmäßig und wirkungsvoll die ganze Baumasse beherrscht. Nach dem neuen Entwurf ist es weder ein richtiger Turm noch ein richtiger Dachreiter. Das Läuten der Glocken kann bei der jetzigen Stellung des Glockenstuhls, wenn das Betreten des Dachstuhls vermieden werden soll, durch elektrischen Antrieb oder durch seitliche Rollenführungen bewerkstelligt werden, sodaß der Kirchenraum nicht gestört wird."

„Die geplante Vergrößerung des Giebels an der Nordseite würde nicht nur die Proportionen der Seitenfront in bedauerlicher Weise stören, sondern es würde auch der Giebel selbst zu schwer über der Nordfassade mit dem schönen Barockportal lasten."

„Die neuen Fenster unter und über den Emporen stimmen noch nicht zu dem Stile des Innenraumes und müßten im Zusammenhange mit dem Längs- und Querschnitt des geplanten Emporenbaues entworfen werden, weshalb diese Schnittzeichnungen zunächst herzustellen wären." —

„Wahrscheinlich kann durch geeignete Sprossenteilung und Verglasung, sowie durch Erhöhung der Brüstungen der unteren Fenster ein kirchlicher Eindruck erzielt werden, ohne daß die Grundform der jetzigen Fenster geändert werden muß."

„Ohne Zweifel kann durch oben skizzierte Vorschläge mit geringeren Mitteln ein größerer künstlerischer Eindruck erzielt werden, ohne daß die praktischen Forderungen eine Beeinträchtigung erfahren."

„Der Ausschuß für Denkmalpflege ist bereit, seine Kräfte in den Dienst der guten Sache zu stellen und diese mit Rat und Tat zu fördern."

„Möge unserer Zeit der Vorwurf erspart bleiben, daß sie pietätlos ein ehrwürdiges Kunstwerk ohne Not der Zerstörung preisgegeben hat!"

„Braunschweig, den 8. März 1908.

gez. Professor H. Pfeifer,

gez. Lübke,
„ M. Osterloh,
„ Dr P. J. Meier."

Als infolge des Eintretens des Denkmalausschusses sich die Baugenehmigung verzögerte, brachte das Braunschw. Wochenblatt in Nr. 20 vom 17. Mai d. Js. folgendes:

„Die Vergrößerung der Nikolaikirche ist zurzeit Gegenstand des Gespräches in der Nikolaigemeinde. Überall, wohin man kommt, tönt die Frage entgegen: „Wann beginnt der Umbau?" Und alsdann werden die verschiedensten Gerüchte mitgeteilt, warum der Bau noch nicht beginnt. Zur allgemeinen Beruhigung und Aufklärung sei nun folgendes mitgeteilt: Der Kirchenvorstand hat den Erweiterungsbau der Nikolaikirche bekanntlich einstimmig beschlossen und hat auf Grundlage(?) der Skizzen, welche der Ausschuß für Denkmalpflege angefertigt hatte, die Pläne und den Kostenvoranschlag für den Erweiterungsumbau durch die Firma Mittendorf und Moneke herstellen lassen. Die Pläne waren bekanntlich in der Nikolaikirche ausgestellt. Der Kirchenvorstand kann nun aber nicht sofort zu bauen beginnen; derselbe bedarf außer der allgemeinen baupolizeilichen Genehmigung auch noch der Genehmigung des Hochw. Herrn Bischofs und ebenso der Genehmigung des Staatsministeriums. Die baupolizeiliche Genehmigung für den Umbau und die Bischöfliche Erlaubnis sind erteilt, die ministerielle steht noch aus. Der Kirchenvorstand muß den vorgeschriebenen Instanzenweg innehalten, derselbe hat seine Eingabe um staatliche Genehmigung vorschriftsmäßig beim Stadtmagistrate eingereicht, welcher die Pläne durch das Stadtbauamt und den Denkmalpflegeausschuß prüfen ließ. Letzterer Ausschuß namentlich hat nun eine große Schwierigkeit bereitet, indem er alles und jedes, was der Kirchenvorstand will, rundweg als kunstfeindlich und überflüssig verworfen hat (!). So wollte der Kirchenvorstand drei Dinge ganz besonders: 1. er wollte dem Pfarrhause durch Veränderung der Fenster, welche den Fenstern der Kirche gleich geformt werden sollten, ein kirchenähnliches Aussehen geben und 2. den Turm, welcher jetzt am Ende der Kirche steht, nach Hinzuziehung des Pfarrhauses, wiederum ans Ende stellen. — Der Ausschuß will, daß der Turm in der Mitte der Kirche stehen bleibt und daß die Fenster des Pfarrhauses nicht oder nicht viel verändert werden. Das Äußere der Nikolaikirche ist nach Ansicht des Ausschusses so reizend (!), daß die Kirche, ja der ganze Sandweg an Schönheit verlieren würde, wenn etwas geändert würde. Endlich will der Kirchenvorstand das Chor der Kirche erweitern; auch hiergegen legt der Denkmalpflegeausschuß sein Veto ein. Der Kirchenvorstand, an welchen alsdann die Sache zur Rückäußerung gelangte, hat seinen Beschluß aufrecht erhalten und um Beschleunigung der Angelegenheit gebeten, damit Mitte Juni der Bau in Angriff genommen werden kann. Nunmehr geht also der Antrag des Kirchenvorstandes vom Stadtmagistrat an die Kreisdirektion, von dieser an das Ministerium, alsdann wird derselbe dem Regenten vorgelegt. Auf demselben Wege gelangt die Sache rückwärts an den Kirchenvorstand. Wir dürfen erwarten, daß in anbetracht der wirklichen Notlage die ganze Angelegenheit so gefördert wird, daß zu gedachtem Zeitpunkte der Bau beginnen kann".

In demselben Geiste war ein zweiter Artikel in Nr. 22 vom 31. Mai d. J. gehalten:

„Seit mehreren Jahren wieder ist daher der Kirchenvorstand mit der Hebung der Kirchennot beschäftigt. Auch jetzt zeigten sich wieder zwei Meinungen, welche sich ziemlich schroff gegenüberstanden. Neubau der Nikolaikirche — Erhaltung und Vergrößerung derselben. Die Frage ist zugunsten des letzten Projektes hauptsächlich durch die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege entstanden; und wir wollen gleich hinzufügen, daß auch jetzt die Gemeinde vollständig einverstanden ist, einerseits weil dadurch schneller eine Linderung der Kirchennot kommt, anderseits weil das Kirchlein so traulich zur Andacht einladet. Die Nikolaikirche ist schön; so unscheinbar ihr Äußeres, so stimmungsvoll ist ihr Inneres."

„Erbaut ist dieselbe in den Jahren 1710—1712 unter Leitung des Herzoglichen Baumeisters Hermann Korb und zwar im sogen. Barockstile. Es wird nur wenige Kirchen Deutschlands geben, welche so schön im Barockstile hergestellt sind, wie unsere Nikolaikirche. Zu bedauern bleiben nur zwei Mißstände. Einmal ist die Nikolaikirche nur im Fachwerkbaue, und auch im Innern ist alles nur in Holz und leichterem Materiale ausgeführt. Wäre die Kirche von festem Stein, wären die inneren Ornamente von Marmor, dann würde das Gotteshaus einen ganz hohen Wert haben. Für den Künstler und Kunstfreund ist die Nikolaikirche allerdings dadurch ganz besonders interessant, daß sie aus Holz gebaut ist. Korb hat mehrere solcher Holzbauten ausgeführt, von denen das Schloß zu Salzdahlum und die Bibliothek zu Wolfenbüttel nebst der Nikolaikirche die bedeutendsten waren. Die ersten beiden sind verschwunden, die Kirche soll erhalten bleiben. Die beiden ersten sind vom Staate zerstört; daß die Kirche erhalten bleibt, dafür soll derselbe Staat wachen (!). Der andere Übelstand bei der Nikolaikirche ist ihre tiefe Lage. Nachdem die Pferdeställe der Husarenkaserne, die früher am Sandwege lagen, weggefallen sind, liegt die Kirche tief unten im Loche. Läge die Kirche höher, so würde ihre Ansicht etwas besser sein. Das Äußere derselben ist höchst unscheinbar, sie erscheint nicht als Kirche (?), sondern als gewöhnliches Haus einfachster Art. Daß das Äußere der Kirche nicht im geringsten

künstlerischen Wert hat(?), erkennt jeder Laie. Es ist ein Fachwerkbau, ohne jeden künstlerischen Schmuck und architektonische Gliederung. Der Baumeister Korb wollte ursprünglich das Äußere der Kirche wenigstens etwas schmücken, das Pfarrhaus sollte eine ziemlich umfangreiche Kuppel bilden, so daß also das Kirchengebäude von einer Kuppel abgegrenzt und geschmückt wäre. Das Geld scheint nicht gereicht zu haben, denn die Kirche wurde ohne Kuppel vollendet und geweiht. Erst einige Jahre später ist der gegenwärtige Turm der Kirche eingefügt, vielmehr im Pfarrhause aufgebaut. Derselbe steht konstruktiv mit der Kirche in keiner Verbindung, ist erst eine nachträgliche Zugabe, welche von Korb gar nicht geplant war."

„Als der Grundstein zur Garnisonkirche gelegt wurde, fragte auch ein auswärtiger Gast den Dechant, wann er zu seiner Kirche den Grundstein lege, und fügte hinzu: „Machen Sie nur möglichst schnell, denn Ihre jetzige Kirche sieht ja aus wie ein Stall." Dieses harte Urteil zeigt, welchen Eindruck das Äußere der Nikolaikirche macht. In der Umgebung der modernen Bauten eines Hoftheaters, Herzoglichen Museums, des Städtischen Museums und der ansehnlichen Privathäuser kann die Nikolaikirche in ihrem Äußeren nur ein Denkmal der Armut sein. Der Kirchenvorstand wollte deshalb auch, soweit es möglich ist, der Nikolaikirche im Äußeren einen kirchenähnlichen, monumentalen Anstrich geben; deshalb sollten die Fenster im Pfarrhause den Fenstern der Kirche gleich gemacht und die Fassade der Kirche geändert werden. Auch wollte man den Turm von seiner jetzigen Stelle an das Nordende der Kirche rücken und das ganze Gebäude mit Mörtel verputzen. Das alles hat der Ausschuß der Denkmalspflege mit dem Aufwande großer Gelehrsamkeit(?) zurückgewiesen und die staatliche Behörde ersucht, solcher Verschlechterung der Nikolaikirche zu steuern. Es ist uns unerklärlich, wie man aus Gründen der Kunst und Ästhetik fordern kann, daß das Äußere der Nikolaikirche unverändert erhalten bleibt. Würde man aus finanziellen Gründen, um einige tausend Mark zu sparen, oder aus historischen Gründen, um der Nachwelt ein bleibendes Denkmal der gedrückten Lage der Katholiken im Herzogtume zu erhalten(!!), solche Forderung stellen, dann wäre es wohl verständlich. Bekanntlich hat Herzog August Wilhelm die katholische Kirche durch die Husarenpferdeställe zugebaut, damit niemand an dem Anblicke der katholischen Kirche sich ärgere. Die Pferdeställe sind gefallen, die Kirche ist sichtbar geworden und hat eine der schönsten Lagen in Braunschweig. Will man jetzt aus historischen Gründen, damit die Nachwelt es stets weiß, wie armselig die Katholiken zwei Jahrhunderte fast gelebt haben(!), die Nikolaikirche in ihrem unscheinbaren Äußern als Denkmal erhalten, dann kann man der Forderung des Denkmalpflegeausschusses beitreten."

„Das Chor der Nikolaikirche genügt durchaus nicht mehr; eine Vergrößerung ist absolut notwendig. Auch hiergegen erhebt der Denkmalpflegeausschuß Einspruch. Es ist doch weit gekommen, wenn in angeblichem Kunstinteresse den Katholiken versagt bleiben soll, ihre Kirche für ihren Gottesdienst passend zu machen(!). Gewiß ist die Nikolaikirche ein Denkmal, aber der Wert derselben darf auch nicht übertrieben werden, und das geschieht, wenn im Interesse der Kunst der Zweck des Gebäudes zurückgestellt wird. Die Nikolaikirche ist ein Baudenkmal, aber erst in zweiter Linie; in erster Linie ist sie ein Gotteshaus, eine Pfarrkirche der katholischen Gemeinde dahier. Will man aus reinem Kunstinteresse die Nikolaikirche erhalten, wie sie ist, dann mag der Denkmalpflegeausschuß empfehlen, daß man sie staatlicherseits ankaufe und den Katholiken die Möglichkeit schaffe, sich eine entsprechende neue Kirche zu bauen. Daß aber im Interesse der Kunst die katholische Gemeinde noch länger solche unhaltbaren kirchlichen Zustände behalten soll, kann niemand ihr zumuten."

Diesen Äußerungen irgend etwas hinzuzufügen, hieße nur sie abschwächen.

Es ist stets das Bestreben des Denkmalausschusses gewesen, seine Ideale zur Erhaltung unserer alten Bauten mit den realen Verhältnissen in Einklang zu bringen, weil er sich dessen bewußt war, daß er nur so Aussicht auf Erfolg haben, nur so die Denkmäler wirklich retten könne. Auch bei der Nikolaikirche hat er sehr wohl die praktischen Bedürfnisse anerkannt. Die Kirche wurde durch Hinzunahme der bisherigen Pfarrwohnung fast doppelt so groß, als sie bisher gewesen war, und es konnte unter diesen Umständen sehr wohl zunächst der Versuch gemacht werden, durch Entfernung der beiden vordersten Bänke und Erweiterung des Chors um diesen Raum der unzweifelhaft vorhandenen Engigkeit beim Hochaltar abzuhelfen. Mißlang der Versuch, so war ja nichts verloren, es ließ sich dann eine andere Art der Erweiterung noch immer in Erwägung ziehen. Ebenso wäre es möglich gewesen, die bisherige Kanzel etwa in einen „Stuhl" zu verwandeln und den Orgelprospekt ruhig an seinem Platze zu belassen; es konnte dann an einer passend erscheinenden Stelle Kanzel und Orgel aufgestellt werden. Aber es ist dem Ausschuß die oft erbetene Möglichkeit, zu einer Sitzung des Kirchenvorstandes hinzugezogen zu werden, um seine Ansichten hier näher begründen zu können, nicht gegeben worden.

Es fand schließlich im Juli d. J., als der Umbau bereits im vollem Gange war, im Herzogl. Staatsministerium noch einmal eine Verhandlung statt, zu der der Kirchenvorstand und einige Mitglieder

des Denkmalausschusses hinzugezogen waren. Das Verhängnis ließ sich aber nicht mehr aufhalten. Die Nikolaikirche ist innen wie außen ohne Rücksicht auf die Harmonie verändert und hat aufgehört, das künstlerisch bedeutende Bauwerk zu sein, das es bisher war. Sie hat jeden Denkmalswert eingebüßt. Der Denkmalausschuß hat getan, was in seinen Kräften stand; aber er mußte es sich schließlich versagen, jetzt noch etwas in der Sache zu tun und gewissermaßen an dem, was hier vor sich ging, irgendwie mitschuldig zu werden. Aber nichts vermag deutlicher zu machen, wie bitter not uns im Herzogtum ein Denkmalschutzgesetz tut.

Wie sah die ehemalige Ulrichskirche in Braunschweig aus?

Das Aussehen der Ulrichskirche auf dem Kohlmarkte hat zuerst in dem Streite über die Anfänge der Stadt Braunschweig, der zwischen Herrn Oberstleutnat z. D. Meier und mir entbrannt ist, eine große Rolle gespielt. Ich habe aber bereits in der Oktobernummer des Magazins S. 133 erklärt, daß zwar die Gründung dieser Kirche vor 1038 für die Zeit der Entstehung des brunonischen Marktortes eine entscheidende Bedeutung besitzt, nicht aber die Ausstattung der Kirche mit zwei Türmen, die ich früher für das Bestehen einer Stadt in jener Zeit geltend gemacht habe. Gleichwohl ist die Frage nach der Gestalt dieses Gotteshauses an und für sich so wichtig, daß es nicht unnötig ist, darauf noch einmal zurückzukommen.



Ulricikirche zu Braunschweig nach dem braunschw. Kalender von 1861.

Die Kirche ist bekantlich im Jahre 1544, wie es heißt wegen Baufälligkeit, niedergelegt worden. Wir besitzen aber aus dem Jahre 1860, bzw. 1861 zwei Holzschnitte (s. d. Abbildungen), die uns das Bild der Kirche geben: den einen im braunschweigischen Kalender von 1861 mit der Erklärung von Sack, den zweiten in Sacks Festgabe für das 1000jährige Bestehen der Stadt Braunschweig, 1861; jener ist wiederholt in der Festgabe zur IX. allg. lutherischen Konferenz in Braunschweig 1898, S. 47, dieser in der 1881 erschienenen zweiten Auflage von Görges, Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten I, 23 und bei Beste, Album der evangelischen Geistlichen der Stadt Braunschweig S. 69. Beide unterscheiden sich dadurch, daß der ältere Holzschnitt einen nordöstlichen, der jüngere einen nordwestlichen Standpunkt gewählt hat, aber es kann kaum zweifelhaft sein, daß der jüngere vom andern abhängig ist. Jener gibt auch nur die Kirche selbst, während dieser zugleich ein malerisch gestaltetes Bild der Umgebung bringt. Es wird also genügen, wenn wir für den ersten die Frage stellen und beantworten: Handelt es sich hier um ein Erzeugnis der Phantasie oder hat der Holzschnitt den Wert einer geschichtlichen Quelle? Sack stellt eine offenbar dreischiffige gotische Hallenkirche mit einem frühromanischen Turmpaar dar, und da die erste Form bei allen braunschweigischen Pfarrkirchen erscheint, die in romanischer Zeit Basilikenform besessen haben und erst später umgebaut worden sind, das für Braunschweig sehr auffallende Turmpaar hingegen mit seinen bis oben viereckigen Einzeltürmen, den niedrigen einseitigen Dachpyramiden und dem satteldachförmigen Mittelbau genau so bei der Stiftskirche S. Cyriaci wiederkehrt, die 1545 gleichfalls niedergerissen wurde, aber in Peter Spitzers trefflichem Holzschnitt von 1547 mit der Ansicht der Stadt Braunschweig [1]) festgehalten ist, so könnte man wohl auf die Vermutung kommen, daß Sack aus beiden Elementen sich ein Bild der Ulrichskirche zurechtgemacht habe. Nun will aber Sack offenbar eine Vorstellung der ursprünglichen Kirche geben und, wenn er mit so geschulter geschichtlicher Überlegung zu Werke ging, daß er sich für ihre Herstellung die gleichfalls noch aus dem 11. Jahrhundert stammende Cyriakuskirche zum Muster nahm, so wäre es doch selbstverständlich gewesen, daß er auch dem Schiff die Form einer frühromanischen Basilika gab, entsprechend den Worten Dürres in seiner Geschichte der Stadt Braunschweig S. 484: „Wenn sie dem 11. Jahrh. angehört, so war sie im byzantinischen, (d. h. romanischen) Style erbaut". Woher wußte Sack auch, daß die Kirche in gotischer Zeit in eine Hallenkirche verwandelt war? Schiller hatte sie 1852 in seiner „Mittelalterlichen Architektur Braun-

---

[1]) Das einzig erhaltene, altkolorierte, aus fünf Blättern bestehende Exemplar desselben befindet sich in der Herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel; es ist später mehrfach, so auch von Braun und Hogenberg, wiederholt worden.



3" nicht behandelt, Dürre aber gibt in seiner gonnenen, von Sack vielleicht schon benutzten hte der Stadt Braunschweig keinerlei Andeu- aß das Schiff der Ulrichskirche gotische Hallen- esessen hat. Denn ein Umbau derselben ist tlich nicht bezeugt. Nun aber läßt sich doch ürres Angaben, die freilich beim damaligen e der Denkmälerforschung noch nicht aus- werden konnten, der Schluß ziehen, daß ein Umbau tatsächlich stattgefunden hat. Denn vähnt S. 485 den Thomasaltar auf der he über der Sakristei (boven dem gerhuse, 1386 bezeugt), und man braucht sich nur in atharinen-, Martini-, Andreas- und Magni- in Braunschweig die Lage der Sakristei und rieche über ihr anzusehen, um sich darüber klar rden, daß beide nur bei der Hallenform mög- nd. Die Sache liegt also so, daß Sacks Holz- tt die Ul- irche geben , wie sie Zeit ihrer stehung im Jahrh. aus- hen hat, daß aber in der so gibt, wie sie erst jetzt Hilfe der er- blich weiter vickelten bau- schichtlichen rschung für spätere Zeit es Mittelal- rs, also auch r die kurz vor hem Abbruch schließen müssen. Dazu kommt, daß Sack selbst werlich im stande gewesen wäre, die Kirche so u zeichnen, daß sein Bild aber bei aller Treue m allgemeinen doch auch wieder zu viel Fehler im inzelnen enthält, um einem Architekten zugeschrieben u werden. Der offenbar aus einem Achteck kon- struierte Chor ist perspektivisch vollkommen ver- eichnet, die richtig abgesetzten Strebepfeiler sind dort o schmal, als wären sie aus Pappe gebaut, der für eine Basilika berechnete Turm durfte nicht breiter sein, als die später durch Umbau entstandene Hallenkirche, sondern mußte hinter dieser zurückstehen, wie es bei allen braunschweigischen Kirchen mit romanischem Turm, aber gotischem Hallenschiff der Fall ist. Ich kann versichern, daß ich die Frage immer wieder von neuem gewissenhaft und ganz ohne Voreingenommenheit geprüft, aber immer wieder dahin beantwortet habe: Es ist unmöglich, daß Sack uns ein Phantasiebild gibt, es ist auch schon um deswillen unwahrscheinlich, weil er sonst in seinen Kalendern und seinem Festblatt nur zuverlässige Bilder aufgenommen hat. Freilich muß man dann annehmen, daß Sack eine Abbildung der Ulrichskirche benutzt hat, die aus der Zeit vor ihrem Abbruch 1544 stammt oder ihrerseits auf eine solche zurückgeht, und bisher ist eine derartige Vorlage nicht aufgefunden worden. Indessen, wer die Sacksche Sammlung im Stadtarchiv eingesehen hat, weiß, wie seltene Originalstücke sie besessen hat. Andrerseits aber lehrt die bereits erwähnte, in Holz geschnittene Ansicht der Stadt Braunschweig von Peter Spitzer[1]), daß damals hier ein Mann lebte, der für die alten Denkmäler, auch wenn sie, wie S. Cyriacus, bereits vom Erdboden verschwunden waren, einen offenen Sinn hatte. Ein deutscher Maler des 16. Jahrhunderts nun war wohl imstande, die Gesamterscheinung eines alten Bauwerks richtig wiederzugeben, daß er jedoch auch in allen Einzelheiten zuverlässig und sorgfältig war, so wie wir geschichtlich und methodisch geschulten Forscher von heute es als unbedingtes Erfordernis für solche Arbeiten ansehen, das kann man von ihm nicht verlangen. Wer je Gelegenheit gehabt hat, eine ältere Wiedergabe von Denkmälern zu benutzen, wird mir darin recht geben, daß sich alle Besonderheiten des Sackschen Holzschnittes auf das leichteste durch die Annahme erklären ließen, ein Mann, wie Peter Spitzer, hätte vor dem Abbruch der Kirche und grade im Hinblick auf ihn eine Zeichnung angefertigt, die Sack, gleichviel ob unmittelbar oder nur mittelbar, als Vorlage gedient hat.



Ulricikirche in Braunschweig nach Sacks Festgabe von 1861.

Der Holzschnitt im Kalender von 1861 unterscheidet sich von den anderen Holzschnitten in diesem und dem folgenden Jahrgang 1862 dadurch, daß er eine etwas nüchterne Darstellung bringt, während sonst stets ein hübsches, malerisches, mit Figuren ausgestattetes Bild uns entgegentritt. Eben so nüchtern ist aber auch der Holzschnitt mit der Johanniskapelle im Kalender von 1861, und es ist sicher kein

[1]) Vergl. über ihn Mithoff, Mittelalterliche Künstler und Werkmeister ², S. 299 f.

Zufall, daß beide Holzschnitte in der etwas später erschienenen Festzeitung vertauscht sind gegen solche, die wohl denselben Gegenstand, nun aber ebenso malerisch aufgeputzt bringen, wie es die übrigen Holzschnitte tun. Bemerkenswert ist, daß auch für die Johanniskirche, die 1784 abgerissen worden ist, keine alte Vorlage bekannt ist, die dem Holzschnitt im Kalender von 1861 entspräche. Ein Kalender des Stechers J. G. Beck von 1714 (in Dürres Geschichte der Stadt Braunschweig neben dem Stadtplan wiederholt) stellt die Kapelle dar, aber von der nordöstlichen Straßenseite her, und doch liegt nicht die geringste Veranlassung vor zu der Meinung, Sack, der freilich sonst grade die Beckschen Stiche oder Originalzeichnungen für seine Holzschnitte verwendet hat, möchte hier zur Phantasie seine Zuflucht genommen haben. Auch für andere Sacksche Holzschnitte sind die Vorlagen nicht immer nachzuweisen, so z. B. für das Hägener Rathaus (1690 zur Oper umgebaut), das Redingetor (1798 niedergelegt), den Lauenturm (1839 beseitigt), die Jakobskirche (1790 umgebaut); sie geben indessen, wie ich glaube, ebenso wenig hinsichtlich ihrer Treue zu Bedenken Anlaß, als die beiden andern Holzschnitte, und ich muß schon, um in dieser Meinung irre gemacht zu werden, begründetere Bedenken abwarten, als sie Mack in der Braunschw. Landesztg. Nr. 537 vom 14. Nov. d. Js. gegen die Darstellung des Hägener Rathauses vorbringt. P. J. Meier.

Zur Gewandhausfrage in Braunschweig.

Eine endgültige Entscheidung ist hierüber noch nicht getroffen. Doch wird es den Lesern dieser Blätter nicht unlieb sein, das Gutachten leicht zur Hand zu haben, das die drei auswärtigen Sachverständigen, Professor Fischer (Stuttgart), Geh. Oberbaurat Hofmann (Darmstadt) und Provinzialkonservator Prof. Dr Clemen (Bonn), am 16. Oktober auf Wunsch der Handelskammer in Braunschweig erstattet haben, selbst für den, wie es scheint, nicht ausgeschlossenen Fall, daß es die in den Kreisen der Kunst- und Altertumsfreunde gewünschte Wirkung nicht haben sollte. Es lautet:

Die drei Unterzeichneten von der Handelskammer eingeladenen Sachverständigen erklären nach eingehender Prüfung der außerordentlich sorgfältig vorbereiteten und mit großer Hingebung durchgearbeiteten Projekte das folgende:

Nachdem bei dem schon weit vorgeschrittenen Bau und angesichts der vom Architekten einmal gewählten historischen Formensprache eine absolute Unterordnung des Neubaues nach der Brabantstraße unter das Gewandhaus nicht mehr möglich erscheint, sind die Unterzeichneten einstimmig der Ansicht, daß es jetzt darauf ankommt, den nach der Brabantstraße zu gelegenen Teil des Neubaues bis zu einem gewissen Grade als selbständigen Baukörper erscheinen zu lassen.

Aus diesem Grunde sehen sie es als entscheidend für die künftige Erscheinung und die selbständige Wirkung des Gewandhauses an, daß der Dachfirst des anstoßenden Neubaues nicht horizontal und ungebrochen bis zu dem Gewandhaus durchgeführt werde, sondern daß hier wie bisher ein scharfer und deutlicher Einschnitt bestehen bleibe. Sie glauben aus fester Überzeugung deshalb die folgenden Punkte zur Erwägung und nochmaligen Projektierung empfehlen zu sollen. Das Treppenhaus dürfte keinesfalls über das Dachgesims hinauszuführen und als eigentlicher Turm auszubilden sein; es wäre vielmehr mindestens an dem genannten Gesims, wenn nicht schon früher, in der einfachsten Form abzuschließen.

Der Teil des nach der Brabantstraße zu gelegenen Neubaues würde am besten auch äußerlich als ein selbständiger und in sich geschlossener Bau charakterisiert, indem er unter einer eigenen Dachhaube zusammengefaßt wird. Diese Dachhaube würde nach dem Gewandhaus hin einen Walm zu erhalten haben und könnte etwa durch einen niedrigeren Sattel mit dem Dach des Gewandhauses verbunden werden. Die Abwalmung dieses Daches nach dem Gewandhaus hin würde aber nach der Ansicht der Unterzeichneten auch eine Abwalmung dieser Dachhaube nach der Garküche zu und damit auch den Verzicht auf den großen dort stehenden hinteren Giebel verlangen. Dabei würde in Erwägung zu ziehen sein, ob der Eckerker in seiner erst projektierten Höhe bestehen bleiben könne. An der langen Front nach der Garküche empfehlen die Unterzeichneten endlich bei den dem Dach vortretenden Aufbauten die Vermeidung einer direkten Konkurrenz mit den Formen des Gewandhausgiebels, und demgemäß eine Vereinfachung der Giebelformen, etwa unter Heranziehen des Daches über die Giebelgesimse.

Die Unterzeichneten sind der festen Ueberzeugung, daß bei diesen im Rahmen des Projektes und nach dem heutigen Stand des Baues noch unschwer möglichen Modifikationen einmal die selbständige künstlerische Wirkung des Gewandhauses besser erhalten wird, und daß der Neubau eine seiner ideellen Bedeutung und der Stellung der Handelskammer würdige monumentale und geschlossene Wirkung behalten wird.

Irgendwelche Einschränkung der Räume und der Ausnutzungsmöglichkeit des Baublocks ist dabei nicht zu besorgen; bei den genannten Abänderungen würde sogar eine Verminderung der Kosten eintreten.

(gez.) Hofmann. Th. Fischer. Clemen.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.



1. Das Rohrsche Haus am Markte zu Helmstedt.



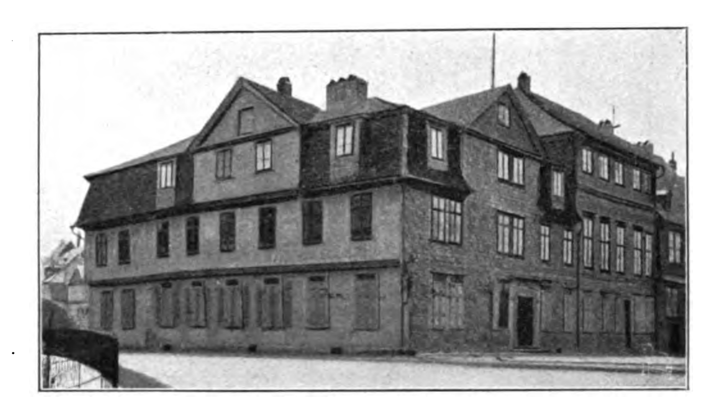
2. Leihhaus in Wolfenbüttel von Osten gesehen.



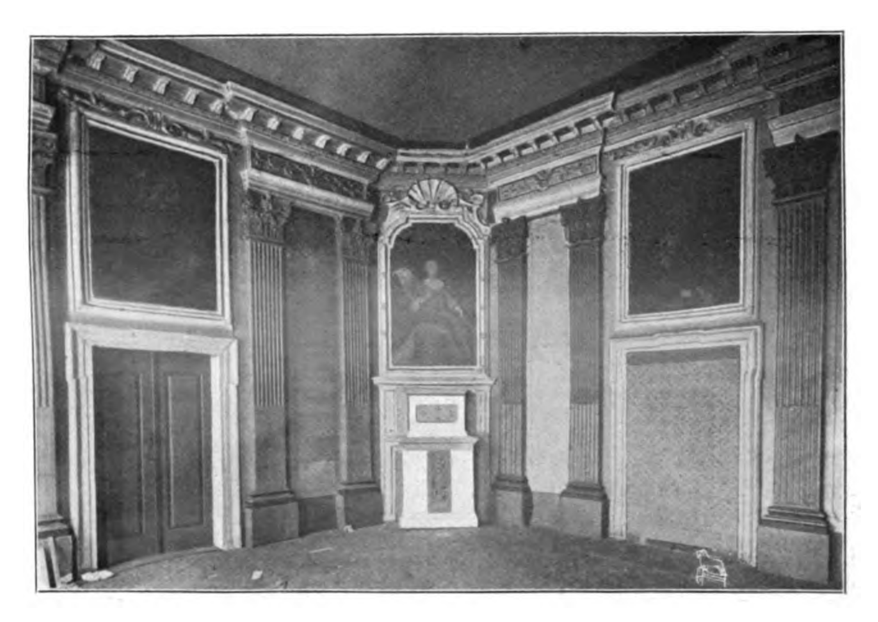
3. Zimmer aus dem Erdgeschoß des nördlichen Teiles des Leihhauses.



4. Zimmer aus dem Erdgeschoß des nördlichen Teiles des Leihhauses.

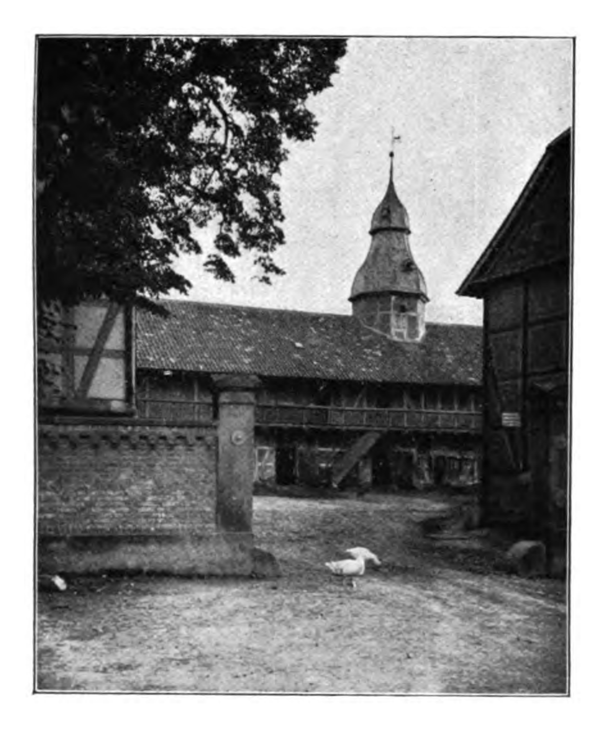


5. Leihhaus in Wolfenbüttel von Nordwest aus gesehen.

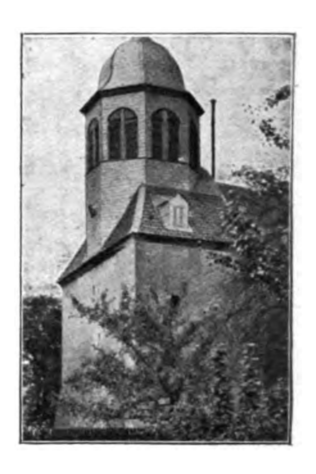


6. Südostecke im Saale des ersten Geschosses des südlichen Teiles des Leihhauses.
(Bild der Herzogin Elisabeth Sophie Marie).





7. Hof von H. Bues in Groß-Denkte.



8. Vitsturm in Seesen.



9. Torhaus auf dem Rittergute zu Hehlen.

Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

1908. Dezember **Nr. 12.**

Dr jur. Julius Schwarzenberg,

Präsident der Herzogl. Landes-Ökonomie-Kommission a. D. †.

Am 20. Juni d. Js. schied hochbetagt ein Mann aus dem Leben, der, obwohl geborener Kurhesse, doch ein echter, rechter Braunschweiger geworden war und seinem neuen Vaterlande über ein halbes Jahrhundert hindurch treue Dienste geleistet hat. Julius Georg Schwarzenberg wurde am 13. Mai 1820 zu Kassel als der Sohn des wohlbekannten Vorkämpfers für die hessische Verfassung gegen die kurfürstliche Willkürherrschaft, des Obergerichtsprokurators und langjährigen Präsidenten der Hessischen Ständeversammlung, Joh. Dan. Wilh. Ludwig Schwarzenberg[1]), geboren. Seine Mutter Franziska, geb. Rommel, war eine Tochter des an der Spitze der hessischen Landesgeistlichkeit stehenden Generalsuperintendenten und Oberhofpredigers D. theol. Just. Philipp Rommel und eine Schwester des hessischen Historikers Dietrich Christoph v. Rommel, der 1828 in den erblichen Adelstand erhoben wurde.

Nach Beendigung seiner Gymnasialzeit bezog Schwarzenberg, $16^3/_4$ Jahr alt, zu Ostern 1837 die Universität Marburg, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Für diese gewann ihn hier sogleich der berühmte Rechtslehrer Karl Adolf von Vangerow, bei dem er die Vorlesungen über Institutionen und Pandekten hörte, die einen tiefen und bleibenden Eindruck auf den jugendlichen Studenten machten. Zu Ostern 1838 siedelte er nach Heidelberg über, wo Thibaut, Mittermaier und Zachariä seine Lehrer waren, und er, wie schon früher in Marburg als Mitglied des Korps Rhenania, auch den Freuden des Studentenlebens sich keineswegs verschloß. Den Sommer 1839 setzte er seine Studien zu Hause in Kassel fort, ging dann aber Michaelis 1839 wieder nach Marburg, wo er auch noch das Wintersemester 1840/41 verlebte und am 13. Febr. 1841 die juristische Doktorprüfung bestand. Daran schloß sich am 23. April d. J. das juristische Staatsexamen in Kassel, das er in der mündlichen Prüfung mit der Note „sehr gut", in der schriftlichen „gut" bestand. Er machte sich darauf an die Ausarbeitung seiner Doktordissertation „de usufructu juris Germanici", die er am 18. September 1841 zu Marburg in öffentlicher Disputation verteidigte, worauf er dann zum Doktor der Rechte promoviert wurde. Bald darauf erschien seine Arbeit im Drucke; sie wurde auch von den fachwissenschaftlichen Blättern mit Anerkennung aufgenommen. Trotzdem wurde ihm aber die gewünschte Anstellung im hessischen Staatsdienste von der Kurfürstl. Regierung im Hinblick auf die politische Stellung seines Vaters wiederholt verweigert. Da dieser nun nach dem mißglückten Dörnbergschen Erhebungsversuche, an dem er teilgenommen hatte, im Frühjahr 1809 in Böhmen sich dem Korps des Herzogs Friedrich Wilhelm angeschlossen und mit diesem an dem Sturme auf Halberstadt, dem glorreichen Zuge durch Norddeutschland, dem Aufenthalte des Korps in England und dessen späteren Feldzügen in Spanien und Portugal mit Auszeichnung sich beteiligt hatte, infolge einer schweren Verwundung aber, die er bei dem Sturme auf St. Sebastian empfangen hatte, als Kapitän aus dem Korps geschieden war, so lag es für den Sohn nahe, seine weiteren Dienste dem Lande anzubieten, dem bereits sein Vater so hingebungsvoll gedient hatte, dem Herzogtum Braunschweig. Hier machte sein Eintritt gar keine Schwierigkeit. Herzog Wilhelm nahm den Sohn des wackeren Offiziers seines Vaters mit Freuden auf, und unterm 12. November 1841 wies das Herzogliche Staatsministerium die juristische Prüfungskommission in Wolfenbüttel an, Schwarzenberg zum Examen zuzulassen. Dieses bestand er — beiläufig gesagt zusammen mit dem bekannten Dramatiker Graf Hans v. Veltheim — am 19. März 1842 in äußerst befriedigender Weise. Er wurde nun zum Auditor ernannt und dem Kreisgerichte Braunschweig überwiesen, von dem er im Juni 1843 auf etwa $1^1/_2$

[1]) Vgl. über ihn „Hessenland" Nr. 23 vom 1. Dez. 1887

Jahr an das Amtsgericht Königslutter versetzt wurde.

Nachdem er dann am 20. März 1847 auch die zweite juristische Prüfung, das sog. Richterexamen, glücklich erledigt hatte, wurde er als Referendar der Herzoglichen Landes-Ökonomie-Kommission am 19. Mai 1847 beigegeben. An dem damaligen regen gesellschaftlichen und künstlerischen Leben unserer Stadt nahm er lebhaften Anteil, und mit ihm ist wohl einer der letzten Augenzeugen jener Blütezeit des Kunstklubs dahingegangen, in welchem damals Robert Griepenkerl seine bedeutenden Dichtungen, Alexander Fesca seine herrlichen Lieder vortrug und Freudenthal seine anmutigen Singspiele aufführte. Das tolle Jahr 1848, in welchem sein Vater und Bruder im Frankfurter Parlament für die deutsche Freiheit kämpften und zum Lohn dafür später in ihrem Heimatlande wegen Hochverrats langwierige Prozesse und schwere Strafen erdulden mußten, fand ihn in der weniger gefährdeten Stellung eines Auditeurs der Braunschweiger Bürgergarde, einem Amte, das naturgemäß bald von selbst fortfiel. Durch Patent vom 21. Februar 1854 wurde er als Landes-Ökonomie-Kommissär nach Helmstedt versetzt, und am 2. August des folgenden Jahres heiratete er die Tochter des Bürgermeisters von Königslutter, des Obergerichtsadvokaten und Notars Kalbe, ein glücklicher Ehebund, welcher fast drei Jahre das goldene Jubiläum überdauern sollte. Zu Michaelis 1865 unter Verleihung des Rattitels nach Braunschweig zurückgerufen, wurde er zunächst zum außerordentlichen, am 1. Januar 1870 zum ordentlichen Mitgliede der Herzoglichen Landes-Ökonomie-Kommission ernannt. In diesen seinen Stellungen verdanken ihm zahlreiche Landgemeinden in den verschiedensten Gegenden des Herzogtums den Segen der Separation, und glatt und zu allseitiger Zufriedenheit wickelten sich unter ihm die heiklen Geschäfte der Verkoppelung ab, da die Landbevölkerung ihm ein seltenes Vertrauen entgegenbrachte, das von seiner Seite vollauf gerechtfertigt wurde. Das Vertrauen auch seiner Braunschweiger Mitbürger berief ihn am 16. Dezember 1872 in die Stadtverordnetenversammlung, der er bis zu seiner späteren Beförderung im Jahre 1881 angehörte. Als Vertreter der Stadt wurde er auch im Oktober 1878 in die Landesversammlung geschickt, in welcher er als Referent oder Korreferent mancherlei wichtige Gesetzesvorlagen, z. B. das Wassergesetz, die Bauordnung u. a. zu bearbeiten hatte. 1880 mußte er dieses Mandat aufgeben, da sein Nachfolger, der Rechtsanwalt B. Abeken[1]), der herrschenden freisinnigen Partei näher stand, und auch damals schon die kaum berechtigte Ansicht sich geltend machte, daß ein Verwaltungsbeamter infolge seiner dienstlichen Abhängigkeit vom Ministerium nicht wohl zur Vertretung im Landtage geeignet sei, eine Ansicht, die auch später, ebenso wie die Sucht mancher Stände, durchaus einen Vertreter aus ihrer Mitte in den Landtag zu entsenden, noch manchen Schaden angerichtet hat, weil öfter tüchtige Arbeitskräfte von der landständischen Arbeit dadurch ausgeschlossen sind und keineswegs immer ein gleichwertiger Ersatz dafür geschaffen wurde. Im Jahre 1870 war Schwarzenberg auch zum Presbyter der reformierten Gemeinde erwählt worden, ein Amt, das er mit großem Eifer bis zu seinem Tode, und zwar bis 1905 aktiv, von da an im Ehrenamte bekleidet hat. Nach dem Abgange des Landes-Ökonomie-Direktors Dommerich wurde er am 20. Dezember 1881 zu dessen Nachfolger ernannt, seit dem 8. Mai 1897 mit dem Präsidententitel. Am 1. Oktober 1899 trat Schwarzenberg nach fast fünfzigjähriger Dienstzeit unter Anerkennung seiner Verdienste durch Verleihung des Kommandeurkreuzes I. Klasse in den Ruhestand, welchen er in bewundernswerter geistiger und körperlicher Frische noch fast ein Jahrzehnt genießen sollte. Allzeit gerecht und wohlwollend, von kindlich-heiterer Gemütsart erfreute er sich bei Hoch und Niedrig allgemeiner Achtung und Beliebtheit, sodaß ihm ein freundliches Andenken auch über das Grab hinaus gesichert bleibt.

[1]) Vgl. über ihn Braunschw. Magazin 1901 S. 129 ff.

Die Anfänge der Stadt Braunschweig.

Eine Erwiderung

von Heinrich Mack.

In der vorletzten Nummer (Okt. d. J.) dieser Zeitschrift hat auf S. 131 ff. Prof. Dr P. J. Meier als Prolegomena zu einer größeren Arbeit über die Entstehung und Grundrißbildung der braunschweigischen Städte einen Aufsatz über die Stadt Braunschweig allein veröffentlicht. Einen Aufsatz vorwiegend polemischen Inhalts, gerichtet gegen die Anhänger und Verteidiger der Ansicht Hänselmanns über die Entstehung Braunschweigs d. h. gegen Oberstleutnant H. Meier und — allerdings mehr nebenher — gegen mich. Wir Angegriffenen sind uns nun dahin schlüssig geworden, jeder mit einer Erwiderung im Felde zu erscheinen; damit jedoch nicht zweimal im wesentlichen ein und dasselbe gesagt werde, so haben wir uns in die Aufgabe geteilt, und zwar hat Oberstleutnant Meier mir freundlichst den Vortritt und die Generalabwehr überlassen. Ihr mich unterziehend werde ich zugleich versprochener Maßen die nähere Begründung einiger Einwendungen geben, die ich in einem vor mehreren Wochen in der Braunschw. Landeszeitung[2]) veröffentlichten Aufsatze über dasselbe Thema gegen P. J. Meiers Vermutungen erhoben habe.

[2]) Nr. 537 vom 14. Nov.

Ehe ich indes auf die Sache eingehe, bitte ich eine mehr persönliche Bemerkung machen zu dürfen. P. J. Meier rechtfertigt am Schlusse seines Aufsatzes (S. 137) dessen scharfe Tonart u. a. mit dem gegen ihn gerichteten „vorzeitigen“ Angriffe. Von einem solchen kann aber nicht wohl die Rede sein. Allerdings hat H. Meier sowohl in der Landeszeitung als auch im Magazin gegen P. J. Meiers Ansicht Stellung genommen, jedoch erst, nachdem diese Ansicht in dem Buche „Die Bau- und Kunst-Denkmäler der Stadt Braunschweig“ aller Welt vorgetragen worden war[1]). Dadurch war sie publici juris geworden, d. h. der öffentlichen Kritik verfallen. Aber, wendet P. J. Meier ein, es fehlte ja noch die Begründung meiner Ansicht! Nun, seit wann ist es literarischer Brauch und Pflicht, nur an mehr oder weniger ausführlich begründeten Behauptungen Kritik zu üben? Ist nicht vielmehr die Kritik von Behauptungen oder Vermutungen, die ohne Begründung vorgebracht werden, viel nötiger als die von solchen, über deren Wert oder Unwert sich auch der nicht sachverständige Leser nach den beigefügten Gründen schon allenfalls selber ein Urteil bilden kann? Denn man darf doch nicht übersehen: je länger eine Behauptung unangefochten bleibt, desto fester wurzelt sie sich ein, und desto schwieriger wird es für ihre Gegner, sie ins Wanken zu bringen. Darum bin ich im Widerspruch zu P. J. Meier der Ansicht, daß H. Meier mit Fug und Recht der neuen Vermutung sofort zu Leibe gegangen ist.

Doch nun zu dem strittigen Gegenstande selbst! Da will ich gleich von vornherein mit allem Nachdruck bemerken, daß es mir hier nicht sowohl darauf ankommt, im Anschluß an Hänselmann und H. Meier eine bestimmte Meinung über die Entstehung Braunschweigs zu entwickeln, als vielmehr die Einwände P. J. Meiers gegen die Ansichten der beiden Forscher und seine eignen Vermutungen auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen: ich will keine aufbauende Darstellung, sondern eine Kritik liefern. P. J. Meier meint (S. 132), Hänselmanns Ideen seien durch die „bahnbrechenden und jetzt wohl allseitig anerkannten Forschungen“ Siegfried Rietschels über die Anfänge des deutschen Städtewesens unhaltbar geworden. Hänselmann hatte sich dahin ausgesprochen — zuletzt in der historischen Einleitung zur Festschrift für die Naturforscherversammlung von 1897, S. 2 —, die Altstadt Braunschweig möge hervorgegangen sein aus einem Markte, der sich, mit der Jakobskirche als Mittelpunkt, infolge der Gunst der natürlichen Lage von selbst gebildet habe, „aus wilder Wurzel“ erwachsen sei d. h. aus einer agrarischen Siedlung altfreier Leute, die auf ihrem echten Eigen gesessen hätten; auf diesen ursprünglichen Zustand deuteten die der späteren Altstadt eigentümlichen von Bürgern besessenen allodia, zu deutsch Vorwerke, hin. Rietschel seinerseits leugnet nun gar nicht[2]), daß sich auch im rechtsrheinischen Gebiete an manchen Kreuzungen von Handelsstraßen, an wichtigen Flußübergängen usw. von selbst Märkte gebildet und einzelne von ihnen, so Bardowiek und vielleicht auch Magdeburg, sich zu dauernden Kaufmannsansiedlungen und Städten entwickelt hätten, ja an andrer Stelle[3]) gibt er sogar zu, daß einzelne sehr alte Städte (z. B. Würzburg) direkt aus Dörfern, in denen Kaufleute sich niederließen und ein regelmäßiger Marktverkehr sich ausbildete, hervorgegangen sein könnten, aber für die meisten rechtsrheinischen Städte nimmt er einen andern Entwicklungsgang in Anspruch. Sie seien aus grundherrlichen Marktgründungen entstanden, die in der Regel neben einer älteren Ansiedlung, einer königlichen Pfalz, einer Burg, einem Dorfe o. dgl., angelegt worden wären. Auf eine solche — aus den Quellen nicht erweisbare — Gründung führt er auch die Altstadt Braunschweig zurück[4]), unter Ablehnung der Ansicht Hänselmanns. Er hält das Vorhandensein der allodia für belanglos, weil sie an der Peripherie der Altstadt lägen und wir über ihre Entstehung nichts wüßten; dem ist entgegenzuhalten, daß selbst die urkundlich genannten allodia, neben denen es ja noch andere gegeben haben kann, nicht alle an der Peripherie gelegen haben, so das Vorwerk der Kale an der Jakobsstraße[5]), zweitens und vor allem aber, daß **bürgerliche** allodia eben nur in der Altstadt, aber in keinem der andern Weichbilde, zudem im Besitze altreicher Geschlechter angetroffen werden, daß also Hänselmann mit gutem Rechte sie für alt gehalten und ihrer Existenz eine so große Bedeutung beigelegt hat. Rietschel beruft sich ferner auf die Patronatsverhältnisse der Altstadt: die Herzöge oder das von ihnen begründete Blasienstift hätten den Patronat über sämtliche Pfarrkirchen der Stadt besessen, ein Recht, das regelmäßig den Grundeigentümern zugestanden habe; es wäre doch seltsam gewesen, wenn nur gerade die Areale, auf denen die Kirchen gestanden hätten, einer Grundherrschaft zu eigen gehört hätten. Nun, ganz abgesehen davon, daß Rietschels Angaben über den Tatbestand ungenau sind, so räumt er ja durch das Beiwort „regelmäßig“ selber ein, daß der Patronat nicht immer auf Grundeigentum beruhte, und speziell in Braunschweig sind die Verhältnisse, wie ich glauben möchte, hier indes nicht ausführen kann, sehr verwickelt gewesen; immerhin wäre ja übrigens auch ein Ineinandergreifen von grundherrlichem und freiem bäuerlichen Grundbesitze nicht als unmöglich anzusehen. Vor allem aber hält nun

[1]) Kürzlich auch in der neuesten Auflage von Baedekers Nordwestdeutschland (1908).

[2]) Markt und Stadt S. 38 f.

[3]) A. a. O. S. 125.

[4]) A. a. O. S. 95 ff.

[5]) H. Meier, Die Straßennamen der Stadt Braunschweig, S. 51.

Rietschel die Altstadt deshalb für eine Marktgründung, weil er in ihr im Anschluß an die Ausführungen von Fritz (Deutsche Stadtanlagen S. 42), dessen Grundrißwiedergabe freilich sehr wenig zuverlässig ist[1]), eine planmäßige Anlage erblickt. Er behauptet, vom Markte aus verliefen fast geradlinig die Straßen nach den Stadttoren, durchschnitten von ebenfalls geradlinigen, unter sich ziemlich parallel verlaufenden Querstraßen, zu denen er auch unsre vielleicht aus Privatwegen entstandenen schmalen Tweten rechnet. Wie wenig diese Beschreibung zutrifft, brauche ich nicht weiter darzulegen. Nach alle dem werden mir viele recht geben, wenn ich behaupte, daß trotz Rietschel die Vermutung Hänselmanns — denn mehr hat dieser nicht geben wollen — im wesentlichen noch durchaus lebenskräftig ist. Mögen Rietschels Forschungen auch höchst wertvolle allgemeine Gesichtspunkte und viele richtige Einzelfeststellungen zu Tage gefördert haben, was zu bestreiten mir ganz fern liegt, so muß ich es doch bestimmt ablehnen, mit ihm unter Verzicht auf alles eigne Urteil durch Dick und Dünn zu gehen. Und damit stehe ich durchaus nicht als bornierter Eigenbrödler bei Seite. Ich verweise nur auf die wohlverdiente Abfertigung, die Archivrat Ernst Mummenhoff in Nürnberg Rietschel bezüglich seiner mit geringschätzigem Herabblicken auf die Lokalforscher vorgetragenen ganz neuen Ansichten über die Nürnberger Stadtummauerung[2]) hat zu Teil werden lassen[3]). Sein Aufsatz ist sogar für unsern Fall noch ganz besonders interessant, deshalb, weil Mummenhoff u. a. Rietschels Behauptung zurückweist, daß der Stadtteil um S. Lorenz dem um S. Sebald an Regelmäßigkeit erheblich überlegen sei und darum als selbständige Marktansiedlung in Anspruch genommen werden müsse.

Übrigens hat ja P. J. Meier selber Rietschels Behauptungen betreffs der Altstadt Braunschweig nicht gebilligt, freilich nicht etwa, weil er sie für zu weitgehend hielte, sondern weil sie ihm nicht weit genug gehen. Er sieht es als „völlig sicher" an (S. 134), daß die brunonische Marktgründung, an die er mit Rietschel glaubt, in dem der Altstadt angehörigen Teile des Ulrichskirchspiels zu erblicken sei; dieser Markt sei neben der dörflichen Ansiedlung um die Jakobskirche angelegt worden, unmittelbar an der Kreuzung der beiden Heerstraßen Frankfurt-Hamburg und Magdeburg-Köln, die von Bischof Godehard von Hildesheim († 1038) geweihte Ulrichskirche sei als Kirche des Marktes erbaut worden, der Kohlmarkt dessen Marktplatz gewesen. Gegenüber dieser so entschieden auftretenden Vermutung brauche ich hier nicht nochmals darzulegen, wie ich mir die Durchquerung des Stadtgebietes auf dem linken Okerufer durch die Handelsstraßen denke, weil dieses Moment H. Meier in seiner Entgegnung ausführlich behandeln wird; nur soviel sei gesagt, daß nach Lage der Dinge der Verlauf der Straßenzüge im einzelnen doch nie mit Sicherheit wird bestimmt werden können, daß also, was P. J. Meier S. 136 unten in der Hinsicht als feststehend annimmt, keineswegs jeden Zweifel ausschließt: ich weise nur auf die m. E. sehr beträchtliche Überschätzung der Sonnenstraße hin. Indessen P. J. Meier glaubt ja, ganz abgesehen von den örtlichen Verhältnissen, seine Vermutung aus den urkundlichen Quellen beweisen und zwar „ganz zwingend" beweisen zu können (S. 133 f.), und dieser Quellenbeweis muß hier seiner besondern Wichtigkeit wegen des nähern erörtert werden. Daß um die Ulrichskirche in der Tat die Marktansiedlung Braunschweigs gelegen habe, ergebe, sagt P. J. Meier, die Bezeichnung des Kohlmarktes als „Alter Markt" (older market) in einem — übrigens schon von Dürre[4]) berücksichtigten — Eintrage des Degedingebuches der Altstadt von 1339, was nur so viel wie der erste, ursprüngliche Markt Braunschweigs heißen könne. H. Meier und ich haben nun gegen die Beweiskraft dieser Stelle ins Feld geführt, daß in derselben Quelle und zwar schon 1306 auch der Altstadtmarkt einmal Alter Markt (antiquum forum) heiße[5]), und H. Meier hat diesen Widerspruch dadurch zu lösen gesucht, daß er in beiden Fällen „Alter Markt" als Abkürzung aus „Markt der Altstadt" gedeutet hat. Dieser Interpretation stehe ich, ohne sie doch ganz von der Hand zu weisen, deshalb einigermaßen skeptisch gegenüber, weil für die Schreiber des Degedingebuches der Altstadt doch wohl kein rechter Grund vorlag, den Markt des eigenen Weichbildes von den im besagten Buche, soviel ich zu übersehen vermag, kaum je erwähnten Märkten der andern Weichbilde ausdrücklich zu unterscheiden, wie sie ihn denn auch sonst stets einfach „den Markt" nennen[6]); aber Folgerichtigkeit

[1]) Z. B. gibt Fritz, wohl nach Dürre, die im Mittelalter noch gar nicht vorhandene Lindentwete mit an.

[2]) In dem Buche „Das Burggrafenamt und die hohe Gerichtsbarkeit in den deutschen Bischofsstädten während des früheren Mittelalters, Leipzig 1905."

[3]) Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg Bd. 17, S. 319—339.

[4]) Geschichte der Stadt Braunschweig S. 690, wo bereits auf Grund dieser Stelle die Vermutung ausgesprochen ist, daß der Kohlmarkt der älteste Markt der Altstadt gewesen sei. P. J. Meier greift also fehl, wenn er S. 134 behauptet, die von H. Meier in den „Straßennamen" 1902 gegebene Charakterisierung jener Vermutung als irrtümlich sei gegen ihn (P. J. Meier) gerichtet: 1902 hatte er ja seine Auffassung der Stelle noch gar nicht kundgegeben.

[5]) Urkundenbuch der Stadt Braunschweig II, S. 296 Zeile 28.

[6]) So heißt übrigens einmal (1335) auch der Kohlmarkt (Urkb. III, S. 336 Zeile 15), was vielleicht H. Meiers Deutung unterstützen könnte. Sollte etwa der Kohlmarkt damals als ein Bestandteil des Altstadtmarktes angesehen worden sein? Man bedenke doch, daß bis 1858 auch die Poststraße zum Kohlmarkte gerechnet wurde: dieser Name galt bis zum Gewandhause.

kann man wenigstens der Deutung H. Meiers nicht absprechen. Darum ist es ein jeder Berechtigung entbehrender Tadel, um keinen schärfern Ausdruck zu gebrauchen, wenn P. J. Meier H. Meier beschuldigt, „einen Eiertanz aufzuführen". Und es ist vollends nicht zu verstehen, wie P. J. Meier in diesen Tadel auch mich einschließen kann, obwohl ich lediglich einen Widerspruch zwischen zwei gleichwertigen Quellenzeugnissen konstatiert habe, wie das Protokoll der Sitzung des Geschichtsvereins vom 4. März 1907 (Magazin Jg. 1907, S. 70) unzweideutig ausweist. In Wahrheit liegt die Sache aber gerade umgekehrt, in Wahrheit agieren nicht H. Meier und ich einen Eiertanz, sondern P. J. Meier tanzt ihn. Er behauptet nämlich: in dem Eintrage von 1306 ist „Alter Markt" allerdings Abkürzung aus „Markt der Altstadt", in dem von 1339 aber ist der Ausdruck wörtlich zu nehmen als Gegensatz zum neuen d. h. zum Altstadt-Markte, denn dieser zweite Alte Markt, der Kohlmarkt, lag ja an der Ulrichskirche, die wahrscheinlich der Mittelpunkt der alten Marktansiedlung war. Aber wie denn? Daß die Ulrichskirche Marktkirche gewesen, sollte ja erst aus der Benennung „Alter Markt" bewiesen werden[1])! Also nicht nur Eiertanz, sondern sogar circulus vitiosus, aber bei Leibe kein „zwingender Beweis"! Demnach beharre ich auf meinem alten Standpunkte: die Eintragung von 1339 kann nicht als vollwichtiges Zeugnis für das höhere Alter des Kohlmarktes gegenüber dem Altstadtmarkte gelten. Ja, ich möchte sogar die Frage aufwerfen: Ist überhaupt der nachherige Kohlmarkt von vornherein als ein Marktplatz gedacht gewesen? Wo in Braunschweig sonst hat man denn die Kirche mitten auf den Marktplatz gesetzt? So sehe ich in dem Kohlmarkte in erster Linie den Ulrichskirchhof und diesen Namen oder den einfacheren „bei St. Ulrich" trägt er denn auch in den Quellen zuerst und viel früher als den eines Marktes.

Nur ganz kurz will ich noch bemerken, daß, wie gegen Rietschels Ansicht, so auch gegen die P. J. Meiers jene allodia sprechen, die sich im 14. Jahrhundert und später im Besitze maßgebender Geschlechter der Altstadt finden. P. J. Meier meint — anders wenigstens kann ich seine einschlägigen Worte auf S. 132 nicht verstehen —, es seien Grundstücke, die Kaufleute aus der Ansiedlung bei St. Ulrici zur Bewirtschaftung ihrer Äcker vor der Stadt wie diese Äcker selbst im Laufe der Zeit erworben hätten, so daß also die Ackerwirtschaft ihrer Besitzer etwas Sekundäres gewesen sein müßte. Wie reimt sich aber damit, daß uns nicht auch in den andern Weichbilden derartige allodia aufstoßen? Mindestens im Hagen, wo auch sehr reiche Kaufleute saßen, müßten sie dann auch entstanden sein.

Mit der bislang behandelten Vermutung P. J. Meiers von der Gründung einer Marktansiedlung um die Ulrichskirche steht die andere im engsten Zusammenhange, daß der größte Teil der Altstadt (d. h. der nach Abzug des Ulrichskirchspiels bleibende Rest) und fast die ganze Neustadt künstliche Anlagen seien und zwar Anlagen Heinrichs des Löwen. Dagegen hat H. Meier in seinem Aufsatze „Braunschweig und andere mittelalterliche Städte in Beziehung zu den natürlichen Richtungen der großen Handelswege[2])" sich für die eigenständige, allmähliche Entwicklung der beiden Weichbilde ausgesprochen, nur bezüglich der Marktanlage und der Befestigung der Neustadt auch seinerseits angenommen, daß sie auf Heinrich den Löwen zurückgingen. Deshalb wird er nun von P. J. Meier aufs schärfste angegriffen. Aber nicht etwa so, daß jeder seiner Gründe kritisch beleuchtet würde. Gerade einige Hauptgründe werden überhaupt nicht erwähnt, so der sehr klar nachgewiesene Umstand, daß die Altstadt allem Anscheine nach schon vor Heinrich dem Löwen befestigt gewesen ist, so die nachdrücklich hervorgehobene Tatsache der Vernachlässigung der Querstraßen in der Neustadt und namentlich in der Altstadt, so die mit Recht betonte viel größere Regelmäßigkeit des sicher von Heinrich dem Löwen gegründeten[3]) Hagens im Vergleiche mit Altstadt und Neustadt. Von allem dem ist, wie gesagt, in P. J. Meiers Kritik gar keine Rede, dagegen wird sehr ausführlich und heftig die eine Vermutung H. Meiers bekämpft, daß die den Klinten zustrebenden langen Straßen in der Altstadt und Neustadt sich nach Art neben einander herlaufender Heidefahrwege gebildet hätten. Diese Vermutung ist freilich anfechtbar, aber mit ihr fällt noch keineswegs H. Meiers ganze Ansicht, d. h. auch ohne sie ist eine allmähliche, vom Willen eines einzelnen unabhängige Entstehung der beiden Weichbilde sehr wohl denkbar: in der Altstadt wird der uralte Straßenzug Knochenhauerstraße — Eiermarkt (früher Steinmarkt) — Breitestraße, in der Neustadt der nicht so alte Kaiserstraße — Beckenwerkerstraße die Richtung der durch Wachstum des Verkehrs und der Besiedlung hinzugekommenen Straßen bestimmt haben. P. J. Meier behauptet nun allerdings, er habe in seinem auf dem Denkmalpflegetage zu Mannheim im Jahre 1907 gehaltenen Vortrage „den positiven Beweis" erbracht, daß die in Frage kommenden Straßenzüge

[1]) Es durch die von Sack — nach P. J. Meier im wesentlichen zuverlässig — überlieferte Außenansicht der Ulrichskirche zu beweisen, darauf hat unser Gegner in dem Magazinaufsatze (nicht freilich in seinem Lichtbildervortrage vom 3. November d. J.) verzichtet. Ich verzichte deshalb meinerseits darauf, hier meine Bedenken gegen das Sacksche Bild zu wiederholen.

[2]) Brschw. Magazin 1906, S. 121 ff.

[3]) Zeugnis dafür ist z. B. die Reimchronik, die von einem gleichen oder ähnlichen Verhältnisse Heinrichs zur Altstadt und Neustadt ebensowenig etwas weiß wie irgend eine andre Quelle.

Braunschweigs künstlich angelegt worden seien, denn in jenem Vortrage habe er eine Reihe von ganz ähnlichen Stadtanlagen angeführt. Diese Behauptung nachzuprüfen steht mir als Unterlage nur der Abdruck des Vortrages zur Verfügung, den selber zu hören ich nicht Gelegenheit gehabt habe. Ist aber der Abdruck eine getreue Wiedergabe der mündlichen Darlegungen und der damit verbundenen Demonstrationen, so muß ich die Richtigkeit der erwähnten Behauptung entschieden bestreiten. Es wird dort freilich eine ganze Reihe von Städten aufgezählt, deren Grundrisse denen der Altstadt und der Neustadt Braunschweig ähnlich sein sollen, aber bewiesen wird diese Ähnlichkeit nicht. Nur von zweien der betreffenden Städte werden Pläne geboten, von Wittenberge a. d. E. und der Neustadt Brandenburg, — der erstere übrigens wohl nur eine Skizze — und die zeigen erhebliche Abweichungen von den Grundrissen unserer Altstadt und Neustadt; selbst an der noch am ersten vergleichbaren Neustadt Brandenburg fällt im Gegensatze zur Altstadt Braunschweig sofort das Vorhandensein reichlicher Querverbindung zwischen den langen Straßen auf. Für die andern angezogenen Städte wird auf die Pläne im Bädeker verwiesen, gerade als ob diese in allen Fällen ein richtiges Bild des ursprünglichen Zustandes gäben. Gewiß darf man sich ihrer im Notfall gelegentlich auch zu einstweiligen Rückschlüssen auf die Vergangenheit bedienen, aber ein „positiver Beweis“ muß sich denn doch auf zuverlässigeres Material stützen. Gesetzt aber auch, alle jene Vergleichsstädte zeigten die denkbar größte Grundrißverwandtschaft mit unserer Altstadt und Neustadt, so bliebe ja immer noch zu beweisen, daß sie planmäßige Gründungen eines Fürsten oder sonstigen Grundherren aus dem 12. Jahrhundert seien. Und auch diesen Beweis hat P. J. Meier nicht geführt, sondern sich in jedem Falle darauf beschränkt, kurze Daten (vielfach nur eine einzige Zahl) ohne Belege und Erläuterungen zu geben. Daran kann man sich wirklich nicht genügen lassen. Denn z. B. die Gründung Münchens durch Heinrich den Löwen im Jahre 1158 darf doch von P. J. Meier nur dann mit in Rechnung gestellt werden, wenn er dartun kann, daß die von Heinrich bereits vorgefundene Ansiedlung Municha den Grundriß seiner Stadt in keiner Weise beeinflußt hat. Einstweilen ist der Forscher uns also den positiven Beweis für die künstliche Anlage der Altstadt und Neustadt noch ebenso schuldig geblieben wie den negativen.

Hier könnte ich schließen, wenn nicht P. J. Meier in seinem Aufsatze beiläufig (S. 135 Anm. 1) eine Vermutung wiederholte, die endgültig aus der Welt geschafft werden muß. Es ist die schon 1902[1]) von ihm ausgesprochene Ansicht, der Radeklint trage seinen Namen daher, weil von dem Klinte, d. h. vom Bäcker-, Süd- und Radeklinte zusammengenommen, zahlreiche Straßen ausstrahlten und so mit dem Klinte Dreiviertel eines Rades — tatsächlich kommt übrigens nicht einmal ein halbes heraus — darstellten. Dagegen hat H. Meier in seinem Buche „Die Straßennamen der Stadt Braunschweig“ S. 85 zweierlei eingewandt: erstens, daß laut urkundlicher Nachrichten im 14. und 15. Jahrhundert am Radeklinte Rademacher gewohnt hätten, also der Platz (wie die Weber-, Beckenwerker- und Schuhstraße) doch höchstwahrscheinlich nach den Anwohnern geheißen habe, zweitens aber, daß Radeklint und Bäckerklint bis 1710 durch einen Häuserblock nahezu völlig von einander getrennt gewesen seien, also das von P. J. Meier behauptete Gebilde vorher nicht bestanden habe. Trotzdem sagt nun P. J. Meier jetzt, seine Vermutung habe ebensoviel für sich wie jene andere, denn der trennende Häuserblock sei „sicher“ erst später (d. h. wohl als die auf die Klinte mündenden Straßen) erbaut worden. Woher weiß denn das P. J. Meier so sicher? Mir ist keine Quellenstelle bekannt, die ihn zu dieser Annahme berechtigte, vielmehr sprechen gerade die Quellen für ein sehr hohes Alter des fraglichen Blocks. Denn der Name Radeklint, der zuerst um 1320[2]) vorkommt, wird ganz ausschließlich für den in der Neustadt liegenden Teil des Klintes, nie auch für den zur Altstadt gehörigen gebraucht, der noch lange nach 1320 stets schlechtweg der Klint heißt. Hätte aber jemals der ganze Klint den Namen Radeklint geführt, so wäre nicht abzusehen, warum nach Erbauung des trennenden Häuserblockes nur noch der Klint in der Neustadt jenen Namen behalten haben, der in der Altstadt aber wieder ein einfacher Klint geworden sein sollte.

In meinen Ausführungen hie und da schärfere Worte zu gebrauchen ließ sich wegen der die Grenzen der Sachlichkeit nicht immer streng innehaltenden Vorwürfe P. J. Meiers gegen H. Meier und mich nicht wohl vermeiden. Deshalb darf aber nicht das Mißverständnis aufkommen, als ob ich die wissenschaftlichen Leistungen und Verdienste P. J. Meiers etwa gering einschätzte. Das Gegenteil ist der Fall, und ich bekenne gern, daß ich aus P. J. Meiers Arbeiten schon oft erwünschte Anregung und Förderung geschöpft habe.

Zur Verständigung.

Mein Vortrag vom 15. November 1906 hatte nicht die Spur von Polemik. Eigentlich faßte er nur zusammen, was bisher für richtig gehalten war. Soweit sie Braunschweig betrafen, würde Hänselmann meine Ausführungen Wort für Wort unterschrieben haben. Allenfalls war das ein Überredungsversuch. Erst als der in Bausch und Bogen als „unglücklicher Gedanke“ abgewiesen wurde,

[1]) Jahrbuch des Geschichtsvereins f. d. Hzgt. Br. Jg. 1901, S. 36.

[2]) Urkb. II, S. 509 Zeile 14.

habe ich die Beweisführung für die Hypothese einer planmäßigen Gründung im 12. Jahrhundert angeregt und ein darauf bezügliches Versprechen erhalten. Sie sollte in einem Vortrage des Geschichtsvereins erfolgen. Der Vortrag geschah am 4. März 1907, und in der darauf folgenden Diskussion stellte Landgerichtsdirektor Bode ausdrücklich fest, ein Beweis sei nicht erbracht worden. Nach diesem Schiedsspruche, der auch meine Ausführungen, soweit sie neue Ansichten enthielten, als unbewiesen hinstellte, hielt ich die Sache, soweit sie mich betraf, für endgültig erledigt. Am allerwenigsten konnte ich erwarten, daß mein vor zwei Jahren gehaltener Vortrag noch nachträglich so gründlich zerzaust werden würde, wie es in Nr. 10 des Br. Mag. von 1908 geschehen ist. Noch mehr mußte es mich befremden, daß in der darauf folgenden Nummer das Bild der Ulrichskirche nochmals hervorgeholt wurde, obgleich Landgerichtsdirektor Bode mit großem Nachdrucke verlangt hatte, von diesem dürfe nicht weiter die Rede sein, und daß dabei einleitend von einem Streite mit mir gesprochen wird. Ein solcher besteht nicht. Jetzt allerdings muß ich wohl Stellung nehmen. Das tue ich aber auch jetzt nicht im streitenden Sinne, sondern nur zur Verständigung.

Der Artikel in Nr. 10 des Br. Mag. enthält so viele Mißverständnisse, daß es wohl im allgemeinen Interesse liegt, einen Teil derselben zu beseitigen. Außerdem mag ich selbst wohl durch nicht geschickte Ausdrucksweise schuldig sein an der Entstehung dieser Mißverständnisse. Sie kulminieren auf Seite 136 in der auf die Worte: „Und nun die Probe auf das Exempel" folgenden Auseinandersetzung. Nicht ohne eine gewisse Befriedigung, aber doch mit großer Verwunderung vernehme ich da zunächst, daß die sonderbare Verirrung der Frankfurter Straße nach dem Nickelnkulke und deren ganzer Zug, wie er auf Blatt I zum III. Bande des Urkundenbuches dargestellt ist, für eine Tatsache erklärt wird, die niemand bezweifele. Hänselmann wollte ja erst in der Einleitung zu jenem III. Bande darüber Rechenschaft ablegen, wie er zu seiner Vermutung gekommen ist, und, wenn ich von meinen ja allerdings mit Hänselmanns Zustimmung in den Straßennamen gemachten Bemerkungen absehe, hat, glaube ich, bisher sich noch niemand in diesem Sinne geäußert. Es hat ja mit diesem Plane überhaupt eine traurige Bewandtnis. Hänselmann wollte ihn erläutern und ist darüber hinweg gestorben. Welche Erläuterungen er daran knüpfen wollte, habe ich nicht erfahren, obgleich ich es war, der in seinem Auftrage den Plan entworfen hat. Wie schon Dr Mack in jenem III. Bande S. 726 betont hat, waren die Höhenkurven bei weitem die Hauptsache. Die Objekte, welche Hänselmann außerdem dargestellt haben wollte, waren die Allodien, deren Einzeichnung die Andeutung jener Straßen erforderlich machte, an denen sie gelegen sind, dann, wie schon gesagt, die Reichs- und Kaiserstraße. Bei Beachtung dieser Direktiven habe ich den Fehler gemacht, das Straßenstück zwischen der v. Achim Vorwerke und der Breitenstraße fortzulassen. Ich glaubte so verfahren zu dürfen, ohne mich der Gefahr des Mißverstandenwerdens auszusetzen, weil Hänselmann oft genug betont hatte, daß seiner Ansicht nach der eigentliche ältere Zug der Straße Frankfurt-Celle bei St. Jacob vorbei gegangen sei. Professor Meier ist zwar ebenso wie Hänselmann der Meinung, daß die Verirrung der Straße in das Niederungsgebiet etwas sekundäres gewesen ist. Nun sagt er aber, die an sich unzweifelhaft uralte südnördliche Straße habe ursprünglich die Stelle des späteren Braunschweig gar nicht berührt. Das ist eine schon oft gemachte, aber aus guten Gründen stets wieder fallen gelassene Vermutung. Wenn man eine gerade Linie von Rüningen nach Oelper zieht, so geht diese über den Westbahnhof und die Baumschule etwa wie die Landesbahn. Diese Trace zu behaupten wird wohl niemandem einfallen. Plausibeler wäre es, zu sagen, die Straße ist früher vom Laffertskampe[1]) über Käsehorst und Piepenstieg gegangen und ist dann der neuerdings durch das Tennishaus so berühmt gewordenen Goslarschen Straße gefolgt. Sie wäre dann zwischen Ützenkamp und Bruderstieg in die Hildesheimerstraße eingelaufen, hätte indessen von dort aus durch zweimaliges rechtwinkliges Umbiegen auch die Richtung auf Celle finden können. Eine Abkürzung des Weges ergäbe sich trotzdem. Es fragt sich nur, ob es denen, die des Weges zogen, um solche Abkürzung allein zu tun gewesen sein kann. Wir sehen doch die Straße, seitdem sie hinter dem Thieder Lindenberge hervorgetreten ist, bis über Watenbüttel hinaus die dem Flusse nächsten Uferhöhen bevorzugen. Und wohl nicht ohne Grund. Das waren doch die Stellen, wo die Reisenden menschliche Wohnungen, mochten solche auch noch so spärlich gesät sein, allenfalls anzutreffen hoffen durften. Wenn wir also die Straße bei Rüningen, Oelper und Watenbüttel dicht am Flusse finden, wie soll man annehmen, daß sie sich abseits von Braunschweig in ein Gebiet verirrt hätte, wo das Antreffen menschlicher Wohnungen sehr unwahrscheinlich war und auch tatsächlich keine Ortschaften entstanden sind? Mag nun die Ansiedlung bei St. Jacob[2]) jünger oder älter sein als die Heerstraße, in beiden Fällen müßte es befremden, wenn ihr Abstand 700 Meter betragen hätte.

Was nun die nach übereinstimmender Ansicht später hinzugetretene Straße über den Damm zur Weser anbetrifft, so werden wir plötzlich durch die ganz neue Behauptung überrascht, diese sei der

[1]) Vergl. den Plan der Umgebung Braunschweigs im Jahre 1775 von Knoll. — [2]) Aehnliches ließe sich in Bezug auf das Stift Cyriaci sagen.

Linie der Sonnenstraße gefolgt. Deren Fortsetzung ist die Broitzemerstraße. Mag sich nun diese auch vielleicht heute zu einer Reise in westlicher Richtung eignen, im Mittelalter war das aus durchschlagenden geographischen Gründen nicht der Fall. Zwischen Braunschweig und Hildesheim, dem nächsten Ziele einer Reise nach Westen, liegt als erstes bedeutendes Hindernis die sumpfige Niederung der Aue. Es ist wiederum Hänselmanns Verdienst, dies hervorgehoben zu haben. In seinem Aufsatze über die Schlacht bei Bleckenstedt, mit dem er im September 1895 das Br. Mag. eröffnete, hat er klar zur Anschauung gebracht, daß zwischen Bleckenstedt und Vechelde noch 1492 eine Möglichkeit zur Ueberschreitung des Bruches nicht bestanden hat. Für die Braunschweiger kam also nur Vechelde in Betracht. Der Weg dahin aber zweigt von der Cellerstraße beim weißen Rosse ab. Das ergab die höchst bemerkenswerte und wohl sehr vereinzelt dastehende Tatsache, daß eine Straße der Stadt, nämlich die Breitestraße, gleichzeitig ein Glied zweier Heerstraßen gewesen ist. Über sie bewegte sich der Verkehr aus allen vier Himmelsrichtungen nach allen vier Himmelsrichtungen. Das hat ihr jenen vornehmen Charakter verliehen, den wir noch im 14. Jahrhundert daran erkennen, daß ihre ganze Bewohnerschaft aus Ratsgeschlechtern bestand. Eine so bevorzugte Handelsstraße ist denn aber doch mehr als jede gewöhnliche dazu angetan, andere neben ihr herlaufende Wege ins Leben zu rufen. Ich soll nun vorgetragen haben, daß dies durch Verästelung geschehen sei. Der ich überhaupt Theorien abhold bin, soll sogar eine Verästelungstheorie erfunden haben. In Wirklichkeit habe ich zunächst das Bild auf Seite 122[1]) vorgeführt, dann hinzugefügt, ähnliche Bilder könnten in der Heide entstehen. Der Vergleich mag ja hinken; keinenfalls aber habe ich dabei an das Ausweichen der Kutscher gedacht, wobei sich die „Doppellanzettform" ergibt. Was ich im Auge hatte, sind Richtwege querfeldein. Solchen sieht unser Stadtbild ähnlich, braucht aber keineswegs denselben Bedürfnissen entsprungen zu sein und läßt sich durch sehr verschiedene Vermutungen erklären. Als dieser Grund und Boden in Besitz genommen wurde, entstanden vielleicht sogleich, vielleicht nach und nach Höfe. Deren bevorzugte lagen am Steinmarkte und auf der Breitenstraße. Wo auf der Rückseite die Hoftore sich öffneten, entstand die Scharrnstraße. An ihr entstanden, den Hoftoren der Breitenstraße gegenüber, wiederum Höfe, die bis zur Güldenstraße reichten u. s. w.[2]) Die Sonnenstraße dagegen ist offenbar erst ein tertiäres Gebilde dem hohen Tore zuliebe. Natürlich hat dies für den vornehmsten Teil der Bevölkerung bequem gelegene Tor in den verschiedenen Perioden unserer Befestigungsgeschichte die Möglichkeit gewährt, von ihm aus vor die benachbarten Tore zu gelangen; aber die Broitzemerstraße, obgleich sie bei Knoll 1775 die Lichtenberger heißt, hat offensichtlich nur dem Lokalverkehre gedient.

Ich bin ja vielleicht in meinem Bestreben, den Grundriß unserer Stadt aus Handelsstraßen zu erklären, zu weit gegangen. Hinsichtlich der Neustadt bekenne ich gern das von Dr Mack vorgeschlagene ignoramus und brauche mich daher auch nicht des Reisenden anzunehmen, der S. 136 hirnverbrannt genannt wird. Anders steht es mit der Sonnenstraße. Sie *ist fast die einzige, welche* ich mit den Handelswegen *nicht in Verbindung gebracht* habe. Und *die gerade soll nun auf einmal eine Heerstraße gewesen sein, „wie von niemand bezweifelt wird."* Mein Zweifel gründet sich nämlich in diesem Falle auf eine Urkunde. Es ist die Nr. 678 der Urkunden gemeiner Stadt im Stadtarchive. Ich habe sie in den „Straßennamen" S. 25 abgedruckt. Sie betont, daß die Straße von Magdeburg und Leipzig seit alten Zeiten durch die Stadt Braunschweig gegangen sei, und besagt ausdrücklich, daß man, diesem Straßenzuge durch die Stadt folgend, nicht nur über die Fuhse (bei Steinbrück) nach Westen, sondern auch über die Aller (bei Celle) nach Norden gelangt sei. Daß dies nur im Hinblick auf die Straßenscheidung beim weißen Rosse gemeint sein kann und sich nicht auf die Sonnenstraße bezieht, ist wohl klar. Wenn nun aber die Straße nach Hildesheim beim Altstadtmarkte in die Breitestraße eingelaufen ist, so verliert das Straßenkreuz beim Kohlmarkte zugunsten des Altstadtmarktes, der ohne Gewandhaus und Martinikirche riesengroß war und die Poststraße in sich schloß, an Bedeutung. Was man im Mittelalter Kohlmarkt nannte, war überhaupt nur die Poststraße und deren Verlängerung zur Schuhstraße. Auf den Teil südlich des Brunnens, auf dem die Kirche stand und wo begraben wurde, ist der Name erst nach Abbruch der Kirche übertragen worden. Bis dahin war die Situation ganz ähnlich wie bei der Magnikirche noch heute.

Ein ganz merkwürdiges Mißverständnis ist es, daß ich das Petritor als Treffpunkt der städtischen Straßen genannt haben soll. Ich nannte den Klint bei St. Peter, und der ist ein orographisches Gebilde. Genügt das, was ich darüber in den Straßennamen unter Bäckerklint gesagt habe, nicht, so möge man sich die Mühe geben, die Horinzontale 72, 5 zu zeichnen. Sie umschließt ein Plateau, dessen Nordspitze genau an der Stelle des Radeklints liegt, auf die die langen Straßen der Neustadt gerichtet sind. Die vom Rennelberge kommende Cellerstraße erreicht den Plateaurand auf dem Südklinte, und, weil sie das tut, ist das Petritor

[1]) Br. Mag. 1906 Nr. 11.

[2]) Das Durchgehen der Grundstücke läßt sich heute noch erkennen. Vgl. Br. Mag. 1897 S. 13—68.

auf der Linie Rennelberg-Südklint erbaut worden.

Ein ferneres Mißverständnis hat offenbar wiederum jenes Blatt I herbeigeführt. Dr Mack hatte zwar im III. Bande des Urkundenbuches S. 726 darauf hingewiesen, man habe sich auf den Bruchteil der Freihöfe beschränken müssen, deren Lage urkundlich feststand. Trotzdem soll nun ihre Zerstreutheit die Unmöglichkeit eines Dorfes und einer Stadt beweisen. Wie ein Dorf im Jahre 1031, wo deren 18 bei St. Magni eingepfarrt waren, ausgesehen haben mag, weiß ich nicht. Dagegen habe ich unsere heutigen Dörfer gemessen und gefunden, daß die von mir im 11. Jahrhundert vorausgesetzte Stadt die meisten an Größe nicht übertrifft[1]). Es ist nämlich nicht richtig, daß ich sie auf die Damminsel hinübergreifen lasse. Ich habe ausdrücklich das Ulrichstor als eins ihrer Tore genannt. Erst die Stadtmauer Heinrichs des Löwen hat sich auf die Damminsel erstreckt. Beim Südmühlentore biegt sie im rechten Winkel um, schafft bei der Dusterburg ein neues Tor und folgt dann dem rechten Okerarme, wo sie durch den langen Turm und den Bergfried bei der Dammühle das alte Ulrichstor ersetzt hat. Das Ulrichstor, welches gewissermaßen als unvereinbar mit meiner Annahme hingestellt wird, ist also ganz im Gegenteil, ebenso wie das Südmühlentor, ein redender Zeuge dafür, daß es schon vordem eine befestigte Altstadt gegeben haben muß. Wie man dies Tor sich aber erklären soll, wenn man den Marktort bei St. Ulrich annimmt und sich den an die Oker anlehnen läßt, weiß ich nicht. Es steht ja dann mitten drin. Man nehme es mir nicht übel, wenn ich an solchen Marktort nicht glaube. Die vor 11 Jahren von Professor Rietschel aufgestellte Theorie nötigt, wie mir scheint, nicht zu solcher Annahme. Je höher man die Autorität ihres Urhebers einschätzt, um so mehr wird man annehmen dürfen, daß er geneigt sein wird, das damals über Braunschweig gesagte zu revidieren, nachdem inzwischen Hänselmanns Abriß der Geschichte der Stadt Braunschweig und zwei Bände des Urkundenbuches mit den neuen Plänen erschienen sind.

Nun will ich aber diese Zeilen nicht schließen, ohne auch meinerseits Zugeständnisse zu machen. Ich glaube nicht, daß Heerstraßen sich immer verzweigt haben, daß ältere Besitzverhältnisse stets unüberwindliche Hindernisse für planmäßige Stadtanlagen gewesen sind, daß eine freie Verfügung über den Grund und Boden nur rechts der Elbe möglich gewesen ist, und daß es nur im 13. und nicht schon im 12. Jahrhundert regelmäßige Grundrisse gegeben hat. Hätte ich ähnliches gesagt, so widerrufe ich es. Vielleicht helfe ich dadurch die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die durch mein Vorgehen für den positiven Aufbau der Beweisführung erwachsen sind. H. Meier.

[1]) Z. B. Rautheim, Melverode, Weddel, Lehndorf. Größer ist Bortfeld, kleiner etwa Leiferde ohne die Ausbauten.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

81. Sitzung am 26. Oktb. 1908 zu Braunschweig.

Museumsdirektor Professor Dr P. J. Meier eröffnete als stellvertretender Vorsitzender die erste Sitzung des Winterhalbjahres mit der Mitteilung, daß der Vorsitzende, Archivrat Dr Zimmermann, durch Trauerfall in seiner Familie am Erscheinen verhindert sei. Dr phil. Karl Steinacker hielt einen Vortrag über das Stift Gandersheim. Seine durch Lichtbilder trefflich erläuterten Ausführungen werden demnächst im Druck erscheinen.

82. Sitzung am 9. Nov. 1908 zu Braunschweig.

Museumsdirektor Professor Dr P. J. Meier hielt seinen angekündigten Vortrag über Braunschweigs Kunst im hohen Mittelalter mit Lichtbildern. Redner behandelte vorzugsweise das 13. und 14. Jahrhundert. Er gab die Erklärung für die verschiedenen Stilformen, die sich bei unsern Kirchen nach und nach geltend gemacht haben, namentlich beim Dom, bei der Magni-, Martini-, Katharinen- und Andreaskirche. Bauliche Erweiterungen wurden im 13. Jahrhundert Bedürfnis. Diese vollzogen sich langsam und mit Unterbrechungen. Jeder Weiterbau erfolgte dann in der Stilart, die zu der betreffenden Zeit üblich war. Außer dem Altstadtrathause besprach Redner sodann auch die Plastik der Architektur und führte in Lichtbildern sonst wenig beachtete Bildwerke in überraschender Deutlichkeit vor. Zum Schlusse behandelte er auch die bedeutenden Erzeugnisse des Kunstgewerbes.

Kaufmann du Roi regte darauf an, bei wichtigen baulichen Veränderungen, wie z. B. dem Gewandhausbau, deren Besprechung im Geschichtsvereine zu veranlassen. Er möchte bitten, dahin zu wirken, daß den Wünschen der auswärtigen Sachverständigen Rechnung getragen werde. Archivrat Dr Zimmermann erwiderte, daß der weitere Verlauf der Angelegenheit durch die Presse bekannt geworden sei; den geplanten Turm habe man fallen gelassen; das Dach werde nach Norden, so dürfe man hoffen, abgewalmt werden, so daß der alte Giebel des Gewandhauses auch künftig völlig frei in der Luft dastehen werde; wie die Sache in Bezug auf den Neubau an der Garküche steht, könne er nicht sagen. Hoffentlich trete der Ausschuß bald wieder zusammen und setze sich mit der Handelskammer als der Bauherrin, auf deren Entscheidung es fast allein ankomme, in Verbindung. Museumsdirektor Dr P. J. Meier erklärt, daß man im Ausschusse sich nur mit den Teilen des Neubaus beschäftigt habe, die zugleich mit dem alten Giebel sichtbar würden. Nun hätten aber die drei auswärtigen Gutachter auch den übrigen Teil be-

urteilt und für diesen bestimmte Wünsche geäußert. Die Handelskammer habe indessen erklärt, dieser Teil sei von allen zuständigen Stellen genehmigt. Sie wolle daran nichts mehr ändern. Formell sei sie hierzu berechtigt. Wie aber namentlich die auswärtigen Kunstkreise darüber denken werden, sei eine andere Frage. Die Entscheidung wegen der Zwischenglieder zwischen Gewandhaus und Neubau stehe noch aus.

83. Sitzung am 23. Nov. 1908 zu Wolfenbüttel.

Im Anschluß an die Verlesung des Protokolls der 82. Sitzung ergriff Museumsdirektor Dr P. J. Meier das Wort zur Gewandhausfrage: jetzt würde versucht, die First des Neubaudaches bis zum Gewandhausdache durchzuführen; er würde dies für eine Schädigung des Gewandhauses halten. Andererseits würden bei einer Abwalmung die jetzt auf das Dach des alten Baues aufgesetzten Schornsteine schauderhaft wirken. Er müsse daher jetzt der Befürchtung Ausdruck geben, daß der Bau nicht zum Vorteile Braunschweigs geraten werde.

Oberstleutnant z. D. Meier sprach über die Bedeutung des Jahres 1859 für die Begründung des deutschen Reiches. Er hob einleitend hervor, daß nicht nur Sybel, sondern auch Marcks und Lenz bei Beurteilung dieses bedeutungsvollen Jahres der abfälligen Kritik Bismarcks gefolgt sind. Bei aller Wertschätzung des großen Kanzlers sei es aber nicht wohl möglich, ihn als klassischen Zeugen für dieses Jahr, wo er krank und verärgert nach Petersburg abzog, zu verwerten. Man müsse die eigenen Äußerungen des Regenten, wie sie durch Bailleu und Berner überliefert sind, heranziehen. Die Hauptschwäche des deutschen Bundes habe auf militärischem Gebiete bestanden. Um die Mitte des Jahrhunderts sei dies akut geworden, weil Österreich und Preußen angesichts der durch Napoleon III veränderten Lage Europas zu selbständiger Großmachtspolitik gezwungen wurden. Da war es ein Glück für Deutschland, daß der Prinz von Preußen am 9. Oktober 1858 die Regentschaft übernahm. Kein anderer als dieser so vorzugsweise militärisch veranlagte Kriegsherr würde im Stande gewesen sein, den richtigen Weg zu finden, um Deutschland aus seiner militärischen Schwäche zu befreien.

Da sich Österreich mit dem Papste, dem Könige von Neapel und den oberitalienischen Fürstentümern gegen Sardinien verbunden hatte, verhinderte es das ganz entgegengesetzte Ziele verfolgende Preußen, ihm unbedingte Gefolgschaft zu leisten. Zwar dem leisesten Versuche Napoleons III, den Rhein zu bedrohen, würde der Regent sofort mit ganzer Macht begegnet sein. Da dies indessen nicht geschah, so blieb die Erhaltung der Lombardei das einzige Ziel, welches Preußen Österreich zu Liebe erstreben konnte. So ergab sich für den Regenten die Rolle des bewaffneten Vermittlers. Sobald es die Kriegslage erforderte, am 24. Juni 1859, verkündete er deren Beginn auf Grund zweier Forderungen, deren eine Napoleon, deren andere Österreich unmöglich bewilligen konnte, so daß die Fortsetzung des Krieges unter Eintritt ganz Deutschlands fast zweifellos war. Da verständigten sich trotzdem plötzlich die beiden Kaiser, und die Welt konnte höhnen, Preußen habe wieder einmal umsonst mobil gemacht.

Dem war aber nicht so. Zweierlei Entschlüsse hatte diese Mobilmachung reifen lassen, den, daß die Wehrverfassung des deutschen Bundes zu ändern, und den, daß die Friedensstärke des preußischen Heeres zu vermehren sei.

Die Tätigkeit des Regenten auf beiden Gebieten gelangte zu eingehender Darstellung. Aber die guten Absichten des Regenten wurden völlig verkannt. Es ergab sich der Konflikt mit dem Abgeordnetenhause in Preußen und, fast noch früher und schroffer, der Konflikt des Regenten mit seinen Standesgenossen.

Wie beides zur Berufung Bismarcks und zum Kriege mit Österreich geführt hat, wurde kurz berichtet. Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz hat König Wilhelm dann den Lohn für seine lange treue Sorge und Mühe um das preußische Kriegsheer davongetragen. Die Franzosen sind dabei wohlweislich aus dem Spiele geblieben. Sie haben uns noch 4 Jahre Zeit gelassen. Dann aber ist die große Abrechnung erfolgt und mit ihr die langersehnte deutsche Einheit erschienen.

Darauf zeigte und besprach Dr Zimmermann noch zwei handschriftliche Gebetbücher des 16. Jahrhunderts, die sich als charakteristische Zeugnisse der Zeit im Herzoglichen Landeshauptarchive befinden. Sie rühren von hohen Beamten des Wolfenbüttler Hofes her, das eine von dem berühmten Juristen Münsinger von Frundeck, auf dessen Tätigkeit vor allem die Justizreformen des Herzogs Heinrich d. J. zurückgehen († 1588), das andere von dem Oberzeugmeister Klaus von Eppen, der wie jener den Herzögen Heinrich d. J. und Julius (1544—84) in Wolfenbüttel gedient hat. Beide Handschriften sind sehr sorgfältig geschrieben und bieten sowohl nach ihrer Ausstattung als auch nach ihrem Inhalte in mancher Hinsicht ein kulturgeschichtliches Interesse, das Redner in Kürze hervorhob.

84. Sitzung am 14. Dez. 1908 zu Wolfenbüttel.

Vor Eintritt in die Tagesordnung erhielt zunächst Dr med. Troje das Wort, der als Vorsitzender der Abteilung des Dürerbundes in Braunschweig in eingehender Weise deren Haltung in der Gewandhausfrage zu verteidigen suchte, insbesondere auch gegen Angriffe, die der Dürerbund in der Septembernummer des Braunschweiger Magazins erlitten hätte. Der Verfasser dieses Aufsatzes, Dr P. Zimmermann, erklärte, daß er jederzeit gern bereit sei, Irrtümer, die ihm nachgewiesen würden,

zu berichtigen, daß er aber zuvor diesen Nachweis abwarten müsse. Zu einer weiteren Erörterung der sog. Gewandhausfrage kam es nicht, da Dr Troje plötzlich durch seine Berufspflichten telegraphisch abberufen wurde, und die Versammlung nicht für zweckmäßig hielt, ohne genaue bildnerische Vorlagen und gründliche Vorbereitung ein Urteil in der noch schwebenden Frage abzugeben, deren Entscheidung einer bestimmten Kommission von Sachverständigen übertragen sei.

Superintendent D. theol. J. Beste (Schöppenstedt) hielt darauf einen Vortrag über den 1880 verstorbenen Abt Hille, dessen schlichtes Leben und reiches Wirken er wahr und warm darzustellen wußte. Wir werden demnächst dieses Lebensbild im Wortlaute hier mitteilen.

Zuletzt besprach Dr P. Zimmermann noch einen kürzlich für das herzogliche Landeshauptarchiv erworbenen Siegelstempel, der zuerst von Graf Siegfried II von Blankenburg (1225—83), dann in etwas veränderter Form von dessen Enkel, Graf Siegfried V (1275—89), geführt ist. Auch auf diese Mitteilungen werden wir demnächst ausführlicher zurückkommen.

Bücherschau.

In den **„Stunden mit Goethe"** V. B. 1. Heft (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1908) S. 14—59 hat Wilhelm Bode einen angenehm geschriebenen Aufsatz über Frau von Branconi veröffentlicht, der sich in biographischer Hinsicht ganz auf Wilh. Rimpaus grundlegender Arbeit in der Harzzeitschrift (33. Jahrg. 1900 S. 1—176) aufbaut, unter Hinzuziehung neuen Stoffes aber besonders das Verhältnis Goethes zu der berühmten „schönen Frau" in helles Licht setzt. — Sehr unwahrscheinlich kommt es uns bei Lessings Stellung zum Braunschweiger Hofe vor, daß dieser Eschenburg als Erzieher des Sohnes der Branconi empfohlen habe (S. 18). Ein wichtiges Moment bei der Entfremdung des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand und der Branconi wird, wenn auch ganz unbewußt, Fräulein Luise von Hertefeld gebildet haben, über die wir an dieser Stelle bald Näheres hoffen mitteilen zu können. — Im folgenden Hefte (V, 2) behandelt W. Bode S. 133—35 im Anschluß an das Jahrbuch unseres Vereins (1907 S. 162 ff.) die Beziehungen Goethes zu dem Abte H. Ph. K. Henke in Helmstedt.

In **Niedersachsen** (14. Jahrgang Nr. 2 S. 28 f.) erhalten wir in einem Aufsatze von Friedrich Schlieker „Der Aufenthalt Hoffmanns von Fallersleben im Bothfelder Pfarrhause 22. Juli bis 26. August 1858" interessante Nachrichten über die polizeiliche Aufsicht, unter der Hoffmann damals stand. Zu berichtigen bleibt der Satz, daß er sich „mit seiner Nichte Ida zum Berge, der jugendlichen Tochter des Bothfelder Pastors, in der Kirche dieses jetzt in Hannover eingemeindeten Dorfes hatte trauen lassen". Diese Trauung fand nicht in Bothfeld, sondern in der Martinikirche zu Braunschweig am 28. Oktober 1849 durch den Pastor Adolf Klügel statt, vgl. Br. Mag. 1898 S. 50; „Mein Leben" von Hoffm. v. Fall. 5. B. S. 97.

Marie Speyer, Raabes „Hollunderblüte". Eine Studie (Deutsche Quellen und Studien. Hgg. von Dr Wilh. Kosch, Prof. a. d. Universität Freiburg im Üchtland (Schweiz). Heft 1.) Regensburg, J. Habbel 1908. 126 S. 8° M. 2,40.

Schon bei Lebzeiten auch für die Literatur-Wissenschaft ein Klassiker zu werden, ist wenigen deutschen Poeten und jedenfalls noch keinem deutschen Romandichter zu teil geworden. Wilhelm Raabe geht da mit voran. Früher schon ist die eine und andere seiner Dichtungen in diesem Sinne in Programmabhandlungen deutscher Gymnasien behandelt; die vorliegende Dissertation — eine zweite (Ad. Schirmer, Raabe und Dickens) ist als 5. Heft derselben Sammlung angekündigt — zeigt, daß auch die Seminare der Universitäten beginnen, ihn in den Stoffkreis ihrer Arbeit hineinzuziehen. Die Verfasserin bringt zu ihrer Abhandlung alles übliche gelehrte Rüstzeug mit, außerdem aber Gott Lob! eine nachempfindende Seele und eine herzliche Liebe zu dem Dichter und zu der Dichtung, die sie mit weiblichem Feingefühl, wenn auch von ihrem trefflichen Lehrer geleitet, (vgl. Wilh. Kosch, W. Raabe und Österreich. Österr. Rundschau Bd. I S. 198 ff.) sich auserlesen hat. Indem sie die Novelle nach allen Seiten hin auf die persönlichen Anregungen — das „Erlebnis" in Diltheys Sinne — und die literarischen, die in der Luft der Zeit lagen, auf die Stellung, die das kleine Kunstwerk im ganzen Lebenswerke Raabe's einnimmt, auf die Kunst des Aufbaus und der Gestaltung, der Fassung und des Ausdruckes im einzelnen durchforscht, und so im kleinsten Punkte die größte Kraft sammelt, gelingt es ihr, die charakteristischen und bleibenden Züge des Dichters herauszuarbeiten, einige schärfer und richtiger, als es bisher irgendwo geschehen war. Insbesondere zeigt der überraschende Vergleich mit dem „Schüdderump", wie die Lebensanschauung, die dieses Hauptwerk des Vierzigjährigen beherrscht, doch auch schon früher (mit Recht wird dabei noch auf: „Wer kann es wenden?" zurückgewiesen) bei dem jungen Raabe vorklingt. Da die Arbeit zu allem übrigen auch gut geschrieben ist, so kann sie den vielen heimischen Verehrern unseres Meisters nur aufs wärmste empfohlen werden.

Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe. In Verbindung mit Phil. Aug. Becker hgg. von Wilhelm Kosch und August Sauer. 11. Band: Tage-

bücher. Regensburg, J. Habbel. XIV u. 426 S. 8°. M. 4 (geb. 4,50, Subskriptionspreis für alle 12 Bände: M. 2,50, geb. M. 3 der Band).

Die Tagebücher des großen Lyrikers von seinem 12. bis zu seinem 25. Jahre (1800—1813), aus denen bereits Hermann Anders Krüger in seinem Buche über den jungen Eichendorff das literarisch Wertvollste hatte mitteilen können, sind in diesem vorweg erschienenen Bande der neuen Gesamtausgabe nach allen Regeln philologischer Kunst abgedruckt und kommentiert. Natürlich muß man dabei und nicht bloß in den dürftigen, meist ganz äußerlichen Notizen des Knaben manches in den Kauf nehmen, was in keinem Betracht von Bedeutung ist. Allein, je weiter man vor- und eindringt, desto mehr findet jeder Freund der Literatur- und Kulturgeschichte seine Rechnung; so vor allem in den Aufzeichnungen aus den Halleschen und den Heidelberger Studentenjahren und den folgenden Aufenthalten in Berlin und Wien, doch kaum weniger in den dazwischen liegenden Wanderungen und Reisen und den Ferienfreuden daheim in Lubowitz: hier tritt neben einiger polnischer Wirtschaft auch der Naturboden der Eichendorffschen Romantik oft zum Entzücken hervor. Von besonderem Interesse für die Leser des „Magazins“ ist die eingehende Schilderung der Hamburger Reise im September 1805, die zu Fuß von Halle über den „düstern schwartzen Hartz“ nach Wolfenbüttel und Braunschweig und von da zu Wagen durch die „weltberüchtigte Lüneburger Haide“ nach Harburg geht (S. 109—123). Die „heilige Einsamkeit“ des „echt schweitzerischen Selkethales“, „das göttliche Naturschauspiel des berühmten Roßtrapps“, die „schauerliche Stille“ des „ungeheuerlichen Gewölbes“ der Baumannshöhle, dann abends und morgens das „himmlische Panorama“ und dazwischen „die grausenvolle unbeschränkte Nacht“ des Brockengipfels — das alles läßt das junge, reine Poetenherz sich in lyrischem Überschwang ausströmen, der uns blasierte Kinder des Automobilzeitalters halb zum Lächeln und halb zur Wehmut stimmt. Dagegen sind die Braunschweiger Eindrücke nur die eines flüchtigen, ja gleichgültigen Reisenden, der jetzt, im Geiste schon auf das lockende Ziel Hamburg gerichtet, kaum ein Auge hat für „die wenigen Merkwürdigkeiten“ „dieser antiquen, zum Theil sehr schönen Stadt“. — Der stattliche Band ist mit einer Anzahl Kunstblätter, worunter ein farbiges Porträt des Dichters, einigen Zeichnungen und Faksimile seiner Handschrift geschmückt, überhaupt aber von einer für den billigen Preis ganz ungewöhnlich guten Ausstattung, die dem Verleger alle Ehre macht. W. Br.

Wilhelm Busch an Maria Anderson. Siebzig Briefe. Rostock i. M., C. J. E. Volckmann Nachf. (E. Wette) 1908. VIII u. 116 S. 8o. M. 2.

Diese Briefe, die Karl Herrmann in Rostock herausgegeben und unter Beihülfe der Empfängerin mit kurzen Anmerkungen versehen hat, bilden einen wichtigen und interessanten Beitrag zum Verständnis des berühmten Dichters und Zeichners[1]), der hier die von ihm selbst zugegebene „Nachlässigkeit oder Schüchternheit in schriftlichem Verkehr mit Fremden“ ablegt und auf die briefliche Anfrage einer holländischen Schriftstellerin hin mit dieser für eine Zeit in fleißigen Briefwechsel tritt. Allerdings scheint er in dieser Lebendigkeit kaum ein Jahr lang angehalten zu haben; 59 Briefe stammen aus dem Jahre 1875, nur 7 aus 1876, 3 aus 1877 und 2 aus 1878. Es sind unter den letzten Schreiben auch recht unbedeutende, also ist wohl anzunehmen, daß mehr nicht vorhanden waren. Allmählich stellte es sich wohl heraus, daß M. Anderson keine wesensverwandte Natur war, die Busch auf die Länge hätte fesseln können. Angenehm hatte es ihn offenbar berührt, daß sie für seine „Kritik des Herzens“ rege Teilnahme zeigte. Hatte er es doch bitter empfunden, daß dieses ernstgemeinte und ohne Bilder erschienene Werk, das erste der Art von ihm, in dem er nach eigenem Ausspruche „möglichst schlicht und bummelig die Wahrheit zu sagen versuchte“, nur geringen Beifall bei dem Publikum fand, das seine früheren Werke freudigst begrüßt hatte. Es hatte ihn etwas verstimmt, daß die große Menge in ihm nur den lustigen Spaßmacher sah und sehen wollte. Der sonnige, heitere Humor, der ihm so oft angedichtet ist, war keineswegs die Grundstimmung seines Wesens. Es lebte und webte Höheres in ihm als das, was vor allem an ihm gefiel. Daß dieses Streben und Ringen bei ihm aber niemals zu voller, schöner Entfaltung kam, bildet die Tragik seines Lebens. Er war ein Schüler Schopenhauers, ein überzeugter Pessimist, der sich ernsthaft mit philosophischen Problemen beschäftigte. Das tritt auch in diesen Briefen deutlich hervor. Sie sind der klare Ausdruck seines Wesens; er gibt sich hier ohne jede Pose stets ganz so, wie er ist. Dabei zeigt er sich als einen trefflichen Stilisten, der das Menschenherz und seine Regungen ebenso scharf beobachtete wie die Natur, die ihn umgibt, und die er mit kurzen treffenden Zügen dem Leser klar vor die Augen zu stellen versteht. Eigenartig ist er auch in Sprache und Ausdruck. Kurz, wir können einem Jeden, der W. Busch wirklich kennen lernen will, die Lektüre dieser Briefe nur angelegentlichst empfehlen.

[1]) Daß er auch ein bedeutender Maler war, hat erst nach seinem Tode namentlich die Wilhelm Busch-Ausstellung in München gezeigt. Vgl. die Einleitung von Fritz v. Ostini zum Kataloge der Ausstellung II. Serie (Juni 1908).

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.



